Depot
Z 287

Digitized by Google

M.VI 1/42.

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A88
[V.12]
no 274-365
1839
Oct.-Dec.

MF '78

Digitized by Google

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1839.

Triest.

(Von Lotichios.)

I.

Triest ist aus dem Karso hervorgegangen und liegt an dem Fuße desselben. Der Karso ist wild wie die Bora, die sich oft so furchtbar auf ihm ergeht, wild wie die Alpen, die über ihm emporragen, wie beim Sturme das Meer, das ihn bespült. Man könnte ihn, so wie man einen Alpenrücken im Salzburgischen genannt hat, das „steinerne Meer" nennen: sein Felsenlager liegt über und in einander geschoben, wie wenn es einmal flüssig und wogend gewesen, und fleckenweise stehen, lebhaft an die Leichensteine des Nürnberger Todtenhofs erinnernd, seine Zacken wie plötzlich erstarrte Wellen da. So weit das Auge reicht, nichts als Felsen und Steingeröll, angeflogen von Moos, Kräutern, Dornen, Gestrüpp, hie und da mit Eichenstauden, hie und da mit Menschenwohnungen, die auch nur eine Art von Felsen zu seyn scheinen, und durchschlichen und durchkrochen von Schlangen, Ziegen, Schleichhändlern, Landjägern, vom Wilde, und von braungekleideten, einen rauhen, slawischen Dialekt sprechenden Menschengestalten, die auch zum Wilde zu gehören scheinen. Kein Fluß, kein Bach, keine Quelle. Bei Regengüssen sammeln sich die Wasser in den Hohlgängen und Dallen, die von den früher gefallenen gebildet wurden, und strömen und kreisen und ringeln schäumend und ungeduldig herum, bis sie ein Loch, einen Trichter gebohrt, oder bis sie einen von den brunnenförmigen, den wilden Taubenschwärmen zum Aufenthalt dienenden Oeffnungen gefunden haben. Der Karso ist pensil, in seinen Höhlen gehen die Wasser; da geht der fabelreiche Timao, da wohnt der Proteus anguinus,*) und das Unheimliche, das Abenteuerliche, das Gespenstische seiner Tropfsteinhöhlen dämmert auf seiner Oberfläche. Zuweilen öffnet sich eine Aussicht auf das Meer, und da schimmert dessen Spiegel mit Oliven an den hohen Uferwänden und mit den Reben herein, deren köstlichem Safte die Kaiserin Livia ein so hohes Alter zu verdanken hatte;*) zuweilen sieht man mit Rebenlauben umzogene Weizen- und Haidenfelder, zuweilen blühen die Alpen im Morgen- oder Abendroth, und hin und wieder liegen Dörfer, und hoch an der See sitzt das Schloß Duino; allein jene Aussichten vermauern sich gleich wieder, und die Alpen bleiben Alpen, mit allen ihren Rosen der Morgen- und Abendröthe, und die Felder verschwinden hinter den Mauern und Felsblöcken, die aus ihnen gebrochen, oder unter den Steinen, mit welchen sie gegen die Bora, die sonst die Erde mit sammt der Aussaat hinwegblasen würde, belegt wurden, und die Wohnungen erscheinen nur wie eine besondere Art von Felsenconformation, und das Schloß Duino, das diese Gegend beherrscht, vermehrt ihren Schauer durch die Mährchen, Sagen und Geschichten, welche sich von ihm die Schiffer und die Hirten erzählen. Straßen kreuzen sich auf dem Karso, und unaufhörlich ziehen da große Schwärme Furlaner, die auf den Achseln, und Slaven, die auf dem Kopfe zu Markte tragen, da werden große Heerden von Mastvieh und Truthühnern getrieben, da fahren beständig Fuhrleute, Kutscher und Postillone, und immer mehr Häuser werden an die Straße gebaut, und immer mehr Felder aus den Felsen gebrochen, immer mehr Schilder werden in dieser Wildniß ausgehängt, immer mehr Glocken tönen in ihr, kurz, es ist als wenn all ihr Gestein zu Gebäuden behauen und zu Straßen verklopft werden sollte, und die Rebe beginnt selbst jene mächtigen, aus Quaderscherben und Splitter, aus Gebröckel und Auswurf bestehenden, ein ungeheures Lager zwischen der Landstraße und dem Meere bildenden Kegel von Nembrosina zu umranken, von welchen eine so schöne Sage geht; allein nichts vermag den Grundton dieser Wildniß zu

*) Der Proteus anguinus, namentlich in der berühmten Grotte von Adelsberg zu Hause, befindet sich auch in den Höhlen des Karso, die mit jener in Verbindung stehen. Bei der großen Trockniß im J. 1834 wurden in mehrern Brunnen am Fuße des Karso einige von diesen merkwürdigen Thieren gefangen; ein ungewöhnlich großes Exemplar, fast von der Länge eines Arms, bekam damals ein Freund von mir, der es nach Triest verschenkte, von wo aus es dann nach England gekommen ist. Es war in dem Brunnen von Gradisca gefangen genommen worden.

*) Der Wein, der auf dem Karso wächst, ist fast durchgängig gut, der vorzüglichste aber ist der von Prosecco, der sehr berühmt ist und von dem man auch glaubt, daß er der Kaiserin Livia Leibtrank gewesen sey.

ändern, nichts vermag ihre Felsen vor der Phantasie zahm zu machen; — das Hämmern des Steinklopfers, das Knallen und Meißeln der Marmorbrüche, die Peitsche der Fuhrleute, das Horn der Postillone, das Echo des da waltenden und einher fahrenden Lebens scheint öde wie der Bora, und des Meeres Brausen ist düster wie die Höhlen des Proteus anguinus, in welchen unterirdische Flüsse und Bäche ihre Wasserfälle bilden. In dieser Wildniß, dort bei den Kegeln von Nembrosina, wurden einst *) die Quadern zum Bau von Aquileja und von Venedig gebrochen, und aus dieser Wildniß hervor geht nun Triest, die Nebenbuhlerin Venedigs, die Stadt, die werden soll und wird, was Aquileja war.

Es ist Mondschein, man hört das Meer an den hohen, schroffen Felswänden, man hört die unterirdischen Wasserfälle, in der Ferne schimmern die Alpen, von Wolken umflogen, in welchen die Bora geht; von Raubvögeln aufgescheucht, flattern die wilden Taubenschwärme über ihren Klüften, wild bewegt flattern die Raben um die Leichensteine, auf den Straßen ziehet abenteuerlich des Marktes Zug. Es ist Mondschein es ist geisterhaft; man sieht, wie die Gegenstände, so die Formen der Töne, wie die Wirklichkeit und die Fabel, so die Sage und so die Geschichte, es ist so wundersam auf diesem steinernen Meere, als wenn berauscht auf seinem Gipfel, auf der Höhe von Obtschina, die alte Kaiserin Livia ein Lied singe! Und wenn man dann aus den Alpen, über den Karso, auf die Höhe von Obtschina kommt, welch eine Ueberraschung! Da liegt auf einmal das Meer in seiner ganzen Größe vor dem erstaunten Blicke, und tief, tief drunten, vor des Meeres Größe nicht verschwindend, liegt Triest mit seinen Hügeln und Bergen, mit seinen unzähligen Villen und Schiffen; Triest, dessen Wachsthum und Bedeutung man schon so sehr mitten auf dem Karso ahnt und empfindet, Triest, einst von Venetia eine Piratengrotte gescholten, jetzt von ihr beneidet und fast bewundert!

II.

Triestiner Seeräuber waren einst nach Venedig gekommen, und hatten die Bräute zu Castello, „die schönen Marien," geraubt, waren aber, während sie unterwegs auf einer Insel unter sich theilen wollten, und darob in Streit geriethen, von den Venetianern eingeholt und gezwungen worden, den Raub wieder fahren zu lassen, weßhalb darauf jährlich bis in die letzten Zeiten der venetianischen Republik das Fest der schönen Marien in der Kirche Santa Maria Formosa gefeiert wurde. Als nun unlängst die Triestiner auf das Kaiserfest in Venedig gefahren kamen, und sie sich da vor Allen durch ihren Luxus und durch den Schmuck ihrer Weiber und Töchter auszeichneten, sagten seufzend die Venetianer: Sie haben uns noch mehr als die schönen Marien entführt! Sie haben die Beute unter sich getheilt! Wir können sie nicht mehr einholen! Wir können nicht mehr das Unsrige im Triumphe zurückbringen! .... Befindet man sich in Venedig, so kann man nicht umhin, eingenommen wie man ist von den Reizen dieser unvergleichlichen und unnachahmlichen Stadt, über Triest, von dem man klagen hört, daß es ihr so großen Abbruch thue, recht bös zu werden; da man aber beständig davon sprechen hört, so kann man ebenfalls nicht umhin, dieß böse Triest, obgleich es nichts Merkwürdiges, als daß man dort die Steine wachsen sehe, enthalten soll, auch einmal zu sehen begierig zu werden, und um so mehr, als die Fahrt dahin durch die regelmäßig herüber und hinüber gehenden Dampfschiffe des Triestiner Lloyds zu einem Traghetto *) geworden ist. Vor dem Markusplatze liegt eben wieder eines von diesen Dampfschiffen. Es wird Abends Schlag neun Uhr abgehen. Man nimmt Platz auf ihm. Von den weiland so glühend hellen Nächten Venedigs flimmern nur noch wenige Lichter, auf dem Piedestal der Colonne des geflügelten Löwen sitzen eingeschlafen die Barcajuolen, man hört den Ruderschlag einiger Gondeln, man hört das Klirren einiger Tassen und das Geklimper einiger Guitarren, auf dem Platze und an der Riva zieht ein dunkler Menschenstrom fast so schweigsam wie die Kuppeln, Thürme und Statuen, die in den Lüften schweben; laut und lebhaft ist nur der Schrei der Acquajuolen; acqua! Wasser! Wasser! hört man schreien, als wenn Venedig lechzte, oder leck geworden wäre und untergehen wollte. Da schlägt die Glocke auf dem Markusthurm und auf allen Thürmen schlagen dumpf die Glocken, und als wenn Kuppeln, Thürme, Paläste, Menschen, als wenn da Alles stille stände, und dem Stundenschlage bange lauschte, so ist es einem, denn man gefällt sich darin, die Züge der Wehmuth und der Trauer dieser schönen Stadt wo sie nur leise und fast unbemerklich, laut, und wo sie deutlich ausgesprochen sind, schreien zu machen, zu übertreiben und zuweilen sogar phantastisch zu verzerren. Die Glocke schlägt neun, Venedig scheint zu lauschen, aber stolz setzt sich das Pyroscaph in Bewegung, sein Schlot braust, Funken sprühen und Rauchsäulen wirbeln, seine Räder rauschen und dahin gehts im Flug durch die Lagune. Man entfernt sich von Venedig, man entfernt sich, das Herz unsäglich beklommen, wie von einer klagenden Geliebten. Noch einen Augenblick, und man sieht nichts als Himmel und Wasser. In acht Stunden heißt es, sind wir in Triest! und man legt sich schlafen und schläft und träumt, dahinfahrend auf der hohen See in der Nacht, auf dem dunkeln Schiffe des merkwürdigsten Traghettos, so es in der Welt wohl geben mag. ... Und doch nur einen Augenblick schien dieß gedauert zu haben! Man ist wieder wach, das Dampfschiff hält am Molo von San Carlo, mitten in einem unabsehbaren Walde von Mastbäumen, und über dem Walde erhebt sich die Stadt, und über ihr erheben sich Terrassen mit Gärten und Lusthäusern bis in die Wolken, und in die Wolken gehen, von der üppig rankenden Rebe verfolgt, die nackten Schlangenlinien des Karso, auf dessen Gipfel die Riesensäule von Obtschina, der Obelisk des Kaisers von Oesterreich, im Glanze der aufgehenden Sonne steht. In dem Walde der Bäume des Meers, die so oft in den Stür-

*) Es ist zwar nur eine Sage, weit entfernt aber, daß sie, wie Einige behaupten möchten, geologisch widerlegt würde, findet sie ihre Bestätigung in ähnlichen Aufwürfen, die bei den heutigen Stein- und Marmorbrüchen auf dem Karso entstehen.

*) Traghettos werden in Venedig die Brücken vertretenden Stellen der Canäle genannt, wo auf Gondeln übergefahren wird.

Digitized by Google

men des Meeres gegangen, spielen die verschiedensten Flaggen und Wimpeln, ziehen Hunderte von Kähnen, singen Tausende von Schiffern! Aus jedem Fenster schaut es, aus jeder Pforte geht es, aus jeder Gasse strömt es; welch ein Gedränge, Gewühl, Geroll, Gelärm, welch ein Evviva in dieser Luft, als wenn der Kaiser da wäre. Alles lustig und festlich, wie wenn es Sonntag wäre! Der Fakir, der den Sack aus der Barke über das schwankende Brett trägt, scheint unter seiner Last zu tanzen. So guten Muthes ist Jedermann, und Alles ist am Werke; selbst die Promenade, hier eine Kopfrechnung, oder doch gewiß ein Calcul, ist eine Beschäftigung, selbst die Promenade! Und kein Bettler, man möchte sagen, kein Armer! Jedermann kann sich geltend machen, so wie jeder Fußbreit Boden außerordentlich kostbar ist, und die Stadt — man sieht, man hört sie wachsen, und der Karso, der sie umgibt, ist, man möchte sagen, glitzernd und kostbar wie ein Edelstein! Welch ein Erwachen! Man reibt sich erstaunt die Augen, man hat geschlafen, man hat geträumt! Wie es rauscht und treibt, wie da Alles Ein Geäder, Ein Geräde, wie da Alles in einander fließt und in einander greift! Und was nicht so in das Leben greift, wird vergessen! Drüben steht der Thurm von Aquileja, laß ihn stehn, was kümmern dich Ruinen! Siehe dort in jener neuen Grube Sarkophage und Urnen aus dem alten Tergeste, und, o die Vandalen, sie verbauen sie, sie vermauern sie wieder mit den Felsblöcken des Fundaments! Laß sie machen, was kümmern dich die Aschenkrüge und die Thränenvasen des Alterthums! Wahrhaftig, es geht einem da, wie dem, dem sein neuer Frack lieber ist, als die schönsten griechischen und römischen Draperien, oder wie dem und der, die lieber im Pariser und Wiener Modejournale blättern, als in einem Album aus dem Parthenon, dem Capitol und dem Vaticano! Man vergißt, was nicht leibt und lebt wie hier, man vergißt Venedig, man ist nicht mehr über Triest böse, man macht Wünsche für seine Unsterblichkeit, man weidet sich an seiner Jugend, an seiner Hülle und Fülle, an dem Muthwillen seiner lachenden Fortuna, an dem Leben, was sich entwickelt in den Kaffee-, Zucker- und Zimmetballen, von Häring, Stockfisch, Käse und Caviar, man weidet sich an dem Gotte, der so fein zu stehlen weiß, vor welchem Argus ein Blinder ist, an dem Gott, der die Seelen in die Hölle zum Pluto oder zum Teufel führt.

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

Am 12 Jannar 11 Uhr Morgens reisten wir über die Karawanenbrücke aus Smyrna ab. Wir nahmen Miethpferde, die wir die zwanzig oder dreißig Tage, so lange unsere Reise dauern wird, behalten werden. Den mit den Trümmern seiner alten Akropolis gekrönten Berg Pagus zur Rechten lassend, hatten wir bald Kara-Bunar (die Dianenbäder) und seine reizenden Gärten vor uns. Von Smyrna bis Nyphi ist das Land fruchtbar und abwechselnd. Große Oelbaumpflanzungen breiten sich über die Ebene hin aus, und Cypressenwälder erheben sich in verödeten Friedhöfen. Links hat man die Bergkette des Sypilus, rechts die des Tmolus vor Augen, dessen mit Tannen und andern Bäumen bedeckte Seitenfläche reizende Punkte bietet. Yuruks-Zelte, am Fuße dieses Berges aufgeschlagen, vervollständigten diese mir ganz neuen Landschaften. Die Yuruks sind Muselmänner von der Secte Ali's (d. h. Schiiten); sie verließen im Anfange des 11ten Jahrhunderts Persien, leben nur von dem Ertrag ihrer Heerden, und bestehen aus nicht viel mehr als 600, in den Sandschakaten Aidin und Katayeh zerstreuten Familien. Die Yuruks zahlen den Paschas dieser Gegenden, welche ihnen unbebaute Ländereien als Weiden überlassen, nur geringen Schoß.

Sieben Wegstunden trennen Smyrna von Nyphi, einem aus 800 halb griechischen, halb muselmännischen Familien bestehenden Flecken, in angenehmer Lage am Fuß einer verfallenen Veste. In den Gärten von Nyphi steht ein alter Thurm, der, der Sage nach, dereinst die Behausung eines vornehmen Griechen war. „Dieser Herr, sagte mir ein Dorfbewohner, hatte eine sehr schöne, einem jungen Philadelphischen Fürsten verlobte Tochter; als der junge Mann seine Braut heimsuchen wollte, fand er sie todt.“ Nyphi bedeutet in neugriechischer Sprache Braut, ein Name, der dem Dorfe und dem Thurme blieb. Der Pflanzenwuchs um Nyphi her ist schön und kräftig; Nuß- und andere Obstbäume trifft man in großer Zahl.

Mit Sonnenaufgang des 13 machten wir uns in nordöstlicher Richtung wieder auf den Weg. Nach einer Stunde kamen wir über eine fünfbogige Brücke, die über einen Fluß, gleichen Namens wie das Dorf, das wir so eben verlassen, geschlagen war. Wir ließen sie zur Rechten, und gelangten nach acht Stunden über eine weite Ebene, auf welcher nur Tamarinden und Hochgesträuch wächst, nach Kassaba. Man hatte uns zu Nyphi gesagt, die Pest richte in Kassaba große Verheerungen an, und der Anblick mehrerer frisch aufgeworfener Erdhügel schien diese traurige Nachricht zu bestätigen. Allein bald hörten wir, daß diese neuen Spuren nicht das Werk des Todes, sondern Freudenzeichen zur Feier des Beiram seyen; denn während dieses Festes schmücken die Muselmänner die Gräber ihrer heimgegangenen Lieben mit Baumzweigen, und graben die Erde um, als wollten sie dieselbe denen, die darin ruhen, leichter machen. In diesem Gebrauche liegt etwas unendlich Rührendes; der Osmanli gesellt so der Freude des Beiram diejenigen bei, die er hienieden einst geliebt. Dieses Jahr begann der Beiram zu Kassaba mit einem Unglück: ein junger Mann hatte bei Anbruch des Tages das Grab seiner seit einer Woche verstorbenen Frau besucht. Während er es mit Blumen schmückte, befiel alle seine Glieder ein plötzliches Zittern, und er starb am Grabe derjenigen, deren Andenken zu ehren er gekommen war.

Kassaba zählt 5000 Einwohner, 1000 Griechen, 50 Armenier und der Rest Türken. Beide christliche Secten besitzen eine Kirche, die Türken acht Moscheen. Der Haupterwerbszweig dieses Fleckens ist Baumwolle, die auf Kamelen nach Smyrna verführt wird. Die Kassaber Melonen verdienen den Ruf, dessen sie in ganz Anatolien genießen. Kassaba ist von keinem Paschalik abhängig; der Ertrag der Auflagen ist den Odalisken des Großherrn vorbehalten. Es gab im osmanischen Reiche von jeher kleine Städte, deren Einkünfte insbesondere den Frauen des Sultans bestimmt waren. Kassaba ist an einen Musselim verpachtet, der jährlich eine bestimmte Summe an das Serai bezahlt, die er leicht doppelt und dreifach sich wieder zu ersetzen weiß. Ich erkundigte mich nach der Summe, welche der gegenwärtige Statt-

Digitized by Google

halter an die Frauen Mahmuds abzugeben hat, allein ich erfuhr nichts Bestimmtes; wahrscheinlich ist es ein Geheimniß zwischen dem Musselim und dem Serai.

Die Entfernung von Kassaba nach Sardes beträgt vier Stunden. Die Straße zieht sich von Norden nach Süden. Drei Stunden von Kassaba trifft man zwei türkische Dörfer: Devrent und Orgarleh. Der Weg führt mitten durch eine unangebaute Ebene. Wir sahen von Zeit zu Zeit lange Reihen Kamele, welche Baumwollenballen nach Smyrna brachten. An der Spitze der Karawane reitet ein Türke auf einem kleinen Esel; der Muselmann läßt sorglos seine Finger auf den Saiten einer Mandoline hin und her laufen. Die Karawane macht während des Marsches nicht das geringste Geräusch; mehr als 400 Kamele marschiren hintereinander, und doch hört man nur die eintönigen Klänge der Mandoline des Kameltreibers. „Sart, Sart!" (so nennen die Türken Sardes) schrie unser Suridschi (Führer), auf eine grasbedeckte Fläche deutend, wo wir große Mauern und stehende und umgestürzte Säulen sahen: hier stand einst Sardes; einige Yuruk-Zelte nehmen die Stelle der Paläste und Tempel der Hauptstadt des lydischen Reichs ein. Da Sart auf der Straße nach Philadelphia liegt, so findet man hier ein schmutziges Wirthshaus, dessen Besitzer ein alter zerlumpter Grieche ist; wir übernachteten daselbst am 15 Januar. Neben dem Wirthshause befindet sich eine Mahlmühle, die von dem Pactolus getrieben wird, dessen Wasser keinen Goldsand mehr führt. Der Pactolus ist ein sehr beträchtlicher Fluß, der sich zwei Stunden nordöstlich von der verfallenen Stadt in den Hermus ergießt.

Eine halbe Stunde genügt zum Besuche der Ueberreste der Stadt des Crösus. Hinter der Mühle befinden sich die Trümmer einer der Jungfrau Maria geweihten Kirche. Sie wurde aus Säulen und Capitälen gebaut, die wahrscheinlich zu dem in den heidnischen Zeiten zu Sardes so berühmten Tempel der Cybele gehörten. Nordöstlich von der Mühle sieht man die Ruinen einer andern, dem heiligen Johannes geweihten Kirche. Mitten in der Stadt finden sich starke Ziegelsteinmauern — die Reste der Gerusia oder des Palastes des Crösus, wie man sagt: das Gebäude muß sehr groß gewesen seyn, denn seine Grundlagen nehmen einen bedeutenden Flächenraum ein. Diese Königswohnung dient jetzt als Kuhstall. Südlich von diesen Trümmern liegt die Akropolis — ein kegelförmiger Berg von einer dreifachen Mauer umgeben, die durch ihre Festigkeit der Zeit zu trotzen scheint. Auf dem Gipfel des Berges sah ich die von den Persern erbaute Vedette; vergeblich aber suchte ich den Tempel des Zeus Olympios, den Alexander erbauen ließ, nachdem Sardes ihm seine Thore geöffnet. Die interessantesten Ruinen der alterthümlichen Stadt befinden sich ¾ Stunden südwestlich von der Mühle in einem malerischen Thal, in dessen Hintergrund ein vom Tmolus herabkommender Fluß fließt. Diese Ruinen sind die der Tempel der Cybele; zwei große jonische Säulen stehen noch; um sie herum liegen Strünke, Schäfte, Simswerke, Karnieße, ungeheure Capitäler von bewunderungswürdiger Arbeit — nie vielleicht hat die griechische Baukunst Vollkommneres geschaffen. Ich will die Geschichte von Sardes, wie wir sie aus den Alten kennen, nicht wiederholen — ich würde damit nur Schulgelehrsamkeit zur Schau stellen. Eines aber fällt mir ein: die merkwürdigen Entdeckungen Alexanders in den Archiven der lydischen Hauptstadt. Der Sohn Philipps fand Papiere, welche ihm die von den Satrapen verschwendeten Geschenke enthüllten, um die Griechen zum Kriege gegen die Macedonier aufzureizen. Unter diesen Papieren vorgefundene Briefe des Demosthenes zeigten ihm, daß der große athenische Redner für die Schätze Asiens nicht immer unzugänglich gewesen.

Thäte es noth, das Nichts der menschlichen Größe noch zu beweisen, so gäbe es hier Stoff zu schönen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Sardes. Diese Stadt, in welcher die Schätze von zehn Nationen zusammenflossen, diese Stadt, in welcher Crösus den Reichthum vergötterte und Alles von ihm erwartete: Freude, Ehre, Trost, Hoffnung; kurz, diese Stadt, welche Florus das zweite Rom nannte, ist jetzt nur eine elende und stumme Einöde. Kein Handel, kein Anbau, kein Gold mehr an den Ufern des Pactolus; das Zelt des ärmlichen Yuruk ist Alles, was man in diesem Land, an das sich so glänzende Erinnerungen knüpfen, findet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Expedition nach dem Südpol. Der Terror, Capitän Crozier, und der Erebus, Capitän J. Roß, sind unter Segel gegangen, um ihre Expedition in die Südpolarmeere anzutreten. Beide Schiffe gleichen sich wie Zwillinge, so sehr sind sie auf einerlei Weise ausgerüstet. Der Erebus hat 370, der Terror 340 Tonnen; jedes Schiff führt 64 Mann. Nichts wurde vernachlässigt, um diese Schiffe gegen alle Hindernisse ihrer gefährlichen Fahrt zu schützen. Die größte Sorgfalt wurde auf den innern und äußern Bau derselben verwendet; jedes hat 8 Schaluppen, welche namentlich zur selbstständigen Untersuchung von Meerengen u. dgl. eingerichtet sind, und 6 Kanonen, wovon 4 zur Vertheidigung und 2 für die Signale. Eine viereckige eiserne Röhre wurde so angebracht, daß eine milde und stets gleiche Temperatur an Bord unterhalten werden kann. Vom obersten Verdeck aus können Sägen in verschiedener Richtung angebracht werden, um das Eis zu spalten; einige dieser Sägen sind 30 Fuß lang. Die Schiffe sind auf drei Jahre verproviantirt. Mit den wissenschaftlichen Instrumenten hat die königliche Gesellschaft die Schiffe reichlich ausgestattet, und die Admiralität hat auf jede Weise dazu beigetragen, den Erfolg der Nachforschungen dieser kühnen Seeleute möglichst zu sichern. Die Zahl der Instrumente, die zu Beobachtungen dienen sollen, ist unbeschreiblich. (Engl. Bl.)

Münzenfund bei Tunis. Im vorigen Jahre entdeckte Hr. Boudor, als er in der Umgegend von Tunis Nachgrabungen anstellen ließ, neben einigen schönen Mosaiken von alter Arbeit und vertieft gravirten Steinen eine Anzahl Münzen, darunter fünf carthagische von griechischer Arbeit, mehrere römische und byzantinische, und endlich einen Denier tournois von Ludwig dem Heiligen, welcher wahrscheinlich aus den Zeiten seines Kreuzzuges hier blieb. (Revue numismatique.)

Münzenfund bei Algier. Ein Hr. Desgranges hat auf einer kürzlichen Reise in Algerien mehrere Münzen zusammengebracht, darunter einige unsichere Bronzemünzen von numidischen Königen. Unter den neuen Münzen ist eine von Abdel-Kader, welcher aber nach dem Beispiel der ersten Fürsten des Islam seinen Namen nicht auf die Münzen schlagen ließ, sondern man liest nur auf der einen Seite einen frommen Spruch, auf der andern den Namen der Stadt Tegdemt und die Jahrzahl 1254 (1837—38). (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1839.

Bruchstücke aus Marryatts' Diary in America.

In keinem Theile der Welt vielleicht hat man so viel Schwierigkeit allein zu seyn und seinen Träumereien nachzuhängen als in Amerika. Die Amerikaner leben so zu sagen Heerdenweise (gregarious) und halten es für unhöflich, einen allein zu lassen. Alles geschieht in Haufen und unter einem Haufen. Sie ziehen selbst ein doppeltes Bett einem einfachen vor, und man bot mir oft aus bloßer Gefälligkeit an, in Einem Bette mit mir zu schlafen. Hätte ich die Zahl der Leute aufgezeichnet, die bei mir eingeführt wurden, seit ich dieß Land betrat, es käme eine unglaubliche Zahl heraus: Hr. A. führt Hrn. B. und C. ein, die HH. B. und C. führen die HH. D. E. F. und G. ein, und so in infinitum fort den ganzen Tag. Dabei ist es unwandelbare Sitte, einem die Hand zu schütteln, und so schüttelt man sich dort und da und allenthalben die Hand, der Himmel mag wissen, wem, in diesem Lande der Gleichheit. Aber mit Einem Händedruck ist's nicht abgethan; trifft man sich zwanzigmal im Tage, so ist zwanzigmal die Hand ausgestreckt mit einem: „Nun, Capitän, wie geht es Ihnen jetzt? Wie gefällt es Ihnen in unserm Land?" Und dabei drücken sie einem die Hand kräftig. Es ist Alles herzlich gut gemeint, aber die ewigen gleichförmigen Fragen stellen endlich die Geduld und Ausdauer auf eine harte Probe. Gar manchmal wäre ich gern allein und incognito gewesen. Auf der Fahrt nach Utica hatte man mich wenigstens auf der Eisenbahn nicht erkannt, und so hoffte ich auch im Gasthofe unbekannt zu bleiben. Bei meiner Ankunft ging ich nach dem Gasthof und verlangte ein Bett; man reichte mir das Buch, und bat mich meinen Namen einzuschreiben. Wo man auch immer in Amerika anhält, bringt man ein solches Buch herbei, nicht als ob dieß Polizeivorschrift wäre, sondern bloß weil man kein Geheimniß in Amerika gestatten will, und weil sie jeden Fremden gern kennen möchten. Dieser Espionnage weicht man freilich durch Nennung eines falschen Namens leicht aus; ich hatte eben die Feder in der Hand und besann mich, ob ich Mr. Snooks oder Mr. Smith in das Buch schreiben wollte, als man mich auf die Schulter klopfte mit der Frage: „nun, Capitän, wie geht es jetzt?" Verzweiflungsvoll ließ ich die Feder aus der Hand fallen, und statt meines Namens war ein Klecks im Buch. Es war ein alter Bekannter aus Albany, und ehe ich noch 10 Minuten im Gasthof war, hatten mich noch zehn andere erkannt. Die Amerikaner sind selbst so locomotiv, daß es unmöglich ist, incognito zu reisen. Ist man einmal zu New-York bekannt, so kennt man einen überall, denn allenthalben trifft man Jemand, auf den man in der Hauptstraße von New-York gestoßen ist.

*

Die Stadt Albany liefert einen auffallenden Beweis nicht nur von der Schnelligkeit, womit Städte in Amerika entstehen, sondern auch, wie durch größere Energie jeder Nachtheil überwunden wird. Vor etwa 20 Jahren war Albany allein, eine große, volkreiche Stadt, ohne Rivalen in ihrem Kreise, aber seine Bevölkerung bestand größtentheils aus Holländern. Die Yankees aus den östlichen Staaten kamen hieher, und ließen sich ihnen zum Troß etwa zwei Stunden davon zu Troy nieder. Man hätte glauben sollen, Albany werde diese Stadt in der Geburt ersticken, aber sie vermochte es nicht, und Troy ist jetzt eine schöne Stadt mit 20,000 Seelen, und hat Albany den größten Theil des östlichen Handels entrissen. Die Einwohner von Albany heißen Albanier, die von Troy Trojaner!

*

Zwischen Albany und Troy herrscht allerlei Eifersucht: so rühmen sich beide, die größte Unterrichtsanstalt für junge Damen zu haben, die aus allen Staaten der Union hieher gesendet werden, um an dem einen oder dem andern Orte die letzte Erziehung zu erhalten. Hier, wie in manchen andern Anstalten, erhalten die jungen Damen Diplome, wenn sie ihre Examen gut bestanden haben. Sie werden nach einem System erzogen, das selbst Miß Martineau befriedigen würde, und die Mädchen vorbereiten kann, die Rechte auszuüben, deren, wie sie klagt, die Frauen so ungerechter Weise beraubt wurden. Man stelle sich dreihundert moderne Porcias vor, welche regelmäßig ihre Grade als Baccalaureus u. s. w. erhalten und aus der Unterrichtsanstalt hervorgehen, voll Algebra, Gleichheitsgeist und Constitutionstheorie. Die Masse und Mannichfaltigkeit dessen, was man in sie hineinstopft, übersteigt alle Begriffe. An dem

Digitized by Google

einen Nachmittage wurden sie in der Algebra examinirt, und zeigten darin ziemliche Gewandtheit: in einem gewissen Alter begreifen Mädchen schneller als Knaben, und würden wohl auch das Gelernte behalten, wenn die nachherigen Pflichten des Kochens und Kinderpflegens nicht wären. Nach der Algebra kam die Theorie der amerikanischen Constitution an die Reihe; den Antworten zufolge aber schien diese ihnen noch abstruser, als die Algebra, denn die Weiber sind geborne Tories, und lassen nur das Schürzenregiment als legitim gelten.

*

Die Erziehungsanstalt in Schenectady bietet eine Eigenthümlichkeit dar: man nennt dieselbe Botany Bay, weil hier meist junge Leute aufgenommen werden, die aus andern Anstalten entlassen wurden, und die hier durch moralischen Einfluß und väterliche Herrschaft, die einzigen Mittel, um wilde, junge Leute zu bessern, in Ordnung erhalten werden. Professor Nott, der die Anstalt leitet, ist ein sehr gewandter Mann, und diese Anstalt wird vielleicht tüchtigere junge Leute liefern, als irgend eine andere in der Union. Ein auffallender Umstand ist auch noch, daß hier keine besondere, religiöse Secte herrscht, wie fast in allen andern. Die Anstalten zu Yale, Williamstown und Amherst stehen unter presbyterianischem Einfluße, Washington College unter dem der Episcopalen, Cambridge in Massachusetts unter dem der Unitarier.

T r i e st.

III.

Triest wächst wirklich zusehends. Man schaut nicht mehr auf einzelne Häuser, sondern auf ganze Gassen, die da gebaut werden. Ist ein Haus klein, so wird es abgerissen und groß gemacht: man sieht fast keine Baracken, keinen Einstock mehr; hat Jemand nicht so viel Thaler, als nöthig sind, um damit einen Bauplatz zu bedecken, so deckt er sein Haus ab und läßt es in die Höhe schießen; steht dem Bau ein Berg im Wege, so wird er abgegraben oder hinweggesprengt, steht ihm das Meer im Wege, so wird es ausgefüllt: die Stadt dehnt sich und erhebt sich, wächst nach allen Richtungen. Unter den Waarenballen, die da beständig einherrollen, rollen die Wagen mit Fels- und Marmorblöcken, mit Quadern, mit Ziegeln, mit Sand, mit Kalk, rollen die Karren mit dem Abschube der Berge, mit dem Auswurfe der Gruben zu Keller- und Magazinengewölben. Unter den Fahrzeugen, die da einlaufen, landen Schiffe und Barken mit Erde, *) mit Bäumen und Blumen, mit den Gärten, mit welchen rings die nackten Felsen immer bekleidet werden. Das neue Hospital, riesenhaft, selbst in die Aussicht von Obtschina tretend, ist beinahe fertig; zwei noch größere Gebäude sollen bei Servola und bei Muja aufgeführt und dadurch der ganze Golf letztern Namens in die Stadt gezogen werden. Ein neuer Molo, 100 Klafter lang, soll in das Meer hinausgebaut werden; die gebirgige Promenade nach Servola wird abgetragen und ebenhin ans Meer gelegt. Die Dogana vecchia, wofür eine Gesellschaft 400,000 Gulden gab, jetzt aber 800,000 haben könnte, wird von derselben auf Speculation in ein Tergesteo umgestaltet, d. i. in ein Gebäude mit einem prachtvollen Kreuzgange und Bazar, mit Cafés, Casinos. Die Villa Campomarzo, vor etlichen Jahren für 71,000 Gulden vom Fürsten Baciochi der Gräfin Lipona verkauft, dieser späterhin für 220,000 fl. nicht feil, damals weit außerhalb der Stadt gelegen, liegt jetzt fast in derselben. Die Villa Necker, vom Fürsten von Montfort vor ein paar Jahren für 130,000 Gulden an den Hrn. Necker verkauft, früher hoch über der Stadt gelegen, liegt nun in derselben, die Häuser stellen sich vor ihr auseinander und verbauen ihr die Aussicht, und Hr. Necker erhielt für die Erlaubniß, ihr drei Façaden gegenüber stellen zu dürfen 5000 Gulden, und für andere Kleinigkeiten, für Sachen, die man kaum Zipfel nennen könnte, erhielt er 27,000, von der Miethe bezieht er 9000 und aus dem Gartenfeld, das zur Villa gehört, wollt' er es stückweise zu Bauplätzen hergeben, würde er jetzt schon 600,000 Gulden lösen! *) Es herrscht hier wie eine Wuth, zu bauen und Gebäude zu kaufen, fast wie die Wechsel gehen von Hand zu Hand die Häuser, auf dem Intavolationsbureau erscheinen manche drei bis vier und fünfmal im Laufe Eines Jahres! Es ist ein Furor, es ist aber keine Krankheit: die Leute haben Geld, sie bezahlen, und sie profitiren. Es ist der Krieg im Frieden, und wer das besingen will, braucht nicht erst die Hand von Wunden zu heilen, bevor er in die Saiten greift. Es ist nicht der Friede des Kriegs, ubi solitudinem faciunt, pacem appellant, es ist der schöne Krieg des Friedens! Triest, das vor noch nicht vielen Jahren kaum ein ordentliches Compliment zu machen verstand, das in den Manieren bloß die Süßigkeit des Kundenköders, die Beredsamkeit des Mäklers, die Freiheit der Ellensitze, die Urbanität eines großen Fleckens und die Humanität eines kleinen Marktes besaß, hat jetzt viel von Saal und Salon, hat Spiegel, in welchen es sich beobachtet, vor welchen es eine schöne und gute Figur zu machen studirt, vor welchen es mit den feinen und kostbaren Stoffen auch feinen Sinn und vornehme Gesinnungen anzulegen sich bestrebt; „die Triestiner sind noch zu jung, sie sind nicht sparsam" (d. i. nicht geizig) genug, sie thun nicht, wie die Genueser, wie die Venetianer, wie die Frankfurter gethan, sie thun nicht, als wenn sie reich werden wollten, sie geben zu viel aus, sie thun reich, pavoniren, schlagen Rad und galoppiren, wo sie sachte gehen müßten, sie glänzen; aber es ist noch mehr fumo als arrosto, mehr Duft oder Dunst, denn Braten! O ihr Triestiner, laßt euch nicht irre machen, laßt es nicht geschehen, daß der Geiz bei euch zur Maxime werde, es wird schon Kreuzerpetzer genug unter euch geben, es liegt schon im Gelde eine größere Neigung, liegen zu bleiben, als zu circuliren, es hat zwei breite Seiten, auf denen es liegen bleibt, während es nur einen schmalen Rand hat, auf dem es rollt,; fahrt fort, eben so leicht auszugeben, wie ihr leicht gewinnt, fahrt fort, euch reich zu kleiden

*) Gewöhnlich aus Istrien; der Humus um Triest herum ist großentheils Zufuhr.

*) Hier gebt nur der 20 fl. Fuß.

und zu meubliren, eure Küche, eure Livreen, eure Wagen und Rosse glänzen zu lassen; keine Bange, ihr werdet schwerlich Verschwender werden, aber wie bald ist's geschehen, und der Geiz, der auf eurem Grund und Boden liegt, sitzt mit euch zu Tische!

Ein Conditor, der sich voriges Jahr hier ansässig machte, verkaufte, ungeachtet seiner zahlreichen Zunftgenossenschaft, für 40,000 Gulden Zuckerwerk in Einem einzigen Jahre! und 30,000 bis 40,000 Gulden soll das Confect gekostet haben, mit welchem sich die jungen Damen und Herren auf dem Faschingscorso bekriegten. Nicht mit übergypsten Maiskörnern oder ähnlichem, wie in Rom, Bologna u. s. w., bewarfen sie sich, sondern mit köstlichem Zuckerwerk und mit kostbaren Blumensträußen. Ungeachtet ein großer Theil des geworfenen Confectes von den Gassenbuben aufgelesen und aufgegessen worden war, hatte es doch mit dem, was von den Rossen herkam, und mit der Cigarrenasche eine solche Kruste auf dem Börsenplatze gesetzt, daß dieselbe auf Aschermittwoch aufgehackt und weggeschaufelt werden mußte. Auf dem Corso konnte man so recht sehen, auf welch erstaunliche Weise Triest mit Kleidern, Livreen, Wagen und Pferden und dergl. Luxus treibt. Dadurch schon allein war der hiesige Carneval eines Besuches werth; und dabei das Gemisch von Tschitsche, Hanswurst und Harlekin, die verschiedenen Costume, die verschiedenen Zeuge. Doch was die verschiedenen Costume und Zeuge anbelangt, so däucht es einem hier beständig Carneval: unter dem Gedränge der dunkeln Fracks eine Menge Griechen und Albanesen, im Hafen vielerlei Volk, Türken mit krummen Beinen und rothen oder gelben Spitzpantoffeln, Krainer in bemalten Pelzmänteln, Kärnthner in langen Stiefeln und ledernen Hosen, Slavonen mit langen Ueberröcken und langen Schnurrbärten, die schmucken Mandrieri oder Bauern des Triestiner Weichbildes, Serbier, Furlaner, Croaten, Tschitschen, Bottegas, Camerieri, Parruchieri, deutsche Kellner und Kellnerinnen und — und es ist ein Thurm von Babel — aus dem Karso nach dem Himmel; da tragen sie alle Trachten, da sprechen sie in allen Zungen, sie verstehen sich aber alle einander ganz vortrefflich!

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

(Fortsetzung.)

Eilf Wegstunden führen von Sardes nach Ala-Schehr (die buntscheckige Stadt), und nicht Allah Schehr (Gottesstadt), wie sie beinahe alle Reisenden nennen. Wenn man Sardes verläßt, nimmt man seine Richtung dahin östlich über eine mit turkomanischen Zelten besäete Ebene. Diese Ebene gränzt gegen Süden an die lange Tmoluskette, gegen Norden an die Berge, welche den Namen Bellendsché-Dagh führen. Zwei Stunden von Sardes befinden sich zwei muselmännische Dörfer: Seleilli und Kulah. Wir übernachteten am 15 Januar in einer rauchigen Hütte an der Straße, 7 Lieues von Ala-Schehr. Ein alter gemächlicher Türke nahm uns bei sich auf. Unser Wirth Mohammed ließ sich nicht einfallen, daß wir der Sprache der Osmanli unkundig seyn könnten, und redete uns daher geradezu an. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er wahrnahm, daß wir nicht türkisch sprechen konnten. Er hatte sich nicht einbilden können, daß es auf der Welt noch andere Sprachen gebe, als die seinige. Auch konnte er sich von seinem Erstaunen nicht erholen, schlug seine Hände über dem Kopfe zusammen, und ließ kein anderes Wort vernehmen, als: Masch-Allah! Masch-Allah! (Wunder Gottes! Wunder Gottes!)

Ala-Schehr, das alte Philadelphia, liegt am Fuße des Berges Tmolus, den die Türken des Schnees wegen, womit sein Gipfel beständig bedeckt ist, Kestenus-Dagh (weißen Berg) nennen. Philadelphia ist mit starken, an mehrern Punkten von Erdbeben niedergerissenen Mauern umgeben. Die neuere Stadt, sehr arm und schmutzig, nimmt nicht ganz den von den Wällen umschlossenen Raum ein. Ala-Schehr hat wenig Obstbäume. Die Haupteinkünfte der Stadt bilden Korn, Baumwolle und Tabak. Die Bevölkerung besteht aus 12,000 Türken und 5000 Griechen. Die Muselmänner haben acht Moscheen und die Christen zwei Kirchen. Sie können nicht glauben, mit welchem stolzmitleidigen Eifer uns die philadelphischen Christen innerhalb der Wälle eine alte Kirche zeigten, von welcher noch große und starke Quadersteinmauern gut erhalten sind. An einer dieser Mauern bemerkt man das Bild des Evangelisten Johannes. Die christliche Gemeinde zu Philadelphia wird in der Offenbarung unter den sieben morgenländischen Kirchen aufgeführt. Den Christen dieser Stadt ist es nicht unbekannt, daß jener Apostel mit dem Worte Kirche nur zu den Herzen der Gläubigen spricht; nichtsdestoweniger erscheint dieser Tempel, dessen Mauern von den muselmännischen Einfällen wenig gelitten haben, als wahrer Zeuge des christlichen Philadelphia

„Ich weiß deine Werke," sagt das Buch Jesu Christi (Offenbarung III, 8 — 12) zu dem Engel der Kirche von Philadelphia. „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thüre, und Niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten, und hast meinen Namen nicht verläugnet. Siehe, ich werde geben aus Satanas' Schule, die da sagen, sie sind Juden und sind's nicht, sondern lügen. Siehe, ich will sie machen, daß sie kommen sollen und anbeten zu deinen Füßen, und erkennen, daß ich dich geliebet habe. Dieweil du hast behalten das Wort meiner Geduld, will ich auch dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die da wohnen auf Erden. Siehe, ich komme bald. Halt', was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes, und soll nicht mehr hinausgehen. Und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes, und den Namen des neuen Jerusalem, der Stadt meines Gottes, die vom Himmel hernieder kommt, von meinem Gott, und meinen Namen, den neuen."

Sämmtliche Christen von Philadelphia kennen diese erhabenen Worte; die Mütter lehren sie ihren Kindern, sobald sie zu sprechen anfangen. Jeden Abend, jeden Morgen sagt der Christ von Ala-Schehr diese Worte her, wie er das Gebet des Herrn hersagt, das in allen Winkeln der Erde, wo es Kinder des Evangeliums gibt, ertönt. Die Philadelphier waren stets eifrige Kämpfer des christlichen Glaubens. Im Jahre 1306 war Philadelphia die einzige griechische Stadt Kleinasiens, welche dem Sultan Bajazet den Eintritt verweigerte. Die Art, wie Ala-Schehr in die Gewalt der Söhne Murads I fiel, verdient Erwähnung. Da Bajazet sich Philadelphia's nicht zu bemeistern ver-

mochte, so nahm er zu Sicherung seines Planes die Contingente seiner neuen Verbündeten, des Krals von Serbien und des Kaisers von Byzanz, in Anspruch. Manuel forderte den griechischen Befehlshaber von Philadelphia auf, den Platz zu übergeben und türkischen Statthalter und Richter aufzunehmen. Das Oberhaupt von Philadelphia antwortete dem byzantinischen Kaiser, er werde an seinen Mitbürgern durch Uebergabe Philadelphia's an einen Barbaren nicht Verrath üben. Bajazet, voll Ingrimm, gab den unter den byzantinischen Kaisern, seinen Verbündeten, stehenden griechischen Truppen Befehl, sich Philadelphia's zu bemächtigen. Joannes Paläologos und Manuel waren die Vordersten bei Erstürmung ihrer eigenen Stadt, um sie dem osmanischen Herrscher zu überantworten. Die Führer der griechischen Armee empfingen aus den Händen Bajazets den Lohn ihres Eifers oder vielmehr ihrer Feigheit, den Befehlshaber Philadelphia's und einen Theil der Einwohner aber ließ der grimmige Sultan niedermetzeln.

Eine Stunde südlich von dem Hügel, auf dem die Akropolis von Philadelphia stand, ist eine Mauer, die, Smith zufolge, nach dem Blutbade der Einwohner von Ala-Schehr, von Bajazet aus menschlichen Gebeinen erbaut wurde. Ein Blick darauf genügt, den Irrthum des englischen Reisenden gewahr zu werden. Diese Mauer ist ganz einfach der Ueberrest einer Wasserleitung, welche das Quellwasser des Tmolus, das natürliche Versteinerungen bildet, zur Stadt führte. Die Gewächse, welche das Wasser mit sich führte, blieben am Gemäuer inkrustirt, und zeigen zuweilen die Gestalt von Gebeinen.

Wir wohnten zu Philadelphia in dem Haus eines jungen griechischen Priesters. Da er wußte, daß wir nach Jerusalem gingen, so unterhielt er sich mit uns von dem heiligen Feuer, das sich auf wunderbare Weise am Charsamstage in dem Grabe Jesu Christi entzünde. „Die Mönche vom Kloster des heiligen Erlösers, sagte er uns, hören nicht gern von dem wunderbaren Lichte sprechen; sie suchen diesen Glauben unter den Griechen zu zerstören. Die Christen müssen aber einander gegenseitig beistehen, fuhr der Papa fort. In dieser Sache fehlt es den lateinischen Priestern an Nächstenliebe, denn sie wissen wohl, daß die griechischen Klöster der Stadt Christi keine andern Hülfsquellen besitzen, als das heilige Licht." Außer diesen Worten will ich Ihnen eine Thatsache anführen, die Ihnen einen bessern Begriff von dem Papa von Ala-Schehr geben wird. Die englischen Bibelvertheiler kamen kürzlich nach Philadelphia; sie boten den griechischen Priestern 10,000 Piaster (etwa 5000 Fr.), wenn sie die Christen der Stadt nicht wider sie einnehmen wollten. Die 10,000 Piaster wurden nicht angenommen, und die Verbreiter des Protestantismus machten zu Philadelphia keinen Proselyten.

Am 17 Januar, als wir uns eben zur Abreise anschickten, ertheilten uns drei Papas den Segen. Sie stellten sich vor uns, in der einen Hand ein brennendes Wachslicht und in der andern ein Buch, aus welchem sie mit lauter Stimme Gebete ablasen. Diese für uns zum Himmel gesendeten Gebete rührten uns, und wir dankten den Papas. Die Priester aber hatten von uns etwas Anderes als Danksagungen erwartet. Wie groß war daher ihre Enttäuschung, als sie uns zu Pferde steigen sahen, ohne daß wir unsere Börsen zogen! Einer dieser guten Väter konnte es nicht übers Herz bringen, uns abreisen zu sehen, ohne ein Bakschisch zu empfangen, und forderte es endlich. Wir hatten Mitleiden mit diesen heiligen Leuten, und gaben unserem Dragoman den Auftrag, ihnen den Lohn ihrer Gebete einzuhändigen.

In einem Briefe des dritten Bandes des „morgenländischen Briefwechsels" *) deuteten Sie den Weg an, den Friedrich Barbarossa von Gallipoli aus bis an die Ufer des Scheleff nahm, wo dieser Kaiser sein Leben einbüßte. Auf unserem Wege von Sardes nach Laodicea folgten wir den Fußstapfen der deutschen Armee; wie sie, wanderten wir auf jener unermeßlichen Ebene, die gegen Süden an den Tmolus und Cadmus, gegen Norden an den Bellendsché-Dagh und die Berge Messogis gränzt. Nach Verfluß zweier Stunden gelangten wir an das östliche Ende der Ebene, wo sich das Tmolusgebirge mit dem von Bellendsché-Dagh verbindet. Hier beginnen die Messogisberge; sie zeigen anfänglich ein enges, krümmungreiches Thal, in dessen Hintergrunde sich ein spiegelheller Bach dahin schlängelt, beschattet von Pappeln und Platanen. Nachdem wir durch das am westlichen Abhang eines der Hügel gelegene Dorf Deverent gekommen, führte uns der Weg durch einen drei Stunden langen Wald von Zwergeichen, Tannen und Lärchen, und hierauf, immer den deutschen Kreuzfahrern vom Jahre 1190 folgend, nach Tripolis, einer neun Stunden von Philadelphia gelegenen Stadt.

Von dem alten Tripolis Mäanders ist nichts Besonderes mehr vorhanden: ein Theater, dessen Stufen verschwunden sind, zerstreut umherliegende Quader, Spuren von Wällen, umgestürzte Säulen auf einer weiten baum-, wasser- und graslosen Hochebene — ist Alles, was sich dem Auge des Reisenden darbietet. Ein großer schwärzlicher Hügel mit einem gewaltigen Thurme, dem einzigen Ueberrest einer alten Akropolis, beherrscht die Hochebene, worauf einstmals die Stadt Tripolis stand.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben.

Am 2 August trat zu Martinique ein abermaliges Erdbeben ein; zwei Stöße, von denen jeder 10 Secunden dauerte, fanden um 2½ Uhr Nachmittags kurz nacheinander statt.

Am 8 September um 1½ Uhr Nachts wurde in Monmouthshire und so ziemlich im ganzen Westen Englands ein Erdstoß verspürt.

Am 27 August ließen sich zu Messina mehrere starke Erdstöße spüren, die sich am 28 erneuerten, und am 30 und 31 abermals eintraten. In Calabrien soll dasselbe Erdbeben großen Schaden angerichtet haben. Man erwartete einen starken vulcanischen Ausbruch des Aetna.

*) Nämlich in dem Werke Michauds und Poujoulats.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 110** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: William Hazlitt's Charakteristik, der Redner Brougham und Burdett. — Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.) — **Miscellen.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 October 1839.

William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.

Die beiden Redner leben noch, jedoch in veränderten Verhältnissen; Henry Brougham ist Lord Brougham geworden und sitzt im Oberhaus, wo er eine vielfach angefochtene, etwas zweideutige Position genommen hat; Sir Francis Burdett, einst der Märtyrer der Freiheit, der Abgott von Westminster, kämpft, wiewohl auf Krücken, in den Reihen der Conservativen, jedoch eifrig behauptend, seinen alten Grundsätzen nicht ungetreu geworden, immer noch der Verfechter der Constitution zu seyn. Hazlitt aber ist vor mehreren Jahren schon gestorben, — ein Mann von großen Fähigkeiten und vielseitigen Talenten, dessen Schriften, z. B. sein Leben Napoleons, das einen scharfen Gegensatz zu dem Buch Walter Scotts bildet, in England einer ansehnlichen Popularität genießen, und der von den Radicalen besonders immer noch mit lobpreisender Bewunderung genannt wird. Vor einiger Zeit erschien sein literarischer Nachlaß, von seinem Sohn herausgegeben, mit Vorreden von E. L. Bulwer und Sergeant Talfourd, und aus Veranlassung dieses Buchs sprach sich die Edinburgh Review über Hazlitts Leistungen und Talent in einem Artikel aus, dem wir ein paar Stellen entnehmen:

„Die stolze Unabhängigkeit des Geistes, welche Hazlitt wirklich besaß, und nur zu begierig zur Schau trug, war an sich eine ehrenwerthe Eigenschaft, aber eben vermöge des Uebermaaßes dieser Eigenthümlichkeit lebte er in beständigem Krieg mit der Welt, ihren Institutionen, ihren Schicklichkeitsbegriffen und häufig ebenso mit ihrer wirklichen als ihrer conventionellen Moral. Er überließ sich seinen Leidenschaften und Launen mit einer gewissen trotzigen Verachtung des Urtheils seiner Mitmenschen, von welchen er sich nicht genug geschätzt und mißhandelt glaubte. Wenn sein Ruf wirklich durch ungerechte und gehässige Kritik gelitten hat, so hat ihm andrerseits das übertriebene Lob seiner Anhänger ebensosehr geschadet. Es ist ergötzlich zu sehen, wie auch die beiden berühmten Vorredner in einigen Widerspruch miteinander gerathen, wenn sie dem Verstorbnen ihr Lob, jedoch mit vorsichtigen Restrictionen, in wohlgesetzten Worten spenden. Talfourd läßt die Grundlage vom Charakter seines Helden bestehen in „einem ebenso leidenschaftlichen Durst nach Wahrheit, wie ihn Andre nach Reichthum, Macht oder Ruhm haben." Dennoch aber sind nachmals ganze Blätter dem Zweck gewidmet, darzuthun, wie äußere Umstände verschiedner Art den wahrsten aller Schriftsteller der Absicht nach, in einen der in der Praxis unwahrsten (das Wort in keinem harten Sinn genommen) verwandelt haben; — in einen Autor, dessen Speculationen in Moral, Literatur und Metaphysik so vermischt sind mit paradoxen und zweideutigen Sätzen, daß sein andrer Beurtheiler, Bulwer, sagt: „Ich vermuthe, die Hälfte von dem, was oberflächliche Leser buchstäblich genommen haben, ist insgeheim sarkastisch gemeint." Es trifft sich, daß die Bewunderung, welche beide für Hazlitt gefaßt haben, sehr modificirt ist in den Punkten gerade, auf welche jeder sich besonders gut zu verstehen glaubt. Talfourd ist ein lorbeergekrönter Tragiker, und er ist der Ansicht, daß Hazlitt nicht glücklich gewesen in seinen kritischen Versuchen über Shakspeare's Zeitgenossen, und eben so wenig, Einzelnes ausgenommen, in seinen Urtheilen über Shakspeare selbst; nennt ihn aber die erste Autorität in der Literatur des „Geistes und der Fashion in der Hauptstadt." Bulwer dagegen hat sich mit Geschmack und Geist in den Charakter der Zeit unsrer Großmütter versenkt — und er scheint Hazlitt's Abenteuer in diesen Regionen beinahe mit jenem besorglichen Gefühl zu betrachten, womit ein Mann von Fashion die Bewegungen eines etwas gemeinen Schützlings in einem Hofsaal beobachten würde. Dagegen wählt Bulwer gerade aus dem Werk, von welchem Talfourd so leichthin spricht, seine Proben und Auszüge, weil darin der Autor sich im glänzendsten Licht zeige.

Sollten wir die wesentlichsten Eigenschaften angeben, worin seine Verdienste sowohl als seine Mängel ihren Ursprung hatten, so wüßten wir den auffallendsten Charakterzug von Hazlitts geistigem Wesen, wie es in seinen Schriften sich darstellt,

mit keiner passenderen Bezeichnung zu benennen, als mit der einer feinen und Alles durchdringenden Ichsucht. Ohne Zweifel war diese ein Element seines ursprünglichen Wesens; der Gang seiner Erziehung trug dazu bei, sie zu nähren; der ganze Verlauf seines Lebens und seiner Beschäftigungen gaben ihr beständige Nahrung. Er war der Sohn eines unitarischen Geistlichen, eines Mannes von der Classe, die er selbst schildert als „die ultima Thule alles Sanguinischen und Visionären in der Politik," eines Schülers von Priestley, eines Mannes von Gelehrsamkeit und Liberalität, den aber seine Stellung und Umstände nothwendig auf eine kleine Gesellschaft und einen engen Ideenkreis beschränkten. Hazlitt, der so entfernt als nur Einer vom intellectuellen Stolz war, hat selbst bezeugt, welchen Einfluß eine solche Erziehung auf ihn hatte; er sagt: „die Dissenters, selbst geächtet, lernen auch Andre ächten, und kommen am Ende dahin, daß sie alle Wahrheit der Grundsätze, alle gesunden Ansichten auf den Kreis ihrer eignen kleinen Gemeinde beschränken. Ich ward irrthümlicherweise zu dem Glauben angeleitet, alle außerhalb der Classe der vernünftigen Dissenters Stehenden als kaum des Namens vernünftiger Geschöpfe würdig anzusehen." Er war von einer Gemüthsart, welche eine solche Erziehung besonders gefährlich machte. Er war begabt mit einer ungewöhnlichen Frühreife des Talents, verbunden mit der gewöhnlichen Begleitung hievon, einer dem Glück hinderlichen, zu großen und scharfen Gefühlsreizbarkeit. Seine geistigen Anlagen müssen sich außerordentlich früh entwickelt haben, und in seinem engen Kreis mußte ihm dieß große Aufmerksamkeit und Bewunderung gewinnen. Im vierzehnten Jahr übergab er seinem Vater den Plan eines beabsichtigten „Versuchs über den politischen Zustand der Menschheit." Mit siebzehn Jahren wurde der ungestüme, heißblütige Jüngling in die Welt geschleudert. Er begann seine Laufbahn als Künstler; später warf er sich auf die Literatur, um seinen Unterhalt und Ruhm zu gewinnen, immer aber blieb er, zu seinem Unglück, ohne eine bestimmte, regelmäßige Beschäftigung, welche einem überreizten Gehirn Ruhe gegeben hätte. Es ist leicht nachzuweisen, wie ein solches Leben auf einen Geist und ein Gemüth wie die seinigen, wirken mußte. Der erste Eindruck, den der Enthusiast empfängt, wenn er sich auf einmal dieser lärmenden, träumenden Welt gegenüber sieht, ist der einer schmerzlichen Enttäuschung. Er entdeckt (und Niemand hat diesen Theil seiner Laufbahn mit mehr Wahrheit geschildert als Hazlitt selbst in mehreren seiner Aufsätze) von wie verhältnißmäßig geringem Nutzen die hohen intellectuellen Gaben sind, auf die er stolz gewesen — wie das schnelle Urtheil, der entschlossene Geist, das leichtblütige Temperament mehr gelten in den Angelegenheiten der Welt, als all die Eigenschaften, welche Dichter und Philosophen machen. Kann er entweder diese Eigenschaften sich erwerben, oder mit der Lage und Stellung sich begnügen, wofür ihn seine ganz verschiedenartigen Talente befähigen, so ist es gut. Kann er aber dieß beides nicht, so reizt die Aufregung, welche die Folge davon ist, sein Temperament, seinen Unmuth auf und macht, daß sein Geist sich nach innen kehrt, daß er größeres Vergnügen daran findet, seine Eigenthümlichkeiten zu studiren, und immer und immer wieder das Lieblingsbuch seiner imaginären Autobiographie zu durchlesen, als an den gesünderen Beschäftigungen, die ein minder verwöhnter Geist außer sich gefunden hätte.

Hazlitt besaß eine, der eignen Mängel sich im Grund wohl bewußte, aber Vernachlässigung und Geringschätzung deßhalb nicht minder lebhaft und bitter empfindende Eitelkeit. Diese krankhafte Anlage ward noch gesteigert durch den Charakter der Gesellschaft, in welche er sich versetzt sah. In seinem frühern Leben war er viel zusammen mit Coleridge und den andern Lichtern des „jungen Englands" in jenen demokratischen Zeiten; in späterer Zeit lebte er mit der kleinen Coterie von Lamb, Leigh Hunt und ihren Genossen. So waren manche seiner Freunde Männer von hohem Genius oder von nicht gemeinen Talenten; Alle aber kamen überein in einer beklagenswerthen gegenseitigen Lobpreisung, und darin, daß sie ihre kleinen Clubs als den Inbegriff des gesunden Verstandes und Gefühls des literarischen Englands betrachteten. Auch darf nicht vergessen werden, daß diese und andre Eigenthümlichkeiten seines Charakters bestärkt wurden durch die heftige Verfolgung, welcher er und seine Freunde zu einer gewissen Zeit preisgegeben waren, durch plumpe und böswillige Kritik, weniger beißend durch Witz als verletzend und empörend durch unbarmherzige Wiederholung, welche nicht bloß ihre Schriften angriff, sondern auch ihre Personen, Sitten und ihr Leben, und alle Regeln des Anstandes höhnte, welche vor dem Emporkommen dieser neuen Secte von Cynikern selbst die Satyre geachtet hatte.

Wir machen auf diese Eigenthümlichkeiten aufmerksam nicht als auf Charakterschwächen, sondern als Eigenschaften, welche dem Schriftsteller ein besonderes Gepräge geben. Gerade seine Art, sich mit seinem Ich zu beschäftigen, macht einen Haupttitel seiner Ansprüche auf Bewunderung aus; immer sind seine Empfindungen und Betrachtungen damit verwoben. Daher das lebhafte Entzücken, mit dem er, seiner eignen Erzählung zufolge, in früher Zeit die Bekenntnisse Rousseau's las — ein Buch, das die Geschichte eines Geistes enthält, der in mehr als Einer Hinsicht das Gegentheil des seinigen war. Jedem kommt es wohl vor, daß er in seinen Träumereien sich identificirt mit irgend einer bekannten Person der Fiction — mit Hamlet z. B. in seiner melancholisch-philosophischen Stimmung; aber wer hat es je so beredt gethan wie Hazlitt?

„Hamlet," sagt er, „ist ein Name: was er sagt und spricht, ist nur die müßige Erfindung des Gehirns eines Dichters. Und so wäre das Alles nicht wirklich? Es hat so viel Realität als unsre eignen Gedanken. Die Realität davon liegt im Gemüth des Lesers. Wir sind Hamlet. Wer immer tiefsinnig und schwermüthig wurde durch sein eignes oder fremdes Unglück und Schuld, wer immer mit sich herumtrug die umwölkte Stirne des tiefen Nachsinnens, und sich „zuviel glaubte in der Sonne," wer immer hat kennen gelernt die Schmerzen verschmähter Liebe, der Aemter Uebermuth, und die Unbilden, welche der Hochmuth schweigendem Verdienst erweist; wer immer den Geist in sich erliegen fühlte und Traurigkeit wie eine Krankheit an sein Herz sich heften; wer seine Hoffnungen im Keim zer-

stört sah, und seine Jugend geirrt durch die Erscheinungen seltsamer Wesen; wer sich nicht behaglich fühlen kann, so lang er das Böse um sich schweben sieht wie ein Gespenst; wessen Kraft zum Handeln verzehrt worden ist durch den Gedanken; wem die Welt als etwas Unendliches erscheint und er selbst als Nichts; wen die Bitterkeit seiner Seele gleichgültig macht gegen alle Folgen, und wer ins Schauspiel geht, als Hauptmittel die Uebel und Leiden des Lebens gleichsam von sich abzuschütteln durch eine scheinbare Darstellung derselben — das ist der wahre Hamlet."

(Fortsetzung folgt.)

Der Cardinal Richelieu.

(Fortsetzung.)

Der Pater Joseph, der es so wenig leiden mochte, daß sein Herr von seinem Glück bei den Frauen als von seinen Gedichten sprach, schnitt eine Grimasse, welche schlau und fein seyn sollte, aber nur häßlich und ungeschickt war; er wähnte der Ausdruck seines Mundes, den er wie ein Affe verzog, solle sagen: ach! wer könnte auch Monseigneur widerstehen! Aber Monseigneur verstanden es so: ich bin ein armer Pfaffe, der nichts von der großen Welt versteht! und ohne Uebergang sagte er plötzlich, einen Brief mit Depeschen vom Tisch aufnehmend: der Herzog von Rohan ist todt, das ist eine gute Neuigkeit; so sind jetzt die Hugenotten verloren. Er hat viel Glück gehabt; ich hatte ihn durch das Parlament in Toulouse zum Verviertheiltwerden verurtheilen lassen, und jetzt stirbt er ruhig auf dem Schlachtfeld von Rheinfeld. Aber was thut's? das Resultat ist dasselbe. Wieder ein großer Kopf am Boden! Wie sind sie gefallen seit dem Montmorency'd! Ich sehe keinen mehr, der sich nicht vor mir neigte! Wir haben schon beinahe alle unsre Angeführten von Versailles gestraft; gewiß man kann mir nichts vorwerfen; ich übe gegen sie das Recht der Vergeltung aus und behandle sie, wie sie mich im Rath der Königin-Mutter haben behandeln lassen wollen; der alte Bramarbas Bassompierre wird mit ewigem Gefängniß bezahlt werden, wie der meuchlerische Marschall de Vitry, denn sie hatten nur für diese Strafe gegen mich gestimmt. Was Marillac betrifft, der auf Tod antrug, so spare ich den Tod ihm auf für seinen ersten Fehltritt, und empfehle dir, Joseph, mich daran zu erinnern; man muß gerecht seyn gegen Jedermann. So bleibt nur noch der Herzog von Bouillon stehen, den sein Sedan so stolz macht; aber ich werde ihn schon zwingen, es auszuliefern. Das ist etwas Merkwürdiges um ihre Verblendung! sie glauben vollkommne Freiheit zu Verschwörungen zu haben, und sehen nicht, daß sie an den Fäden herumspringen, die ich in der Hand halte und die ich manchmal verlängere, um ihnen Luft und Raum zu geben. Und haben denn die Hugenotten über den Tod ihres theuern Herzogs recht gewehklagt und geschrien wie ein Mann? — Weniger als über der Geschichte von Laudau, die jedoch auch noch glücklich ablief. — Was, glücklich, ich will doch hoffen, daß Grandier todt ist? — Ja, das ist es, was ich sagen wollte. Euer Eminenz muß zufrieden seyn; alles ist binnen vierundzwanzig Stunden beendigt worden; man denkt nicht mehr daran. Nur hat Laubardemont eine kleine Unbesonnenheit begangen, daß er die Sitzung öffentlich machte, was einen kleinen Tumult veranlaßt hat; aber wir haben die Signalements der Ruhestörer, und man verfolgt sie. — Das ist gut, sehr gut. Urbain war ein zu überlegner Geist, um ihn da zu lassen; er neigte sich zum Protestantismus hin; ich wollte wetten, er hätte am Ende abgeschworen; sein Werk gegen den Cölibat der Priester hat mir die Vermuthung eingeflößt; und im Zweifelsfall, merke dir das, Joseph, ist es immer besser, den Baum umzuhauen, ehe er seine Frucht getragen hat. Diese Hugenotten, siehst du, sind eine wahre Republik im Staat. Hätten sie einmal die Majorität in Frankreich, so wäre die Monarchie verloren, und sie würden eine demokratische Regierung stiften, welche dauerhaft seyn könnte. — Und welche tiefe Leiden verursachen sie alle Tage unserm heiligen Vater, dem Papst! sagte Joseph. — Ach, antwortete der Cardinal, ich sehe wo du hinaus willst; du willst mich an seine hartnäckige Weigerung erinnern, dir den rothen Hut zu geben. Sey ruhig, ich will heute noch mit dem neuen Gesandten davon sprechen, den wir schicken. Der Marschall d'Estrées wird, sobald er ankommt, das erlangen, was sich jetzt seit zwei Jahren hinschleppt, wo wir dich schon zur Cardinalswürde vorgeschlagen haben; ich finde nachgerade, daß dir der Purpur gut stehen würde; man sieht die Blutflecken nicht daran. — Jetzt fingen beide an zu lachen, der eine wie ein Gebieter, der mit all seiner Verachtung den von ihm bezahlten Meuchelmörder überschüttet, der andre wie ein Sklave, der sich in alle Demüthigungen ergibt, durch die man steigt.

Jetzt trat ein Page ein und meldete die Ankunft mehrerer Couriere, die von verschiedenen Seiten her gleichzeitig eingetroffen. Zwölf Boten traten nach einander ein, in verschiednen Trachten, oder vielmehr Verkleidungen. Man ließ sie durch eine verborgene Treppe und Gang in den Palast ein, und sie gingen durch eine andre Thüre wieder aus dem Cabinet hinaus, so jedoch, daß sie sich nicht begegnen und einander nichts mittheilen konnten. Als der letzte wieder hinaus war, winkte Richelieu dem Pater Joseph, der sich wie eine Mumie, in stumpfer Gleichgültigkeit dem Anschein nach, an die Wand gestellt hatte, und ohne ein Wort zu reden, öffneten, oder vielmehr erbrachen die beiden die Pakete mit Depeschen und theilten einander mit zwei Worten den Inhalt der Briefe mit:

Der Herzog von Weimar verfolgt seine Vortheile; der Herzog Karl ist geschlagen; der Geist unsers Generals ist ziemlich gut; hier der gute Vortrag, den er bei Tisch gehalten. Ich bin zufrieden. — Monseigneur, der Vicomte Turenne hat die Plätze in Lorraine wieder genommen, hier seine sonderbaren Unterhandlungen.... — Ach, übergehen wir das immer; sie können nicht gefährlich seyn. Er wird immer ein guter und ehrlicher Mann seyn, der sich nicht in Politik mischt; wenn man ihm nur eine kleine Armee gibt, mit der er hanthieren

kann wie mit einer Schachpartie, so ist er zufrieden, einerlei gegen wen es geht; wir werden immer recht gute Freunde bleiben. — — Hier das lange Parlament in England immer noch fortdauernd. Die Gemeinen verfolgen ihren Zweck, — hier das Blutbad in Irland. — Der Graf von Strafford ist zum Tod verurtheilt! — Zum Tod! welche Abscheulichkeit! — So lese ich. S. Majestät, Karl I, hat nicht den Muth gehabt, das Todesurtheil zu unterzeichnen, sondern vier Commissäre ernannt.... — Schwacher König! ich gebe dich auf! du sollst nichts mehr von unsrem Gelde bekommen. Falle, weil du ein Undankbarer bist! O unglücklicher Wenthworth! — Und eine Thräne trat in das Auge Richelieu's. Derselbe Mann, der mit dem Leben so vieler andrer spielte, weinte um einen von seinem Fürsten verlassenen Minister. Die Aehnlichkeit der Lage desselben mit der seinigen hatte ihn ergriffen; er beweinte sich selbst in diesem Fremden. Er hörte auf, die von ihm geöffneten Depeschen laut zu lesen, und sein Vertrauter that wie er. Er durchlief mit gewissenhafter Aufmerksamkeit alle die ins Einzelne gehenden Berichte über die geringsten und geheimsten Handlungen aller nur irgend wichtigen Personen — Berichte, die er immer von seinen gewandten Spionen den an ihn eingesandten Botschaften beifügen ließ. Man knüpfte sie alle an die Depeschen für den König an, welche sämmtlich durch seine Hände gehen und sorgfältig gesichtet werden mußten, um dem Fürsten gereinigt, und so wie er sie von ihm gelesen haben wollte, vorgelegt zu werden. Die besondern Billets und Beiberichte wurden alle sorgfältig von dem Pater verbrannt, nachdem der Cardinal sie durchlesen hatte; der letztere aber schien keineswegs zufrieden; er schritt sehr lebhaft, die Länge und Breite, durch das Zimmer, mit Gebärden der Unruhe, als die Thüre sich aufthat. Und ein dreizehnter Courier trat ein. Dieser sah aus wie ein Kind von kaum vierzehn Jahren; unter dem Arm hielt er ein schwarz gesiegeltes Paket für den König, und dem Cardinal gab er nur ein kleines Billet, auf welchem ein verstohlener Blick Pater Josephs nur vier Worte in der Schnelligkeit erspähen konnte. Der Cardinal zitterte, zerriß es in tausend Stücke, beugte sich nieder zu dem Ohr des Kindes und sprach lange zu ihm, ohne daß ihm geantwortet wurde; Alles, was Joseph verstehen konnte, waren die Worte, mit welchen der Cardinal den jungen Menschen zur Thüre hinaus führte: habe wohl Acht darauf, nicht vor zwölf Stunden von jetzt an! Während dieses Zwiegesprächs des Cardinals hatte Joseph sich damit beschäftigt, eine Unzahl von Schmähschriften dem Blick des Cardinals zu entziehen, die aus Flandern und Deutschland kamen, und die jener alle zu sehen verlangte, wie bitter sie auch gegen ihn sich aussprächen. Er affectirte in diesem Punkt eine Philosophie, die er weit und breit nicht hatte, und wenn er auch zum Schein über die Invectiven gegen ihn lächelte, hatte er doch keine Ruhe, bis solche Bücher auf dem Greveplatz durch Parlamentsbeschluß verbrannt wurden. Er war damit kaum zu Stande gekommen, als der Cardinal zurückkam und sagte: zum Aufbruch; Joseph, zum Aufbruch; öffne die Thüren für den ganzen Hof, der mich hier belagert hält, und suchen wir dann den König auf, der mich in Perpignan erwartet; ich fasse ihn dießmal ein für allemal. — —

Nachdem die Audienz, zu der sich Marschälle und Herzoge, selbst Prinzen vom Geblüt, drängten, vorüber war, stieg der Cardinal die Treppe des erzbischöflichen Palastes hinab, unter dem Vortritt der Menge von Personen, die ihm zu Wagen oder zu Pferde das Geleite geben sollten. Die ganze Bevölkerung von Narbonne und seine Behörden sahen mit Staunen dieser königlichen Abreise zu.

Der Cardinal stieg allein in eine große, geräumige, viereckige Sänfte, in der er bis Perpignan reisen wollte, da ihm seine Kränklichkeit nicht gestattete, diese Reise im Wagen oder zu Pferde zu machen; dieß Nomadenzimmerchen enthielt ein Bett, einen Tisch und einen kleinen Stuhl für einen Pagen, der schrieb oder ihm vorlas. Diese Maschine, mit Purpurdamast bedeckt, wurde von achtzehn Männern getragen, die sich von Meile zu Meile ablösten; sie waren aus seinen Wachen gewählt, und leisteten diesen Ehrendienst immer baarhaupt, wie auch die Sonnenhitze oder der Regen seyn mochte. Der Herzog von Angoulême, die Marschälle Schomberg und d'Estrées, Fobert und andere Würdenträger ritten ihm zur Seite; unter den dienstbeflissensten bemerkte man den Cardinal de la Valette und Mazarin, so wie Chavigny und den Marschall von Vitry, der der Bastille zu entgehen strebte, die ihm, wie es hieß, drohte. — —

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Rosamunde oder die Tage König-Heinrichs II (Fair Rosamond, or the Days of King Henry II) von Thomas Miller, wird mit vieler Achtung, ja fast Enthusiasmus von einigen englischen Kritikern erwähnt. — Auch Stories of Torres Vedras (Erzählungen von Torres Vedras) vom Verfasser der Abenteuer eines Irländers (Adventures of an Irish Gentleman) Dr. Millingen gehen nicht ganz leer an Beifall aus, obgleich das Athenäum sich nicht ganz zufrieden mit ihrem Wesen zeigt. Vielleicht können wir hier noch der Poetry of Flowers erwähnen (Poesie der Blumen), freilich nicht ganz seines Inhalts, obgleich er nicht schlecht seyn soll, sondern seiner Ausstattung wegen. In Quartformat, auf schönem Papier, bietet jede Seite eine Blume und Randverzierungen, die sie zum Gegenstand haben, in deren Mitte die Worte abgedruckt sind.

Im Theater Haymarket hat wieder eine Posse (eine Extravaganza nennt sie die Literary Gazette) von Lover „des Mannes Hemd" (Man's Shirt) den Beifall des Publicums erregt.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1839.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Der Redaction ist eine umständlichere Behandlung dieses bis jetzt so wenig bekannten Gegenstandes von einem deutschen Arzte, Hrn. Selberg, zugekommen, der sich längere Zeit dort aufgehalten hat, und bereits auch über javanische Medicin, einen Besuch in Madura u. s. w. Mittheilungen in das Ausland machte. Der vorliegende Gegenstand zerfällt nach der Ansicht des Verfassers in 4 Abtheilungen, nämlich 1) in das Monopelsystem der ostindischen Compagnie von 1600 bis 1808; 2) in das System der Zwangsarbeit, eingeführt von General Daendels, 1808 bis 1811; 3) in das System der Landrente, eingeführt von den Engländern im Jahre 1812, und von den Holländern beibehalten bis 1830; endlich 4) in das Agricultursystem, das im Jahre 1830 durch den General van den Bosch eingeführt wurde. Diesen letzten Abschnitt wählen wir aus, der für jetzt der interessanteste ist, und über den wenig bekannten Zustand Java's ziemlich genügende Aufschlüsse gibt.

Das Agricultursystem.

Ehe wir zur Beschreibung des neuen Systems übergehen, welches der General van den Bosch auf Java einführte, ist es nothwendig, einige Ausflüsse des frühern ins Auge zu fassen, welche bei seinem Regierungsantritte noch fortdauerten. Nur nach Beachtung dieser können wir einen richtigen Schluß auf die Lage der damaligen Verhältnisse machen, und die Folgen der neuen Administration gehörig würdigen.

Der Krieg gegen Diepo Negoro dauerte fort, nahte sich aber sichtbar seinem Ende. Alle bedeutenden feindlichen Häuptlinge waren durch die Holländer gefangen genommen oder unterworfen. Der unermüdliche Diepo Negoro floh noch, von einer geringen Anzahl Anhänger begleitet, unaufhörlich von den holländischen Truppen verfolgt, in den waldreichen Bergen Djokjocarta's umher. So lange er selbst noch nicht gefangen war, durfte man die holländische Kriegsmacht, welche über 36,000 Mann stark war, nicht schwächen. Endlich wurde dieser kühne, unruhige Mann, welchen seine Geistesgaben eines bessern Schicksals würdig machten, am 28 März 1830 gefangen, und nun erst durfte man die Hülfstruppen entlassen. Doch blieb die Armee noch längere Zeit hindurch fortwährend auf dem Kriegsfuß, welchen, außer den Verhältnissen auf Java, auch die Lage des Mutterlandes erforderte. Daher kam es, daß im Jahre 1830 ungefähr vier Millionen und die folgenden Jahre hindurch jährlich anderthalb Millionen Gulden mehr als in Friedenszeit weggenommen wurden, für welche jedoch der Voranschlag gemacht worden war. Außerdem wurden aber noch in Folge des Krieges bedeutende Ausgaben nothwendig. Die inländischen Corps (Barissans), welche den nun unterworfenen Häuptlingen angehörten, mußten unterhalten und durften nur nach und nach vermindert werden, damit sie nicht, über eine plötzliche Auseinandersprengung unzufrieden, von neuem der öffentlichen Ruhe gefährlich werden möchten; den unterworfenen Häuptlingen selbst hatte man bedeutende Vergütungen zugesagt, welche in Geld realisirt werden mußten. Die javanischen Fürsten und Prinzen waren durch den Krieg in große Schulden gestürzt worden, welche man ebenfalls, um neuen Unruhen zuvorzukommen, bezahlen mußte. Ebenso hatte das Gouvernement den Pächtern in den Fürstenländern Entschädigungen zugesagt, und manche andere Ausgabe, welche zu den unvorhergesehenen gehörte, war nothwendig.

In den Cassen Java's und der andern holländischen Besitzungen war am Ende des Jahres 1829 eine Summe von 5,721,380 Gulden vorräthig, von welcher eine flüssige Schuld von mehr als zwei Millionen in dem Laufe des Jahres 1830 bezahlt und die Administrationskosten für die ersten sechs Monate gedeckt werden mußten.

Der neu ernannte Generalgouverneur war mit einem Credit von zwei Millionen Gulden auf das Colonialdepartement versehen, wovon aber nur eine Million gebraucht wurde. Außerdem wurden 2 Millionen Gulden durch die Fregatte Ruyel angebracht, wovon über eine Million als Reservefonds bei der Bank deponirt und beinahe eine Million zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse benutzt wurde. Man füge noch hinzu, daß das Jahr 1829 mit einem nachtheiligen Saldo von ungefähr sechs Millionen abgeschlossen wurde, ohne die Kriegskosten, mit welchen Djokjocarta belastet war, und man wird einsehen,

daß bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden blieben, wenn as indische Gouvernement sich schon im Jahre 1831 alle seine Bedürfnisse selbst stellen sollte, wie es der König der Niederlande befohlen hatte, und welches gleich darauf der Ausbruch der belgischen Unruhen nothwendig machte. Schnell mußte man Maßregeln ergreifen, sowohl um die Ruhe auf Java herzustellen, als auch sie zu befestigen. Die Nachtheile, welche sich bei jedem jährlichen Rechnungsabschlusse zeigten, mußten aufhören, die Einnahme die Ausgabe übertreffen, um das Mutterland mit der gewonnenen Summe unterstützen zu können. Zugleich mußte der holländische Handel nach der Colonie gehoben werden, um auch den indirecten Gewinn für das Mutterland so viel wie möglich zu vermehren.

Das Monopolsystem der Compagnie, das Zwangsarbeitssystem des Generals Daendels, das Landrentesystem der Engländer hatten keineswegs, wie wir gesehen haben, den gerechten Anforderungen des Mutterlandes entsprochen; der General van den Bosch führte deßhalb ein neues System ein, welches sich von dem vorigen darin unterschied, daß dadurch hauptsächlich die Agricultur so viel wie möglich gehoben, um Producte zu erzielen, welche einen bedeutenden Gewinn versprachen, und die Industrie auf Java selbst vermehrt wurde, aber beides auf eine Weise, welche mit dem Adat der Javanen übereinstimmte und das Mutterland den Betrag der vermehrten Production gewinnen ließ. Doch blieb die Ausbreitung der Agricultur der Hauptzweck, denn nur nach Erreichung dieses konnte man die andern Plane verwirklichen; daher denn auch das neue System „Stelsel van Kultures" genannt wurde.

Da sich das Culturſystem des Generals van den Bosch genau dem Adat oder dem javanischen Herkommen anschließt, so müssen wir einige Bemerkungen über den javanischen Staatshaushalt wiederholen, so wie die neuen Einrichtungen selbst beschreiben.

Das Land, welches zu einem Dessa gehörte, war ungleich unter den Bewohnern desselben vertheilt. Ein Theil derselben war von dem Besitz ausgeschlossen und stand in einem Abhängigkeitsverhältnisse von dem Grundbesitzer, welcher über die persönlichen Dienste desselben verfügte und ihm dafür einen Theil Landes abstand, welcher zum Bedarf des Abhängigen hinreichte. Wurden von dem Abhängigen keine Handdienste geleistet, so bezahlte er die Hälfte der Ernte an sein Haupt oder seine Tjatja; wurden Handdienste geleistet, so war er gewöhnlich von dieser Abgabe frei.

Die Fürsten waren in so weit Eigenthümer alles Grund und Bodens, als sie das Recht hatten, von allem bebauten Lande eine Abgabe zu fordern, oder auch hiefür persönliche Dienste in Anspruch zu nehmen. Der Landbesitzer jedoch konnte sich diesen Abgaben entziehen, wenn er das Land der Commune zurückgab, welche dann den Nutzen davon hatte und die Last darauf tragen mußte. Die Abgaben und Dienste waren jedoch durch den Adat geregelt worden und bestanden für den Fürsten in einem Fünftheil der Ernte oder in Handdiensten, welche man im Durchschnitt auf 66 Tage jährlich rechnete. Wir haben gesehen, daß unter dem System der Landrente in der vorigen Epoche dieses Herkommen verletzt war, indem statt eines Fünftheils die Hälfte, zwei Fünftel oder ein Drittel der Ernte erhoben wurde.

Sollte ein Agriculturſystem auf Java mit Glück eingeführt werden, so müßte dieß so eingerichtet seyn, daß dieß Herkommen nicht verletzt, sondern in Schutz genommen würde. Nach seinem Adat ist dem Javanen in Folge des Klima's nichts angenehmer, als müßig seyn zu können, während er dabei mit allen Menschen das Streben gemein hat, von der Arbeit, zu welcher er verpflichtet ist, so vielen Nutzen als nur immerhin möglich ist, zu ziehen. Diese beiden Eigenschaften hatte der General van den Bosch bei der Einführung seines neuen Systems im Auge, und brachte diese in Verbindung mit dem Adat, um dem Javanen und besonders den Tjatjas die Gelegenheit zu verschaffen, entweder weniger zu arbeiten, oder bei einer Arbeit, welche der frühern gleich war, mehr Vortheile zu genießen.

Daher wurde für das neue System als Grundsatz angenommen: daß ein Dessa, welcher den fünften Theil seiner Reisfelder zum Anbau eines Gewächses hergab, welches für den europäischen Markt geeignet war, dabei aber nicht mehr Arbeit erforderte, als der Reisbau, von der Abgabe des Grundzinses frei seyn sollte; daß außerdem der Dessa den Mitgenuß der Vortheile haben sollte, welche dieß Gewächs lieferte, insofern sich bei einer Taxation herausstellen würde, daß dieselben größer wären als der schuldige Grundzins, und daß das Mißrathen der Ernte nur dem Gouvernement zum Nachtheil kommen sollte, wenn nicht Mangel an Eifer und Fleiß von Seite des Javanen die Schuld davon trüge.

Daß diese Satzungen durchaus zum Vortheil des Javanen waren, indem derselbe mehr Nutzen von seinem Lande ziehen konnte, ist klar, während es ihm frei stand, weniger zu arbeiten, wie man weiter unten sehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

T r i e s t.

IV.

Man vergaß Venedig, man denkt aber wieder daran, wenn man sich in diesem unaufhörlichen Gewühl und Getriebe gesetzt hat. In diesem Gedränge ist nicht genug Ruhe, es ist wie ein Tanz ohne Musikanten, wie ein beständiger Tag, es fehlt die Nacht mit ihren von andern Sphären singenden Sternen, es fehlt jenes Licht der Nacht, jenes magische, das der mystischen und mysteriösen Gefühle, das Licht der schönen Künste, der Poesie. Man sieht die Steine wachsen, man sieht sie aber nicht blühen und mit keiner solchen Musik, wie in Venedig. Wenn sich die Pyroscaphen vom Molo von San Carlo lösen und hinüberfahren, da möchte man mit, wieder mit hinüber nach Venedig, nach dem rührenden, träumerischen Venedig, das seinen Sonnenglanz verloren, aber noch den herrlichen Glanz des Vollmondes hat; das vielen Reichthum verloren, aber den der Schönheit in so hohem Grade noch besitzt, das gleichsam seine Geschichte verloren, dessen jetziger Roman aber, mit dem von

Sanct Helena zu vergleichen, viel ergreifender und romantischer als seine Geschichte ist. Venedig ist wie ein schönes Weib von sanftem, melancholischem Wesen, in dessen Trauerlocken und süßes, schmerzliches Lächeln wir uns verlieben, und das wir überreich und fröhlich stimmen, das wir gleich zur Königin machen möchten, nicht bedenkend, daß eben in dieser Thräne der Brillant, daß eben in diesem Trauerflor der Zauber liegt! Und Venedig wird sich wieder heben, es hat von Triest nicht den Untergang zu befürchten, es ist Platz für beide in den großen österreichischen Landen und Raum für beide in unserer großen Zeit! Venedig wird nicht untergehen, oder um mich besser, seinem jetzigen Zustande gemäßer, auszudrücken, es wird wieder emporkommen, denn es besitzt noch Vieles, *) was in seinen Wellen wie in Felsen Wurzeln schlug, und es besitzt den Zoll der Bewunderung, den sehr einträglichen Zoll der unzähligen Schaar der Reisenden.

Venedig, dessen Schönheit Bewunderung einflößt und Mitleid gebietet, beweist, wie schön und wie ersprießlich es ist, wenn auch das Gold seinen Sonntag hat. Das Gold in der Materie, im Geschäfte, im Handwerk, ist nichts als eine Waare, nichts als ein Marktgeschrei, das Gold im Geiste hingegen, in der Poesie, in der Kunst, hat Würde, Adel, Unsterblichkeit. Ihr seht, o ihr Triestiner Kaufleute, die vielen Reisenden hinüber ziehen, um Kunstwerke anzuschauen, um dem Geiste den Tribut zu zollen, ihr fahrt wohl selbst zuweilen mit, um das Gleiche zu thun, und gleichwohl auf eure Geldcassen, wie auf ein sublimes Piedestal, stellt ihr euch, um mit reichem Achselzucken auf Leute herunter zu schauen, die sich in den höhern Sphären des Geistes bewegen, um mit spöttischem Lächeln auszurufen: seht da den armen Staatsbeamten, den armen Advocaten! den armen Professor! den armen Künstler! den armen Poeten! und ihr lacht behaglich und drückt in eurer Ergötzlichkeit eurem Magazinschließer und eurem Ladenschwängel die Hand, weil diese Herren besser bezahlt werden als jene Leute! Aber Kunst und Poesie, das macht, um nur von so Vielem etwas zu sagen, daß man keine Kemble, wenn sie mit ihrem Gesang und mit ihrer Declamation und mit ihren Haarflechten Seiltänzerei treibt, applaudirt, daß man über eine Tänzerin, die wie die letzte, die ich vor euch tanzen sah, große Schritte springt und sich niederkauert und dann plötzlich mit ihrem Kleide aufschnellt, als wäre der Gürtel desselben am Halse, nicht in Entzückungen geräth, und daß man besser mit kostbaren Steinen und Marmor umgeht. Schade um die prächtigen Blöcke! Wie massiv, wie leicht zu bearbeiten, welch eine Habe in den Händen dessen, der damit umzugehen wüßte! Aber ach, sie werden erst mißhandelt, und dann, nachdem sie aufeinandergesetzt und nachdem kleine Löcher zu Thür und Fenster gelassen und das Dach aufgesetzt worden, werden sie unter einem weißen Wurfe begraben, und da steht das Haus, da stehen die Häuser von Triest, nicht wie die in Venedig festlich angethan und mit Blumen und Kränzen, sondern im Hemde, in einem weißen, saubern, hübschen Hemde zwar, aber im Hemde, und als fröre es sie vor der Bora. Kaiser Karl V sagte vom Giotto'schen Campanile in Florenz, daß es verdiene, mit einem Futterale umgeben, und gleich einem Heiligthume nur ein paarmal im Jahre ausgestellt zu werden. Die hiesigen Gebäude verhalten sich zu denen von Venedig, wie sich ein solch Futteral zu solchem Thurme verhalten haben würde. Hier gibt es auch Balcone, allein sie sind schwerfällig und ihre Tragbalken sind plump; hier gibt es mehrere sculptirte Friese, allein wie sehr noch in der Kindheit mit all den kleinen Figuren, die sie vorstellen. Die hiesigen Kuppeln sind Regenschirme, die hiesige Säule hat nichts Geheimnißvolles, hat keinen Schwung, keine Luft, keinen Odem, und ihr Knauf ist entweder nicht gekämmt oder nicht gejätet, kurz, des hiesigen Obdaches Karyatide ist noch eine Mandriera, eine Magd, mit dem Zuber auf dem Kopfe an dem Sanct Petersbrunnen, wo die Grenadiere der nahen Hauptwache ihr den Hof machen. Und hier wächst die Olive und die Feige, hier wächst wild der Jasmin, hier — hier an dem Meere, in dessen Spiegel Athen, Korinth, Großgriechenland, Rom, Florenz und Venedig erglänzten! Aber Triest ist wirklich noch jung, es ist erst in den Jahren, wo der größte Spaß auch das größte Vergnügen, der höchste Genuß ist, wo man noch seinen größten Spaß an schönen Hunden und Pferden, an Affen und den Papagaien hat, wo man den Vogel noch lieber in dem Käfig, als auf der Flur hat.

*) Z. B. noch viele außerordentlich reiche Häuser und Familien.

Wichtiger Fund von römischen Medaillen in Holland.

In der Gegend von Vallo ist im Verlaufe dieses Jahres eine bedeutende Sammlung von römischen Münzen entdeckt worden, von welchen ein Goldschmied sogleich 168 angekauft und dem Hrn. Dr. G. W. van der Felz, von Assen, zur Prüfung und Beschreibung übergeben hat. Sämmtliche gehören dem zweiten Jahrhundert, und namentlich der Zeit des Antonin, der Faustina, Aurelians, Verus und der Lucilla an. Sie sind sehr gut erhalten, auf eine Weise, daß man die Bildnisse deutlich sehen, und die Exergen und Legenden, Buchstabe für Buchstabe, mit leichter Mühe entziffern kann. Auf der Vorderseite befinden sich die Bildnisse der genannten Personen, während auf den Reversen Göttinnen und emblematische Figuren, mit Anspielungen auf die Ereignisse jener Zeit, stehen. Diese Figuren sind äußerst mannichfaltig. — Die kleinern Münzen haben sämmtlich die Dimension eines 10 Cents-Stückes, doch sind sie dicker und schwerer.

In Holland ist, namentlich durch den trefflichen Rath der königlichen Bibliothek, Baron van Westreenen van Tiellandt, für Münzkunde, Alterthümer u. s. w. mancherlei geschehen, und das von Hrn. de Jonghe erwartete Werk über das königliche Münz- und Medaillencabinet dürfte den Freunden dieser Wissenschaft als ein höchst willkommenes Geschenk erscheinen.

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

(Fortsetzung.)

Strabo, der sämmtliche alte Städte der Ebene des Mäander ausführlich geschildert, spricht nicht von Tripolis. Das Schweigen des

Vaters der Geographie in dieser Hinsicht möchte vielleicht beweisen, daß Tripolis zu seiner Zeit noch nicht existirte. Wir finden den Namen Tripolis in den Religionsbüchern. In dieser Stadt predigte der heilige Bartholomäus das Evangelium, und erlitt der heilige Philippus den Märtyrertod. Im Jahre 1306 fiel Tripolis durch Kriegslist in die Gewalt der Türken: die Soldaten Kermians kamen als Kaufleute verkleidet in die Stadt: sie verbargen ihre Waffen in Getreidesäcken und in Ballen von Zeugen.

Nordöstlich von Tripolis befindet sich ein Thal, das durch den östlichen Abhang des Hügels, worauf die Akropolis stand, und durch einen andern einzeln mitten in der Ebene stehenden Hügel gebildet wird. Der Mäander, dessen Ufer mit Weiden und Schilf bedeckt ist, tritt aus diesem Thale heraus in die Ebene. Unzweifelhaft ist es dieses reizende Thal voller Myrten, Feigenbäume und Cardamonen, dessen der deutsche Chronist Erwähnung thut. Und hier hatten auch die deutschen Kreuzfahrer, unter der Anführung Friedrich Barbarossa's, vor ihrem Uebergang auf das linke Ufer des Mäander, ihre Lager aufgeschlagen; sie setzten hierauf über den Lycus, der sich nördlich von Tripolis in den Mäander ergießt, und kamen so in östlicher Richtung nach zwei Stunden in Laodicea an. Ich weiß nicht, in welchem Buche Chandler fand, daß Friedrich Barbarossa, gerührt von dem guten Empfange bei den Laodiceern, sich vor den Thoren der Stadt auf die Kniee niedergeworfen und für die Wohlfahrt seiner Bewohner gebetet habe. Zwar fand der Kaiser in Laodicea eine gute Aufnahme, allein in keiner auf den Kriegszug Friedrichs bezüglichen Chronik haben wir den von dem englischen Reisenden erwähnten Zug gefunden.

Nachdem wir in dem Dorfe Kassienidscheh, eine Stunde westlich von Tripolis, übernachtet, traten wir unsere Reise nach Osten wieder an. Von Kassienidscheh bis Deguisleh sind es fünf Stunden. Man setzt auf einer schlecht unterhaltenen hölzernen Brücke, nicht weit von dem Flecken Sarrai-Keni, über den Mäander, und kommt über eine fruchtbare, aber völlig unangebaute Ebene nach Deguisleh. Deguisleh schreibt sich nicht aus den Zeiten des Alterthums her: sein Ursprung ist muselmännisch. Seit etwa hundert Jahren stand eine Stadt dieses Namens eine Stunde westlich von der gegenwärtigen Stadt. Das alte Deguisleh ward durch ein Erdbeben zerstört, und seine Einwohnerschaft, aus 13,000 Seelen bestehend, ging beinahe gänzlich zu Grunde. Die wenigen Türken, welche dem Tod entrannen, siedelten sich in den reichen Gefilden an, wo wir jetzt Deguisleh sehen. Es zählt 15,000 Muselmänner, 5000 Griechen und 2000 Armenier. Im Jahre 1765 hatte Chandler nur einige Hütten daselbst getroffen. Das ungeheure Wachsthum dieser Stadt überrascht nicht mehr, wenn man die schönen Gefilde sieht, in welchen es erbaut ist. Deguisleh ist eine der angenehmsten und reichsten Städte Anatoliens; Korn, Baumwolle und alle Arten Obst wachsen in Fülle. Auch die Türken nannten es das kleinasiatische Damaskus: El-Scham-Anadoli; allein in diesem Eden lebt eine schwer gedrückte Nation — die griechische. Die Rayas von Deguisleh sind unaufhörlichen Beschimpfungen und Plackereien von Seite der Türken ausgesetzt. Der arme Grieche geht nur zitternd an dem stolzen Muselmann vorbei, der in ihm nur einen niedrigen Sklaven sieht. Wir wohnten in dem Haus eines Raya. Eine Menge Griechen besuchte uns diesen Abend heimlicherweise, um uns zu fragen, ob wir in der Ebene von Philadelphia nicht das Lager einer russischen Armee gesehen hätten. Diese armen Rayas suchen ihren Trost darin, daß sie alle Arten von Neuigkeiten ersinnen. Sie sagten uns auch, daß einer ihrer Freunde, der seit einigen Tagen aus Smyrna zurückgekehrt, ihnen mitgetheilt habe, die Truppen des Kaisers Nikolaus ständen im Begriff sich Konstantinopels zu bemächtigen.*)

Wir verwendeten zwei Tage zum Besuche der Ruinen von Laodicea und Hierapolis. Die wichtigen Trümmer dieser berühmten Städte sind noch auf keine vollständige Art beschrieben; ich will sie daher etwas ausführlicher besprechen. Laodicea, von den Türken Eski-Hissar (altes Schloß) genannt, liegt eine Stunde nördlich von Deguisleh auf einer großen von den Messogis-Bergen abgesonderten Hochebene. Die ersten Ruinen, die man bei der Ankunft in Eski-Hissar sieht, sind die einer 200 Fuß langen und 50 Fuß breiten Rennbahn, an welcher noch 22 Reihen weißmarmorne Sitze erhalten sind. Am Westende dieses Denkmales ist eine Marmor-Arkade, die den Gladiatoren als Eingang in die Arena diente. Diese Arkade trägt eine griechische Inschrift, welche besagt, der Bau der Rennbahn habe unter dem Consulat Augustus Vespasianus, dem Sohne des gleichnamigen Kaisers, begonnen, und sey von Trajan im 92sten Jahre der christlichen Zeitrechnung vollendet worden. Westlich der Rennbahn zeigt sich ein Theater mit 25 Reihen Sitzen. Die Eingangsthore sind eingefallen; gerieselte Säulen, Capitäle, Simswerke und Karnieße von schöner Arbeit liegen da, wo sich die Thore erheben, auf dem Boden herum. Ein weit größeres Theater mit der Vorderseite gegen die von dem Mäander bewässerte Ebene liegt nordöstlich. Es hat 50 Marmorstufen und 400 Schritte im Umfange.

Ich bin wohl im Stande die Stufen zu zählen, und Ihnen die Gestalt des Theaters zu beschreiben; wie aber soll ich Ihnen einen Begriff von seiner Ehrfurcht gebietenden Majestät verschaffen? wie soll ich Ihnen diese mit Trümmern der Baukunst traurig verschüttete, unermeßliche Ringmauer vor Augen stellen? Im Anschauen dieses prachtvollen Theaters vertieft, wird man von hoher Bewunderung für den Genius erfüllt, der es ins Daseyn rief, und Traurigkeit erfaßt die Seele, wenn man sieht, wie einsam dieses alterthümliche Denkmal dasteht. Man möchte ihm die Tage seiner Feste wiedergeben, und in ihm die Menge Beifall klatschen hören bei der Aufführung der dramatischen Meisterwerke Griechenlands.

Zwischen dem ersten und zweiten Theater befinden sich große zerbrochene Säulen und korinthische Capitäle vom reinsten Styl. Wir verfügen uns auf die Stätte von Laodicea, und treffen Marmormauern, welche vollkommene Vierecke bilden. Sind dieß Ueberreste von Tempeln, von Palästen? Es ist mir unmöglich etwas darüber zu sagen. Unterfinge ich mich, Ihnen alle Spuren der Stadt des Antiochus zu schildern, ich geriethe in unvermeidliche Verwirrung. Ich muß mich auf die Erwähnung der Ruinen beschränken, die in ihrem jetzigen Zustande noch die Form des Denkmales haben, dem sie angehörten. Sonach will ich die beträchtlichen Ueberreste eines Gymnasiums nicht vergessen, das sich mitten in der Stadt erhebt. Etwas weiter entfernt ist ein drittes Theater, wo man große Marmorstufen erblickt. Oestlich vom Gymnasium, in einer Entfernung von 100 Schritten, liegt eine weibliche Bildsäule von kolossaler Form neben einem ungeheuren Piedestal, auf dem sie gestanden. Der Kopf und die Arme fehlen; die Büste, die Beine und die Draperien sind ausgezeichnet gearbeitet.

(Schluß folgt.)

*) Der Brief ist vom 22 Januar 1837 datirt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1839.

Triest.

V.

Aus dem großen Gebäude an der Spitze des Canals der rothen Brücke, das in den jüngstvergangenen Jahren aufgeführt wurde, und von dem es heißt, daß es eigentlich zum Pallonespiel, so man auch hier einführen möchte, wegen der Bora aber unter Dach bringen müßte, bestimmt sey, haben die Triestiner eine Kirche gemacht, und sie dem Santo, d. i. dem heil. Antonius von Padua, geweiht. Von den Säulen, die das Schiff dieser Kirche zieren sollten, sind mehrere vor der Thüre*) stehen geblieben, weil sie sich schämten, einzutreten, die unverschämtesten aber sind eingetreten, und haben sich drinnen wie Lastträger, die nichts zu thun haben, an die Wände gelehnt. Hinter dem ungeheuren Pinsel des Weißbinders verschwindet der Marmor, mit welchem diese Kirche ausgestattet wurde. Sie ist durchaus weiß angestrichen, mit Ausnahme eines Stücks hinter dem Hochaltar, welches bunt al fresco angestrichen, wollt ich sagen, gemalt worden ist, und unsers Herrn Einzug in Jerusalem vorstellen soll. Warum hat man sich zu solchem Gemälde nicht lieber an Cornelius gewandt? der hätte einen Meister aus seiner Schule geschickt, und höchst wahrscheinlich den Gottlieb Gassen aus Coblenz, weil dieser mit tiefem, religiösem Gemüthe und großer Zartheit und Keuschheit der Empfindung und im Ausdruck das verbindet, worauf man im Süden besonders sieht, und worauf man im Norden viel mehr sehen müßte, einen herrlichen Sinn nämlich für reizende Form und Farbe. Die sechs Seitenaltäre werden mit Oelgemälden verziert, von denen vier in Venedig bei Felice Schiavoni, Ludovico Lipparini, Michelangelo Grigoletti und Odorico Politi, und zwei anderswo bei Künstlern, deren Namen man mir nicht zu nennen wußte, bestellt wurden. Das von einem der beiden letztern, Jesus am Kreuze, so wie das von Grigoletti, die heil. Jungfrau, als Kind biblische Prophezeyungen deutend, sind fertig und schon an Ort und Stelle. Das von Grigoletti ist auch nicht im Geringsten gut, obgleich seine Fehler und Gebrechen ziemlich schön gefärbt sind. Das andere hat schon mehr Styl und erinnert an Florenz und Rom; wiewohl es von der römischen aria cattiva gelitten, hat es doch den Typus der christlichen Malerei festgehalten, und wenn auch nicht viel Schwung nach oben in ihm selber liegt, so sieht man doch deutlich, da des Malers Staffelei auf einem höhern Standpunkt steht, als des Alltags plumper Fuß in seidenen Strümpfen und Tanzschuhen. An der Wiege in Bethlehem haben Engel, Hirten Könige, Magier, Weise gestanden: entweder nun in den christlichen Darstellungen jene englische Kindlichkeit, jene himmlische Einfalt, jener naive Schmelz von Blume und Stern, wie zum Beispiel im Englischen Gruße von Overbeck und in andern Werken dieses Künstlers, oder jenes gewaltige, Herz, Phantasie und Verstand gleich sehr Rührende, Bestechende, jener außerordentliche, wunderbare Schmelz von Thron, Magie und Philosophie, wie es Cornelius gibt, bei dem Jesus nicht als Kindlein auf den Schultern des heil. Christophs über ein Bächlein kommt, sondern ein großer Gott auf dem Meere wandelt und gewaltig über dem brausenden Strome der Zeiten. Es ist schwer so aufzufassen und darzustellen, denn die Einfalt kann leicht so einfältig werden, daß man allzu sehr das Oechslein und das Eselein drinnen brüllen hört, und das Gemisch von König, Magier, Philosoph leicht zu einem Nabuchodonosor wird, dessen Majestät in das Gras beißt; es ist schwer, aber jede Kunst ist schwer; es ist jedoch nun schon leichter, weil man auf dem rechten Wege ist, und wieder auf diesen Weg, Ehre dem Ehre gebührt, ist man aus Deutschland gekommen. Deutsche Meister haben die christliche Kunst wieder zuerst begriffen, und dieß ist so heilig wahr, daß man es selbst in Florenz einzusehen und es ihnen nachzuthun beginnt. Den Triestinern, die neue Kirchen bauen und ausschmücken, mag dieß ein Wink seyn. Wenn man Geld hat, sagt Harlekin, hat man auch Verstand und Geschmack: ob dieß wahr sey, mag der beweisen, der es sagt, gewiß aber ist, daß wenn eine Bestellung schlecht ausfällt, ein großer Theil der Rüge den Besteller selbst trifft, und eben so gewiß ist es, daß man in Sachen der Religion nicht leichtfertig zu Werke gehen soll, denn sie ist in der Mosaik unsers

*) Sie bilden nun die Treppenloge und dienen zugleich, einem zu bedeuten, sich in Acht zu nehmen, und sich nicht den Hals auf den kleinen, engen Stufen zu brechen.

Erdbodens der Hauptstein, der, wo er fehlt, eine gar häßliche, entstellende Lücke, ein Loch zu großen Fehltritten läßt. Religiöse Gegenstände sind glücklicherweise auch hier noch keine Hors-d'oeuvres, keine Allotria; dieß mag aus Folgendem hervorgehen: am Hafen auf dem Sanct Petersplatze stand ein altersgrauer Thurm, in dessen Bogengange das Bild der Schutzheiligen der hiesigen Seeleute, la madonna del mare, seine Nische hatte. Vor diesem Bilde beteten sie, ehe sie zu See gingen, ihm thaten sie Gelübde, wenn sie ein Spiel des Sturmes waren, zu ihm flehen die Daheimgebliebenen für das Wohlergehen der Ihrigen auf dem treulosen Meere. Vor mehrern Monaten waren zur Verschönerung des Platzes nebst andern Gebäuden auch der Thurm abgerissen. Nur ein Stück davon, und zwar das mit der Nische war stehen geblieben; diese aber war leer, das heilige Gnadenbild war verschwunden.*) Wie eine Wehklage ging es da durch die Stadt, was für einige ein ganz einfacher Vorfall war, für viele Tausende ein außerordentliches Ereigniß; das Volk jammerte und flehte vor der leeren Nische, bis spät in der Nacht lagen die Weiber vor derselben auf den Knien, jammernd und flehend, und glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, es war so rührend, daß es selbst denen zu Herzen ging, die solche Dinge mit einem spöttischen Lächeln zu betrachten belieben.

*) Es befindet sich nun in der kleinen St. Peterskirche, der einzigen heiligen Kirche, die Façade hat.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agricultursystem.

(Fortsetzung.)

Es war nicht genug, die Gewächse zu ernten, um Producte, welche für den Markt von Europa passend waren, zu erhalten; die Früchte mußten auch größtentheils fabrikmäßig behandelt werden. Hiezu waren Capitalien, Kenntnisse und andere Erfordernisse nothwendig, welche man häufig nicht von den Javanen erwarten konnte. Es wurden deßhalb europäische und chinesische Industrie und Capitalien mit diesen Einrichtungen auf eine solche Weise verbunden, daß dadurch eine gehörige Bearbeitung der rohen Stoffe gesichert wurde.

Bei einigen Culturzweigen, z. B. dem Zuckerbau, war es nothwendig, um nicht einen Theil der Bevölkerung zu sehr mit Arbeit zu belasten, die Geschäfte zur Production des Zuckers so zu vertheilen, daß ein Theil der Einwohner eines Dessa das Gewächs bis zur Reife bringen, ein anderer es ernten, ein dritter es zu den Fabriken transportiren, ein vierte die Arbeit in denselben übernehmen mußte. Der letzte Fall trat aber nur dann ein, wenn keine hinlängliche Zahl Tagelöhner (Kulis) zu bekommen war.

Da der Javane ungern unter der Aufsicht von Europäern arbeitet, und seine Häuptlinge zu diesem Zwecke vorzieht, so berücksichtigte man auch darin seine Neigungen. Dem europäischen Aufseher wurde nur aufgetragen, über die gehörige Bearbeitung der Felder zu wachen und darauf zu achten, daß die Ernte zur rechten Zeit vorgenommen würde.

Diese Grundsätze wurden nur da einer Modification unterworfen, wo örtliche Umstände oder Gebräuche dieß erforderten. So wurde z. B. den Javanen in einigen Residentschaften erlaubt, für eigene Rechnung die Gewächse zu cultiviren, wozu sie dann den größten Theil ihrer Reisfelder benutzten. In diesem Falle blieben sie jedoch mit der Bezahlung des gewöhnlichen Grundzinses von den Reisfeldern belastet. Besonders in den östlichen Districten, wo der Zuckerbau bereits einige Fortschritte gemacht hatte, legten die Javanen für eigene Rechnung Plantagen an, und das neue System breitete sich hier schnell aus.

Da, wo weder die Häupter, noch das Volk, mit dem Culturzweige bekannt waren, rief man augenblicklich eine hinlängliche Anzahl geschickter Arbeiter auf, und erließ diesen für ihre Arbeit den schuldigen Grundzins.

Auch wurden nicht immer Reisfelder zu den neuen Culturzweigen benutzt; wo diese selten waren, erlaubte man dem Javanen, hochgelegenes Land dazu zu gebrauchen, um ihm die Arbeit angenehmer zu machen.

Die Schwierigkeiten, welche dieß System bei seiner Ausführung fand, ließen sich dadurch beseitigen, daß man als Basis festhielt: daß der Javane durch den Anbau eines Fünftheils seiner Ländereien mit Gewächsen für den europäischen Markt von dem sonst schuldigen Grundzins frei war, und daß der Pflanzer seine Schuldigkeit gethan hatte, wenn er das Gewächs zur Reife brachte.

In den Districten, wo die Ausbreitung der nothwendigen Culturzweige durch Unwissenheit von Seite des Javanen Hinderniß fand, wurde diese auf folgende Weise dennoch eingerichtet. Nachdem man den fünften Theil der Reisfelder eines Dessa abgesondert, oder wenn dieß nicht mit Zufriedenheit der Bewohner geschehen konnte, eine hinreichende Strecke hochgelegenes Land ausgewählt hatte, so wurde die Arbeit unter der Bevölkerung auf folgende Weise vertheilt. Zur Bearbeitung eines jeden Bouv Landes*) mußte von dem Dessa ein Mann täglich gestellt werden, welcher nach einer Woche oder einem Monate, nach Wunsch der Bewohner, durch einen andern abgelöst werden konnte, so jedoch, daß immer vier Mann für einen Bouv disponibel waren, von diesem aber nur Einer arbeitete. Die Arbeit mußte unter Leitung eines qualificirten chinesischen Mandors (Aufsehers) und unter Oberaufsicht des javanischen Häuptlings vorgenommen werden. Derjenige Theil der Bevölkerung, welcher hiezu verwendet wurde, hatte nur das Gewächs zur Reife zu bringen, und blieb von jeder andern Arbeit verschont. Die Ernte und nachherige Bearbeitung wurde nach gleichen Grundsätzen eingerichtet.

Für die Ernte mußte eine hinlängliche Zahl wieder verwendet werden, aber immer in der Art, daß nur der vierte Theil der ausgewählten Mannschaft zur Arbeit gebraucht wurde. Alle Personen, welche auf diese Weise der Agricultur dienen, sind von der Abgabe des Grundzinses frei.

Zum Fortschaffen der Ernte wurde eine ähnliche Einrich-

*) Ein Bouv (sprich Bahu) ist gleich 500 Quadratruthen, 4 Bouv sind gleich einer Djong = 2000 Quadratruthen.

tung getroffen. So viel es möglich war, ließ man jedoch die Fabricanten Lastvieh und Fuhrwerk liefern, und nur wenn dieses nicht ausreichte, die erforderliche Mannschaft auf gleiche Weise gegen Freiheit von dem Grundzins und Arbeit je um den vierten Mann herbeischaffen.

Die Arbeit endlich in den Fabriken wird so viel als möglich durch freiwillige Arbeiter gethan, und nur wo diese nicht zu bekommen sind, ganz wie die übrige Arbeit. In diesem letztern Falle erhalten die Arbeiter außer dem Erlasse des Grundzinses täglich eine zur Nahrung hinlängliche Quantität Reis und Salz, weil diese Arbeit mehr Urtheil und Kraftaufwand erfordert.

Dieß sind die Grundzüge des Agricultursystems des Generals van den Bosch, welche dieser unter dem 24 Januar 1834 durch das indische Staatsblatt allen Beamten hohen und niedern Ranges bekannt machen ließ, um diese von der Nützlichkeit des neuen Systems zu überzeugen, und sie, außer durch den schuldigen Gehorsam, auch durch die Ueberzeugung Gutes zu stiften, zur eifrigsten Verbreitung der neuen Einrichtung zu veranlassen.

Zur größern Deutlichkeit wollen wir dieß System in seiner Anwendung auf einige Culturzweige betrachten, um beurtheilen zu können, welche Vortheile der Javane, der Fabricant und das Gouvernement von demselben genießt.

(Fortsetzung folgt.)

Das chinesische Marinebudget.

Die chinesische Flotte zählt 1755 Fahrzeuge, wovon 717 auf dem Meer und die übrigen in den verschiedenen Flüssen des himmlischen Reichs. Kein Fahrzeug hat mehr als 20 Kanonen, die meisten nur 6 bis 8. Die Zahl der Mannschaft ist größer als auf den englischen Schiffen, nämlich etwa 40 Mann im Durchschnitt auf einem dieser Schiffe, was 60,000 Mann gibt. Jeder erhält einen monatlichen Sold von 1½ Tael, was einen jährlichen Aufwand von 1,080,000 Taels gibt. Eine gleiche Summe wird für die Officiere und eine eben so starke für den Unterhalt der Flotte überhaupt gerechnet, was 3,240,000 Taels oder eine Million Pfd. St. (12 Millionen Gulden) ausmacht.

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

(Schluß.)

Die Ruinen von Laodicea bedecken einen niedern Berg von etwa einer Stunde im Umfang; der Boden zeigt an mehrern Stellen Höhlungen, und unzweifelhaft sind hier noch große Ruinen verborgen. Der Einsturz dieses Berges ist das Werk der Erdbeben, die, mehr als die menschlichen Umwälzungen, die schönen Denkmäler von Laodicea verschlangen. Bekanntlich wurde diese Stadt von den Kaisern Roms zur Hauptstadt ihrer Provinz Kleinasien erwählt. Mehrere der Größe der Cäsarn würdige Gebäude erhoben sich auf diesem verödeten Berge, auf dem wir nur noch namenlose Steine sehen. Laodicea war zur Zeit der römischen Herrscher schön und reich; die Stadt bezog unermeßliche Einkünfte aus dem Verkauf ihrer Schafe, die der Feinheit ihrer Wolle wegen berühmt waren. Diese Schafheerden weiden nicht mehr in den verödeten Feldern von Laodicea; die Race dieser Thiere selbst ist zu Grunde gegangen. Wir sehen um uns her nur das Bild der Verheerung. Der Pflanzenwuchs, der manchmal einiges Leben unter die alten Trümmer verbreitet, ist über dem Grabe von Laodicea gänzlich erstorben; der Lykus fließt noch am Fuße seiner Wälle wie zur Zeit seines Ruhmes — dieß ist Alles.

Folgen Sie mir jetzt nach Hierapolis, der heiligen Stadt, welche die Türken der blendenden Weiße des Felsens wegen, auf dem sie erbaut ist, Pambu-Kaleh (Baumwollenschloß) nennen. Von Laodicea aus reist man anderthalb Stunden in einem engen vom Lykus bewässerten Thale. Diesen Fluß dann links lassend, schlägt man die Straße nördlich über eine unbebaute und sumpfige Ebene ein. Je weiter wir kamen, desto glänzender zeigte sich der Hügel von Hierapolis; die Sonnenstrahlen überschwemmen ihn, so zu sagen, mit Licht; eine Viertelstunde entfernt gleicht dieser riesenhafte Hügel, der die Gestalt eines Amphitheaters hat, einem gewaltigen Wasserfall, der plötzlich gefroren und dessen Wasser in Steine verwandelt worden. Wir setzten auf einer schwankenden hölzernen Brücke über den Mäander, und gelangten nach zwei Stunden Weges auf einem steinigen Fußpfad, an dessen Seiten mit Festons und Widderköpfen verzierte marmorne Sarkophage lagen, auf die Hochebene Pambu-Kaleh.

Die Mineralwasser von Pambu-Kaleh sollen die erste Stelle in der Beschreibung der Ruinen der heiligen Stadt einnehmen. Noch jetzt haben sie einen großen Ruf wegen ihrer Heilkraft gegen rheumatische Schmerzen und besonders gegen Hautkrankheiten. „Man würde nie sterben, sagen die Türken dieser Gegend, wenn man alle acht Tage ein Bad in dem Wasser von Pambu-Kaleh nähme.“ Diese Wasser, welche auch die Eigenthümlichkeit besitzen, der Wolle eine Purpurfarbe zu ertheilen, sind gemäßigt warm, und haben einen Schwefelgeschmack. Die Quellen sprudeln mitten in der Stadt zu Tage; sie füllen zuerst ein Becken von 50 Fuß im Umfang, in dessen Grunde man zwei große Granitsäulen und korinthische Capitäle wahrnimmt. Eine unendliche Menge kleine Bäche entfließen dem Becken, und durchfurchen die Stadt in allen Richtungen. Nichts ist merkwürdiger, außerordentlicher, als die Spuren dieses Wassers in der ganzen Stadt. Es gerinnt, und bildet dann Rinnen von einem gelben und weißen und sehr harten Stein. Alle diese Bäche vereinigen sich, nach tausend und tausend Windungen, auf der Oberfläche des großen Hügels, dessen blendende Weiße die Augen kaum ertragen können. Hier sieht man eine große Anzahl Reservoirs, das Werk des Wassers. Das Wasser kommt siedend aus diesen Behältern, stürzt sich mit Geräusch wie in einen entsetzlichen Abgrund den Hügel hinab, und verliert sich dann in der Ebene, welche der Mäander bewässert. Strabo, Pausanias, Vitruv, Ulpian haben von der Versteinerung der hierapolitanischen Wasser gesprochen, sagen uns aber nichts Besonderes darüber — Alles läuft darauf hinaus, diese Wasser bildeten Mauern, welche zur Einhegung der Gärten der heiligen Stadt dienten.

Einige Reisende, unter andern Chandler, glaubten, daß Quintus Smyrnäus, in dem 10ten Buche seines trojanischen Krieges, die Höhle der Nymphen, wohin Diana dereinst vom Himmel herabstieg, um den schönen Endymion schlafend bei seinen jungen Kühen zu betrachten, nach Hierapolis versetzt habe. Man war der Meinung, der jonische Dichter habe von dem Berge von Hierapolis sprechen wollen,

Digitized by Google

wenn er sagte: „man glaube von fern frische Milch auf den Ort fließen zu sehen, wo Diana neben dem jungen Hirten ausruhte; in geringer Entfernung möchte man es für helles Wasser halten; je mehr man sich aber nähere, nehme dieses Wasser an Dichtigkeit zu, und sey man ganz nahe, so sey man überrascht, nichts als einen einfachen in das Gestein gegrabenen Canal zu finden.“ Diese Worte enthalten wohl einige Bilder, die sich auf den Berg Pambu=Kaleh anwenden lassen, allein es scheint mir, die Einbildungskraft von Quintus habe, wenn sie den Felsen von Hierapolis schildern wollte, mit zu starken Farben gemalt. Uebrigens will ich Sie hier daran erinnern, daß Strabo die Grotte Endymions jenseits des Flusses Latmosen Carie verlegt.

Ich suchte zu Hierapolis vergeblich nach der düstern Höhle, welche die Alten Plutonium oder Thor der Unterwelt nennen. Der Geograph von Amasis verlegt diese Höhle auf einen niedrigen, von dem hohen Messogis=Berge beherrschten Hügel, an dessen Fuß sich die heilige Stadt erhob. „Das Plutonium, sagt Strabo, ist von einem 25 Fuß im Umfange messenden steinernen Geländer umgeben.“ Ich habe dieses Geländer gesehen, konnte aber den Eingang in den Tartarus nicht wieder erkennen. Strabo selbst hatte den Umkreis des Geländers von dichtem und stinkendem Rauch erfüllt gesehen. Alle Thiere, welche ihren Kopf zu nahe brachten, starben plötzlich. Die Gallen, oder Priester der Cybele, trotzten allein den verderblichen Miasmen, welche dieser schreckliche Ort aushauchte. Strabo erklärt mit wenig Worten das Wunder, welches die Hierapolitaner den Gallen zuschrieben. Nach vielen unnützen Nachforschungen über das Plutonium erfuhr Chandler von einem Türken, daß es in Pambu=Kaleh eine den Schafen und Ziegen verderbliche Grotte gebe. Der Muselmann fügte bei, diese Grotte sey die Behausung eines höllischen Geistes.

Die Ruinen von Pambu=Kaleh betreffend, so fallen sie urplötzlich ins Auge und bilden ein überraschendes Schauspiel. Nördlich sieht man einen Triumphbogen von schlechter Bauart, aber vollkommen erhalten. Von da aus zieht sich eine lange Säulenreihe bis zu einer großen und herrlichen aus Quadern gebauten Kirche. Weiterhin erscheint das Gymnasium; seine Mauern sind von ungeheurer Dicke. Man erkennt daran noch drei große Galerien; die Steine der Gewölbe sind so gut zusammengekittet, daß die Erdbeben, von denen diese Orte so oft heimgesucht wurden, sie nicht aus ihrer Lage verrücken konnten. Nordwestlich, am mittäglichen Abhange des Berges, ist ein Theater, das 346 Fuß im Durchmesser hat. Es gibt im ganzen Morgenlande kein Theater, das sich in besserem Zustande befände, wie das von Hierapolis. Dieses Gebäude gibt uns einen Begriff von der Form griechischer Theater. Es hat 45 Reihen Stufen aus schönem weißem Marmor. Man sieht drei mit Guirlanden und Festons geschmückte Thore: das mittlere hieß das „große königliche Thor.“ Die Thore neben diesen führten den Namen „Thore der Fremden.“ An den Enden der Seitenthore sind zwei gewölbte Durchgänge, bekannt unter dem Namen „Thore der Rückkehr.“ Die Schauspieler kamen durch die drei obenerwähnten Thore auf die Bühne und traten durch die beiden genannten gewölbten Durchgänge ab. Man sieht auf der obern Reihe der Stufen noch die Spuren der Säulenhallen, durch welche das Volk ging, um Platz auf den Sitzen zu nehmen. Obschon die drei Thore des Theaters von Hierapolis ihre ursprüngliche Form bewahrten, so erfuhren sie nichtsdestoweniger beklagenswerthe Beschädigungen. Die Bühne stellt eine aus großen Marmorblöcken bestehende Terrasse dar. Der Umkreis des Gebäudes ist mit Granitsäulen, Simswerken, Karnießen und Capitälen verschüttet. Unter diesen herrlichen, verwirrt aufgehäuften Ueberresten sieht man besonders einen 15 Fuß langen und 4 Fuß breiten Fronton, auf den in wollüstigen Tänzen begriffene Nymphen eingehauen sind. Die Köpfe fehlen ihnen, allein der übrige Leib, die Draperien, sind vollkommen gut erhalten. Die reine Einfachheit, der treffliche Geschmack der griechischen Baukunst bewähren sich an diesem großen Basrelief. Ich fand in der Ringmauer des Theaters, auf einem ungeheuren Marmorblock, die von Chandler abgeschriebene Inschrift.

Auf Ihren Wanderungen in die Städte des alten Morgenlandes haben Sie öfters die Bemerkung machen können, daß die Alten ihr Theater stets an solche Orte verlegten, wo man eine schöne Aussicht genießen konnte. Schwerlich läßt sich eine schönere Lage denken, als die des Theaters von Hierapolis. Saßen die Zuschauer auf den Stufen, so hatten sie die Ebene vor sich, welche der Mäander in der Richtung von Osten nach Westen auf einer Strecke von 50 Stunden bewässert. Gegen Mittag sahen sie die unermeßliche Kette des Cadmus=Gebirges mit seinem reichen Pflanzenwuchs und seiner weißen Krone ewigen Eises; rechts erstreckten sich die tausend Windungen des Flusses und die Messogis=Berge; links konnten ihre Blicke auf Laodicea ruhen, wo man jetzt nur noch einen niedrigen und mit alten Trümmern besäeten Berg wahrnimmt.

Ich will mich nicht bei der großen Menge Säulen aufhalten, die man in dieser Stadt findet, sondern nur fünfzehn Piedestale erwähnen, die westlich vom großen Theater nebeneinander stehen. Um sie herum liegen gewaltige Säulen von länglicher Form und eine Menge korinthische Capitäle von schönem Styl. Diese herrlichen Trümmer dürften wohl dem großen Tempel der Cybele angehört haben.

Ueber den Ruinen von Hierapolis hätte ich beinahe die Todtenstadt vergessen. Die Nekropolis liegt nordwestlich der heiligen Stadt man sieht zuerst Bauten aus gehauenen Steinen von 15 Fuß Länge und 50 Fuß Höhe. Diese Bauten tragen einen marmornen Sarkophag und bilden zwei lange Gänge: dieß ist der Haupteingang der Stadt. Um diese Gräber herum, so wie am mittäglichen Abhange des Berges liegen zahllose Sarkophage, wovon jeder eine Trauerinschrift in griechischer Sprache trägt. Einer dieser Särge muß die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen. Er liegt, nach Norden zu, vereinzelt auf einem kleinen Berge. Seine Länge beträgt 10 Fuß, seine Breite 5. Ein Mann, eine Frau, ein Kind liegen, auf dem Deckel ausgehauen, nebeneinander. Man verwünscht hundertmal den thörichten Fanatismus der Türken, der die Köpfe dieser Gruppe verstümmelt hat. Eine der Facen des Sarkophags stellt Krieger zu Pferde dar, die Lanze in der Hand und sich zum Kampfe herausfordernd. Diese Krieger tragen Helm, Schild, Fußbekleidung und Tunica der alten Griechen. Sämmtliche Sarkophage von Hierapolis haben eine Inschrift, dieser allein hat nichts als seine bewundernswerthe Bildhauerei. Dachte man bei Errichtung dieses Grabmales, der Meißel des Künstlers werde genügen, der Nachwelt kund zu thun, wer der Held sey, der vielleicht im Kampfe für sein Vaterland starb? Nichts ist schmerzlicher für einen Reisenden, als die Unbekanntschaft mit der Vergangenheit einer Stadt, auf deren Trümmern er wandelt. Allein die Jahrbücher von Hierapolis, wie die mehrerer andern alten Städte von Kleinasien, waren hauptsächlich auf ihre Denkmäler geschrieben, und darum ist auch die Geschichte der heiligen Stadt jetzt mit den Ruinen ihrer Gebäude begraben.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1839.

Randschit Singhs Tod.

Endlich ist dieß lang erwartete, von vielen lang befürchtete Ereigniß eingetreten, das aller Wahrscheinlichkeit nach in die Angelegenheiten des Orients eine neue Verwirrung bringt. Um die Wichtigkeit dieses Ereignisses zu würdigen, müssen wir in kurzen Worten die Stellung des Mannes andeuten. Randschit Singh hat seit Ende des vorigen Jahrhunderts durch seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften einen Staat gebildet, der durch seine geographische Lage die Engländer, die Herren Indiens, von den Afghanen, den ewigen Feinden dieses Landes, trennte. Randschit Singh hat somit seit 30 Jahren den sonst unvermeidlichen Kampf der Engländer mit den Afghanen auf sich genommen. Hierin liegt, wie wir schon früher bemerkten,*) das Geheimniß, weßhalb die Engländer mit Randschit Singh nie in feindselige Berührung kamen. Mit Randschit Singhs Tode wird sein Staat zerfallen, denn nicht nur machten die Großen seines Reichs, die ehemals unabhängigen Häuptlinge der Sikhrepublik, schon vor seinem Tode sichtlich Anstalten, ihre ehemalige Unabhängigkeit wieder zu behaupten, sondern auch die Mohammedaner, welche die Mehrzahl der Bewohner des Pendschab bilden, werden diese Gelegenheit, sich an ihrem jetzigen Unterdrückern, den Sikhs, zu rächen, nicht ungenützt verstreichen lassen. Um diesen höchst wahrscheinlichen Folgen des Ablebens Randschit Singhs vorzubeugen, haben die Engländer ein starkes Truppencorps bei Firozpur in Bereitschaft gehalten, damit sie bei der ersten Nachricht von Unruhen in das Land einrücken könnten, um Randschit Singhs Sohne, Kharrak Singh, die Thronfolge zu sichern, und so das Reich zusammen zu halten, dessen Bestand ihnen seit den letzten 30 Jahren von so großem Nutzen war. Dazu sollen sie sich, wie die Sage geht, durch einen besondern Vertrag mit Randschit Singh verpflichtet haben.

Es fragt sich dabei freilich, ob die Engländer im Stande sind, den Zerfall des Staats zu hindern. Wenn es ihnen auch gelingt, die Häuptlinge der Sikhs vom Abfall und Bürgerkrieg abzuhalten, so möchte ihnen dasselbe kaum bei den Mohammedanern gelingen, denn dieß letztere wäre nur möglich, wenn es ihnen gelänge, die bisherige Armee der Sikhs zusammen zu halten: diese aber soll sich, wie einige Nachrichten wissen wollen, auf die Nachricht von Randschit Sings Tode größtentheils zerstreut haben — ein gar nicht unwahrscheinliches Ereigniß, da wenigstens mit Sicherheit vorauszusehen ist, daß das europäische Disciplinarsystem vorerst seinen Schöpfer nicht überleben wird. Hält aber die Armee der Sikhs die Afghanen um Peschawer nicht mehr in Furcht und Gehorsam, so ist zum mindesten nicht nur das Land bis an den Indus, das Randschit Singh mit Strömen von Blut eroberte, augenblicklich der Herrschaft der Sikhs entrissen, sondern auch die Mohammedaner im Pendschab selbst, d. h. auf der Ostseite des Indus, harren mit Ungeduld der Ankunft ihrer afghanischen Glaubensgenossen, um das verhaßte Joch der ungläubigen Sikhs abzuwerfen. Dieß hat aber die augenblickliche Folge, daß der eine Theil des Feldzugs der Engländer gegen Afghanistan unvermeidlich mißlingt. Während nämlich die angloindische Armee über Schikarpur und Candahar gegen Cabul vordrang, sollte die Armee Randschit Sings, bei der sich Schah Schudscha's Sohn, Timur, nebst mehrern englischen Officieren befindet, von Peschawer aus gegen Cabul vorzudringen suchen. Ist aber, wie nicht unwahrscheinlich, diese Armee halb oder ganz aufgelöst, so dringen die Afghanen unter Dost Mohammed an den Indus vor; der Haß und die Raublust der Belutschen, der Kakers u. s. w. wird neuerdings gegen die Engländer geweckt, und selbst die Lage des Corps in Candahar in hohem Grade gefährdet. Hat dieß auch für den Augenblick keine weiteren schlimmen Folgen, so wird es doch unumgänglich nothwendig, daß eine zweite englische Armee die Stellung einnehme, und die Aufgabe übernehme, welche Randschit Singhs Armee lösen sollte. Der Kriegsschauplatz breitet sich aus, und neue Kräfte müssen in den Kampf geführt werden, dessen Ende man immer weniger absieht.

---

*) Siehe den Aufsatz über den Kriegszug der Engländer gegen Afghanistan Nr. 246 d. d. J.

T r i e ſt.

VI.

Ueber meinen Fingerzeig auf deutſche Künſtler werden welche hier zu Lande ſehr lachen wollen; was das für welche ſind, werde ich weiter unten ſagen. Trieſt iſt hauptſächlich noch italieniſch, jedoch weniger den Sitten und Gebräuchen und dem Comfort des Lebens als der Sprache nach. Italieniſch ſpricht hier der Hafen, die Börſe, das Tribunal, die Quareſima, das Theater, der Buchladen; italieniſch lernen hier die Kinder zu allererſt, ſeyen ihre Eltern weß Landes ſie wollen, und wenn ein Papagai hier ſprechen lernt, ſo lernt er italieniſch; natürlich, denn das adriatiſche Meer war einmal lange mit der venezianiſchen Republik vermählt. Trieſt iſt auf ſlawiſchen Felſen eine italieniſche Alluvion auf deutſches Commando. Man hört hier zwar noch viel ſlawiſch ſprechen, beſonders auf dem Land und auf dem Markte, allein das klingt gleichſam nur im Kreuzer, über den Gulden hinaus hat es ſchon ſeinen Klang und ſeine Bedeutung nicht mehr; mit dem weißen Tuche, das die Slawin vom Kopfe nimmt, und mit dem Modehut, den ſie an deſſen Statt auffetzt, hat ſie ſchon das Slawiſche ausgezogen und dafür das Italieniſche angethan, und ſo iſt's auch mit dem Manne, wenn er die Pelzmütze mit dem Caſtor, und die braune Hoſe gegen den Pantalon vertauſcht, oder wenn er den Wingertsknelp, die Ochſengeißel oder den Pflaſterer- und Mauerhammer aus Händen läßt, und glacirte Handſchuhe anzieht. Und nun was das Deutſche anbelangt. Seit Jahrhunderten herrſcht hier deutſches Commando, und ſeit Jahrhunderten, glaub' ich, wird hier ſehr gutes Bier gebraut und ſehr ſtark Tabak geraucht, und auf deutſche Weiſe Brod und Kuchen vortrefflich gebacken, wurden hier unſer Mundmehl, unſere geringelte Gerſte eingeführt, ſo wie der deutſche blaue Montag und ſeine Geſellſchaft, ſo wie ein gutes Stück von unſerer Küche und auch unſere hübſchen Liſis oder Kellnerinnen, und gleichwohl trotz all dieſem machte ſich ehedem die deutſche Sprache ſo wenig geltend! Allein außer dem, daß in ihr von den Feigen, Oliven, Granaten und dergl. nicht wohl gerne geſprochen wird, und daß ſie auch nicht das Einſchmeichelnde wie z. B. das Franzöſiſche, hat, und daß man bei uns ſo unausſprechlich gut iſt, zu glauben, wir würden den Leuten Gewalt anthun, wenn wir ſie zwängen, deutſch zu ſprechen, gibt es noch andere Gründe, warum ſie hier nicht gang und gäbe, und warum wir uns nicht darob verwundern dürfen. Die Berührung mit Deutſchland war nicht unmittelbar: zwiſchen hier und dort lagen verſchiedene ſlawiſche Stämme, und ein Wuſt von hohen Gebirgen und dergleichen, und die deutſche Sprache trat hier im langen Stiefel, in der ledernen Hoſe und im Pelzmantel auf, und gleichſam mit einer Mähne, die wie in der Bora flatterte; wer ſie erlernte, lernte ſie nicht aus Vergnügen, ſondern weil er ſie nöthig hatte, und ſobald er ſie nicht mehr nöthig hatte, ſobald er z. B. penſionirt war, hielt er ſie auch für unnütz, und ſie ward ihm um ſo härter und verknöcherter, je magerer ſie ihm wurde, und ſie ward ihm ſtets magerer, weil er ſie nicht nähren, weil er ſie an keinem Journal, an keiner Literatur, an keinem Theater nähren konnte. Der Deutſche hatte ſo viel zur Aufklärung beigetragen, wie jeder Andere, um nicht zu ſagen noch mehr als jeder Andere; gleichwohl verkannte man ihn im Auslande. Da ſah man ihn daheim entweder im Walde ſich einen Stock ſchneidend, oder auf dem Schlachtfelde ſich ſelbſt oder Andere todt ſchlagend, und präſentirte er ſich im Auslande, ſo war er entweder als Schweizer oder als Handwerksburſche, als Strickreiter, als Soldat, oder überhaupt im Harniſch, man ſah ihn gewöhnlich im Harniſch, und man hielt dieſen für ſein Fell, man hielt dieſes für Eiſen und Eis, und ahnte nicht, welches Mark und welche feine, zarte Faſern unter ſolcher Rinde, man verkannte ihn, man hielt ihn für hart und im geringſten nicht für liebenswürdig; und wenn man ihn nicht im Harniſche, wenn man ihn durchſichtig ſah, ſo ſah man ihn im Glaſe, und ein Sprüchwort ſagt: im Weine die Wahrheit! und das dumme Zeug, ſo er dann that und ſchwatzte, das hielt man für die Wahrheit ſeines Weſens. Leider war das oft der Fall, denn der Deutſche hatte ſeit langem her die Schwachheit, ſich leicht zu beſaufen. Man ärgerte ſich an ſeiner Stärke und machte ſich luſtig über ſeine Schwachheiten, und man hatte um ſo leichteres Spiel, weil, während die der andern mehr im Innern ſitzen, ſo daß man ihnen, wollte man ſie aufdecken, erſt die Haut über den Kopf ziehen müßte, die ſeinen größtentheils gewiſſermaßen auf der Haut, auf der Oberfläche ſich befinden, und daher theils leicht gewitzelt, theils leicht geſtichelt werden können.

Was aber die Deutſchen, die man in geiſtiger Hinſicht ignorirte, ſchon lange gethan, that man endlich in der neueſten Zeit ebenfalls. Man ward neugierig, man hatte an dem ewigen Latein und Griechiſchen nicht genug, man ſchaute ſich auch nach Anderm um, und da entdeckten ſie endlich Deutſchland, das ſchon ſeit der Völkerwanderung mitten unter ihnen lag! da ſahen ſie endlich unſere ſtolzen Münſter über dem Walde emporragen, da hörten ſie endlich, wie poetiſch unſere Wälder rauſchen! — ſie traten näher und erſtaunten und verwunderten ſich höchlich, und es graute ihnen nicht mehr vor den deutſchen Bären und Auerochſen, die ſchon ſeit Jahrhunderten ſo ziemlich alle todtgeſchlagen waren, und nun wurde Deutſch gelernt und getrieben! und ſo auch hier. Die Alpen ſind in den letzten Jahrzehnten bedeutend niedriger, und Trieſt iſt um vieles verwandter mit Deutſchland geworden als es vorher, von Rudolph von Habsburg an, war. Nun kann man faſt mit jedem Hauſe unſere Sprache ſprechen; in den höchſten Cirkeln wird ſie vorzugsweiſe geſprochen, ſie wird nicht mehr nur aus Bedürfniß, ſondern auch aus Vergnügen gelernt; die Allgemeine Zeitung wird vor jedem andern Blatte geleſen. Nebſt dem öſterreichiſchen Beobachter und der Wienerzeitung liegt auch ſchon mehreres Belletriſtiſche auf, wie der Humoriſt von Saphir, Bäuerle's Theaterzeitung, ein Unterhaltungsblatt aus Gratz, ein anderes aus Peſth und — und — und ein deutſches Blatt wird ſogar hier ſelbſt gedruckt, das des Lloyds, und die Leſebibliotheken verſehen ſich immer beſſer mit deutſchen Werken, und immer weniger ſelten werden die deutſchen Titelblätter an den Fenſtern der Buchläden. All dieß zuſammen genommen

wäre freilich nicht viel, wenn es schon Alles, wenn es nicht erst der Beginn wäre; die Häuser verstehen deutsch, aber noch nicht die Gassen, und ist noch nichts Allgemeines; das einzige Deutsche was hier allgemein ist, ist der Ruf: „Feuer!" in den Kaffeehäusern und Schenken, ist das Feuer, womit der Kellner oder der Bottega einem die Pfeife oder die Cigarre anzündet; allein das Feuer wird um sich greifen, und auf ganz Anderm, als auf Tabakspfeifen Flamme schlagen! So wie Lenau und andere minder oder eben so gewaltige Ungarn ihr Land fester mit Deutschland verbanden, oder vielmehr verknüpften, so werden auch Triest und die hiesigen Gegenden überhaupt mit demselben durch solche Geister verknüpft werden. Schon gibt es Triestiner, die in unserer Sprache schreiben und dichten, *) schon beginnen die Wellen Adria's und die Oliven- und Feigenbäume in unserer Sprache zu flüstern.

Triests Vitalität hängt ganz und gar von Wien, also von Deutschland ab, und so liegt es in der Natur der Sache, daß es sich demselben nicht bloß mit dem Leibe, sondern auch mit der Seele anschließe; und im Interesse Wiens liegt es, daß dieser Seelenbund fest und stark werde, und fest und stark kann er nur durch den Kitt der Sprache und der Literatur werden; Oesterreich hat zum zweitenmale mehrere seiner Besitzungen zu erobern, und das durch die Heerschaar der hohen Geister unserer Nation! Man würde mir Unrecht thun, wenn man dächte, mein Wunsch sey, daß hier das Italienische vom Deutschen verdrängt werde: die italienische Lebhaftigkeit, die italische Grazie im Ausdrucke, der italische Wohllaut, kurz das Venetianische, das so viel des Reizenden und Liebenswürdigen in sich schließt, und das hier, wie in dem Idiome, so auch in den Manieren durchschimmert, sind so außerordentlich schöne Dinge, daß man, weit entfernt, sie irgendwo hinweg-, überall hinwünschen möchte; aber daß das Deutsche hier heimisch werde, und was es Schönes ersungen und errungen, neben dem Italienischen entfalte, das ist mein Wunsch, und daß für beide ein solcher Verband gleich sehr ersprießlich seyn werde, das ist meine Ueberzeugung. Es gibt zwar noch welche hier, die sich gegen alles Deutsche sträuben und sich darüber bei jeder Gelegenheit lustig machen, das sind aber Leutchen, die, wenn man ihnen recht auf den Zahn fühlt, sich als solche bewähren, die schlechte Zähne haben, oder höchst beschränkte Ignoranten! und gibt es einige unter ihnen, die nicht unter die Ignoranten zu zählen sind, so sind es solche, die sich ein Vergnügen daraus machen, es mit dem Pinsel der Albernheit und mit den Einfaltspinseln zu halten.

VII.

Auf meine Frage, wie es ihm in Mailand gefallen habe, sagte mir ein geistreicher Maler: O da ist's miserabel, da sieht man kein altes Gebäude! und so würde er auch von Triest gesagt haben: O da ist's miserabel, da ist Alles funkel- und nagelneu, da kann sich kein Künstler gefallen, der Moos, Epheu und Nachteulen liebt. Triest ist wirklich, mit Venedig verglichen, so wie ich gesagt habe, ein bißchen Futteral, an sich aber eine schöne Stadt. So wie Venedig den Reichthum der Schönheit, so besitzt sie die Schönheit des Reichthums und des Neuen. Die Kunst in Venedig zählt über tausend Jahre, die in Triest erst einige Jahrzehente. Triest ist noch sehr jung, erst in seinem Beginn, aber schon landen mit den Gärten, die auf seine Felsen gestellt werden, die Götter Griechenlands, und stellen sich auf der Flur und auf dem Flure auf, schon beginnt es, die sogenannte, aber so schöne Abgötterei zu treiben, sich ein Bild von dem Göttlichen zu machen. Dieser Beginn ist zwar nur noch eine Ausnahme, wie aus dem weiter oben Gesagten hervorgeht, es ist aber doch der Anfang von der Regel. Triest liegt da, wo sich der Orient und der Occident, der Süden und der Norden kreuzen: es müßte schlecht zugehen, wenn nicht der menschliche Geist eine merkwürdige Hexerei auf diesem Kreuzwege treiben sollte, wenn nicht Triest artistisch und literarisch eben so merkwürdig als mercantilisch werden sollte.

*) Darunter Hrn. Dr. Alexander Goracuchi, Mitglied der medicinischen Facultät zu Wien und ausübender Arzt dahier. Von ihm erschienen nämlich: Kranichzüge nach dem südlichen Frankreich ꝛc. Ich habe das Buch noch nicht gelesen, aber seinen Verfasser kenne ich als einen geistreichen, liebenswürdigen, jungen Mann, als einen enthusiastischen Verehrer unserer Sprache und Literatur. Da er unter den ersten ist, die hier deutsch schreiben, so ist er für uns schon deßhalb beachtungswerth.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agricultursystem.

(Fortsetzung.)

Zuckercultur.

Der durchschnittliche Ertrag eines Bouw Landes (500 Quadratruthen), welcher mit Zuckerrohr bepflanzt ist, kann auf 15 Pikol angeschlagen werden. Ein Zuckeretablissement, welches 6000 Pikol liefern soll, erfordert also 400 Bouw Landes, welche zu ihrer Bearbeitung täglich 400 Mann erfordern, so daß für die Arbeit 1600 Mann, welche durchschnittlich 2000 Bouw Reisfelder besitzen, von dem Grundzins freigestellt werden.

Ein Mann schneidet durchschnittlich 500 bis 550 Stöcke Rohr täglich, und 2000 bis 2200 derselben werden zu einem Pikol Zucker erfordert, so daß vier Mann zum Schneiden des Rohrs für jeden Pikol nöthig sind, welchen das Etablissement täglich liefert. Da das Mahlen in ungefähr zehn Monaten beendigt ist, so muß man täglich auf 20 Pikol Zucker rechnen; deßhalb sind täglich 80 Zuckerrohrschneider nothwendig, so daß für diese Arbeit 320 Mann von dem Grundzins freigesprochen werden.

Zum Transport nach der Zuckermühle werden täglich 140 Karrenfrachten gerechnet, von welchen jede 300 Stöcke ladet; gewöhnlich fährt ein solcher Karren (Pedatti) täglich zwei oder drei Frachten, so daß man hiefür 70 Karren rechnen kann. Da bei jeder Karre ein Mann nothwendig ist, so werden für diese Arbeit 280 Personen von dem Grundzins befreit.

Obgleich man durch bessere Einrichtung der Oefen jetzt weniger Holz als früher braucht, so wird doch noch täglich zu 20 Pikol eine Klafter verbraucht. Zum Fällen desselben werden täglich fünf Mann erfordert, zum Transport mit Hülfe

der Karren dieselbe Anzahl, und somit werden wieder 40 Mann vom Grundzins befreit.

Sobald das Zuckerrohr an den Fabricanten abgeliefert ist, so liegt diesem die fernere Bereitung ob. Muß ihm aber die Mannschaft hiezu geliefert werden, so kann man annehmen, daß täglich 50 Mann nöthig sind, und also wieder 200 Mann vom Grundzins freigesprochen werden.

Ein Zuckeretablissement von 6000 Pikol erfordert also:

Zur Bebauung des Landes die Freistellung vom Grundzins von	1600 Mann
Für das Schneiden des Zuckerrohrs . .	320 —
Für den Transport desselben . . .	280 —
Für Holzhauen und Transportiren . .	40 —
im Ganzen	2240 Mann.
Werden nun noch für die Mühle Arbeiter geliefert, welche jedoch der Fabricant bezahlen muß, so erfordert dieß noch die Freistellung vom Grundzins von	200 —
überhaupt	2440 Mann,

wovon täglich, wenn es nöthig ist, 610 Mann arbeiten.

In den schon früher errichteten Zuckermühlen in der Umgegend von Batavia, für welche 200 Mann arbeiten, werden 2500 Pikol Zucker gemacht, während diese 1600 Mann nur 6000 Pikol liefern, so daß die Arbeit, welche auf diese Weise vorgenommen wird, bedeutend geringer für den Mann ist, als die, welche in der Nähe von Batavia nothwendig ist.

Die 2440 Mann genießen die Freiheit vom Grundzins, welcher für den Mann durchschnittlich achthalb Gulden, also im Ganzen 18,300 Gulden beträgt, und dieß, um die Arbeit für und in den Fabriken durch einen Zeitraum von 300 Tagen zu verrichten. Da aber die Mühle von Zeit zu Zeit Reparaturen erfordert, oder aus andern Ursachen still stehen muß, so kann man annehmen, daß jährlich nicht mehr als 250 bis 260 Tage gemahlen wird, so daß die Arbeit für jeden Mann etwa auf 65 Tage zu stehen kommt, und sein Verdienst auf ungefähr 12 Cent.*) für den Tag, welches überhin der gewöhnliche Tagelohn auf Java ist.

Dieß ist aber keineswegs der einzige Nutzen, welchen der Javane, der zur Zuckercultur behülflich ist, von dieser hat; er stellt sich eben dadurch vom Grundzins frei, und ist im ungestörten Genuß der Ernt seiner Reisfelder. Ist er aber ein Grundbesitzer, und besitzt zum Beispiel vier Bouv Reisfelder (Sawa's), so kann er Einen der vier dazu gehörigen Abhängigen (Wuwungs) an dem Zuckeretablissement arbeiten, und die drei übrigen das Land desselben bebauen lassen, indem er ihnen den Antheil jenes an der Ernte abtritt, welcher in der Hälfte derselben besteht, während der verwendete Arbeiter am Zuckeretablissement die andere Hälfte der Ernte genießt. Auf diese Weise erspart der Grundbesitzer drei Viertel der Belastung, welche er sonst von seinen Reisfeldern hätte bezahlen müssen.

Ein Mann, welcher nur einen Bouv Reisfeld besitzt, befreit sich von dem Grundzins durch eine Arbeit, welche einen Fünftheil der Arbeit ausmacht, die er für die volle Ernte hätte verrichten müssen, während er anders zwei Fünftel seines Feldes für den Grundzins hätte bearbeiten müssen.

Man nehme an, daß der Zucker auf Reisfeldern gebaut wird, und daß jeder ein Fünftel seines Landes dazu hergegeben hätte, dann hätte er nach dem früheren Systeme noch außerdem ein Fünftel zur Deckung des Grundzinses bearbeiten müssen. Nimmt man nun an, daß dieser Theil einem Andern zur Bebauung übergeben wird, so kommt dem Eigenthümer die Hälfte der Ernte zu Gute, und in diesem Falle wird er für die überbleibenden drei Fünftel dieselbe Arbeit zu leisten haben, als wenn er den Grundzins bezahlte. Wenn ein Fünftheil gleicher Arbeit für die Zuckerfabrik erfordert wird, als er sonst auf einen Fünftheil seiner Reisfelder verwendet, was nun im Ganzen vier Fünftel der Arbeit ausmacht, welche er sonst gehabt hätte, so genießt er außerdem ein Fünftel der Ernte von dem übrigen Fünftheil, welches er an den Bearbeiter abgestanden hat; so daß der Javane mit einer geringern Arbeit, als wozu er sonst verpflichtet gewesen wäre, mehr als einen gleichen Nutzen hat. Wenn er nun selbst vier Fünftel seines Landes bearbeitet, und das übrige Fünftel mit Zuckerrohr bepflanzt wird, dann wird er nicht mehr als früher zu bearbeiten haben, und ein Fünftel mehr von seiner Ernte Nutzen ziehen. Hieraus geht nun deutlich hervor, daß dieses System den Javanen bei geringerer Arbeit einen gleichen Vortheil, und bei gleicher Arbeit einen größern Gewinn als das frühere System verschafft.

Uebrigens bedarf es wohl keines Beweises, daß die Anpflanzung eines Bouv Zuckerrohrs bis zur Reife des Gewächses eine viel geringere Arbeit fordert, als ein Reisfeld derselben Größe, da hiebei außer der Arbeit, welche das Pflügen, Säen und Pflanzen des Reises erfordert, dieser noch geerntet, nach Hause gebracht, gestampft und nach dem Bazar transportirt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der holländische Gulden theilt sich bekanntlich in 100 Cent.

Weggenommene Sklavenschiffe. Aus einem Bericht, der auf Befehl des Parlaments gedruckt wurde, geht hervor, daß vom 1 Januar 1838 an (wahrscheinlich bis zum Ende des Jahres) die Zahl der weggenommenen und für gute Prise erklärten Negerschiffe 52 betrug. Darunter waren 43 portugiesische, 2 spanische und 1 brasilianisches. An Bord von 28 Schiffen befanden sich 5000 Sklaven. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 111** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Wir sind sieben.** Von William Wordsworth. — **William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.** (Fortsetzung.) — **Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 October 1839.

Wir sind sieben.

Von William Wordsworth.

— — — Ein einfach Kind,
Dem durch die Wange roth,
Durch jedes Glied das Leben rinnt,
Was wüßte das vom Tod?

Ich traf einmal im wald'gen Thal
Ein Mädchen, sieben Jahre alt;
In Ringeln war das Lockenhaar
Ihr um das Haupt gewallt.

Sie war ein Kind der Bergeshöhn
Und trug ein bäurisch Kleid;
Ich freute mich, denn sie war schön,
Von seltner Lieblichkeit.

„Wie viel Geschwister seyd ihr, Kind?"
So sprach ich zu der Lieben.
Sie sah mich an: „wie viel wir sind?
In Allem sind wir sieben."

„Wo sind sie denn? erzähl' mir mehr!"
Sie sagte; „wir sind sieben;
Und zwei von uns sind auf dem Meer
Und zwei in Conway drüben.

„Zwei Andre auf dem Kirchhof ruhn,
Die Schwester und der Bruder mein,
Und nah bei ihnen wohn' ich nun
Mit meinem Mütterlein."

„Du sagst, daß zwei in Conway sind,
Und auf dem Meere zwei;
Und dennoch seyd ihr sieben? Kind!
Sprich, wie das möglich sey."

Da nahm die kleine Maid das Wort:
„Versteht mich, wir sind sieben!
Zwei ruhen auf dem Kirchhof dort —
Seht ihr den Baum da drüben?"

„Du springst umher, du kleine Maid,
So hurtig und geschwind;
Klar ist es, daß ihr fünf nur seyd,
Wenn zwei gestorben sind."

Da sprach das Kind: „die Gräber sind
Mit Gras bewachsen für und für;
Und Seit' an Seit' — es ist nicht weit
Von meiner Mutter Thür.

„Oft säum' ich meine Tücher dort,
Und setz' mich leise nieder,
Und strick' und nähe immerfort
Und singe ihnen Lieder.

Oft hüpf' ich hin mit hurt'gem Schritt
Beim hellen Abendroth,
Und nehme meine Schüssel mit
Und esse dort mein Abendbrod.

Zuerst starb Jane, mein Schwesterlein;
Sie litt an schweren Wehn;
Da löste Gott sie von der Pein,
Und hieß sie von uns gehn.

Da legte man sie tief hinab —
Das Gras war trocken schon,
Und häufig spielt' ich um ihr Grab
Mit meinem Bruder John.

Und als der Schnee am Boden lag,
Damit man glitsch' und gleite,
Da folgte Bruder John ihr nach —
Er liegt an ihrer Seite."

„Wie viele seyd ihr denn, mein Kind?
Zwei sind ja todt geblieben."
Das kleine Mädchen sprach geschwind:
„O Herr, wir sind ja sieben.

„Doch sie sind todt, die zwei sind todt;
Sie sind im Himmel drüben."
Es war vergebens, daß ich sprach;
Das kleine Mädchen ließ nicht nach
Und sagte: „wir sind sieben."

Felix Adolphi.

William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.

(Fortsetzung.)

In allen von ihm behandelten Gegenständen, selbst metaphysische Erörterungen nicht ausgeschlossen, herrscht dieselbe Tendenz; und es ist merkwürdig, wie persönlich er selbst die abstrusesten Gegenstände zu wenden und zu behandeln weiß. Alle seine Philosophie besteht in Controversen. Er macht Opposition gegen irgend ein bestehendes System, und diese Opposition verwandelt sich augenblicklich in eine Art von Zweikampf zwischen ihm und einem fingirten Verfechter desselben, wobei alle seine Argumente aus der Unverträglichkeit seiner Gesinnungen und Erfahrung mit den von seinem Gegner behaupteten Grundsätzen geschöpft scheinen. Besonders wenn er der Sphäre der politischen und socialen Fragen und Probleme sich nähert, wo sein Enthusiasmus leichter zur That sich steigert, werden alle seine Theorien mit dem hitzigen Eifer persönlicher Streitigkeiten verfochten, und von den Bourbons auf ihrem Thron bis zum Quarterly-Reviewer an seinem Pult scheinen alle der Gegenpartei Angehörenden herausgefordert zu werden als die persönlichen Gegner und Feinde von William Hazlitt.

Wenn es wahr ist, wovon Talfourd überzeugt zu seyn scheint, daß die Analyse Hazlitts zahllosen Lesern die Augen geöffnet hat über die wahren Schönheiten Shakspeare's, und seine minder kritischen Bewundrer zwang, Grund anzugeben des Glaubens, der in ihnen war, so konnte er kaum in seinem Lebensberuf seinen Landsleuten einen größern Dienst leisten als diesen. Und wir sind geneigt zu glauben, daß sich dieß wirklich so verhalte, obgleich nicht in dem Umfang oder in der Weise, wie seine Panegyriker sich die Sache vorzustellen scheinen. Wir glauben nicht, daß seine Ansichten von der Literatur des Elisabethischen Zeitalters, die er allerdings mit großer Vorliebe studirte, sehr tief oder sehr originell waren. Aber es war sein gutes Glück, daß er viel im Leben mit kräftigeren und originelleren Geistern verkehrte, als der seinige war. Unter seinen nächsten Freunden zu verschiedenen Perioden waren mehrere der vorzüglichsten unter den modernen Kritikern, und während Lamb zu spitzig und Coleridge zu dunkel, und beide zu träg waren, um die Resultate ihrer tiefen und mächtigen Gedanken dem Publicum mitzutheilen, besaß Hazlitt Talente, welche ihn in hohem Grade befähigten, die Rolle des Dolmetschers zwischen jenen bevorzugteren Geistern und der großen Masse des Publicums zu übernehmen. Es liegt etwas ganz vertraut Ansprechendes und gleichsam für den gewöhnlichsten Verstand Ermunterndes in seiner Art und Weise, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Sein Styl hat den Fluß und die Lebhaftigkeit einer geistreichen Unterredung — seine Sprache ist rein, männlich und verständlich, obwohl manchmal durch Affectation entstellt. Er liebt es, wie der oberflächlichste Leser bemerken wird, eine Ansicht durch rhetorische Wiederholung einzuprägen, und manchmal überladet er sie dadurch, daß er zu viele Anspielungen und Metaphern für dieselbe beibringt. Aber dieser Fehler verführt ihn selten, wie es den meisten Schriftstellern geschieht, welche ihn an sich haben, zur Dunkelheit. Im Gegentheil, seine Ansicht scheint durch jeden neuen Tropus, durch jede weitere erläuternde Parallele klarer hervorzutreten. Er scheint nie zu den Eingeweihten zu sprechen, zu den wenigen Gelehrten und Leuten vom Fach, die ihn aufs erste Wort verstehen würden. Er wendet sich an die gemischte Menge, an den Theaterliebhaber, an den Zeitungsleser, an den Geschäftsmann, welchen Gedichte und Schauspiele nur als ein gelegentlicher Reiz oder als eine gelegentliche Erquickung und Abwechslung für den Geist erscheinen. Er ist, mit Einem Wort, — und gewiß ist dieß, bei dem vorherrschenden Geschmack für affectirte Dunkelheit und mysteriöse Vornehmthuerei kein geringes Lob — der einfachste und klarste kritische Schriftsteller. All dieß waren Eigenschaften, die ihn ganz besonders für die Aufgabe befähigten, in Schriften oder mündlich die Grundsätze des Geschmacks und des kritischen Urtheils auszusprechen, die er nach unserm Dafürhalten vielmehr angenommen als entdeckt hat.

Hazlitt blieb sein ganzes Leben hindurch, wie Johnson und andere — beinahe ebenso bedeutende Männer als er, ohne eine genauer bestimmte Stellung in der literarischen Welt — ein Autor von Schriften vermischten Inhalts, von Profession, so zu sagen. Und man kann nicht sagen, daß er in seinem Beruf kein Glück gehabt habe, da sich seine Einkünfte auf 600 — 800 Pf. jährlich beliefen. Aber auch ein solcher Erfolg ist ein elender Ersatz für die Mühen und Täuschungen einer so gar nicht beneidenswerthen Beschäftigung. Die Classe solcher Männer, welche von der Gunst des Publicums abhängen, die keinen status und keine Beschäftigung außer der Literatur haben, und keine bestimmt zu bezeichnende Rolle in ihr, — die weder Dichter noch Novellisten, weder Historiker noch Philosophen sind, sondern schlechthin Schriftsteller, ist vielleicht das eigenthümliche Erzeugniß eines Zeitalters, das bei großer Verfeinerung viel Muße und übrige Zeit hat. Frankreich hat noch eine größere Zahl solcher irregulärer Truppen in seinen literarischen Heeren, als England, theils weil der Vorrath in diesem Lande die Nachfrage übersteigt, da die Leichtigkeit der literarischen Bildung so groß ist, daß sie den Markt mit Arbeitern überfüllt, theils weil Frankreich ein Land von weniger Industrie und Leben ist, und weniger Auswege an die Hand gibt, auf welchen ein leichter

Soldat der Literatur, müde dem Heer zu folgen, ohne sich ein Unterkommen in einem eigentlichen festen Corps zu verschaffen in eine gewinnreichere Stellung und Beschäftigung entschlüpfen kann. Der Einfluß, den sie ausüben auf den Geist des Publicums, ist nicht gering, und Manche von ihnen bringen es für den Augenblick zu einer glänzenden, wiewohl flüchtigen Berühmtheit. Aber das sind nur Wenige, und das Leben der Glücklichsten selbst ist verbittert durch das Bewußtseyn verschleuderter Talente und unbefriedigten Ehrgeizes."

(Schluß folgt.)

Der Cardinal Richelieu.

(Fortsetzung.)

Die Zusammenkunft mit dem König.

Die Höflinge plauderten und prahlten um den König herum, als zwei Huissiers auf einmal riefen: Seine Eminenz! Der König erröthete unwillkürlich, wie über einem Verbrechen ertappt. Bald aber faßte er sich wieder und nahm eine Haltung entschlossener Vornehmheit an, welche dem Minister keineswegs entging. Dieser, in seinem vollen, prächtigen Cardinalsornat, auf zwei junge Pagen gestützt und gefolgt von dem Hauptmann seiner Wachen und mehr als fünfhundert mit seinem Haus in Verbindung stehenden Edelleuten, näherte sich langsam dem König, und hielt bei jedem Schritt inne, wie wenn er Schmerzen litte, die ihn dazu zwängen, in Wahrheit aber um die Physiognomien zu beobachten, die er vor sich hatte. Ein Blick genügte ihm.

Seine Begleitung blieb am Eingang des königlichen Zelts zurück, und von Allen, die es erfüllten, getraute sich nicht Einer ihn zu grüßen, oder einen Blick auf ihn zu werfen; selbst Lavalette gab sich die Miene, sehr vertieft zu seyn in eine Unterhaltung mit Montresor, und der König, der ihn schlecht empfangen wollte, grüßte ihn absichtlich nur ganz leichthin und setzte ein leises Gespräch mit dem Herzog von Beaufort fort.

So war denn der Cardinal genöthigt, nach der ersten Begrüßung stehen zu bleiben, und sich gegen die Höflinge hin zu wenden, als wollte er sich unter sie mischen; seine Absicht aber war, sie mehr in der Nähe zu beobachten und zu prüfen; sie wichen alle, wie beim Anblick eines Aussätzigen zurück; der einzige Fabert trat mit dem derben und offnen Wesen, das ihm gewohnt war, auf ihn zu und sagte in der Sprache seines Metiers: nun, Monseigneur, Ihr macht eine Bresche durch sie, wie ein Kanonenschuß; ich bitte Euch für sie deßhalb um Verzeihung. — Und Ihr haltet fest Stand vor mir, wie vor dem Feind, sagte der Herzog; Ihr werdet es später nicht zu bereuen haben, mein lieber Fabert. —

Mazarin näherte sich auch, jedoch mit Vorsicht, dem Cardinal, und seinen beweglichen Zügen den Ausdruck einer tiefen Traurigkeit gebend, machte er ihm fünf bis sechs sehr tiefe Verbeugungen, den Rücken gegen die Gruppe um den König gekehrt, so daß man sie von dort aus für frostige und hastige Begrüßungen nehmen konnte, wie man sie Jemand macht, dessen man sich entledigen möchte, von Seiten des Herzogs aber für Beweise der Ehrerbietung, zugleich aber auch eines geheimen, stummen Schmerzens.

Der Minister, immer ruhig, lächelte verachtungsvoll, und jenen festen Blick und jene vornehme und großartige Haltung annehmend, die man an ihm bei drohenden Gefahren bemerkte, stützte er sich wieder auf seine Pagen, und ohne ein Wort oder einen Blick von seinem Souverän abzuwarten, faßte er plötzlich seinen Entschluß, und schritt gerade auf ihn zu, das Zelt in seiner ganzen Länge durchschneidend. Niemand hatte ihn aus dem Auge verloren, obgleich Alle sich die Miene gaben, und Alle schwiegen, selbst die, die mit dem König gesprochen; alle Höflinge beugten sich vor um zu sehen und zu hören.

Louis XIII kehrte sich erstaunt um, und da ihm alle Geistesgegenwart fehlte, blieb er ganz unbeweglich und wartete mit einer versteinerten Miene, die seine einzige Kraft war — die bei einem Fürsten sehr mächtige Kraft der Trägheit.

Der Cardinal, vor dem König angekommen, verbeugte sich nicht, sondern ohne seine Haltung zu ändern, die Augen niedergeschlagen und die Hände auf den Schultern der halb zu Boden gedrückten Knaben ruhend, sagte er: Sire, ich komme Eurer Majestät zu bitten, mir endlich einen Rücktritt zu bewilligen, nach dem ich schon so lange seufze. Meine Gesundheit wankt; ich fühle, daß mein Leben sehr auf die Neige geht; die Ewigkeit nähert sich für mich, und ehe ich dem ewigen König Rechenschaft ablege, will ich es vor dem zeitlichen König thun. Es sind sechzehn Jahre, Sire, daß Sie mir ein schwaches und getheiltes Königreich in meine Hände gegeben; ich gebe es Ihnen einig und stark zurück. Ihre Feinde sind geschlagen und gedemüthigt. Mein Werk ist vollendet. Ich erbitte mir von Eurer Majestät die Erlaubniß, mich nach Citeaux zurückzuziehen, wo ich Generalabt bin, um dort meine Tage im Gebet und in frommen Betrachtungen zu beschließen.

Der König, betroffen über einige hochmüthige Ausdrücke in dieser Anrede, gab keines jener Zeichen von Schwachheit von sich, wie der Cardinal erwartete, und wie er jedesmal an ihm gesehen, so oft er ihm gedroht hatte, sich von den Angelegenheiten des Staats zurückzuziehen. Im Gegentheil, sich bewußt, daß er von dem ganzen Hof beobachtet werde, blickte er ihn als König an und sagte kalt:

So danken wir Euch denn für Eure Dienste, Herr Cardinal, und wünschen Euch die Ruhe, die Ihr sucht.

Richelieu ward im Innersten erschüttert, aber von einem Gefühl von Zorn, das in seinen Zügen keine Spur zurückließ. Ja, das ist die Kälte, sagte er bei sich selbst, mit der du Montmorency sterben ließest; aber du wirst mir nicht so entgehen. Sich verbeugend fuhr er fort: die einzige Belohnung, die ich für meine Dienste mir erbitte, ist, daß Eure Majestät von mir als Geschenk den von meinen Ersparnissen in Paris erbauten

Cardinalspalast annehmen. — Der erstaunte König nickte einwilligend mit dem Kopf; ein Murmeln der Ueberraschung durchlief einen Augenblick den gespannten Hof.

Auch werfe ich mich Eurer Majestät zu Füßen, bittend, Sie wo e mir die Widerrufung einer Härte bewilligen, die ich veranlaßt habe — ich gestehe es öffentlich — und die ich vielleicht allzusehr als für die Ruhe des Staates nützlich betrachte. Ja, als ich dieser Welt angehörte, vergaß ich zu sehr meine ältesten Gefühle der Ehrfurcht und der Anhänglichkeit über dem allgemeinen Besten. Jetzt, wo mir schon die Erleuchtung der Einsamkeit aufgeht, sehe ich, daß ich Unrecht gehabt, und fühle Reue. — Die allgemeine Aufmerksamkeit verdoppelte sich, und die Unruhe des Königs wurde sichtbar. — Ja, es ist eine Person, Sire, die ich immer geliebt, trotz ihrer Verfehlungen gegen Sie, und trotz der Kälte und Fremdheit, welche mir die Angelegenheiten des Staats gegen sie an den Tag zu legen geboten; eine Person, der ich viel verdanke, und die Ihnen theuer bleiben muß, trotz ihrer Unternehmungen mit gewaffneter Hand gegen Sie selbst; eine Person, die ich Sie fußfällig bitte, aus der Verbannung zurückzurufen — ich meine die Königin Marie de Medicis, Ihre Mutter.

Der König stieß einen unwillkürlichen Schrei aus, so ganz und gar nicht erwartete er diesen Namen. Eine plötzlich wieder unterdrückte Aufregung ward auf allen Gesichtern sichtbar. Man harrte schweigend auf die Worte des Königs. Louis XIII sah lang seinen alten Minister ohne zu sprechen an, und dieser Blick entschied über das Schicksal Frankreichs. Er erinnerte sich augenblicklich an alle die unermüdlichen Dienste Richelieu's, an seine gränzenlose Hingebung, seinen gewaltigen Geist, und er wunderte sich selbst, daß er sich von ihm habe trennen wollen; er fühlte tiefe Rührung bei dieser Bitte, welche den Zorn im Grunde seines Herzens aufsuchte, um ihn mit der Wurzel auszureißen, und ihm die einzige Waffe aus den Händen wand, die er gegen seinen alten Diener hatte; die kindliche Liebe drängte ihm die Verzeihung auf die Lippen und die Thränen ins Auge; glücklich das bewilligen zu dürfen, was sein heißester Wunsch war, reichte er dem Herzog die Hand hin mit all dem Adel und der Güte eines Bourbon. Der Cardinal verbeugte sich und küßte sie ehrerbietig; und sein Herz, das ihm vor Reue hätte zerspringen sollen, erfüllte sich nur mit der Freude eines stolzen Triumphes. Der gerührte Fürst ließ ihm seine Hand, wendete sich mit leichter Anmuth gegen seinen Hof, und sagte mit sehr bewegtem Ton:

Wir täuschen uns oft, meine Herren, und besonders wenn es gilt, einen so großen Staatsmann ganz kennen zu lernen, wie dieser hier ist; er wird uns, hoffe ich, nicht verlassen, da sein Herz eben so gut ist wie sein Kopf.

Sofort bemächtigte sich der Cardinal de la Valette des Saums vom Mantel des Königs, um ihn mit der Inbrunst eines Liebhabers zu küssen, und der junge Mazarin that fast das Gleiche gegen Richelieu selbst, indem er mit der bewundernswerthen Gewandtheit des Italieners ein von Freude und Rührung strahlendes Gesicht annahm. Zwei Ströme von Schmeichlern ergoßen sich, der eine auf den König, der andre auf den Minister. Richelieu selbst, nach der Rechten nickend und nach der Linken lächelnd, machte zwei Schritte und stellte sich aufrecht zur Rechten des Königs, als an seinen natürlichen Platz, hin. Ein Fremder, der eingetreten wäre, hätte vielleicht eher geglaubt, der König stehe zu seiner Linken.

Der Sturm schien ganz beschwichtigt, und auf die heftigen Bewegungen des Morgens folgte eine ganz friedliche Stille. Der König suchte seine Zufriedenheit nicht zu verbergen: das ist wahrlich ein Gedanke, der ihm von oben eingegeben worden, sagte er; der gute Cardinal, gegen den man mich so aufgereizt, dachte an nichts als an Herstellung der Einigkeit in meiner Familie; seit der Geburt des Dauphin habe ich keine lebhaftere Freude empfunden als in diesem Augenblick. Die Fürsorge der heiligen Jungfrau waltet sichtbar über diesem Königreich.

In diesem Augenblick sagte ein Hauptmann der Garden dem König etwas ins Ohr.

Ein Courier von Köln? sagte der König. Er erwarte mich in meinem Cabinet. Und dann sagte er, ich gehe, ich gehe hin. Er trat allein in ein kleines viereckiges Zelt, das an das große stieß; man sah darin einen jungen Courier mit einem schwarzen Portefeuille in der Hand stehen, und die Vorhänge senkten sich hinter dem König nieder.

Der Cardinal, jetzt allein Meister des Hofs, versammelte alle Huldigungen desselben in seiner Person, aber man bemerkte, daß er sie nicht mit seiner gewohnten Geistesgegenwart aufnahm; er fragte mehrmals, welche Stunde es sey, und zeigte eine Unruhe, die nicht erheuchelt war; seine harten, unruhigen Blicke richteten sich nach dem Cabinet. Plötzlich that es sich auf; der König erschien allein wieder und blieb am Eingang stehen. Er war blässer als gewöhnlich, zitterte am ganzen Leibe, und hielt in der Hand einen großen, mit fünf schwarzen Siegeln bedeckten Brief.

Meine Herrn, sagte er mit lauter aber stockender Stimme, die Königin Mutter ist so eben in Kölln gestorben, und vielleicht bin ich nicht der Erste gewesen, der es erfuhr, setzte er hinzu, einen strengen Blick auf den Cardinal werfend, der unbeweglich dastand; aber Gott weiß Alles. In einer Stunde zu Pferde und die Linien (von Perpignan) angegriffen. Meine Herren Marschälle, folgt mir; und er kehrte sich rasch um und ging mit ihnen in sein Cabinet zurück. Der Hof zog sich zurück nach dem Minister, der, ohne eine Zeichen von Traurigkeit oder Verdruß von sich zu geben, eben so ernst sich entfernte, wie er eingetreten war, aber als Sieger. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1839.

Die Steine der litthauischen Göttinnen.*)

In Litthauen gibt es viele historische Denkmäler, die der gelehrten Welt bis jetzt unbekannt geblieben sind. Hiezu gehören auch die Dejwa Akminau oder Steine der Göttinnen, ein wichtiger Gegenstand für die Religionsgeschichte der alten Litthauer, um so mehr, als die Nachrichten hierüber sich in keiner Chronik finden; nur die Bauern in Schmud (Samogitien) welche die Lebensweise, die Begriffe und die abergläubischen Meinungen ihrer Vorfahren erhalten haben,**) erklärten ihre Bedeutung. Diese Steine sind über zwei Arschinen lang, glatt behauen, symmetrisch aufgestellt und auf allen Seiten von einem Graben umgeben, der meist tief war, aber jetzt verschlämmt, doch immer noch bemerklich ist. Die Litthauer stellten sie an Orten auf, die gewissen Göttinnen, in ihrer Sprache Dejwas Walditojes genannt, geheiligt waren; diese hielten gleich den alten Parcen, Leben und Tod in ihren Händen, nur mit dem Unterschied, daß ihrer mehr waren, und das Leben des Menschen nicht an einem Faden, sondern an einem leinenen Gewebe hing.

Der Göttinnen waren sieben. Die erste, Namens Werpantiey, spann das Leben des Menschen aus einem Rocken, den ihr der höchste Gott — sein Name ist unbekannt, Kenner der litthauischen Alterthümer glauben, es sey Okopirnes — gegeben; die zweite, Metantiey machte aus den gesponnenen Fäden den Zettel; die dritte, Audieloy, wob die Leinewand; die vierte, Gadintoy, lockte die Schwestern mit schönen Worten und Erzählungen, daß sie die Arbeit liegen lassen sollten. Geschah dieß, so verdarb sie die Leinwand, und wehe dem Menschen, dessen Leben an dem Gewebe hing: Krankheit, Wunden im Kampfe, Streit mit den Nachbarn, Unfrieden im Hause kamen über ihn durch die Bosheit der feindlichen Göttin. Ihr entgegen wirkte Dejwa Sargietoy, und glücklich erging es demjenigen, an dessen Gewebe sie die andern Göttinnen durch ihr Zureden festhielt. Ihm drohte kein Unglück, bis die sechste Göttin, Nukirptoy, die Leinwand abschnitt. Die siebente, Ischskalbtoy genannt, wusch das abgeschnittene Gewebe und gab es dem obersten Gotte; es diente dem Menschen als Todtenhemd.

Die Göttinnen wandelten gerne an den Ufern von Flüssen und Bächen; an den ihnen geheiligten Orten hatte jeder Litthauer seinen Stein, auf dem er seine Opfer darbrachte; der Krieger weihte den Göttinnen die Häupter erschlagener Feinde, der Landmann Korn in Aehren, die Mädchen Flachs u. dgl. Mit diesen Gaben waren vermuthlich religiöse Ceremonien verbunden, aber das Gedächtniß derselben hat sich verloren. In den Volkssagen ist nur noch Ein Lied zu Ehren der Dejwa Ischskalbtoy erhalten. Die Göttinnen liebten die Mondnächte: beim Mondschein ergingen sie sich am Ufer, setzten sich auf die ihnen geheiligten Steine und beschäftigten sich mit der Arbeit; die Menschen konnten sie sehen, mußten sich aber ehrfurchtsvoll benehmen; beim geringsten Beweis von Nichtachtung erreichte den Frevler furchtbare Rache und oft der Tod.

Die Steine der Dejwa Akminau kann man noch im ganzen Gouvernement Wilna, und namentlich in Schmud an den Ufern der Flüsse und Bäche sehen. Sie gehören gewiß einem hohen Alterthum an, zum mindesten können sie nicht später als aus dem 14ten Jahrhundert seyn. Seit der Einführung des Christenthums mußten die Litthauer, wohl oder übel, den heidnischen Gebräuchen entsagen, und obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß Snitsch, Krivekriveite und ihre heiligen Schlangen noch lange Zeit ihre Verehrer hatten, so verbargen sie sich doch in der Dunkelheit. Die Errichtung solcher Steine an offenen Orten aber hätte die Verehrer der Dejwas Walditojes verrathen.

Leider werden diese der Geschichte angehörigen Denkmäler des Alterthums immer seltener; die Umwohner, die ihren Werth nicht kennen, brauchen sie beim Mangel anderer Steine zum Bau ihrer Häuser.

*) Von einem Hrn. Bernitschewiki im russischen Journal des Ministeriums für Volksaufklärung mitgetheilt.

**) Und namentlich die Sprache, die nur in den Districten von Wilna und Torki gesprochen wird, und mit den slawischen Dialekten keine Aehnlichkeit hat.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agriculturſyſtem.

Zuckercultur.

(Fortſetzung.)

Doch wir wollen nun betrachten, wie hoch das auf dieſe Weiſe erhaltene Product zu ſtehen kommt, und inwiefern es den Grundzins vergütet, welcher dafür aufgeopfert werden mußte.

Nach den gegebenen Beſtimmungen koſtet das Zuckerrohr für Transport, Schneiden und Pflanzen, für eine Anpflanzung von 400 Bouv, welche 6000 Pikol Zucker liefern, durch die Freiſtellung von Grundzins von 1600 Perſonen, gerechnet zu 7 fl. 50 Cent., 12,000 fl., alſo koſtet das Zuckerrohr für einen Pikol . . . . 2 fl. — Cent.

Für Schneidelohn werden 320 Perſonen von einem Grundzins von 2400 fl. befreit, welches auf den Pikol macht . . . . — 40 —

Für Transportkoſten für 280 Perſonen, inſofern Menſchen dazu benutzt werden, per Pikol . . — 35 —

Zwei chineſiſche Mandors, welche jeder vom Gouvernement monatlich 30 fl. erhalten, macht per Pikol . . . . — 12 —

Summe 2 fl. 87 Cent.

Die Ausgabe für Büffel und Karrenlohn kann auf folgende Weiſe berechnet werden:

Auf 70 Karrenfuhren täglich muß man 80 Büffel rechnen, welche, das Stück zu 30 fl., 2400 fl. koſten, von welcher Summe die Zinſen, zu 9 Prec., betragen für das Jahr . 216 fl.

Das Hüten und Pflegen der Büffel durch einen Mandor und zwei Mann, zu 18 fl. den Monat, b ing das Jahr . . . . 216 —

Für Reparatur und Unterhaltung der Karren zu 5 fl. jährlich für jeden Karren . . . . . 350 —

Für das Ankaufen der Karren, das Stück zu 25 fl., macht für 100 Stücke 2500 fl.; der Zins hievon 225 —

Außerdem mögen jährlich 30 Büffel ſterben . . 900 —

Totalkoſten 1907 fl.

oder für den Pikol 32 Cent. Wenn aber das Liefern des Zugviehes und der Karren dem Fabricanten aufgetragen wird, und er außerdem für den Transport des Holzes ſelbſt zu ſorgen hat, ſo kann man annehmen, daß für den Pikol gerechnet werden muß . . . . — fl. 50 Cent.

Transport . . . . 2 — 87 —

macht als Unkoſten auf das Zuckerrohr für ein Pikol Zucker bis in die Mühle geliefert . 3 fl. 37 Cent.

Die zu einem Pikol Zucker nöthige Quantität Rohr wird jedoch an den Fabricanten zu 3 fl. 60 Cent. geliefert, ſo daß noch 23 Cent. zur Deckung von kleinen Adminiſtrationskoſten, Mißwachs u. ſ. w. übrig bleiben. Wenn die Bevölkerung ohne Dazwiſchenkunft des Gouvernements das Zuckerrohr an die Mühlen abliefert, ſo wird ihr dafür die volle Summe, 3 fl. 60 Cent., bezahlt.

Außerdem wurde beſtimmt, daß, wenn der Bouv, welcher unter Aufſicht des Gouvernements bepflanzt iſt, mehr als 15 Pikol aufbringt, ein Drittel davon dem Landbauer, ein Drittel dem chineſiſchen Mandor zu Gute kommen ſollte, während das Gouvernement das letzte Drittel in Anſpruch nimmt, um ſich für etwaige Nachtheile und weniger fruchtbaren Boden zu entſchädigen.*)

Die fernere Bearbeitung des Rohrs zum Zucker wird, den beſtehenden Contracten gemäß, von dem Fabricanten vorgenommen. Die Koſten davon betragen bei einer guten Adminiſtration 3 fl. 40 Cent., ſo daß der Zucker den Fabricanten auf 7 fl. der Pikol zu ſtehen kommt.

Der nothwendige Fonds zur Errichtung eines Zuckeretabliſſements, welcher außer den Fabricationskoſten durchſchnittlich 50,000 bis 60,000 fl. beträgt, wird dem Fabricanten unter hinlänglicher Sicherheit, aber ohne Zinſen, vom Gouvernement vorgeſchoſſen, unter der Bedingung, daß die Schuld in einem, zwei oder in einzelnen Fällen in drei Jahren durch die Lieferung von Zucker zu 10 fl. Kupfergeld per Pikol wieder bezahlt wird.**) Zugleich muß in derſelben Weiſe der Fabricant die Koſten des Rohrs, berechnet zu 3 fl. 60 Cent. für jeden Pikol, und auch das Holz bezahlen.

Die Quantität Zucker, welche der Fabricant mehr bereitet, als zu der Abtragung ſeiner Schuld nöthig iſt, bleibt Eigenthum desſelben; doch hat das Gouvernement die Vorhand, um dieſen zum Marktpreis anzukaufen. In den Contracten waren außerdem die nöthigen Beſtimmungen feſtgeſetzt, ſowohl um den Zucker von guter Qualität, als auch zu rechter Zeit zu empfangen.

Bei genauer Betrachtung dieſer Einrichtung erſieht man deutlich, daß der Javane auf dieſe Weiſe ſich bemerkenswerth beſſer ſteht, indem ſein Grundzins wieder auf ein Fünftheil ſeiner Ernte gebracht iſt, daß der Fabricant, welcher 6000 oder auch nur 5500 Pikol fabricirt, auf einen ſichern Vortheil von 16,000 bis 18,000 fl., ohne die geringſte Gefahr dabei zu laufen, rechnen kann, und daß, angenommen, daß das Gouvernement den Zucker nicht vortheilhafter als zu derſelben Summe in Silber abſetzen kann, welche es in Kupfer bezahlte, dasſelbe doch dadurch allein 20 pCt. ſowohl auf den Grundzins, als auch auf das vorgeſchoſſene Geld gewinnt.

Wenn man dabei im Auge hat, daß der Zucker dem Gouvernement 10 fl. Kupfergeld oder die gleichkommende Summe von 8 fl. Silbergeld zu ſtehen kommt, und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, auch zu dieſem Preiſe verkauft werden kann, ſo wird man einſehen, daß dieſer Artikel einen dauerhaften Nutzen liefern wird. Selbſt wenn der Preis des Zuckers in Europa durch eine zu große Anfahr bedeutend fallen ſollte, ſo iſt es dennoch ſicher, daß dieſer Culturzweig eine lange Reihe von Jahren hindurch reiche Früchte tragen wird, weil in allen Ländern, wo Zucker fabricirt wird, die Culturkoſten auf demſelben höher kommen,

*) Ein Bouv liefert gewöhnlich zu 20 bis 21 Pikol Zucker das hinlängliche Rohr.

**) Zehn Gulden in Kupfergeld ſtehen auf Java 8 Gulden Silbergeld im Werthe gleich.

als 8 fl. für den Pikol. Mit Sicherheit läßt sich dagegen bestimmen, daß jeder andere Zucker von dem europäischen Markte verdrängt werden wird, welcher nicht mit dem Javazucker concurriren kann.

Um sowohl zu diesem Culturzweige als auch zu andern zu ermuthigen, welche Producte lieferten, die auf dem europäischen Markte Gewinn versprechen, so bestimmte die indische Regierung den 5 December 1832 für jeden Pikol 50 Cent. auf folgende Weise zu vertheilen:

An den Residenten für allen Zucker, welcher aus seiner Residentschaft geliefert wird	10 Cent.
An den Regenten für das, was seine Regentschaft aufbrachte	10 —
An den Assistent-Residenten	10 —
An die Controleurs	5 —
An die Häuptlinge	15 —

Außerdem war verordnet, die Javanen, so viel es nur immer anging, unter Aufsicht ihrer eigenen Häuptlinge arbeiten zu lassen. Jeder andere Culturzweig, welcher dem holländischen Handel Vortheil liefern konnte, wurde auf denselben Fuß eingerichtet.

(Schluß folgt.)

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Aus Tait's: Edinburgh Magazine.)

Ich hatte seit mehrern Jahren auf einem Landgut in der Nähe von Montreal gewohnt, und wiederholt dringende Einladungen von einem Verwandten erhalten, mit ihm, der Verwalter einer Pelzhandelsstation war, einen Ausflug ins nordwestliche Gebiet von Obercanada zu machen. Manches hatte mich abgehalten, endlich aber im Sommer 1836 gab er mir ein Rendezvous auf Goderich, wo ich am 25 Julius eintraf, und meinen Verwandten, den ich mit dem Namen Charles bezeichnen will, bereits vorfand. Am nächsten Tage gingen wir an Bord eines Handelspaketbootes der Compagnie, und segelten quer über den Huronsee nach Mackinaw, wo wir mehrere indianische und halbblütige Jäger und Biberfänger nebst einem kleinen Schooner trafen, in welchem wir längs dem südlichen Ufer des obern Sees hinfahren sollten, um die innerhalb 40 Meilen von dem Ufer des Sees liegenden Pelzhandelsstationen zu besuchen.

Wir verließen Mackinaw am 5 August, nachdem wir die Fälle von St. Amoy und andere beachtenswerthe Gegenstände in der Nachbarschaft besucht hatten. Am 6 August ankerten wir an der Mündung des Flusses St. John, und fuhren in einem Boote 20 Meilen weit aufwärts nach dem Fort gleiches Namens, wo wir von Hrn. R..., dem Oberaufseher, und seinen Gehülfen sogleich bewillkommt wurden. Eine gräuliche Verwirrung herrschte an diesem Orte, da seit einiger Zeit über 500 Tschippewä-Indianer daselbst angekommen, und eine ungeheure Menge Racoon-, Biber- und Eichhornfelle nebst einigen Bärenfellen und Büffelhäuten gebracht hatten, die sie emsig gegen Gewehre, Messer, Branntwein, Glocken, Flitterwerk u. dgl. vertauschten. Sie hatten auch einige sehr schöne, wilde Pferde, aus denen ich für ein Messer und zwei Flaschen Rum nach Gefallen wählen konnte. Ich wählte eine schöne Stute, die schon seit zwei Monaten gefangen und bereits vollkommen ruhig und angenehm zu reiten war. Charles erhielt ein eben so schönes Pferd von einem Indianer geschenkt, dem er einige Jahre zuvor einen unbedeutenden Dienst geleistet hatte.

Den Tag nach unserer Ankunft ging ich mit einem der Unterbeamten in den Wald auf die Jagd: Rothwild sahen wir einiges, es war aber zu scheu, als daß wir es hätten schießen können, und wir schossen bloß wilde Tauben, Orioles *) und einige graue Eichhörnchen. Auf dem Rückwege hörten wir das Geheul der Wölfe in allen Richtungen, doch wagte sich nur einer in die Nähe, und dieser zog sich auf unsere Schüsse schnell zurück. Mein Gefährte versicherte mich, daß sie in der Nähe der Factorei, wohin sie durch den Geruch der Felle gelockt würden, oft in Meuten von Hunderten sich zeigten; während des verflossenen Winters hatten sie mehrmals die Factorei angegriffen und über 20 Pferde weggeschleppt, aber die Felle der bei dieser Gelegenheit getödteten Wölfe ersetzte reichlich diesen Verlust. Die Wölfe sind nur im Winter gefährliche Nachbarn, wenn der Frost und Schnee das Rothwild und die Büffel weit nach Süden getrieben haben, denn dann macht sie der Hunger wüthend, und sie greifen Alles an, was ihnen vorkommt, Menschen oder Thiere, und zerreißen sogar, wie man sagt, die schwächern Individuen ihrer eigenen Art.

Während wir am Abend um ein flackerndes Tannenfeuer saßen, das die feuchte Lage des Forts und der Factorei selbst in dieser warmen Jahreszeit nöthig machte, trat ein indianischer Biberfänger (Trapper) herein und benachrichtigte uns, daß er viele frische Bärenfährten an einer Stelle des Waldes gesehen habe, wo kurze Zeit nacheinander fünf Bären erlegt wurden; den Spuren nach sey es eine Bärin mit ihren Jungen. Alsobald wurden die Anstalten getroffen, und am folgenden Tage bestiegen Hr. R..., Charles und ich unsere Pferde und ritten durch die Lichtung nach dem dichtern Forste, begleitet von zwei halbblütigen Jägern, welche Aexte und fünf mächtige Hunde mit sich führten, die aneinander gekettet waren, damit sie nicht an Rothwild- oder Wolfsfährten uns verließen. Wir ritten durch den Wald, wo die Bäume so dicht standen und so groß waren, daß die warmen Strahlen der Sonne augenscheinlich seit Jahrhunderten den Boden nicht berührt hatten. Hr. R... bemerkte, das Blätterlager, auf dem wir ritten, sey im Durchschnitt 5' tief, und der Boden besser, als er ihn irgendwo in Amerika gefunden habe. Die Blätter befruchten nicht bloß den Boden durch ihr Vermodern, sondern saugen auch einen großen Theil der überflüssigen Feuchtigkeit ein, und lassen ihn nicht so sumpfig werden, wie an andern Stellen.

Nachdem wir etwa eine Stunde weit geritten waren, während welcher wir häufiger über umgefallene Bäume, Wurzeln u. dgl. setzen mußten, als mancher englische Fuchsjäger in einem ganzen Tage, begannen die Hunde die Ohren zu spitzen, winselten ängstlich und suchten sich los zu machen. Hr. R... bedeutete mir, auf den Indianer aufmerksam zu seyn: dieser war einige Schritte vor uns voraus, kniete nieder und legte das Ohr hart an den Boden. Er wendete sich um und hielt zwei Finger in die Höhe. „Es sind ihrer zwei," sagte Charles augenscheinlich sehr vergnügt. Er und ich stiegen ab, knieten neben dem Indianer nieder, und ich hörte oder glaubte wenigstens ein

*) Eine Art Zugvogel aus dem Geschlechte Pica, der hängende Nester baut, und in Amerika etwa so groß als eine Taube wird.

undeutliches Gebrumm zu hören, das sich in sehr kurzen Unterbrechungen wiederholte. Hr. R... ließ nun die Hunde in Freiheit setzen, und ermahnte mich, mein Gewehr in Bereitschaft zu halten. Sobald die Hunde losgelassen waren, schnuffelten sie einige Augenblicke, und sprangen dann, als seyen sie nun des Gegenstandes ihrer Jagd sicher, in den Wald hinein; wir folgten so schnell, als der sumpfiger werdende Boden es gestattete, waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir die Hunde laut und stark bellen hörten, zum Beweise, daß sie der Bären ansichtig geworden waren. Wir kamen nun in einen minder dichten Theil des Waldes und setzten unsere Pferde in Galopp. Charles, mehr gewöhnt als ich zwischen Bäumen, Stumpen, Wurzeln und Unterholz dahin zu reiten, kam uns bald voraus, und kurz darauf hörten wir sein Halloh, gefolgt von dem Knall seiner Büchse. Wir eilten vorwärts und erreichten ihn bald wieder: er war abgestiegen, hatte sein Pferd an einen Baum gebunden, und stand mit einem der Hunde am Fuß einer dicken Föhre. Wir stiegen gleichfalls ab und banden unsere Pferde an. „Da droben ist ein ungeheures Thier," rief Charles aufwärts deutend, „so groß wie ein Ochse. Er war heruntergekommen, um die Hunde zu züchtigen, die ihn im Schlafe gestört hatten, bei dieser Gelegenheit bemerkte ich ihn und schickte ihm eine Kugel nach, worauf er umkehrte und den Baum hinaufeilte. Ich glaube nicht, daß ich ihn getroffen habe, da mein Pferd zurückschreckte, als ich abschoß; aber wir dürfen uns nicht lange aufhalten," setzte er hinzu, „denn nach dem Anschlagen der Hunde zu schließen, ist noch mehr Wild im Walde."

Wir feuerten aufs Gerathewohl ein paar Schüsse in den Baum hinauf, aber ein kurzes Brummen abgerechnet, nahm der Bär keine Notiz von uns, und wir beschlossen zu warten, bis die indianischen Jäger herbeikommen würden. In der Zwischenzeit bemerkte ich gegen Hrn. R..., wir würden wohl wahrscheinlich, wenn wir zu lange hier blieben, die übrigen Bären ganz verfehlen.

„Das ist nicht zu befürchten," erwiederte er, „denn wenn die Bären müde sind, klimmen sie den nächsten dicken Baum hinauf, den sie sehen, und wir werden darum nicht weit zu gehen brauchen; übrigens laufen die Bären, wenn sie verfolgt werden, selten gerade aus, sondern suchen nach der Stelle, von der sie ausgegangen sind, zurückzukehren."

In diesem Augenblick kam der Indianer herbei und benachrichtigte uns, daß ein Bär mit einem Jungen im Maul und von vier Hunden verfolgt an ihm vorübergekommen sey und den Weg gegen die Factorei zu eingeschlagen habe. Die Jäger kamen nun herbei und brachten ein todtes Junges, welches augenscheinlich von den Hunden zu Tode gehetzt worden war. Sie hatten Aexte bei sich, und fingen sogleich an den Baum umzuhauen; wir traten zurück, sobald er zu wanken begann, und sahen nun, wie Freund Braun mit dem Schweife voran den Baum herabkam. Ich feuerte und zerschmetterte ihm den linken Vorderfuß. Der Bär hielt an, brummte zornig und versteckte sich sodann im dichtesten Gezweige, wo er vermuthlich sich geborgen halten mochte, aber ein Schuß von Charles machte dieser Hoffnung ein Ende, und herab kam er mit dem Kopfe voraus auf den Boden, wobei große, schwere Tropfen heißen Blutes nach allen Seiten umherspritzten. Wir wichen einen Augenblick zurück, und glaubten, er sey todt, aber, obwohl schwer verwundet, war er noch ein mächtiger und gefährlicher Gegner, denn als der Hund, der sein Herabkommen mit großer Spannung beobachtet hatte, auf ihn losstürzte, erhob er sich mit einem grauenhaften Schrei, schlug den Hund nieder und stürzte auf mich los, der ich zunächst stand. Meine Geistesgegenwart verließ mich völlig, und ich wandte um zur eiligsten Flucht, bis zwei hinter mir fallende Schüsse mir den Muth gaben, umzublicken, wo ich denn nichts sah, und zu meinen Freunden zurückkehrte, die um den Leichnam meines Feindes herumstanden.

Wir maßen ihn und fanden seine Länge von der Nasenspitze bis zum Anfange des Schweifes 9 Fuß, seinen Umfang 11 Fuß. Wir überließen es den beiden Jägern, ihn abzustreifen, bestiegen unsere Pferde und ritten wieder durch den Wald, gefolgt von dem Indianer, der leicht Schritt mit uns hielt, da wir die sumpfigsten Stellen vermeiden mußten, welche das Gewicht von Pferd und Reiter nicht getragen hätten, während sie den zu Fuße gehenden Indianer wohl trugen. Auf dem Wege erzählte mir Hr. R..., daß der Bär, nachdem er mich wenige Schritte weit verfolgt, sich gegen ihn selbst gewandt habe, und augenblicklich niedergeschossen worden sey; hätten sie irgend eine Gefahr für mich befürchtet, so würden sie sogleich geschossen haben, aber wegen des Blutverlustes und des zerschossenen Vorderfußes hätte er nur noch wenige Schritte machen können. Mit dieser Erklärung war ich ganz zufrieden und schämte mich meiner übereilten Flucht. Hr. R... gab mir nun Anweisungen, wie ich mich in ähnlichen Lagen verhalten solle. „Bleibt fest stehen," sagte er, „denn es ist zehn gegen eines zu wetten, daß dann Freund Braun sich gegen jemand anders wendet. Lauft ihr, so wird er, wenn nicht durch einen Schuß aufgehalten oder durch Blutverlust geschwächt, euch nachrennen, und dann ist wenig Hoffnung auf Entkommen; wenn man auch so weit vorauseilt, daß man einen Baum erklettern kann, so klettert Freund Braun trotz seines plumpen Körpers mit bewundernswerther Schnelle nach, wetzt die Zähne, brummt auf eine nicht sehr erbauliche Weise, und dann muß man eine Umarmung von ihm erwarten, oder einen Sprung auf einen andern Baum wagen, oder sich an einem der dünnen Zweige auf den Boden herunterlassen."

Hier machte der unebene Boden, auf dem wir ritten, dem Gespräch ein Ende, und ich versprach noch, seinen Anweisungen Folge zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hospitien und Spitäler in Paris. Nach einem Bericht der Verwaltungscommission der Hospitien und Spitäler in Paris unterhält diese 12,000 Arme und Kranke, nahm 79,000 Kranke in den Spitälern auf, was eine Mittelzahl von 4800 täglich gibt; sie nimmt 600 Findelkinder auf, unterhält deren 16,000 auf dem Land und 400 als Lehrlinge an verschiedenen Orten. An 80,000 arme Familien theilt sie Unterstützungen aus. (Franz. Bl.)

Schrecken vor Thiermißgeburten. In Frankreich äußert sich jedesmal auf dem Land ein großer Schrecken, wenn ein mißgestaltetes Thier zur Welt kommt. Ein Fall der Art kam kürzlich zu Marly bei Valenciennes vor. Ein seltsames Kalb kam in dieser Gemeinde zur Welt, und es verbreitete sich alsbald das Gerücht, das Thier habe ein menschliches Gesicht. Die Eigenthümer beeilten sich das Ungeheuer zu ersticken und einzuscharren, und die schuldige Kuh ward außer Landes verkauft. Noch immer herrscht ein großer Schrecken im Dorf, und man fürchtet ein arges Unglück. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1839.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

Die Zukunft der Literatur und Kunst in den französischen Departements ist ein Problem, welches sich seither stets zum Nachtheil der in der Provinz lebenden Schriftsteller und Künstler aufgelöst hat. Daher haben alle diejenigen, welche das heilige Feuer auf dem Herzen brennen fühlen, und sich vom göttlichen Leben berauscht glauben, nichts Eiligeres zu thun, als daß sie den Staub ihrer Heimath von den Füßen abschütteln, ihren Geburtsort, ihre Familie, ihre Jugendfreunde, kurz Alles, was mit ihrem Herzen sympathisirte, im Stich lassen, und nach Paris aufbrechen, um einem Glücke nachzujagen, welches den Wenigsten zu Theil und fast Allen ohne Ausnahme mit Wermuth und bitteren Erfahrungen vergällt wird. Daran sind mehrere Ursachen Schuld. Der französische Nationalconvent, welcher die ganze Staatsgewalt in seinen Händen vereinigte, legte den ersten Grund zu der Uebermacht von Paris über Frankreich; Napoleon führte die Plane der Republik durch die militärische Gestaltung aller öffentlichen Staatsverwaltungen weiter aus, und die geistesarme Restauration trat ohne Ueberlegung in die Fußstapfen ihrer Vorgänger. Als die Provinzen Frankreichs sahen, daß die Centralisation vollbracht war, fühlten sie natürlich das Bedürfniß, sich mit der Hauptstadt in Verbindung zu setzen. Paris ist diesem Wunsche bereitwillig entgegengekommen, und spedirt seit zwanzig Jahren und darüber die Tagschronik seiner buntscheckigen, vielgestaltigen Welt in die 86 Departemente, damit diese in ihrer Einsamkeit nicht verzagen und versauern; es schickt ihnen die Programme seiner Feste, Soiréen, Bälle, Concerte und Schauspiele, und erzählt ihnen genau seine Freuden und Leiden, sein närrisches, liederliches, lärmendes Treiben, seine guten und schlechten Witze, seine Erfindungen, Verbesserungen und Moden. Die gutmüthigen Provinzen nehmen vermuthlich diese Fluth von Pariser Neuigkeiten mit Dank hin, allein sie vergelten nicht Gleiches mit Gleichem, und beobachten über sich selbst das absoluteste Stillschweigen, welches von ihrer Seite entweder eine zu große Geringschätzung ihrer Persönlichkeit, oder eine zu große Bescheidenheit ist. Es wäre Zeit, daß die Departemente, welche Paris besser kennen, als Paris sich selbst kennt, auch die Geheimnisse ihres ruhigen, stillen und fleißigen Lebens enthüllten, und sie sollten sich billig abgewöhnen, ihre Gedanken, Empfindungen, Recensionen und leitenden Artikel von Paris unter Kreuzband zu beziehen, wie sie ihre Präfecten, Revolutionen, telegraphischen Depeschen und neumodischen Kleider von eben daher zugeschickt erhalten.

Die Provinzen Frankreichs liegen in einem lethargischen Schlaf, und sind ein Bild der größten Apathie; sie lassen sich mit wahrer Engelsgeduld von Paris brandschatzen, welches ungenirt aus ihrem Beutel herauslangt, was es braucht, um seine Paläste, Theater, Tänzerinnen, Brücken, Quais, Plätze und alle seine prächtigen Monumente zu bezahlen; die Departemente müssen sogar zu den pappendeckelnen Triumphbogen, zu den römischen Lichtern und Lampions der Pariser Feuerwerke und Volksfeste beisteuern, während die Provincialstädte kaum das Nothdürftigste haben, und zwanzig Jahre nach einem Brunnen oder einer Wasserleitung seufzen, um ihre Straßen vom Schmutz zu reinigen, und den Durst ihrer Einwohner zu löschen. Voriges Jahr wollte die Stadt Marseille einen Canal von einigen Meilen nach der Durance anlegen, um ihre ausgedörrten Felder zu bewässern, ihren Bewohnern Trinkwasser zu verschaffen, ihre staubigen Straßen zu sprengen, und ihren stinkenden Hafen zu säubern. Der Marseiller Gemeinderath kam deßhalb beim Ministerium um eine Unterstützung von Regierungswegen ein, allein die Bitte wurde abgeschlagen, und die Stadt hat alle Kosten tragen müssen, und auch nicht einen Heller Subvention von der Regierung bekommen, welche doch, ohne weiter zu fragen, den zehnten Theil des Marseiller Octroi's für die Staatscasse erhebt, und somit einen unläugbaren Eingriff in städtisches Eigenthum thut. Der Justizpalast und das Hotel de Ville in Paris verschönern und bereichern sich mit dem Luxus der Kunst und der Freigebigkeit des Budgets, während die meisten Stadthäuser in der Provinz elende Gebäude mit massiven, schwerfälligen Mauern und ohne alle architektonische Eleganz sind. Die Deputirtenkammer hat in einer ihrer letzten Sitzungen den Wiederaufbau des Saales

Favart votirt, und die dreißig Theater von Paris abermals um eins vermehrt, ohne zu erwägen, daß es in Frankreich Provincialstädte von 40,000 Einwohnern gibt, die kein anderes Schauspielhaus haben, als einen baufälligen Stall, wo die schlechteste von unseren herumziehenden Komödiantengesellschaften sich zu spielen besinnen würde. Paris bekümmert sich wenig darum, ob die Leute in der Provinz Erholungen und Zerstreuungen haben, und denkt nicht daran, ihnen Mittel an die Hand zu geben, sich welche zu verschaffen. Es behält die Subventionen des Budgets für die Fiorituren von Tamburini, für die Entrechats des Balletcorps u. s. w.; diese ausschließliche, einseitige Beförderung der theatralischen Kunst tödtet die Provincialbühnen, und übt den nachtheiligsten Einfluß auf das höhere Geistesleben und Streben im Allgemeinen, welches in vielen Departementen Frankreichs auf eine traurige Stufe hinabgesunken ist. In den Provincialstädten, wo das Privat- und Familienleben das öffentliche Leben verdrängt, wo die Wirthschaft, das Comptoir und die Werkstatt die ganze Thätigkeit des laufenden und sogar noch das Interesse des kommenden Tags verschlingen, ist das Theater der einzige Ort, welcher gegen Einsamkeit und Verlassenheit, gegen Absonderung und Vereinsiedelung bewahrt. Wenn aber das bürgerliche Ehepaar sich entschließen soll, Haus und Familie gerade in den Stunden zu verlassen, wo der Lehnstuhl am weichsten, der Geist am wenigsten aufgelegt und der Körper am trägsten ist, und wo man sich sanft und leise von den Armen des Tages in die Arme der Nacht gedrückt fühlt, muß das Theater etwas Verführerisches, Unterhaltendes bieten; es darf nichts Dummes, Ungesalzenes auftischen, sondern nur was lustig, neu, belehrend und rührend ist, was dem Herzen Freude, dem Verstande Eindruck oder dem Zwerchfell Erschütterung macht. Wenn das Theater keine von diesen wesentlichen Bedingungen erfüllt, wenn es das Publicum betrügt, und nach vier oder fünf Stunden geduldiger Aufmerksamkeit nicht besser oder anders gestimmt heimschickt, als wie es hereingekommen, so verfehlt die Bühne ihren Zweck und ihre Bestimmung, was in den meisten Provincialstädten Frankreichs der Fall, und der ehrbare Bürgersmann hat am Ende gar nicht Unrecht, wenn er Abends beim Schlafengehen ein Buch in die Hand nimmt, bei der Lecture gähnt, und sobald als möglich darüber einschläft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agriculturſystem.

(Schluß.)

Indigocultur.

Mit einer Reihe Bütten können täglich 12,500 Pfund oder 10 Pedattifrachten von 10 Pikol jede bearbeitet werden, welche 15 bis 20 Pfund Indigo liefern. Man kann annehmen, daß mit einer solchen Reihe Bütten im Durchschnitt jährlich nicht mehr als 4000 Pfund dieses Farbestoffes fabricirt werden kann, weil es nicht möglich ist, die Arbeit mit gleicher Kraft das ganze Jahr hindurch fortzusetzen.

Für eine solche Reihe Bütten werden 100 Bouv, jeder von 500 Ruthen, erfordert. Um diese zu erhalten, müssen 400 Mann und für die übrigen Arbeiten noch 200 Mann vom Grundzins freigestellt werden, welches den Grundzins von 600 Bouv Sawa's ausmacht.*)

Das Ernten, der Transport nach der Fabrik, und die übrige Arbeit der Javanen kostet also jährlich 4500 fl., oder das Pfund beinahe 1 fl. 12 Cent. Die ferneren Bedürfnisse für diesen Culturzweig und die Bezahlung der europäischen Arbeitsleute verursachen zusammen eine Ausgabe von 50 Cent., so daß ein Pfd. Indigo, welches auf diese Weise bereitet wird, auf 1 fl. 62 Cent. kommt. Außerdem wird ebenfalls für jedes Pfund an die europäischen und indischen Beamten, welche dabei betheiligt waren, 20 bis 25 Cent. bezahlt, um auch die Interessen hieran diesen Culturzweig zu knüpfen.

Bei diesem Culturzweige kommt es vor Allem darauf an, daß man sehr gutes Land auswählt. Außerdem hat die Erfahrung bewiesen, daß die Indigopflanze, welche von höherem Boden auf die fetten Sawa's überpflanzt ist (tarum kambaug) viel vortheilhafter durch ihren größern Gehalt an Farbestoff ist, als diejenige, welche unmittelbar aus dem Samen gezogen wird.

Es gibt noch eine andere Art, die Indigopflanze zu bauen, zu welcher nach der Reisernte der Boden benutzt wird. Der Javane wird von dem Grundzinse befreit, wenn er fünf Achtel seiner Reisfelder zu einer solchen Anpflanzung gebraucht.

Mit größeren Vortheilen jedoch läßt man in der Provinz Cheribon durch die Javanen selbst den Indigo fabriciren. Zu dem Zwecke wurden den Dessa's die nöthigen Vorschüsse gemacht, um kleine Fabriken anzulegen. Sie bepflanzen dann einen Theil ihres Landes mit Indigopflanzen, bearbeiten diese, um den Farbestoff daraus zu ziehen, und liefern denselben zur Tilgung ihres schuldigen Grundzinses gegen 1 fl. 50 Cent. Kupfergeld, während dann noch die Emballage, der Transport und die Belohnungen für die Beamten zusammen auf 60 Cent. für das Pfund kommen. Der Javane gebraucht nur ein Sechstel seines Landes, um eine hinreichende Menge Indigo zur Tilgung des Grundzinses zu erhalten. Die Qualität dieses Productes läßt nichts zu wünschen übrig.

Dieß sind die Grundzüge des Agriculturſystems des Generals van den Bosch, insofern dasselbe von dem frühern System abweicht.

Mächtig haben sich vom Jahre 1830 an durch diese Einrichtungen alle Culturzweige gehoben, und außer einer ungleich größeren Quantität der Producte, welche schon früher geliefert wurden, erhielt das Mutterland von seiner Colonie Seide, Baumwolle, Thee, Tabak, Gegenstände, welche durch ihre Qualität jedes Jahr einen größeren Nutzen geben werden.

Folgende kurze Uebersicht zeigt, wie sehr die Quantität der einzelnen Producte für die Ausfuhr seit 1830 zugenommen hat.

*) Man unterscheidet Sawa- und Tegal-Land; jenes bezeichnet die natürlich bewässerten fruchtbarsten Reisfelder, dieses die weniger fruchtbaren, künstlich bewässerten.

J. Jahre	An Kaffee Pikol.	Zucker Pikol.	Indigo Amsterdam. Pfund.	Reis Woyangs à 4000 Pf.	Geldwerth der ganzen Ausfuhr.
					fl.
1836	498,077	509,513	407,798	36,430	41,216,487
1830	288,742	108,640	20,500	14,521	14,501,799
Mehr im J. 1836	209,335	400,873	387,298	21,909	26,714,708

Um aber Holland selbst den Nutzen dieser reichen Producte ziehen zu lassen, wurde festgestellt, daß nur so viel Colonialwaaren auf Java selbst verkauft werden sollten, als Geld für die dortigen Bedürfnisse gerade nöthig ist, während der große Rest für Rechnung des Gouvernements durch die Handelsgesellschaft (Maatschappy) nach Holland geführt, und von dieser in periodischen Versteigerungen verkauft wird.

Früher haben wir bereits gezeigt, daß die holländischen Kaufleute auf Java nicht mit den Engländern concurriren konnten, und selbst die Handelsgesellschaft hatte bis zum Jahre 1830 noch häufig Geldanleihen nöthig. Aus diesem Grunde nun wurde bestimmt vom Gouvernement, die Früchte durch die erwähnte Gesellschaft nach Holland überzuführen. Dieß geschah nicht zum Nutzen des Gouvernements, sondern des holländischen Handels, es geschah, um diesen Handel den fremden Händen zu entreißen, und ihn wieder in die des Mutterlandes zu legen. Wenn das Gouvernement nur seinen eigenen Vortheil bezweckt hätte, so würde es sich natürlich ungleich besser gestanden haben, wenn die Producte in Indien verkauft worden wären. Der Privathandel dahin wurde zwar zum großen Theile vernichtet, indem ihn das Gouvernement als Monopol für sich behielt. Die Rhedereien, deren Schiffe es benutzte, waren von ihm, oder, was gleichbedeutend ist, von der Handelsgesellschaft abhängig geworden. Aber lediglich geschah dieß, um andere Völker von einer Concurrenz auszuschließen, bei welcher der holländische Kaufmann zu kurz kam. Auch nicht eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche nur ihren eigenen Gewinn im Auge hatten, sondern eine Regierung hatte dieses Monopol zum Nutzen ihres Volkes an sich gehalten. Bei der großen Quantität von Producten, welche von Java übergeführt wurden, entstand bald ein solches Bedürfniß an Schiffsraum, daß die holländischen Rhedereien deren nicht genug liefern konnten, und daß Prämien, Vortheile und Vergütungen den Rhedern, welche neue erbauten, zugesichert werden konnten. Das Wenige, was der holländische Kaufmann durch den rein nominellen Werth eines freien Handels nach Indien einbüßte, gewann er auf eine reelle und reichliche Weise in ungleich höhrem Maaßstabe durch eben diese Abhängigkeit. Der Handel schoß schnell zu einer noch nie erlebten Blüthe empor.

Wenn man die Werften am Y, an der Maas und selbst an den Binnenflüssen beobachtet, hiemit die Carga-Listen und die Versteigerungen der Handelsgesellschaft vergleicht, so gewinnt man eine Uebersicht des blühenden Zustandes des holländischen Schiffbaues und Handels, welcher eine Höhe erreicht hat, welche er niemals früher in seinen schönsten Zeiten besaß.

Immerhin mag die Theorie die Errichtung einer privilegirten Handelsgesellschaft tadeln — die Praxis hat diese zu sehr für Holland bewährt, als daß überhaupt noch eine Discussion über deren Nutzen oder Schaden statt finden könnte.

Wir gehen nun zur Betrachtung der Resultate über, welche dieß System lieferte.

Was die Finanzen anbetrifft, so sind seit 1830 keine neuern Geldanleihen, als die erwähnten, gemacht worden, sondern die Colonie hat aus ihren eigenen Mitteln alle Lasten, sowohl die gewöhnlichen, als auch die durch die früher gemachten Schulden veranlaßten, bestritten, und noch einen Theil dieser Schulden abbezahlt. Aus eben diesen Einkünften wurden seit 1832 alle Unkosten gedeckt, welche die westindischen Besitzungen verursachten, ebenso die Kosten, welche das Colonialdepartement in Holland nothwendig machte. Das Administrationscapital wurde in Indien bedeutend vermehrt, und noch viele Millionen flossen in den holländischen Staatsschatz, so daß, wie früher Holland die Colonie unterstützte, jetzt nun die Finanzen Hollands durch eben diese Colonie wieder gehoben wurden. Alle diese Resultate erhielt man, ohne neue Abgaben auf Java einzuführen, oder die bestehenden zu erhöhen; im Gegentheil sind noch manche, wie die Zölle im Innern des Landes und andere, abgeschafft worden.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir etwa ³/₄ Stunden weit in der Richtung der Factorei fortgeritten waren und uns schon wunderten, weßhalb wir nichts von den Hunden sahen oder hörten, vernahmen wir den Ruf des Indianers, der bedeutend voraus war, und eilten zu ihm hin; er stand bei einem der Hunde, der zwar noch lebte, aber so furchtbar zerrissen war, daß Hr. R... ihn auf der Stelle erschoß, um seinen Schmerzen ein Ende zu machen. Ein wenig weiter hin fanden wir einen zweiten Hund, einen besondern Liebling Hrn. R...s, völlig todt, aber noch ganz warm. Hr. R... bemerkte, hier müsse ein hitziger Kampf stattgefunden haben, und rief den andern Hunden, die jedoch nicht erschienen, obwohl wir in der Ferne ein schwaches Bellen zu hören glaubten. Wir ritten weiter, und fanden bald einen Hund, der gleich anfangs von dem Schlag eines Bären mit der Pfote betäubt und der Sorge eines Jägers übergeben worden war; er hatte sich vollkommen erholt, sprang auf uns zu und führte uns dann vorwärts, wobei er nur einige Schritte uns voranging. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der Hund plötzlich anhielt, gleich darauf rief auch der Indianer Hrn. R... zu, wir vernahmen ein lautes Krachen in den Zweigen, und einen Augenblick darauf stürzte ein ungeheurer Bär an uns vorüber; wir feuerten alle drei auf einmal, doch, wie es scheint, ohne ihn zu treffen, da er nur brummte und seinen Rückzug beschleunigte. Wir wollten ihm eben folgen, als Hr. R... uns erinnerte, daß der, den wir gerade jagten, ein Weibchen mit Jungen sey, während derjenige, welcher eben vorüberging, ein Männchen und wahrscheinlich erst aufgestöbert worden sey,

indem er ganz frisch scheine und über eine Stunde weit rennen könne, ehe er anhalte. Wir folgten daher abermals dem Hunde, der sehr ungeduldig schien, und erreichten in kurzem den Rand einer Lichtung, welche von Indianern herrührte, die manchmal den Wald in Brand stecken, der dann hie und da Meilen weit fortbrennt. Auf einmal hielt der Hund an, spitzte einige Augenblicke die Ohren, rannte durch den offenen Raum, verschwand auf der andern Seite im Wald, und bald schlug ein wahrer Chor von Hundegebell an unser Ohr. Wir galoppirten hinüber, und sobald wir den Wald erreichten, sahen wir die drei Hunde am Eingang einer Höhlung liegen, unter einem Haufen von Baumstämmen und Wurzeln, die durch eine dicke Lage von Blättern einem natürlichen Hügel glich. Hie und da hörten wir ein dumpfes Brummen, das von dem Inwohner herrührte, und da jedes Brummen von den Hunden vernommen wurde, so erhoben sie innen von neuem ein freudiges Gebell, aber wir brachten sie nicht dazu, in die Höhlung hinein zu gehen. Deßhalb blieben zwei von uns am Eingang stehen, und einer sammelte trockenes Reisig und Blätter, während die andern schußfertig standen, falls das Thier zu entkommen suchen sollte. Endlich kam der Indianer herbei, half uns Brennstoffe in die Höhlung stopfen und das Ganze anzünden. Dabei mußten wir sehr vorsichtig zu Werke gehen, da wegen der Menge von Brennmaterial in der Nähe und dem trockenen Zustande der Bäume diese leicht Feuer fangen konnten, und wenn dieß einmal geschehen, so ist an ein Löschen nicht mehr zu denken; die Fälle sind häufig, wo die Wälder dann Wochen lang fortbrennen und Meilen weit zerstört werden.

Als Freund Braun die Hitze und den Rauch unerträglich fand, stieß er ein furchtbares Gebrüll aus, stürzte hervor und rannte Hrn. R... und mich nieder, da wir in der Nähe standen und ihn nicht so bald erwarteten. Auch die Hunde verfehlten ihn im ersten Anlauf, und er schien sich einen Augenblick lang zu besinnen, ob er einen tüchtigen Schlag, den ihm der Indianer im Vorbeigehen beigebracht hatte, rächen oder sich nach dem Wald auf den Weg machen sollte. Wahrscheinlich wäre es zum letztern gekommen, hätte nicht eine Kugel von Charles seiner Unentschlossenheit alsbald ein Ende gemacht: als er fiel, stürzten die Hunde über ihn her, und ein blutiger Kampf begann, dem wir ein Ende machten, indem wir die Hunde ablesen und dem Bären ein halbes Dutzend Kugeln durch den Kopf jagten. Nachdem wir das Feuer sorgfältig ausgelöscht, untersuchten wir die Höhlung, welche deutliche Zeichen trug, daß zwei oder mehrere Junge darin gewesen waren. Die Alten hatten vermuthlich gefürchtet, ihr Versteck sey entdeckt, und waren, als wir auf sie stießen, im Begriff, sie nach einem sichereren Orte zu bringen.

Wir nahmen nun einige Erfrischungen, und brachen dann zur Rückkehr auf; Charles verließ uns abermals, und auf dem Wege nach der Factorei hörten wir in der Ferne den Knall einer Büchse; bald darauf kam er selbst, um uns zu sagen, daß er ein Musethier geschossen habe. Nach der Ankunft in der Factorei schickte Hr. R... mehrere halbblütige Jäger aus, um unser erlegtes Wild nach Hause zu bringen, wovon das von Charles geschossene Elen keinen unbedeutenden Theil ausmachte; ich hatte nie zuvor ein ausgewachsenes Thier dieser Art gesehen, und keinen Begriff von seinem ungeheuren Umfang.

Sonst kam in der Factorei zu St. John während unseres Aufenthaltes nichts Bemerkenswerthes vor, und am 12 August verließen wir sie, um den St. John-Fluß nach dem See hinabzufahren. Charles besuchte noch mehrere am Südufer des obern Sees gelegene Stationen, und endlich die auf der Madeline-Insel, wo wir am 21 ankamen. Charles ging ans Ufer, fand aber den dortigen Aufseher nicht, da dieser nach einer neuen Station abgegangen war, welche eben am Fischflusse etwa 40 Meilen von der Madeline-Factorei angelegt wurde. Wir segelten nach der Mündung des Fischflusses, und setzten von da unsere Reise zu Pferde am Ufer des Flusses fort, wo wir etwa 15 Meilen weit über Prairieboden zu reiten hatten. Hier erblickten wir eine unermeßliche Büffelheerde, von der die Ebene auf Meilen weit schwarz war, bei unserer geringen Anzahl aber hielten wir es nicht für rathsam, sie zu belästigen. Auch ein Dutzend wilde Pferde, sehr hübsche Thiere, bekamen wir zu Gesicht, und näherten uns ihnen auf etwa 1000 Schritte, unsere Pferde aber, die vor wenigen Monaten noch in demselben freien Zustande gewesen waren, nahmen wenig Notiz von ihren alten Freunden. Sie wieherten mehrere Male, und ihre wilden ehemaligen Genossen erwiederten das Compliment, sie zeigten aber keinen Wunsch, denselben nachzurennen.

Wir kamen nach der Factorei, gerade wie der Abend hereinbrach, und da wir vom langen Ritte sehr ermüdet waren, stellte uns der Aufseher nur kurz seiner Frau und seinen beiden Töchtern vor, die uns ein willkommenes Mahl auftrugen, ehe wir uns zur Ruhe begaben. Am nächsten Morgen wurden wir durch den Klang der Aexte und das Krachen der fallenden Bäume geweckt, und als wir aufstanden, fand sich, daß dieser Lärm schon seit einigen Stunden gedauert hatte, ohne daß wir darüber erwacht waren. Als wir hinaustraten, um zu sehen, was vorging, fanden wir den Aufseher, Hrn. C..., der verschiedenen Holzleuten Befehle gab, welche ihrerseits mehrere hundert Rothhäute beaufsichtigten, die emsig damit beschäftigt waren, die Zweige von den Bäumen, womit der Boden bedeckt war, abzuhauen. Die Scene war höchst belebt. Da wir sahen, daß Hr. C... noch einige Zeit beschäftigt seyn würde, griffen Charles und ich nach Aexten und fingen an unsere Kunst im Baumfällen an einer schlanken Sprossenfichte zu erproben; wir arbeiteten mit Anstrengung fast eine Stunde lang, ehe sie zu wanken begann, und eben als sie mit donnerndem Gekrach fiel, kam Hr. C... herbei, um uns, wie er sagte, das Baumfällen*) in seiner Vollkommenheit zu zeigen. Ich kannte das Baumfällen und das Häuserbauen aus Bäumen im kleinen Umfange recht wohl, da ich selbst in den letzten zwei Jahren über 100 Akres von Bäumen hatte säubern lassen. Hier befanden sich, wie Hr. C... uns sagte, über 700 Sioux-Indianer, welche in drei Abtheilungen je unter vier Holzleuten arbeiteten. Eine Abtheilung fällte die Bäume und hieb die Zweige ab, die andere rollte die Stämme vermittelst Hebeln der dritten Abtheilung zu, welche die Enden einkerbte, und sie dann vermittelst Hebeln und Krahnen übereinander legte. Der Lärm beim Fall der Bäume und das Geschrei der Indianer war in der That fürchterlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gasbeleuchtung in London. London consumirt jährlich für seine Beleuchtung 240 Millionen Kubikfuß Gas. Das Licht, welches auf diese Weise erzeugt wird, beträgt so viel als das von 160 Millionen Pfund Kerzen.

*) Logging, welcher Ausdruck das Reinigen einer gewissen Strecke von Waldwuchs und das Errichten von Balkenhütten in sich begreift.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1839.

Die Lieblingsspeisen der Engländer.*)

Die Franzosen verstehen nur die Kunst, die Speisen zuzubereiten; den Engländern aber gebührt der Ruhm, mit der ihnen eigenthümlichen Gründlichkeit auch für das Material — the raw material, wie sie es heißen — besorgt zu seyn. Man nehme nur z. B. die Zubereitung eines englischen Hammelbratens. Welche Sorgfalt verwendet nicht der Britte schon auf die Geburt des Hammels! das heißt, auf die Zucht und Race, sodann auf das Futter, auf die Lage der Weide nach Süden oder Norden, auf die Qualität des Grases u. s. w., lauter Dinge, die man in England wirklich sieht, und nicht bloß in den ökonomischen Lehrbüchern aufgezeichnet findet, wie in Deutschland. — Zuletzt wird das Thier nach allen Regeln der Kunst gemästet, und wenn es endlich so aussieht, daß schon der bloße Anblick zum Genusse reizt, so wird es nicht etwa, wie in andern Ländern, nach der Hauptstadt getrieben, um erhitzt, erschöpft, und in einem fieberhaften Zustande auf die Schlachtbank geführt zu werden, sondern es wird wie ein zartes Mädchen, mit der äußersten Sorgfalt für seine Gesundheit, auf einen mit Springfedern versehenen, bequemen Wagen geladen, und in kurzen Tagreisen, damit das arme Geschöpf sich nicht fatiguire und gehörig gegen Sonne und Regen geschützt, an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Dort angelangt, erlaubt man ihm sich gehörig auszuruhen und sich von dem von jeder Reise unzertrennlichen Echauffement zu erholen, ehe man es abschlachtet, und selbst dieser Akt wird nach anatomisch-gastronomischen Regeln, nicht etwa von gewöhnlichen Metzgern, sondern von Personen vollzogen, welche ihr ganzes Leben nur auf die Erlernung dieser Geschicklichkeit verwenden. Endlich wird der Hammel nach allen Regeln der Wissenschaft zergliedert, und die für die Tafel bestimmten Stücke mehrere Wochen lang in reiner, kühler Luft getrocknet. Durch dieses sinnige Verfahren wird nämlich zwar die Cohäsion der Muskeln und des coagulirten Blutes überwunden, und hiedurch das Fleisch mürbe gemacht, keineswegs aber dem Proceß der natürlichen chemischen Auflösung in die Hände gearbeitet, und es erhält hiedurch der für die Tafel bestimmte Braten denjenigen Grad von Schmackhaftigkeit und Feinheit, den man in England, wo man mit Epitheten just nicht sonderlich herumwirft, mit dem Namen: tender, d. h. zärtlich, belegt. Weiber und Mädchen sind in jenem vernünftigen Lande bloß sensible, nice oder pretty (gescheidt, niedlich oder hübsch); Thiere hingegen sind zärtlich, wenn sie, wie ich eben beschrieben, auf die Welt gekommen, erzogen, gemästet und geschlachtet worden sind, und dabei längere Zeit in der Luft gehangen haben.

In England hat man nicht wie bei uns die alberne Gewohnheit, Ochsen-, Hammel- und Kalbsfleisch in kleine Stückchen zu zertheilen, um den jedesmaligen Verbrauch derselben den Bedürfnissen kleinerer Familien anzupassen, die dann nichts als ausgekochte oder verbrannte Thierfasern zu essen bekommen; sondern man bereitet sogleich ein ungeheures Stück — von 15 bis 25 oder 80 Pfunden — einen ganzen Hammelsrücken (a saddle of mutton), oder eine Ochsenkeule (a round of beef) auf einmal zu, und es ist dann das in freier Luft am Spieß gebratene, oder in großen Dampfkesseln nicht bis auf die Suppe ausgekochte Fleisch natürlich schmackhafter und saftiger, als jedes ähnliche Gericht auf dem Continente. Zwar wird derselbe Braten, wenn er nicht bei Einer Mahlzeit aufgezehrt wird, den folgenden Tag kalt wieder zum Frühstück, und vielleicht auch zum Mittagessen, aufgetragen; allein es ist doch gewiß besser, daß man einen guten Braten kalt, als einen schlechten heiß und verbrannt genießt. Uebrigens ist kaltes, nicht rauchendes oder dampfendes Fleisch im Sommer weit angenehmer, als warmes, und auch im Winter kann man dasselbe durch Beilagen und Gewürze schmackhaft und der Gesundheit zuträglich machen.

Man sieht hieraus, daß die Engländer das Princip des Handels auch auf ihre Küche anwenden und en gros zubereiten, was sie nur im Detail zu verspeisen im Stande sind. Auch befindet sich in jedem Hause ein eigenes, gut gelegenes, gegen die Einwirkung der Luft geschütztes Speisemagazin, das man die Pantry nennt, und in welchem man oft größere Reste von Kalbs-, Hammels- und Rinderbraten aufbewahrt findet,

*) Aus dem mehrerwähnten „Sittenbuche" Englands.

als in Deutschland oder Frankreich auf den besten Tafeln erscheinen. — Als ein zweites bon morceau der englischen Küche muß ich hier eines Gerichts erwähnen, welches, obwohl im strengsten Sinn altenglisch, doch während der letzten zwanzig Jahre so allgemein über der ganzen Welt verbreitet ist, daß es auch hier billig einen Platz findet. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ich hier nichts Anderes, als das oft verschriebene, meistens schlecht ausgesprochene und noch schlechter zubereitete, vielfach verkannte Beefsteak meine. Aus der Etymologie des Wortes von Beef (zugerichtetes Rindfleisch) und steak (Rost) folgt, daß die Engländer darunter einen Rostbraten verstehen, der sich nur in der Art der Zubereitung von dem vielgepriesenen Rostbraten der Wiener unterscheidet. Man nimmt hiezu entweder ein Lendenstück, NB. mit der Rippe, oder ein aus dem Schenkel des Thieres in senkrechter Richtung auf den Knochen auf beiden Flächen so viel als möglich parallel geschnittenes Stück von nicht weniger als drei Viertelzoll Dicke, salzt es auf beiden Seiten gehörig ein, bestreut es sodann mit grob gestoßenem, nicht bis auf Sand zermalmtem Pfeffer, und legt es auf einen möglichst heißen Rost, unter welchem sich eine starke Holzgluth, oder besser, ein starkes, aber nicht flammendes, Steinkohlenfeuer befindet. Die Ursache, warum der Rost früher möglichst heiß seyn muß, ist, daß das Steak, wenn es gut seyn soll, so schnell als möglich zubereitet werden muß, damit das Blut nur an den äußersten Flächen gerinne, das Innere aber vollkommen saftig bleibe. Wird nun das Fleisch auf einen kalten Rost gelegt, so wird es nothwendigerweise während der der ersten Secunden langsam geschmort; denn es absorbiren die Eisenstäbe, als bessere Wärmeleiter, anfangs eine sehr bedeutende Menge Wärmestoff, ehe sie diesen als Leiter dem Fleische zuführen, und es ist ein so verwahrlostes Steak gewöhnlich zäh und geschmacklos. Auch wird es durch diese unmenschliche Behandlung buchstäblich gebrandmarkt, und trägt sodann den unverkennbaren Stempel der Barbarei des Koches.

Ganz auf dieselbe Art, wie man Beefsteaks zubereitet, verfährt man auch mit den Pork-steaks, Veal-steaks, Venison-steaks, Turtle-steaks u. s. w. — Venison- und Turtle-steaks gelten für große Delicatessen und sind es auch, nur muß das Venison-steak nie ohne Currant jelly (einer aus Johannisbeeren zubereiteten Consiture) gegessen werden.

Nach den Steaks spielen die Chops (Côtelettes) die Hauptrolle in der englischen Küche. Die Muttonchops (Hammels-Cotelettes) sind die besten und kräftigsten von allen, und es nähren sich die Preiskämpfer oder sogenannten Champions von ihnen und von Hammelfleisch überhaupt. Die Zubereitung ist ganz die nämliche, wie bei den Beefsteaks, nur dürfen die Muttonchops noch etwas weniger ausgebraten seyn, wogegen Veal und Pork stets etwas mehr geröstet seyn müssn. — Eine Einladung auf ein Chop ist ganz im Geschmack unter Freunden, selbst in den besten und angesehensten Familien, obgleich man bei einem solchen Chop-Dinner immer noch auf einige gar nicht zu verachtende Nebengerichte stößt, die eine solche Mahlzeit angenehm machen.

Noch zweier Nationalgerichte muß ich hier besonders erwähnen, die durch ihre geschichtlichen Erinnerungen und durch eine eigene, mit ihnen verbundene, Ideenassociation in England von größter Wichtigkeit sind. Diese sind der, allen guten Engländern schon von Kindheit an theure Plum-Pudding, und die von allen bürgerlichen Festen unzertrennliche Turtle Soup, — der Ruhm der Bürgermeister und Volksältesten (Aldermen) der brittischen Insel.

Schon in der frühesten Jugend werden die Knaben in den Kostschulen mit Pudding gefüttert, und da in solchen Fällen der Pudding immer vor dem Braten auf den Tisch kommt, so heißt er auch in der Sprache der Jugend „Damper,“ d. h. Niederschlager, weil er den Appetit für andere Dinge nicht mehr aufkommen läßt. — An besonderen Feiertagen, wie z. B. Weihnachten, Ostern, des Königs oder der Königin Geburtstag, oder in Militär- und Marineschulen an den Jahrestagen gewonnener Schlachten, oder auch bei merkwürdigen Familienanlässen, spielt der Plum-Pudding eine äußerst wichtige Rolle; denn er ist der unzertrennliche Begleiter des Roast Beef, dessen Mangel bei solchen Gelegenheiten nicht bloß auf Armuth, sondern auch auf Knechtschaft — auf den Untergang brittischer Nationalität schließen lassen würde. — Es erhalten nämlich bei der öffentlich begangenen Feier merkwürdiger historischer Ereignisse sogar die Armen in den Arbeitshäusern, die Gefangenen in Kings Bench, die Diebe und Straßenräuber in den Staatsgefängnissen, ja sogar die zum Tode Verurtheilten, Roast Beef und Plum-Pudding, und es ertönt dann aus den Wohnungen des Elends, wie aus denen der Freude, gleichzeitig mit dem „God save the King“ und dem „Rule Britannia“ das Lob des Puddings und der Preis des Ritters Ochsenlende. (Sir Loin.)

Was die Schildkrötensuppe betrifft, so ist es merkwürdig, daß die Engländer den Franzosen hierin eben so überlegen sind, als die Franzosen den Engländern in der Zubereitung des Kaffees. Das, was man in Paris für Turtle-Soup bekömmt, verdient den Namen nicht. Das kommt daher, weil die Franzosen sich streng an die Theorie halten, und eine wirkliche Suppe daraus machen, die Engländer aber nur ein mehr oder minder flüssiges Schildkröten-Ragout, in welchem das flüssigmachende Mittel kein geringeres ist, als alter Portwein. Aus diesem einzigen Umstand und aus der Menge von Gewürzen, welche in England dazu genommen werden, erklärt sich alles Uebrige. Mit dem Kaffee geht es den Engländern umgekehrt: da verstehen sie weder Condensation, noch schickliche Verdünnung, und man thut daher am besten, in England den Kaffee ganz aufzugeben, was um so leichter ist, als der Thee in einem feuchten Lande seine Stelle recht gut vertreten kann.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Aber was ist die Folge davon? Die Bevölkerung einer Provincialstadt, welche um neun Uhr Abends ihre Fensterladen

zumacht, sich auskleidet und ins Bett legt, verwildert und verknöchert, und wird selbstsüchtig, gleichgültig, einsylbig und langweilig, verdrießlich und vergeßlich: es kommt so weit, daß sie allmählich jeden guten Geschmack, jedes Gefühl für Sitte und Schönheit des Lebens und der Kunst ablegt, und den geselligen Umgang aller Reize und jeglicher Schonung und Zartheit entkleidet; sie sucht nicht mehr zu gefallen, da sie sich nicht mehr an öffentlichen Orten sehen läßt; sie verliert am Ende sogar ihre Coketterie, vernachlässigt ihre Toilette und schleicht zuletzt den ganzen lieben Tag in Schlafrock, Unterrock und Pantoffeln mit dick aufgelaufenen Wimpern und trüben Augen herum, indem sie sich ganz in den engen Kreis ihres materiellen Lebens und Empfindens einschließt, worin sie sich, wie der Zeiger einer Uhr um ein Zifferblatt herumdreht und regelmäßig zu denselben Stunden dieselben Gedanken, zu denselben Minuten dieselben Bewegungen und zu denselben Secunden dieselben Gebärden wiederholt; fast scheint es, als wenn die ganze Einwohnerschaft zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verdammt wäre, und nach dem Auburn'schen System in abgesonderten Zellen arbeite.

Eine Stadt ohne Theater ist ein Kreis ohne Mittelpunkt, eine Wüste ohne Oasis, eine Frau ohne Herz, eine Liebschaft ohne Rendezvous. Der Fremde, welcher eine solche Stadt besucht, und sich überzeugen will, ob sie eben so liebenswürdig, als schön ist, weiß nicht, wo er sie antreffen soll, und irrt Abends traurig und mißmüthig in ihren lautlosen Straßen herum, wie auf einem Kirchhof unter Gräbern. Eine Stadt ohne Theater ist heutiges Tags eine sociale Anomalie, und doch haben viele ansehnliche Städte in Frankreich so gut als kein Theater. Die Municipalräthe, Maires, Adjuncten und Präfecten der Departemente, welche die städtischen Einnahmen und Ausgaben reguliren, für die Gesundheitspolizei und die Leibesnahrung der Bewohner sorgen, sollten billig auch für die Vergnügungen ihrer Untergebenen Sorge tragen, und den Provincialbühnen aufhelfen aus ihrer jämmerlichen Lage. Denn das Theater, welches jene obengenannten Staatsbeamten vielleicht als etwas Kostspieliges, Unnützes, Ueberflüssiges, kurz als puren Luxusgegenstand betrachten, welches sie wie ein verlorenes Kind seinen eigenen Kräften überlassen, und welchem sie die geringste Unterstützung verweigern, obschon sie sich nicht scheuen, dem armen Director von jeder Einnahme einen gewissen Theil für die Stadtarmen abzuverlangen, — das Theater, sage ich, ist in den französischen Provincialstädten die einzig übrig gebliebene Schule für Bildung, Humanität und Geselligkeit, wodurch die Franzosen des ancien régime sich so vortheilhaft vor allen Nationen auszeichneten und worin der französische Nationalcharakter sich am anmuthigsten darstellt. Die Kunst allein ist im Stande, die Gleichgültigkeit und Selbstsucht zu bezwingen, welche das gesellige Leben in der Provinz zerstückelt; sie allein kann bewirken, daß nicht jede Familie wie eine Schnecke in ihrem Hause, oder wie Robinson und Freitag auf ihrer Insel lebt. Wenn die Kunst nicht existirte, müßte man sie für die kleinen und großen Städte der Provinz erfinden, um das erwachsene Geschlecht seiner Stockphilisterei und seinem krassen Materialismus, und die heranwachsende Jugend dem geisttödtenden, herabwürdigenden Billard- und Kaffeehausleben zu entreißen. Wenn es gelingt, das eingeschlafene Gefühl für Kunst und den abgestorbenen Sinn fürs Schöne in den Provinzen wieder zu erwecken, so ist die geistige Emancipation der Departements die unausbleibliche Folge; der politischen Decentralisation muß eine literarische Decentralisation vorangehen. Die Kunst erweitert die Brust, öffnet die hermetisch vernagelte Intelligenz und weckt Gedanken, die, in den verborgenen Tiefen des Gemüths empfangen, sich allmählich bestimmter und größer gestalten, bis sie endlich die Seele erfüllen und in schönen Worten und Thaten hervorspringen. Das Seelenleben eines einzelnen Menschen ist aber nur das verkleinerte Bild des Lebens, das der Geist einer großstädtischen Bevölkerung oder einer Nation im Wechsel der Zeiten führt. Die Kunst adelt und erhebt den einzelnen Menschen, wie viele Menschen, und ein einziger tief und innig empfundener Kunstgenuß fördert die Bildung und Aufklärung mehr als das bitterste und sauerste Gezänk der Rednerbühne und Presse, weil die Kunst sich ausschließlich an die spiritualistischen Bedürfnisse wendet, während die Dreiprocents, die doppelte Buchhaltung und die Gerichtstaxe, welche die neuere Weltweisheit für die höchste Aufgabe des menschlichen Lebens hält, lediglich materielle Interessen angehen. Die Kunst ist die Vermittlerin der moralischen und materiellen Interessen, wie sie das Band ist, welches den Menschen an seine Tradition knüpft und ihm die Menschheit heilig macht.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Da Charles mit Hrn. C... Geschäfte abzumachen hatte, so verließ ich sie und ging auf die Jagd, begleitet von einem Indianer und zwei Hunden, einer Art Dachs, welche besonders darauf abgerichtet sind, den Racoon aufzuspüren und zu stellen. Der Racoon gehört zum Bärengeschlecht, ist aber viel kleiner und zierlicher gebaut; sein Fell steht im Werthe gleich nach dem des Bibers.

Es war ein seltsamer Contrast, nachdem ich der vollen Gluth und dem Glanz der Sonne, die zum ersten Mal auf dem gelichteten Raum den Boden erreichte, einige Zeit ausgesetzt gewesen war, in die undurchdringliche Düsterheit des kühlen, feuchten Waldes zu treten. In den Wäldern Nordamerika's stehen die schlanken dicken Stämme der alten Bäume so dicht beisammen, daß die Zweige nicht ihre natürliche Lage einnehmen können, sondern dicht in einander verschränkt sind. Die Zweige finden sich jedoch fast nur am Gipfel des Baumes, so daß der Wanderer, der durch den Wald geht oder reitet, wenig von ihnen belästigt wird, desto mehr aber durch die Masse von Unterholz (brushwood), worein er sich verwickelt. Unter diesem Ausdruck versteht man nicht nur die herabgefallenen Zweige u. s. w., sondern auch die zahlreichen Schößlinge, welche aus den Wurzeln der Bäume sich erheben. Hie und da fällt ein Lichtstrahl hindurch und erhellt die düstere Waldung; dieß ist namentlich der Fall, wenn irgend ein Baum sein stolzes Haupt über seine Nachbarn erhoben hat und einer der wüthenden, in dem

westlichen Theile Nordamerika's nur allzu gewöhnlichen, Orkane ihn und mit ihm vielleicht noch mehrere andere niederriß; manchmal wird auch ein solcher Baum zwar aus dem Boden ausgerissen, bleibt aber mit seinen dickern Zweigen auf den Gipfeln der umherstehenden Bäume hängen. Wenn aber auch durch einen Zufall dieser Art ein offener Raum entsteht, so reichen ein oder zwei Jahre hin, um alle Spuren davon zu vertilgen, da die Zweige sich ausbreiten und schnell den Raum ausfüllen, so daß der Boden unten bald wieder so finster, feucht und kalt wird, wie zuvor.

Dieser Ausflug machte mir großes Vergnügen: Tauben und Eichhörnchen waren in Menge vorhanden; ich erlegte einige Duzend der erstern, die ein gutes Mahl abgeben, und einige der letztern, deren Felle von Werth sind. Auch stöberte ich zwei Racoons auf, von denen der erstere leicht erlegt wurde, der zweite aber entkam.

Bei meiner Rückkehr nach der Factorei fand ich die Familie Hrn. C...s beschäftigt, den Indianern ein reichliches Mahl von Haferbrod nebst ihrem Lieblingsgetränke, Malzbranntwein, auszutheilen. Als dieß vorüber war, lud mich Miß C... ein, sie nach der Küche zu begleiten, um die Vorbereitungen zum Abendessen der Rothhäute zu sehen. Ich folgte der Aufforderung, und fand, daß die Küche aus einem gelichteten Raume von etwa einem Acre im Umfange, einige hundert Schritte hinter der Factorei, bestand. In der Mitte hatte man zwei Bäume etwa 30 Fuß von einander stehen lassen; zwischen denselben war ein Haufe rother Asche, die ohne Rauch oder Flamme fortglühte, und über demselben hing an einer Kette, welche an die verkohlten Stämme der Bäume befestigt war, der ungeheure Leib eines Büffelochsen nebst drei Stücken Rothwild, welche einige Tage zuvor in der Nähe der Factorei geschossen worden waren. Auf der einen Seite lagen nebeneinander mit dem flachen Theile nach oben viele gespaltene Baumstämme, um den Rothhäuten als Tische zu dienen, denn obwohl sie aus Messer, Gabel und Tellern sich nicht viel machen, so essen sie doch gern ihr Mahl von einer erhöhten Fläche statt vom Boden weg; so wenigstens sagte meine Begleiterin, als wir nach der Factorei zurückkehrten, wo man uns alsbald zu Tische lud. Dieß vernahm ich mit Vergnügen, denn mein Appetit war durch den Geruch der Kocherei, die ich eben gesehen, sehr geschärft worden, und da ein Büffelbuckel, ein Hirschviertel und meine Tauben den Haupttheil der Mahlzeit ausmachten, so war ich äußerst begierig, die Operation zu beginnen. Büffelbuckel habe ich öfters in Montreal und andern Orten gesalzen oder geräuchert gegessen, aber nie frisch, und ich muß gestehen, daß ich nie etwas so Saftiges und Schmackhaftes gegessen habe. Nach dem Mahl begannen wir Halbbranntwein *) zu bereiten, wozu wir Ahornzucker nahmen, der für meinen Geschmack etwas sehr Angenehmes hat, obgleich Andere ihn für widerlich erklären.

Unser Gespräch drehte sich um die mit der Lichtung des Waldes beschäftigten Indianer, und ich drückte meine Verwunderung aus, sie so fleißig und willig an der Errichtung einer Factorei auf ihrem eigenen Gebiet arbeiten zu sehen; Hr. C... erklärte mir die Vortheile, welche die Indianer aus der Gründung einer Pelzstation unter ihnen zögen. „Ich brauchte nur," sagte er, „das Verlangen der Compagnie dem Häuptling der Sioux bekannt zu machen, dasselbe mit dem Geschenk eines Doppelgewehres, einer gewissen Menge Munition u. s. w. zu unterstützen, und allen beschäftigten Indianern hinreichende Nahrung nebst einer Ration geistiger Getränke während ihrer Arbeit und eine geringe Belohnung bei ihrer Entlassung zu versprechen; so kamen alsbald alle kräftigen Männer des Stammes, mit Ausnahme einiger wenigen, die zum Schutze der Hütten und der Weiber zurückblieben, in Begleitung des Häuptlings und seiner beiden Söhne herbei; diese Letztern blieben indeß nur ein paar Tage, und verließen uns dann, um einen Jagdzug zu unternehmen, von welchem sie so schnell nicht zurückkehren werden."

Charles und ich benachrichtigten Hrn. C..., daß wir auf dem Wege nach der Factorei eine Büffelheerde getroffen hätten, und zu unserer großen Freude schlug er uns vor, am folgenden Tag eine Jagdpartie zu machen; er gab sodann den Jägern die nöthigen Befehle, und führte uns nach den neu errichteten Ställen der Factorei. Diese Gebäude werden immer zuerst errichtet, und bestehen aus demselben Material, wie die übrigen Gebäude, nämlich aus Baumstämmen und Schindeldächern. Die Factorei selbst ist mit Stroh gedeckt. Die Ställe enthielten nahe an hundert Stände, von denen aber kaum die Hälfte besetzt war; Pferde sind indeß leicht zu fangen und zu zähmen, deßhalb um eine Kleinigkeit zu haben, und ihr Unterhalt ist nicht kostspielig, da Korn wohlfeil ist, und die Indianer große Massen von getrocknetem Gras aus den Prairien bringen; zudem fressen sie die Blätter und die zarten Schößlinge von vielen Waldbäumen außerordentlich gern.

Die Anordnungen zur Jagd für den nächsten Tag waren folgende: etwa ein Duzend Jäger sollten vor Tagesanbruch zu Pferde und mit den Hunden aufbrechen nach dem etwa fünf Stunden entfernten Rande der Prairien; hier sollten sie ruhig bleiben, und möglichst vermeiden, sich vor den wilden Pferden oder Büffeln sehen zu lassen. Eine Abtheilung Indianer sollte sich in verschiedenen Richtungen im Walde zerstreuen, doch so, daß sie beim Beginn der Jagd an dem Rande der Prairie erscheinen könnten, um die Aufmerksamkeit der Heerde von unsern Bewegungen abzulenken und den Rückzug derselben in den Wald zu verhindern. Nachdem diese Voranstalten beendigt waren, kehrten wir nach Hause zurück, und begaben uns bald darauf zur Ruhe. Ich war von meinem Ausfluge sehr ermüdet, und hätte gern alsbald geschlafen, aber meine Einbildungskraft war allzu sehr mit der Jagd des folgenden Tages beschäftigt, um mich so bald einschlafen zu lassen, und ich hatte mich darum noch nicht lange dem Schlummer überlassen, als mich Charles ohne Umstände aus dem Bette zog und mir sagte, Hr. C... sey in Bereitschaft und wolle aufbrechen. Ich kleidete mich schnell an, und nachdem wir eine leichte Erfrischung zu uns genommen und eine Masse Lebensmittel und Munition nebst unsern Gewehren einigen zwanzig Indianern und Halbblütigen aufgeladen hatten, stiegen wir zu Pferde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Boa Constrictor im zoologischen Garten zu Surrey. Die große Boa in dem genannten Garten hat am 12 September ihre Haut gewechselt, das erstemal seit sie in England ankam. Diese Haut, welche 22 Fuß Länge und 27 Zoll im Umfange hat, wurde fast ganz und in Einem Stück abgezogen. Unmittelbar nach dem Hautwechsel nahm die Schlange ihre Nahrung zu sich, und verschlang vier Hasen und ein kleines Schwein; seit fünf Monaten hatte sie durchaus keine Nahrung zu sich genommen. (Engl. Bl.)

*) Half and half; oder ist es vielleicht ein komischer Ausdruck für das aus den Spitzen der Sprossenfichte (spruce) bereitete Bier, da man auch in England ein Getränk, das zwischen Porter und Ale mitten inne steht, half and half heißt?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1839.

Das Opium in China.

Dieser Handelsartikel, welcher in neuerer Zeit so große Bewegung in der asiatischen Handelswelt verursacht, und die nominelle Veranlassung zu einem Kriege zwischen England und China zu werden droht, scheint mehr und mehr, troß der Verbote der chinesischen Regierung, ein Nationalluxusartikel in China zu werden, etwa wie es der Thee in England ist, denn wenn es auch, was noch keineswegs wahrscheinlich ist, der chinesischen Regierung gelingen sollte, den Opiumhandel und die Einfuhr des Opiums aus fremden Ländern ganz zu verhindern, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß der Begehr nach Opium allmählich durch das Anpflanzen von Mohn in China selbst gedeckt wird. Ein englischer Kaufmann, der sich über den Opiumhandel in den englischen Blättern vernehmen ließ, und entschieden die englische Regierung auffordert, gegen China wegen der verübten Gewaltthätigkeit und der Wegnahme von mehr als 20,000 Opiumkisten eine Flotte zu beordern, macht über den Gebrauch des Opiums in China die Bemerkung, es werde damit wohl gehen, wie vor einigen Jahrhunderten mit dem Tabak, der gleich in den ersten Zeiten des europäischen Handels in den indischen Meeren nach China gebracht, dort aber als ein schädlicher Stoff streng verboten wurde. Die Schwierigkeiten, welche dieses Verbot dem Handel mit Tabak entgegensetzte, steigerten den Preis auf 3 bis 400 spanische Thaler für den Pikol (133 Pf. engl.) Indeß war die Regierung nicht im Stande, das Volk von dem Gebrauche desselben zu entwöhnen, und bald wurde derselbe aus Samen, der von den Fremden eingeführt wurde, in vielen Theilen des Reichs gebaut. Jetzt sind die fulminanten Edicte und Verbote vergessen, Männer, Weiber und Kinder rauchen allgemein, und der Preis ist auf den hundertsten Theil dessen gesunken, was er früher war, nämlich auf 3 bis 4 spanische Thaler per Pikol.

So, glauben Manche, werde es auch mit dem Opium ergehen, und diese Ansicht hat sehr viel für sich, wenn man einerseits erwägt, daß der Eifer gegen den Opiumhandel bei Vielen nur auf dem Haß gegen die Engländer beruht, und andererseits, daß bereits in sechs Provinzen von China Mohn gebaut wird. Die fremde Einfuhr von Opium war in den letzten Jahren auf 25 bis 26,000 Kisten gestiegen, aber in der Provinz Yünnan allein soll, officiellen Angaben zufolge, so viel Mohn gebaut werden, daß man mehrere tausend Kisten Opium gewinnt; rechnet man hiezu noch den Ertrag in fünf andern Provinzen, so kann man annehmen, daß, gering gerechnet, in China selbst gegen 8000 Kisten, oder etwa der dritte Theil der Einfuhr gewonnen werde, und es ist kaum anzunehmen, daß die chinesische Regierung sich hinreichend stark und somit versucht fühlen sollte, diesem Anbau mit Gewalt ein Ende zu machen.

Da es nun wahrscheinlich ist, daß Opium ein Nationalluxusartikel in China bleiben wird, so ist es interessant, die Ansicht eines Mannes, der längere Zeit sich in China aufhielt, über den Gebrauch dieses Reizmittels zu vernehmen, das bei uns für so absolut schädlich gehalten wird. Der oben schon erwähnte Kaufmann sagt hierüber Folgendes: „ich will den Gebrauch weder dieses, noch eines andern Reizmittels in Schutz nehmen, indeß gibt es kaum irgend eine Nation, welche nicht eines oder des anderen solchen Reizmittels sich bediente, um sich zu erheitern oder zu berauschen. Hitzige Getränke verschiedener Art sind in Europa und Amerika im Gebrauch, rohes Opium in der Türkei, in Indien und unter den Malaien, Bang, ein Präparat aus Hanfsaamen, in mehreren Theilen Indiens, und in den meisten Ländern werden Tabak, Wein ꝛc. gebraucht, oft zum Nachtheil der Gesundheit und der Moralität von Millionen. Es wäre etwas sehr Schönes, wenn alle Menschen sich dergleichen Dinge versagen könnten; da aber dieß einmal nicht zu erreichen ist, so behaupte ich, nach den Erfahrungen, die ich von den chinesischen Sitten habe, geradezu, daß ich als Nationallaster den Gebrauch des Opiums, wie es in China bereitet wird, dem Gebrauche gebrannter Wasser vorziehe, und da man einmal Reizmittel haben muß, so würde ich es für ein Glück halten, wenn das englische Volk statt des Gin, Whisky u. s. w. das Opium gewählt hätte. Der Mißbrauch von beiden führt zu Krankheit und Tod, aber der mäßige Gebrauch verträgt sich gar wohl mit dem Genuß von Gesundheit und langem Leben. Der europäische Branntweintrinker ist ein gewaltthätiger Mensch, oft so gut wie rasend, die schändlichsten Verbrechen werden von ihm begangen, und er endet

sein Leben häufig unter den Händen des Nachrichters. Der ausschweifende Opiumraucher in China ist ein träumendes, ruhiges und nutzloses Mitglied der Gesellschaft; auch er endet seine Tage auf eine klägliche Weise, aber er begeht doch keine so abscheulichen Verbrechen, wie häufig der Branntweinsäufer. Beide sterben arm und verachtet, aber der letztere verursacht oft auch noch den Tod seiner nächsten Verwandten. Ich habe viele Chinesen gekannt, welche den wässerigen Opiumextract, wie er in China gebräuchlich ist, gewöhnlich rauchen, ohne den mindesten Nachtheil davon zu verspüren; es waren ruhige, gemäßigte Männer, ähnlich unsern Herrn Weintrinkern in England."

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Provincialstädte Frankreichs, welche nach Paris den ersten Rang einnehmen, wie Bordeaux, Marseille, Toulouse, Lyon, Nismes, Rouen, Lille, Nantes, Brest etc., sind bereits zu der Einsicht gelangt, daß das Theater ein nothwendiges Element der modernen Bildung sey. Die Municipalitäten jener Städte haben aus eigenen Mitteln hübsche Schauspielhäuser gebaut und sogar aus dem Stadtfonds jährlich eine gewisse Summe ausgesetzt, um Pariser Künstler anzuziehen und einsichtsvolle Theaterdirectoren zu unterstützen. Das Theaterpublicum in den Provinzen Frankreichs macht sich indeß noch keineswegs durch schnelle Fassungskraft, Zartgefühl und Empfänglichkeit fürs Schöne bemerklich. Ich habe Bouffé den Gamin de Paris in Lyon, Frédéric Lemaitre den Robert Macaire in Nantes, die Dejazet in Rouen, die Mars in Nancy spielen sehen, aber die feinen Nuancen der Darstellung, wodurch diese Künstler entzücken, die kleinen Andeutungen und Anspielungen, wodurch sie ihre tiefe Kunst zeigen, die Feinheiten und Schattirungen, außer den Feinheiten und Schattirungen eines jeden Charakters, worin die französischen Schauspieler unübertroffen und unübertrefflich sind, gingen bei den meisten Zuschauern unbemerkt vorüber und ganz verloren, indem die Einen durch ein gräuliches, unbändiges Lachen zu verstehen gaben, daß das Feinste und Witzigste in dem Spiel und Stücke ihnen nicht angehöre, und die Andern durch eine gewisse bequeme Gleichmüthigkeit und Ruhe, mit der sie zusahen, gerade heraussagten, daß diese Blumen von einem fremden Boden oder wenigstens aus einem Kopfe kamen, dessen Laune dort keine Geistesverwandten hatte. Dieser Mangel an Zartgefühl und Schönheitssinn ließe sich nun allenfalls noch entschuldigen und ertragen, aber unverzeihlich und unausstehlich ist die Rohheit und Bäurischkeit, welche das Theaterpublicum in der Provinz charakterisirt: es ist stolz bis zum Despotismus, hart bis zur Grausamkeit, brutal bis zur Wildheit, grob bis zur Flegelhaftigkeit. Das Parterre in Rouen hat den Talma ausgepfiffen, die Taglioni verhöhnt, den trefflichen Pariser Mimen Bocage ausgetrommelt und anstatt seiner den Hrn. Alexander auf den Thron erhoben, welchen Paris, der Appellationshof in letzter Instanz von allen Provincialerkenntnissen, nach Herzenslust auslacht und auszischt; denn die Pariser pfeifen nicht, sondern zischen, und in solchen feinen Auszischungen thut es ihnen Niemand gleich. Wenn das Parterre in der Provinz den berühmten fremden Künstlern so wenig Achtung bezeigt, so kann man sich leicht vorstellen, wie sie ihre eigenen obscuren Schauspieler behandeln. Diese haben wirklich einen schweren Stand, namentlich an dem Tage, wo sie debütiren. Die Großrichter des Parterre sitzen des Morgens im Kaffeehause beim Frühstück, und wenn der arme Debütant sich blaß und zitternd in die letzte Probe begibt und ganz demüthig vorbeigeht, mit gesenktem Haupt und mit beiden Händen in den Rocktaschen, um das zerrissene, seidene Unterfutter seiner verschossenen Pikesche zu verbergen, so springt Alles von den Stühlen auf und stürzt ans Fenster, um den Neuangekommenen Spießruthen laufen zu lassen. Ein närrischer Kerl, bemerkt der Eine. — Der macht ein trübseliges Gesicht, sagt der Zweite. — Das scheint ein einfältiger Tropf. — Er steht aus wie ein Gimpel, ruft ein Dritter. — Ich wette, daß er mit Glanz durchfällt. Was gilts? — Eine Partie Domino. — Topp! Der Einfall wird angenommen und ausgeführt. Der Empfang, die Zukunft, das Leben eines Menschen, der Allen unbekannt ist, der vielleicht Frau und Kinder hat, der sich vielleicht bloß so viel verdienen will, daß er weiter reisen kann, — alles dieß spielen diese Unmenschen in Domino oder in Ecarté aus, und wenn die grausame Wette gewonnen wird, so muß dieser Unglückliche, wenn er auch ein vorzüglicher Künstler ist, bei jedem Wort das er vorbringt, ausgepfiffen und verhöhnt werden, weil es einem Müßiggänger, der die letzte Nacht schlecht geschlafen, gefallen hat, seine Gestalt und seine Miene lächerlich zu finden. Was soll man zu solchen Bubenstreichen sagen? Und wenn der arme Künstler, welchen die Dominosteine zum Tode verdammt haben, sich über eine so barbarisch ungeschliffene Aufnahme verwundert und empört, wenn er einen Augenblick aus seiner Rolle fällt, an seine Menschenwürde denkt und das Publicum höflichst ersucht, ihn doch gefälligst erst anhören zu wollen, ehe man ihn zur Schlachtbank abliefere, so überschüttet ihn das Parterre mit Schmähungen und Quodlibets, und verlangt, er solle abtreten und der Director möge erscheinen; wenn der beleidigte Künstler nach dieser Demonstration die Bühne noch nicht räumt, so wird er mit faulen Aepfeln und Eiern beworfen, und diejenigen, welche dieses gesittete Verfahren anwenden, beklagen sich laut, daß der Komödiant den Respect gegen das verehrliche Publicum verletzte. Der Schauspieler fühlt am Ende sein Blut in den Adern kochen, und vergißt in der Entrüstung über ein so unwürdiges Betragen seine kranke Frau und seine nach Brod schreienden Kinder; er vergilt dem Publicum Injurien mit Injurien, und das hochgeehrte Publicum mit gefüllten Taschen und gefülltem Magen schreit Halloh! über den armen, ausgehungerten Wurm, der sich nicht gutwillig mit dem Absatz zertreten lassen will, und begehrt, daß der Komödiant Abbitte und Fußfall thue oder ins Loch gesteckt werde. Und dieses schmähliche Recht über die Eitelkeit, über die Würde und Freiheit eines Menschen kostet dem Publicum zwanzig Sous. Für einen lumpigen Franken belehnen die Provincialparterre mit der Al-

macht, zu bekränzen, zu bewerfen, zu bereichern oder zu ruiniren, wen sie wollen. Das ist die Kehrseite der Bevölkerung von Rouen, Nantes, Havre, Bordeaux, Lyon, Marseille und im Allgemeinen eine Pestbeule der Provinz. Denn die Provincialen betrachten noch die dramatischen Künstler als Komödianten und Seiltänzer, welche der liebe Herrgott expreß zu ihrer Belustigung geschaffen habe, und welche auf keine bürgerlichen und humanen Gesetze Anspruch machen können, sondern aus der Gesellschaft ausgestoßen sind. Der Erzbischof von Paris gestattet zwar selbst den Schauspielern, die wegen verletzter Eitelkeit sich aus dem Fenster stürzen *) und alle Gebote der christlichen Moral mit Füßen treten, ein ehrliches und zugleich prachtvolles Begräbniß; in der Provinz verweigert jedoch die Geistlichkeit jedem Schauspieler ohne Ausnahme den Segen, und wäre er des natürlichsten Todes gestorben, und der beste Gatte und der vorzüglichste Familienvater sein ganzes Leben hindurch gewesen. Dieser Umstand mag allerdings dazu beitragen, daß das Publicum in den Provinzen Frankreichs noch viele von den alten Vorurtheilen gegen die Schauspieler beibehalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir meinen Nourrit, dessen Selbstmord einzig und allein einer schrankenlosen Eitelkeit zuzuschreiben ist, was auch die Pariser Journale sonst für Gründe vorgebracht haben mögen, womit es ihnen weiter nicht Ernst war. Haben sie doch den kürzlich erfolgten Tod der Madame Nourrit nur in drei Zeilen angekündigt, und als ein unbedeutendes Factum unter die vermischten Nachrichten gesetzt, ohne die geringsten Betrachtungen darüber anzustellen, welche sich doch gewiß bei dieser Nachricht jedem fühlenden Herzen in Menge aufgedrungen. Aber die französische Presse hat längst kein Herz mehr. In unsern Tagen, wo der Zweifel so gräßliche Verheerungen anrichtet, wo die Sonne nicht ein einziges Mal aufgeht, ohne den Leichnam eines Selbstmörders zu bescheinen, sind die Pariser Zeitungsschreiber und Phrasenmacher aller Farben stumm wie die Fische, und finden keine Worte an dem Grabe Nourrits, worauf die arme, junge Frau des berühmten Sängers vor Verzweiflung in ihrer eben angelegten Wittwentrauer stirbt! Weiß der Himmel, was diese ausgedörrten Sophisten mit ihrem Gewissen angefangen und an wen sie es losgeschlagen haben mögen, wenn sie, wie man versichert, nicht mehr an den bösen Feind glauben. Es sey ferne von uns, die kaum erkaltete Asche Nourrits wieder aufrühren zu wollen. Nourrit glaubte an Gott, und Gott wird ihn richten. Aber die Presse im Allgemeinen und die französische Presse insbesondere, hatte eine Pflicht zu erfüllen; denn es liegt am Tage, daß Nourrit in der Nacht, wo er sich in Neapel aus dem dritten oder vierten Stock herunterstürzte, seine Frau zugleich mit umgebracht hat; von jenem verhängnißvollen Augenblick an, wo ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder, seinem Leben gewaltsam ein Ende machte und sie allein im Elend zurückließ, hat die arme Frau in Einem fort gelitten, und ihren Schmerz und ihre Trauer so lange ertragen, bis sie den Geist aufgab. Und doch hört man allgemein, daß Nourrit seine Frau und seine Kinder anbetete; aber woran dachte er denn, als er in den Hof seines Hotels hinabschaute, um sich den Platz auszusehen, wo der Tod ihn am sichersten in seinen Armen empfinge? Warum dachte er einzig und allein an den Tod und die gekränkte Eitelkeit, und nicht an seinen Vater, an seine Mutter, welche hinter ihm waren, an seine Frau, welche ihm zur Seite stand, und an seine Kinder, welche vor ihm her in die Zukunft liefen? Heute ist er beinahe schon ganz vergessen und morgen denkt Niemand mehr an den armen Nourrit. Die Presse, welche ihn bei seinen Lebzeiten gelobhudelt und gepriesen, hat, wie gesagt, nicht mehr als drei Zeilen seiner aus Gram gestorbenen Frau gewidmet, die Nourrit mit sich ins Grab gerissen. Die Journale haben nicht einmal daran gedacht, das alltägliche Moralgesetz in Erinnerung zu bringen, daß man sich nicht ums Leben bringen darf, wenn man eine schwangere Frau und eine Familie mit sechs Kindern hinterläßt! Aber die Presse hat in Paris an so viele andere Dinge zu denken, und ist in ihrer Erbärmlichkeit so weit gediehen, daß sie den Capellmeister Musard über Mozart stellt, den Charlatan Julien einen großen Mann nennt, und das Divier'sche Senftmehl allen denen anempfiehlt, welche sich gesund und wohl befinden.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Als wir gemächlich durch das düstere Labyrinth des Waldes hintrabten, hallte das Wiehern der Pferde, das Krachen der dürren Zweige unter ihren Füßen, und selbst der Ton unserer Stimmen in allen Richtungen von den schlanken Säulen umher zurück. Diese Töne, häufig begleitet von dem fernen Geheul eines hungrigen Wolfes, der vielleicht in dieser Nacht seine Beute verfehlt, oder dem muntern Tone des wilden Truthahnes oder des Haselhuhnes, von dem lustigen Taptap des Holzpickers, dem Girren der Waldtauben und dem Gezwitscher der zahlreichen kleinern Vögel belebten die noch dunkle Scene. Auf dem Weg erhielt ich viele Anweisungen über die Art, wie ich mich bei der Jagd benehmen solle, da ich in der Büffeljagd ein völliger Neuling war. Hr. C... erzählte mir viele Anekdoten, wie er und seine Jagdgenossen den wüthenden oder verwundeten Büffeln entkommen seyen. Einmal befand er sich mit drei Gefährten auf der Jagd im Anfange Julius, wo die Stiere in der Brunst und also sehr wüthend sind; sie ritten keck unter die Heerde hinein, wählten eine fette Kuh aus, die ein Kalb an der Seite hatte, feuerten alle zugleich und streckten sie zu Boden. „Die Heerde," sagte er, „schien nicht viel Notiz von uns zu nehmen; sobald wir aber feuerten, stob sie nach allen Richtungen auseinander, wir stiegen ab, koppelten das Kalb, das bei seiner Mutter blieb, und begannen die Kuh zu zerlegen. Während wir so beschäftigt waren, bemerkte ich, daß ein Büffel aus der Heerde sich uns nähere; ich machte meine Gefährten darauf aufmerksam, und einer derselben wollte ihm entgegen reiten, um ihn wo möglich zu erlegen; wir stellten ihm die Gefahr vor, einzeln ein Thier anzugreifen, das, nach der Art seiner Annäherung zu schließen, keine sehr freundlichen Absichten habe; er ließ sich jedoch nichts einreden, und wir begnügten uns, die Gewehre wieder zu laden und ihm zu folgen. Während wir unsere Pferde bestiegen, hörten wir einen Schuß, und bald darauf einen lauten Freudenruf, waren aber kaum den Abhang hinaufgekommen, als wir das eigenthümliche donnernde Getöse vernahmen, welches schwere Füße auf der Prairie machen. Als wir die Höhe erreichten, bot sich uns ein furchtbarer Anblick dar: unser Freund, der Jäger, jagte etwa 150 Schritte von uns im gestreckten Laufe vorüber: wir hörten das laute Schnauben des Pferdes, und sahen den Schaum von seinem Maule herabtropfen, als es mit convulsivischer Anstrengung dahin jagte. Etwa 30 Schritte hinter ihm war der Büffel, ein ungeheurer Stier, der vor Wuth brüllte und den Boden mit seinen Hörnern aufriß, als er wie toll unserem

armen Gefährten nachstürzte, der aus dem Jäger der Gejagte geworden war. Nicht ein Augenblick war zu verlieren: wir galoppirten heran, und hielten uns bereit, so wie wir auf Schußweite näher kämen, zu feuern. Der gejagte Jäger, welcher Pierre hieß, wandte in diesem Augenblick plötzlich im rechten Winkel um, wodurch er dem Büffel voraus kam, und uns Gelegenheit gab, denselben von beiden Seiten zu nehmen. Wir spornten unsere Pferde und waren in wenigen Minuten bedeutend vor Pierre und seinem Verfolger voraus, nahmen unsere Stellung zu beiden Seiten des Weges, den sie nehmen mußten, und machten uns schußfertig. Im nächsten Augenblick sprengte Pierre zwischen uns durch, und wir beide feuerten auf das wüthende Thier hinter ihm. Ob meine Kugel dasselbe verwundete, weiß ich nicht, aber in Einem Augenblick stürzte es gegen mich, meine Augen begannen zu dunkeln, ich fühlte einen heftigen Schmerz, und wußte sodann nicht mehr, was mit mir vorging, bis ich durch die gewöhnlichen Mittel, Branntwein und kaltes Wasser, wieder zur Besinnung gebracht wurde, und dann fand, daß mein linker Arm und drei Rippen gebrochen waren: der Büffel hatte mich mit seinen Hörnern vom Pferde gehoben und in die Luft geschleudert. Mein armes Pferd war fürchterlich zerfleischt, und starb auf dem Rückwege. Pierre's Bruder war nach meinem Sturze herangekommen und feuerte auf das Unthier, worauf es uns verließ und nach der Heerde zurücktrabte, wahrscheinlich tödtlich verwundet, wir waren aber nicht im Stande es zu verfolgen. Pierre hielt in seinem wüthenden Jagen nicht an, als bis er tief im Walde war; als sein Bruder ihn endlich einholte, fand er, daß der entsetzliche Schrecken denselben der Sprache beraubt habe; er erhielt sie indeß vor Abend wieder, und erzählte uns nun die nähern Umstände: er hatte auf das Thier gefeuert, welches wankte und fiel; dieß veranlaßte den Freudenruf, den wir vernahmen; dann trat er demselben näher und lud sein Gewehr von neuem, aber in Einem Augenblick war der Büffel auf den Beinen, Pierre warf das Gewehr weg, und nun begann die Jagd. Ich," schloß Hr. C... seine Erzählung, „wurde nach Hause geleitet und mußte mehrere Wochen das Bett hüten, indeß haben Pierre und ich seitdem manchen Büffel geschossen."

Das Vorstehende ist eine Probe der Anekdoten, die mir erzählt wurden: die einzelnen Umstände waren sehr mannichfach, das Ergebniß von allen war aber, daß ein verwundeter Büffel, namentlich ein Stier ein sehr gefährlicher Gegner sey. Als wir der Prairie nahe kamen, wurde ich entsetzlich von den Moskitos gepeinigt, mehr als je seit den ersten Sommern, die ich in Amerika verlebte, und zudem hatte ich mein gewöhnliches Gegenmittel, einige Cigarren, vergessen; ich zerkratzte mir das Gesicht so, daß Hr. C... erklärte, ich sehe aus wie ein indianischer Krieger, der im Triumph heimkehre, das Gesicht mit Streifen vom Blut seiner Feinde geschmückt.

Als wir dem Rande des Waldes nahe kamen, vernahmen wir schon das ferne Brüllen der Büffel, und wo eine Oeffnung zwischen den Bäumen war, sahen wir sie, gleich dunkeln Flecken, nach allen Richtungen auf der Ebene. Als wir den bestimmten Platz erreichten, frühstückten wir, versicherten uns sodann, ob die Indianer an den geeigneten Plätzen eingetroffen seyen, jeder steckte ein Paar lange Pistolen in den Gürtel, und dann bestiegen wir, begleitet von ein und zwanzig Jägern, frische Pferde und näherten uns je zwei und zwei der Heerde. Als wir noch etwa 1000 Schritte davon entfernt waren, begannen wir uns langsam in Bewegung zu setzen, blickten hie und da zurück und brüllten; Charles rief mir, ich sollte die Abrichtung der Hunde beobachten, welche in diesem Augenblick losgelassen wurden: sie sprangen auf die nächste Heerde zu, und nun begann die Jagd. Die Hunde waren abgerichtet, paarweise zu jagen. Diese rannten miteinander fort, wählten sich einen Büffel aus, sprangen um ihn her, wenn er fortzulaufen versuchte, wichen geschickt seinen wüthenden Stößen aus, und beschäftigten seine Aufmerksamkeit, bis die Jäger herbeikamen und ihn erlegten. Mehrere waren schon auf diese Weise getödtet worden, und mit vielen andern würde es derselbe Fall gewesen seyn, hätte nicht das Gebell einiger Hunde in der Ferne und das Geschrei der Jäger unsere Aufmerksamkeit dahin gezogen. Einige Hunde hatten einen alten Stier angefallen, mit dem sie nicht so leicht fertig wurden, wie mit den übrigen: er hatte zwei Hunde hinweggeschleudert, und rannte nun, mit allen andern auf der Ferse, davon, trat auf die einen und schleuderte die andern in die Luft. Als wir die Gefahr der Hunde sahen, ritten wir ihm nach, ehe wir aber ihn erreichen konnten, hatte einer der Hunde, als der Büffel den Kopf senkte, die Gelegenheit ergriffen, ihm zwischen die Beine zu laufen und ihn an der Unterlippe zu packen. Augenblicklich hielt er an, und ehe er sich von dem an ihm hängenden Feinde losmachen konnte, hatte er schon mehrere Kugeln durch den Kopf erhalten.

Jetzt näherte sich uns wieder die Heerde, welche durch die auf der entgegengesetzten Seite aufgestellten Indianer zur Umkehr veranlaßt worden war: sie stürzte ein Tiefthal hinab, dem frühern Bett eines in den Fischfluß mündenden Gewässers, während wir fortsprengten, um sie am andern Ende desselben zu treffen. Wir kamen zuerst dahin, stellten uns in zwei Linien an beiden Seiten des Tiefthales auf und erwarteten die Ankunft der Heerde. Sie kam: die vordersten schienen die Gefahr zu bemerken, und wären gerne umgekehrt, aber die nachrückenden Hunderte drängten sie vorwärts, und sie suchten der Gefahr durch raschen Lauf zu entgehen. Wir feuerten erst, als etwa die Hälfte vorüber war, Hr. C... gab das Zeichen, jeder suchte sich sein Ziel heraus und schoß. Wenige nur streckten das Thier, worauf sie gezielt hatten, sogleich nieder, die andern suchten die getroffenen Thiere vollends mit Pistolen zu erschießen, was aber nicht allen, darunter auch mir, gelang. Nun ward ein Feuer angezündet, den erlegten Thieren die Zunge und der Buckel auf dem Rücken ausgeschnitten, und Anstalt getroffen, diese zu braten. Ehe diese Voranstalten vollendet waren, kamen sämmtliche Jäger und die Indianer herbei, und bald verbreitete sich der Geruch des gebratenen Büffelfleisches weit und breit über die Prairie. Nachdem wir ohne Teller und Gabeln unser Mahl abgemacht hatten, wurden die Jäger beordert mit den Hunden der Heerde zu folgen, und diejenigen Büffel noch zu erlegen, welche verwundet seyen und den übrigen nicht folgen könnten. Wir andern blieben zurück, um ein Glas zu leeren und die heutige Jagd zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Strömung im atlantischen Meer. Am 1 September wurde eine etwa 40' lange und mit Entenmuscheln bedeckte Föhre vor dem Hafen von Dover vorbeigetrieben und in den Hafen hineingezogen. Man glaubt, ein Orkan habe sie am amerikanischen Ufer losgerissen und die Fluthwelle sie übers Meer getrieben. (Engl. Bl.)

Wein aus Runkelrüben. Der Impartial du Nord behauptet, man habe das Geheimniß gefunden, aus Runkelrüben einen vortrefflichen Wein zu bereiten, und es habe sich im Departement du Nord bereits eine Gesellschaft dafür gebildet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1839.

Der Pfarrer in den Cordilleren.

(Aus Dr. Smiths: Peru asitis.)

Die Wohnung des Indiers, auf einem hohen, steilen Berge, welche mit Ausnahme des Pfarrers selten von einem Weißen besucht wird, entgeht häufig dem Auge des Fremden, der die gewöhnliche Straße in einer der Hauptschluchten oder Thäler der Sierra verfolgt, und ihr Daseyn nicht ahnt, bis er eines Tages einen schnellfüßigen Indier trifft, dem ein Mann auf einem wohlgerüsteten und zierlichen Maulthier folgt, dessen Geschirr mit Silberschmuck überladen ist; der Reiter, der gemächlich in einem Landessattel mit einem reichen Pellon sitzt, trägt einen Hut mit breiter Krämpe und eine seidene Kappe, die an den Ohren und Schläfen zum Vorschein kommt. Er hat wenigstens ein Paar wohlverzierte und befranzte Ponchos (Mäntel) an, seine schwarzen oder braunen Strümpfe sind von warmer Vicuñawolle, und der Absatz eines kleinen Schuhs in einem plumpen und kostbaren, obgleich hölzernen Steigbügel halb versteckt, ist mit einem unmäßig großen Silbersporn bewaffnet. Dieß ist der Diener des Friedens, der die Seele eines sterbenden Christen zu retten eilt, aus dessen Wohnung, wie aus der eines Falken, man auf den gewöhnlichen Pfad wandernder Menschen hinabschaut.

In diesen entlegenen Bergpfarren sieht man keine Mönche, wie an der Küste oder sonst in angenehmern Landstrichen, deren Hauptgeschäft es ist, den Pfarrer am Sterbebett zu unterstützen. Dieses Beistands beraubt, reitet der Pfarrer, den sein Beruf zur einflußreichsten Person und zum einzigen geistlichen Tröster in einem indischen Dorfe macht, in dem oben beschriebenen Aufzug über Berg und Felsklippen, durch zerrissene Schluchten und auf gefahrvollen Pfaden dahin auf einem erlesenen Maulthier, dessen Bewegungen so sanft sind, daß es nie den Reiter ermüdet. Das Maulthier scheint gar keine besondere Anstrengung zu machen, während es alle gewöhnlichen Thiere seiner Art auf einem Tagmarsch weit hinter sich läßt, und eine Cuesta *) von drei oder vier Leguas zurücklegt, ohne auch nur einmal anzuhalten, um Athem zu schöpfen; auch steigt es wieder hinab, ohne je fehl zu treten, oder in seinem „passo llano,“ dem besten von allen Reiseschritten, anzuhalten, während es Sommer und Winter, auf hartem und weichem Boden, auf seinem dicken, wohlgerundeten Huf keine Eisen braucht — kein geringer Vortheil in einem Lande, wo es keine Hufschmiede gibt.

*) Steiler Aufstieg, oft mit roh eingehauenen Stufen.

Die Pfarrer in einem der öden Weidedistricte oder auch auf einem abgelegenen Indierdorfe im Weizenlande, sind im Alter von 40 Jahren meist schon sehr geschwächt. Einer dieser Herren, dem seine Heimath langweilig ist, liest wochenlang angestrengt fort, nur um die Zeit zu tödten, oder er seufzt nach den „Tertulias,“ denen er sonst nicht fremd war, oder er bricht plötzlich auf nach der nächsten Stadt, wo Weiße wohnen, und er ein schöneres Klima und angenehmere Gesellschaft findet. Nicht selten geht er zu einem Minendorfe (pueblo), unter dem Vorwande vielleicht, seine Premicia, oder Erstlinge der Früchte zu verkaufen, aber es ist zehn gegen eins zu wetten, daß er mit den ausschweifenden Minenarbeitern Tag und Nacht fortspielt, bis der Ertrag seiner Premicia aufgezehrt ist, und er in seine freudenlose Wohnung heimkehrt mit Schulden, die er in einem halben Jahre nicht bezahlen kann. In seiner Bergpfarre, wo er traurige Zeiten der Langenweile und oft lange Fasten ertragen muß, *) welche die stärkste Constitution schwächen, beklagt er, daß er als Verbannten sich fühle, und läßt sich leicht verleiten, in manchen Genüssen, welche die Gränzen der Selbstverläugnung stark überschreiten, Unterhaltung und Zerstreuung zu suchen. Man muß indeß mit wahrem Dank anerkennen, daß der Fremde und Reisende von den in den Bergen dieses dünnbewohnten Landes wohnenden Pfarrern die größte Güte und Gastfreundschaft zu erwarten hat.

Die Indianer und Pfarrer haben in weltlichen Angelegenheiten meist sehr entgegengesetzte Interessen, und streiten sich oft über die Premicia (denn den Zehnten sammelt der Staat ein) oder über die Bezahlung bei Heurathen, Begräbnissen oder religiösen Festen, welche letztere mit dem ganzen geselligen

*) Er darf nicht frühstücken, ehe er Messe gelesen hat, bis er aber in die manchmal sehr entlegene Kirche kommt, wird es fast Abend.

System des Landes eng verwoben sind. Diese Streitigkeiten mindern die Achtung vor der Heiligkeit des Priesteramts, und manchmal sucht sich der Indier an seinem geistlichen Vater auf irgend eine Weise zu rächen. Bei einer festlichen Gelegenheit zeigten die Indier von Huamanlanga am Westabhange der Anden, nicht sehr weit von der Hauptstadt, ihrem Pfarrer an, daß in einem kleinen Dorfe auf einer fernen Bergspitze ein Mann am Sterben sey, und wenn der Pfarrer nicht eile, so werde derselbe ohne Beichte und Absolution sterben. Der Pfarrer bemerkte, es sey kein Maulthier bei der Hand, sie seyen alle auf der Gemeindeweide, ein Indianer aber entgegnete, er wolle eines holen. Der Pfarrer wußte, daß wegen der Ernte kein Maulthier in der Nähe seyn könne, und schöpfte Verdacht, da er die Schlauheit und den argen Sinn der Indianer schon mehrfach kennen gelernt hatte. Als der Indier mit einem gut aussehenden Maulthier zurückkam, fragte er ihn: sabe la mula de cura? (Ist das Thier gewöhnt, einen Pfarrer zu tragen?) „La mula es buena,“ entgegnete der Indier. „Wir wollen sehen, ob es einen Pfarrer kennt,“ erwiederte der Geistliche, zog seine Kleidung aus, kleidete den Indier als Pfarrer, und der schlaue Spitzbube mußte das Thier besteigen, das alsbald sich bäumte, ausschlug, und heftig sich gebärdete, bis er zu Boden geworfen war. Der Indier war in seiner eigenen Schlinge gefangen, und der Pfarrer bemerkte gutmüthig: „Ihr merkt nun, daß das Thier, wenn auch sonst gut, nicht gewohnt ist, einen Pfarrer zu tragen, und da kein anderes zu haben ist, so muß Euer Freund von seiner Krankheit genesen, oder ohne Beichte sterben.“ Er starb dießmal nicht, denn das Ganze war nur ein Streich, den man dem Pfarrer hatte spielen wollen.

Die trägen Geister leben gemächlich dahin, und tödten die Zeit so gut sie können, thätigere Naturen werfen sich auf allerlei andere Beschäftigungen. Einer derselben versah seine ganze Nachbarschaft mit Branntwein; er hatte nämlich entdeckt, daß man aus Gerste, die in den Bergen sehr wohlfeil erzeugt wird, Branntwein abziehen könne, und brachte diesen statt des gewöhnlichen agua ardiente de cana (Zuckerbranntwein) in Umlauf, da die fehlerhafte Art, wie der letztere von armen unvermögenden Leuten fabricirt wurde, ihm keinen Vorzug vor dem Kornbranntwein gab, und der „Pisco“ so wie der noch feinere „Italia“ nur von der Seeküste her und oft nur um theures Geld bezogen werden konnte. Der speculative Pfarrer hatte ein Landgut in einem ziemlich gemäßigten Strich, nicht sehr ferne von seiner eigenen Pfarre. Er kaufte die Premicia von seinen Amtsbrüdern in den Bergdistricten, wo die Kirchenabgaben meist in Vieh bezahlt werden, welches die Stapelwaare dieses weidereichen Landes ist. Dieses Vieh ließ er auf seinem Landgute füttern, und trieb es dann hinab in die Klee- oder Alfalfa-Felder näher an der Küste, wo sich Käufer genug dafür fanden. Eben so kaufte er Tausende von Arroben Zucker jährlich, und durch seine übrigen Handelsverbindungen gelang es ihm, sie sehr wohlfeil nach Cerro de Pasco zu bringen. Die Maulthiertreiber von Cauri, die er dazu anwandte, sind kräftige Bursche, die eine Flasche agua ardiente verschlucken, als wäre es ein Maul voll, und sie nennen auch eine Flasche nur eine gota (ein Tropfen), zum Zeichen, daß sie bei ihrem gut ausgepichten Magen dieß für ein kleines Maaß halten.

Unser Geistlicher lieferte auch den Minenbesitzern in den benachbarten Districten Salz, das ihm seine Maulthiertreiber auf ihren abgehärteten Thieren von der Küste durch das Thal von Sayan quer über die Cordilleren brachten. Dabei war er zugleich der Uhrmacher für die benachbarten Dörfer auf mehrere Leguas in der Runde, und verstand es auch, die Orgel wieder herzustellen, wenn irgend etwas in Unordnung gekommen war. Uebrigens war seine geistliche Heerde mit ihrem geschäftigen, betriebsamen Pfarrer höchst zufrieden, und er stand in durchaus gutem Vernehmen mit ihr.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die französischen Städte zweiten und dritten Ranges, wie Troyes, Angers, Tours, Saumur, Le Mans, Amiens, Orleans, St. Etienne, Blois, Poitiers, Limoges u. s. w. sind in der Theatercultur in gewissen Beziehungen noch nicht einmal so weit vorgeschritten, als die oben angeführten Städte erster Classe; die wenigsten davon besitzen anständige Schauspielhäuser, und von stehenden Schauspielertruppen ist keine Rede mehr. Die herumziehenden dramatischen Künstler haben hier weniger mit dem Hohn und Spott, als mit der Gleichmüthigkeit und Unbeweglichkeit des Publicums zu kämpfen. Diese dickhäutigen Kleinstädter, deren Intelligenz eben so verrostet, verriegelt und verrammelt ist, als ihr Geldkoffer, betrachten ohne Theilnahme den unerhörten Aufwand von Anstrengung und Arbeit, welchen der Director einer kleinen Schauspielergesellschaft macht, um von einer Bevölkerung von 15 bis 25,000 Seelen zweimal in der Woche hundert Zuschauer anzulocken; sie sehen ruhig mit an, wie die kleine Truppe die ganze Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Mannichfaltigkeit ihrer Nachahmungsgabe und ihres eigenen Darstellungstalents aufbietet, um den Einwohnern von Angers, Troyes u. s. w. zugleich das Theater français, das Gymnase, das Vaudeville, das Palais-Royal, die Variétés, die Porte Saint-Martin und alle übrigen Boulevardstheater in Paris zur Anschauung zu bringen, und zur Ergötzung oder Belehrung vorüberzuführen; sie sehen eben so geduldig zu, daß die Provincialschauspieler, um nicht vor leeren Bänken zu spielen, berühmte Pariser Künstler zu Hülfe rufen, und großmüthig die spärliche Einnahme mit diesen Celebritäten theilen, welche sie erdrücken; und wenn der Director auf diese Weise zwei Monate lang das Interesse des Publicums erschöpft und abgenutzt hat, und kaum dreimal volles Haus gehabt, so sieht man ihn mit seiner Gesellschaft nach einer anderen kleinen Stadt abziehen, wo seiner dasselbe Schicksal wartet. Das Feld, welches die Provincialschauspieler bebauen, ist das undankbarste von der Welt, und trägt unter den jetzigen Umständen, selbst bei der emsigsten Pflege und rationellsten Wirthschaftsmethode, nichts als Dornen und Disteln: sie haben nichts als Sorgen, endlose

Plackereien, ein mühseliges Leben, kurz ein ewiges Fegefeuer auf Erden, weßhalb sie dereinst vermuthlich auch ohne Beichte und Absolution ganz gerechtfertigt und schuldlos vor Gottes Richterstuhl treten werden: entweder ist ihnen dieser Ersatz oder ein glücklicheres Loos auf dieser Welt zu wünschen; denn wenn sie jenseits noch leiden und im höllischen Pfuhl schmachten müßten, nachdem sie hienieden so viel ausgestanden und gelitten, so wären sie schön geprellt.

Jeder Theaterdirector in der Provinz hat vom Ministerium des Innern ein Privilegium für gewisse dramatische Genres, welches eine bestimmte Reihe von Jahren dauert, und sich auf eine gewisse Anzahl von Departements erstreckt, wo alsdann keine andere Truppe, welche dieselben Genres hat, spielen darf. Ich habe nicht erfahren können, ob dieses Brevet hoch zu stehen kommt oder umsonst gegeben wird, was nicht mehr als billig wäre. Denn da die kleinen Städte bei ihren beschränkten Hülfsmitteln der dramatischen Kunst nicht unter die Arme greifen können, so sollte wenigstens die Staatsregierung den bedrängten Theatern in der Provinz zu Hülfe kommen, entweder durch unentgeltliche Austheilung von Theaterprivilegien, oder durch Unterstützungen in baarem Gelde, wie sie es für die Pariser Theater thut. Aber dagegen würden sich ohne Zweifel die dramatischen Dichter in Paris auflehnen, welche aus Eifersucht gegen die Provinz ein literarisches Monopol gegründet haben, worunter sie selber leiden: denn, wenn die Journale nicht übertreiben, begehren mehr als 50 Stücke am Theater français Einlaß, und eben so viele wenigstens sind mit „einstimmigem Beifall" vom Lesecomité angenommen, die nie zur Aufführung kommen, sondern in den Cartons liegen bleiben werden bis an den jüngsten Tag. Jeden Augenblick hört man dramatische Autoren in Paris über den Despotismus der Theaterdirectoren, der Lesecomité's und der Schauspieler klagen und schimpfen. Als Heilmittel dagegen versucht man halbe Maßregeln, wie Vermehrung der Theater u. s. w.; mich dünkt, es wäre viel einfacher und ersprießlicher, außerhalb Paris eine Meinungsconcurrenz zu stiften, und in den Provinzen Anstalten zu gründen, wie deren ein Fürst gegründet haben würde, wenn er seine Residenz in eine Provincialstadt verlegt hätte. Anstatt diese fürstliche Methode zu befolgen, haben die französischen Gelehrten und Künstler während der ersten Revolution, wo sie vielen Einfluß hatten, sich nur bemüht, alles wissenschaftliche, literarische und künstlerische Leben in Paris zu concentriren, und die übrigen großen Städte Frankreichs zu Flecken und Dörfern herabzusetzen: denn außer Paris ist in Frankreich Alles Flecken oder Dorf. Es ist noch nicht lange her, daß selbst die größten Städte von Frankreich es für die größte Ehre hielten, wenn man ihnen ihre Kunstschätze wegnahm, um die Hauptstadt damit zu schmücken, welche Alles verschlang, und sich dabei am Ende den Magen verdarb. Während der Restauration besuchte ich auf einer Reise durch das mittägliche Frankreich das Antiquitätenmuseum in Arles: mein Führer sagte mir beim Eintreten in den ersten Saal mit triumphirender Miene: „der Stadtrath hat Vieles nach Paris weggeschenkt." Er glaubte wahrscheinlich, daß ich darüber außer mir kommen würde, ich aber kehrte augenblicklich um mit den Worten: „Gehen wir nicht weiter, denn es liegt mir nichts daran, den Ausschuß der Kunstwerke zu sehen, welchen euch die Pariser übrig gelassen haben." — Es ist noch heutzutage ein allgemeines Vorurtheil der Franzosen, daß ganz Frankreich verloren und und unrettbar ist, wenn der Feind Paris eingenommen hat; den Spaniern, Russen und Deutschen ist, so viel ich weiß, nie eingefallen, die Vertheidigung ihres Vaterlandes aufzugeben, wenn ihre Hauptstädte in den Händen der Feinde waren; allein die Franzosen würden unmaßgeblich Jeden für einen Narren erklären, der die Ansicht hätte, daß Paris in militärischer Beziehung nicht ganz Frankreich ausmache.

(Fortsetzung folgt.)

Einige botanische Bemerkungen über Syrien.

Dr. Eusebe Salles, ehemals Dolmetscher der Armee in Afrika, reist gegenwärtig in Syrien. Das Nouvelles Annales des Voyages (August 1839) theilt einige Bemerkungen von ihm mit, aus denen wir nachstehende ausheben. Der Aprikosenbaum wächst hier wild, und Syrien scheint sein Vaterland, er wird aber nur 2 bis 3 Fuß hoch und gibt kleine bittere Früchte. Der Lotos (nabka), der in Aegypten und noch in Gaza 60' hoch wird, hat seinen wilden Bruder in der Ebene von Arimathia, wo derselbe einen Busch von 10 bis 15' Höhe bildet. In den Bergen findet man acht bis zehn Arten Eichen, wovon mehrere eßbare Eicheln haben, die man auf dem Markte kaufen kann. Mit guter Bewässerung könnte Syrien mächtige Wälder haben, aber was die Axt verschont, wird von den Ziegen vernichtet. Dattelbäume gibt es noch in Syrien, reif aber wird die Dattel nur im Süden zwischen Sor (Tyrus) und Gaza. Anderswo gibt es Dattelbäume, aber keine reifen Datteln. Zu Aleppo gibt es zwei oder drei, zu Jerusalem ein halbes Duzend Palmen, aber beide Städte liegen zu hoch, und es fällt sogar manchmal Schnee. Die Orangenbäume kränkeln zu Aleppo, zu Jerusalem der Nopal; die Citronenbäume kommen in beiden Städten um, weil ihre Vegetation den Winter über fortgeht. Salles fand auch in Palästina den Papyrus, der ehemals in Aegypten so gewöhnlich war, und jetzt ganz daraus verschwunden ist.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Ich drückte Hrn. C... mein Erstaunen aus, in den Handelsforts so bequeme Wohnungen zu finden, wo die Nothwendigkeiten des Lebens in Fülle und selbst manche Luxusgegenstände zu haben seyen, wo man jede Art von Jagd fast ohne Kosten betreiben könne, obwohl zahlreiche Jäger, Biberfänger, Geschäftsführer u. dgl. von der Anstalt unterhalten würden. Ich hatte zahlreiche Berichte über die Handelsposten im Westen gehört und gelesen, denen zufolge sie die ärmlichsten menschlichen Wohnungen und die Händler die unglücklichsten Menschen seyen.

„Aber, mein lieber Freund," erwiederte Hr. C...., „Sie haben noch nicht die innern Handelsposten besucht; diese werden Sie den schlimmsten Schilderungen, die Sie gehört haben, entsprechend finden.

Dieß sind nicht, wie unsere Niederlassungen, Forts zum Schutze der Interessen der Compagnie und allgemeine Depots für Waaren und Pelzwerke, die gewöhnlich unter der Aufsicht von Theilhabern oder Leuten von Verstand und Erfahrung stehen; die kleinen Handelsposten, in deren einem ich während meiner Lehrlingszeit diente, sind nur temporäre Schuppen oder Shanties, wie man sie nennt, wo eine gewisse Menge Waaren zum Einhandeln des Pelzwerkes untergebracht sind. Sie stehen unter der Aufsicht eines Commis mit zwei oder drei jungen Leuten als Lehrlingen unter ihm, und einigen Jägern und Biberfängern, die nach allen Richtungen ausgeschickt werden, um Rothwild und Büffel zu jagen und Biber zu fangen. Diese Leute bilden mit wenigen Pferden und Hunden die ganze Niederlassung. Sie werden häufig von streifenden Indianerpartien geplündert und manchmal Jahre lang unter denselben als Gefangene zurückbehalten; sie leiden oft sehr durch Hunger, schätzen sich glücklich, wenn sie hinreichend Pferde- oder Hundefleisch zu essen haben, ja sie sind manchmal dahin gebracht, ihren Vorrath von Fellen aufzuzehren. Wenn sie alles Pelzwerk gesammelt haben, was in der Nähe zu bekommen ist, brechen sie nach einem andern Ort auf, und erleiden oft unterwegs viel Ungemach; haben sie nun in ihrem Districte die Runde gemacht, so kehren sie nach dem Fort zurück, von welchem sie ausgeschickt wurden, geben dort ihre Felle ab, und brechen dann mit einem neuen Vorrath von Waaren zum Handel mit den Rothhäuten auf."

Charles versprach mir, mich mit einigen Handelsleuten dieser Art in seinem Districte bekannt zu machen, wenn wir nach Hunters-Fort kämen.

Nachdem wir einige Zeit im Gespräche zugebracht, kehrten die Jäger zurück und brachten zwei Büffel mit; die Hunde hatten sie gefangen und gehalten, während die Jäger ihnen starke Stricke an die Hörner banden. Sie wurden in Begleitung der Indianer, von denen jeder seinen Antheil Büffelfleisch trug, nach der Factorei gesendet.

Auch wir bereiteten uns zur Rückkehr, behielten aber sieben Jäger und mehrere Hunde zurück, da wir noch einen Bären oder Wolf auf dem Heimweg aufzustöbern hofften. Auf einem langweiligen Ritte von zwei Stunden über die Prairie stieß uns indeß nichts Bemerkenswerthes auf, und wir kamen endlich wieder an die Stelle, wo wir gefrühstückt hatten. Hier fanden wir die ganze Gesellschaft äußerst munter über das Resultat unserer Büffeljagd, da außer den beiden lebendig gefangenen Thieren nicht weniger als dreizehn getödtet worden waren. Wir koppelten unsere Pferde, ließen ihnen dürres Gras reichen, und traten dann zu den Jägern, die in kleinen Gruppen um rauchende Haufen von feuchten Zweigen und Blättern saßen — dieß ist nämlich das gewöhnliche Verfahren in den Wäldern, um die unerträgliche Last, die Moskitos, zu verscheuchen. Das Mittel zur Abhülfe ist aber so schlimm, wie das Uebel selbst, denn der Rauch und Gestank sind unerträglich, und wenn man nicht gerade in der Strömung des Rauches sitzt, ist man doch vor den Insecten nicht sicher. Unsern Pferden schien der Schutz des Rauches willkommener als uns.

Da noch manche Jagdgeschäfte abgemacht werden mußten, hielt es Hr. C... für besser, an ein bequemes Nachtlager im Walde zu denken, als Gefahr zu laufen den Weg zu verfehlen und in die Sümpfe zu gerathen. Sein Vorschlag fand allgemeinen Beifall; Hr. C... wollte mit der Mehrzahl einen bessern Lagerplatz aufsuchen, während die Jagdlustigen noch den Wald durchstreifen könnten. Charles und ich waren von der letztern Partie, und wir schlugen die Richtung nach einem kleinen See ein, wo nach Aussage der Indianer stets Wild zu finden war. Auf dem Wege stellte mich Charles einem der halbblütigen Jäger, Namens Jacques Toussain, vor, der unter seinen indianischen und halbblütigen Gefährten sich wie ein Häuptling ausnahm. Er verbeugte sich, als Charles mich vorstellte, mit großer Artigkeit, und als er im Gespräche die Thaten und die Anlagen seines Hundes Virant rühmte, erglänzten seine dunkeln Augen, und seine wohlgeformten Züge erhellten sich mit einem Ausdruck von Verstand, den man in dem sonst schönen und athletischen Geschlecht, zu dem er gehörte, selten bemerkt. Sein Vater war ein französischer Canadier, seine Mutter eine Schöne aus dem Stamme der Omahas, die einen Theil der Sioux ausmachen. Er, Charles und ich blieben zusammen, ein wenig hinter den Andern, und wir wurden bald sehr vertraut: er war wohl bekannt mit den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Stämme, da er mehrere Jahre lang ein Häuptling unter den Omahas und unter andern Stämmen einige Zeit gefangen gewesen war. Er versprach mir bei Gelegenheit eine Skizze seines Lebens und seiner Abenteuer zu geben, die gewiß höchst interessant ausfallen wird.

Da wir wiederholt den Ruf wilder Truthähner vernommen hatten, so wünschte ich einige derselben zu schießen, und wir schlugen unsern Weg in den dichtern Wald ein, wo die Haufen abgefallener Zweige und vermoderter Blätter zeigten, daß seit vielen Jahren, vielleicht seit Jahrhunderten kein Mensch diese Wildniß betreten habe. Während wir nur langsam und mit großer Schwierigkeit vorwärts kamen, hörten wir auf einmal unter den Zweigen ganz in der Nähe ein Geflatter, und mit einem Schreien und Gackeln, das den Pferden gar nicht behagte, flog oder krabbelte vielmehr eine schöne Truthenne mit einer zahlreichen Nachkommenschaft von dem Unterholze herab nach dem nächsten Baume zu. Charles schoß die Henne nieder und ich einige von der Brut, als eine wilde Katze oder grauer Luchs plötzlich hinter einem gefallenen Baume vorkam, uns einen Augenblick mit der größten Unverschämtheit anstarrte, dann die von Charles geschossene Truthenne über die Schulter warf und augenblicklich im Unterholze verschwand. Das war unerträglich; jeder gab dem andern Schuld, daß er nicht geschossen habe, im Grunde aber waren wir Alle über die Keckheit so verdutzt, daß keiner ans Schießen dachte, als bis es zu spät war.

(Fortsetzung folgt.)

Gallische Münzen. Joachim Lelewel soll mit nächstem unter dem Namen: Types gauloises, ein Werkchen über die gallischen Münzen und Medaillen nach Julius Cäsar erscheinen lassen. (Echo du Monde Savant vom 28 September.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 112 u. 113** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Romane. — William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.** (Schluß.) — **Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.)

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112 u. 113.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 October 1839.

Französische Romane.

Eine Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des ersten Halbjahres in der Revue des deux Mondes enthält im vierten Abschnitt, Littérature betitelt, Folgendes: wie wir oben gesagt — die Romane, die Gedichte und eine Menge grillenhafter Compositionen, die man nicht weiß, welchem Gebiete sie zutheilen, nehmen in dem Gesammtinventar einen bedeutenden Raum ein. Es ist ziemlich schwer, diese buntscheckigen Früchte der Einbildungskraft zu würdigen. Wenn sie irgend einen Wohlgeschmack haben, so macht sich dieser doch nur hauptsächlich denjenigen bemerklich, welche sie in der ersten Frische genießen. Aber allzu oft sind sie schon verwelkt und vermoricht, wenn die reflectirende Kritik an sie herantritt, die für Productionen dieser Art immer zu spät kommt. Die Werke im Fach der Dichtung oder des Romans, welche ein eigentliches Studium verdienen, sind immer nur Ausnahmen. Die ausgezeichnetsten Erscheinungen des Semesters sind schon in diesen Blättern charakterisirt worden, so daß wir nichts mehr zu sagen haben über Lamartine's Jocelyn, den epischen Versuch E. Quinet's, über das Bekenntniß eines Kindes des Jahrhunderts von Alfred de Musset. Wenn die Revue noch nicht von Chemin de travers gesprochen hat, so ist es darum, weil sie sich vorgenommen, auch auf die frühern Werke von J. Janin zurückzukommen.

Alphonse Karr hat zwei Bände gegeben, die er: der kürzeste Weg zu nennen beliebte. Aufs bereitwilligste anerkennen wir, daß sein Buch geistreich, mannichfaltig, oft anmuthig und amusant ist. Uebrigens darf man auf dasselbe das Gesetz, wornach man sonst die Romane beurtheilt, nicht anwenden. Seine etwas gebrechliche Constitution würde die analytische Operation nicht ohne Gefahr überstehen. Der Titel ist nur durch einen höchst unbedeutenden Vorfall gerechtfertigt. Der Verfasser bedient sich nicht des scenischen Gerüstes, das gewöhnlich die Roman-Compositionen zusammenhält. Er verschmäht die Contraste in den Charakteren, die Hülfsmittel des Geheimnißvollen und des Ueberraschenden. Wenn wir seine Manier charakterisiren sollten, wüßten wir nur an die der flamändischen Maler zu erinnern, die, wenig an den Gesammteindruck denkend, das Interesse in den Details verschwenden, und die durch die glückliche Wirkung der Gruppen, den Geist ihrer Farben, Scenen, die an sich nichts sind, Gegenständen, die man im wirklichen Leben als bedeutungslos übersieht, Sinn und Ausdruck verleihen. Werke dieser Art können im Augenblick gefallen oder rühren, aber sie lassen in der Erinnerung nur eine unangenehme Verwirrung zurück. Es gibt keine großen und dauernden Eindrücke ohne Einheit des Plans, ohne Freiheit in den Mitteln. In dem Kürzesten Weg ist die Hauptfigur glücklich erfunden. Es ist einer der Typen des Zeitalters. Das träumerische Wesen Hugo's entspricht vollkommen der Unstetigkeit seines Geistes. Er ist übrigens so gutmüthig, so ganz und gar harmlos, daß man sich gleich von vorn herein für ihn eingenommen fühlt, und mehr, als er selbst, leidet bei den Hindernissen, auf die er stößt, bei den Täuschungen, deren Opfer er wird. Aber wenn man ihn weiter begleitet, wird man genöthigt anzuerkennen, daß dieser junge Mann, dieser so arg vom Unstern Verfolgte, gewissermaßen selbst die Schuld trägt von den ihn betreffenden Mißgeschicken; man muß einsehen, daß all sein Ehrgeiz darauf geht, ohne Sorge, ohne Anstrengung und ganz für sich zu leben; unbekümmert um alles Andere seine geringsten Empfindungen zu hegen und zu kitzeln und in der Halbtrunkenheit hinzuleben, welche die Künste gewähren; daß Hugo ohne bestimmtes Ziel, ohne Beruf, dem nicht die Kraft, wohl aber die Willensstärke fehlt, von ihr Gebrauch zu machen, wohl nicht das Recht hat, sich über eine Gesellschaft zu beklagen, in welcher er als ein völlig unnützes Mitglied lebt. Dieser Schluß ist vielleicht nicht geradezu ausgesprochen in dem Buch und ist vielleicht auch nicht der Absicht des Verfassers gemäß, aber er ergibt sich dem nachdenkenden Leser.

Settimia, von Madame Hortense Allart, ist ein Roman, der besondere Nennung verdient, und der Verfasserin unter den Schriftstellerinnen einen hohen Platz anweist. Hier ist wahre Leidenschaft, Schwung und Zeichnung. Die Heldin ist eine Römer-

rin. Settimia liebt Marcel, einen jungen Franzosen, der mit seiner Familie, seiner kranken Mutter, eine Saison in Rom zubringt; das Mädchen ist von ihrem Oheim, dem Abbé Vera, sorgfältig erzogen werden, einem jener aufgeklärten und leidenschaftlichen Gelehrten, wie Italien deren noch manche hat. Die Vermählung mit Marcel ist noch nicht möglich; er ist noch zu jung, er hat noch keine Laufbahn. Die Familie Marcels will ihn, wie sie zurückkehrt, mitnehmen; er widersetzt sich. Später von einem Gönner zurückgerufen, von welchem vielleicht sein Schicksal abhängt, bedenkt er sich wieder, gibt dann nach und reist ab. Alle diese Kämpfe der wahren Liebe und des männlichen Ehrgeizes sind trefflich geschildert, sowohl was das Herz Marcels als das Settimia's betrifft. Settimia wünscht zugleich, daß Marcel ein Mann und groß unter andern Männern sey, und daß er schwach, ein Sklave zu ihren Füßen liege; sie sagt ihm das eine Mal: „Die Liebe wächst durch den Reichthum des Geistes," und wenn er einen Tag nicht nach Albano kommt, so will sie sterben und schweift blaß und wahnsinnig auf dem Feld umher. Der ganze erste Band, der die heftigen und zärtlichen Kämpfe Settimia's und Marcels, und den Versuch des unabhängigen Lebens enthält, welches Settimia in Neapel führen will, nachdem ihr Geliebter nach Indien abgereist, scheint uns dem zweiten vorzuziehen, welcher die Rückkehr Marcels, seine Gefahren bei der Ueberfahrt an Bord des Kent und seine neuen Kämpfe mit Settimia, allzu gedehnt und ermüdender als die ersten, enthält. — Im Ganzen ist Settimia durch den Ernst des Tons, durch die Beredsamkeit an manchen Stellen und die genaue Kenntniß in der Schilderung des Kampfes von Ehrgeiz und Liebe, nicht unwürdig des großen Namens Rom, der unaufhörlich wiederkehrt und dessen Vergötterung in dem Buche herrscht; ernste Geister, welche Italien gesehen haben, und wie man sagt, der römischen Religion zugethan sind; können diesen Roman wohl in ihren Bibliotheken aufstellen, nicht sehr weit weg von dem Unterirdischen Rom, an welches er hin und wieder erinnert.

Hr. v. Balzac, der sich den fruchtbarsten unserer Romanschreiber nennen läßt, hat eine Weise der Composition erfunden, welche ihm möglich macht, diesen Titel ohne allzu große Anstrengung zu behaupten. Statt sich abzumühen, um dem Gedanken die von der gewöhnlichen Sprache dargebotenen Elemente anzupassen — eine undankbare Arbeit, bei welcher der Schriftsteller Zeit und Kraft vergeudet, schmiedet Hr. v. Balzac ein Wort, oder, was auf dasselbe hinausläuft, bedient er sich barbarischer und unverständlicher Ausdrücke, welche die Compilatoren von Wörterbüchern, man weiß nicht wo? aufstöbern. Seine Fruchtbarkeit erklärt sich auch durch einen der Neuerungssucht gerade entgegengesetzten Fehler, die Farblosigkeit und den Mangel an Charakter. Dieser Fehler ist gar zu auffallend und häufig wiederkehrend im Styl des Bücherfreunds Jakob. *) Zum Ersatz bietet er der Neugier der Leser die Quellen pikanter, historischer Aufschlüsse. Dieß wird seinen neuesten Roman: Pignerol, eine Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV, halten.

*) Delacroix.

Wir vermeiden es, über einige Werke uns auszusprechen, welche durch Namen, die einer gerechten Achtung genießen, dem Publicum sich zu empfehlen schienen. Den Verirrungen des Talents ist man es schuldig, sie mit Schweigen zu übergehen. Was den Ballast anlangt, den man auf gut Glück auf das launenhafte Meer aussendet, so wollen wir kein Register darüber führen. Es wäre eine betrübende Arbeit. Wenn es möglich wäre, die binnen der letzten Monate erschienenen zweihundert Bände Romane zu classificiren, so würde man sehen, wie sie in unmerklicher Abstufung bis zur unheilbarsten Abgeschmacktheit, bis zur schamlosen Nichtswürdigkeit heruntersinken. Begnügen wir uns, einige allgemeine Züge bemerklich zu machen, welche in diesem Gebiet eine neue Richtung andeuten. Versetzen wir uns in die Zeit vor drei Jahren zurück. Damals war der Roman nichts Geringeres als das Epos der modernen Zeit; sein Rahmen, seine Maschinerie machten die Form im höchsten Sinn aus und er bebte vor keiner der großen historischen und socialen Fragen zurück. Dieser Anfall von stolzer Aufgeblasenheit fand seine Erklärung und Entschuldigung in dem außerordentlichen Glück, das sie machten. Heutzutage etwas weniger respectirt, entsagt der Roman allmählich den Anmaßungen, die ihn nur allzu oft dem Spott und Gelächter preisgaben; er strebt wieder das zu werden, was er sonst war, ein leichtes, unterhaltendes Lesebuch, ein Schauspiel am häuslichen Herde. Man muß hinzusetzen, daß die Mehrheit der Schriftsteller nach Nüchternheit im Styl, nach Sittlichkeit und sogar nach Orthodoxie strebt. Die Reclamationen gegen die der Geister sich bemächtigende Schamlosigkeit sind schon nicht mehr begründet. Denjenigen, welche nur die Schattenseite unserer Literatur sehen wollen, ohne ihr Gutes in Rechnung zu bringen, können wir die Versicherung geben, daß zu keiner Zeit das moralische Unheil weniger gewesen ist als heutzutage. Es wäre leicht, hiefür zahlreiche Beweise zu liefern. Wir wollen nur eine Stelle aus einem vor fünfzig Jahren erschienenen Werke, das in diesem Jahre wieder abgedruckt worden ist: Theorie der Criminalgesetze, von Brissot de Warville, anführen: „Der Ehebruch existirt nach dem Naturgesetz gar nicht als Verbrechen. Im Gegentheil ist es ganz naturgemäß, seinen Geschmack nicht auf eine einzige Frucht zu beschränken und alle Blumen zu pflücken, welche dem Geruch schmeicheln und das Auge ergötzen." — Wahrlich nicht bei einem einzigen unserer heutigen Schriftsteller würde man einen solchen anakreontischen Satz finden, an welchem unsere Väter in einer ernsten juristischen Abhandlung kein Aergerniß nahmen.

William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.

(Fortsetzung.)

Wir lassen jetzt das Wesentliche aus Hazlitts Charakteristik der beiden Redner folgen.

Es gibt eine Art Beredsamkeit, die man charakterisirt und geschildert hat unter dem Namen und Titel der irischen Be-

redsamkeit, und eine andre, die man mit Recht ihr entgegenstellen darf, und das ist die **schottische Beredsamkeit.** Die erste ist ganz das Erzeugniß der **Auswallung**, die letztere das Product des **Mechanismus**. Die eine ist so reich an Phantasie, als entblößt von Facten; die andre schließt alle Phantasie aus und erliegt fast unter der Menge von Facten. Die eine ist ganz Feuer, die andre ganz Eis; die eine lauter Enthusiasmus, Ueberschwänglichkeit, Excentricität; die andre nichts als logische Deductionen und zweifellose Postulate. Die eine läßt ohne Bedenklichkeit, ja mit rücksichtsloser Hitze, der Einbildungskraft ganz die Zügel schießen; die andre trägt einen Kappzaum, und scheut vor jedem Gegenstand, der ihr unterwegs aufstößt, wie vor einem Popanz zurück. Der Genius der irischen Redekunst tritt hervor in der nackten Majestät ungehemmter, ungezügelter Natur, sein Auge sprüht Licht auf alle Gegenstände, seine Zunge schleudert Feuer; der Genius der schottischen Beredsamkeit ist gehüllt in die ganze Waffenrüstung der Schulen; sein schleppender, zweideutiger Dialekt unterstutzt seine umsichtige Dialektik; hinter dem Visir, das seinen Mund bedeckt und die aufgezognen Augbrauen beschattet, sieht er keine Visionen, sondern seinen eignen festen Endzweck, seine eignen Data, und seine Dogmen. Er weiß von keinen Gestalten und Phantasien, als denjenigen, welche die geschäftige Sorge im Gehirn der Menschen erweckt, oder die seine eigne überlegene Weisheit und Einsicht erzeugt. Er verschmäht es, den Blumenpfad der Ueppigkeit zu wandeln, er scheut davor zurück wie vor einem Abgrund, und hält sich an die Eisenbahn des Verstandes. Die irische Rednerei dagegen ist eine Art von Luftschiffahrt; sie steigt immer hinauf in einem Ballon, und bricht entweder den Hals oder kommt im Fallschirm herunter. Sie ist angefüllt mit Gasstoff, mit Einfällen und Phantasien, mit Alliterationen und Antithesen, mit heißer Leidenschaft und aufgedunsenen Metaphern, welche die leichte, seidne Hülle des gesunden Verstandes durchbrechen; und die luftige Pracht, die im leeren Raum schimmerte und in seliger Unwissenheit emporstieg, zerfährt und sinkt herab in den Sumpf der Heimath! Wenn der irische Redner schwelgt in einer studirten Vernachlässigung seines Gegenstandes und in einer natürlichen Ideenverwirrung, mit den Worten spielt, sie in allen Arten phantastischer Combinationen zusammenordnet, weil in der unbegränzten und unbeschränkten Leere oder im Chaos seines Geistes kein Hinderniß ist, das ihnen wehrte, in jeder beliebigen Gestalt sich zu verschmelzen, so muß man gestehen, daß die Beredsamkeit des Schotten belastet ist mit einem Uebermaaß von Kenntnissen und Wissen, daß sie nicht vorwärts kommen kann vor einer Masse von Hindernissen, daß sie taumelt unter einer Bürde von Gemeinplätzen, daß sie so befangen ist in den logischen und rhetorischen Formen, daß sie eben so entfernt ist und seyn muß, von Originalität als von Absurdität, von der Schönheit wie von der Häßlichkeit; die Sache und die Sprache der Menschlichkeit geht verloren in der processualistischen Methode; der feste und männliche Ton des Grundsatzes wird vertauscht mit dem schwebenden jämmerlichen Gewäsche der Politik, die lebendigen Aufwallungen der Leidenschaft werden reducirt auf einen todten Gemeinplatz, und alle wahre Einbildungskraft wird begraben unter dem Staub und Schutt gelehrter Vorbilder und imponirender Autoritäten. Wenn jene ein körperloses Phantom, so ist diese ein lebloses Skelett; wenn die eine in ihrer fieberhaften, hektischen Ueberschwänglichkeit dem Traum eines Kranken gleicht, so gleicht die andre dem Schlaf eines Todten — kalt, steif, fühllos, grabähnlich! Im Ganzen verzweifeln wir weniger an der ersten als an der letztern, denn das Princip des Lebens und der Bewegung ist am Ende doch die erste Bedingung alles Genius. Die üppige Wildheit der einen kann durch Zucht gezähmt, und ihre Ausschweifungen zur Vernünftigkeit ernüchtert werden; aber die trockne und starre Förmlichkeit der andern kann nie die Schale oder Hülse der Rednerei zerbrechen. Es ist wahr, die eine ist entstellt durch das kindische Wesen und die Affectation eines Phillips; aber dafür hat sie auch aufzuweisen den männlichen Verstand und die Gluth eines Plunkett, die leidenschaftlichen Ausbrüche und den zündenden Witz eines Curran, und den goldnen Strom von Weisheit, Beredtheit und Phantasie, welcher von den Lippen eines Burke floß. Bei der andern sinkt die negative Reihe allerdings nicht so tief herunter, aber die aufwärts gehende Skala kommt auch nicht höher als bis zu einem Mackintosh oder Brougham.*) Man kann daran erinnern, daß der verstorbne Lord Erskine eines höhern Rufs als Redner sich erfreute, denn diese beiden; aber er verdankte ihn einem einnehmenden, blendenden Wesen, vieler Geistesgegenwart und der großen Lebhaftigkeit, womit er seine Empfindungen aussprach. Entkleidet dieser äußerlichen und persönlichen Vortheile ist das Wesentliche, der Gehalt seiner Reden wie der seiner Schriften, nichts, oder völlig unlebendig und erstorben.

Mr. Brougham stammt aus dem nördlichen England, ward aber in Edinburgh erzogen und repräsentirt diese Schule der Politik und Staatswissenschaft im Hause. Er unterscheidet sich von Sir James Mackintosh darin, daß er weniger mit abstracten Grundsätzen und mehr mit individuellen Details verkehrt. Er macht weniger Gebrauch von Generalitäten und mehr von unmittelbaren Thatsachen. Sir James ist besser bekannt mit dem Für und Wider einer Behauptung in alten Autoren; Mr. Brougham mehr mit dem Gleichgewicht der Macht in Europa. Wenn der erstere besser bewandert ist in der Entwicklung der Geschichte, so übertrifft Niemand den letztern in der Kenntniß der Börsencurse. Er kennt genau den Stand unsrer Ausfuhr und Einfuhr, und kaum setzt ein Schiff in Liverpool oder Hull seine Fracht ans Land, ohne daß er Kunde hätte von dem Register der Ladung. Unsre Colonialpolitik, Gefängnißdisciplin, der Zustand der abgetakelten Schiffe, die Bedrängniß des Ackerbaues, Handel und Manufacturen, die Goldzahlungsfrage, die katholische Frage, die Bourbons oder die Inquisition, „Verrath im Innern oder draußen Aufstand," — nichts entgeht ihm oder ist ihm fremd; er ist zu Hause in den krummen Labyrinthen der verfaulten Wahlflecken, er wird nicht verlegen bei der schotti-

*) Mr. Brougham ist zwar dem Buchstaben nach kein Schotte, wohl aber durch Adoption.

schen Jurisprudenz, und vermag dem Sinn von einer Rede Cannings zu folgen. Bei so vielen Hülfsquellen, bei einer solchen Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Wissens ist Mr. Brougham mehr ein gewaltiger und beunruhigender, als ein wirksamer Fechter auf der Arena des Worts. Ueber so vielen Details (die er selbst mit unermüdlicher und furchtloser Entschlossenheit durchmacht) geht der Geist der Frage für Andre verloren, die nicht die gleiche willkürliche Gabe der Aufmerksamkeit oder das gleiche Interesse im Zuhören haben, wie er im Sprechen; der ursprüngliche Impuls, der ihn vorwärts trieb, wird vergessen auf einem so weiten Feld, auf einer so endlosen Bahn. Wenn auch er es vermag, so vermögen doch andre nicht Alles, was er weiß, zugleich im Kopf zu behalten; ein Seil, aus den Zeugnissen der Umstände geflochten, hält nicht recht zusammen und schleppt den widerstrebenden Geist nicht mit sich fort; der willige Geist aber eilt ihm zuvor und wird ungeduldig und zerstreut; er bewegt sich in einer nicht zu bewältigenden Procession von Thatsachen und Beweisen, statt auf einmal zur Hauptsache zu kommen; und seine Prämissen (so ängstlich besorgt ist er, auf sicherem und breitem Fundament zu fußen) überladen und erschweren seine Conclusion, so daß man nicht zu dieser gelangt, oder doch erst, nachdem das erste Feuer und die erste Kraft des Anlaufs vorüber ist. Die Kugel, wegen der zu großen Weite des Kalibers, aus dem sie abgeschossen wird, und weil sie an so viele harte, vorragende Punkte anprallt, ist beinahe kraftlos, bis sie ihr Ziel erreicht. Er hält ein Lagerbuch, oder eine Schuldner- und Gläubiger-Rechnung zwischen der Regierung und dem Lande, setzt so viel wirkliche Verbrechen, Corruption und Ungerechtigkeit gegen so und so viel etwaige Uebervortheilung oder faules Vorurtheil, und unten auf dem Blatt zieht er die Bilanz von Entrüstung und Verachtung wie es sich gebührt. Aber die Menschen lassen sich nicht durch Berechnungen auf abstracte Gründe hin zur Verachtung oder zur Entrüstung bestimmen; denn mögen sie sich dieser Procedur unterwerfen, wo ihre eignen Interessen betheiligt sind: in dem, was das öffentliche Wohl betrifft, müssen sie, glauben wir, instinctmäßig sehen und fühlen, oder sie sehen und fühlen gar nicht. Es ist (und das ist zu beklagen) gar viel Schaum wie Kraft im Geist des Volks, der sich nicht in förmlichen kleinen Portionen abklären und ausschenken läßt; und Spleen und Galle, die Seele der Opposition, läßt sich nicht in Patentflaschen pfropfen und zu künftigem Gebrauch aufbewahren! Mit Einem Wort, die Beredsamkeit Broughams ist eine mit Zeichen und Zetteln versehene, registrirt und numerirt (wie die aufeinanderfolgenden Theile einer schottischen Encyklopädie), sie ist gescheidt, kenntnißreich, imponirend, meisterhaft, ein außerordentlicher Aufwand von Klarheit des Kopfes, von Raschheit und Energie des Denkens, von Gelehrsamkeit und Fleiß; aber es ist nicht die Beredsamkeit der Phantasie oder des Herzens, und wird nie ein Individuum oder eine Nation vom Verderben retten.

Mr. Brougham hat Einen sehr bedeutenden Vortheil im Redekampf; er läßt sich durch keine falsche Bescheidenheit, keine Gefälligkeit gegen Andre je bestimmen und leiten. Aber vermöge einer natürlichen Consequenz oder Gleichförmigkeit des Räsonnements hat er auch wenig Sympathie mit Andern, und es kann ihm leicht geschehen, sich über die Wirkungen zu täuschen, welche seine Argumente bei Andern hervorbringen werden. Er verläßt sich, unter Anderm, zu sehr auf die Geduld seiner Zuhörer und auf seine Geschicklichkeit, Alles zu seinem Vortheil wenden zu können. Daher läßt er sich oft zu weit aus und überschießt das Ziel. Das ist Schade. Er besitzt keine kluge und bescheidne Zurückhaltung, er kann seinen Geist nicht an sich halten, sich selbst nicht zügeln. Bei so viel Geist und Witz sollte er eigentlich „noch einmal so viel haben, um den, den er hat, zu beherrschen." Er kann einen guten Einfall oder eine wichtige Notiz nicht bei sich behalten, wenn auch das Preisgeben derselben eine ganze Sache zu Grund richten sollte Nicht als ob er zu viel an sich, zu wenig an seine Sache dächte; aber er vertieft sich in die Verfolgung der Wahrheit, als wäre es eine metaphysische Untersuchung, und wird fortgerissen durch die ungestüme, überwältigende Rastlosigkeit und Thätigkeit seines eignen Geistes. Er wird beinahe unwillkürlich hingerissen, und vielleicht selbst gegen seine bessere Einsicht von dem Gedränge und der Unruhe seiner Ideen, wie von einem wogenden Volksgewühl. Seine Auffassungen und Begriffe sind buchstäblich, zäh, epileptisch, — sein Verstand ist so zu sagen heißhungrig auf Facta und ebenso verschwenderisch damit — und er sprudelt dann Alles heraus „so offen und derb wie der geradsinnige Shippen oder der alte Montaigne," jedoch ohne die Giftigkeit des einen oder die Bonhommie des andern. Die wiederholten, derben, unerwarteten Ladungen von Wahrheit, die er abfeuert, machen diejenigen stutzen, die ihm die Nächsten sind. Ihm mißfällt dieser Zustand der Collision und Aufregung nicht, er gibt sich seiner Verwegenheit oder seinem Triumph hin, bis er, durch Herausfordern von noch mehr Facten, oder dadurch, daß er eine extreme Instanz vorbringt, eine Frage an den Rand eines Abgrunds drängt, seine Gegner sie noch weiter drängen, und er selbst vor der Consequenz zurückschrickt, „scheu vor dem Tone, den er selbst erweckt!"

Mr. Brougham besitzt viele Furchtlosigkeit, aber nicht eben so große Festigkeit; und wenn er zu weit vorangegangen ist auf der verlornen Hoffnung, kehrt er plötzlich um, ohne Andre davon gehörig zu benachrichtigen und zu warnen, und ohne die gebührende Achtung seiner selbst. Er ist abenteuerlich, aber leicht von panischem Schrecken ergriffen, und er opfert die Eitelkeit des Rechthabens der Nothwendigkeit der Selbsterhaltung. Er ist zu unvorsichtig für einen Führer, zu leichtsinnig und übermüthig für einen Parteianhänger, und geht nicht genugsam mit denen zu Rathe, mit welchen er, der allgemeinen Voraussetzung nach, gemeinsam handelt. Manchmal läßt er sie in der Klemme stecken und manchmal geschieht ihm von ihnen dasselbe. Es fehlt ihm das Princip des Gemeinschaftlichhandelns. Er gibt häufig, in einer Anwandlung gedankenlosen Leichtsinns, der politischen Maschine eine unerwartete Richtung, welche ältern und erfahrnern Köpfen bang macht; das wäre schon recht, wenn er nicht selbst der erste wäre, welcher sich fern vom Schuß hielte und der Gefahr entflöhe! Wir glauben in

der That als allgemeinen Satz aufstellen zu dürfen, daß kein Mann, der in Schottland geboren oder erzogen ist, ein großer Redner seyn kann, wenn er nicht ein Charlatan ist, oder ein großer Staatsmann, wenn er nicht ein Schelm wird. Der Nationalernst ist gegen das Erste, die Nationalvorsicht gegen das Zweite. Wenn für einen Schotten eine Sache einmal ist, so ist sie; mit seiner Meinung davon hat auch die Frage ein Ende. Er ist entschieden und kurz angebunden, und hat nicht die Gewohnheit, die Gefühle Andrer auszusöhnen, oder ihre Thorheiten zu beschwichtigen. Daher ist sein einziges Mittel, einen populären Effect hervorzubringen, das: mit dem Strom des Vorurtheils zu schwimmen, und allgemeine Dogmen von einer evangelischen Kanzel herab zu verkündigen. Das mag wirken und es hat schon gewirkt. Andrerseits wenn ein Schotte, durch Geburt oder Erziehung, überhaupt an die Gefühle Andrer denkt, so ist dieß nicht in der Beziehung, sofern dabei das Interesse der Andern betheiligt ist, sondern sofern ihre Ansicht auf sein eigenes Interesse und seine Wohlfahrt Einfluß hat. Daher ist er entweder vorlaut und beleidigend, oder wenn er zu gefallen sucht, so wird er feig und schmeichlerisch. Seinem öffentlichen Geist fehlt es an Biegsamkeit, seine selbstsüchtige Schmiegsamkeit aber kennt keine Gränzen Er ist unpraktisch als Partisan der Volkssache, wie er unbrauchbar und schädlich ist als Werkzeug der Regierung. Wir wollen diese Behauptung nicht weiter verfolgen, und wollen sie lieber in einiges Dunkel gehüllt lassen, als daß wir die gewaffnete Intelligenz einer ganzen Nation gegen uns aufbrächten.

Mr. Brougham spricht mit einem lauten und ungemilderten Ton, der bisweilen fast dem Schreien sich nähert. Er ist fließend, rasch, heftig, voll von seinem Gegenstand, hat offenbar immer sehr viel zu sagen, und ist sehr rücksichtslos hinsichtlich der Art und Weise, wie er es sagt. Als Advocat war er bisher noch nicht auffallend glücklich. Er ist nicht tief in Auffassung der Fälle und im Bericht darüber, nimmt auch kein besonderes Interesse an den eigenthümlichen Zügen einzelner Fälle und zeigt keine besondere Geschicklichkeit in der Behandlung. Er führt zu schweres Kaliber für gewöhnliche und kleine Fälle; er muß eine große und umfassende Frage zu behandeln haben, wo er tüchtig zugreifen kann. Vor kurzer Zeit hatte er jedoch eine feindliche Begegnung mit Mr. Phillips, dem er all seine zarten Blüthen abschüttelte, daß sie zu Boden fielen und in einer Stunde verwelkten; bald aber blühten sie wieder auf! Mr. Brougham schreibt beinahe, wo nicht ganz, so gut als er spricht. Während eines Wahlkampfes tritt er hervor, um zum Volk zu reden, und kehrt dann in sein Studirzimmer zurück, um einen Artikel für das Edinburgh Review zu beendigen; und freilich stopft er manchmal drei oder vier Artikel (in Gestalt von refaccimento's seiner eignen Pamphlets oder Parlamentsreden) in Eine Nummer. Die Thätigkeit seines Geistes ist in der That so groß, daß er, wie es scheint, weder der Ruhe noch eines andern Sporns, als der Freude an seiner Bethätigung bedarf. Er kann sich der Reihe nach mit Allem beschäftigen, aber er kann nicht müßig seyn. Es gibt wenige intellectuelle Vorzüge und Fertigkeiten, die er nicht, und zwar in sehr hohem Grade besitzt. Er spricht geläufig Französisch, und wie wir glauben, verschiedne andre neue Sprachen; er ist ein tüchtiger Mathematiker, und machte in dieser Eigenschaft die Bekanntschaft des berühmten Carnot, wo sich dann das Gespräch um das Quadrat des Cirkels und nicht um die Frage drehte, Frankreich die natürliche Gränze des Rheins zu geben. Mr. Brougham ist in Wahrheit ein schlagender Beweis von der Ausbildungsfähigkeit und Kraft des menschlichen Geistes, und in gewissem Sinn auch von der Länge des menschlichen Lebens, wenn man seine Zeit gut zu benützen weiß. Es ist lang genug, um beinahe alle Künste und Wissenschaften in sich zu fassen. Wenn wir keinen Tag ohne eine Linie verstreichen lassen, keinen Ort ohne die Gesellschaft eines Buchs besuchen, können wir bequem Bibliotheken füllen oder leeren. Die sich über die Kürze des Lebens beklagen, lassen es vorübergleiten, ohne das Bestreben, seine goldnen Minuten zu fassen und aufs beste zu benützen. Je mehr wir thun, desto mehr können wir thun; je geschäftiger wir sind, desto mehr Muße haben wir. Nicht Mangel und Zeit und Unfähigkeit, sondern Indolenz, Unentschlossenheit, Mangel an Phantasie und ein Hang zu einer Art von geistiger Tautologie, zur Wiederholung der gleichen Bilder und Durchlaufung des gleichen Kreises ist es, was uns so arm, so stumpf, so langweilig und träg läßt, wie wir sind, so entblößt von neuen fortschreitenden Kenntnissen, so arm an Hülfsquellen. Mr. Brougham hat, wie wir glauben, neben andern Mitteln seine Ansichten zu erweitern und zu bereichern, die meisten Höfe besucht, und seine Aufmerksamkeit auf die meisten Staatsverfassungen des Festlands gerichtet. Ohne Zweifel ist er ein höchst talentvoller und gebildeter, geisteskräftiger und bewunderungswürdiger Mann.

(Schluß folgt.)

Der Cardinal Richelieu.

(Fortsetzung.)

Die Abenteuer der Nacht.

Kaum war (nach dem Sturm auf Perpignan) der Cardinal, der ihm zu Pferde angewohnt hatte, wieder in seinem Zelt, als er, noch in Waffen und Küraß, in einen großen Lehnstuhl sank, und hier, das Taschentuch an den Mund haltend und mit starren Augen, blieb er in dieser Lage, und überließ seinen beiden schwarzen Vertrauten die Muthmaßungen, ob das Nachdenken oder die Schwäche ihn darin zurückhielten. Er war tödtlich blaß, und ein kalter Schweiß rieselte ihm von der Stirne. Mit einer heftigen Bewegung ihn sich abtrocknend, schleuderte er das rothe Käppchen, das einzige geistliche Abzeichen, das ihm noch geblieben, weg, und stützte den Mund auf die Hände. Der Kapuziner auf der einen, der finstre Richter (Laubardemont) auf der andern Seite, betrachteten ihn schweigend, und schienen, in ihren schwarzen und braunen Gewändern, der Priester und der Notar eines Sterbenden.

Der Mönch, aus der Tiefe seiner Brust eine Stimme ziehend, die mehr geeignet schien, ein Todtenamt zu halten, als Trost zuzusprechen, begann zuerst und sagte:

Wenn Monseigneur sich meiner in Narbonne gegebenen Räthe erinnern will, so wird er gestehen, daß ich richtig geahnt, welchen Verdruß ihm eines Tags dieser junge Mensch verursachen werde. — Der Requetenmeister ergriff das Wort: ich habe von dem alten tauben Abbé erfahren, der bei der Marschallin d'Effiat über Tisch war und Alles hörte, daß dieser junge Cinq-Mars mehr Energie gezeigt habe, als man erwartete, und daß er versucht habe, den Marschall von Bassompierre zu befreien. Ich habe auch den detaillirten Bericht des Tauben, der seine Rolle sehr gut gespielt hat; der erlauchte Cardinal darf dessen versichert seyn. — Ich habe es Monseigneur zuvor gesagt, fing Joseph wieder an, denn diese beiden unholden Seiden wechselten miteinander ab wie die Hirten bei Virgil, — ich habe vorher gesagt, es wäre gut, sich dieses kleinen d'Effiat zu entledigen, und ich würde dieß über mich nehmen, wenn es das hohe Wohlgefallen wäre; es wäre eine leichte Sache, ihn in der Gesinnung des Königs zu Grunde zu richten. — Es wäre noch sicherer, ihn an seiner Wunde sterben zu lassen, nahm wieder Laubardemont das Wort, wenn Seine Eminenz die Güte hätte, mir dazu Auftrag zu ertheilen; ich kenne den Arzt sehr genau, der mich von einer Wunde an der Stirn geheilt hat, und der ihn besorgt. Es ist ein kluger Mann, ganz Monseigneur, dem Cardinal Herzog ergeben, dessen Vermögensumstände durch Trischäkspielen etwas zerrüttet sind. — Ich glaube, fiel Joseph wieder ein, mit erkünstelter Bescheidenheit, worein sich einige Bitterkeit mischte, wenn Seine Eminenz Jemand zu diesem nützlichen Zweck verwenden wollten, so wäre dieß doch wohl sein gewöhnlicher Unterhändler, der auch sonst schon einige glückliche Erfolge gehabt hat. — Ich glaube einige sehr bezeichnende aufzählen zu können, versetzte Laubardemont, und sehr frische, bei welchen die Schwierigkeit sehr bedeutend war. — Ach, freilich, sagte der Pater mit einem halben Compliment und mit achtungsvollem, artigem Ausdruck, Eure keckste und geschicktest ausgeführte Mission war die Verurtheilung von Urbain Grandier, dem Zauberer. Aber mit Gottes Hülfe kann man auch andre eben so gute und starke Sachen vollbringen. Es ist nicht unverdienstlich z. B., setzte er, die Augen wie ein junges Mädchen niederschlagend, hinzu, einen königlichen Zweig des Hauses Bourbon mit kräftiger Hand vertilgen. — Es war nicht so sehr schwer, versetzte mit Bitterkeit der Requetenmeister, einen Soldaten unter den Garden auszulesen, um den Grafen von Soissons umzubringen; aber präsidiren, richten.... Und selbst exequiren, unterbrach ihn der erhitzte Kapuziner, ist gewiß weniger schwer, als einen Menschen von Kind an auferziehen in dem Gedanken, große Dinge mit Umsicht und Klugheit vollziehen, und im Nothfall alle Martern, dem Himmel zu Liebe, ausstehen zu wollen, lieber als den Namen derjenigen nennen, die ihn mit ihrer Gerechtigkeit gewaffnet haben, oder muthig auf dem Leichnam dessen sterben, den seine Waffe getroffen, wie es der gethan hat, den ich absandte; er gab keinen Laut von sich bei dem Degenstoß Riquemonts, des Stallmeisters des Prinzen; er starb wie ein Heiliger — das war mein Zögling. — Etwas Andres ist anordnen und befehlen, etwas Andres selbst den Gefahren sich aussetzen. — Und habe ich mich ihnen nicht ausgesetzt bei der Belagerung von la Rochelle? — Der Gefahr, in einem Cloak zu ertrinken, ohne Zweifel? fragte Laubardemont. — Und Ihr, entgegnete Joseph, sind Eure Gefahren darin bestanden, daß Euch die Finger in die Folterinstrumente gesteckt wurden? und das Alles, weil die Aebtissin von den Ursulerinnen Eure Nichte ist. — Das war gut für Eure Brüder vom Orden des heiligen Franciscus, welche die Hämmer in Händen hielten; aber ich, ich wurde an der Stirne verwundet von eben diesem Cinq-Mars, der an der Spitze eines wahnsinnigen Pöbels stand. — Seyd Ihr dessen gewiß? rief Joseph ganz entzückt; erfrechte er sich wirklich, so den Befehlen des Königs zu widerstreben? — Die Freude, die er über diese Entdeckung empfand, machte ihn seinen Zorn ganz vergessen.

Unverschämte! rief der Cardinal, plötzlich das Stillschweigen brechend und sein blutbeflecktes Taschentuch vom Munde nehmend, ich würde Euch für Euren blutdürstigen Hader züchtigen, wenn er mir nicht viele Eurer geheimen Ruchlosigkeiten geoffenbart hätte. Man hat meine Befehle überschritten; ich wollte keine Tortur, Laubardemont; das ist Euer zweiter Fehler. Ihr werdet mich ohne Ursache verhaßt machen; das war unnöthig. Aber Ihr, Joseph, laßt die Einzelnheiten dieses Volksaufstandes nicht außer Acht, bei welchem Cinq-Mars war; das kann uns in der Folge von Nutzen seyn. — Ich habe alle Namen und Personenbeschreibungen, sagte mit Eifer der Geheimrichter, seine hohe Gestalt und sein olivenfarbnes, magres Gesicht, das von einem servilen Lächeln durchfurcht ward, bis zum Lehnstuhl des Cardinals herunterbeugend. — Es ist gut, es ist gut, sagte der Minister, ihn zurückstoßend; es handelt sich noch nicht von dem. Ihr, Joseph, begebt Euch nach Paris, noch vor diesem jungen Anmaßenden, welcher, dessen bin ich gewiß, Günstling werden wird; werdet Freund mit ihm, benützt ihn zu meinen Zwecken oder verderbt ihn; er soll mir dienen oder fallen. Besonders aber schickt mir sichere Leute, und alle Tage, um mir mündlich Bericht zu erstatten; niemals in Zukunft etwas Geschriebenes. Ich bin sehr unzufrieden mit Euch, Joseph; was für einen erbärmlichen Courier habt Ihr gewählt als von Köln kommend? Er hat mich nicht zu verstehen vermocht; er hat den König zu bald gesprochen, und so haben wir jetzt wieder mit einer Ungnade zu kämpfen. Beinahe hättet Ihr mich gänzlich zu Grunde gerichtet. Ihr erkundigt Euch jetzt, was in Paris vorgeht; ohne Zweifel macht man dort jetzt bald wieder eine Verschwörung gegen mich, aber das wird die letzte seyn. Ich bleibe hier, um ihnen mehr Freiheit zum Handeln zu lassen. Geht Ihr beide jetzt, und schickt mir meinen Kammerdiener, aber erst in zwei Stunden. Jetzt will ich allein seyn.

Man hörte noch den Schritt der beiden Männer, und Richelieu, die Augen auf den Eingang des Zeltes geheftet, schien sie mit aufgeregten Blicken zu verfolgen.

Elende! rief er aus, als er allein war, geht denn und vollzieht noch einige heimliche Anschläge, und dann zerbreche ich Euch auch, unreine Springfedern und Werkzeuge meiner Macht! Bald wird der König der schleichenden Krankheit erliegen, die

Digitized by Google

ihn verzehrt; dann werde ich Regent, ich selbst werde König von Frankreich seyn, werde nicht mehr die Launen seiner Schwachheit zu fürchten haben; ich werde unwiederbringlich die stolzen Geschlechter dieses Landes vernichten; ich werde mit furchtbarer Tarquiniusruthe Gleichheit herstellen; ich werde allein über ihnen allen stehen, Europa wird zittern, ich..... Hier nöthigte ihn der Geschmack von Blut, das ihm wieder den Mund füllte, sein Taschentuch vorzunehmen. — Ach! was rede ich! Ich Unglücklicher! Ja, ich bin selbst ein Mann des Todes; ich gehe meiner Auflösung entgegen, mein Blut verströmt, und mein Geist will noch arbeiten! Warum? Für wen? für den Ruhm? das ist ein leeres Wort. Für die Menschen? ich verachte sie. Für wen denn? wenn ich doch binnen zwei, binnen drei Jahren vielleicht sterben muß? Oder für Gott? welcher Name! ich bin nicht auf seinen Wegen gewandelt, er hat Alles gesehen.... Hier ließ er das Haupt auf die Brust sinken, und seine Augen fielen so auf das große goldne Kreuz, das er am Halse trug; er konnte sich nicht enthalten, sich ganz in die Tiefe des Lehnstuhls zurückzuwerfen, aber das Kreuz folgte ihm; er ergriff es, und es mit festen, verzehrenden Blicken betrachtend, sagte er ganz leise: schreckliches Zeichen, du verfolgst mich! Werde ich dich auch an einem andern Ort wieder finden.... Gottheit und... Strafgericht... wer bin ich? Was hab' ich gethan?

Zum erstenmal durchzückte ihn eine seltsame, ihm unbekannte Angst; er zitterte, bald frierend und bald glühend von einem unüberwindlichen Schauer; er wagte nicht die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, irgend ein gräßliches Gesicht vor sich stehen zu sehen; er wagte nicht zu rufen, weil er sich vor dem Ton seiner eignen Stimme fürchtete; er blieb tief versunken in die Betrachtung der für ihn so schauerlichen Ewigkeit und murmelte Folgendes, das eine Art von Gebet seyn sollte: Großer Gott, wenn du mich hörst, so richte mich denn, aber nimm mich nicht einzeln heraus, um mich zu richten. Schau mich an, umgeben von den Menschen meines Jahrhunderts, schau an das ungeheure Werk, das ich unternommen habe; brauchte es nicht einen riesenhaften Hebel, um solche Massen zu bewegen? und wenn dieser Hebel im Niederfallen einige unnütze Elende zerschmettert, bin ich dann so schuldig? Ich werde den Menschen boshaft scheinen; aber du, höchster Richter, wirst du mich auch so ansehen? Nein! du weißt, daß die gränzenlose Machtfülle das Geschöpf sündigen macht gegen das Geschöpf; nicht Armand de Richelieu ist es, der tödtet und ins Verderben bringt, sondern der erste Minister. Nicht wegen persönlicher Kränkungen, sondern um ein System durchzuführen.... aber ein System.... was bedeutet dieß Wort? War es mir erlaubt, so mit den Menschen zu spielen und sie wie Zahlen zu behandeln, um einen vielleicht falschen Gedanken auszuführen? Ich stürze die Umgebungen des Thrones um. Wenn ich, ohne es zu wissen, seine Grundlagen untergrübe und seinen Sturz beschleunigte? Ja, meine entlehnte Macht hat mich verführt! O Labyrinth! o Schwäche der menschlichen Gedanken! Einfacher Glaube, warum habe ich deinen Pfad verlassen — warum bin ich nicht einfacher Priester? Wenn ich's wagte mit den Menschen zu brechen und mich Gott zu ergeben! die Jakobsleiter ließ sich noch in meinen Träumen zu mir herab.

In diesem Augenblick wurde sein Ohr von einem lauten Getöse und Lärm von außen getroffen; Gelächter von Soldaten, wilder wüster Jubel und Flüche mischten sich mit den ziemlich lang ausgehaltnen Worten einer schwachen und hellen Stimme; man hätte glauben können, es sey der Gesang eines Engels, unterbrochen von dem Lachen von Dämonen. Er stand auf und öffnete eine Art von Fenster. Ein seltsames Schauspiel bot sich seinem Auge dar, das er einige Augenblicke aufmerksam beobachtete. Er sah, wie die Soldaten, am Feuer gelagert, ihre Kurzweil trieben mit einer, allem Anschein nach, wahnsinnigen Weibsperson, welche pathetisch sprach und sang und zum Cardinal geführt zu werden verlangte. Richelieu rief mit starker Stimme hinaus: man bringe dieß Weib zu mir, und lasse sie in Ruhe! Alles schwieg; man führte sie zu dem Minister. Warum, sagte sie, als sie ihn erblickte, mich vor einen Bewaffneten führen? — Man ließ sie, ohne eine Antwort zu geben, allein vor ihm.

Der Cardinal betrachtete sie mit argwöhnischer Miene.

Frau, sagte er, was macht Ihr im Lager um diese Stunde, und wenn Euer Verstand nicht verwirrt ist, warum diese nackten Füße? — Das ist ein Gelübde, das ist ein Gelübe, erwiederte die junge Klosterschwester mit Ungeduld, indem sie sich hastig neben ihn setzte; ich habe auch das Gelübde gethan, nicht zu essen, bis ich den Mann gefunden habe, den ich suche.

Meine Schwester, sagte der Cardinal erstaunt und mit milderem Tone, indem er sich ihr näherte, um sie zu betrachten, Gott verlangt keine solche harte Proben bei einem schwachen Körper, und zumal in Eurem Alter, denn Ihr scheint mir sehr jung. — Jung? oh! ja, vor wenigen Tagen war ich noch sehr jung; aber seitder habe ich wenigstens zwei Leben durchlebt, so viel habe ich gedacht und gelitten. Seht einmal mein Gesicht an. — Und sie enthüllte ein vollkommen schönes Angesicht, dem schwarze, sehr regelmäßige Augen Leben gaben; aber ohne sie hätte man glauben können, es seyen die Gesichtszüge eines Gespensts, so blaß war sie; ihre Lippen waren violett und zitterten; ein Schaudern ließ das Aufeinanderklappern ihrer Zähne hören. — Ihr seyd krank, sagte der Minister gerührt, sie bei der Hand fassend, die er ganz brennend heiß fand; er griff nach ihrem Puls und spürte, daß die Adern durch die Schläge eines entsetzlich starken Fiebers geschwellt waren. Er sprach längere Zeit mit ihr freundlich, und sie hielt ihn für einen General. Dieser Irrthum schmeichelte ihm, und er fragte jetzt: ich habe Euch nach dem Cardinal fragen gehört, was wollt Ihr denn von ihm? Weßwegen kommt Ihr hieher? — Die Nonne sammelte sich und legte einen Finger auf die Stirne. Ich erinnere mich nicht mehr, sagte sie, Ihr habt mir zu viel gesprochen... Ich habe diesen Gedanken ganz verloren, und doch war es ein großer Gedanke... Um seinetwillen habe ich mich zu dem Hunger verurtheilt, der mich tödtet; ich muß ihn ausführen oder vorher sterben. Ach! sagte sie, die Hand unter ihr Gewand führend, in ihren Busen, wo sie etwas zu fassen schien, da ist er, dieser Gedanke... sie erröthete plötzlich, und

ihre Augen öffneten sich außerordentlich weit; gegen des Cardinals Ohr sich vorbeugend fuhr sie fort: ich will es Euch sagen, hört mich an: Urbain Grandier, mein geliebter Urbain, hat mir heute Nacht gesagt, daß Richelieu an seinem Tode schuld sey; ich habe in einer Herberge ein Messer ergriffen, und ich komme hieher, um ihn zu tödten. Sagt mir, wo er ist!

Der Cardinal, überrascht und entsetzt, trat voll Schauer zurück. Er wagte nicht seine Wachen zu rufen, weil er das Geschrei und die Anklagen dieses Weibs fürchtete; und doch konnte ein Ausbruch ihrer Wuth ihm verderblich werden. — Diese gräßliche Geschichte soll mich also überall verfolgen! rief er, indem er sie festen Blicks ins Auge faßte, und in seinem Geist nach dem besten Auskunftsmittel suchte.

Schweigend blieben sie einander gegenüber in gleicher Stellung, wie zwei Ringer, die sich mit Blicken messen, ehe sie sich angreifen, oder wie der Hühnerhund und sein Opfer, versteinert durch die Gewalt des Blicks.

Inzwischen hatten die beiden Schergen des Ministers sich lange mit einander besprochen, voll Hasses jeder den andern zu stürzend trachtend, und nachdem sie sich getrennt, suchte Laubardemont noch einmal den Cardinal auf, der, als er seine Stimme hörte, ihm zurief einzutreten. Erstaunt sah er die Gruppe und hörte die seltsamen, aber gefährlichen Reden der Wahnsinnigen, die, immer noch nicht ahnend, daß sie in der Nähe des Mannes sey, den sie aufsuchte, ihren wilden und entsetzlichen Phantasien freien Lauf ließ. Endlich rief der Cardinal, ganz erschöpft von Krankheit und Entsetzen: um Gotteswillen, macht dieser gräßlichen Scene ein Ende und führt die Wahnsinnige weg. — Diese kehrte sich um, und schrie, Laubardemont erkennend, laut: ha, der Richter, der Richter, der Richter! Laubardemont, die Hände faltend, und sich vor dem Minister im Staube beugend, sagte mit Schaudern: ach, Monseigneur, verzeiht mir, es ist meine Nichte, die den Verstand verloren; ich wußte von dem Unglück nichts, sonst wäre sie längst eingesperrt. Jeanne, Jeanne, schnell auf die Knie! bittet den Cardinal-Herzog um Verzeihung!

Das ist Richelieu! schrie sie, und das Erstaunen schien die junge und unglückliche Schönheit gänzlich zu lähmen; die Röthe, welche sie belebt hatte, wich einer tödtlichen Blässe, ihr Schreien einem regungslosen Stillschweigen, und auf das irre Umsichblicken folgte eine grausenhafte Starrheit ihrer schönen Augen, welche beständig auf dem trübsinnigen Minister ruhten.

Führt das unglückliche Mädchen fort, sagte dieser ganz außer sich; sie ist sterbend und ich auch; so viele Gräßlichkeiten verfolgen mich seit dieser Verurtheilung, daß ich glaube, die ganze Hölle ist gegen mich entfesselt.

(Fortsetzung später.)

Schneeglöckchen.

Nach Maria Robinson im Walsingham.

Schneeglöckchen, Winters blödes Kind,
Tritt ein ins Leben, kaum erkannt,
Und hauchet Duft so süß und lind;
Wann noch kein Blümchen sich enthüllt,
Entsteigt es trübem Frostgefild,
Ein schöner Diamant.

Schwach, blaß, das kleine Haupt geneigt,
Die Mutterbrust ein weißes Grab,
Wenn rauher Wind die Schlanke beugt,
Erzittert sie, sinkt hin und trau'rt,
Und ein krystallner Schauer schau'rt
Ihr kaltes Bett hinab.

Arm Blümchen, dich erwärmte nicht
Des Frühlings Hauch, nun du entblühst:
Des Baches Eisgewand nur bricht;
Durch deine hellen Reize dringt
Der kleine Strom, und steigt und sinkt,
Und deckt dich, wie er fließt.

Nachtsturm zerreißt den Silberglanz
Von deinem seidenen Gewand;
Dir schimmert nicht Aurorens Kranz;
Der Krokus blüht sich purpurfarb
Da, wo sein Nebenbuhler starb,
Hülflos und unbekannt.

Kein Sonnenstrahl besucht dein Grab,
Kein trauernd Nachtigallgetön,
Kein Zweig hängt über dich herab:
Denn, wann der Lenz in Wald und Feld
Einst seine goldnen Knospen schwellt,
Wirst du nicht mehr gesehn!

Wo immer sich dein Kelch mir weist,
Stets bist du hold und theuer mir!
Auch ich weiß, was verlassen heißt,
Sah bleich der Sonne Strahlen auch,
Empfand auch kalten Winterhauch,
Und weint', und schwand, gleich dir!

F. H. V.

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1839.

Nachträgliche Bemerkungen über die Versammlung der brittischen Naturforscher in Birmingham.

Ehe wir die einzelnen kleinen Auszüge aus den verschiedenen Vorträgen fortsetzen, wollen wir noch einige Bemerkungen über die Versammlung selbst nachtragen. Die auffallendste ist die, daß sich die Association, namentlich der geologische Theil derselben, gegen den Vorwurf der Unchristlichkeit und der Gotteslästerung reinigen mußte. Man trug die öffentliche Rüge gegen diesen Vorwurf klugerweise einem Geistlichen, Hrn. Vernon Harcourt auf, der indeß spitzig genug die Versammlung mit der Hinweisung auf Galilei tröstete. Man möchte es beinahe ein schlimmes Zeichen in Englands neuester Geschichte nennen, daß sich mehr und mehr wieder ein puritanischer Zorneseifer kund gibt, der in unsrer Zeit freilich nur lächerlich klingt, aber leider genug in England gar nicht lächerlich ist. Man wiederholte namentlich gegen die Geologen, daß ihre Ansichten über die Bildung des Erdkörpers dem Ausspruch der heiligen Schrift zuwider seyen; man würde in Deutschland über einen solch abgeschmackten Vorwurf höchstens die Achsel zucken, aber in England muß sich eine Gesellschaft, deren Mitglieder die angesehensten Gelehrten sind, und die noch überdieß hochgeachtete Männer vom höchsten Adel des Landes unter sich zählt, alles Ernstes rechtfertigen und ihre Rechtgläubigkeit betheuern. Die Verbreitung von Wissenschaft und Kenntnissen jeder Art, zu denen die Association wesentlich beiträgt, ist freilich das sicherste Gegenmittel gegen einen so finstern Sinn, und insofern haben die Zeloten Recht, dagegen zu eifern.

Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß selbst in die alten, englischen Universitätsstädte, die man sonst, und zum Theil gewiß nicht mit Unrecht, als verknöchert in ihrem wissenschaftlichen Treiben ansieht, die Wirksamkeit der Association eindringt; abgesehen von der Theilnahme mancher Mitglieder an der Association selbst, wurde auch in Folge eines von Dr. Buckland zu Newcastle ausgesprochenen Wunsches eine Ackerbauschule zu Oxford errichtet, und, nach diesem ihrem Ursprung zu schließen, läßt sich wohl annehmen, daß bei der Unterrichtsmethode namentlich darauf Rücksicht genommen werden wird, welche Vortheile der Ackerbau aus der Geologie ziehen kann, ein besonders in England sehr beachteter Gegenstand, da man dort schon lange, ehe an Geologie im neuen Sinne und an deren neuere Forschungen und Ergebnisse gedacht wurde, große Aufmerksamkeit auf die künstliche Verbesserung des Bodens wandte.

Als eine Besonderheit bei der dießjährigen Versammlung wurde bemerkt, daß dießmal auch eine bloß literarische Illustration, nämlich Hrn. Hallam, bekannt durch seine Schriften über die Literatur des Mittelalters, an derselben Theil nahm, und zwar thätigen Antheil, denn er soll mitunter die ceremonielle Rolle gegen ausgezeichnete Fremde übernommen haben. Man scheint zu erwarten, daß die Association nach und nach eine allgemeinere als bloß naturwissenschaftliche Richtung annehmen werde. Wenn nur nicht daraus eine Verflachung erfolgt, wie wohl anderwärts; denn auch in England wurde dießmal, so zu sagen, gerügt, daß die vorjährige Aufnahme zu Newcastle allzu splendid gewesen sey. Der bisherige Secretär, der Decan von Ely, machte nämlich die Bemerkung, er sey über die herzliche und gastfreie Aufnahme zu Birmingham um nichts minder erfreut gewesen, weil nicht derselbe Glanz wie zu Newcastle entfaltet wurde, ein Glanz, der zu wahrhaft beunruhigenden Ausgaben geführt hätte, die sie den von der Association besuchten Orten keineswegs aufzuerlegen gesonnen seyen; eine solche Aufnahme sey zwar sehr schmeichelhaft, trage aber gewiß keinen sehr wissenschaftlichen Charakter. In Zeitschriften wurde der Sprecher wegen dieses Seitenblicks auf Newcastle zurechtgewiesen, im Grunde des Herzens scheint man ihm jedoch nicht Unrecht gegeben zu haben.

Auch dießmal traten wieder mehrere Städte als Bewerber auf, nämlich Glasgow, Hull und Manchester; York ließ erklären, es wolle diese Einladungen nicht stören, hoffe aber, wenn der Kreis derselben abgelaufen sey, werde die Association diesen neuerdings mit dem Besuche derselben Stadt beginnen, wo sie ihren Anfang nahm. Erwähnt wurde bereits, daß Glasgow für das folgende Jahr erwählt wurde; zu bemerken ist aber noch, daß die Association sich fast um einen Monat später, nämlich erst

am 17 Sept., versammeln will, namentlich um den Professoren der Universitäten Zeit zu lassen, die Versammlung zu besuchen.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

In literarischer Hinsicht übt das Pariser Monopol einen nicht weniger verderblichen Einfluß. Die nächste Folge davon ist, daß Paris alljährlich eine schreckliche Menge von Literaten und Celebritäten aufzehrt. Die Provinzen Frankreichs stellen diesem Dictator ein ansehnliches Contingent von talentvollen Männern und ehrgeizigen Mittelmäßigkeiten; selbst das kleinste Lumen, der unbedeutendste Scribler entgehen nicht dieser Künstler-, Dichter- und Schriftsteller-Conscription, welche Paris über ganz Frankreich ausschreibt. Alle diese verunglückten Berühmtheiten, in einem engen Raume zusammen gedrängt, stoßen und geniren, ersticken und erdrücken sich gegenseitig, und diese hundert Genies, auf einem Flecke versammelt, und von keinem höhern Geiste, wie von einer religiösen Disciplin, gebändigt, bewirken durch ihr Durcheinanderschreien eine Erschütterung in der Geisterwelt, welche die häufigen Explosionen in Paris erklärt. Außerdem bedingt dieses gezwungene Zusammenseyn in Einem Hause eine erschreckliche Concurrenz, welche die Kunst auf eine Linie mit der Industrie stellt und die Literatur auf den Charlatanismus der Titel und Annoncen reducirt, welcher die Verleger ruinirt, den Arbeitslohn herabsetzt und vom Talent Rabatt erhebt. Paris zählt in diesem Augenblick vielleicht zweihundert Musiklehrer und Musiklehrerinnen, wovon die meisten wenige Stunden haben und elendiglich vegetiren, während der Musikunterricht in der Provinz vernachlässigt wird, weil es an Musiklehrern fehlt, die daselbst zu Ansehen und Vermögen gelangen könnten. Zu beachten ist ferner, daß alle diese in Paris aufgehäuften und zusammengeflossenen Individualitäten durch das ewige Reiben an und auf einander sich zuletzt abnutzen und abglätten, wie die Steine am Meeresufer, welche die Wellen der Brandung abrunden und blank scheuern. Die Menschen, die sich in Paris bewegen, verlieren durch die ewige Berührung allen eigenthümlichen Charakter, und fließen zuletzt muthig und unbekümmert um sich und andere so weit, wie die Wasser des Zufalls und der Laune sie treiben: da fasse Einer Wahrheit, wo keine ist. Eben weil die Pariser Welt so nebelhaft und lüstelnd ist, darum ist auch ihr Gepräge so verwischt; die Glätte und der Metallglanz weiset die Ansprüche und reinen Formen in den spielenden Reflexen ab. Wenn man in Einem fort gemeinschaftlich denkt, denkt man am Ende gar nicht mehr, oder begreift wenigstens nicht mehr die Grundlage seines Wesens, welches man alsdann in den Formen größerer Gebundenheit aufsuchen muß, wo es noch schärferen Schnitt zeigte. Die Kunst reducirt sich in dieser Atmosphäre auf gewisse conventionelle, angenommene Formen, welche Jeder in seiner Weise modificirt, und wird ein Austausch von Plagiaten. Die Pariser Kunst und Literatur, nachdem sie lange Zeit mit Anleihen aus Deutschland, England, Italien, Spanien und dem französischen Mittelalter ihr Daseyn gefristet, leben gegenwärtig von den Renten, die sie erworben haben, indem sie sich wie weiße Mäuse in ihrem Drathkäfig um sich selbst herumdrehen. — Die meisten französischen modernen Autoren sind nicht viel mehr als Statisten, welche zwanzigmal in demselben Costume vor dem Publicum auftreten, und sich nicht einmal die Mühe geben, es zu wechseln; ihre wenigen Gedanken sind stereotypirt, ihre Stylformen abgeklatscht, ihre Geistesvorräthe erschöpft, so daß ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als sich selbst zu copiren; davon sind selbst einige unläugbare Talente der neueren französischen Literatur nicht ausgenommen, welche, gleich den übrigen Pariser Notabilitäten der Seichtigkeit, Leerheit, Flachheit, Armseligkeit und nüchternen Gemüthslosigkeit, allen höheren, geistigen Besitz verschleudert und durchgetrieben, und so lange mit der Welt gebuhlt und kokettirt haben, bis sie endlich zu Fall gekommen, und nun als öffentliche Freudenmädchen den ästhetischen und anderen Lüsten der Menge sich preisgeben, oder als privilegirte Bettler ein armseliges Daseyn fristen, indem sie einige wenige verknöcherte Schöpfungen und Gebilde fort und fort benagen.

Paris mag immerhin der große Mittelpunkt des politischen, geselligen, artistischen und wissenschaftlichen Lebens in Frankreich bleiben; es wäre thöricht und lächerlich, sich dagegen auflehnen zu wollen; aber warum könnten neben diesem großen Centrum nicht zugleich mehrere kleinere Mittelpunkte der Bildung bestehen, damit die Provinzen Frankreichs einen intellectuellen Aufschwung bekämen, und endlich die stumme und passive Rolle ablegten, welche sie seit 30 Jahren in der Geschichte Frankreichs spielen? Die Kunst und Literatur in der Provinz müßten billig aus dem schmählichen Zustande der Ermattung und Selbstvernichtung, der kümmerlichen Beschränktheit und der servilen Nachahmung herausgehoben werden, damit sie Werke hervorbrächten, in denen sich alle Theile von Frankreich abspiegelten, anstatt, wie jetzt, Pariser conventionelle Lügen auszustaffiren. Wir glauben, daß die Gründung und Verbreitung von literarischen und artistischen Mittelpunkten außerhalb Paris zum Besten der Kunst und Literatur in den Provinzen Frankreichs beitragen würde. Bei uns in Deutschland sind die Maler, Dichter, Bildhauer, Schriftsteller und Virtuosen nicht in eine einzige Stadt eingepfercht; man findet deren in Stuttgart, München, Düsseldorf, Jena, Heidelberg, Tübingen eben so gut, als in Berlin und Wien, und in kleinen Land- und Universitätsstädten gibt es bei uns oft berühmtere Gelehrte, als in den großen Hauptstädten. Es ist durchaus nicht nöthig, daß das literarische, wissenschaftliche und künstlerische Licht ausschließlich von Einem Brennpunkte ausgehe, und von da aus seine Strahlen in die Peripherie verbreite; warum soll sich Nordfrankreich nicht mit Südfrankreich auf directem Wege bekannt machen? Ein regeres, geistiges Leben in allen Theilen Frankreichs ist ganz dazu geeignet, den für die Kunst und Wissenschaft, für den Künstler und Gelehrten so nachtheiligen Einfluß der Pariser Centralisation allmählich, wenn auch nicht zu vernichten, doch zu vermindern; und dieser Ideenaustausch und intellectuelle Verkehr zwischen den Departements würde die Reaction und Bewegung beschleunigen, welche sich seit der Ju-

linsrevolution bemerklich macht, gleichwie der durch Anlegung von Landstraßen und Vicinalwegen begünstigte und erweiterte Handel mit rohen Producten die materiellen Interessen Frankreichs in den letzten neun Jahren bedeutend gefördert und gehoben hat.

Seitdem die Reformation bei uns die Privilegien des Bücheradels zerstört, und den intellectuellen großen Grundbesitz in lauter kleine Geistesgüter zerstückelt hat, sind wir Deutschen in Angelegenheiten der Literatur an eine durchaus demokratische Verfassung gewöhnt, welche Vielen als Anarchie erscheint; und unser Gefühl empört sich gegen Alles, was die Gesetze oder vielmehr die gränzenlose Willkür unserer Gelehrten-Republik antastet; da aber die „Republique des Lettres“ in Frankreich seit der ersten Revolution ganz aristokratisch und despotisch constituirt ist, so weiß ich nicht, ob die Provinzen Frankreichs ein recht klares Bewußtseyn davon haben, daß jenes literarische Centralisationssystem, dessen Last sie so lange mit Geduld ertragen, ihren Dichtern, Gelehrten und allen ihren denkenden und strebenden Geistern unendlich viel geschadet hat, da diese nur einen Sonnenstrahl der Publicität und der öffentlichen Erwähnung und Anerkennung brauchen, um zu gedeihen und sich zu entfalten. Wie viele geist-, talent- und hoffnungsvolle Jünglinge sind aus Mangel an Aufmunterung zu Grunde gegangen; wie viele saft- und kraftvolle Pflanzen hat der unfreundliche Departementalhimmel geknickt! Die Provinzen Frankreichs haben allerdings Ursache, sich zu rühmen, daß sie einen guten Theil zum literarischen und künstlerischen Glanze der Hauptstadt beitragen; denn die größten lebenden Pariser Celebritäten stammen nicht aus Paris, sondern aus den Departements: Victor Hugo ist in Besançon geboren, Lamartine in Macon, Mery und Barthélémy in Marseille, Delavigne in Havre, Auber in Caen, Lamennais in Saint-Malo, Chateaubriand in Combourg, Thiers in Aix, Georges Sand in Berry ꝛc.; aber wie wenige haben diese Höhen erreicht, und wie viele Künstler- und Schriftsteller-Naturen sind in Paris auf die traurigsten Abwege gerathen, die ihrer Vaterstadt und ihrer Familie Ehre und Ruhm gebracht hätten, wenn man ihre ersten Versuche und Bestrebungen liebreich aufgemuntert und ihnen hülfreiche Hand geleistet, anstatt sie kalt abzuweisen und abzustoßen! Wie viele sind gleich zu Anfang ihrer Laufbahn gestolpert, oder in der Mitte des Wegs gegen unübersteigliche Hindernisse angerannt, welche sie zwangen, mit wehmüthigem Herzen auf halbem Wege stehen zu bleiben! Ein sehr glaubwürdiger Mann erzählte mir voriges Jahr bei meiner Anwesenheit in Nantes, daß er zu Angers einen sehr gelehrten Forscher gekannt, welcher zwanzig Jahre lang an einem wichtigen Werke über die Literatur des Mittelalters gearbeitet, und zwar zu einer Zeit, wo diese Art von Studien nur die vorzüglichsten Geister in Frankreich beschäftigte. Das Publicum hat nie eine Sylbe von diesem fleißigen Gelehrten erfahren; er ist im Jahre 1832 gestorben, und sein literarischer Nachlaß, den seine Freunde an sich bringen wollten, war nicht mehr zu haben, da die Erben alle Manuscripte, Bücher und Papiere pfundweise an einen Gewürzkrämer verkauft hatten. Heutzutage, wo die Publicität in den Provinzen Frankreichs an Umfang und Ausdehnung gewonnen, mögen ähnliche Thatsachen immer seltener vorkommen; allein es geschieht in den Departements wenig oder nichts, um literarische Bestrebungen zu fördern und zu ermuthigen; es scheint beinahe, als wenn man darauf ausginge, dieselben zu entmuthigen und ganz zu unterdrücken. Alles, was materielle Interessen, Straßen- und Wasserbau, Herabsetzung der Zuckersteuer u. s. w. angeht, wird unterstützt und discutirt; in Bezug auf Geistesproducte und intellectuelle Arbeiten versäumt man dagegen nichts, um sie denen zu verbittern und zu verleiden, welche sich dergleichen zu Schulden kommen lassen und sich damit befassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ungewöhnliche Lufterscheinung zu Kargopol (Gouvernement Olonez) und Kostroma.

Die Nordische Biene vom 12 (24) September enthält nachstehende Nachricht aus Kargopol: Der 31 Julius (12 August) war ein stiller, heller und ziemlich warmer Tag, die Luft aber war mit einem unangenehmen Geruche erfüllt. Von 5½ Uhr Nachmittags an bemerkte man, daß die Sonne mehr und mehr eine rothe Farbe annahm, der Himmel wurde dunkelorange, von der Ostseite her verbreitete sich eine immer dichter werdende Dunkelheit über die Stadt, und bald war Kargopol gänzlich mit Nacht bedeckt. Die erstaunten Einwohner zündeten in ihren Häusern Licht an, und die seltsame Nacht dauerte bis halb 8 Uhr, wo sich ein leichter Südwind erhob. Die Dunkelheit zog sich gegen Osten, und am östlichen Horizont bildete sich eine ganz schwarze Wolke. Der Südwind wurde um Mitternacht heftiger, war von Regen begleitet, und der ganze folgende 1 (13) August war so regnerisch, daß der Onegafluß um drittehalb Arschinen (etwa 9 Fuß) über seine gewöhnliche Höhe stieg. — Merkwürdigerweise fand bei Kostroma, also in sehr großer Entfernung von Kargopol, an demselben Tag eine ähnliche Erscheinung statt. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags zeigte sich ein dünner Nebel, wie ein leichter Rauch, die Sonne wurde roth und man empfand einen Schwefelgeruch. Um 2 Uhr zeigte sich die Sonne völlig blutig und strahlenlos, der Himmel bedeckte sich mit einem feuerfarbenen Nebel, die Sonne wurde immer kleiner und dunkler, und verfinsterte sich endlich ganz. Um diese Zeit war der ganze sichtbare Horizont feuergelb, gegen 3 Uhr begann es von Südwesten nach Nordosten zu dunkeln, und gegen 4 Uhr war es so finster, daß man auf einige Schritte weit nur schwer die Gegenstände unterschied, und in den Zimmern ohne Licht gar nichts sah. Während dieser Erscheinung fielen unaufhörlich wie kleine in Asche verwandelte Papierfetzen; es war sehr warm, aber ganz windstill. Um 6 Uhr erhob sich ein leichter Südwestwind, und gegen Südwesten begann es nun sich aufzuhellen, als begänne dort eine Morgenröthe; um 7 Uhr war es völlig hell, und die Luft wurde kälter, als sie während dieser seltsamen Erscheinung gewesen war.

Es ist sehr auffallend, daß an zwei von einander so weit entfernten Orten (die Entfernung beträgt nicht weniger als 4 Breitengrade) sich an demselben Tage ähnliche Erscheinungen zeigten, und es wäre sehr interessant zu wissen, ob an den auf gleichem Striche liegenden Orten ähnliche Erscheinungen bemerkt wurden.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Auf einmal hörten wir in der Entfernung rasch nacheinander einige Schüsse fallen, und ritten rasch darauf zu; abermals ertönten Schüsse, und noch rascher ging es vorwärts, aber meine Gefährten, besser bekannt mit der Art des Bodens und dem Reiten im Sumpfwalde, waren mir bald aus dem Gesichte, während ich mit meinem Pferde einmal über das andere in Gruben stürzte, welche wahrscheinlich durch das Entwurzeln von Bäumen veranlaßt und nur leicht mit Blättern und dürren Zweigen bedeckt waren. Mehr als einmal blieb mein Pferd fußtief stecken, und endlich brach der Abend herein, so daß mir bei der Aussicht, allein im öden Walde über Nacht zu bleiben, nicht sehr wohl zu Muthe war. Um meine Verlegenheit noch zu vermehren, ward mein Pferd mit Einem Mal sehr lahm, legte sich endlich nieder, und stand trotz aller meiner Bemühungen nicht mehr auf; nach seinen convulsivischen Bewegungen zu schließen, sollte ich glauben, daß es von einer Klapperschlange oder von einem gleich giftigen Thiere gebissen worden sey, ich konnte aber wegen der Heftigkeit, mit der es um sich schlug, die Wunde nicht untersuchen. Ich stieg nun auf einen Baum, um zu sehen, ob ich nicht in einiger Entfernung ein Lagerfeuer bemerkte; dieß war glücklicherweise der Fall, und ich feuerte nun eines meiner Pistolen ab, in der eitlen Hoffnung, von einem meiner glücklichern Gefährten Antwort zu erhalten. Antwort erhielt ich, aber auf eine Weise, die mich an meine einsame und gefährliche Lage noch mehr erinnerte; denn als das lang hinfallende Echo des Schusses immer schwächer wurde, ließ ein hungriger Wolf unter dem Baum, den ich erklettert hatte, sein klägliches Geheul vernehmen, während seine zahlreiche Brüderschaft auf allen Seiten die Luft mit diesen unmusikalischen Cadenzen erfüllte. Ich stieg eilig herab, nahm mein Gewehr, das ich an einen benachbarten Baum gelehnt, und begab mich so schnell, als die Dunkelheit es zuließ, zu meinem Pferde zurück, das ich zwar noch lebend, aber in gleichem Zustande fand, so daß ich mich entschloß, es lieber zu erschießen, als es noch lebend von den allenthalben heulenden Wölfen zerreißen zu lassen. Während ich den Sattel abnahm, damit er nicht das Schicksal des Pferdes theile, bemerkte ich, daß meine beiden Truthühner bereits verschwunden waren, wahrscheinlich ein Vorspiel des Mahles von Pferdefleisch. Während ich in einiger Entfernung eine schlanke Fichte hinaustieg, um dort den Sattel, Zaum u. dgl. außer dem Bereich wilder Thiere zu bringen, hörte ich das Rascheln im Buschwerk unten, wie die gierigen Thiere von allen Seiten herbeikamen, um an dem Fraße Theil zu nehmen. Die Wölfe hätten mich nicht beunruhigt, da diese im Allgemeinen feig sind und sich leicht durch einen Schuß verjagen lassen, aber ein dumpfes Brummen schlug an mein Ohr, und hinabblickend sah ich die dunkle Gestalt eines großen Bären, der an meinem Gewehre herumschnuffelte. Ich wagte mich nicht zu rühren, aus Furcht, er möchte mich bemerken und heraufsteigen; nachdem er mein Gewehr hin und her gedreht, daran gekratzt und die ganze Zeit über wie ein Schwein gegrunzt hatte, war er endlich so artig, gleichfalls am Bankette Theil zu nehmen, da ihn vermuthlich das Zermalmen der Knochen lockte, das auch ich deutlich hören konnte. Mit aufrichtiger Freude vernahm ich seine Entfernung, stieg hinab, lud mein Gewehr und meine Pistolen mit doppelten Kugeln, und machte mich nun so gutes Muthes wie möglich auf den Weg, in der Hoffnung, bei dem dünner werdenden Walde durch das Licht der Lagerfeuer geleitet zu werden. Außerdem daß ich öfters über gefallene Bäume stolperte, kopfüber in Löcher fiel, wobei ich mehrmals mich fast selbst erschossen hätte, kam ich ganz leidlich fort, und einiger hartnäckigen Wölfe, die auf eine fatale Weise links und rechts um mich murrten, entledigte ich mich durch einige Schüsse, dieß war aber auch die letzte Plage, denn fünf Minuten später stieß ich auf Charles und Jacques, denen ich meine Abenteuer erzählte; Charles selbst hatte nicht minder gefährliche Abenteuer bestanden, und war nur wie durch ein Wunder den scharfen Zähnen eines Wolfes entgangen. Bald darauf trafen wir in dem Lager ein, das Hr. C... als die trockenste und geschützteste Stelle auf mehreren Meilen in der Runde ausgewählt hatte. Man war bereits in Unruhe über uns gewesen, und stand im Begriff einige Jäger auszuschicken, um uns zu suchen.

Ehe wir zu Hrn. C... in die Hütte gingen, die zu unserem Empfang in der Eile aufgeschlagen worden war, begaben wir uns zu den Jägern, um zu sehen, wie die Pferde in der Nacht untergebracht würden. Man hatte zwischen zwei Bäumen einen Strick von gedrehtem Büffelfell ausgespannt und an diesen die Pferde nebeneinander etwa 50 Schritte vom Lager befestigt. Rauchende Haufen von nassen Blättern lagen in geringer Entfernung hinter ihnen, damit sie nicht von Moskitos belästigt würden. Die Jäger bedauerten alle sehr das Schicksal meines schönen Pferdes, und ein alter Indianer ließ mir, nachdem er viele unverständliche Klagetöne ausgestoßen, durch Jacques sagen, nach der Rückkehr ins Fort wolle er einen der jungen Leute seines Stammes an seine Squaw senden, damit sie sein bestes und schnellstes Pferd dem weißen Fremdling zum Geschenke schicke. Ich lehnte das Anerbieten ab, schenkte ihm aber zum Dank für seinen gütigen Antrag mein Jagdmesser.

Als wir zu Hrn. C... zurückkehrten, wartete dieser schon seit einiger Zeit in seiner Baumhütte, daß wir ihm Beistand leisten möchten bei einem frisch gebratenen, leider auf der einen Seite arg verbrannten Truthahn, einem Stück kalten gebratenen Büffelbuckel, einigen Biscuits und einer großen Flasche Rum, was Alles in den verschiedenen Spalten einer halbverfaulten Baumwurzel stak, welche bei dieser Gelegenheit uns als Tisch diente. Die Hütte selbst bestand aus Baumstämmen, die auf drei Seiten so gut es gehen konnte aufeinander geschichtet waren, während das Dach nichts war als ein Haufen von Zweigen. In geringer Entfernung von der offenen Seite war ein rauchendes Feuer, das nebst einigen andern die Moskitos völlig abhielt. Ich muß aber gestehen, daß wir den Speisen vor uns größere Aufmerksamkeit schenkten, als allen Anordnungen zu unserer bequemen Unterkunft; nachdem wir unsern nagenden Hunger gehörig gestillt und die vorbesagte Flasche geleert hatten, rollten wir uns in Büffelfelle, streckten die Füße gegen das Feuer aus und fielen bald in tiefen Schlaf.

(Schluß folgt.)

Ein Riesenregenschirm. Man zeigte kürzlich an der Börse zu Bristol einen Regenschirm von außerordentlicher Größe: er hat 64 Fuß Höhe und ist mit Franzen besetzt. Ein Hr. Howe in Bristol ist der Verfertiger dieses Ungeheuers, das für einen der afrikanischen Könige bestimmt ist, und mit dem nächsten Schiff abgehen soll. Man sagt, der Regenschirm sey vielmehr ein Sonnenschirm, und dazu bestimmt, den König gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, wenn er mit seinen Ministern in Berathung ist. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1839.

Der Vertrag zwischen Texas und Frankreich.

Noch sind die einzelnen Theile dieses Vertrags nicht bekannt, aber schon die Existenz desselben gibt zu einer Reihe von Betrachtungen Anlaß, und ist ein merkwürdiger Incidenzpunkt der europäisch-amerikanischen Politik. Er trifft fast mit der Besitznahme der Insel Roatan in der Bai von Honduras durch die Engländer zusammen, und beide Ereignisse stehen wohl nicht ganz außer Verbindung mit einander: England ist bemüht, seine Stellung zu Mittelamerika zu befestigen, während die Vereinigten Staaten und Frankreich dasselbe im mexicanischen Golf thun. Frankreich suchte seine wirklichen und seine angeblichen Rechte in Mexico mit Waffengewalt durchzusetzen, wurde aber durch die bewaffnete Intervention Englands daran gehindert, denn bewaffnet kann man das Eintreffen des englischen Ministers mit 11 Kriegsschiffen wohl nennen. Um sich für diese Einmischung zu rächen, schloß Frankreich den Vertrag mit Texas, und schloß sich auf diese Weise eng an die Vereinigten Staaten, deren Spannung mit England seit Jahren fortdauernd gewachsen ist. Texas ist eine Eroberung der Amerikaner, und mit diesen, was auch die Einverleibung gehindert haben mag, eng verbündet, denn in Texas bekämpft sich die anglo-amerikanische und spanisch-amerikanische Race, und die Bevölkerung dieses Landstrichs von den nordamerikanischen Sklavenstaaten aus ist ein natürlicher Fortschritt dieser letztern gegen Westen. England steht den Vereinigten Staaten gegenüber und seine Sklavenemancipation, so wie sein immer entschiedener fortgesetzter Kampf gegen den Sklavenhandel, ist ein versteckter Krieg gegen Nordamerika und namentlich auch gegen Texas, welches immer noch Negersklaven einführt; schon sind in England manche Drohungen gefallen, daß man gegen den Sklavenhandel von Texas ernstlicher einschreiten werde.

In Amerika wie in Asien scheiden sich mehr und mehr die feindlichen Parteien: England hat die Vereinigten Staaten zu fürchten, welche seine sämmtlichen amerikanischen Besitzungen, vor allen die beiden Canada's, zu incorporiren drohen, und mit schlecht verhehltem Aerger die Festsetzung der Hudsonsbay-Compagnie am Colombiafluß, also auf einem den Verträgen nach zu den Vereinigten Staaten gehörigen Gebiete, sehen. Dagegen bedroht England den Süden der Vereinigten Staaten, denn wenn es eine Anzahl Negerregimenter, die mit besonderer Sorgfalt auf mehrern westindischen Inseln formirt und exercirt werden, an der Südküste ans Land setzt, so ist in den Sklavenstaaten ein allgemeiner Negeraufstand zu besorgen. Um diesem Unglück vorzubeugen, sucht Nordamerika die Engländer aus dem mexicanischen Golf zu drängen, während diese das schwache Mexico gegen das starke Nordamerika in Schutz nehmen. Dagegen hat letzteres seine Vorposten längs des mexicanischen Golfs vermittelst der Besetzung von Texas durch amerikanische Bürger vorgeschoben, und da es aus Gründen der äußern und der innern Politik Texas nicht in seinen Bund aufnehmen will, so hat es daran gearbeitet, ihm einen mächtigen Beschützer in Frankreich zu verschaffen, welches auf diese Weise freien Zutritt im mexicanischen Golf erhält, und durch seine Anerkennung der texanischen Unabhängigkeit dem jungen Staat einen Halt gibt, der ihm bisher fehlte. Aber Frankreich verbindet sich eben dadurch mit Nordamerika gegen England, und letzteres wird gezwungen, seine Verbindung mit Mexico immer fester zu knüpfen, und dieß zu Kraftanstrengungen zu ermuntern.

Was für Verwicklungen aus diesem Stande der Dinge hergehen, läßt sich noch nicht errathen, das Nächste aber wird eine neue Erhebung der unglücklichen Indianerstämme gegen die Nordamerikaner seyn. Bereits hat man von Gefechten der erstern gegen die Texaner gehört, und der Kampf wird sich unfehlbar ausbreiten, um so mehr, als unter den Indianern auf mexicanischem Gebiet eine bedeutende Sinnesänderung vorzugehen scheint. Diese betrachteten sonst die spanischen Creolen als ihre natürlichen Feinde, und unterstützten die nordamerikanischen Texaner gegen sie; allein sie scheinen mehr und mehr von dieser Ansicht zurückzukommen, und bei dem Hauptstamme, den Comanches, ist die Sinnesänderung ziemlich vollständig. Langsam reifen alle diese Verhältnisse einem Bruch entgegen, aber wenn dieser kommt, wird das Kriegsfeuer sich schnell über den ganzen amerikanischen Continent, von den canadischen Seen bis tief nach Mexico hinein, ja vielleicht bis nach Mittelamerika ausbreiten, des Seekriegs nicht zu gedenken.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

In allen großen Städten Frankreichs gibt es „Akademien der Wissenschaften." Der Titel klingt vielversprechend und anlockend, aber es ist nichts dahinter. Die Akademien der Wissenschaften in den Departements würden sich eher alle aufhängen, als sich auf irgend eine Weise berühmt machen; sie gefallen sich in ihrer Dunkelheit und fürchten sich vor der Aufklärung, wie es scheint; sie halten es zwar für ihre Pflicht, alljährlich ein Lebenszeichen von sich zu geben, und eine feierliche Sitzung zu veranstalten; aber anstatt diese Gelegenheit zu ergreifen, die tüchtigste, literarische Arbeit, das beste Gedicht zu krönen, junge, talentvolle Männer in ihre Mitte aufzunehmen, den armen Gelehrten die Druckkosten für die Herausgabe ihrer zehnjährigen Studien zu bewilligen, kurz die Wissenschaft und Literatur auf irgend eine Art zu unterstützen, thun sie nichts Anderes, als daß sie ihre Reden und einige Abhandlungen vorlesen, und alle Zuhörer, namentlich die schönen Zuhörerinnen, langweilen, welche diesen nicht sehr feierlichen Sitzungen beiwohnen. — Seit kurzem sind auch in den Departements von Frankreich die jährlichen wissenschaftlichen Congresse und Gelehrtenvereine, nach dem Muster der deutschen, aufgekommen; der Congrès de l'est ist in diesem Augenblick in Mans versammelt, allein von seinen Sitzungen und Resultaten verlautet wenig. Die gelehrten Gesellschaften in den Provinzen stehen zu vereinzelt da; sie sollten sich einander nähern und zu einem großen, literarischen Unternehmen zusammentreten, welches ein Nationalwerk werden und die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich erregen müßte; allein bis jetzt sieht man nirgends dazu Anstalten treffen.

Von Seite der Localbehörden geschieht nichts für Literatur und Wissenschaft. Alle Städte Frankreichs haben eine Municipalität Aedilen, und seit 1830 auch Provincialräthe (conseils généraux), welche die Bürger sich selber wählen; aber ich habe nie gelesen, daß irgend ein ehrenwerthes Mitglied in diesen Versammlungen die literarischen Interessen der Departements verfochten, und die Bedürfnisse der Localgelehrsamkeit zur Sprache gebracht hätte. Die HH. Stadt-, Gemeinde- und Departementalräthe scheinen gar keinen Begriff davon zu haben, daß der literarische und wissenschaftliche Ruhm ein Ruhm wie ein anderer ist, und eben so gut als der militärische und industrielle Ruhm der Stolz eines Landes seyn kann; sie sollten erwägen, daß der Geist seinen Werth hat, wie der Runkelrübenzucker; daß die Phantasie eben so mächtig ist, wie eine Dampfmaschine, und daß die Ideen verschleißt werden, wie Colonialwaaren, folglich ihren Preis haben. Diese Localbehörden sind doch gewiß nicht in der ausschließlichen Absicht eingesetzt worden, die materiellen Interessen allein zu besorgen und die moralischen Bedürfnisse ganz zu vernachlässigen; wenn die Vicinalwege und Brücken ihre Sympathie mit Recht in Anspruch nehmen, so wäre es doch nicht mehr als billig, einen kleinen Theil der öffentlichen Fürsorge den Büchern und Kunstwerken zuzuwenden, welche die Canäle und Straßen sind, auf denen die Bildung zum Volke gelangt. Vor 1789 hatte jede Provinz Frankreichs einen eigenen Fonds zur Unterstützung der Künste und Wissenschaften. Paris war damals allerdings die erste, aber nicht die einzige, literarische Stadt in Frankreich; es herrschte in allen Provinzen geistiges Leben, und die Literaten und Künstler setzten eine Ehre darein, in ihrer Heimath zu leben, zu wirken und zu sterben. Heutzutage ist Alles anders. Kaum bricht irgendwo ein Talent auf, so blickt es wehmüthig nach den Ufern der Seine und dreht seinen Landsleuten den Rücken. Aber die Departements thun auch nichts, fähige Landeskinder in ihrer Mitte zurückzuhalten, woran zum Theil Unwissenheit, zum Theil unverständige Sparsamkeit Schuld ist. Die neuen Provincialräthe würden sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn sie die Ueberlieferungen der altfranzösischen Provincialstände befolgten; sie würden auf diese Weise am treuesten ihren Beruf erfüllen und am ehesten die Decentralisation herbeiführen, wonach sie selbst und die Provinzen mit ihnen seufzen. Jedes Generalconseil sollte jährlich einige tausend Franken aussetzen zur Anschaffung von guten und nützlichen Büchern, welche in seinem Departement geschrieben und gedruckt würden. Die angekauften Bücher könnte man unter die Gemeinden vertheilen; der Ortsschulmeister müßte die Aufsicht darüber führen, und nach und nach der Bibliothekar einer Gemeindebibliothek werden, zum Unterricht und Gebrauch des lern- und wißbegierigen Theils der Bevölkerung. Man würde so den Traum des Hrn. v. Martignac während der Restauration verwirklichen, die Schriftsteller aufmuntern, der Buchdruckerei, dem Buchhandel und allen damit zusammenhängenden Handelszweigen einen neuen Schwung geben, und Männer von Einsicht und Talent bewegen, in der Heimath zu bleiben. Dieses Verfahren wäre keineswegs neu und ungewöhnlich. Die Provincialstaaten vom Languedoc votirten im Jahre 1786 den Ankauf von 200 Exemplaren des Traité sur les Mines et les forges du Comté de Foix, von dem gelehrten Mineralogen Lapeyrouse, dessen Werk im Jahre 1785 in Toulouse bei Desclassan gedruckt worden war. Es erscheinen zwar gegenwärtig wenig vorzügliche Bücher in der Provinz, welche diese Auszeichnung verdienen, aber wenn einmal der Fonds ausgesetzt und das Princip ausgesprochen wäre, so würde es nicht an Gelegenheit fehlen, die Gelder und Principien in Anwendung zu bringen.

Ein anderes, vielleicht am schwersten zu beseitigendes Hinderniß, welches dem Gedeihen der Provincialliteratur entgegentritt, ist die Gleichgültigkeit oder die Geringschätzung des Publicums. Die Leute in den Departements bekümmern sich nicht im geringsten um die Talente, welche dem heimathlichen Boden entsprießen, und so lange leben wie die Blumen, oft nicht einmal so lange. Die Literatur in den Provinzen Frankreichs wandert vom Buchhändler zum Gewürzkrämer, welcher am besten darüber Auskunft geben kann, wo der gedruckte Departementalgeist hinkommt; die Bücher in der Provinz werden lediglich in Düten abgesetzt; in diesem Format kommt die Localliteratur allein unter die Leute. Um dem ewigen Schiffbruch

zu entrinnen und eine heilsame Reaction herbeizuführen, müßte die Provinz vor allen Dingen viele Vorurtheile ablegen, und der servilen Nachbetung und Vergötterung des Pariser Wesens entsagen; sie könnte von Paris her immerhin den ersten Anstoß erhalten, ohne deßhalb die Pariser Formeln anzunehmen und sich die Begeisterung von dem großen Markte der Hauptstadt zu verschreiben, wo sie zu allen Preisen vorräthig ist; sie müßte in ihren Localsitten, in ihrer eigenen Geschichte, in ihrem eigenen Leben nach Schätzen graben, und vorzüglich mit mehr Einsicht in ihre eigenen Kräfte sich nicht schwachköpfig selbst umbringen, dadurch, daß sie nur glaubt, liebt, lobt, bewundert und vergöttert, was aus Paris kommt, und Alles, was aus ihrem Schooße hervorgeht, mit kalter Geringschätzung und bitterer Kritik behandelt. Anstatt die talentvollen Landeskinder vor allen andern auszuzeichnen, aufzumuntern und zu pflegen, anstatt die jungen Künstler und Literaten, welche sie zur Welt gebracht hat, mütterlich aufzuziehen, trägt sie ihre Lobeserhebungen und Schmeicheleien hundert Meilen weit, ohne weiter etwas dabei zu denken, und erstickt so durch die unheilvollste Indifferenz und die unerklärlichste Aristokratie die fruchtbaren Keime des Talents. Die französische Provincialliteratur ist seither stets als Paria behandelt werden; sie hat Hunger und Aerger, Schmähungen und Widerwärtigkeiten mit Engelsgeduld erlitten, und sich dennoch, trotz Bann und Acht, aufrecht erhalten. Feilheit und Käuflichkeit kann man ihr in der That nicht vorwerfen, da sie nie Gold und Silber zu sehen bekommt, und das Publicum ihr den Ruhm nur in Kupfermünze bezahlt. Sie stirbt im Dunkeln, ohne Sonne und Trost, wie ein Aussätziger, und schleppt ein kummervolles Daseyn, wie ein Märtyrer dahin; Niemand kennt sie, denn Jedermann fragt: warum haben wir nicht auch eine Literatur, wie die Pariser? Die Blinden sehen nicht, daß sie die ersten Anfänge ihrer Landesliteratur mit Füßen treten, daß sie dieselben täglich mit ihren Sarkasmen und Quodlibets ermorden. Man läßt die armen Literaten das Gift der Gleichgültigkeit und Verachtung bis auf die Hefe austrinken; man verweigert ihnen das tägliche Brod, sogar das Brod der Barmherzigkeit; die Provinz ist für sie keine befreundete Muttererde, sondern ein Land der Verbannung.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Schluß.)

Als ich am nächsten Morgen erwachte, waren meine beiden Gefährten bereits auf und davon, hatten die Reste unseres gestrigen Abendessens verzehrt und mir nur einige Brocken übrig gelassen. Während ich mich über diese hermachte, trat Hr. C... ein, und wünschte mir Glück zu meinem gesunden Schlafe, da Charles und er durch den Lärm der Indianer und Jäger, welche über ihr Morgenschlückchen gewaltig munter geworden waren, aufgeweckt wurden; er war hinausgegangen, um der Störung ein Ende zu machen, hatte sich sodann wieder gelegt und war durch eine zweite ernstere Unruhe noch einmal aufgeweckt worden. Eines der Pferde hatte sich losgerissen und war in den Wald gelaufen, wo es bald von den Wölfen gejagt, und ehe man ihm zu Hülfe kommen konnte, zerrissen wurde. „Wir ließen sogleich die Hunde los, sagte Hr. C..., und ich schickte einige Indianer zu Fuße nach, mit der Weisung, nicht eher zurückzukehren, als bis man ihre Spur entdeckt und sie bis dahin verfolgt hätte, wo sie Sattel und Zaum zurückließen. Diese Leute sind nun eben erst zurückgekommen mit Allem, was sie dort gelassen haben, waren aber nicht im Stande an einem unserer räuberischen Nachbarn ein Exempel zu statuiren.“ Es war jetzt 9 Uhr, und Hr. C... schlug vor, uns nun zum Aufbruche nach der Factorei zu rüsten, die wir auch ohne besondern Vorfall erreichten. Hier war inzwischen das Geschäft bedeutend vorgerückt, und Hr. C... war damit so wohl zufrieden, daß er beschloß, einen Theil des mitgebrachten Wildes nebst einer Ration gehörig verdünnten Branntweins an die Sioux zu vertheilen; zu dem Ende ließ er die Arbeit für diesen Tag einstellen, damit die Zurückgebliebenen sich mit denen, welche uns auf der Jagd begleitet hatten, gemeinsam belustigen könnten. Jeder von den Sioux's, die uns begleitet hatten, war nun ein Held, und erzählte, wie Jacques uns verdolmetschte, die erstaunlichsten Geschichten von der Schlauheit und Tapferkeit, womit sie zahlreiche wilde Thiere angegriffen und erlegt hätten. Ihrem Berichte zufolge hatte jeder allein so viel Wild erlegt, als die ganze Jagdgesellschaft zusammen. Da keiner ihrer Zuhörer im geringsten die Wahrhaftigkeit ihrer Angaben zu bezweifeln schien, so hielten auch wir es weder für klug, noch für nothwendig, ihnen zu widersprechen.

Hr. C... schlug nun den Indianern einen Tanz vor, und versprach denen, welche von den ältesten anwesenden Sioux's für die besten Tänzer erklärt würden, einen Preis. Zu diesem Ende wurde der Boden gesäubert, geebnet und hart gestampft. Einige Baumstämme wurden an einem Platze zusammengerollt, wo die Aeltesten, die über den Preis entscheiden sollten, so wie eine Menge Jäger und Diener Platz nahmen, endlich wurden auch die Preise, eine Elle Scharlachtuch, herbeigebracht und sämmtlichen Candidaten vorgezeigt. Als Alles angeordnet worden war, gab Hr. C... das Zeichen, und alsbald traten einige junge Leute hervor, welche sich in gewissen Entfernungen von einander aufstellten, und mit Sprüngen und Händeklatschen den Tanz begannen, hierauf machten sie die allerlächerlichsten Capriolen, wobei sie den Tact hielten, indem sie Stöcke statt der Tomahawks hin und her schwangen, und hie und da ihre tiefen Stimmen mit dem Schlagen ihrer Mocassins auf den harten, trockenen Boden begleiteten. Als die erste Abtheilung endlich müde war, vielleicht ihren Vorrath von Verdrehungen erschöpft hatte, traten andere an ihre Stelle.

Die ewigen Wiederholungen begannen mich zu langweilen, und ich ging durch die Lichtung nach dem Hause zu, als Hr. C... mich aufforderte, noch einige Minuten zu verziehen, indem ich Gelegenheit haben würde, den berühmten Kriegstanz der Sioux's zu sehen. Ich kehrte sogleich um, und fand alle Indianer, die am nächsten Tanze Theil nehmen wollten, in kleinen runden Gruppen abgesondert von einander stehen. In der Mitte jeder Gruppe stand ein halbblütiger Jäger, der den Kriegsgefangenen vorstellte. Auf ein gegebenes Signal begann jede Gruppe den Kriegstanz um das Opfer in der Mitte, besang ohne sonderliche Harmonie die Thaten ihrer Krieger, verspottete die schwachen Versuche ihrer Gegner und machte dann wieder die Wälder

widerhallen von dem schrillen Kriegsrufe ihres mächtigen Stammes, während sie ihre Theater-Tomahawks über dem Kopf ihres Gefangenen schwenkten. In der Verwirrung, welche die Bewegungen einer so großen Masse dunkelfarbiger Gestalten verursachten, und bei der zunehmenden Dunkelheit konnte ich nicht alle Evolutionen der Tänzer unterscheiden, sah aber genug, um dem Himmel dafür zu danken, daß ich wohl schwerlich als Kriegsgefangener in die Hände blutdürstiger Indianer fallen würde. Nachdem ich dem ersten und zweiten Kriegstanz zugesehen, überließ ich die Indianer ihrer beliebten lärmenden Weise, und eilte, die Wände der Factorei zwischen mich und dem betäubenden Klang ihres miauenden Gesanges und ihres wilden Kriegsgeschreies zu bringen.

Als ich in das Haus trat, benachrichtigte mich Madame C..., daß ihr Charles angekündigt habe, er wolle am folgenden Tage nach dem Ufer des Sees abreisen. Sie hatte ihn gebeten, noch einige Tage länger zu bleiben, um bei dieser Gelegenheit nebst ihren Töchtern nach Fort Madeline zurückzukehren. Charles fürchtete, seine Instructionen bereits überschritten zu haben, und wollte möglichst schnell auf seinen eigenen Posten zurückkehren, den er nun schon seit sechs Wochen verlassen hatte. Auf allgemeines Zureden versprach Charles, noch einen Tag zu bleiben, und es wurde beschlossen, am zweiten Tage Morgens in aller Frühe aufzubrechen. Als dieß abgemacht war, begleitete ich meine Freunde, um die Indianer bei ihrem Abendessen zu sehen, was in dem gelichteten Raume hinter der Factorei, den ich schon früher als die Küche bezeichnete, zubereitet, ihnen ausgetheilt und auch mit wahrhaft hundemäßiger Gier verschlungen wurde. Wir maßen hierauf jedem seinen Antheil Grog zu, kehrten sodann in das Haus zurück und setzten uns zu einem tüchtigen Mahle von Elennfleisch, Truthühnern, Büffelbuckel, Bärenschinken u. dgl. nebst einem reichlichen Dessert von wilden Erdbeeren nieder. Das Getränk war wie gewöhnlich.

Am nächsten Morgen wurde ich durch den Lärm der Holzhauer geweckt, als diese ihre verschiedenen Arbeiten mit erneuter Kraft begannen. Der Tag war kaum angebrochen, da ich mich aber sehr wach fühlte, so ging ich hinaus, um bei dem Baumfällen die Aufsicht zu führen, da noch kein Mitglied der Familie die Schlafzimmer verlassen hatte.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die Sioux unter der unmittelbaren Aufsicht von zwölf erfahrenen Holzschlägern arbeiteten, die von der Hudsonsbai-Compagnie in Dienste genommen waren, um wohlgelegene Stellen zu neuen Forts und Factoreien auszuwählen und bei der Errichtung derselben hülfreiche Hand zu leisten. Während ich gemächlich unter den Sioux's herumschlenderte, erstaunte ich nicht wenig über die Bereitwilligkeit, mit der sie alle Anordnungen befolgten, und über die Geschicklichkeit und Ausdauer, mit der sie jedes Werkzeug handhabten; dabei herrschte durchaus gute Laune unter ihnen. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben, daß der stolze Indianer durch eine Aussicht auf Belohnung sich zum Diener erniedrigen und den „bleichen Gesichtern" gehorchen würde; als ich aber den Gegenstand beim Frühstück erwähnte, bemerkte Hr. C..., es erfordere die größte Vorsicht von seiner Seite sowohl, als von der der untergeordneten Mitglieder der Anstalt, daß die Rothhäute nicht auf den Glauben kämen, sie würden als Diener der Weißen betrachtet. „Wenn wir," sagte er, „uns nicht häufig unter sie mischten, und uns, wie Sie seit Ihrer Ankunft gesehen haben, auf mannichfache Weise bemühten, sie mehr wie Freunde als wie Untergebene zu behandeln, sie wären längst abgezogen, und hätten Alles mitgenommen, was sie erwischt hätten; durch eine kluge Behandlung aber kann man sie jetzt zu sehr nützlichen Mitgliedern unserer Gesellschaft machen, und ich bin überzeugt, daß sie williger sind, als eine Schaar Gehülfen,*) die wir gegen einen ungeheuren Lohn in den Vereinigten Staaten oder Canada miethen würden.

Nach dem Frühstück suchte ich Jacques auf, um ihn zu bitten, mich auf einem Spaziergang längs den Ufern des Flusses zu begleiten, und mir die Geschichte seines Lebens und seiner Abenteuer unter den Indianern zu erzählen. Doch hievon ein andermal.

Lage der Engländer in Aden.

Die Einnahme Adens durch die englischen Truppen muß wahrscheinlich theuer erkauft werden. Aus den letzten Berichten geht ziemlich deutlich hervor, daß der Besitz dieser Festung Alles seyn wird, was sie erwarten können, und daß sie, bis weitere Bewegungen geschehen können, in der traurigsten Lage schweben, die man sich denken kann. Der Brief eines dort stehenden Officiers gibt eine Schilderung davon. „Sie müssen noch hören, doch, hoffe ich, nie aus Erfahrung lernen, was es heißt, an einem Ort festgehalten zu werden, von dem man keinen Begriff haben kann. Der Krater des Aetna erweitert und in der Mitte mit Grabsteinen und Resten von steinernen Hütten bedeckt, ohne Baum oder Strauch, von drei Seiten mit vulcanischen Bergen und Felsen umgeben, auf der vierten die See, der einzige Weg aus diesem Golgatha, in solche Gegend sind wir von den wilden Stämmen um uns eingeschlossen, die, weil sie die angränzende Küste besitzen, durch die Halbinsel von Aden alle Verbindung abgeschnitten haben. Seit der Ermordung eines unserer Leute, den sie skalpirt haben, haben wir Befehl, uns auf die Linie der zerfallenen Mauer zu beschränken, die die Gränze zwischen uns und unsern freundlichen Nachbarn macht." (Times.)

Mittel gegen Taubheit. Das London Journal meldet von einem Dr. Turnbull, daß er nicht nur gewöhnliche Taubheit, sondern selbst Personen, die taubstumm geboren seyen, heilen könne, den Fall ausgenommen, wo eine Mißbildung des Ohres stattfinde. Sein Mittel soll in einer Flüssigkeit bestehen, die man bloß einmal und nur in den hartnäckigsten Fällen mehrmals ins Ohr zu thun brauche.

*) In den Vereinigten Staaten will bekanntlich Niemand ein „Diener" seyn, sondern nur ein „Gehülfe" (help).

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 114** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das Schloß von Kaniov.** Gedicht in drei Gesängen von Severin Goszczynski. — **William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1839.

Die Insel St. Eustatius.

Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts war diese niederländisch-westindische Insel eine ackerbautreibende Colonie, von lauter freien Leuten, Seeländern, Holländern und Wallonen bewohnt; sie erfreute sich eines blühenden Wohlstandes, und trug den seeländischen Kaufleuten, denen sie gehörte, große Vortheile ein. Auch im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde auf ihr noch Tabak, Zucker und Indigo gebaut, jedoch klagte man damals schon mehr über den felsigen Boden und über Wassermangel, wodurch die Cultur jener Artikel zurückging. Wurde jener Wassermangel verursacht durch die zunehmende Ausrodung des Urwalds, oder war vielleicht der damals aufblühende Handel, welcher leichteren Gewinn brachte, als der Landbau, der Grund jener Klage?

Wirklich fing der Handel auf Eustatius seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts sich zu beleben an, vorzüglich mit den benachbarten spanischen, französischen und englischen Besitzungen. Bald sah man Engländer und später Dänen sich auf der Insel niederlassen, um an jenem Handel Theil zu nehmen. Es ist nicht deutlich, ob dieser Schleichhandel (denn das war er) eine Folge der billigen Preise war, wofür die Pflanzer sich auf Eustatius mit sogenannten Salzwassernegern (d. h. solchen, die geradezu aus Afrika eingeführt waren) versehen konnten; gewiß ist es jedoch, daß die Neger längere Zeit hindurch einen Zweig des gegenseitigen hiesigen Handelsverkehrs bildeten; daß die westindische Compagnie diese Menschenwaare von der Goldküste nach Eustatius bringen ließ, und daß die Neger hier an englische und französische Pflanzer verkauft, und von ihnen mit Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle und Indigo bezahlt wurden. Die Zufuhr nach der Insel wurde immer bedeutender, so daß ganze Ladungen Zucker, Kaffee u. s. w. von hier nach Amsterdam versandt wurden. Bald hatte man nicht Packhäuser genug, und nun wurde die ganze Insel ein Packhaus. Oft wurden die eingeführten Waaren nicht einmal ans Land gebracht, sondern gleich auf der Rhede in holländische Schiffe übergeladen und nach Holland, meist nach Amsterdam, geschickt. Fehlte es augenblicklich an Schiffsgelegenheit, so war man manchmal gezwungen, die Waaren unter freiem Himmel niederzulegen und mit Segeln zu bedecken. In den Packhäusern wurden alle Oeffnungen verschlossen, damit destomehr darin aufgespeichert werden könnte, und durch eine Fallthür in dem Söller wurde der Kaffee ausgeschüttet. Aus diesen Angaben kann man die Lebendigkeit des Handels auf St. Eustatius ermessen, einer Insel, welche nicht ganz 5 Meilen im Umfang hat und von 350 bis 400 Familien bewohnt wird.

Sechsundachtzig Schiffe gingen jährlich von dort mit voller Ladung nach Holland, mit Producten der französischen, spanischen und englischen Besitzungen. In Kriegszeiten wurde die Zufuhr der Colonialwaaren noch bedeutender, indem die Republik der Niederlande ihre Neutralität zu behaupten suchte. Allein die Engländer, deren Kriegsflotten in den Antillen durchgängig die stärksten waren, wurden nicht nur eifersüchtig darauf, sondern erlaubten sich auch, dem Tractat von 1679 die willkürlichste Auslegung zu geben, damit ihre Gewaltthätigkeiten einen Schein des Rechts und sie einen Vorwand erhielten, um die holländischen Kauffahrteischiffe wegzunehmen. Einmal hieß es, die Ladung bestehe zum Theil aus verbotenen Waaren, dann wieder, die ganze Ladung sey französisches Eigenthum, und dergleichen mehr. Und wenn auch bisweilen, was jedoch nur selten der Fall war, die Schiffe, nachdem sie in englischen Häfen aufgebracht waren, wieder losgegeben wurden, so bekam man keinerlei Ersatz für Zeitverlust, Deterioration der Ladung u. s. w., sondern mußte noch oben hinein die Hälfte der Proceßkosten tragen. Wie bedeutend der Handel von Eustatius war, kann man abnehmen aus einer von dem Amsterdam'schen Handelsstand bei den Staaten von Holland eingereichten Beschwerde, in welcher gezeigt wird, daß die englischen Caper in einem einzigen Jahr an Schiffen und Waaren, die nach Eustatius bestimmt oder von dort versandt waren, für den Werth von zwanzig Millionen Gulden Prise gemacht hatten. Und dieser Krieg zwischen zwei Nachbarstaaten, bei welchem Holland, ungeachtet seiner Neutralität, so viele Millionen verlor, währte von 1756 bis 1759!

Diese Verluste, wie bedeutend sie auch waren, wurden jedoch nur als vorübergehend angesehen. Der Handel von Eu-

statius blühte fortwährend, und erhielt sogar noch größere Ausbreitung, als die brittischen Colonien in Nordamerika sich gegen das Mutterland empörten. Reis, Baumwolle, Tabak ging aus Nordamerika über Eustatius nach Amsterdam, und, wie wenigstens von englischer Seite behauptet wird, erhielten die Amerikaner auf demselben Wege, was sie brauchten, um ihren Freiheitskampf fortzusetzen. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwiefern holländische Kaufleute berechtigt waren, Handelsverbindungen zu unterhalten mit englischen Colonien, die sich in offenem Empörungszustande befanden, während zwischen der Republik und Großbritannien Friede war. Wir wollen bloß sehen, welche Folgen dieses Alles für den Diamantfelsen hatte, wie Eustatius damals öfters genannt wurde.

Die englische Regierung beschwerte sich lebhaft über den Gouverneur von Eustatius; in und außer dem Parlamente wurde über die Vorgänge auf der Insel Zeter geschrien; Einige gingen in ihrem Grimm über den von dort den Amerikanern geleisteten Vorschub so weit, daß sie den Wunsch aussprachen, „die ganze Insel möge in des Meeres Grund versinken.“ Es konnte daher nicht befremden, daß die von englischen Kriegs- und Caperschiffen verübten Gewaltthätigkeiten einen viel ernsteren Charakter annahmen, als im französischen Kriege von 1756 der Fall gewesen war. Die englischen Caper legten sich bis auf der Rhede von Eustatius vor Anker, in der Nähe der reichst beladenen Schiffe, um sich derselben des Nachts zu bemächtigen; manchmal raubten sie sie am hellen Tage weg. Längere Zeit hindurch war keine holländische Schiffsmacht zugegen, und nie war sie hinreichend, um der holländischen Flagge wirksamen Schutz zu verleihen. Inzwischen zeigte sich auf Eustatius die Gewinnsucht in verschiedener, öfters sogar abschreckender Gestalt. Londoner Handelshäuser nahmen auf dieser Insel Theil an dem Handel mit den nordamerikanischen Insurgenten, und holländische Bewohner der Insel hatten brittische Caperbriefe gekauft, wodurch sie besser als irgend Jemand dem Handel von Eustatius schaden konnten. Zudem wüthete den 15 October 1780 ein Orkan mit furchtbarer Gewalt, und richtete große Verheerungen an. Dieser Orkan jedoch konnte so wenig als der gleich verheerende vom 22 Sept. 1751 die Insel zu Grunde richten. Dieses geschah von einer ganz andern Seite, und gewiß für den aufmerksamen Beobachter viel weniger unerwartet, als ein westindischer Orkan.

Während man sich noch in den sämmtlichen niederländischen Besitzungen außer Europa mit der Hoffnung auf dauernden Frieden schmeichelte, erschien den 2 Februar 1781 der englische Admiral Rodney mit einer ansehnlichen Flotte vor St. Eustatius, und forderte dessen Uebergabe. Die Insel war nicht im Stande, Widerstand zu leisten, denn ungeachtet der drohenden Sprache, welche ihr aus England so oft das Schlimmste prophezeyt hatte, hatte man nichts gethan, um die verfallenen Forts in besseren Vertheidigungszustand zu bringen. Eine unbedingte Uebergabe war die natürliche Folge davon. Rodney, auf diese Art ohne Schwertstreich in den Besitz der Insel und der auf der Rhede liegenden Schiffe gelangt, betrug sich gegen die Einwohner aufs schändlichste, und fand in dem General Vaughan und Obersten Cockburn würdige Helfer. Fünfzig bis sechzig holländische Kauffahrteischiffe und eine gleiche Anzahl amerikanische und französische fielen hier den Engländern in die Hände. Hätte Rodney sich damit begnügt, außerdem noch alle Producte zu confisciren, welche nur irgend als Eigenthum der nordamerikanischen Insurgenten angesehen werden konnten, so hätte er schon eine ungeheure Beute gemacht; allein dieß war ihm nicht genug. Den Einwohnern raubte er all ihr Geld und ihre goldenen und silbernen Zierrathen und Geräthschaften, ungefähr drei Millionen Gulden im Werth, ihre Meubel, häuslichen Vorräthe und Sklaven; er jagte sie aus ihren Wohnungen, und schickte alle Amsterdamer, die er vorfand, als kriegsgefangene Soldaten nach England, ohne ihnen irgend etwas von dem Ihrigen zur Kleidung und Nahrung verabfolgen zu lassen! — In England wurde die Kunde von diesen Gräueln mit Jauchzen und Frohlocken begrüßt!

Seit jener Zeit liegt St. Eustatius darnieder, als ein Monument brittischer Rachsucht. Der Handel suchte und fand einen Zufluchtsort auf der dänischen Insel St. Thomas, und scheint für immer von Eustatius gewichen zu seyn. Die Zeugen früherer Größe, die ausgedehnten Packhäuser, die prächtigen Wohnungen, sind immer mehr verfallen, und geben der Insel ein viel traurigeres Ansehen, als wenn sie nie eine schönere Blüthe gekannt hätte. Mehr als vierzig Jahre, nachdem Rodney als Anführer einer wilden, raubgierigen Horde hier jeglichen Wohlstand vernichtet hatte, gestand ein englischer Reisender, daß Eustatius noch seufze unter den Folgen von Rodney's Eroberung.

Wohl hat die niederländische Regierung seit 1816 Eustatius wenigstens einigermaaßen aus seinem gesunkenen Zustande zu erheben gesucht, allein vergebens! Immer tiefer und tiefer gesunken, scheint Muthlosigkeit sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt zu haben, und wer Vermögen hat, verläßt die Insel mit seinen Capitalien und Sklaven, so daß Bevölkerung und Production stets geringer werden.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Am eifrigsten werden in den Provinzen Frankreichs die theologischen und archäologischen Studien betrieben, und in dem letzteren Fache erscheinen mitunter gründliche Werke, die jedoch häufig den Fehler haben, daß sie sich in weitschweifige, zu specielle Details verlieren, und daher nur von sehr wenigen Fachgelehrten gelesen und benutzt werden. Von den theologischen Schriften, welche im Laufe dieses Jahres in den Departementen ausgegeben worden sind, erwähnen wir: 1) De la Doctrine chrétienne par M. Nutein, chanoine honoraire de l'église d'Orléans, ein Elementarbuch für den Hausgebrauch und Schulunterricht, enthält nichts Neues, als die Art und Weise, wie die religiösen Wahrheiten vorgetragen sind, nämlich in analytischen Gemälden. Die erste Seite z. B. ist ganz symbolisch und mit einem großen

Kreise bedeckt, in dessen Mittelpunkt man lieset: *Dieu existe nécessairement et par lui même etc.* Von diesem Centrum laufen verschiedene Strahlen aus, welche die Attribute der Gottheit erklären und sich in die Peripherie verlieren, welche weder Anfang noch Ende hat und somit an und für sich ein Sinnbild des ewigen und unendlichen Wesens ist. Der Verfasser stellt nach und nach alle Theile des Religionsunterrichts in 123 Tabellen dar, welche den Vorzug der Klarheit, Kürze und Bestimmtheit haben und von Nachdenken zeugen. 2) *Preuves de la vérité et de l'excellence du Christianisme d'après les auteurs sacrés et profanes, par J. Guérin* in Avignon, ein Buch, in welchem große Gelehrsamkeit und Belesenheit mit vieler Einsicht angebracht sind; für den Mangel an eigentlich neuen Ansichten wird man durch eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten entschädigt, wobei dem Leser von Verstand die Gelegenheit zu fruchtbaren Betrachtungen nicht unbenommen bleibt. 3) *La Raison de la foi au catholicisme, par l'abbé Bouvet*, in Mans, zeichnet sich in allgemeiner Betrachtung nicht nur durch einen strengen moralischen Sinn in Würdigung der verschiedenen Systeme, sondern auch hie und da durch eine höhere religiöse Ansicht aus. Im ersten hebt der Verfasser die philosophische Gewißheit der geoffenbarten Religion heraus, und im zweiten bekämpft er die Einwürfe der Protestanten gegen die Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes. Der Verfasser entlehnt seine Hauptargumente dem „Pape" des Grafen J. de Maistre und dem *Essai sur l'indifférence* von Lamennais, zwei classische Bücher, welche über die höchsten Fragen der Religion und Politik ungemein viel Wahres enthalten, mit einer seltenen Gründlichkeit durchgeführt, und durch eine brillante Erudition beleuchtet sind; nur ist Hr. de Maistre nicht immer von selbstgeschaffenen fixen Ideen frei, welche Lamennais in seinem eben citirten Werke auch theilt, jedoch später modificirt hat. Hr. Abbé Bouvet folgt noch strenge den orthodoxen Ansichten, welche de Maistre in einer unvergleichlich schönen Sprache vertheidigt hat; allein die aus der Geschichte hervorgegangene Verfassung der Kirche, und Herrschaft des Papstes ist nicht der beharrliche Zustand, wie die an der anschießenden Masse bereits erlangte Form des Krystalls, nein, sie ist das nach stetem Umwandeln ringende Gebilde der sich entfaltenden Pflanze, die ihrer Blüthenzeit entgegeneilt, und von da sich abneigt, um, von vitalem Streben erschöpft, nach dem Schlummer lechzend, in den Schooß der Verwesung zurückzusinken. Dieß ist Lauf und Gesetz der Natur und Weltgeschichte; was hilft da des Menschen Klügeln?

Vieles Gediegene leistet die Provinz im Fache der Archaeologie und Geschichte; dahin gehören die gründlichen Arbeiten der normännischen Alterthumsforscher, der HH. A. Le Prevost, A. Deville und Langlois in Rouen. Der erstere hat eine gute Geschichte der alten Hauptstadt der Normandie herausgegeben; der zweite ist Verfasser von mehreren schätzbaren Beiträgen zur französischen Kunstgeschichte, von verschiedenen Monographien über einzelne Denkmäler der Normandie, wie die Kathedrale von Rouen, das Kloster Jumièges u. s. w.; er beschäftigt sich in diesem Augenblick mit einer Geschichte des Chateau d'Arques, welches in den Annalen Frankreichs eine wichtige Rolle spielt. Hr. Langlois, von welchem wir verschiedene gelehrte Abhandlungen und Beschreibungen über wichtige Monumente besitzen, ist leider im vorigen Jahre gestorben, und hinterläßt ein ausführliches Werk über die Todtentänze, zu dessen Erscheinung Hr. Deville bereits alle Vorbereitungen getroffen, und nur dessen überhäufte Arbeiten, so wie sein Wunsch, den in bedeutender Fülle vorhandenen Materialien die bestmögliche Auswahl und Anordnung zu geben, hat den wirklichen Hervortritt jenes Werkes verzögert. In Caen leben die Archäologen von Caumont, Lambert und Gervais, welche gleich den vorhin genannten Mitglieder des Vereins zur Erforschung der normännischen Alterthümer sind und die Annalen dieser Gesellschaft herausgeben, worin man viele bemerkenswerthe Mittheilungen über Kunst und allgemein historische Forschungen findet. Erwähnung verdienen ferner die HH. Lecanu und der Abbé Desroches, wovon der erstere so eben eine Geschichte der Bischöfe von Avranches und der letztere eine Geschichte des Mont-Saint-Michel und der Diöcese von Avranches veröffentlicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

James Todd Reisen in das westliche Indien.

Der Obristlieutenant James Todd, hochverdient um das englische Gouvernement in Hindustan als Officier und Diplomat — er war zuletzt brittischer Geschäftsträger am Hofe der Fürsten von Radschputana — hatte schon früher Zeugniß von seiner tiefen Kenntniß des Landes, seiner Bewohner, ihrer Sprache und Sitten abgelegt durch seine „Annals of Rajast'han," worin er durch die That den weitverbreiteten Irrthum widerlegte, als habe jenes Land keine Geschichte. Was er darin bot, war aber nur durch die Achtung und Zuneigung der Eingebornen zu gewinnen, und diese nur durch das Studium und die theilweise Annahme ihrer Eigenthümlichkeit. Namentlich waren es Inschriften, deren es an Felsen und Gebäuden durch ganz Indien eine große Menge gibt, und Münzen, auf die er zuerst aufmerksam machte, und deren Verständniß er ermittelte. Die Sammlung dieser historischen Denkmäler zu vervollständigen und das Land, das ihm besonders lieb geworden war, noch genauer kennen zu lernen, unternahm er, als der zerrüttete Zustand seiner Gesundheit ihm nicht mehr erlaubte, für dessen Interessen thätig zu seyn, eine Reise, ehe er es auf immer verließ, in der Absicht die Aravulli-Kette zu übersteigen und den geheiligten Berg Abu zu besteigen, den vor ihm noch kein Fuß eines Europäers entweihte, dann zu versuchen die Lage des alten Nehrwaleh, das Tyrus des westlichen Indiens, aufzufinden, und Balabhi, den ursprünglichen Sitz der Mewar-Fürsten; darauf die heiligen Gebirge der Dschains bei Girnar und Palithana, und die Tempel von Somnath und Dwarica zu besuchen, und von dort nach Cutsch und den letzten Altären des Hinduglaubens am Ausflusse des Indus zu gehen.

Ungeachtet der Krankheit, die an seinem Leben nagte, gelang es ihm, diese Reise zu vollenden, und die Beschreibung, die er davon gegeben, gehört zu dem Interessantesten, was die Reiseliteratur über Indien aufzuweisen hat. Sie gibt Nachricht von einem Lande, das bis jetzt noch zu den unbekannten gehörte, und gibt sie mit jener Wärme

und jenem innern Gefühl von Wahrheit, die überzeugend nur aus dem Munde dessen wirkt, den ein langer Aufenthalt im Land und die Gewohnheit, mit den Bewohnern als ihres Gleichen zu leben, fast zu einem Eingebornen gemacht hat.

Die Hauptpunkte seiner Wanderung waren natürlich Abu und Tschandravati, auf die auch wir unsere besondere Aufmerksamkeit richten.

Der äußere Umkreis von Abu wird auf 40 bis 50 Meilen geschätzt, seine wahre Höhe konnte der Reisende nicht angeben, da sein Barometer schadhaft geworden war. Die mancherlei Höhen aber und Hochebenen dieses magischen Reichs sind mit Capellen und Ruinen von Capellen, Tempeln und Festungen bedeckt, und mit Grabmälern verziert mit unzähligen Sculpturarbeiten und Statuen, und dabei durch alle die Mannichfaltigkeit einer wilden, feenhaften Natur gehoben.

„Die Sonne, erzählt Tod, hatte ihre Mittagslinie erreicht, als wir auf dem Gipfel des Guru Sicra, der höchsten Spitze des Abu, anlangten, den noch kein europäischer Fuß betreten. Obgleich er äußerlich keine sehr merkliche Erhebung über den Kamm des Gebirges zeigte, als wir uns von den Ebenen von Marwar aus näherten, so erhob er sich doch volle 700' über die Ebene des Gebirges. Ein heftiger kalter Wind blies von Süden her, vor dessen Einfluß sich zu schützen die vorsichtigen Bergbewohner sich in ihre schwarzen Comlis (Decken) gehüllt hatten, und gereckt hinter einem vorspringenden Felsen auf dem Boden ausgestreckt lagen. Das Gemälde war eben so neu als großartig. Wolkenmassen wogten unter unsern Füßen, durch welche die Sonne von Zeit zu Zeit einen Strahl warf, als wollte sie verhindern, daß uns allzu großer Glanz blende. Eine kleine runde Platform mit einer niedrigen Brustwehr gegen außen krönte die schwindelnde Höhe. An einer Seite war eine Höhle, gegen 20 Fuß ins Gevierte, in welcher ein Granitblock mit dem Fußstapfen des Data Briga (einer Incarnation des Wischnu), der große Anziehungspunkt der Pilger, ist, und in einem andern Winkel sind die Puddaca (oder Fußtritte) des Rama Nanda, des großen Apostels der Sita-Asceten. In diesem düstern Aufenthaltsorte wohnt ein Schüler des Ordens, der bei der Annäherung eines Fremden so lange eine Glocke läutet, bis eine Gabe ihn zur Ruhe bringt. Die Stäbe der Pilgrime waren in Menge um die Fußtritte des Heiligen aufgehäuft als Denkzeichen ihrer erfolgreichen Unerschrockenheit.

„Unzählige Höhlen sah man in den verschiedenen Theilen des Gebirges, die Zeichen einer Troglodytenbevölkerung früherer Zeiten, und viele seltsame kreisförmige Löcher, die nur mit den Wirkungen einer Kanonenkugel zu vergleichen waren. Ich wartete geduldig auf das Ende des Kampfes zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsterniß, im Gespräche mit dem Einsiedler begriffen. Er sagte mir, während des Bursat, der Regenzeit, wenn die Atmosphäre von allen Dünsten rein ist, sey die Citadelle von Dschodpur und die Wüste bis Balotra an dem Luny sichtbar. Es dauerte einige Zeit, ehe ich diese Aussage prüfen konnte, obgleich wir bei einigen Durchbrüchen der Sonne das reiche Thal Bhitrit, das sich nach Sarohi ausbreitet, und fast 20 Meilen gegen Osten, den weltberühmten Tempel von Amba-Bhavani unter den mit Wolken bedeckten Höhen des Aravulli unterscheiden konnten. Endlich jedoch brach Surya in aller seiner Majestät heraus und verjagte die dunkeln Massen, und das Auge schweifte über die Wüste hin, bis das Gesicht sich verlor, wo das tiefblaue Gewölbe sich mit dem nebligen dürren Boden vermischte. Alles, was erforderlich ist, um das Gefühl des Erhabenen zu bilden, war vorhanden, und schweigend huldigten wir dem Zauber. Wenn das Auge, von dem ungeheuren Abgrund unter ihm ermüdet, sich nur in einem Halbkreis zur Rechten wandte, so ruhte es auf den Ueberresten des Schlosses der Pramars, dessen düstere Mauern sich weigerten, die Sonnenstrahlen zurückzuwerfen; während die schlanke Palme, wie im Spott über ihren Verfall, ihre fahnengleichen Blätter mitten in den verfallenen Höfen eines Geschlechts wehen ließ, das einst zur vorigen Herrschaft sich berufen wähnte. Etwas weiter rechts erhoben sich die Kuppeln von Dailwarra, reiche Waldungen im Hintergrunde und umgeben auf allen Seiten von phantastischen Zinnen, die gleich Nadeln aus dem Kamme des Gebirges aufsprangen, auf dessen Oberfläche mehrere Bäche sich hinschlängelten, und ihren gewundenen Lauf über die steilen Abhänge des Gebirges verfolgten. Alles war Contrast — der blaue Himmel und die sandige Ebene, die Marmortempel und die niedrigen Wigwams, die prächtigen Wälder und die zerrissenen Felsen. Trotz des kalten Luftzuges forderte es eine Anstrengung, sich aus dem Zustande beschaulicher Ruhe zu reißen, der uns bei solchen Scenen überwältigt, wo sich der Geist, als stände er in der unmittelbaren Gegenwart des Schöpfers solcher Größe, durch seine eigene Unbedeutenheit gedrückt fühlte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprengung des Wracks des Royal George.

Obrist Pasley ist einige Zeit lang mit einem Versuche beschäftigt gewesen, das Wrack dieses Schiffes zu sprengen. Einige kleinere Ladungen von 45 Pfund Pulver jede und eine von 260 Pfund sind mit Erfolg angewendet worden, und eine Menge Bauholz ist auf diese Weise dem Schiff entzogen und aufgebracht worden. Am letzten Montag wurde ein Cylinder mit 2100 Pfund Pulver in den Grund gesenkt und an dem festesten Theile des Schiffes befestigt. Als Alles fertig war, wurde, nach dem Bericht im Chronicle, das Schiff, in dem die voltaische Batterie sich befand, in die Entfernung von 500 Fuß weggezogen, so weit die verbindenden Drathstäbe gehen, und so wie Alles vorbereitet war, fand die Explosion statt, deren Wirkung sehr bemerkbar war. Zuerst wurde die Oberfläche der See, die zuvor völlig ruhig und still gewesen, durch eine Art zitternder Bewegung erschüttert, die sie in kleine unregelmäßige Wellen, einige Zoll hoch, versetzte. Dieß dauerte ungefähr 2 bis 3 Secunden, worauf eine ungeheure Wasserwoge von konischer oder vielmehr bienenstockartiger Form erschien. Anfangs schien sie langsam aufzusteigen, doch nahm sie schnell an Höhe und Umfang zu, bis sie die Höhe von 28 oder 30 Fuß erreichte in ziemlich compacter Masse. Dann fiel sie nieder und brachte eine Reihe Ringe hervor, die sich nach allen Richtungen ausbreiteten. Der erste oder äußere derselben hatte den Anblick einer mehrere Fuß hohen Welle, und brach sich und schäumte, als wäre sie ans Ufer getrieben worden. Weder der Stoß, noch der Schall war so groß, als von denen erwartet wurde, die die frühern Explosionen des Obrist Pasley mit angesehen hatten, wo das Pulver nur aus 45 Pfund bestand; doch war die Wirkung auf die Oberfläche des Wassers, bei einer Tiefe von 90 Fuß, wahrhaft erstaunenerregend. Die Wirkung auf das Wrack werden die Taucher nicht erfahren können, bis die jetzige Springfluth vorüber ist, und die Abnahme des Wassers bei der Ebbe ihnen erlaubt, halbe Stunden lang unter dem Wasser zu bleiben. (Athenäum vom 28 September.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 October 1839.

Das Schloß von Caniow.

Gedicht in drei Gesängen von Severin Goszczynski.

In England scheint seit einiger Zeit das Interesse für Polen sich sehr verstärkt zu haben, und die Ursachen davon sind nicht schwer zu errathen. Dieß gesteigerte Interesse ist nicht ohne Einfluß auch auf die Beachtung der polnischen Literatur geblieben, und wir geben im Nachstehenden eine Probe davon, aus einer der Besprechung ausländischer Literatur und Verhältnisse gewidmeten Zeitschrift.

„Der Name Polen hat überall das tiefste Interesse erregt, nicht bloß vermöge eines mit der Größe der Katastrophe, welche das Land verschlang, im Verhältniß stehenden Gefühls, auch nicht bloß in Folge des heroischen und verzweifelten, aber vergeblichen Versuchs, welchen neuestens die Einwohner zur Befreiung ihres Landes machten. Die drei großen Mächte, welche das Königreich getheilt haben, betrachten ohne Zweifel ihre That in einem ganz verschiednen Licht als Andere, und sind nach der Ansicht von Vielen, wenigstens theilweise nicht ohne Rechtfertigungsgründe für ihr Verfahren; wir können dieß hier nicht untersuchen, aber das müssen wir bemerken, daß weder diese Mächte selbst noch ihre wärmsten Anhänger und Vertheidiger jene Maaßregel anders denn als eine tief zu beklagende und nur durch die vorausgesetzte, dringende Nothwendigkeit des Falles zu entschuldigende ansahen. Wenn nun dieß die Gesinnungen der theilenden Mächte selbst sind, wenn ihre Unterthanen, obgleich sich bewußt, daß ihr eignes Land vergrößert worden durch diese erzwungene Verbrüderung, doch ihr Bedauern nicht unterdrücken, so können wir uns nicht wundern, wenn die auf ihre Freiheit eifersüchtigsten Länder den tiefsten Antheil nehmen an einer Katastrophe, welche eine Nation ihres Daseyns beraubte, und ihre Gefühle selbst zu dem großherzigen Uebermaaß steigern, daß sie die Fehler der Polen vergaßen über der Strenge der Strafe, welche sie zermalmte.

Aber es ist noch ein Beweggrund, und auf diesen haben wir im Eingang hingedeutet, stärker als das bewundernde Mitleid mit den Tapfern, welche vergebens mit ihrem Schicksal ringen, und wärmer als das allgemeine Gefühl des Unrechts oder die moralischen Sympathien unsrer Natur, die bei den Leiden und dem Kummer unsrer Brüder Zeugniß ablegen von unserer eignen Schwäche in den Händen des Geschicks. Auch vor Polen sind Königreiche gefallen und zermalmt worden; Völker wurden durch Zufall oder Gewalt aus ihrer Heimath vertrieben, und der Eingeborne, ein Sklave im eignen Land, oder ein Verstoßener und Vogelfreier im Land des Unterdrückers, hat in allen Jahrhunderten dem Historiker einen Gegenstand, dem Philosophen ein Beispiel, dem Poeten ein Thema der Klage, der Rache oder der gehofften Wiederherstellung geliefert. Aber während in solchen Fällen die Wirkungen uns offen vorliegen, ist uns die Ursache meist verborgen durch die Ferne der Zeit; ganz anders ist es bei Polen; die Katastrophe seines Untergangs ist nicht bloß eine historische Wahrheit, nicht bloß ein in der Gegenwart erlebtes Leid; es ist eine Katastrophe, welche eintrat, als die jetzige Generation, die Denkenden und Betrachtenden wie die Herrschenden, in voller Frische des Daseyns stand; wo man an die herberen Begleiter des Lebens und der Nothwendigkeit gar nicht dachte oder nicht an sie glaubte; wo man die Welt wie durch einen Morgennebel sah, welcher ihre Herrlichkeit vergrößerte und selbst ihre Schatten mit Reizen schmückte. In einem solchen Augenblick tiefer, nichts ahnender Ruhe, erschütterte der Schlag, welcher Polens Unabhängigkeit vernichtete, jedes jugendliche Herz bis ins Innerste — selbst das ihrer Feinde. Er erschütterte auch die Brust des gereifteren Geschlechts, welches den ersten Tönen des Revolutionsgewitters gelauscht, und unter Gefahren, die ihnen selbst in dämmernder Ferne drohten, das tiefere Weh dieser vollbrachten Zerstörung empfanden; das letzte Aechzen einer gleichzeitigen Unabhängigkeit, die nicht mehr war.

In der physischen Welt, wenn der Geist anders beschäftigt ist, hinterlassen oft überraschende, wichtige Ereignisse einen tiefen, aber im Augenblick nicht beachteten Eindruck; und wenn das unmittelbare Gewühl und Gedränge der Leidenschaft vor-

über ist, bemächtigt sich dieser Eindruck des Geistes, wie eine Stimme der Vergangenheit, wie ein Echo seiner Einsamkeit; deutlicher gehört und empfunden durch jeden stummen Pulsschlag, und tiefer und tiefer ins Ohr und ins Herz sich senkend. Wir hegen diese Stimme, wir wissen selbst nicht warum, und verweilen bei ihren Tönen, bis sie uns so geheimnißvoll gemahnen wie ein halb ausgesprochenes Orakel oder ein Richterspruch; und das werden sie auch in Wahrheit, wenn eine Combination, welche uns in unsern geschäftigeren Stunden entging, sich in ihren Wirkungen enthüllt, und wir fühlen, wie nahe sie uns betrifft. Hiefür ist in der politischen und moralischen Welt ein paralleler Fall, der der französischen Revolution und Polens. Die nähere Gefahr ist vorüber, die in ihren Folgen minder leicht zu übersehende Katastrophe bleibt; kämpfend nur gegen den vorübergehenden Zufall der Revolution haben wir die Ausübung eines weit gefährlicheren Grundsatzes: des Princips der Vernichtung, ruhig geschehen lassen.

Dieß ist die gedoppelte Quelle unsrer Sympathie für die Polen, daß sie unsrer Jugend waren wie Brüder, und dann gewaltsam von uns weggerissen wurden, und daß unsre Eltern dem Schauspiel der Vernichtung zusahen. Wir fühlen, daß ihr Untergang unsre Gefahr ist. Die Verurtheilung Straffords war das Todesurtheil Karls I; die Polen bildeten die Vorposten gegen eine Macht, die wir jetzt selbst zu fürchten haben.

Wir berührten die politische Frage hier nur, sofern sie die Basis moralischer Sympathien ausmacht; denn diese sind die Grundlage der Poesie; und es ist ein eigner Fall mit England, daß, während die großherzige Stimme seines schändlichst mißhandelten und verlästerten Staatsmannes allein unter allen Nationen sich erhob für die Wiederherstellung Polens, und zwar im Namen einer moralischen Rechtsforderung: daß doch unsre Landsleute allein unter allen Nationen gänzlich unbekannt sind mit der Stimme, welche noch Zeugniß gibt von der Nationalität dieses Landes, welche noch, obgleich erstarrt, verstoßen, kummervoll und gebrochen, die Verbannten von ganz Europa an das Eine Land ihrer Heimath kettet; und, der Beweis eines Geistes, der allen Schicksalswechseln trotzt, den einzigen, letzten, besten und unzweifelhaften Kern der unüberwindlichen Lebenskraft Polens bildet.

Die lebendige und unauslöschliche Stimme von Polens Literatur hat in der That auf unsrer Insel kaum den allerschwächsten Wiederhall geweckt. Obschon Frankreich und Deutschland, Schweden und Dänen, und selbst seine strengen Herren, die Russen, je in ihren Sprachen die wilden und schwermüthigen Töne der polnischen Harmonien sich angeeignet haben, hat doch England, mit Recht stolz auf seine dermalige Dichter-Constellation, keine Begierde gezeigt, mit denen bekannt zu werden, welche in der Ferne glänzen und deren Strahlen nie über die Wellen seines Meergürtels herüberdrangen. In Wahrheit, ihr Licht hat, wie das von unbekannten Sternen, bis auf diese Stunde uns gar nicht erreicht; und doch muß selbst das Vorurtheil zugestehen, daß Polen zu dieser Zeit Namen aufzuweisen hat, welche sich mit allen unsrigen, die höchsten etwa ausgenommen, messen dürfen. Wenn die Verbindung von Kraft und Anmuth, von Einfachheit und Tiefe, der Glanz, die Zärtlichkeit, die spielende Grazie, die wilde Melancholie, die Stärke, Sanftheit und ungestüme Leidenschaft Thomas Moore's ihn zu einer Höhe als lyrischer Dichter erhoben haben, womit kein Dichter irgend einer Zeit oder irgend eines Landes sich vergleichen läßt (?!), so darf doch neben jedem Namen, außer dem seinigen, der Zaleski's in dieser Dichtgattung genannt werden. Wenn der düstre Glanz Byrons allein den hehren Gipfel seiner eigenthümlichen Hoheit verschleiern, so dürfen doch die Stolzesten unter seinen Landsleuten, welche diese Strahlen aufgefaßt und reflectirt haben, sich nicht einfallen lassen, über die Namen eines Mickiewicz und Malczeski sich zu erheben; und obgleich vielleicht nichts seit der Zeit Homers selbst dem raschhineilenden Strom und der lebendigen Energie Scotts gleich kommen mag, so findet doch die traditionelle Sage und der mystische feierliche Ernst, welche dem Geist unsers gewaltigen Minstrel so theuer waren, in ganz Europa ihren besten, obgleich nicht ebenbürtigen Vertreter an dem Geist des jungen Goszczynski; entbehrend Southey's kunstreich gebildete, aber lebhafte und Alles auffassende und schildernde Einbildungskraft, verbindet er doch seinen Geschmack an übernatürlichen Gewalten, an Zauberern und Gespenstern, mit einer halb verhüllten Kraft und halb wilden Phantasterei, die uns bald an Coleridge, bald an Monk Lewis erinnert.

Das eigenthümliche Temperament der Polen, weit weniger europäisch als asiatisch, welches die rastlose Leichtigkeit der neuern Perser mit der verzweiflungsvollen Tapferkeit der alten Scythen vereint zeigt — eine Verbindung, welche an den Charakter der Irländer stark mahnt — macht sie ganz besonders empfänglich für poetische Eindrücke, und ganz vorzüglich für solche, die, wie ihre Geschichte, das Gepräge des Ueberschwänglichen und des Trübsinnigdüstern an sich tragen. Bei solchen Naturen sind jedoch die Eindrücke in der Regel flüchtig, vielleicht im Verhältniß zu ihrer Stärke und Lebhaftigkeit. Daher sind die phantasiereichsten Nationen selten die poetischsten, denn das Wesen solcher Geisteseigenthümlichkeit ist: Unregelmäßigkeit in der Seelenstimmung; während die Poesie, in ihren ernsteren Gattungen wenigstens, Stätigkeit des Denkens und der Gesinnung erheischt — welche nur das Resultat festerer Lebensgewohnheiten und Institutionen ist, die den Geist für höhere Bestrebungen bilden. Man vergleiche nur die alten Griechen Thraciens oder Thessaliens mit denen Joniens; die Bewohner Akarnaniens mit den Athenern oder auch nur den Böotiern. Man wäge den Norweger gegen den Schweden, den Celten gegen den Sachsen ab; den Schweizer, den Biscayer, den Karpathenbewohner mit den cultivirteren Bewohnern der daranstoßenden ebnen Länder. Dieser Satz, dessen Wahrheit schon in Europa so einleuchtend ist, wird noch mehr veranschaulicht in Asien, wo der Tatare stumm ist gegen den Chinesen, der Nepalese oder Tibetaner gegen den Hindu; und der wandernde Araber, trotz seines Pochens auf frühe Civilisation und Literatur, ist im Nachtheil, verglichen mit dem gesetzteren Türken oder auch mit dem lebhafteren Perser. Diese letztern zeigen den stärk-

sten und auffallendsten Contrast, denn er tritt bei ihnen selbst, nur in verschiednen Perioden ihrer Geschichte hervor; unter stetigen Regierungen und dauernden Institutionen nehmen die Leistungen der persischen Muse einen hohen Rang in den Annalen des Ruhms ein; unter schwachen Regenten und bei einer unregelmäßig zusammengerafften Bevölkerung ist sie zur Unbedeutenheit herabgesunken.

Aber die ins Ausland sich verbreitende Popularität der neuesten englischen Dichter, und ganz besonders Byrons, hat eine auffallende Veränderung überall bewirkt, und dieß nirgends mehr als in Polen. Gerade die Ichsucht dieses Dichters, vermöge der er seinen geheimsten und individuellsten Gedanken Oeffentlichkeit gab, warf ein neues Licht über die noch nicht inspirirte Welt. Die Menschen wurden sich mit Erstaunen bewußt, daß ihre eignen Pulsschläge, Leidenschaften und Erfahrungen, Alles was sie als gleichgültig übersehen, oder als ganz individuell und eigenthümlich beinahe vor sich selbst, gewiß aber vor den übrigen Menschen verborgen halten, Gefühle seyen, die nicht nur hier und da in der menschlichen Natur ausnahmsweise vorkommen, sondern welche, weit entfernt auf das Individuum sich zu beschränken, der ganzen Gattung gemeinsam seyen. Sie entdeckten auch, daß die Kundgebungen des höchsten Genius einzig und allein vermöge der treuen und scharfen Schilderung und Darstellung eben dieser Erfahrungen den Lohn des Lobes, die unterwürfigste Bewunderung ansprachen und davontrugen, von welchen man früher geglaubt, daß sie der Tribut seyen, welcher nur einem unbegränzten und unbestimmten Vermögen gebühre, als welches man sich das Genie dunkel vorstellte. Diese Einsicht und Belehrung, wir wiederholen es, welche durch die mehr an Allgemeines sich haltenden, früheren Dichter während ganzer Jahrhunderte nur wenigen Begabteren war einleuchtend gemacht worden, begründete die kecke Ichsucht eines Byron für die Menge. Daher hat eine so große Anzahl von Dichtern und Autoren gelernt, in ihrem eignen Innern die Wahrheiten aufzusuchen, welche, nach der Meinung ihrer schüchternen Vorgänger, nur in der äußern Welt zu finden seyn sollten; und daher die ungeheuern Fortschritte, welche bis auf einen gewissen Grad im Ausland und noch weit mehr bei uns selbst binnen der wenigen letzten Jahre gemacht worden sind, Wahrheit und genaue Beobachtung betreffend, sobald nur einmal die erste krankhafte und leidige Thorheit der Nachahmerei und einer affectirten, misanthropischen Sentimentalität sich selbst um den Credit und um die Lebensfähigkeit gebracht hatte, indem es unmöglich wurde, dieß schofle Gewimmer und die Phrasen gemachter Facta zu lesen, und lächerlich, sie zu kaufen.

Wenn dieß zu Hause der Fall war, so kann man sich kaum wundern, wenn ein Land, so gedemüthigt und in den Staub gebeugt wie Polen, wo jedes Theilchen Geist wie durch homöopathischen Druck und Zwang zu energischer Expansion gedrängt ward, darauf verfiel, im Reiche der Phantasie den Trost zu suchen, welchen die Wirklichkeit versagte, und, weil die Gegenwart dunkel und die Zukunft in ungewisse Dämmerung gehüllt war, in den Sagen und Erinnerungen der Vorzeit sich nach Beruhigung umsah. Aber welche Anstrengungen auch gemacht wurden, die Verzweiflung zu verscheuchen: ein Ton der Trauer entspringt doch immer der Verwüstung und Verlassenheit; die Hand der Niedergeschlagenheit zittert bei ihren Versuchen, und ein feuchter Nebel, wie vom herannahenden Tode, macht die Saiten der Leyer erschlaffen. So ist fast jede Zeile der Ergießungen der polnischen Muse durchdrungen von einem Ton unverstellter und tödtlicher Traurigkeit, und wie mannichfaltig das Talent des Dichters und wie warm im Ganzen sein Geist: wir fühlen doch von vorn herein, daß der Endreim seines Thema's nur Entsetzen und Gemetzel, üble Vorbedeutungen, Verwüstung und Untergang seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.

(Schluß.)

Sir Francis Burdett bildet in manchen Beziehungen einen Contrast zu dem bisher betrachteten Charakter. Er ist ein einfacher, gerader, unverkünstelter englischer Gentleman. Auch ist er ein Mann von großer Belesenheit und vielen Kenntnissen, mit denen er übrigens nicht zu glänzen sucht, wenn es nicht etwa ist, um Shakspeare zu citiren, was er oft mit großem Glück und Tact thut. Sir Francis ist einer der angenehmsten Redner im Haus und ein ungeheurer Liebling des englischen Volks. Das verdient er auch: denn er ist eines von den wenigen noch übrigen Mustern des altenglischen Verstandes und altenglischen Charakters. Alles, worauf er Anspruch macht, ist nur: gesunder Verstand und geradsinnige Ehrlichkeit; und diesen Eigenschaften kann kein größers Compliment gemacht werden, als durch die Aufmerksamkeit, womit man ihm im Hause der Gemeinen zuhört. Wir können uns keinen stärkern Beweis von Muth denken, als wenn man Dinge sagt, wie er sie dort gesagt hat; und wir haben ihn erröthen und beschämt gesehen wegen der Wahrheiten, die er auszusprechen genöthigt war, wie einen schüchternen Neuling. Er hätte dort nicht so sprechen können, wie er öfters that, wenn er nicht, neben seiner Achtbarkeit überhaupt, ein sehr redlicher, ein sehr gutmüthiger und ein sehr wohlaussehender Mann wäre. Aber offenbar hatte er gar nicht den Wunsch zu glänzen oder die Absicht zu beleidigen; es war ihm schmerzlich, die Gefühle der ihn Hörenden zu verletzen; aber es war eine höhere Pflicht für ihn, seine aufrichtige und ernste Ueberzeugung nicht zu unterdrücken. Es ist zum Verwundern, wie vieler Tugend und Aufrichtigkeit ein Mann sich ungestraft schuldig machen darf, wenn er keine Eitelkeit, keine Bosheit oder Doppelzüngigkeit an sich hat, wodurch er die Verachtung oder Erbitterung Andrer reizte, und sie empfindlich machte über die Superiorität, die er über sie behauptet. Wir erinnern uns nicht, daß Sir Francis je sich bemüht hätte, gelegentliche Unbescheidenheiten oder Heftigkeiten gut zu machen, dadurch daß er den Herzog von York wegen der Schlacht von Waterloo pries, oder den Ministern zur Einsper-

rung Bonaparte's auf St. Helena Glück wünschte. Es gibt keine gute und ehrliche Sache, zu der er sich nicht offen zu bekennen wagt, keinen Unterdrückten, dem er nicht beizuspringen geneigt ist. Er verbindet die Festigkeit des Mannes mit dem ungeschwächten Enthusiasmus des jugendlichen Gefühls. Seine Grundsätze sind gereift und mild, ohne daß sie durch die Zeit weniger gesund und tüchtig geworden wären; denn zu einer gewissen Zeit schien er ins Haus der Gemeinen zu kommen, voll des Uebermuths und der kaustischen Laune, die er in Wimbledon Common eingesogen. Er ist nie heftig oder extrem, als wenn das Volk oder das Parlament nicht bei Trost zu seyn scheint; und dann scheint er die Nothwendigkeit zu bedauern, einfach erklären zu müssen, daß er dieser Ansicht sey, statt daß er sich darüber breit machte, oder über bevorstehendes Unheil jubelte. Nur in Einem Irrthum scheint er befangen zu seyn (den er, wie wir glauben, auch von Mr. Horne Tooke oder Major Cartwright entlehnte), daß er glaubt, auf die frühen Zeiten unsrer Verfassung und Geschichte zurückgehen zu müssen, um die Principien des Rechts und der Freiheit zu suchen. Eben so gut könnte er „einen halben Tag einem vergessnen Traum nachjagen.“ Die Freiheit ist, unsers Dafürhaltens, eine moderne Erfindung, das Resultat der Bücher und der Buchdrukerkunst, und gleich wünschenswerth, ob sie nun neu oder alt ist. Ein Mann kann ein Patriot seyn, ohne ein Kenner des Alterthums zu seyn. Dieß ist der einzige Punkt, wo Sir Francis einen leisen Anstrich von Pedanterie haben dürfte. Im Allgemeinen ist seine Freiheitsliebe rein, wie sie warm und sich gleichbleibend ist; seine Humanität ist freisinnig und unbegränzt. Sein Herz erbittet sich nicht vom Kopf die Erlaubniß: zu fühlen, und seine Klugheit bewacht nicht immer aufs strengste seine Zunge oder Feder. Niemand schreibt einen bessern Brief an seine Constituenten als das Mitglied für Westminster; und seine Aufsätze dieser Art sollten gut seyn, denn sie haben ihn hin und wieder viel gekostet. Er ist der Abgott der Leute in Westminster; wenige Personen haben so viele Freunde und Günstige; und noch mehr Ursache hat er, stolz zu seyn auf seine Feinde, denn seine Rechtlichkeit und Unabhängigkeit hat sie ihm erworben. Sir Francis Burdett blieb oft im Hause der Gemeinen in der Minorität mit nur ein paar Stimmen auf seiner Seite. Wir vermuthen, zum Unglück für sein Vaterland, es werde sich finden, daß die Geschichte ihren Protest zu seinen Gunsten einlegen werde!“

Ein Kuß à l'antique.

Nach Th. Moore.

Laß' uns, Geliebte, hier betrachten
An diesem Ring den edlen Stein;
Als heilig ist er jetzt zu achten;
Das Alterthum schon nannt' ihn fein.

Ihn trug vielleicht mit stolzer Wonne
Ein schönes Mädchen in Athen,
Und wähnte nicht, daß einst die Sonne
An schönrer Hand ihn würde sehn.

Sieh, Liebchen, welch ein süßes Zeichen!
Es scheint sein Glanz sich zu erhöhn;
Mußt näher deine Wange neigen
Und seine Pracht mit mir besehn!

Ein Jüngling ist's, an den sich schmieget
Dicht eine Nymph' in Liebesgluth.
Sprich, Nea, ob nicht zärtlich lieget,
Ob ihre Hand nicht herrlich ruht?

Denn hier in seiner Locken Fülle,
So scheint es, zwar sie sorglos spielt;
Doch drückt sie sanft und neigt sich stille,
Bis seinen Nektarmund sie fühlt.

Du, Mädchen, Jüngling, selig beide!
Sie zeigt voll heißer Liebe sich;
Er gibt nur langsam sich der Freude. —
O selten zwar, doch wonniglich!

Ich will jetzt diesem Jüngling gleichen,
Doch werd' ich nicht so spröde seyn;
Du wirst dich nicht so willig zeigen,
Nimmst du des Mädchens Stelle ein.

Drum wollen wir denn auch umschlingen
So zärtlich uns, wie diese thun;
Dann soll in deiner Locken Ringen
Auch meine Hand wie ihre ruhn.

Dann fühl' ich deinen Hauch, den süßen,
Wenn du dich neigest gegen mich;
Dann wird sich Lipp' an Lippe schließen,
Und so, — Geliebte, küss' ich dich!

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1839.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

Bretagne.

In der Bretagne herrscht ebenfalls viel Leben und Bewegung auf dem Gebiete der gelehrten Forschung. Unter den Werken, welche in Nantes herausgekommen sind, citiren wir zunächst die des Hrn. Richer, welcher von der Natur ein sehr fruchtbares Schriftstellertalent erhalten. Seine „Geschichte der Bretagne" ist gut und elegant geschrieben, und von allen historischen Werken über jenes merkwürdige Land und Volk bei weitem die genaueste und interessanteste, die wir kennen, selbst die von dem französischen Akademiker Daru nicht ausgenommen, welche keineswegs in jeder Beziehung vollständig ist. Die Richer'schen Reisen im untern Loiredepartement können als Muster in ihrer Art angeführt werden. Die „Kosmopoliten" und der „Fischer" sind zwei belletristische Skizzen, welche in Paris Aufsehen erregt haben würden. Die erstgenannte Erzählung ist eine geistreiche, witzige Satyre auf die Akademien der Wissenschaft in den Departementen von Frankreich; der Verfasser macht sich auf eine sehr ergötzliche Weise über diese gelehrten Gesellschaften lustig, welche ihre Congresse mit so großem Lärm ankündigen und so kleinliche Resultate zu Wege bringen. Der „Fischer" ist ein kleines, scherzhaftes Drama, worin die Wahrheit ins Licht gestellt wird, daß es einen Moment im Leben gibt, wo die Rechthaberei und die verstockte Ueberzeugung, man besitze ganz allein die Untrüglichkeit, in reine Narrheit ausartet. Hr. Richer war der Erste, welcher im „Lycée Armoricain" (einer Wochenschrift, welche von 1822 bis 1833 in Nantes erschienen), die Behauptung aufgestellt, daß die französische Literatur des Mittelalters aus dem alten Armoricum herstamme. Die sogenannte kleine Bretagne ist allerdings die erste Gegend des Occidents, wo das Feudalsystem sich ausbildete, und als in der Folge die hereinbrechenden Franken und andere Barbarenvölker die Sprache der Gallier und Römer umschmolzen und veränderten, behielt die Bretagne das celtische Idiom nebst den Landessagen und Volksüberlieferungen. Das Genie der alten Barden starb in der Bretagne nicht aus, wie es sogar heutiges Tages in einigen Bezirken des Finisterre noch nicht ganz erloschen ist, wo man Volkslieder, Nationalarien und Eingeborne findet, welche bei feierlichen Gelegenheiten das Dichterhandwerk üben und Verse improvisiren. Hr. Emil Souvestre und ganz neuerdings Th. de la Villemarqué haben eine Sammlung von diesen altbretagnischen Volksliedern herausgegeben. Man darf immerhin annehmen, daß die Bretagne die Wiege der romantischen Literatur gewesen. Zur Zeit Karls des Großen, wo die celtischen Poesien in hohem Rufe standen, waren hier weit mehr als anderswo die Ideen von Feenkunst und Verzauberung einheimisch, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt hatten. Auch waren hier tiefer als überall sonst die Sitten und Gebräuche des Feudalwesens eingewurzelt. Die Zauberer, Schwarzkünstler, Minnesänger, Liebesritter, Feen, kurz die Abenteurer aller Art mußten demnach in den Gedichten der Bretagne eine wichtige Rolle spielen. Die Herrschaft der Edelleute, ihre gegenseitige Gleichstellung, die gänzliche Unterordnung des Volkes, Ideen von Liebesdienst und Herrendienst, christliche Weltanschauungen und Erinnerungen aus der alten Druidenzeit — alle diese Elemente und Thatsachen zusammen bildeten den Inhalt jener *adeligen* Dichtungen, wonach man die Romane von der Tafelrunde aufgesetzt hat, die als Prosa zu Volksbüchern wurden. Diese Meinung ist um so wahrscheinlicher, da diese Romane den Schauplatz der Begebenheiten fast immer nach der Bretagne verlegen. Tristan, der berühmte Amadis, die Fee Morgane, eine von den neun Jungfrauen der Insel Sein, und der Zauberer Merlin gehören alle dem alten Armoricum an, wo man gleichfalls das Schloß Joyeuse-Garde, die Burg Blanche-Couronne, und mehrere andere in den Ritterromanen berühmte Localitäten findet, deren Trümmer der Reisende noch heute besuchen kann. Wie dem nun auch seyn mag, Hr. Richer hat diese Meinung mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit und Provincialeifer vertheidigt; in diesem Augenblick arbeitet der tüchtige Forscher an einem Werke über die Lehre Swedenborgs, dessen Ruf sich hoffentlich über die Gränzen des unteren Loiredepartements hinaus verbreiten wird. Außer Hrn. Richer sind uns in Nantes noch folgende

Geschichtsforscher bekannt: die HH. Le Boyer, Verfasser der Notices sur le département de la Loire-inférieure et sur la ville de Nantes, 2 Bände in 12; Le Cadre, der unter dem Titel: Recherches sur les antiquités de Nantes einen Octavband gegen das eben citirte Werk von Le Boyer geschrieben hat; Meuret, welcher zwei Bände Annalen von Nantes herausgegeben, worin sich gründliche Gelehrsamkeit, aber hie und da einseitiger Parteigeist kundgibt; A. Guépin, Verfasser eines geschichtlichen Abrisses der Stadt Nantes, welcher gegenwärtig gemeinschaftlich mit Hrn. Bonamy eine ausführliche Beschreibung von Nantes erscheinen läßt, unter dem Titel: Nantes au XIX. siècle, statistique, topographique, industrielle et morale; der Abbé Travers, von welchem es eine Histoire civile, politique et religiense de la ville et du comté de Nantes in drei Quartbänden gibt, deren Herausgabe A. Savaguer besorgt hat; F. J. Verger, Director der Archives curieuses de Nantes et des départemens de l'Ouest, welche einmal monatlich erscheinen, und viele zum ersten Mal gedruckte oder selten gewordene authentische Actenstücke über die städtische Geschichte von Nantes enthalten; Huette, Verfasser eines brauchbaren statistischen Handbuchs über das untere Loiredepartement; Ogée, welcher ein gelehrtes historisches und geographisches Wörterbuch über die Bretagne, so wie mehrere treffliche Landkarten vom Finisterre, Morbihan u. s. w. angefertigt hat; Victor Mangin, welcher zwar kein Gelehrter von Fach, sondern mehr ein Belletrist, Verfasser von mehreren pittoresken und poetischen Ausflügen in die Umgegend von Nantes, mit lithographischen Zeichnungen von bemerkenswerthen Gegenden und Monumenten. Hr. Mangin ist Redacteur en Chef der Corbeille nantaise, eines Unterhaltungsblattes, welches mit am geistreichsten und erfolgreichsten auf die literarische Decentralisation Frankreichs hin arbeitet; Hr. Mangin hat sich sogar neulich unterstanden, ein eigenes Vaudeville für die Nanter Bühne zu schreiben, une femme d'esprit betitelt, welches beim Nanter Publicum viel Glück gemacht, und den Pariser Vaudevilledichtern viel Aerger verursacht. — In Brest lebt der Ritter von Freminville, der sich durch seine Schriften über die Côtes du Nord und das Finisterre ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft der Archäologie erworben, und vornehmlich zur Verbreitung der Kenntniß des Bretagne'schen Alterthums beigetragen hat; und in Saint-Malo finden wir den Abbé Manet, welcher eben eine neue Geschichte der Bretagne schreibt, wovon die ersten 2 Bände erschienen sind, und manches Neue bringen, was seinen Vorgängern entschlüpft ist.

(Schluß folgt.)

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft.

Ein Hr. Hodgkinson las einen Bericht über angestellte Versuche, in Betreff der Temperatur in den tiefen Minen von Lancashire und Cheshire. In den Salzminen zu Northwich in Cheshire, unter 53° 15′ n. B. zeigte der Thermometer, den man 112 Yards unter der Oberfläche in ein drei Fuß tief in den Salzfelsen gebohrtes Loch stellte, eine Temperatur von 51° bis $51\frac{1}{2}$° F. ($8\frac{1}{3}$ bis $8\frac{2}{3}$° R.) mit sehr wenig Veränderung zwischen Winter und Sommer. In den tiefen Kohlenminen in der Nähe von Oldham wechselte der in ein Loch wie das obige gestellte Thermometer, $329\frac{1}{2}$ Yards unter der Oberfläche, von 57° bis $58\frac{1}{2}$° F. nach Beobachtungen, die ein ganzes Jahr hindurch fortgesetzt wurden. In andern Gruben war der Wechsel sowohl in demselben Loche, als in verschiedenen Löchern ziemlich bedeutend, was Hr. Hodgkinson sich nicht erklären konnte, Hr. Forbes aber bemerkte, daß Kohlenbergwerke nicht sehr geeignet seyen, Beobachtungen über die unterirdische Temperatur anzustellen, indem der Einfluß von Feuchtigkeit, selbst auch nur der in der atmosphärischen Luft befindlichen, mehr oder minder Hitze entwickle.

*

Andere Beobachtungen ähnlicher Art hatte Hr. Professor Forbes bei Edinburg angestellt, nämlich über die Wärme in verschiedenen Schichten, nämlich Trapptuf, loser reiner Sand und compacter, zur Kohlenformation gehöriger Sandstein; die Beobachtungen waren bei 3, 6, 12 und 24 Fuß Tiefe angestellt worden, und ergaben das seltsame Resultat, daß der Sand bei 3 und 6 Fuß Tiefe mehr, bei 12 und 24 Fuß aber bei weitem weniger Hitze zeigte als der Sandstein, nämlich bei 24 Fuß fast nur halb so viel. Der gelehrte Professor brachte seine Beobachtungen in mathematische Form, und entwarf logarithmische Curven, die bei zunehmender Tiefe allmählicher in gerade Linien übergehen, was so viel heißt, als daß die Temperatur in einer gewissen Tiefe constant bleibt und keinem Wechsel durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen mehr ausgesetzt ist. Auffallend ist die Beobachtung, daß, um die Hitze durch einen Fuß Trappformation fortzupflanzen, im Durchschnitt 6,9 Tage — um sie durch Sand fortzupflanzen 6,6 Tage — um sie aber durch Sandstein fortzupflanzen, nur 4 Tage erfordert werden.

*

Hr. Harris berichtete über eine Reihe von Beobachtungen in Betreff der Frage, ob der Mond, wie Manche glauben, auf den Barometer einwirke, kam aber zu dem Schluß, daß dieß nicht der Fall sey.

*

Der Präsident las eine Mittheilung von Sir John Herschel über die Wirkung der gespaltenen (dissevered) Lichtstrahlen im Sonnenbild, woraus hervorzugehen scheint, daß die Einwirkung der reinen Sonnenstrahlen die Wirkung der andern wesentlich afficirt und modificirt, statt daß, wie man bisher glaubte, alle Lichtstrahlen einerlei Wirkung äußern. Die Anwendung dieser Beobachtung auf die Daguerre'sche Erfindung soll von großer Wichtigkeit und höchst folgenreich seyn.

*

Dr. Ure las einen Bericht über einige Proben von Gährung vor. Er hatte sich nämlich zwischen einigen Destillatoren in Irland und den Accisebeamten ein Streit erhoben, ob sich in Bütten durch freiwillige Gährung, ohne Zusatz von Hefe, Alkohol bilde, und die Accisebeamten hielten es für angemessen, eine Reihe von Versuchen unter Dr. Ure's Aufsicht anstellen zu

lassen. Die Versuche ergaben, daß sich allerdings viel Alkohol im geschrotenem Korn erzeuge, ohne einen Zusatz von Hefe und in ziemlich kurzer Zeit.

*

In der geologischen Section legte Murchison eine in Deutschland von einem Hrn. von Dechen colorirte geologische Karte vor, und Hr. Greenough bemerkte in Bezug auf dieselbe, es sey höchst wahrscheinlich, daß unter den Morästen des nördlichen Deutschlands bedeutende Kohlenfelder begraben liegen.

*

Hr. Nasmyth las „über die Structur fossiler Zähne.“ Einige Anatomen hätten behauptet, die eigentliche Zahnsubstanz bestehe aus einer gleichförmigen Masse, in der sich kein allmählicher Bau erkennen lasse (structureless), er sey aber geneigt zu glauben, daß diese Masse organisch sey, und in verschiedenen Thieren charakteristisch verschieden, so daß man sie als ein Mittel der Classification betrachten könne. Er begleitete seine Vorlesung mit Zeichnungen in vergrößertem Maaßstabe.

Chronik der Reisen.

James Todd Reisen in das westliche Indien.

(Fortsetzung.)

Zurückkehrend von diesem herrlichen Schauspiele, fährt Obrist Todd fort:

„Unser Pfad führte durch dieselben duftenden Haine, wo die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben ausgestreut hatte; aber der Aberglaube des Menschen war eingedrungen und hatte einen Ort, würdig für die Eltern des menschlichen Geschlechts in ihrer ursprünglichen Unschuld, in einen Aufenthalt von Dämonen verwandelt, wo der Mensch sich zum Thier entwürdigt hat. Ich war oft Zeuge gewesen, und hatte noch öfter gelesen von den empörenden Gebräuchen Mancher der zahllosen Bewohner Indiens als Sklaven einer knechtischen Hierarchie. Doch diesem Tage blieb es vorbehalten, mir die ganze Größe der Entartung zu zeigen, wozu der Mensch auch ohne Einmischung von Priestertrug kommen kann, und die glücklicherweise zu tief unter den Attributen der menschlichen Natur war, um in ein System gebracht zu werden. Ich spreche von den Aghori, welche einen Platz in dem unendlichen Verzeichniß der Hindusecten finden.

„Ich kann diese Auswürfe der Menschheit als die Schakale ihrer Gattung bezeichnen; doch selbst diese mitternächtlichen Schwelger in Gräbern und Unreinigkeit sind rein in ihren Gewohnheiten im Vergleich mit dem Aghori. Das Thier würde sich wegwenden von Fäulniß und die Todten seiner eigenen Gattung verschonen; der Aghori sieht einen todten Menschen und einen todten Hund mit gleichem Gleichmuth oder vielmehr Appetit an, und, so ekelhaft es zu sagen ist, er zögert sogar nicht, sich mit den Auswürfen der Natur zu sättigen. Ich hatte gehört, daß es solcher Elenden nicht allein in dem geheiligten Abu gäbe, sondern auch mitten in den undurchdringlichen Schlupfwinkeln der andern Gebirge in der Halbinsel der Sauras, ergeben dem Dschain-Glauben. D'Anville spricht von ihnen als von einer espèce de monstre, deren Daseyn er bezweifelt, obgleich er den Bericht seines zuverlässigen Landsmannes Thévenot wiederholt, und fügt hinzu, daß von diesen Merdicour oder Merdikhor Plinius, Aristoteles und Ktesias Erwähnung thun, indem sie den persischen Namen in ihre Sprache übersetzen, da merd Mensch und khorden essen heißt, dasselbe, was „Anthropophagos“ sagt.

„Ich ging bei der Gopha oder Höhle des berühmtesten dieser Ungeheuer der gegenwärtigen Zeit vorbei, der lange der Gegenstand des Schreckens und der Verwünschung für Abu und seine Nachbarschaft war. Sein Name war Futteh Puri, der, nachdem er bis in ein hohes Alter Alles, was in seinen Weg kam, verschlungen hatte, den außerordentlichen Entschluß faßte, sich in seiner Celle einmauern zu lassen. Die Befehle von Wahnsinnigen finden schnellen Gehorsam, und da er als solcher angesehen wurde, erfüllte man seinen Wunsch und verschloß den Eingang der Höhle. Man sagte mir, es gäbe noch eine beträchtliche Anzahl dieser Elenden in den Höhlen des Gebirges, aus denen sie selten hervorkommen, außer wenn sie nach Früchten und andern Nahrungsmitteln suchen, welche die Rahtis die Wege entlang führen, die sie besuchen. Einer der Deora-Häuptlinge erzählte mir, daß kurze Zeit zuvor, als man seines Bruders Leichnam wegführte, um ihn zu verbrennen, eines dieser Ungeheuer dem Leichenzug entgegenkam und um den Körper bat, indem er sagte, es würde einen treffliche tschetni (Leckerbissen) abgeben.“

Von hohem Interesse ist die Statue des Adipala ihrer unverletzten Form wegen:

„Oestlich von der Feuerquelle bedeckten die Reste eines Tempels, der dem Stifter seines Geschlechtes geheiligt war, dem ersten der Pramaras, den Boden. Doch steht die Statue des Adipala fest auf ihrem Piedestal, und war für mich von weit höherem Interesse, als Alles, was ich vorher gesehen. Sie ist von weißem Marmor, gegen 5 Fuß hoch, und das schönste Stück Bildhauerarbeit, das ich in Indien traf. Er ist im Begriff, den Hindu-Bucentaur, Bhynsasura, ein büffelköpfiges Ungeheuer von titanischer Abkunft, der nächtlich die heiligen Wasser der Feuerquelle zu trinken pflegte, die zu bewachen der Pramara geschaffen war, mit dem Pfeil zu tödten. Der Pfeil ist eben abgeschossen, und die Zeichen des unverfehlten Zieles und muskulösen Armes waren in den Wunden dreier derselben sichtbar, denn er war durch alle Hindernisse und Bedeckungen hindurchgedrungen. Die ursprünglichen Ungeheuer müssen zerstört worden seyn, denn die gegenwärtigen sind roh aus blauem Schiefer, und zeigen durch nichts ihre fabelhaften Attribute an. Die rechte Hand des Pramara, immer noch dicht am Ohre, zeigt seinen Vorsatz an, der Arm ist frei und biegsam, von guten Verhältnissen, die Wendung des Gelenkes bewundernswürdig, nur die Finger sind vielleicht etwas zu krumm; die Glieder wohl proportionirt, die ganze Stellung anmuthig. Ein Schwärmer hat einen Theil des Bogens zerbrochen, der nicht von Dhunus oder Bambus, sondern von classischem Büffelhorn ist, dessen lockere Tschulla, oder Bogenschnur, ungewöhnliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit beweist. Der Kopf ist kühn und schön gebildet, doch unbedeckt, und die einzige Bekleidung eine den Bergschotten ähnliche Draperie, die bis in die Mitte des Schenkels hinabreicht, wie es noch jetzt von den Bergbewohnern des Aravulli getragen wird, mit einem Gürtel, in dem der Dolch steckt. Eine dreifache Perlenschnur mit Arm- und Fußspangen zeigt den Rang dieses ersten Pramara an.“ ....

„Doch jetzt denke sich der freundliche Leser am Eingange zum Heiligthume des Brishabdeva, des ersten der Dschains. Ohne Widerstreit ist dieß der stolzeste Tempel Indiens, und außer dem Tadsch Mahl gibt es

kein Gebäude, das ihm nahe käme. Vimal Sah, dessen Werk ihn unsterblich gemacht hat, war ein Kaufmann von Anhulwarra, einst das Tyrus Indiens und der ehemalige Sitz des Dschain-Glaubens. Doch erst gegen das Ende ihrer langen glänzenden Laufbahn wurden diese beiden Gebäude errichtet . . . Vor ihrer Erbauung war derselbe Platz von den orthodoxen Gottheiten Siva und Vischnu in Besitz genommen, deren Diener die Annäherung irgend einer ihrem Glauben feindlichen Secte nicht dulden wollten. Aber die Sahus von Nehrwalla, die ihm den Vorzug vor jedem andern Ort im Abu gaben, beschlossen, die Wirkung des Goldes beim Fürsten zu versuchen, oder, wie sie sich allegorisch ausdrückten, „Laeschmi selbst ging in ihren Plan ein, den Sieg ihrem Glauben zu verschaffen.“ Die Bestechungssumme war groß; sie erboten sich, so viel Erde, als sie zu ihrem Vorhaben brauchten, mit Silbermünzen zu bedecken, eine zu mächtige Versuchung für den Pramara zu widerstehen, und troß dem Fluch der Priester des Bal-Siva und Vischnu nahm er die Laks der Dschain-Kaufleute. Der Name des Fürsten wird nicht erwähnt, aber das Datum des Tempels zeigt, daß es Dharaburz war. Die Kaufleute waren gegen Laeschmi nicht undankbar, und stellten ihr Bild in einer Nische rechter Hand vom Eingange auf.

„Der Tempel des Vrishabdeva steht isolirt in der Mitte eines viereckigen Hofes, dessen Länge von Ost nach West gegen 180 Fuß, die Breite 100 Fuß beträgt. Längs der innern Seiten sind Reihen von Zellen, neunzehn an der breitern, zehn an jeder der schmalern Seiten, von denen jede Zelle gleiche Größe hat. Eine Piazza mit doppelten Säulengängen und auf einer Terrasse, die sich vier Stufen über den Boden des Hofes erhebt, geht rund um die Zellen, indem diese stets den Raum zwischen zwei Säulen füllen; außer diesen vier Säulen hat jede noch zwei Pilaster, die damit correspondiren, und die Theilungswände der Zellen, deren Dächer flach sind. In jeder Zelle, der Thüre gegenüber, ist ein erhöhter Altar, auf dem das Bild eines der vier und zwanzig Dschin-Eswars steht. Architraven, die von jedem Säulenpaar ausgehen und auf den entsprechenden Pilastern ruhen, bilden eine besondere Vorhalle für jede Zelle, und dieß ist noch deutlicher gemacht, da jede Abtheilung zwischen den vier Säulen entweder eine gewölbte oder flache Decke hat. Das Ganze ist von reinem weißem Marmor, jede Säule, Kuppel und Altar ist verschieden an Form und Verzierung, und der Reichthum und die Zartheit der Ausführung ist unbeschreiblich. Jede der 58 Zellen verdient das Studium eines ganzen Tages, und den Griffel des besten Meisters, sie zu zeichnen. Man versichert, daß jede einzelne Zelle durch reiche Personen aus verschiedenen Städten und Gegenden hinzugefügt worden sey, die sich zum Dschain-Glauben bekannten, woraus die große Verschiedenheit des Styls und der Verzierung sich erklärt, während die Harmonie und Symmetrie des Ganzen bezeugen, daß der Geist Eines Meisters es entworfen und ausgeführt haben muß, mit Ausnahme des südwestlichen Winkels, wo einige Ungleichheit vorherrscht. Die Altäre sind von reiner, einfacher Zeichnung, während Gold, Arbeit, Geschicklichkeit und Geschmack in den Colonnaden verschwendet worden ist, wo jede der Säulenregeln der Dschain-Baukunst ihr Beispiel hat. Jede Zelle hat ihre Statue, die dem besondern Gegenstande der Verehrung gewidmet war von der Person, auf deren Kosten sie errichtet wurde, und Inschriften, die den Zeitpunkt ihrer Erbauung angeben, sind in den innern Sims jeder Thüre eingehauen. Eine kleine Treppenflucht führt von dem Mundup nach dem Heiligthum des Vrishabdeva. Dieses besteht aus drei Theilen, einer Piazza mit Säulengängen, einer innern Vorhalle und drittens dem Sanctum des Gottes selbst. Hier wird der Geist von der Betrachtung der Kunst durch die verschiedenen Paraphernalien der Verehrung abgezogen. Das Erste, was ich beim Eintritte bemerkte, waren zwei Marmorplatten, auf deren einer ein Geweihter beschäftigt war, eine Saffransalbe zu bereiten als Opfer für Kesaria-Nath, die gewöhnliche Benennung des Gottes, von kesar, Saffran, den, nach Gebet, Reinigung und Räucherung mit Weihrauch, der Anbetende vor ihn hinstellt.

„In der Vorhalle standen einige Statuen und große eherne Glocken, um die Stunde der Anbetung zu läuten, und auf der einen Seite stand ein ungeheurer eiserner Kasten mit Dingen, die nach mrit-loca, dieser untern Sphäre, schmeckten. Im Heiligthum auf einem hohen Altar war eine kolossale Statue des Vrishabdeva in der gewöhnlichen sitzenden Stellung, und von hest-dahl oder den sieben Metallen gearbeitet; die Augen waren von Krystall, und ein kostbarer Edelstein oder Tika befand sich mitten in seiner Stirn. Der Thronhimmel bestand aus einem reichen Gewebe von Goldbrocat, und Räucherpfannen mit Weihrauch brannten vor ihm. Aber der Liebhaber der Kunst wendet sich bald weg von der Betrachtung der Gottheit dieses prächtigen Gebäudes, denn wenn auch erträglich ausgeführt in Betrachtung ihrer gewichtigen Größe, ist sie doch schlecht in Vergleich mit den reichen Kunstgegenständen umher. Dasselbe Urtheil muß von den Steinen in der Vorhalle gefällt werden, die keineswegs mit der Reinheit des Geschmackes in den andern Verzierungen übereinstimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Alterthümer von Weliki Luki. Diese ehemals zum Gebiete von Nowgorod gehörige Stadt scheint in sehr alter Zeit von großer Bedeutung gewesen zu seyn; es finden sich in der Nähe derselben noch manche Striche, die uralte Namen beibehalten haben, welche auf ehemaligen Götzendienst, vielleicht sogar Schamanencultur hinweisen. (Nordische Biene vom 13 (25) September.)

Aushebungen in Frankreich. Nach officiellen Berechnungen wurden vom Jahre 1791 bis 1838 inclusive in Frankreich 13.692,000 Mann ausgehoben, wonach auf das Jahr im Durchschnitt 291,317 Mann kommen. Indessen möchten sich doch dagegen einige Zweifel erheben, denn vom Anfange des Consulats bis zum 24 März 1814 oder bis zum Ende des Kaiserreichs sind nur 4,508,000 Mann aufgeführt, dagegen vom Jahre 1791 bis Ende 1799 nicht weniger als 7,262,000 Mann, wovon in der Verwirrung der damaligen Zeit ein großer Theil unausgehoben geblieben seyn mag. (Franz. Bl.)

Straßen im Departement de la Sarthe. In der siebenten Versammlung des Congrès scientifique de France, welche zu Mans abgehalten wird, wurde die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das vervollkommnete System des Baues und der Unterhaltung der Straßen gelenkt, welches von dem Ingenieur Dumas eingeführt wurde, dem das Departement die schönsten Straßen in ganz Frankreich verdankt. Sie sollen fast ganz gleichförmig eben, nur leicht gewölbt, ohne tiefe Geleise und frei von Staub und Koth seyn. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris.

Ehe ich die Schilderung von Tebris beginne, muß ich den Leser auf einen Umstand aufmerksam machen, der sich auf sämmtliche persische Städte bezieht. Ich werde niemals von der Einwohnerzahl sprechen, weil man hierüber durchaus nichts Bestimmtes wissen kann; denn in Persien ist keine Art von Volkszählung gebräuchlich: der Mensch wird geboren und stirbt, kommt und geht, und das wissen nur der Mullah und die nächsten Verwandten, die übrigen kümmern sich durchaus nicht darum. Auf die Angaben der Perser sich verlassen, heißt, sich in bodenlosen Uebertreibungen ergehen, die zu den seltsamsten Resultaten führen können: denn sie bevölkern Persien mit Hunderten von Millionen. Nichts bleibt übrig, als ein Probabilitätscalcul, mit dem ich mich aber glücklicherweise nicht abzugeben brauche, und darum schweige ich und werde schweigen, aus Furcht, eine lügenhafte Ansicht von mir oder andern auszusprechen.

Tebris liegt auf einer großen Ebene, und besteht aus zwei Theilen: aus der Stadt selbst und aus den Vorstädten; die erste ist bei weitem nicht so groß, als die letztern; sie ist von einer steinernen, gezackten Mauer und halbrunden Thürmen umgeben, und um dieselbe läuft ein tiefer und ziemlich breiter trockener Graben. Tebris zeigt aus der Ferne nichts besonders Bemerkenswerthes, wenig hohe Gebäude und gar keine Minarets, wie man sagt wegen der häufigen Erdbeben, und sie erscheint deßhalb auch äußerst einförmig; die Dächer sind flach, die Häuser von graulicher Farbe. Unter die merkwürdigen Gebäude der Stadt gehört der Palast des Thronfolgers, die sogenannte Ark, das Karawanserai, der Bazar Abbas Mirza's und einige Privathäuser. Bei Gelegenheit des Palastes werde ich auch meine erste Vorstellung bei Mohammed Mirza (dem jetzigen Schah) erzählen, und beginne darum mit diesem. Mohammed Mirza, der älteste Sohn des verstorbenen Abbas Mirza, und also der Enkel Feth Ali Schahs, ist von einer Mutter aus dem edlen Blute der Kadscharen geboren; nach dem Tode seines Vaters wurde er von seinem Großvater zum Thronfolger bestimmt, und als solcher von Rußland und England anerkannt. Er ist jung,*) nicht sehr groß, ziemlich dick und hat ein angenehmes Aeußere. Unter seinen Brüdern ist in Rußland Kosru Mirza, der in Petersburg war, bekannt; er ist jünger als Mohammed und von einer andern Mutter geboren. Kosru Mirza, der am russischen Hofe mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde, führte nach seiner Rückkehr ein höchst unordentliches Leben, verspielte sein Vermögen im Kartenspiel und zeigte bei seinem natürlichen, aufgeblasenen Charakter eine Widerspänstigkeit gegen den Willen seines Oheims und Herrn, daß Feth Ali Schah genöthigt war, ihn nebst seinem Bruder Dschangir Mirza nach Ardebil zu schicken, wo sie unter Aufsicht gehalten wurden. Trotz dessen hörten sie nicht auf, mit den Häuptern der um Ardebil wandernd umherziehenden Stämme geheime Verbindungen zu unterhalten, so daß der Schah drohte, sie exemplarisch zu bestrafen, und weder die Bitten ihrer Mutter, noch die Fürsprache einiger Freunde konnten sie aus ihrer Gefangenschaft befreien, welche sie übrigens in vollem Maaße verdient hatten. Doch genug für jetzt von den Verwandten Mohammed Mirza's, wir wollen vielmehr zu ihm selbst und zu meiner Unterredung mit ihm zurückkehren.

Sechs Tage nach meiner Ankunft erklärte mir der russische bevollmächtigte Minister, daß er mich dem Stellvertreter des Mittelpunkts des Erdkreises, der Zuflucht der Welt, des Schattens Allahs auf Erden, vorstellen müsse. Ich war hierüber sehr erfreut, und der Thronfolger bestimmte die Audienz auf den folgenden Tag um zwei Uhr Nachmittags. Um ein Uhr war ich schon bereit, d. h. gekleidet, wie es sich für eine Vorstellung bei Sr. Hoheit schickte. Nach der in den Verhältnissen zu unserer Gesandtschaft festgestellten Sitte erschien zur bestimmten Zeit im Quartier des Grafen Simonitsch der Ischik Agassi (Ceremonienmeister) Mohammed Mirza's, und erklärte mir, daß Seine Hoheit mich in seinem Palast erwarte. Der Zug bewegte sich in gebührender Ordnung: voraus gingen eine Menge Feraschen (Diener) mit langen Stäben, um die Wege frei zu halten, dann kam der Ceremonienmeister und endlich

*) Jetzt etwa 31 Jahre alt.

der bevollmächtigte Minister mit seinem Gefolge. Ich sah dieß zum ersten Mal, und muß gestehen, daß ich davon betroffen, erstaunt und zum Lachen gereizt war; auf der einen Seite schien mir die Sache großartig, auf der andern lächerlich, und ich gedachte des französischen Sprüchworts: „du sublime au ridicule, il n'y a qu'un pas." Das wilde Geschrei der Feraschen, begleitet von dem Schwingen ihrer unendlich langen Stöcke, ihre bunte Kleidung, der ganze Haufen, das Gelärm wirkten seltsam auf mich frisch angekommenen Europäer, dessen Auge an den asiatischen Geschmack noch nicht gewöhnt war. Nachdem wir ziemlich weit durch die krummen Straßen und engen Bazare gegangen waren, kamen wir zu dem Palast, traten in das erste Thor, und befanden uns mit Einem Mal mitten in einem großen Hofe. An der einen Mauer stand eine Wache aus den Sarbasen, welche, als sie den russischen Gesandten sah, ins Gewehr trat, und auf Commando des Officiers dasselbe nach englischer Weise präsentirte, was nicht sehr schön aussah, aber doch einen Schatten von Ordnung zeigte. Als wir an das zweite Thor gelangt waren, stiegen wir vom Pferde und gingen zu Fuß durch den zweiten, gleichfalls ziemlich großen Hof, aus welchem wir in den Garten traten. Als wir bis in die Mitte desselben gekommen waren, hielt der uns vorantretende Ceremonienmeister an, und machte eine Verbeugung bis an den Gürtel hinab; ich sah mich um, vor wem er sich bückte, und bemerkte in einem Saal, dessen Fenster in den Garten gingen, Jemand auf einem Lehnstuhl sitzen. Dieß war Mohammed Mirza. Wir Europäer blieben gleichfalls stehen, und statt der Verbeugung legten wir die Hand an unsere Mützen; Mohammed machte ein Zeichen mit dem Kopfe, und wir schritten weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Schluß.)

Von den Alterthumsforschern, welche in den übrigen Theilen von Frankreich die Literatur mit sorgfältigen, wenn auch häufig langweiligen Arbeiten über Geschichts- und Kunstdenkmäler beschenken, nennen wir noch die HH. Emilien Frossard zu Nismes, Verfasser mehrerer Broschüren über die römischen Monumente im Süden von Frankreich, Jouanet in Bordeaux, Gilbert und Du Sevel in Amiens, welcher letztere so eben eine zweite Auflage seiner Geschichte der Kathedrale von Amiens veranstaltet, Estancelin und Louandre in Abbeville in der Picardie, Allier im Bourbonnais, Dumège, Dubarri, de Castellane und Crozanes im Languedoc und den angränzenden Provinzen, Vallet in Saint-Omer, Tarbé in Sens, Gabriel Peignot in Dijon, dessen Ruf, wenn ich nicht irre, sogar bis jenseits des Rheins vorgedrungen: seine Recherches historiques et littéraires sur les Danses des morts verrathen vielen Fleiß und Scharfsinn, und sein Myriobiblion français ou Recueil de recherches littéraires strotzt von Gelehrsamkeit und Belesenheit; Pilot im Dauphiné, Th. Cauvin und Richelet in Mans, Beauchet und de Chergé im Poitou. Alle diese Gelehrten und noch so viele andere, welche in unserer Liste fehlen, haben in den Provinzen die Früchte ihrer mehrjährigen Forschungen herausgegeben, die von sehr Wenigen beachtet worden sind, obschon sie alle Beachtung verdienten. Ich sprach neulich meine Verwunderung darüber gegen einen Pariser Journalisten aus, der mir zur Antwort gab: Man müsse nicht über solche Gegenstände schreiben; das seyen veraltete Geschichten, um die sich Niemand mehr bekümmere. — Worüber hätten denn diese guten Leute schreiben sollen? fragte ich. — Mein Gott, über den Handel, über die Zuckersteuer, über die orientalische Frage . . . — Aber wenn sie vom Handel, von der Staatswirthschaft und Politik nichts verstehen, wenn sie bloß wissenschaftlich gründliche Geschichtsforscher und Archäologen sind, wie können sie in diesem Falle etwas Gescheidtes über Seifensiederei oder sonstige in den Handel einschlagende Artikel vorbringen? — Tant pis pour eux, lautete die Antwort. — Aus dem allgemeinen Hange für archäologische Studien erklären wir uns den Umstand, daß in den Provinzen Frankreichs noch so viele Gedichte gemacht werden, welche man in Paris als verlegene Waare betrachtet, folglich ganz vernachlässigt. Die Poesie ist zu Paris aus der Mode gekommen; die Epopöe ist alter Plunder; die Ode paßt nur noch für Gymnasiasten, und die Satyre ist ganz unzulässig in einer Stadt, wo Jeder sich selbst anbetet. Alle diese Dichtungsarten sind demnach in die Provinz verbannt, welche sich allerdings noch vielfach damit befaßt. Der bekannte Bäcker Reboul in Nismes hat ein großes Heldengedicht, le dernier jour betittelt, zu Stande gebracht; ein Wollweber und ein Zinnarbeiter in Rouen, deren Namen mir gerade nicht beifallen, machen ganz hübsche Oden; Hr. Ayma in Toulouse hat eben unter dem Titel préludes, einen Band Sonnetten und Gedichte erscheinen lassen; Hr. Sol in Ploermel klagt auf dem „Grabe Annettens" in schauerlichen Gesängen, mit Streckversen untermischt, und Madame Touchard in Mans besingt Glaube und Hoffnung in ganz artigen Gedichten, welche man mit völligem Recht den Pariser lyrischen Ergüssen zur Seite stellen kann.

Die bildenden Künste geben in den Provinzen Frankreichs wenig oder gar keine Lebenszeichen; die Statuen zu öffentlichen Gebäuden, Plätzen und Brücken lassen die Provincialstädte in Paris ausführen, welches sich dieser Aufträge mit seiner gewohnten Bravour und Schnelligkeit entledigt. Seit einiger Zeit haben zwar die größern Departementalstädte angefangen jährliche Kunstausstellungen zu halten, allein die einheimischen Künstler lassen dieselben entweder verwaist oder werden von den eingesandten Werken anerkannter Pariser Meister erdrückt. Fast Alles, was wir auf den Provincialausstellungen in Rouen, Nantes, Angers, Lyon, Lille, Cambray, Orleans, Straßburg von einheimischen französischen Künstlern gesehen, trug das Gepräge des guten Willens und des Eifers für das Gute, aber nirgends fand sich eine Spur von genialer, origineller Auffassung und Erhabenheit der Idee. Wir kennen nur drei französische Künstler in den Departements, welche in Paris einen Namen haben; es sind der Landschaftsmaler Jolivard in Mans, der

Marinemaler Garneray und der Schlachtenmaler Bellangé in Rouen.

Jolivard gehört der neuern Landschaftsmalerschule an, welche er zum Theil mit gründen half; er schöpfte näher an den unmittelbaren Quellen der Natur, die Auffassung seiner Landschaften ist freier, lebendiger, und die stylisirte, absichtliche Composition hat bei ihm glücklich aus der Natur aufgefaßten Wirkungen Platz gemacht; er hat die Natur gründlich studirt und sich die Kunst erworben, sie treu wiederzugeben, jedoch wäre ihm mehr Strenge bei der Auswahl seiner Sujets zu wünschen und weniger Treue beim Copiren. Bellangé componirt hübsche Bataillen mit kleinen Figuren, in denen viel Feuer und Leben herrscht, und Garneray ist einer der tüchtigsten Marinemaler, den die Franzosen in neuerer Zeit aufzuweisen haben. Er war selbst lange Seemann und kennt das Schiff bis in die kleinsten Details, auf dessen Darstellung er daher auch besondere Sorgfalt und Fleiß verwendet. Die Fischerboote, die Küstensegler, die schweren Kauffahrer, die gewaltigen Dreimaster, die leichten Schaluppen, die zierlichen Bricks, die koketten Fregatten sind ihm organische Wesen, deren Bau und Anatomie er so genau studirt, wie der gelehrteste Historienmaler den Bau und die Anatomie des menschlichen Körpers; er zeigt uns diese Fahrzeuge in allen möglichen Bewegungen, Schwenkungen und Verkürzungen, in der Ruhe des Hafens und im Spiel der vollen Segel, im wüthenden Sturm und im Donner des Gefechts, wenn die Rippen krachen und die Masten zersplittern. Ihm ist nicht das Element, sondern das Schiff die Hauptsache; er ist der Vernet der Seeschlacht, und wurde deßhalb auch von der französischen Regierung dazu ausersehen, die Waffenthaten der französischen Marine zu malen. Im historischen Museum von Versailles sieht man von Garneray die Schlachten bei Augusta und Navarin; zu bewundern ist dabei die Kunst, womit er in diesem wilden Chaos, wo die streitenden Elemente, Wasser und Feuer, sich zum Untergange des Menschen und seines kühnsten Werkes vereinigen, stets die Wirkung des Ganzen in Composition und Haltung durchzuführen versteht. Garneray's Auffassung hat vielleicht weder die ruhige Natur Schotels, noch die großartige, blühende Phantasie Gudins, und seine mehr genreartige Behandlung stimmt damit überein; man kann ihm bisweilen sogar eine gewisse kalte Buntheit vorwerfen, aber unmöglich wäre es auch oft, dieß von dem Gewirre einer Seeschlacht getrennt zu denken. Auf der letzten Ausstellung hatten wir ein treffliches, mehr dem Genre sich näherndes Bild von Garneray, der Fischfang an der Herault betitelt: es zeigt uns eine alterthümliche Mühle an einem Arme des Flusses, wo die Fische sich im seichten Wasser schaarenweise zu versammeln pflegen und das Fischervolk anlocken. Sorgfältige Ausführung der Landschaft und der Staffage, geistreiche, pastöse Behandlung, warmes, klares Licht zeichnen dieses Bild besonders aus, welches die französische Regierung fürs Luxembourg-Museum angekauft hat. Garneray gehört unbedingt zu den talentvollsten Künstlern seines Fachs, und ist nach Gudin der beste Marinemaler Frankreichs. Klingt es daher nicht abgeschmackt, wenn die Pariser Feuilletonisten sich damit brüsten, es gebe nur in Paris Talent, Genie, Geist, Witz, Geschmack, Kunst und Literatur? Allein dieser Gedanke ist einmal um keinen Preis aus dem Kopfe der Literaten-Republik oder vielmehr Literaten-Aristokratie, deren Rednerbühne, Forum und Capitol in Paris und deren tarpejischer Felsen beim Tabakhändler ist, herauszubringen. Die Provinz taugt zu nichts Anderm, als die Pariser Schöngeister zu ernähren, und die Provincialen sind zu nichts Besserem zu gebrauchen, als zum Kartenspiel, Kattunweben und Actiennehmen auf die Entreprisen, welche die Pariser in Gang setzen. Der Pariser macht sich wenigstens keinen andern Begriff von den Leuten in der Provinz, welche allerdings sehr viel selbst daran Schuld sind, daß man sie so geringschätzig behandelt, wie wir weiter oben gezeigt haben. Paris aber handelt sehr unklug und undankbar, daß es die Quellen vergiftet, woraus es sich tränkt; denn woher anders, als aus der armen, verspotteten Provinz kommen ihm seine Redner und Dichter, worauf es sich so viel einbildet? Paris hat nichts, was es sein eigen nennen könnte; Alles, was es Großes und Niederträchtiges besitzt, seine Künstler, seine öffentlichen Dirnen, kommen von weit her, die einen vom Genie, die andern vom Elend gestachelt und getrieben; den einen schändet es den irdischen Leib, den andern die himmlische Seele. Göttergleiches Paris, du bist unstreitig ein großer, leuchtender Herd; aber du solltest doch bedenken, daß ganz Frankreich das Holz dazu liefert, und zum allerwenigsten verlangen kann, sich daran zu wärmen!

C. C.

Hoverlants Geschichte von Tournai.

Es gibt einen Geschichtschreiber der Stadt Tournai, Namens Hoverlant, ehemaliges Mitglied des Raths der Fünfhundert, welcher die Geschichte seiner Stadt bis zum hundert und vierzehnten gedruckten Bande fortgesetzt hat. Diese Thatsache, die man für ein Mährchen halten sollte, wenn sie nicht im ganzen Lande bekannt wäre, ist gewiß einzig in den Annalen der Literatur. Hr. Hoverlant, schon sehr alt, hat vor einiger Zeit sein Gesicht verloren, und man glaubte, dieser Unfall werde sein Geschichtswerk beim 115ten Bande aufhalten; auch ist wirklich geraume Zeit verstrichen, ehe eine Fortsetzung erfolgte, dann aber fand der unermüdliche Annalist einen gefälligen Nachbar, der die Feder für ihn führte; der 115te Band der Geschichte Tournai's soll in kurzem erscheinen. (Echo de la Frontière.)

Chronik der Reisen.

James Todd's Reisen in das westliche Indien.

(Fortsetzung.)

„Der Kaufmann von Anhulwarra hat seinen Namen unsterblich gemacht und seine Dankbarkeit gegen Bhavani an den Tag gelegt, indem er ihr rechts vom Brischabdeva eine Capelle baute im südwestlichen Winkel des Vierecks, und ihre Zelle größer und höher machte, als die übrigen, während in der Nebenzelle die Statue des zweiundzwanzigsten und berühmtesten der Dschinetwar steht, Nem-Nath, auch Arisch-Nemi

oder „schwarz“ genannt. Die Statue ist kolossal, entspricht ihrem Namen und Farbe, und ist aus einem Marmorblock aus den Steinbrüchen von Dongerpur gearbeitet.

„Als wir den viereckigen Hof verließen, gingen wir durch ein viereckiges Gemach mit zahlreichen Säulen, die eine niedrige Decke trugen, an dessen Eingang, Vrischabdeva gegenüber, die Reiterstatue des Gründers steht, in mehr als Lebensgröße, mit seinem Neffen, der hinter ihm sitzt, und über seinen Kopf der Tschattri oder Sonnenschirm, das Zeichen des Adels. Der alte Kaufmann ist etwas plump gearbeitet und mit etwas bedeckt, das einer Kaziken-Tiare gleicht; sein Neffe reicht ihm ein Ding, das einem Marschallsstabe gleicht, doch auch eine Rechnungsrolle über die Kosten des Baues seyn könnte. Den Fürsten der Kaufleute umgeben zehn Figuren, auf eben so viel Elephanten sitzend, von denen jeder, wie der Reiter, 6 Fuß hoch ist; sie sind von Marmor und von erträglicher Arbeit. Localsagen erzählen, es seyen die Bilder der Könige der zwölf großen europäischen Nationen, welche Vimul Sah durch den Einfluß des Goldes zum Schwur vermochte, daß dieß Werk seiner Hände und seine Gottheit stets von ihnen geachtet werden sollte.

„Unmittelbar hinter der Reiterstatue des Gründers ist eine mehrere Fuß hohe Säule, welche aus drei Abtheilungen besteht, und anmuthig und schlank sich von einer runden Basis erhebt, die aus drei Marmorstufen besteht. In ihr sind unzählige kleine Nischen eingearbeitet, jede mit einer Figur der Dschineswar in der gebräuchlichen beschaulichen Stellung. Diese Säule ist eine gewöhnliche Zugabe bei jedem Dschain-Tempel. Ich bin geneigt, sie mit dem berühmten Cutub Minar in Delhi zusammenzustellen, und glaube, daß die islamitischen Baumeister die letztere umrießen, um die anstößigen Bilder zu entfernen. Zu dieser Classe gehört auch eine Säule auf dem Gipfel des Tschitore von fast 10 Fuß Höhe, auf ähnliche Weise mit Bildern verziert und von einer offenen von Pfeilern getragenen Kuppel bedeckt. Jeder Stein ist voll historischer Data, doch erfordert es eine große Bekanntschaft mit der Vergangenheit, um sie zu ordnen. Ich hätte einen Monat mit Besichtigung der Werke dieses fürstlichen Kaufmannes zubringen können, doch die Zeit drängte, und andere Gegenstände von gleicher Wichtigkeit erwarteten mich. —

„Wenn man durch einen Hof geht, führt eine Treppe zu einem andern Tempel, dem Parswanat'h, dem dreiundzwanzigsten und volksthümlichsten der Dschineswars, geweiht. Dieses Heiligthum wurde von den Brüdern Tedsch Pal und Bussunt Pal, ebenfalls Kaufleuten des Dschain-Glaubens, errichtet, welche die Stadt Tschandravati unter der Regierung des Dharaburz und als Bhim Deo der Oberherr des westlichen Indiens war, bewohnten. Entwurf und Ausführung dieses Heiligthums und aller seiner Zugehörungen sind nach dem Muster des vorigen, den es jedoch, als Ganzes, übertrifft. Es hat mehr einfache Majestät, die gerieften Säulen, die den Mundupp tragen, sind höher, und das gewölbte Innere ist dem andern an reicher Bildhauerarbeit ganz gleich, und übertrifft es in der Ausführung, die freier und in schönerem Geschmack ist. Die Spannung der Kuppel hält im Durchmesser 2 Fuß mehr als die andere, welche 26 Fuß hat; die gewichtigen Architraven von Marmor sind 15 Fuß lang und von einer ihrer Länge und ihrer aufliegenden Last entsprechenden Solidität. Das Peristyl entspricht genau dem bereits beschriebenen, und ist, wie dieses, durch eine dazwischen tretende Säulenreihe mit dem Viereck verbunden. Es ist unmöglich, eine deutliche Idee von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Basreliefs an der Hauptkuppel, oder den kleinern, die sie umringen, zu geben. Doch dürfen wir eine sonderbare Verzierung, die von dem größern Gewölbe herabhängt, nicht übersehen, deren Beschreibung aber die Feder vergeblich versucht, und die den Griffel des geduldigsten Künstlers auf die Probe stellen würde. Wenn es auch einige Analogie mit dem Corbeille einer gothischen Kathedrale hat, so gibt es doch im blühendsten Styl gothischer Baukunst nichts, das mit ihm verglichen werden kann. Die Form ist cylinderförmig, gegen 3 Fuß lang, und wo es von der Decke herabhängt, sieht es wie ein Büschel von halbgeöffnetem Lotus, dessen Kelche so dünn, so durchsichtig und so genau gearbeitet sind, daß das Auge mit Bewunderung aufsieht. Die Kuppel ist durch reich gearbeitete Schnüre in concentrische Abtheilungen getheilt, und jeder Zwischenraum mit fein gearbeiteten Devisen ausgefüllt. In einer Abtheilung scheint eine bacchanalische Gruppe die Zeit des Jahres anzudeuten, wo sich die ganze Natur erfreut und der Mann des Reichthums jeden Gedanken an Lacschmi (die Göttin des Reichthums) für den grünenden Wassanti oder Frühling aufgibt, vielleicht eine Anspielung auf den Namen des Gründers, Bussunt Pal, das heißt: „vom Frühling genährt.“ In den andern Abtheilungen sind reiche Festons en haut relief, von Blumen, Früchten und Vögeln, bis zum letzten, welche Figuren von Kriegern enthält, von denen jeder auf einem hervorspringenden Piedestal steht in verschiedenen Stellungen, einige halten ein Schwert oder Scepter; vielleicht stellen sie die Könige von Anhulwarra dar. Der torun*) theilt unsere Bewunderung mit dem Gewölbe. Er scheint wie ausgespritzt zu seyn aus dem Rachen zweier Seeungeheuer, deren Köpfe aus den Capitälen oder Säulen hervorspringen, die den Bogen tragen. Doch mit Worten ihn beschreiben, ist vergeblich, und wir verlassen den Mundupp für das Heiligthum.

„Beim Aufsteigen der Stufen treten wir in die Vorhalle, auf deren beiden Seiten ein tank oder Nische ist, die theils in die Mauer einsinkt, theils aus ihr herausspringt. Die Basis hat die Form eines Altars, über welchem kleine und sehr schön gearbeitete Säulen einen trefflich gezeichneten Himmel tragen. Obgleich glatt, kann nichts die Arbeit übertreffen, nicht eine ungleiche Linie oder unebene Oberfläche ist bemerkbar. Alles ist so fein gemeißelt, daß es wie in Wachs gegossen scheint, die Ecken, halb transparent, sind nicht ½ Linie dick. Diese Nischen sollen 1½ Lak Rupien oder gegen 12,000 Pfd. St. gekostet haben. Im Sanctum sieht man die Statue des Parswa, dessen Symbol die Schlange. Die Verehrung ist dieselbe, wie die oben besprochene.

„Die Piazza mit doppelten Colonnaden ist eben so merkwürdig als ein Ganzes, doch sind die Säulen einfacher und die gewölbten Abtheilungen eben so reich und von kühnerer Arbeit. Unter den complicirten Bildnereien dieser gewölbten Decken (nicht weniger als neunzig an der Zahl), von Satyrn, Göttern, Halbgöttern und Heroen, sind auch Schiffe; andeutend, daß der Reichthum der Gründer aus dem Seehandel floß zu einer Zeit, wo die stolze Stadt Anhulwarra und ihre stolzern Könige, die Balharas, im vollen Sonnenschein des Glücks strahlten, ihre Schiffe alle angränzenden Reiche besuchten und die Producte über das ganze Hindulant ergossen.“

*) Vorspringende Säule.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1839.

Die Neger auf Jamaica. *)

Wir haben schon früher bemerkt, daß die Flitterwochen der Emancipation vorüber sind, und dieses Wort bewahrheitet sich immer mehr, jede neue Nachricht zeugt von dem unheilbaren Zerwürfniß, das durch die ganze Einwohnerschaft von Westindien geht, und sich am heftigsten in Jamaica zeigt, wo 7 bis 8000 Weiße einer Masse von 320,000 Negern gegenüberstehen. Um das Benehmen der englischen Pflanzer zu verstehen, darf man sich nur erinnern, was wir im vorigen Jahre über den Emancipationsversuch auf den französischen Inseln während der Revolution mitgetheilt haben: man nannte die armen Schwarzen „freie Bürger der Republik," und band sie durch Regulative über die Vagabondage ꝛc. strenger als je vorher die Sklaven, so daß die Wiedereinführung des Namens endlich keine Schwierigkeit mehr hatte. Dasselbe bestreben sich jetzt die englischen Pflanzer zu thun, weil die englische Regierung aus wichtigen politischen Gründen die Emancipation fast um jeden Preis, und sollte dieser Preis selbst der Untergang der jetzigen weißen Einwohnerschaft von Westindien seyn, durchführen will.

Wie die Sachen gegenwärtig stehen, läßt sich mit wenigen Worten schildern. Bekanntlich wies der Pflanzer jedem Sklaven ein kleines Häuschen und ein Stück Feld zu, damit er durch den Anbau dieses letztern sich seinen Unterhalt selbst erwerbe, zu welchem Ende ihm einige freie Zeit vergönnt wurde. Als es zur Emancipation kam, fragte es sich, was aus diesem Häuschen und diesem Stück Feld werden sollte: der ehemalige Sklave konnte es nicht als Eigenthum in Anspruch nehmen, denn es war zu offenbar ein Eigenthum seines ehemaligen Herrn. Der Pflanzer konnte es nicht an sich ziehen und die Neger ausweisen, sonst beraubte er sich vorweg aller arbeitenden Hände; man kam also auf den Mezzotermine hinaus, daß der Neger Haus und Feld als Pacht behalten und mit Arbeit den Pachtschilling abverdienen sollte. Aber er war nur, was die Engländer tenant at will nennen, d. h. er konnte jeden Augenblick aus dem Pacht geworfen werden, sobald es dem Herrn beliebte.

*) Siehe Nr. 156 und 157 v. d. J.

Der Aufseher einer Pflanzung kündigt den Negern an, daß sie ihr Häuschen und Feld verlassen, oder einen Arbeitscontract eingehen sollen, einen Contract, der ihnen schwere Arbeit auflegt, geringen Lohn gibt, und lange dauert. Willigen sie ein, so sind sie so schlimm daran, wie je als Sklaven, und wenn sie die Bedingungen, die meist nicht geschrieben sind, nicht gehörig erfüllen, so kann man ihnen den ganzen Lohn entziehen, oder sie auf den Spruch eines Friedensrichters auf drei Monate bei harter Arbeit ins Gefängniß stecken lassen. Machen sie keinen Contract, so werden sie summarisch aus der Pflanzung vertrieben, und können dann als Vagabunden, die keine bestimmte Heimath und keine gesicherten Unterhaltsmittel haben, vor den nächsten Friedensrichter gebracht werden, der sie auf sechs Monate lang zu harter Arbeit in ein Correctionshaus schickt. Sollte es ihnen gelingen, weiter fortzukommen, ehe sie aufgegriffen werden, so kann man sie noch außerdem zu 39 Peitschenhieben verurtheilen, worauf man sie zurückschickt, wo sie herkamen, und wo dieselbe Alternative ihrer abermals wartet. Hieraus ist klar, daß die Pflanzer durch Disciplinargesetze die Neger in derselben Unterwürfigkeit erhalten wollen, wie zu der Zeit, wo sie noch Sklaven waren.

Indeß haben die Pflanzer das Ziel überschossen. Das Gesetz über die Contracte ist so streng, daß Niemand einen Contract eingehen will. Das damit in Verbindung stehende Gesetz über das Verjagen von den Pflanzungen *) kann so sehr als ein Mittel zur Unterdrückung benutzt werden, daß einige wohlwollende Menschenfreunde an mehreren Orten Anstalt getroffen haben, alle auf diese Weise verjagten Arbeiter unterzubringen. Das Gesetz über die Vagabondage wäre, wenn es streng ausgeführt würde, wohl im Stande, die Neger zu Contracten *zu zwingen*, aber es würde dadurch zu einer so furchtbaren Tyrannei, daß man ohne Hülfe von Soldaten es nicht auszuführen wagt.

Alle diese bestehenden und doch nicht wohl ausführbaren Gesetze haben allgemeines Mißtrauen und Unruhe erzeugt, und eine Folge gehabt, die sich leicht vorhersehen ließ: eine Menge

*) Ejectment in der englischen Gerichtssprache.

Neger haben die Pflanzungen verlassen, und sich auf herrenlosem Grunde angesiedelt, woran bekanntlich in Jamaica kein Mangel ist; kein bestimmtes Gesetz hindert sie daran, und wenn die Sache einmal Wurzel gefaßt hat, und allmählich im Innern neue Negerdörfer entstehen, so ist in keiner Art zu erwarten, daß diese wieder sich zu einer so harten Arbeit, wie auf den Zuckerfeldern und in den Zuckersiedereien, herbeilassen werden. Was wird aber dann aus der Zuckercultur? Und noch mehr, was wird endlich, da man nach englischem Rechte diesen freien Ansiedlern (freeholders) das Stimmrecht bei den Wahlen nicht verweigern kann, aus dem bisherigen Monopol der 2000 weißen Wähler werden, die bald durch eine ungeheure Ueberzahl von Schwarzen erdrückt werden müssen? Daß die Schwarzen in Westindien endlich über die Weißen das Uebergewicht erhalten werden, das ist kein Zweifel, wie aber und auf welchem Wege, das bleibt immerhin eine interessante und wichtige Frage.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris.

(Fortsetzung.)

Beim Eingang in den Saal zog der Ceremonienmeister seine Pantoffeln aus und wir unsere Galochen. Auf der Schwelle blieben wir stehen, wiederholten unsere Verbeugung, und wurden von Mohammed Mirza freundlich bewillkommt. Der Ceremonienmeister entfernte sich in eine Ecke des Saals, wo er in einer achtungsvollen Stellung auf seinen Stab gestützt stehen blieb, und wir nahmen auf den für uns bereit gehaltenen Lehnstühlen Platz.

Das Gespräch wurde durch einen Dolmetscher geführt und begann mit Fragen nach der Gesundheit, worauf der Minister mich Mohammed Mirza vorstellte, und zwar auf eine Art, daß dieser keinen Zweifel hegen konnte, ich gehörte zu den angesehensten Personen in Rußland; dasselbe glaubt man hier auch von allen Beamten der Mission. Dieß ist unerläßlich, weil dieß der persischen Regierung die nöthige Achtung vor den Russen einflößt, ohne welche auch nicht das kleinste Geschäft mit ihnen abzumachen ist.

In Folge dessen fragte mich Mohammed Mirza, wann ich zum letzten Male den Kaiser gesehen hätte? Ich erwiederte: am Tage meiner Abreise. Dieß war zufälligerweise nicht gelogen, da ich wirklich in dem Augenblick, wo ich mit meiner Reiseequipage Petersburg verließ, das Glück hatte, dem Kaiser auf der Straße zu begegnen. Hierauf fragte mich Mohammed nach dem Cäsarewitsch; hier aber mußte ich lügen, und sagte, ich hätte das Glück gehabt, ihn noch zwei Tage vor meiner Abreise zu sehen. Da er von dem Minister erfahren hatte, daß ich früher im Militär gedient hätte, fragte er mich, in welchem Regiment, und was ich commandirt hätte. Ich erwiederte, ich hätte im ersten Garderegiment des Kaisers gedient, und . . . . hier besann ich mich. Sagen, daß ich bloß Unterlieutenant gewesen sey, und kraft dessen einen Zug commandirt hätte, schien mir doch gar zu wenig, mich aber für einen ehemaligen Bataillonschef auszugeben, gar zu keck, um so mehr, als in Persien der Commandant eines regulären Bataillons Sarbasen eine sehr wichtige Person ist. Im Schwanken zwischen vollständiger Wahrheit und einer unmäßigen poetischen Licenz, entschloß ich mich, geradezu die Wahrheit zu sagen. Mohammed Mirza schien damit zufrieden, that noch einige andere unbedeutende Fragen, worauf wir aufstanden, und verbeugten und fortgingen; an der Schwelle blieben wir wieder stehen, und das Gleiche geschah, wie bei der Ankunft, in der Mitte des Gartens. Hierauf setzten wir uns zu Pferde, und ritten nach Hause.

Der Saal, worin der persische Thronfolger uns empfing, war ziemlich groß, und die Fenster gingen, wie schon bemerkt, auf den Garten; diese Fenster begannen aber gleich am Boden und reichten fast bis zur Decke hinauf, so daß der Saal einem Gewächshause glich. Kleine, vielfarbige Glasscheiben und die Schnitzarbeit an den Rahmen erinnerten an gothische Gebäude. Die Mauern waren mit verschiedenen Blumen und Vögeln in ausnehmend hellen Farben und vielen Vergoldungen verziert. Hier steht auch der Thron des Erbprinzen; er gleicht einem gewöhnlichen Lehnstuhl mit hoher Lehne, und ist aus einem rothen Holze mit vergoldeten hölzernen Verzierungen gefertigt. An den Wänden hängen zwei große Gemälde. Das eine stellt das Lager Abbas Mirza's und den Prinzen selbst zu Pferde mitten unter seinen Truppen vor; Alles aber ist ohne die geringste Beachtung der Zeichenkunst überhaupt und der Perspective insbesondere gemalt. Den Sinn des andern Gemäldes konnte ich nicht ergründen: man sieht in der Ferne eine europäische Schlacht, und auf dem Vordergrund drei Figuren in Lebensgröße: ein General, wahrscheinlich mit seinem Adjutanten, der einen verwundeten und vom Pferde gestürzten Officier aufhebt. Die Perser behaupten, das Gemälde solle Napoleon darstellen; ich kann aber nicht errathen, woraus diese Ansicht geschöpft ist, denn, um von den Gesichtern gar nicht zu reden, geben auch die Costume nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen Vermuthung; dieß ist indeß eine ziemlich gleichgültige Sache, denn man betrachte nur z. B. eine aus reinem, weißem Marmor gehauene Büste, eine vortreffliche Arbeit: sie stellt einen Perser in der Pelzmütze und mit dem Barte dar; wer kann dieß seyn? Gewiß Feth Ali Schah selbst, dachte ich. Aber auf welche Weise, wo und wer konnte diese Büste machen? Ich begriff es nicht, denn es war sicherlich keine persische Arbeit. Das Räthsel löste sich anders, als ich gedacht hatte. Die Geschichte dieser Büste ist ziemlich seltsam. Ein gewisser Mirza Saleg, Mustophi *) Feth Ali Schahs, ein gebildeter Mann und ein großer Stutzer, der im Gefolge Kosru Mirza's Petersburg besucht hatte, reiste auch nach England, und ließ dort seine Büste für eine ziemlich runde Summe verfertigen. Als Mirza Saleg nach Persien zurückkam, erfuhr der verstorbene Abbas Mirza, daß er aus England sein in Marmor gehauenes Bild mitgebracht habe. Se. Hoheit

---

*) Man hat dieses Amt, ich weiß nicht recht aus welchem Grunde mit Staatssecretär übersetzt. A. d. V.

wünschte dieß Werk der bösen Geister zu sehen, und ein Blick entschied über das Schicksal der Büste. Zum Unglück Mirza Salegs hatte sie das Glück, Abbas Mirza zu gefallen, und der Prinz, welcher sich auf das Gesetz berief, welches allen Privatpersonen verbietet, ihre Bildnisse machen zu lassen, was ein ausschließliches Vorrecht der königlichen Familie ist, befahl dem Staatssecretär, die Büste zu nehmen, und sie in dem Empfangsaale des Palastes aufzustellen. Man muß gestehen, der Einfall ist nicht übel! Da ich somit auf Abbas Mirza zu sprechen kam, so will ich noch einiges Weitere über ihn hinzufügen, denn hier in Aderbeidschan muß man von ihm reden, wo ihn jeder kennt, wo er so viele Andenken von sich zurückgelassen hat, und wo alle Spuren seines politischen und Privatlebens noch frisch sind.

Abbas Mirza war der dritte Sohn Feth Ali Schahs, wurde aber nichtsdestoweniger zum Thronfolger ausersehen, ein deutlicher Beweis, daß in Persien kein eigentliches Recht der Thronfolge besteht, und insgemein viel von der Laune des jeweiligen Herrschers abhängt. Abbas Mirza war ein unternehmender und verständiger Mann; er hegte den Wunsch, seinem Vaterlande nützlich zu seyn, und dieser Wunsch äußerte sich in vielen edlen Bestrebungen für das allgemeine Beste. Die Errichtung der Sarbasen, die Verbesserung des Heerwesens überhaupt, die Aufnahme kenntnißreicher Fremden in den persischen Dienst, die Begründung eines Arsenals in Tebris, die Erbauung eines großen Bazars, Alles dieß zeigt bei Abbas Mirza ein Streben zum Guten, zur Ordnung, und folglich zum Wohle des Landes, dessen Regierung ihm anvertraut war. Bei solchen guten Anlagen konnte man von Abbas Mirza wichtige, bedeutende Thaten erwarten, die in der persischen Geschichte Epoche gemacht haben würden; aber man nahm diese Erwartungen für Wirklichkeit, und darum hegen Viele eine allzu hohe und falsche Meinung von Abbas Mirza. Er war sehr reizbar, und im Augenblick des Zorns konnte er sich zu Allem entschließen; aber diese fieberhafte Stimmung ging schnell vorüber. Obwohl eine solche Reizbarkeit und solches Aufbrausen im Allgemeinen eine schlimme Eigenschaft ist, so kann man sie doch demjenigen verzeihen, bei welchem mit dem ersten Sturm auch der Same gehässiger Gesinnung verfliegt; hierdurch zeichnete sich Abbas Mirza aus, und ich würde darum dieser Eigenschaft seines Charakters gar nicht erwähnt haben, wenn sie nicht auch in wichtigen Dingen ihre Wirkung geäußert hätte, wenn die Minuten, in denen er sich zu gewagten Unternehmungen entschloß, nicht so sehr vorüberfliegend gewesen, wenn er bei wichtigen Unternehmungen sich nicht eben so charakterlos gezeigt hätte, wie in seinem Zorn. Alles war bei ihm ein bloßes Aufflackern, Alles fing gut an, aber es fehlte ihm an Wärme, das Begonnene fortzusetzen, es fehlte die Kraft, um eine lange Probe zu bestehen; der Muth, welcher ihn im Anfang beseelte, verschwand in der Folge gänzlich, mit Einem Wort, er hatte nicht die gehörige Ausdauer, oder, wenn man will, die Geduld, welche eine unerläßliche Eigenschaft eines jeden ist, der auf ein bestimmtes Ziel losarbeitet. Als Beweis seiner Charakterlosigkeit kann sein Benehmen gegen den ersten Minister dienen: er konnte ihn nicht leiden, da er ihn als einen bösartigen Menschen kannte; bei der geringsten Unzufriedenheit schlug er ihn geradezu, und bei allem dem hatte er nicht genug Festigkeit, ihn zu entfernen, und gestattete ihm sogar, sich sehr willkürlich zu benehmen. Welches Geistes Kind dieser erste Minister war, der den Titel Kaimakam führte, wird der Leser später sehen. Mit dieser Charakterschwäche verband Abbas Mirza noch eine Neigung zu allen möglichen im Orient bekannten sinnlichen Genüssen, welche seine Gesundheit zerstörten, ihm einen sehr großen Theil seiner Zeit raubten, und die Stimme der Vernunft in ihm oft so sehr erstickten, daß er ihnen die wichtigsten Geschäfte opferte. Er wollte sein Land bilden, und bemühte sich nicht im geringsten, sich selbst zu bilden. Dieß ist ein kurzer Abriß seines Charakters; ich bin überzeugt, daß jeder, der in Persien war, oder sich aufmerksam mit der neuern Geschichte desselben beschäftigte, mit mir übereinstimmen wird, daß er seinem Vaterlande von großem Vortheile hätte seyn können, wenn seine Schwächen nicht so groß gewesen wären, und daß er für Persien sehr wenig that, was ihm ein Recht auf den glänzenden Ruf hätte geben können, den er bei Leuten genießt, welche die Dinge nur oberflächlich betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

James Todd's Reisen in das westliche Indien.

(Schluß.)

Einer der Hauptgegenstände unseres Reisenden waren die Ruinen der alten Stadt Tschandravati — von der er in seinen historischen Untersuchungen Spuren gefunden und die aufzusuchen er eine Abtheilung Leute schon ausgeschickt hatte. Die Berichte, die ihm von diesen zukamen, erregten in ihm einen lebhaften Wunsch, die Reste alter Pracht selbst zu besuchen; aber die Zunahme seines Fiebers, die Erschöpfung, die seiner Besteigung des Berges Abu folgte, und die Annäherung des Monsun, der ihm den Weg nach Baroda abzuschneiden drohte, nöthigten ihn mit großem Widerstreben, diesen Theil seines Planes aufzugeben, und sich auf die Berichte Anderer zu verlassen.

„Tschandravati, oder, wie es ausgesprochen wird, Tschandrvati, wozu noch, um es als Festung zu bezeichnen, das Wort Nagri hinzugefügt wird, gab in ihren Ruinen die Materialien für die glänzende Stadt Ahmedabad her, die damalige Hauptstadt von Guzzerat, die jetzt auch schnell in Ruinen sinkt. „Die frühere Stadt, sagt unser Reisender, ist jetzt vom Besuch des Menschen ausgeschlossen, und wenn sie nicht in alten Büchern und Inschriften erwähnt würde, wäre ihr Gedächtniß aus dem Kreise der Lebenden verschwunden.

„Etwas weiter als halbwegs zu ihr (Tschandravati), von Girwar in südöstlicher Richtung, liegt das Dorf Mahole, das eine Vorstadt der Stadt gewesen seyn soll, wo eines ihrer Stadtthore stand. Der Fluß Bunas geht bei Mahole vorbei und fließt unter die Ruinen der Stadt, die wahrscheinlich sich an seinen Ufern hindehnt. Eine niedrige Bergkette, vom Abu südlich hinlaufend, wird, ehe man das Dorf erreicht, überschritten, und der Weg geht durch einen ausgedehnten Wald, in den mein Gepäck nicht eindringen konnte. Die Stadt selbst ist jetzt

von Gesträuch (jungle) überwachsen; seine Brunnen und Fontänen verstopft, seine Tempel zerstört und die Reste täglich von dem Häuptling von Girwar zerstreut, der den Marmor jedem verkauft, der Geschmack und Geld hat, sie zu kaufen. Tschandravati steht in der Mitte zwischen den Heiligthümern (shrines), Amba-Bhavani und Taringi auf der einen und Abu auf der andern Seite; die erstern liegen 11 Meilen östlich, die andern eben so weit westlich. Wenn wir der Sage glauben dürfen, war diese Stadt älter als Dhar, und die Hauptstadt vom westlichen Indien, als der Pramar der Oberherr war, welchem die Nokoti Maru-ca oder neun Schlösser der Wüste als Lehen angehörten. Obgleich, wie oben erwähnt, das Wort Nagri zeigt, daß Tschandravati befestigt war, so muß doch das Schloß Abu seine Zuflucht im Fall der Noth gewesen seyn, und wie wenig auch seine Lage es als Handelsplatz zu begünstigen scheint, so müssen wir uns doch erinnern, daß Religion und Handel im Osten Zwillingsgeschwister sind. Wäre ein Beweis erforderlich, so dürften wir nur auf das Werk der Kaufmannsgebrüder auf Abu blicken. Die Zeit dieses Heiligthums, 1257 oder 1251 n. Ch., 40 Jahre nach der Unterwerfung des nördlichen Indiens durch die Islamiten, bezeugt auffallend die Größe seines Reichthums, die Macht seiner Fürsten und die noch ungestörte Blüthe der Künste."

Mit Uebergehung einer gedrängten historischen Skizze der frühern Zeiten dieses Landes fügen wir aus dem Tagebuche der Mrs. Colonel Hunter Blair, deren Zeichnungen dem Werke des Obristen Todd eine so vorzügliche Zierde geben, eine genauere Beschreibung der alten Stadt bei.

„Die Ruinen von Tschandravati, der ehemaligen Hauptstadt der Pramar Radschas, liegen ungefähr 12 Meilen vom Fuße des Abugebirges an den Ufern des Bunas in einer schönen, waldbewachsenen Gegend. Die Stadt soll in alten Erzählungen und Gedichten erwähnt werden, doch bis zum Jahre 1823, wo diese Ansicht genommen wurde, ist sie noch nicht von Europäern besucht worden, denen sie kaum dem Namen nach bekannt war.

„Wenn man nach den Marmor- und Steinblöcken urtheilen will, die über eine große Ebene zerstreut sind, muß die Stadt von beträchtlichem Umfange gewesen seyn, und ihre Ansprüche auf hohe Bildung und Wohlstand werden durch die schönen Muster von immer noch bestehenden Marmorgebäuden gerechtfertigt, von denen zwanzig von verschiedener Größe aufgefunden wurden, als der Platz zuerst von Sir Charles Colville und seiner Gesellschaft im Januar 1824 besucht wurde. Das eine ist braminisch und mit schön gearbeiteten Figuren und Verzierungen in haut-relief geschmückt, diejenigen menschlicher Form sind fast Statuen, und nur an das Gebäude befestigt, um sie zu halten. Sie sind von einer Trefflichkeit der Arbeit, die kaum in indischer Bildhauerkunst ihres Gleichen findet, und die zuweilen selbst gebildetere Künstler ehren würde. Von diesen Bildern sind 135 vorhanden. Die kleinsten sind 2' hoch und in Nischen von der schönsten Arbeit aufgestellt. Die Hauptfiguren sind eine Trias, oder dreiköpfige Statue, mit einer weiblichen Gestalt auf einem Knie ruhend, auf einem Wagen sitzend und eine große Gans vorn; Siva mit 20 Armen: derselbe mit einem Büffel zu seiner Linken, der rechte Fuß erhoben und auf einer kleinen, Garud gleichenden Figur ruhend: eine Gestalt des Todes mit 20 Armen, die eine hält einen menschlichen Kopf beim Haar: ein Opfer liegt unten und eine Nymphe an jeder Seite; die eine scheint das vom Kopfe fallende Blut zu trinken, die andere verschlingt eine menschliche Hand: nebst vielen andern umgeben von verschiedenen Attributen und in mancherlei Stellungen; doch am bewunderswürdigsten sind die tanzenden Nymphen mit Kränzen und musikalischen Instrumenten, von denen viele anmuthig und gut ausgeführt sind. Das Gebäude ist ganz aus weißem Marmor aufgeführt, und die vorspringenden Theile sind in ihrer Schönheit erhalten, die zurückstehenden sind durch den Einfluß des Wetters und der Atmosphäre dunkel geworden, das schöne Bildwerk hat aber eher dabei gewonnen als verloren. Das Innere des Tempels und die mittlere Kuppel ist von hoher Vollendung, doch das Dach und das Aeußere der Kuppeln haben ihre Marmorbekleidung verloren. Vor dem Tempel scheint ein Säulengang herumgelaufen zu seyn, denn Marmorstücke, Säulen, Statuen, Platten u. s. w. sind rund herum in großer Menge aufgehäuft.

„Die Wunder von Abu, Taringi und Tschandravati sind in der That vom Wald umschlossen, und das Land, in dem sie stehen, einst die große Handelsstraße zwischen den Seehäfen und dem nördlichen Indien, verfällt schnell, nach Obrist Todds Erzählung, in den Zustand der Natur zurück."

Vom Fuße des Berges Abu brachten einige Tagereisen durch das verlassene Land den Reisenden nach Nehrwalleh, der ehemaligen Hauptstadt des westlichen Indiens, deren lang bestrittene Lage er in der Nachbarschaft des heutigen Puttun festsetzen zu müssen glaubt, dicht bei der zerfallenen Akropolis der Balhara-Könige. Von dieser Stadt, sagt der Verfasser, können wir mit dem Propheten ausrufen: „Und sie werden weinen um dich in der Bitterkeit des Herzens, und über dich jammern und sagen, welche Stadt ist gleich Tyrus?" Anhulwarra war das Tyrus Indiens, wenn auch kein Seehafen, ihr Hafen war Cambay. Doch um den frühern Glanz dieses großen Handelsplatzes zu bezeugen, sind nur vier Architekturreste übrig gelassen. Die Untersuchung dieser Reliquien führt die Verfasserin zur Besprechung einer Frage über die Erfindung der verschiedenen Bauarten, die aber, so interessant sie ist, hier keine Stelle finden kann; die nähere Beschreibung der Ueberreste übergeht sie. Auch von Ahmedabad, die Ahmed, wie wir schon sagten, von den Ruinen Anhulwarra's und Tschandravati's baute, gibt er keine nähere Beschreibung.

Miscellen.

Eine ungeheure Eiche. Die Sentinelle des Pyrenées erwähnt einer Eiche von wunderbarer Größe in der Gemeinde Labee. Der Stamm hat 58 Fuß im Umfang, und also beinahe 20 Fuß im Durchmesser. Sie ist hohl, und bildet im Innern ein kleines Zimmer von 21 Fuß im Umfang, 7 im Durchmesser und 20 Fuß Höhe. Die Oeffnung, die als Thüre dient, hat 5½ Fuß Höhe und 2½ Fuß Weite. Bei Stürmen nimmt sie oft gegen 30 Schafe auf.

Monument für René Caillié. Man will diesem Reisenden, der zuerst Tombuctu erreichte und wieder herauskam, ein Monument errichten, wie die Engländer den Brüdern Lander eines errichtet haben. Letzteres ist bekanntlich bereits wieder eingefallen.

Elfenbeinsubstanz. Einem englischen Journal zufolge sollen einige Kaufleute zu Sheffield ein Patent für die Fabrication einer Substanz erhalten haben, welche das Elfenbein nachahmt. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1839.

Statistische Angaben über die Cycladen

(Aus niederländischen Handelsberichten.)

Die Insel Syra.

Diese Insel, bei den Alten Syros genannt, liegt fast in der Mitte der Cycladen, und eben so fast mitten in dem griechischen Archipel. Ihr Umfang wird auf etwas mehr als 200 Quadratmeilen geschätzt. Syra besteht aus einem einzigen Felsgebirge, dessen Hauptbestandtheile Quarz und Schiefer sind. Das Klima ist ziemlich gesund, obschon unter den Kindern, auch der Eingebornen, viele Krankheiten herrschen, und die Sterblichkeit unter denselben, vorzüglich in den ersten Lebensjahren, sehr stark ist. Die frühere, durch eine Pest ganz weggeraffte, Bevölkerung wurde vor mehr als einem Jahrhundert durch venetianische Colonisten ersetzt, und bewohnte die alte, auf einer steilen Anhöhe gelegene Stadt Syros, unter welcher sich die seitdem erbaute Hafenstadt Hermopolis ausdehnt. Daher ist jene alte, sehr baufällige, schmutzige und von engen Gäßchen durchschnittene Stadt noch immer der Aufenthalt der Abkömmlinge jener italienischen Colonie, welche, etwa 4500 Seelen stark, sich alle zum römisch-katholischen Glauben bekennen, und einen Bischof in ihrer Mitte besitzen. Nur etliche zwanzig griechische Familien bewohnen mit ihnen diese Felsenstadt.

Einen ganz anderen Anblick gewährt die eben genannte neue Stadt Hermopolis. Von dem Meeresufer, welches gegenwärtig (Dec. 1836) durch einen steinernen Quai verschönert wird, dehnt sie sich in Amphitheaterform an der Nordseite des Hafens wie ein Halbmond gegen die alte Stadt aus, und hat in 3100 Häusern gegen 14,000 Einwohner, größtentheils Chioten, Ipsarioten, Smyrnioten, Aivalioten, Hydrioten, Samioten u. s. w., welche während des griechischen Freiheitskrieges hieher geflüchtet und hier geblieben sind. Mi Ausnahme von 200 bis 300 Katholiken bekennen sich alle zur griechischen Kirche. Der Bau dieser ziemlich reinlichen, gut gepflasterten, und mit einem sehr zweckmäßigen Bazar versehenen Stadt datirt sich, so wie die neuere Blüthe der ganzen Insel, erst von den Jahren 1821 bis 1823, wo die Einwohner, dazu von den alten Syrioten gezwungen, so glücklich waren, sich in dem griechischen Kriege durchaus neutral verhalten zu können, und deßhalb, als de facto von dem Sultan anerkannt und geduldet, den Handel der übrigen weniger glücklich gelegenen oder in den Aufstand verwickelten Inseln gänzlich an sich ziehen konnten, wozu jedoch auch viel beigetragen haben mag, daß der Hafen einer der sichersten im ganzen Archipel ist, selbst bei den im Sommer herrschenden sehr starken Nordwinden die Ein- und Ausfahrt vollkommen zuläßt, und Raum genug für mehr als 300 Schiffe hat.

Obschon Syra gegenwärtig seinen guten Theil trägt an dem allgemeinen Verfalle des levantinischen Handels, und seit einigen Jahren viel von seinem früheren Wohlstand verloren hat, befinden sich dort immer noch etwa 200 Kaufleute und 500 Krämer oder Ladeninhaber, obgleich die Zahl der eigentlichen Seehändler sich bis auf etwa 50 verringert hat, unter welchen nur die Hälfte etwas bedeutendere Geschäfte treibt, und nur sehr wenige im Rufe der Solidität stehen, denn die eigentlichen Capitalisten waren auf Syra stets sehr selten; der Handel wurde durchgängig mit fremden Capitalien und auswärtigen Crediten betrieben, welche bei dem unter den Griechen leider sehr allgemeinen Mangel an Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit allmählich eingezogen werden, und somit zu dem Verfalle des Handels beitragen. Die fremden Handlungshäuser, welche früher auf Syra bestanden, haben den Griechen gänzlich weichen müssen. Erst dieser Tage mußte das letzte noch übrig gebliebene englische Haus seine Geschäfte aufgeben.

Die Bewohner der Insel besitzen etwa 300 Schiffe verschiedener Größe, von denen ungefähr 120 zu weiteren Seereisen gebraucht werden. Die Ipsarioten, die größtentheils durch Seeräuberei einiges Vermögen erwarben, und durchgängig sehr sittenlos sind, bilden die Mehrzahl der Schiffsrheder so wie der Seeleute, indem selbst zwei Drittheile jener Schiffe ihnen gehören; auch wird unter ihren Schiffspatronen die meiste Baraterie getrieben.

Auf Syra findet man einige sechzig Packhäuser und ungefähr 100 Magazine, woraus en gros und en détail verkauft wird, während ein am Hofe angelegtes und erst unlängst fertig

gewordenes Entrepot gleichfalls eine sichere und ziemlich gut eingerichtete Niederlage für mehr als fünfzig Ladungen anbietet. Die Entrepotkosten betragen 1 Proc. monatlich von dem Facturwerth, und für grobe Waaren von größerem Umfang 2 Proc.; sie bringen dem Staat jährlich 70 bis 75,000 Drachmen ein, woraus man einigermaßen auf den Werth der niedergelegten Waaren schließen kann. Ferner hat die Insel fünf Schiffswerften für große, und fünf andere für kleinere Fahrzeuge, welche früher manchmal jährlich an hundert Schiffe lieferten und fast den ganzen Archipel damit versahen. Jetzt werden dort jährlich noch etwa 60, obgleich meist kleinere Fahrzeuge gebaut. Sie sind aber alle sehr wenig dauerhaft; man bedient sich dazu nur des Tannenholzes, welches aus Anatolien und Macedonien herbeigeschafft wird, die Masten holt man aus Konstantinopel, das Eisenwerk und die durchgängig nur leichten, eisernen Kabel aus England, Tauwerk und schweres Segeltuch aus Rußland, das dünnere Kattuntuch wird aus Malta eingeführt, Theer aus Euböa und Pech aus Anatolien. Der Taglohn beträgt gewöhnlich 2 bis 3 Drachmen, steigt jedoch manchmal auch höher.

Noch findet man auf Syra sechs Ankerschmieden, welche schwedisches und russisches Eisen verarbeiten, fünfzehn Ledergerbereien, einige Branntwein- (Raki) Brennereien, welche den Bedarf an Rosinen aus Anatolien beziehen, sechs Fabriken von Macaroni und Vermicelli, und zwei neuerdings errichtete von Franzen, Schnürband u. s. w.

Am westlichen Ende der neuen Stadt liegt ein ziemlich zweckmäßigs Lazareth und in der Stadt selbst ein Bürgerhospital; auch hatte man (Ende 1836) den Plan, eine Börse und ein neues Zollhaus auf dem großen Quai, in der Nähe des Entrepots, zu erbauen. Das jetzige Zollhaus ist nur eine hölzerne Baracke. *)

Die Schifffahrt der Syrioten, welche, so wie jene der Spezioten, größtentheils aus Frachtfahrt auf dem mittelländischen Meere besteht, erstreckt sich jedoch ebenfalls auf Getreidehandel, wovon jährlich an 200,000 Scheffel eingeführt werden, en retour für die von auswärts ein- und wieder ausgeführten Manufacturen, und die Weine von Santorin, Paros, Samos und theils auch von Syra selbst, womit sie die russischen Häfen im schwarzen Meere besuchen, welcher Handelszweig jedoch gegenwärtig, wegen der hohen Zölle auf diesen Artikel in Rußland, keinen Gewinn mehr abwirft.

Schon vor längerer Zeit bestand auf Syra eine Art von Handelsgericht, welches noch vor kurzem das einzige in ganz Griechenland war. Die übrigen Inseln haben nur Friedensgerichte, denen nur für Rechtshändel über Sachen von geringem Werth und im Wege der Vermittlung eine Jurisdiction zuerkannt wurde. In Handelssachen wird bis jetzt nach dem französischen Code de Commerce Recht gesprochen; in Civilsachen theils nach den byzantinischen Gesetzen, theils nach neuen Ordonnanzen. Ein eigenes Strafgesetzbuch ist bereits eingeführt worden.

Die gesetzlichen Handelszinsen betragen 1 Proc. monatlich, werden jedoch nicht selten überschritten und manchmal verdoppelt. Der sogenannte „Cambio Maritimo“ ist $2\frac{1}{2}$ bis 3 Procent monatlich, und es gibt beinahe kein griechisches Schiff, das nicht damit belastet wäre. Dieses mag auch wohl eine der Hauptursachen der so allgemein verbreiteten Baraterie seyn, worüber die Assecuranzgesellschaften sich so sehr beklagen, deren Fortbestand dadurch wesentlich gefährdet wird, so wie dieß im vorigen Jahre durch das Beispiel des auf Syra etablirten Zweiges einer Triestiner Gesellschaft erwiesen wurde.

Da die ganze Insel nur aus Felsen besteht, und dabei einen höchst dürren Boden hat, sind ihre Producte natürlich auch gering, und der Staat bezieht davon nur einen Zehnten von 14,000 bis 16,500 Drachmen. Das geringe Quantum von Getreide, Baumwolle und Honig ist bei weitem nicht hinreichend, um den eigenen Bedarf zu decken. Dieses Jahr hatte man ungefähr 2000 Kilos Weizen und 17,000 Kilos Gerste gewonnen, freilich hatte man eine schlechte Ernte. Von Feigen dagegen pflückte man doppelt so viel als in gewöhnlichen Jahren, die 3000 davon geernteten Cantaros wurden jedoch sämmtlich auf der Insel verkauft. Dieß ist auch der Fall mit der Baumwolle, wovon 150 bis 200 Cantaros producirt werden. Von rothem Wein, der den schweren Weinen aus Languedoc ziemlich ähnlich ist, und sich auf dem Lager viel verbessert, hat man im J. 1835 10,000 Barils zu 50 Okas, dieses Jahr nur 7000 gekeltert. Vier Fünftel davon werden ausgeführt, und zwar meist nach Rußland. Ein wenig weißer Wein, von geringer Sorte, welcher keinen Transport verträgt, wird auf der Insel selbst consumirt. Dieß ist aber Alles, was man hier der unfruchtbaren Erde abzwingen kann, daher auch die Zahl der Landbauer nur etwa 400 beträgt, nebst 100 bis 120 Gärtnern, die Gemüse u. s. w. bauen. Man zählt ungefähr 200 Gärten verschiedener Größe, wovon der kleine Zehnte auf 3000 Drachmen geschätzt wird. Sie sind jedoch unbewohnt, indem die ganze Bevölkerung sich durchgängig in der Stadt aufhält.

Alterthümer werden auf Syra nicht gefunden. Die Trümmer der uralten Burg sind bei dem Bau der neuen Stadt verschwunden.

Das Schulwesen, für welches während der Revolution große Sorge getragen wurde, hat seitdem keine Fortschritte gemacht. Nordamerikanische Missionärs haben ihm aufhelfen wollen, finden jedoch bei dem Volke wenig Beifall, weil sie im Verdachte der Proselytenmacherei stehen. Gegenwärtig wird auf Syra ein politisches Blatt, der Merkur, herausgegeben.

Auf dieser Insel befinden sich Consulate von Rußland, Frankreich, England und Oesterreich, und niederländische, sardinische und neapolitanische Handelsagenten; die letzteren sind jedoch nur ad honorem angestellt.

---

*) Die Ein- und Ausfuhrzölle trugen zu Anfang des Jahres 1836 noch 80 bis 90,000 Drachmen monatlich ein; dieser Ertrag hat jedoch seither sehr abgenommen. Der ganze Handelsumsatz betrug im J. 1835 ungefähr 8 Millionen Gulden. Sehr drückend ist der Ausfuhrzoll von 6 Proc. auf die Producte, ohne Unterschied, ob sie nach den andern Inseln oder dem griechischen Festlande, oder aber ins Ausland versandt werden, und zwar ungeachtet bereits die Zehnten davon bezahlt wurden.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris.

(Fortsetzung.)

Doch kehren wir zu den Gebäuden zurück. Die Ark ist ein altes, halb zerstörtes Gebäude mit einem hohen Thurm, in welchem sich jetzt das von Abbas Mirza gegründete Arsenal befindet; es steht unter der Aufsicht eines gewissen Mohammed Ali Khan, der ein wahres mechanisches Genie ist, in England war, und sich dort in den mechanischen Wissenschaften ausbildete. Ein solcher Mann könnte ausnehmend nützlich werden, wenn nicht zwei Ursachen hinderlich in den Weg träten, nämlich seine heftige Leidenschaft zu starken Getränken, und der Mangel an Aufmunterung von Seite der Regierung; das erste nimmt ihm die Hälfte seiner Zeit, und das zweite tödtet in ihm jedes Streben zum Bessern. Auf seine Rechnung erzählt man sich eine Anekdote, die vielleicht erfunden ist, aber nichtsdestoweniger die Landessitten zeichnet. Unter Feth Ali Schah lebte in Teheran ein Mensch, Namens Hussein Bek, der ein großer Meister in allen möglichen Dingen war: er besserte Uhren aus, stellte Schlösser wieder her u. s. w. Der Schah hatte von irgend einem Kafir ein ausgezeichnetes Kaleidoskop zum Geschenk erhalten, worin, je nachdem man es drehte, die Portraits verschiedener bekannter Personen erschienen. Der Schah ergötzte sich sehr an dem künstlichen Spielzeug, und brauchte es so lange, bis er den Mechanismus daran verdarb. Die Zuflucht der Welt geruhte sich heftig zu erzürnen, und wußte nicht, was er bei der Sache thun sollte. In Teheran war nur von dem verdorbenen Kaleidoskop die Rede, aber Niemand konnte ein Mittel ersinnen, um es wieder herzustellen; die Leute zerbrachen sich umsonst die Köpfe. Die Nachricht dieses unglücklichen Ereignisses gelangte auch bis zu den Ohren Hussein Beks; er ging zu dem Chasnadar (Schatzmeister) des Schahs, erklärte ihm, er habe von dem unglücklichen Vorfall, der dem Schah zugestoßen, gehört, und biete seine Dienste an, um das verdorbene Spielzeug wieder herzustellen. Der Chasnadar sprach hierüber mit dem Schah, und das Kaleidoskop wurde Hussein Bek übergeben. Der teheranische Künstler untersuchte den Mechanismus, und setzte sich in den Kopf, das Spielzeug des Schahs nicht allein herzustellen, sondern auch zu vervollkommnen; zu den in dem Kaleidoskop befindlichen Portraits fügte er das Bild Feth Ali Schahs hinzu, und brachte es dem Chasnadar. Der Schah belustigte sich lange mit dem Einfalle seines Unterthans, und zur Belohnung für seine Arbeit sagte er bloß: „Barik allah! Barik allah!" (Bravo! Bravo!) Hussein Bek hielt sich dadurch für sehr beleidigt, um so mehr, als der Fremde, welcher dem Schah das Kaleidoskop eingehändigt hatte, mit Gnadenbezeugungen überhäuft worden war. Der Mechaniker begab sich abermals zum Chasnadar, und bat sich das Kaleidoskop noch einmal für einige Tage aus, unter dem Vorwande, noch einige Verbesserungen darin anzubringen. Der Chasnadar machte dießmal nicht die geringste Schwierigkeit, es ihm auszuliefern, aber es vergingen drei, vier Tage, endlich eine Woche, und Hussein Bek ließ sich nicht wiedersehen; man schickte endlich in sein Quartier, fand aber die Thüren verschlossen, man befragte die Nachbarn, und diese sagten, sie hätten ihn schon lange nicht gesehen. Endlich brach man die Thür auf, trat ins Zimmer und fand es leer, nur auf dem Boden lag etwas in ein Papier eingewickelt und ein Brief. Man öffnete das Paket und fand darin das Kaleidoskop in kleine Stücke zerschlagen. Der Brief war von der Hand Hussein Beks, welcher darin erklärte, daß er, da man seine Mühe gar nicht belohnt, mit Vergnügen die ihm gebotene Gelegenheit ergriffen habe, um sich zu rächen; wenn man Nachrichten von ihm haben wolle, so dürfe man sich nur an den Imam von Maskat wenden, zu dem er sich begeben habe.

Diese Anekdote gibt einen deutlichen Begriff, wie wenig die Regierung die Arbeiten geschickter Leute schätzt, und zugleich wie sehr das Mißtrauen gegen sie in einem Volke eingewurzelt ist, das solche Dinge erzählt, als ein Probestück, wie der Schah sich in dergleichen Fällen benehme.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu dem Arsenal zurück, das sich in der sogenannten Ark befindet und in ziemlich guter Ordnung erhalten wird; hier werden auch die Laffetten für die Kanonen gearbeitet, alles für die Artillerie Nöthige hergerichtet, Feuerwerke bereitet, und alle diese Arbeiten unter der Aufsicht Mohammed Ali Khans vorgenommen. Die von dem russischen Kaiser dem Padischah von Iran geschenkten Kanonen befinden sich ebenfalls hier.

Die Bazare in Tebris sind ziemlich zahlreich und mit guten Waaren versehen, namentlich zeichnet sich der Bazar Abbas Mirza's durch seine Größe und durch seine Bauart aus. Während des letzten persischen Kriegs, als die Russen in Tebris waren, führten unsere Soldaten, welche sich überall zu helfen wissen und Alles nach ihrer Weise ummodeln, hier die Mode ein, daß man auf den Bazars, wo Lebensmittel verkauft wurden, gekochten Thee haben konnte, wie man bei uns Sbiten *) verkauft; um ein sehr geringes Geld erhielten sie eine Tasse Thee und ein Stück Zucker. Ueberhaupt muß man bemerken, daß man sich in Tebris mit Vergnügen an den Aufenthalt unsrer Truppen daselbst erinnert; die strenge Disciplin, welche verhinderte, daß irgend Jemand von den Einwohnern ein Unrecht zugefügt wurde, entzückte die Perser, welche ihren eigenen Augen nicht trauten, daß der Feind sich so höflich gegen sie benehmen konnte, während die Truppen Sr. Majestät des Padischahs von Persien allenthalben wie Räuber plünderten. Die Bewohner ganzer Dörfer flüchteten mit ihren Habseligkeiten aus den Häusern, wenn sie die Truppen des Schahs herankommen sahen; die Russen dagegen bezahlten ihnen Alles, und sie sahen in diesem Einfall des Feindes einen Segen des Himmels. Der schnelle Absatz der Waaren, die rasche Bewegung der Capitalien und das lebendige Treiben in der Stadt, alles dieß ist noch in gutem Andenken in Tebris.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Aufguß von heißem Wasser mit Honig und spanischem Pfeffer oder anderm Gewürze, welchen gemeine Leute als Thee trinken. A. d. U.

Der Schlosser von Philadelphia.

(Revue britannique. Juillet 1839.)

Vor einigen Jahren lebte in Philadelphia ein geschickter ehrlicher Mann Namens Amos Sparks, der das Schlosserhandwerk trieb, und dem die Natur eine ganz besondere Geschicklichkeit in demselben verliehen hatte. Er war nicht allein in der Verfertigung und Ausbesserung verschiedener Maschinen, die man in Amerika als ins Schlosserhandwerk einschlägig betrachtet, sehr geübt, sondern ein eigener Eifer beseelte ihn, von Grund aus alle Schwierigkeiten desselben kennen zu lernen. Der Erfolg seines Eifers war auch so vollständig, daß seine erfinderische Geschicklichkeit nicht allein von der ganzen Nachbarschaft, für die er gewöhnlich arbeitete, sondern auch von allen denjenigen der umliegenden Städte, die sich für die Fortschritte der Mechanik interessirten, bewundert wurde. In seiner Werkstätte waren die künstlichsten Schlösser für Thüren, Cassen, Commoden u. s. w. aufgestellt, und nie konnte man ihm ein Schloß zeigen, dessen Geheimniß seinem Auge verborgen geblieben und das seiner Hand widerstanden hätte. Aber gleich vielen ausgezeichneten Männern war Amos arm. Obgleich er klug und fleißig war, und mit seiner nicht sehr zahlreichen Familie sehr mäßig lebte, konnte er es doch nie weiter bringen, als eben anständig zu leben, ohne sich je etwas zu erübrigen. Sey es, daß er sich nie der Reihe von Pfennigfuchsern zugesellen konnte, die ein eigener Aufhäufungsinstinct zu unbilligen Forderungen antreibt, sey es, daß die Zeit, die er theils zu seinen Forschungen anwendete, theils im Gespräche mit Personen verlor, die seine Werkstätte zu besehen und zu bewundern kamen, Ursache seiner Armuth war, genug, die Dürftigkeit von Amos Sparks war eben so allgemein, wie seine Geschicklichkeit und sein Fleiß bekannt. Da aber sein Gewinn zu seinem und der Seinen Lebensunterhalt hinreichte, so studirte und arbeitete er unverdrossen fort, und lebte dabei sehr zufrieden.

Im Herbste des Jahres 1800 kehrte einst ein reicher Kaufmann, der den Morgen in Geschäften theils am Hafen, theils an Bord seiner Schiffe zugebracht hatte, in sein Bureau zurück, und überrechnete im Geiste die Zahlungen, die er denselben Tag noch an die Bank von Philadelphia zu machen habe, als er zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkte, daß er seinen Cassenschlüssel verlegt oder verloren habe. Nach vielem nutzlosem Suchen war ihm das Wahrscheinlichste, daß er ihn in einer Straße oder im Hafen mit dem Sacktuche herausgezogen und so verloren habe. Was thun? Es war 1 Uhr, um 3 Uhr wurde die Bank geschlossen, die Zeit war zu kurz, den Schlüssel ausrufen zu lassen, zu kurz auch, um sich auswärts die nöthige Summe zu verschaffen. In dieser höchsten Verlegenheit, wo sein Credit davon abhing, ob es einem Schlosser gelingen werde, die Casse zu öffnen, erinnerte er sich, von Amos Sparks gehört zu haben, schickte in möglichster Eile einen seiner Leute an ihn ab, und sah diesen auch wirklich bald in Begleitung des Schlossers, der seinen Schatz von Instrumenten in der Hand trug, zurückkehren. Wenige Augenblicke später war das Schloß geöffnet, und der Kaufmann warf tief aufathmend gierige Blicke in die Casse, wo Pakete von Banknoten und regelmäßig geordnete Haufen von Dollars ihm zeigten, daß die ³/₄ Stunden, die er noch Zeit hatte, genügend seyen, seinen Ruf auch vor einem Schatten von Verdacht zu sichern. „Was bin ich schuldig, Amos?“ fragte er, indem er den Beutel zog. — „Fünf Dollars, Herr,“ erwiederte Sparks. — „Fünf Dollars! was! guter Mann, seyd ihr verrückt? Ihr habt nicht fünf Minuten Zeit dazu gebraucht, da, hier habt ihr fünf Schillinge.“ — „Es ist wahr,“ erwiederte ganz ruhig der Schlossermeister, „ich habe wenig Zeit gebraucht, die Casse zu öffnen, aber bedenken Sie, wie viel Jahre ich wohl habe lernen müssen, bis ich es dahin brachte, dieß Geschäft in so kurzer Zeit zu vollführen. Sie würden gewiß kein Bedenken tragen, dem Arzt, der Ihnen durch einen Besuch von einer Minute das Leben rettet, noch weit mehr zu bezahlen, und doch habe ich Ihnen das zweite Leben des Kaufmanns, den Credit, gerettet. Sie aber wollen mit mir um den Dienst, den ich Ihnen erwiesen, wie um eine Waare handeln, je nachdem sie einen Werth in ihren Augen hat.“ — „Den Werth, den sie in meinen Augen hat?“ erwiederte der Kaufmann mit verächtlichem Lächeln, „nun wahrhaftig, ich dächte, fünf Schillinge wäre gut bezahlt, denn ich hätte mir dafür eben so gut einen andern Schlüssel machen lassen oder den meinigen wieder verschaffen können.“ — „Ganz recht,“ versetzte der Handwerker, „aber hätten Sie sich einen machen oder den Ihrigen suchen lassen können, ehe man die Bank schließt? Wenn ich wirklich die gedrängte Lage, in der Sie sich befanden, hätte nützen wollen, hätte ich dann nicht eine viel bedeutendere Summe mir von Ihnen vorher ausbedingen können, und gewiß hätten Sie mir da mit Freuden doppelt so viel versprochen, als ich jetzt verlange.“

„Das Doppelte dessen, was er verlangt! Aber wahrhaftig, der Mensch ist ein Narr! Da, hier sind fünf Schillinge,“ sagte der Kaufmann, indem er sie dem Handwerker mit der hochmüthigen Weise hinreichte, mit welcher der Reiche das Recht zu haben glaubt, den Armen ungestraft zu erdrücken, „sind Euch die nicht genügend, so könnt Ihr mich verklagen, wenn Ihr wollt, meine Zeit ist mehr werth, als daß ich sie mit solchen Lumpereien vergeude.“

„Ich habe nie Jemand bei Gericht belangt,“ erwiederte Sparks, „und ich habe viel verloren, weil ich mir viel gefallen ließ, aber,“ setzte er hinzu, und seine gewöhnliche Sanftmuth wich der Kränkung über die ihm zugefügte Ungerechtigkeit, „Sie sind reich, Sie können zahlen, und da Sie mir meinen Dienst so lohnen wollen, so sollen Sie ihn jetzt dennoch zahlen, ohne daß ich deßhalb zu Gericht gehe.“ Mit diesen Worten schlug er heftig den Deckel der Casse zu, man hörte die Riegel vorfahren, und die Bankscheine und Dublonenstöße waren wie auf den Zauberschlag einer Fee verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 115** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil über Faust insbesondere. — Das Schloß von Caniov.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 October 1839.

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust ins besondere.

Wer vermöchte die Einflüsse zu berechnen, welche ein großer Dichtergenius in den weitesten Kreisen ausübt? Die Befriedigung, der Genuß, das Entzücken, welche Tausenden und Hunderttausenden aus seinen Schöpfungen zu Theil werden, erschöpfen noch bei weitem nicht die Summe seiner Verdienste um die geistige Förderung seines Volks und der Menschheit überhaupt; ein wahrhaft lebendiges Dichterwerk zeugt auch fort und fort neues Leben; es streut fruchtbringenden, unsichtbaren Samen aus, wohin nur die Kunde davon gelangt; die zarteste Blüthe der Poesie wird oft wieder der Keim fruchtbarer Begeisterung und tiefer Gedankenreihen. In wie vielen Richtungen haben sich nicht schon tüchtige und kräftige Geister an Homer und Shakspeare, an Sophokles und Dante geübt, genährt, gestärkt; welche Schätze der Erkenntniß, der Lebensweisheit, der Gelehrsamkeit sind nicht gehoben worden aus Veranlassung ihrer Poesien? Und dieß herrliche Vorrecht, überall Gedanken, Begeisterung, Leben zu wecken, die Gemüther anzuregen und zu befruchten, sie so zu sagen durch lebendige Guirlanden mit einander zu verketten und den großen Geisterverband enger zu schließen — dieß Vorrecht theilen auch die neusten großen Dichter mit denen des Alterthums und der vergangnen Jahrhunderte; namentlich ist es unter den Dichtern der neuesten Zeiten Goethe, dessen Dichtungen die verschiedensten Geister tief angeregt, die productive Kraft in ihnen geweckt haben; und diese Productionskraft hat sich bald in nähern und entfernteren, mittelbaren oder unmittelbaren Nachahmungen, bald in Reflexionen über seine Werke, welche in künstlerischer, literarhistorischer oder psychologischsittlicher Hinsicht betrachtet und erwogen wurden, theils auch in einer lebhaften Polemik von verschiednen Standpunkten aus geoffenbart. Der Faust insonderheit ist in Deutschland, abgesehen von den Gegenstücken und Nachahmungen, unzähligemale in Schriften und Aufsätzen besprochen, kritisirt, commentirt, construirt und interpretirt worden, und es mag allerdings in dieser Beziehung des Guten zu viel geschehen seyn (um euphemistisch zu sprechen), so daß man nachgerade der Commentare und Constructionen ziemlich überdrüssig geworden ist, und den Männern vom Fach das weitläuftige Geschäft überläßt, in der Masse von geistreichen und geistlosen Schriften, welche dieß Thema, als einen unerschöpflichen Schacht, behandeln, die Goldkörner von den Schlaken, den Weizen von der Spreu zu sondern; und der mit den Geheimlehren und Streitigkeiten der Philosophie nicht genauer vertraute Leser flüchtet sich gern vor dem vielstimmigen Geschrei der neuen Septuaginta, welche alle verschieden interpretiren, zu dem reinen Urtext der Poesie selbst. Aber die Uebelstände des müßigen, trivialen oder wenigstens nichts zur Sache thuenden Geschwätzes, der wahnwitzigen Einfälle, der lächerlichen und überschwänglichen Hypothesen und Conjecturen dürfen uns doch nicht verblenden gegen das Gute, welches wirklich durch den als ein Ferment der Gedanken wirkenden Faust in Deutschland geweckt und gefördert worden ist; und erfreuen muß es uns, wenn auch andre Völker mit vorurtheilsfreiem Geist und geläutertem Geschmack die Meisterwerke des deutschen Genius aufnehmen, freudig genießen, selbstständig prüfen und aufrichtig bewundern. Schon früher wurde in diesen Blättern ein Aufsatz von Henri Blaze über Goethe's Faust erwähnt, und nachdem ein zweiter Artikel vor uns liegt, theilen wir unsern Lesern einige Bruchstücke daraus mit, um anschaulich zu machen, in welchem Sinn und Geist einsichtsvollere französische Kritiker den Genius des deutschen Dichters auffassen, welche Stelle sie ihm in der Hierarchie der Heroen der Poesie anweisen. — —

„Es gibt überaus großsinnige und fruchtbare Werke, die man aber auf den ersten Blick für unzugänglich hält, so sehr erschreckt beim ersten Anlauf der Ueberfluß von Phantasie, welcher den Eingang zu verwehren scheint, die trägen Geister und zwingt sie zum Rückzug, während in der That alle Ideen, alle Formen sich bunt durcheinander darin kreuzen, und unaufhörlich

in einem lichten Dunst schwanken und schweben, den man aber doch nicht Tag nennen kann. Bald ist es das Symbol, das im Abendwind seine halberschloss'ne Lotusblüthe wiegt, bald ist es die Ode, welche im Aetherblau, ihre Adlersflügel entfaltend, singt; bald endlich ist es die Satyre, die Einem unter den Füßen wie eine Schlange zischt. Alle Habe des Geistes, alle Schätze, über die er gebietet, finden sich wie durch ein Wunder in diesen Welten des Gedankens zusammengedrängt. Ein solches Buch ist der zweite Theil Faust. Wer dieß, im Reich der Poesie vielleicht einzige Buch öffnet, wird zuerst sich bedenken, und ohne Zweifel, — wenn er nicht in sich jene Art von excentrischer Spontaneität hat, welche macht, daß man aus dem eignen Geist der Dunkelheit einer Stelle nachhelfen, und ein plötzliches, lebhaftes Licht auf einen anfangs unverständlichen Abschnitt werfen, und so, ohne durch Hindernisse sich aufhalten zu lassen, seinen Marsch fortsetzen kann, wenn er nicht außerdem noch ein großes Kapital Beharrlichkeit besitzt, wird er bald und für immer dem Meisterwerk Lebewohl sagen. In der That, die Schwierigkeiten drängen sich und vervielfachen sich ins Unendliche; der Riesenversuch dieses Mannes, der in Einem Gedicht Helena und Faust, Paris und Wagner, die Kabiren und die modernen Vulkanisten, die platonischen Ideen und die Mütter des Paracelsus versammelt — die mächtige Haltung dieses einzigen Herrschers im Reich des Geistes, der in der einen Hand die alte, in der andern die neue Welt hält, und sie bald ernsthaft wägt, bald sich damit belustigt, sie in seiner Phantasie durcheinanderzuwerfen und mit den tausend klingenden Funken spielt, welche ihnen entsprühen — in all diesem liegt etwas, das Einen staunen macht und fast erschreckt. Durch welches Geheimniß des Genie's können sich so verschiedenartige Elemente harmonisch verbinden? Welche Musik muß entstehen durch so viele einander widerstreitende Leidenschaften und Motive, welche hier zum erstenmal aufeinanderstoßen? Eine seltsame Musik, wahrhaftig, die Einen überrascht, ehe man davon entzückt wird. Man kann dieß Buch vergleichen mit einem Tempel des Alterthums tief in einem heiligen Hain; lautes Getöse schallt aus ihm hervor, die Pauken dröhnen, die Hörner schmettern, die Stimme der wahnsinnigen Priesterin beherrscht den Chor; der verirrte Fremdling, der nichts von den hier gefeierten Mysterien weiß, wird unruhig bei diesen ungewohnten Tönen, erbleicht und will fliehen, während der Eingeweihte, ruhig dastehend, mit ernster Sammlung, die Stirne an den Marmor der Vorhalle gelehnt, zuhört. — Es thut alles nichts; fange nur an dieß große Buch zu lesen mit dem festen Vorsatz, nicht vor den ersten Schwierigkeiten zurückzubeben; lass' dich immerhin, wie ein neugieriges Kind, durch die tausend Einzelnheiten, auf welche du stößest, zerstreuen; nimm sie für das was sie sind: bald Perlen am Strand des Meeres, bald Sandkörner auf dem Wege. Durch das Tageslicht oder die Dämmerung kommst du endlich zum Ziel. Einmal hier angekommen, trocknest du den Schweiß von der Stirne, schöpfst einen Augenblick Athem, machst dich dann von neuem ans Werk und fängst wieder von vorn an. Dann verfolgst du all die kleinen schon getretenen Pfade, forschest in den unbekannten Tiefen, und kommst dann endlich so weit, daß das Werk sich dir in seiner imposanten Größe und in seiner prachtvollen Einheit erschließt. Die Aufgabe ist schwer, ich weiß es; aber Alles erwogen, ist das Chaos Goethe's, wenn es anders erlaubt ist, eine der gewaltigsten Dichtungen, welche existirt, mit diesem Namen zu benennen; das Chaos Goethe's ist es wohl werth, daß man zweimal daran gehe, es zu entwirren. Und überdieß ist es, wo nicht rühmlich, doch gewiß genußreich für den Geist, auf die Entdeckung der schönen Gedanken auszugehen, von welchen die Welt nichts weiß, und die wie grüne Inseln in der Schöpfung des Genius liegen.

Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens läßt sich allerdings nicht in Abrede ziehen. Zu den Schwierigkeiten der Sprache, welche unermeßlich groß sind (nirgends erscheint der Styl Goethe's so unmittelbar dem Einfluß seines despotischen Willens unterthan, nirgends strebt er so nach Kunst im Periodenbau, nach Schärfe im Dialog, nach Reichthum und Mannichfaltigkeit in den Rhythmen), kommen noch die Verlegenheiten aller Art, welche bei der Auslegung von Allegorien und Symbolen nie fehlen. Sobald man den Buchstaben überwältigt hat, richtet sich der Geist auf und leistet Widerstand. Goethe hüllt in eine doppelte Rinde von Granit den Diamanten seines Gedankens, ohne Zweifel um ihn unvergänglich zu machen; dem Verstand gebührt es, mit Tapferkeit und Muth sein Geschäft als Steinhauer zu betreiben.

Mich dünkt, es müsse für den Genius eine erhabene Wollust seyn, seiner ganzen Begeisterung so frei die Zügel schießen zu lassen, und endlich dahin zu gelangen, daß er nicht mehr mit sich abrechnet, nicht mehr wählt, nicht mehr mit der Scheere der Vernunft den reichen Baum seiner Ideen beschneidet und stutzt. Diejenige Kritik, welche Männern von dem Gepräge eines Goethe oder Beethoven hartnäckig das Recht abspricht, auch einmal nach ihrer Lust und Neigung sich frei zu ergehen, ist offenbar pedantisch und lächerlich. Was kommt es an auf die Größenverhältnisse eines Werks, wenn der Meister nur Lebensathem genug hat, um es zu beseelen, wenn seine Brust genug Flammen in sich schließt, um Licht und Leben darauf auszugießen? Uebrigens lassen sich solche Werke nur unternehmen in der Reife des Alters und des Geistes; mit zwanzig Jahren sind es Tollheiten; was will das sagen, wenn man sich ans Unendliche macht, ehe man noch die Erde in Besitz genommen, von der man geboren ist? Goethe, den der Gedanke an den Faust nicht einen Augenblick verlassen hat, bewegte vielleicht, als er im Beginn seiner Laufbahn die brennenden Blätter von Werthers Leiden schrieb, schon in seinem Haupte die erhabenen Combinationen, aber er war weit entfernt, sie auch schon ausführen zu wollen; er versparte diese Aufgabe für die Reife seines Alters; er wußte wohl, daß, wenn ein solches Werk dauern und nicht in Verwirrung untergehen solle, man, ehe man Hand daran lege, die Kenntniß der geringsten Mysterien der Form, und besonders jene Kraft der Besonnenheit und der Mäßigung sich erworben haben müsse, welche jede Regel ergänzt oder ersetzt — eine Tugend, welche bei ihm

sich am Ende zu einem solchen Grad steigerte und so tiefe Wurzeln schlug, daß man sie kaum mehr von seinen angebornen Eigenschaften unterschied.“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß von Caniov.

(Fortsetzung.)

Wir lassen hier ein paar Proben aus den Gedichten des noch jungen Severin Goszczynski folgen, der allerdings als Dichter seine Reife noch nicht erreicht haben mag. Eine leichte Skizze seines Charakters ist vielleicht dem Leser nicht uninteressant.

Goszczynski ward in der Ukraine geboren und pflegte von seiner zartesten Jugend an seine Phantasie mit den Traditionen und Sagen seines Heimathlandes zu nähren. Sein Hang zur Einsamkeit und zum brütenden Nachdenken steigerte und verstärkte nothwendig die auf jene Weise empfangnen Eindrücke; und man kann sich nicht wundern, daß die Lage seines Vaterlandes ihn vermochte, schon frühe jenen Associationen beizutreten, deren Zweck die Befreiung desselben von der Knechtschaft war. Verfolgungen waren das natürliche Ergebniß hievon; und gezwungen, sich durch die Flucht zu retten, fand der jugendliche Schwärmer längere Zeit Sicherheit nur durch Verstecke, welche ihm seine Landsleute in den Dörfern gewährten, und er tröstete sich durch Wanderungen entlang den Ufern des Dnieprs, der Scene von so vielem, was schon frühe sein Gemüth und seine Phantasie gefesselt hatte. Unter solchen Umständen verfaßte er unter andern das Gedicht: Das Schloß von Caniov, aus dem wir einige Auszüge mittheilen wollen. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß dieser Zustand der Ungewißheit den jungen Dichter noch mehr gegen den fremden Unterdrücker aufbrachte und erbitterte; und wirklich finden wir Goszczynski unter den Ersten derer, welche Belvedere überfielen und ihren Landsleuten das Beispiel der Insurrection gaben. In dem nun folgenden Kampfe zeichnete er sich als Krieger nicht minder denn als Dichter aus, und die meisten seiner Gedichte schrieb er in den freien Stunden, welche ihm seine militärischen Pflichten ließen. Nach dem Ende des Kriegs verließ er Polen und ging, wenn wir nicht irren, nach Frankreich; und seither hat er sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung gewidmet.

Die Dichtungen Goszczynski's werden sehr gerühmt wegen ihrer Kraft und der Originalität der Erfindung. Sie sind reich an Stellen voll Schönheit, Stärke und Phantasie; aber der Leser wird auch bemerken, daß die Einflüsse seiner Geburt, seines frühern Lebens und seiner spätern Schicksale seinen Gedanken und Empfindungen die Färbung der tiefsten Schwermuth gegeben, und daß, in seinem Schloß von Caniov wenigstens, dieß und die sonstigen Mängel eines noch jugendlichen Geschmacks ihn zu Uebertreibungen und Ausschweifungen hingerissen haben.

Wir gehen nun zu dem Gedicht: das Schloß von Caniov über.

Es ragt Caniovs gethürmter Bau
Wie Riesenarme zum Himmelblau;
Eines Volkes Fahn' auf den Zinnen weht,
Eines Volkes Gränzen hütend er steht;
Indessen unten, auf Hügeln, im Thal,
Gedehnt, das Dorf im Frieden ruht,
Wie Kinder die Häuser allzumal,
Die schlafen in der Wärterin Hut;
Und stolz des Riesen Fuß zu waschen,
Roll'n des Dnieprs Fluthen, die funkelnd raschen.
Die Ufer schließt der Urwald ein,
Den noch betrat keines Menschen Fuß;
Grimmig die grauen Berge dräu'n,
Wie der Verzweiflung irrer Gruß.

'S ist eine stürm'sche Herbstesnacht;
Die Wellen den braunen Grund aufregen;
Am Himmel zieht finstrer Wolken Macht;
Böse Geister erwachen auf fährlichen Wegen.
Der Wandrer haucht bang ein Gebet empor;
Es pfeift der wüthende Wind durchs Rohr;
Der hungrige Wolf sein Opfer fällt,
Deß Todesgestöhn durch die Berge gellt;
Der Wind in wilden Tönen krächzt;
Der hohe Galgen kracht und ächzt;
Der Leichnam schwankt; — horch! das Heulen von Hunden,
Weil der Tod des Schlafs die Natur hält gebunden.

Es klirrt der Säbel an der Seite
Der Schildwache, die mit raschen Tritten
Am Galgen auf und ab geschritten,
Wo sie den Dienst zu thun hat heute.
Es hat wohl der Mann in der Stille der Nacht
Einem wachen Traume nachgedacht;
Doch wendet er sich um urplötzlich,
Wie der Galgen kracht und ächzt so entsetzlich,
Wie fürchtend, daß, der daran schwebe,
(Ein Schauergedanke!) auf wieder lebe!
Dann, sich ermannend, den Blick er wendet
Hin, wo überm schirmenden Schlosse fern,
Gleichwie ein schutzverheißender Stern,
Des Thurms Wachtfeuer Flammen aussendet.
Horch! ein raschelnder Ton — nur kaum gehört —
Vielleicht ein Vogel im Nest gestört:
Sichtbar wird etwas — schreitet daher!
„Pack, Satan, dich mit deinem Heer!“
Er kreuzt sich — die Erscheinung ist fort,
Nur dichte Finsterniß herrscht dort;
Die Muskete prüft er, den Säbel gut,
Schreitet wieder dann fort mit gefaßtem Muth.

Mondstrahlen mit den Wolken sich mischen;
Eine weiße Gestalt, in schwebendem Gang,
Sieht man, halb verborgen von den Gebüschen;
Doch in der Luft ist Frauengesang.
Dem kühnen Kosacken der Puls hoch schlägt,
Weil der Laut ihm süße Erinn'rung erregt;
Und kein Wunder ist's, wenn bei der Stimme Ton,
— 'S war eine so süße, wohlbekannte! —
Von wildem Entzücken und Jubel entbrannte
Das stürmische Herz dem Ukrainesohn.

Oh! nicht hält er Wacht auf dem Hügel mehr dort!
Und wieder verschleiert der Mond sein Gesicht,
Und wieder wallt der Nebel so dicht;
Der Galgen ächzt, die Hunde heulen,
Auf verzweifelten Pfaden die Gespenster eilen;
Und der Wind stöhnt wieder fort und fort."

Der Kosack hat eine Zusammenkunft mit Orlika; aber seine Entfernung benützend, entwendet ein Unbekannter den Leichnam und wirft den Galgen um, während ein Dämon eine Zeitlang die Stelle des Leichnams einnimmt, um das Auge des Soldaten, der seinen Wachtposten verlassen, Nebado, zu täuschen. Diese Scene ist, nicht ohne einige, vielleicht dem Gegenstand ganz entsprechende Verwirrung, geschildert in einem Zwiegespräch zwischen einem Eulenpaar. Die Ausbrüche von Gelächter, in welches diese an Mord und Execution ihre Freude haben den Vögel ausbrechen bei dem Gedanken, daß Nebado morgen die Stelle des Leichnams werde einnehmen müssen, verscheuchen endlich die Liebenden, doch erst nachdem Orlika erzählt, daß sie des Gouverneurs Heirathsantrag ausgeschlagen.

Eine Stelle von großer Schönheit versetzt uns jetzt in die Scene eines Festes. Verschiedne Gruppen sind vertieft in Gespräche über allerlei Aberglauben, wie von dem rothen Geist, der um Mitternacht das Blut schlafender Kinder trinkt (denn der Vampyr ist in jener Gegend einheimisch); von den Koboldern, die man oft darüber betroffen, wie sie das Gift von Blumen in den Rahm geschüttet, um ihn zu verderben; von verzweifelnden ungetauften Seelen, und von Geistern, welche die Milch in der Brust sauer machen. Trübsinn und Schrecken herrschen in der Gesellschaft.

„Hu-hup! Hu-hup!" Horch! dieß Geschrei,
Wie das der Eul' in der Wüstenei; —
Jetzt tönt es näher — es ist ganz nah!
„Das ist die ertrunkene Ksenia!"
So rufen die Bestürzten all.
Es ruht der Tanz, stumm wird der Gesang;
Es drängen die Mädchen sich zag und bang
Die Männer ihre Angst verstecken,
Und schaun sich doch um in allen Ecken,
Woher doch der überirdische Hall?

„Hu-hup — Nebado! Attaman!
Hu-hup! Hu-hup!" Noch näher heran
Rückt jetzt der Spuk! Entsetzen versteint
Die Herzen — sieh! das Gespenst erscheint!
Wie auf eines trunkenen Teufels Schwingen
Rauscht schwer sie daher in taumelnden Ringen
Ihr Haar verwirrt, zerlumpt ihr Gewand —
Mit todten Blumen, schmutzigem Band —
Sie trägt des Skelettes dürre Gestalt,
Ihr Aug' ist ein gähnender Wüstenspalt;
Kreischend, mit Händeklatschen, schwer,
Unbeholfen schwankend hin und her,
Läßt sie nicht ab mit dem höllischen Bann:
„Hu-hup — Nebado! — Attaman! —
„Hu-hup! — hu-hup!" O Gott! der Geist
Kommt, während, erstarrt, das Blut nicht mehr kreist;
Als gält's den Satan zu verjagen,
Alle zur Antwort das Kreuzzeichen schlagen;
Obschon die Gestalt einem Menschen gleicht,
Vorm heil'gen Zeichen doch sie fleucht;
Und glücklich, wer den Zauber bricht,
Denn weh dem, den sie brünstig umflicht.
„Hu-hup! — Nebado!" kreischt sie und flieht —
Und keines der Zitternden sie mehr sieht.

Nur zu gewiß der Himmel droht
Dem Schloß mit herber Trau'r und Noth;
Nur zu gewiß auf diese Thürme
Entladen sich des Schicksals Stürme.
Die Schreckgestalt, die allzulang
Durch Wälder und Städte nimmt ihren Gan
Daß sich des Wandrers Herz entsetzt:
Verkündet des Schicksals Opfer jetzt.
Gelber als der Gelbfieberkranke
Kommt sie und fliegt wie des Todes Gedanke;
Ihre Freude schaurig, wie's Lachen von Eulen,
Ihre Stimme, wie Hund' über Leichen heulen;
„O Himmel, lenk' ab des Dämons Bann!
„O Himmel, rette den Attaman!"
Riefen Alle bleich, mit bebendem Ton —
Wenn gleich das Ungethüm war geflohn."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1839.

Ueber Gewitter in den Polar-Regionen.

Arago hat in dem Annuaire des Jahres 1838 eine umständliche Abhandlung über das Gewitter einrücken lassen, und dabei auch die Frage untersucht, ob es Orte gebe, wo es nie donnere: er entscheidet sich dahin, daß es jenseits des 75° N. B. auf offenem Meer und auf Inseln nie donnere. Später drückt er die Ansicht aus, zunächst unter 70° N. B. sey der Donner schon sehr selten, kaum höre man ihn Einmal des Jahres, doch könne man nicht mehr sagen, daß die Region der Stürme ganz überschritten sey. Er scheint demnach zu glauben, daß der 70ste Breitengrad so ziemlich die Gränze der Gewitter sey, sucht zu beweisen, daß von 65 bis 68° der Breite der Donner schon sehr selten sey, und kann kein Beispiel von Donner unter 69° anführen; endlich schließt er mit der Bemerkung, daß Thorstenson in Island, „das man oft als ein Land nenne, wo es nie donnere," einmal zu Reikiawik (65° B.) den Donner gehört habe.

Gegen diese Ansichten trat der russische Akademiker Bär, bekannt durch seine Schilderungen nördlicher Klimate, auf in einem Briefe an Jacobi, aus dem wir die wichtigsten Bemerkungen über diesen interessanten Gegenstand ausheben: „Allerdings wird der Donner seltener, je weiter man gegen den Pol vordringt, doch scheint mir Arago das Gebiet des Gewitters zu sehr eingeschränkt zu haben, indem er meist nur die neuern, englischen Reisenden befragte, die lange Zeit auf dem Meere oder auf kleinen Inseln waren. Hr. Arago weiß indeß besser als irgend Jemand, daß die Gewitter seltener werden, je weiter man sich von den Continenten entfernt; umfassendere Beobachtungen liefern den Beweis, daß an denselben Orten, wo flüchtige Reisende keinen Donner hörten, er sich doch von Zeit zu Zeit vernehmen ließ, so daß es keine von Menschen je erreichte nördliche Breite gibt, wo er gänzlich fehlte."

Was Island betrifft, ist die Ansicht, daß es dort nie donnere, sehr falsch; ein vulcanisches Land, wo man nie ein Gewitter sähe, wäre allerdings ein genügender Beweis, daß die Atmosphäre solche nicht mehr hervorbringen kann; dieß ist aber in Island nicht der Fall, und es werden mehrere Fälle aufgeführt, wo Gewitter Schaden anrichteten und selbst Menschen tödteten. In Grönland sind Gewitter noch seltener; die Geistlichen Egede und Cranz bemerken, daß man manchmal blitzen sehe, aber selten den Donner höre, und dann nicht gewiß sey, ob es ein Donnerschlag oder der Sturz eines Felsens oder einer Schneelawine gewesen. Auf den Continenten, unter derselben Breite, wie Island, muß indeß der Donner häufiger seyn; die englischen Reisenden, namentlich Franklin, zählen zwar im hohen Norden Amerika's wenige Gewitter auf, es mag aber unentschieden bleiben, ob die Sommer, in welche die Reisen fielen, besonders arm an Gewittern waren, oder ob diese Phänomene überhaupt seltener in Amerika als in der alten Welt sind. Gewiß ist, daß in Europa die Gewitter unter denselben Breiten, wie Island, häufiger sind. Julin hörte während 12 Jahren den Donner 88mal zu Uleaborg (65° B.), also mehr als 7mal jährlich, obwohl diese Stadt fern von jeder großen Bergkette liegt. Noch mehr ist das letztere mit Archangel der Fall, und doch kommen nach einer Reihe von Beobachtungen hier mehr als sechs Gewitter aufs Jahr. Der Botaniker Schrenk, der im Jahre 1837 das Land der Samojeden durchreiste, vernahm Gewitter unter 67°, 68° und selbst unter 69°. Ein anderer Reisender, Rumowski, vernahm am 19 (31) Julius 1769 den Donner zu Kola (69° B.) und der Seecapitän Reineke im Jahre 1826 an derselben Küste zwischen 69 und 70° B. nicht weniger als achtmal. Freilich war dieß Jahr überhaupt sehr gewitterreich in Europa, indeß lassen einige Umstände vermuthen, daß im Innern Lapplands zwischen 66 und 70° B. die Gewitter ziemlich häufig sind.

Indessen finden sich auch Beispiele in mehr nördlicheren Breiten. Admiral Wrangell sah ein Gewitter mitten im Eismeere, nördlich von Sibirien, also jedenfalls weit über 70° hinaus, Hr. Ziwolka und Hr. Bär selbst in der Straße Matotschkin-Schar unter 73° 10'. Endlich donnert es auch noch jenseits des 75° B., selbst auf Spitzbergen. Vier Russen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dort Schiffbruch litten, und 6 Jahre daselbst lebten, haben in dieser freilich langen Zeit auch donnern hören, aber nur einmal.

Nach diesen Angaben scheint die Behauptung außer Zwei-

fel, daß zwar allerdings die Gewitter gegen den Pol zu mehr und mehr abnehmen, aber doch noch kein Land gefunden wurde, wo sie entschieden gar nicht eintreten können.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris.

(Fortsetzung.)

An einem der folgenden Tage führten mich meine russischen Bekannten zu dem englischen Gesandten. Das Haus Sir John Campbells ist sehr gut gebaut, und mit Geschmack meublirt; der Hausherr, ein angenehmer, munterer Mann, nahm uns sehr freundlich auf. Pfeifen spielten eine Hauptrolle, und man reichte uns nach der Sitte drei, in der Zwischenzeit aber wurde Wein aufgetragen und eine Art Zwieback herumgereicht, der weiß wie Schnee, aber hart wie Stein war, und durchaus keinen Geschmack hatte. Ich betrachtete diesen Zwieback mit einer gewissen Achtung, weil er, wie man mir sagte, in England zubereitet wird, und vieljährige Reisen macht, ohne im geringsten dem Verderben ausgesetzt zu seyn; aber den feinen Geschmack, der die Engländer reizt, konnte ich durchaus nicht daran finden. Dieser Zwieback hat einen besondern Namen im Englischen, der aber so hart ist, wie der Zwieback selbst, und den ich vergessen habe.

Sir John Campbell befand sich lange in Indien, und erzählte mir viel Merkwürdiges von dieser unerschöpflichen Quelle des Reichthums für England. Hier fand ich auch einige englische Officiere, von denen die einen zur Mission gehörten, andere im Dienste des persischen Schahs sich befanden; viele derselben sprechen französisch, und fast alle mehr oder minder schlecht persisch.

Aus dem Hause des englischen Gesandten führte man mich zu Mirza Saleg, der unsern Lesern schon aus dem obigen bekannt ist, da wir in dem Empfangssaale des Thronfolgers seine Büste gefunden hatten. Er kam uns mit einem lauten Husten entgegen, und erstickte fast von Tabaksdampf. Mirza Saleg spricht gut englisch und französisch. In London und Petersburg seufzte er nach dem orientalischen Himmel, in Tebris klagte er über Langeweile, und kann nicht ohne herzliches Bedauern an das vielgestaltige Leben und die Vergnügungen europäischer Städte zurückdenken. Ein Trost blieb dem Staatssecretär, unter dem persischen Himmel zu leben, im Rauche der ächt orientalischen Tabakspfeife, und dabei den Rebensaft der europäischen Traube zu kosten. Redseligkeit ist im Allgemeinen ein Charakterzug der Perser, vom Hofmann angefangen bis herab zum letzten Bauer; Alles, was eine mit der Fähigkeit zum Sprechen begabte Zunge hat, läßt dieses, nach Aesops Ausspruch, beste und verderblichste Geschenk des Himmels nie in Unthätigkeit. Mirza Saleg erzählte mir, um hierin seinen Landsleuten nichts nachzugeben, einen Schwall von Dingen, wobei er es für seine Pflicht und Schuldigkeit hielt, auf den Kaimakam zu schmähen. Aber wer ist denn dieser Kaimakam, wird der Leser fragen. Kaimakam bedeutet so viel als Stellvertreter, und dieser Mann hat alle der Entscheidung des Thronfolgers unterliegende Geschäfte zu führen. Da nun der Schah wegen seines Alters und seiner Trägheit sich nicht mehr viel mit Geschäften abgeben will, so wohnen die europäischen Gesandtschaften in Tebris, und alle diplomatischen Verhandlungen sind dem Thronfolger übertragen. Daraus läßt sich schließen, daß der Kaimakam als erster Minister des Thronfolgers eine ziemlich bedeutende und für die Europäer wichtige Person ist, und daß ich nicht ermangelte, ihm meine Aufwartung zu machen.

Das Haus des Kaimakam unterscheidet sich im Aeußern durch nichts von den Wohnungen anderer wohlhabenden Perser: dieselbe Mauer nach der Straße zu, derselbe Hof innerhalb der Mauer, dieselben Fenster mit vielfarbigen Glasscheiben. Er empfing mich in einem kleinen, sehr einfach meublirten Zimmer, auf dem Teppich liegend; unter dem Kopfe hatte er runde, cylinderförmige Kissen. Er war krank, als ich aber eintrat, begrüßte er mich sogleich mit der gewöhnlichen Phrase persischer Höflichkeit, und richtete sich auf. Nachdem ich in den Entreacten des Pfeifen-, Kaffee- und Thee-ceremoniells seine Neugierde über die Zeit meiner Abreise aus Petersburg, über Wege und Wetter, über meinen künftigen Aufenthalt in Persien u. s. w. befriedigt hatte, sah ich einen Diener mit einer silbernen Schaale voll Wasser ins Zimmer treten. Se. Hochmögenden, die vermuthlich auf meinem Gesichte den Wunsch lasen, zu wissen, zu welchem Zweck diese Tasse hereingebracht worden sey, waren so artig, mir nicht lange Zeit zu Vermuthungen zu lassen, die mich übrigens sicherlich nicht an das gewünschte Ziel geführt hätten. Er erklärte mir, er fühle sich unwohl, und wolle sich mit diesem Wasser curiren, wobei er einen kleinen, mit persischen oder arabischen Worten beschriebenen Papierstreifen hineinlegte, das Wasser austrank, und den hülfreichen Papierschnitzel als untrüglichen Talisman auf dem Boden zurückließ. Alles dieß that er in meiner Gegenwart unter nicht geringem Ceremoniell. Ich meinerseits war ihm dafür sehr dankbar, weil ich außerdem wohl schwerlich der Heilkraft dieses Talismans auf die Spur gekommen wäre. Die Sache hat sich wirklich und in Wahrheit vor meinen Augen zugetragen, und nahm meine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß ich mich des übrigen, allerdings auch nicht sehr interessanten Gesprächs mit dem ersten Minister gar nicht mehr erinnere.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cycladen

(Aus niederländischen Handelsberichten.)

Die Insel Ghiura.

Diese kleine, nordwestlich von Syra gelegene und von demselben abhängige Insel ist ein felsiges, durchaus unbewohntes und fast nichts hervorbringendes Gebirge, wohin die Syrioten fünf oder sechs Hirten mit ihren Schafen schicken, für welche es auf Syra selbst manchmal an dem nöthigen Futter gebricht.

Unter den römischen Kaisern wurden angesehene Römer hieher ins Exil gesandt. Ueberdleibsel aus jenen Zeiten findet man jedoch nicht. Wahrscheinlich seiner Unfruchtbarkeit wegen ist Ghiura auch später immer unbewohnt geblieben.

Der Schlosser von Philadelphia.

(Fortsetzung.)

Der Kaufmann stand wie versteinert, er sah auf Amos, er sah auf die große Wanduhr, deren Zeiger ankündigte, daß nur noch 10 Minuten bis 5 Uhr fehlten. Amos sagte ruhig zu ihm: „Glauben Sie, daß ich Ihnen Unrecht gethan, so können Sie mich verklagen, wo Sie wollen, meine Zeit ist mehr werth, als daß ich Sie mit solchen Lumpereien vertrage.“ und ging zur Thüre hinaus. Der Kaufmann rief ihn zurück, er hatte keine Wahl, die Zeit drängte, sein Credit war gefährdet. Würde man nicht in der Stadt sagen, er habe das Mährchen vom verlornen Schlüssel nur erfunden, um Zeit für seine leere Casse zu gewinnen? „Hier,“ sagte er zu Sparks, indem er ihm fünf Dollars hinreichte, „ist Euer Geld, und nun keine unartige Rede mehr.“ — „Jetzt,“ erwiederte der Schlosser, „verlange ich zehn Dollars, sonst wären Sie in zu großem Vortheil gegen den Armen. Ich denke, Sie zahlen mir auch gern dieses kleine Lehrgeld, wenn ich Ihnen die Casse wieder öffne, Ihnen, der sich nicht bloß nicht geschämt hat, mir meinen Verdienst schmälern zu wollen, sondern mich auch noch in einen langwierigen Proceß verwickeln wollte. Ich denke, Sie werden sich, wenn Sie wieder einen Armen drücken wollen, an Amos Sparks erinnern, und sich dadurch manche Reue über begangene Ungerechtigkeiten ersparen.“ — Diese mit größter Ruhe gesprochene Rede hatte wieder ein paar Minuten von der dem Kaufmann so köstlichen Zeit geraubt, und ihm bewiesen, daß er keinen Ausweg habe, als den, den Schlossermeister zu befriedigen. Er zählte rasch die zehn Dollars hin, die Amos sorgfältig der Reihe nach prüfte, ob sie ächt seyen, und dann ruhig in seinen Beutel schob. „Schnell! um Gotteswillen schnell,“ sagte der Kaufmann, „nicht um fünfzig Dollars wollte ich, daß die Bank geschlossen sey, ehe ich hinkäme.“ — „Ich glaube Ihnen,“ erwiederte ernst der Handwerksmann, da er aber weder bösartig, noch rachgierig war, so öffnete er wieder in gleicher Schnelligkeit die Casse, deren Eigenthümer just eben noch so viel Zeit hatte, die ihm nöthigen Summen auf die Bank zu befördern, ehe dieselbe geschlossen wurde.

Ungefähr einen Monat später wurden aus der Bank von Philadelphia durch gewaltsamen Einbruch 50,000 Dollars entwendet. Die Eisenstangen eines Fensters waren durchsägt, und der Einbruch auf eine Art vollführt, die zeigte, daß derjenige, der ihn vollbracht, eine seltene Unerschrockenheit und Geschicklichkeit besitze, und in der Mechanik wohl erfahren seyn müsse. Die Spürhunde der Polizei durchzogen alle Theile der Stadt und der umliegenden Dörfer. Alle Inwohner Philadelphia's durch den Gedanken, daß so kecke und geschickte Räuber in ihrer Nähe seyen, erschreckt, boten selbst alle Mittel auf, die Entdeckung derselben fortzuführen. Da und dort erhob sich leise ein Verdacht gegen Amos, aber seine allgemein bekannte Armuth schlug ihn bald wieder zu Boden. Bisher hatte der Kaufmann aus leicht begreiflichen Gründen nichts von seinem Streite mit Amos erzählt, und der Schlosser hatte ihn aus gewohnter Gutmüthigkeit verschwiegen. Jetzt erzählte der Kaufmann selbst, von teuflischer Rache getrieben, und zwar in einer Art, daß er sicher seyn konnte, er gelange nicht ohne Zusätze und Entstellungen zu den Ohren der Bankdirectoren. — Nach kurzer Zeit bemerkte Amos, daß seine Nachbarn zurückhaltender gegen ihn seyen, und mancher, der sonst am Abend ein wenig bei ihm einsprach, sich mehrere Tage nicht sehen ließ. Da er sich jedoch keinen Grund denken konnte, warum sie sich stillschweigend zurückzögen, so kümmerte er sich nicht weiter darum, und da gewöhnlich bei solchen Gerüchten die betheiligte Person die letzte ist, die es erfährt, so erfuhr auch Amos erst als der Polizeibeamte mit seinen Leuten bei ihm eintrat, um sein Haus zu durchsuchen, welcher Verdacht auf ihm ruhe. Die Bestürzung und der Kummer der Familie waren unbeschreiblich. Einem Nachbaren sechs Pence zu rauben, hätte ihnen ein unverzeihlicher Frevel geschienen, und die Nennung einer so ungeheuren Summe mischte darum noch einen eigenen Schrecken in ihren Schmerz. Erst als der Polizeibeamte erklärte, daß er durchaus nichts Verdächtiges gefunden, erholten sie sich wieder etwas, und Amos tröstete sich und die Seinen mit dem Gedanken, daß unmöglich die Thäter verborgen bleiben könnten, und daß, selbst wenn dieß wäre, doch sicher der Verdacht gegen ihn sich bald wieder verlieren würde, wenn ihn seine Nachbaren, die ihn ja so lange schon kannten, arm und fleißig sähen wie sonst.

Bald aber begannen Prüfungen und Leiden für die arme Familie, die sie nie geahnt hatte. Entrüstet über den schlechten Erfolg, den alle ihre Nachforschungen hatten, sendeten die Bankdirectoren eines ihrer Mitglieder (eben den Kaufmann, dem Amos die Casse geöffnet hatte) an denselben ab, um Unterhandlungen mit ihm abzuschließen. Sie boten Sparks eine bedeutende Geldsumme, versprachen jede gerichtliche Untersuchung gegen ihn einzustellen, wenn er seine Mitschuldigen, im Fall welche dabei gewesen, angeben wollte. Vergebens betheuerte Amos bei Allem, was ihm heilig war, seine Unschuld, vergebens zeigte er seinen tiefen Abscheu vor solch einem Verbrechen. Der Kaufmann spöttelte über seine angebliche Ehrlichkeit, und drohte ihm mit den Folgen, die sein Läugnen für ihn haben werde. Da übermannte die tiefe Empörung den armen Handwerker, der sich ohne alle Beweise entehrt und verhöhnt sah, so sehr, daß er seinem Beleidiger bedeutete, jetzt plötzlich seine Wohnung zu verlassen, die er, obgleich arm, doch fest entschlossen sey, gegen die Unverschämtheit des Reichen zu schützen. Bestürzt zog sich der Kaufmann mit dem Schwur zurück, sich an Amos zu rächen. Die Herren der Bank berathschlagten von neuem, und es wurde entschieden, Sparks gefangen setzen zu lassen, und zu versuchen, ob er fern von seiner Familie und seinen Mitschuldigen nicht eher zu einem Geständnisse zu bringen sey. Die Unglücklichen mußten auch dieß über sich ergehen lassen, und ertrugen, obgleich tief niedergebeugt und durch die mißtrauischen Blicke ihrer Nachbaren täglich neu gekränkt, muthig die traurigen Tage, die keine Freude für sie hatten, als die kleinen Erleichterungen, die sie dem armen Gefangenen von dem Gelde verschafften, das sie sich oft am dringend Nöthigen abgespart hatten. Mehrere Monate waren so vergangen, ohne daß Sparks das erwünschte Geständniß abgelegt, oder irgend ein Ereigniß die Schuld des Verhafteten bewiesen hätte, und so sahen sich seine Verfolger endlich gezwungen, den Proceß seinen Gang gehen zu lassen. Die einzigen Beweise, die sie gegen den Angeklagten aufbringen konnten, waren einige Schlösser von seltsamer Zusammensetzung und einige mechanische Werkzeuge, die man in seiner Werkstätte gefunden hatte. Diese Werkzeuge, deren

Bestimmung und Gebrauch dem unkundigen Auge fremd war, zeigten deutlich, wenn auch nicht die Schuld, doch die große Geschicklichkeit des Meisters. Zudem sah man auch eine solch reiche Abwechslung und so vollendete Arbeit, daß sowohl unter den Richtern als den Geschwornen und Zuschauern nur wenige waren, denen es glaublich schien, daß ein so armer Mann, wie Amos, bloß in der Absicht, sein Gewerbe zu vervollkommnen, sich diese Mühe gegeben habe. Seine Freunde und Nachbaren gaben über seine Sitten und seine Aufführung das Zeugniß, das zu erwarten war, und alle stimmten darin überein, wie sehr er von jeher sein Gewerbe geliebt habe. Der Advocat, der beauftragt war, die Sache der Bank zu führen, stützte seine Klage hauptsächlich auf eben diesen Eifer und diese Liebe. Er zeigte mit hinterlistiger Hartnäckigkeit jede Schraube und jedes Eisenbeschläg, welches die unwissende Menge zu Verdacht reizen konnte, wies auf den Vorfall mit der Casse des Kaufmannes zurück, auf die Versuchung, die solche Summen auf einen armen Handwerker äußern müßten, und suchte den Richtern zu beweisen, daß Amos bei seiner bekannten Armuth gewiß nie seine Zeit zu so nutzlosen Forschungen verwendet hätte, wenn ihn nicht die Hoffnung, ein großes Ziel dadurch zu erreichen, angefeuert hätte.

So mußte denn, weil Amos arm war, jede gute Eigenschaft, sein Fleiß, seine Liebe zur Kunst, seine Geduld, Alles seine Schlechtigkeit beweisen. Ich bin, schloß der Advocat seinen Vortrag, fest überzeugt, daß Amos schuldig ist, und daß er, wenn er sich von den Richtern als schuldig verurtheilt sieht, nicht länger zögern wird seine Schuld zu bekennen. — Es war ihm gelungen, den größten Theil der Zuhörer von seiner Ansicht zu überzeugen. Viele der Geschwornen selbst hatten sich von diesen Scheingründen überreden lassen, und waren nicht abgeneigt, ohne Beweise zu verdammen, indem sie sich vielleicht leise mit der Hoffnung schmeichelten, wenn der Verurtheilte wirklich bekennen würde, für große scharfsinnige Geister zu gelten. So aber konnte selbst in jener Zeit, in der die Geschichte verfiel, die wir hier erzählen, ein Gerichtshof in Amerika nicht urtheilen. Der Spruch des Gerichts war klar und bestimmt. Er erklärte, daß zwar allerdings Verdachtsgründe auf Amos ruhten, daß manche Umstände in dem Leben des Schlossers mit seiner Armuth im Widerspruche ständen, daß aber dennoch jeder gültige Beweis zu einer Anklage in dieser Sache, die noch im vollen Dunkel stehe, fehle, da keiner der Fäden sich über das Haus des Handwerkers hinaus verfolgen lasse.

Amos wurde demnach freigesprochen. Obgleich man nichts gefunden hatte, welches den Verdacht gegen ihn begründete, so schwebte er doch noch immer wie das Schwert des Damokles über ihm. Der rachsüchtige Kaufmann und die Directoren der Bank erklärten dennoch in ihrem Aerger, daß sie trotz der Freisprechung nicht an der Schuld des Angeklagten zweifelten. Diese Meinung, die sie geflissentlich verbreiteten, fand unter denjenigen, die nie gewöhnt sind, die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit eines Gerüchtes genauer zu prüfen, viele Anhänger, und man sah in dem freigesprochenen Schlosser bloß einen vom Glück begünstigten Spitzbuben.

Amos freute sich seiner Befreiung, weil er sie für den sichersten Beweis ansah, daß man seine Unschuld erkannt habe, und hatte dadurch nur ein noch größeres Vertrauen zu der Rechtspflege seines Landes gewonnen. Wie ein vom Tod erstandener umschloß er die Geliebten, und die innigsten Dankgebete stiegen aus aller Mund zum Himmel empor, als sie den ersten Abend wieder vereint am heimischen Herde saßen.

Aber nur zu bald fühlte Amos, daß die Freisprechung des Richters ihn dennoch in der öffentlichen Meinung nicht freigesprochen habe. Er entschloß sich, auch dieß, in der Hoffnung, daß Gott ja doch einst seine Unschuld zeigen werde, zu ertragen. Er duldete ruhig die kalte Aufnahme vieler seiner Freunde, das kränkende Wegwenden ihrer Blicke, wenn sie ihm begegneten, das schmerzliche Bewußtseyn, welche Gerüchte über ihn im Umlauf seyen, aber er bedachte nicht, von was ferner leben? Seine Kunden blieben aus, seine vorräthige Arbeit fand keine Käufer, und da seine schwachen Ersparnisse schon während der Zeit des Processes aufgezehrt waren, so sahen die Unglücklichen bald ein, daß es ihnen bei allem Fleiß und aller Sparsamkeit unmöglich sey, ihr tägliches Brod zu verdienen. Sie schränkten ihre Ausgaben noch mehr ein, sie verkauften jedes überflüssige Geräthe und Kleidungsstück, aber bald war auch diese schwache Quelle versiegt, und nach wenig Monden zeigte die Mittagsstunde nur mehr einen leeren Tisch zwischen vier nackten Wänden. Es blieb ihnen nur noch die Wahl, zu betteln, Hunger zu sterben oder auszuwandern. Oft schon hatten sie dieses letzte Auskunftsmittel besprochen. In Amerika ist dieß ein sehr gewöhnliches Mittel. Der Bankerutier geht nach Ohio, um dort entweder sein betrügerisch erworbenes Vermögen in Ruhe zu verzehren, oder sich bei wirklichem Verluste neues zu sammeln — der Geistliche, den ein zu heftiger Angriff der Schwächen seiner schönen Beichtkinder zur Flucht treibt, wird sich in Albany bald „sehr geachtet" sehen, und der Missouri wird den Bewohner des Michigan empfangen, der in einem Streite seinem Nachbar sein langes Messer (bowie knife) in die Seite stieß. Die Flucht ist dort das Universalmittel in allen schwierigen, hoffnungslosen Lagen. Sparks hätte wohl früher schon dieses Auskunftsmittel ergriffen, aber einerseits hoffte er immer noch auf die Entdeckung des Thäters, und dadurch auf seine Rechtfertigung, andrerseits fühlte er, daß seine Flucht den Verdacht, der auf ihm ruhte, zu rechtfertigen scheine. Jetzt, wo ein längerer Aufenthalt in Philadelphia ihm unmöglich war, konnte von keiner Wahl mehr die Rede seyn, und mit traurigem Herzen bereiteten sie sich zur Abreise. Kein Gepäck beschwerte sie, auch kein Schuldner vertrat ihnen den Weg, denn Niemand war, der ihnen geborgt hätte, als sie der Heimath Lebewohl sagten. Sie bestiegen eines der vielen Fahrzeuge, die die Ströme durchfurchen, gingen an Schuylkill auf dem Strome desselben Namens vorüber, und hielten in Norristown, sieben Meilen nordöstlich von Philadelphia. Ihrem Fleiß und ihrem freundlichen Benehmen gelang es dort bald, sich wieder emporzuschwingen, und sie fühlten sich glücklich in einem Leben, das nicht mehr durch das eisige und verletzende Benehmen ihrer Nachbarn gestört wurde.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Halbinsel Alaschka.

Alaschka bildet eine merkwürdige Demarcationslinie für das Thier-, wie für das Pflanzenreich: auf der einen Seite dieser Halbinsel findet sich das Wallroß, der Bewohner des Polarkreises, auf der andern flattert der Colibri, der glänzende Herold des Südens. Auf den aleutischen Inseln, der Behringsstraße gegenüber, findet sich das Wallroß bis 56° 30' N. B., während auf der südöstlichen Seite der Halbinsel Alaschka der Colibri bis zu Cooks Einfahrt unter 60° B. hinaufreicht. Der Eisfuchs reicht gleichfalls südlich hinab bis Alaschka. Die aleutischen Inseln werden häufig von Eisbären besucht, die auf Eisbergen dahin gelangen, welche am Ufer sich aufhäufen, und oft bis zum Meer ungeschmolzen bleiben. Die feuchte Atmosphäre dieser Inseln ist dem Graswuchse sehr förderlich, und nach Lütke kann die Insel Unalaschka hinsichtlich ihrer üppigen Wiesen mit Brasilien wetteifern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Handel.

Der Besuch der Bazars führt mich zu einer Uebersicht des Handels von Persien mit Rußland, und zum Theile auch zu dem mit England. Der Handel Rußlands mit Persien zerfällt in zwei Theile: in den Handel mit Aderbeidschan und in den mit Ghilan und Masanderan, oder mit andern Worten, in den Landhandel durch Georgien und Armenien, und den Seehandel über das kaspische Meer. Die erste Verbindungsstraße geht von Tiflis auf zwei verschiedenen Wegen nach Eriwan und von da nach Tebris, der Hauptstadt von Aderbeidschan, dem Entrepot des europäischen Handels mit Persien. Der Seehandel geht von Astrachan nach den persischen Häfen des kaspischen Meeres, nach Sinsili, Räscht und zum Theil nach Astrabad und Balfrusch; von diesen Häfen verbreiten sich die russischen Waaren nach den innern Provinzen Persiens auf den sichersten Verbindungsstraßen.

Die wichtigste Handelsstadt Persiens für Europa ist ohne Zweifel Tebris, und darum werde ich mich ausschließlich hiemit beschäftigen. Vor Allem ist zu bemerken, daß Tebris wegen seiner Nähe an unserer Gränze — man braucht vom Araxes nach Tebris nur zwei Tagemärsche — für uns der erste Absatzort für die durch Georgien und Armenien gehenden Waaren ist. England hat gleichfalls zwei Handelsstraßen, die eine über Bender Buschir im persischen Golf, und die andere über Trapezunt und Erzerum nach Tebris. Die letztere ist die Hauptverbindungsstraße, und Tebris liegt also auf dem Wege, den die englischen Waaren, die über Trapezunt kommen, nach jenem Punkte Persiens hin einschlagen müssen. Hieraus ersieht man, daß der bedeutendste europäische Handel in Tebris zusammentrifft. Die Bazare von Tebris sind mit fremden Waaren angefüllt, die Capitalien in unaufhörlicher Bewegung, und troß dieser ganzen Thätigkeit ist Persien doch bei weitem nicht hinreichend mit europäischen Waaren versehen; wenn jedoch fremde, auf Termin verkaufte Waaren, keinen leichten Absatz finden, und die Vortheile, welche die Kaufleute hievon erwarten, nicht tragen, so darf man die Ursache keineswegs in einem Mangel an Begehr suchen, sondern ganz allein darin, daß die Europäer die Localverhältnisse und Bedürfnisse gar nicht, oder nur sehr oberflächlich kennen, oder die Waaren nicht dem persischen Geschmack anzupassen wissen. Der Hauptirrthum bei den europäischen Kaufleuten besteht darin, daß sie, ich weiß nicht warum, Asien überhaupt, und Persien insbesondere, wie einen abgelegenen Winkel ansehen, wo nur Räuber und Diebe hausen, und wo man stets auf der Hut seyn muß. Darum haben bisher wenige Kaufleute, die über größere Capitalien verfügen können, namentlich wenig russische, Handelsunternehmungen nach Persien gemacht. Die Furcht, dieses großäugige Ungeheuer, hält sie zurück. Aber was ist zu fürchten? Allerdings, so lange die russischen Kaufleute glauben, daß sie Alles, was sie in Moskau und Petersburg verkaufen, auch in Tebris absetzen können, oder nach Persien, als in ein aufgegebenes und vergessenes Land, jeden Ladenhüter schicken zu können meinen, haben sie völlig Recht, directe Verbindungen mit Tebris wie das Feuer zu fürchten; die Verluste, welche sie erleiden, können beträchtlich seyn, und sind in einem solchen Falle die gebührende Strafe ihrer Sorglosigkeit.

Wenn aber verständige, weitersehende Capitalisten ihre Aufmerksamkeit auf Persien lenken, und sich mit dem Geiste des asiatischen Handels bekannt machen wollten, so würden die Resultate ihnen beweisen, daß ihre Mühe nicht umsonst ist; sie würden sich überzeugen, daß Persien ein bodenloser Abgrund ist, welcher ungeheure Massen europäischer Erzeugnisse verschlingen kann, wenn diese Erzeugnisse dem Bedürfnisse und dem Geschmack seiner Bewohner entsprechen, eine unerläßliche Bedingung, ohne welche man nie und nirgends auf Erfolg zählen kann. Der Handel Europa's mit Persien hat darum noch nicht seine Entwicklung erreicht, weil unsere Kaufleute Persien nicht kennen und leider, wie es scheint, auch keinen Schritt thun, um es kennen zu lernen; sie haben von Persien gerade denselben Begriff, wie die persischen Kaufleute von Europa, welche auch nur mit großer Mühe sich entschließen, in das Land der Kafirs zu gehen. Ich weiß wohl, womit die Kaufleute sich entschuldigen: sie sagen, viele von ihnen hätten schon ihre Waaren

auf Termin verkauft und häufig ihr Geld nicht erhalten; bloß gegen baares Geld zu verkaufen, sey nicht möglich, weil kein einziger persischer Kaufmann darein willigen wolle, und die daraus für die Europäer hervorgehenden Verluste seyen sehr bedeutend und wiederholten sich oft. Aber hier liegt der Fehler wieder an den Europäern, denn wenn sie Waaren nach Tebris bringen, so halten sie die von ihnen verrichtete Großthat für so ungeheuer, daß sie gar nicht wissen, was sie für einen Preis dafür ansetzen sollen; sie glauben, wenn sie um ihres Vortheils willen nach Tebris gehen, so erzeigten sie den Persern eine ganz absonderliche Ehre und Gnade, und wollen sich dann für die unbedeutendsten Dinge ungeheure Summen bezahlen lassen. Daraus fließen denn alle die Verwirrungen in den Geschäften der Europäer, welche ihre Waaren um hohe Preise auf Termin verkaufen, und dann viele Mühe sich geben müssen, manchmal auch, jedoch sehr selten, ihr Geld nicht vollständig erhalten. Wenn sie dagegen mäßige Preise festsetzten, so würden sie zahlreiche Käufer gegen baares Geld finden, die Geschäfte würden einfacher, und es wäre nie von Verlusten die Rede, oder, meiner Ansicht nach, wenigstens nur von vorübergehenden. Ueberdieß ist zu bemerken, daß die Schuldforderungen europäischer Kaufleute, russischer und englischer, sehr selten unbefriedigt bleiben, oder, richtiger gesagt, fast immer bezahlt werden, weil die russische und englische Mission einen sehr lebhaften Antheil daran nehmen, und ihre Vorstellungen nie unberücksichtigt bleiben, da sie in Persien eine ungemeine Achtung genießen. Freilich gibt es Fälle, wo bei allem guten Willen nichts zu erreichen ist; aber wo gibt es nicht Bankerotte und insolvente Schuldner?

Vergleicht man die Handelswege aus Rußland und England nach Tebris, so überzeugt man sich leicht, daß Rußland einen bedeutenden Vortheil vor England voraus hat. Ohne von der Nähe unserer Gränze zu sprechen, und von der Leichtigkeit, russische Waaren aus Georgien und Astrachan nach Persien zu schaffen, kommt auch die völlige Sicherheit der Straße in Vergleich mit dem Wege in Betracht, den der englische Handel über Konstantinopel und Trapezunt einschlagen muß. Unsere Waaren gehen auf russischem Gebiet und durch das nördliche Persien, ein ruhiges und sogar ziemlich gebildetes Land. Die englischen Waaren müssen von Trapezunt aus durch ein türkisches und persisches Gebiet, das mit nomadischen Räuberstämmen angefüllt ist. Erst noch im Jahre 1834 plünderten die Kurden vom Dschelalistamme bei dem Dorfe Karaklis, nicht weit von Diadin und Bajasid, eine Karawane: 130 Ladungen mit Waaren, 93,000 Tomans werth (über 700,000 fl.) fielen in die Hände der räuberischen Kurden, und trotz dieser Unfälle, welche sich von Zeit zu Zeit wiederholen, ergibt sich aus officiellen Actenstücken, daß jährlich auf Kamelen, Pferden und Maulthieren etwa 5500 Ladungen Waaren über Trapezunt und Erzerum nach Persien gehen. Schlägt man die Ladung in runder Summe nur zu 1000 Rubel an, so erhält man eine Summe von sechsthalb Millionen, wofür Persien jährlich Waaren über Trapezunt bezieht. Die Hauptgegenstände dieser Zufuhr sind: Zitze, Mitkals, Nesseltuch, Plüsch, Sammt, Zucker und Rum. Ohne von dem bedeutenden Verkehr zu reden, den die Engländer überhaupt hier treiben, bemerke ich bloß, daß drei englische Kaufleute zu Tebris im Jahre 1834 für 790,000 Rubel Waaren aus England bezogen, und die persischen Kaufleute in demselben Jahre aus Konstantinopel für 15 Millionen Rubel türkische und europäische Waaren erhielten. In demselben Jahre wurden aus Rußland für 2⅓ Millionen Waaren nach Persien geschickt, und für mehr als 6 Millionen von dorther bezogen. Diese nicht sehr tröstlichen Thatsachen fordern jeden auf, den Ursachen eines so unbedeutenden Handels nachzuspüren; was mich betrifft, so halte ich meine oben ausgesprochene Ansicht im Allgemeinen für die richtige.

Einer unserer russischen Kaufleute, Stepan Posolin, zeigte seinen Landsleuten, daß man mit Persien Handel treiben könne, daß die Perser keine wilden Thiere, und Iran keine Hölle und kein Räubernest sey. Sein Beauftragter in Tebris, Hr. Wyschegorodzew, verkaufte dort im J. 1832 für mehr als 900,000 Rubel Waaren: sollte ein solches Resultat keine Nacheiferung erwecken? Man darf sich nur genau mit dem Lande bekannt machen, den Charakter seiner Bewohner, ihre Bedürfnisse und Liebhabereien studiren; und wenn unter einer solchen Voraussetzung ein Capitalist einen regelmäßigen, wohl überlegten Handel mit Persien beginnt, so werden seine Bemühungen sicherlich von einem glänzenden Erfolge begleitet seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft.

Generalmajor Briggs las über den Bau der Handelsbaumwolle, namentlich um darauf aufmerksam zu machen, daß Indien den ganzen englischen Markt versorgen könnte. Ueber die verschiedenen Arten der Baumwolle ist bis jetzt wenig bekannt, namentlich darum, weil diese Pflanze im Fortgang des Anbaues sich sehr verändert hat. Jedenfalls sind aber die Pflanzen, welche Baumwolle in Asien, Afrika und Amerika erzeugen, durchaus verschiedene Arten. Die Pflanze, welche die brasilische Baumwolle liefert, ist wahrscheinlich das Gossypium hirsutum, das 10 bis 20 Fuß hoch wird, perennirend ist, einen langen und starken Stapel hat, und ziemlich fein und seidenartig ist. Die in Westindien gewöhnliche Pflanze soll aus Guiana eingeführt worden seyn, dauert drei Jahre, trägt reichlich einen schönen seidenen, langen Stapel, und ist das Gossypium barbadense der Botaniker. Dieß ist auch dieselbe Pflanze, welche die sogenannte Sea-Island-Baumwolle hervorbringt. Als diese Pflanze von der Küste ins Innere von Georgien und Carolina eingeführt wurde, änderte der Samen seine Farbe von Schwarz in Grün, und der Stapel wurde kürzer, gröber wolliger. Diese Pflanze wurde später in Aegypten eingeführt, und ist dieselbe, welche die Bourbon-Baumwolle hervorbringt, die auf der Insel dieses Namens gewonnen wird. Die gewöhnliche einheimische Pflanze Indiens ist das Gossypium her-

baceum der Botaniker, und in ihrem Aussehen von den Baumwollenpflanzen der westlichen Welt verschieden. Sie wird gewöhnlich als Jahrespflanze gebaut, jedoch ist es durch besondere Pflege und Ausschneiden der Pflanze gelungen, sie perennirend zu machen. Das Product derselben steht an Feinheit der besten amerikanischen nicht nach, und ist ihr hinsichtlich des Reichthums der Farbe vorzuziehen. Da sie aber nachlässig behandelt wird und unrein ist, so wird sie auf dem Markt in England geringer geachtet, als die aus Georgien und Neuorleans, obwohl sie solche an Qualität und Dauerbarkeit übertrifft. — Eine besondere Art ist das Gossypium religiosum, welche die braune in China so gewöhnliche Baumwolle liefert; wahrscheinlich werden die im Handel gewöhnlichen Nankings aus dieser natürlich braunen Baumwolle gemacht. Ein Hr. Danson bemerkte, er habe Baumwolle aus Peru gesehen, welche der besten Sea-Island an Seidenartigkeit, Länge des Stapels u. s. w. nichts nachgebe. Vorgelegte Proben von Baumwolle aus Birma wurden vorzüglich befunden. General Briggs konnte sich nicht enthalten, zu bemerken, daß England nun schon so lange im Besitze von Indien sey, und doch über dessen Producte und Productionsfähigkeit nichts wisse; man habe jährlich Tausende von Gallonen Leinsamenöl nach Indien geschickt, während Millionen Pfunde von Leinsamen im ganzen Lande verfaulten. So gebe es auch nicht weniger als 50 Arten Pflanzen, von denen man Kautschuk gewinnen könne, und doch sey noch wenig von dorther eingeführt worden.

Ein Dr. G. H. Adams machte eine Mittheilung über Torflager. Er hatte viele Arten Torf mikroskopisch untersucht und gefunden, daß sie aus Bündeln von kleinen Capseln bestehen, welche an den Wurzeln der auf der Oberfläche des Lagers wachsenden Pflanzen hängen. Er ist der Ansicht, daß gefallene Bäume mit der Bildung von Torf in keiner Verbindung stünden, als daß sie durch ihr Verfaulen kohlensaures Gas lieferten; er legt der wohlbekannten Kraft der Pflanzen, kohlensaures Gas aus der Atmosphäre auszuscheiden, große Wichtigkeit bei, und glaubt, daß die präservative Kraft des Torfs im Gerbstoff liege, welche Substanz wegen ihrer Verbindung mit dem in Heiden so reichlich vorhandenen Eisen früher nicht entdeckt wurde, und die dunkle Färbung der untern Theile der Torfformation erklärt. Er bemerkte endlich, der Torf diene nicht als Dünger, weil er nicht leicht in Fäulniß übergehe, und schlägt vor, der Fäulniß vermittelst Schwefelsäure nachzuhelfen, wodurch große Striche jetzt nutzlos daliegenden Torflandes, namentlich in Irland, für den Ackerbau tauglich würden; auch könnte man den Torf durch Zerstörung der darin befindlichen, erhaltenden Kraft in Dünger umwandeln, indem man ihn auf Haufen sammle, und mit einer leichten Auflösung von Schwefelsäure übergieße.

In der medicinischen Section las ein Professor Macartney eine Abhandlung „über die Regeln, die Lage der Hauptarterien und Nerven aus ihren Verhältnissen zu den äußern Formen des Körpers mit Genauigkeit aufzufinden.“ Er hob namentlich die Vortheile derselben bei bedeutenden chirurgischen Operationen hervor.

Es sind in England neuerer Zeit viele Pockenfälle wieder vorgekommen, und ein Dr. Inglis nahm davon Gelegenheit, „über die Ursachen der Vermehrung der Pockenkrankheiten und den Ursprung der Variola-Vaccinea“ sich zu äußern. Er bemerkte, die Variola nehme mit jedem Jahre zu, wovon die Ursache nicht darin liege, daß die Einimpfung unwirksam oder das Gift geschwächt sey, sondern daher, daß das Publicum, welches lange von den Pocken frei gewesen, allmählich die Vaccination für unnöthig gehalten habe. Man sollte die Regierung bitten, nicht nur für die Impfung sämmtlicher Kinder Sorge zu tragen, sondern auch jeden im Militärdienst befindlichen Mann abermals impfen zu lassen.

Der Schlosser von Philadelphia.

(Schluß.)

Aber auch dieser Friede sollte ihnen nicht lange zu Theil werden: sie hatten erst die erste Station ihrer traurigen Pilgerfahrt erreicht. Ein Kaufmann, der aus der Hauptstadt nach den blauen Bergen in New-Hampshire ging, traf Sparks in Norristown, und sagte spöttisch zu einem Bewohner der Stadt, er wünsche ihnen Glück, daß sie den berühmten Schlosser von Philadelphia bei sich hätten. Diese boshaft ertheilte Nachricht verbreitete sich bald, Sparks sah sich nur zu schnell wieder von derselben Verachtung umgeben, der er in der Heimath entflohen war, und hatte zum zweitenmal nur zwischen Hungertod oder Flucht die Wahl. Dießmal entschlossen sie sich leicht zur Auswanderung, denn es war ja nicht die Heimath mit ihren tausend theuern und schmerzlichen Erinnerungen, die sie verließen. Sie durchzogen das Gebirge, gelangten in das Thal des Susquehannah und ließen sich in Sunbury nieder. Auch hier schien wie in Norristown ein glücklicher Erfolg ihren Fleiß zu krönen, aber auch hier hatte sie nur zu bald der Gifthauch der Verleumdung wieder gefunden, und sie verzweifelten endlich daran, in irgend einem Theile der Vereinigten Staaten ein Fleckchen zu finden, wo man sie dulden werde.

Vergebens wäre es, alle die Dörfer und Städte aufzuzählen, in denen sie vergebliche Versuche machten, ihr trauriges Leben zu fristen, überall fühlten sie sich durch die Verachtung der Bewohner vertrieben. Sie hatten fast die ganze Breite der Vereinigten Staaten durchzogen, wendeten sich jetzt langsam gegen Westen, und erreichten das Plateau, welches Middleton beherrscht, ohne zu wissen, ob sie es wagen dürften, mit ihren wunden Füßen diese Stadt zu betreten. Amos setzte sich unter einen Feigenbaum und die Seinen lagerten sich um ihn her, denn sie fühlten sich Alle sehr der Ruhe bedürftig. Sie blickten Alle ernst auf die Stadt, in der, wenn sie sie beträten, wohl wieder nur Hunger und Verachtung ihrer warteten; ach, und als sie ihre Blicke wendeten und jedes im Auge des andern denselben trostlosen Schmerz erblickte, der ihn selbst zerriß, da vermochten sie ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten, und Amos selbst barg laut schluchzend sein Gesicht in den blonden Locken seiner Tochter, die, zu seinen Füßen sitzend, ihren Kopf auf sein Knie gelegt hatte. Bald aber faßte er sich wieder, und gewaltsam den Schmerz niederkämpfend, der in ihm brannte, sagte er seine Augen trocknend: „Dein Wille geschehe o Herr! Seyd ruhig Kinder, wohl sind wir flüchtig und verachtet auf dieser Erde, aber ein ewiges Reich ist uns ja verheißen, wo der Böse nicht mehr schaden

kann und der Ermüdete Frieden findet. Vielleicht war ich zu stolz auf die Gaben, die der Himmel mir vor vielen meiner Mitbrüder verliehen hatte, rechnete sie mir als ein Verdienst zu, und grub eben durch sie mir mein Verderben. Die Mutter suchte ängstlich nach etwas, diesen heftigen Sturm der Gefühle zu besänftigen, und zog ein Zeitungsblatt von Philadelphia, das ihr Jemand gegeben, hervor, um durch die Liste der Getrauten und Gebornen, durch manche kleine Neuigkeit aus der noch immer geliebten Stadt, die sie ausgestoßen hatte, die kleine Gesellschaft zu zerstreuen. Aber kaum hatte sie das Blatt entfaltet, so hafteten ihre Augen mit einem Ausdruck, der die Uebrigen erschreckte, auf einer Stelle fest, und sie ließ, unvermögend ein Wort hervorzubringen, das Blatt fallen. Amos hob es rasch auf und las: „Der Diebstahl aus der Bank zu Philadelphia“ — „Sparks war nicht der Thäter.“

Der Eindruck, den diese Nachricht auf ihn machte, war nicht minder stark, als bei seiner Frau, aber dennoch vermochte er den Artikel laut zu lesen, der die Hinrichtung eines Verbrechers in Albany enthielt, welcher unter vielen andern kühnen Verbrechen auch den Raub der 50,000 Dollars eingestanden hatte, zugleich aber auch erklärte, daß er Sparks nie gesehen habe, und jeden Verdacht einer Theilnahme desselben dadurch vernichtete, daß er angab, wie er die ganze Summe verwendet habe. — Da brachen sie Alle freudeglühend in das innigste Dankgebet gegen den Höchsten aus, der ihnen Kraft verliehen hatte, die furchtbare Last ihres Schmerzes zu ertragen, und sie von demselben in eben dem Augenblick befreite, wo er sie zu erdrücken drohte. Sie beschlossen, sogleich in ihre Heimath zurückzukehren, und nach weniger als acht Tagen waren sie schon auf dem Wege dahin.

Während dieser Zeit hatte sich die Stimmung der Bewohner Philadelphia's gänzlich geändert. Die Zeitungen und Flugschriften, welche früher am meisten dazu beigetragen hatten, das finstere Mißtrauen gegen den Schlosser zu verbreiten, wiederholten jetzt hochtrabend das Geständniß des Schuldigen, und wunderten sich mit vornehmer Naivetät, daß die Zweifel, die man gegen den Schlosser gehegt, nicht schon früher durch seine volle Freisprechung bei Gericht gehoben worden seyen. Sie malten mit den glänzendsten Farben das friedliche Stillleben, welches Sparks bis zu dem unglücklichen Proceß geführt, und vergaßen nicht, um den Contrast fühlbarer zu machen, die kleinsten Nebenumstände, theils aus der Wahrheit, größerntheils aber noch aus ihrer Einbildung geschöpft, hervorzuheben, um den unerhörten Schmerz, die unglaublichen Leiden und die unaussprechlichen Entbehrungen anschaulich zu machen, die Sparks und seine Familie auf ihren Wanderungen erduldet hatten, um sich den Folgen einer so ungerechten Anklage zu entziehen. Die ganze Stadt erhob nun ihre Stimme für Amos. Diejenigen seiner frühern Nachbaren und Freunde, die am ersten seinen guten Namen zerrissen hatten, waren nun die eifrigsten Kämpfer für ihn, und Alle waren besorgt und begierig, in welchem Winkel der Erde er sich wohl befinde. Die einen wollten wissen, sie seyen in den weiten Waldungen verunglückt, die andern, sie seyen bei einem Wiesenbrande mit verbrannt, wieder andere, Amos habe in einem Anfall von Verzweiflung seine Frau und seine Kinder und dann sich selbst getödtet.

Alle diese Gerüchte trugen noch mehr dazu bei, die Menge für die unglückliche Familie zu interessiren, und so wurde denn auch Amos, als er mit seiner Familie die Vorstadt betrat, sogleich von den Inwohnern derselben umringt, mit den herzlichsten Glückwünschen empfangen, und jeder wollte der erste seyn, ihm irgend eine Gefälligkeit zu erzeigen. Sein Einzug in die Stadt glich einem Triumphzug, und die Menge, die immer ein Opfer verlangt, schrie von allen Seiten, es müsse ein Proceß gegen die Directoren der Bank eingeleitet und der armen Familie eine glänzende Entschädigung werden. Sparks wollte sich dazu nicht verstehen, ihm war es genügend, seine Rechtschaffenheit wieder von allen Seiten anerkannt zu wissen, er öffnete wieder seinen Laden, pflegte wieder mit derselben Liebe wie früher sein Gewerbe, und lebte ganz wie sonst, glücklich und zufrieden. Amos war zufrieden, aber die öffentliche Stimme war es nicht. Die ganze Stadt verlangte, daß die Bankdirectoren bezahlen müßten. Ein berühmter Advocat erbot sich den Proceß zu führen, und verzichtete, im Fall er ihn verlieren würde, auf jedes Honorar. Amos überlegte, daß, wenn er auch für sich keine weitere Entschädigung verlangt haben würde, es dennoch an ihm sey, das Verfahren einer reichen Corporation, womit sie die Rechte eines armen Handwerkers zerstört hatte, zu bestrafen. Er bedachte, daß dieser Proceß von guten Folgen für die Reichen, wie für die Armen seyn könne, indem er den einen zeige, daß sie den Einfluß ihres Geldes nicht zu weit treiben können, dem Armen aber Muth in ähnlichen Verfolgungen gebe. Der Proceß begann trotz dem wiederholten Versuche der Bankdirectoren zu einem Vergleiche. Die Vertheidigungsreden der Advocaten beider Partien waren ausgezeichnet, aber der Advocat des Schlossers hatte ein zu schönes Feld für sich, um nicht zu gewinnen. Das Publicum zerfloß in Thränen bei der Schilderung der Leiden der unglücklichen Familie, und der Spruch der Jury, der die Bankdirectoren verurtheilte, 10,000 Dollars als Schadenersatz an Amos Sparks zu bezahlen, war kaum bekannt, als die Menge auch schon Amos umringte und im Triumph nach seiner Wohnung trug.

Miscellen.

Gemälde von Poussin. Ein Meisterstück von Poussin, „la Vierge aux Roses,“ soll zu Paris unter der Säule eines geharnischten Ritters entdeckt worden seyn. Poussin scheint in einem seiner Briefe eines solchen Gemäldes erwähnt zu haben, das ihm von dem Marquis von Pardaillans genommen worden sey.

Außerordentliche Fluth. Am 28 September zwischen 11 und 12 Uhr Nachts strömte das Meer bei der Wendung der Fluth mit furchtbarer Gewalt gegen Weymouth hin, begleitet von einem donnerähnlichen Getöse. Ueber die Ursache dieses Phänomens weiß man noch nichts.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 116 u. 117** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Oliver Twist von Dickens (Boz).** Aus dem Englischen von H. Roberts. — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil über Faust insbesondere.** (Fortsetzung.) — **Das Schloß von Caniov.** (Schluß.) **Heldenthum.** Von W. Cowper.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116 u. 117.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 October 1839.

Oliver Twist von Dickens (Boz).

Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank.

3 Bändchen. Leipzig. Weber 1838 und 1839.

Der in England schnell zu einer so großen Popularität gelangte Verfasser, der in seinem ersten ihm Bahn brechenden Werk, den Pickwickiern, vorzugsweise im Gebiet des Satyrisch-komischen und des Humoristischen mit ausgezeichnetem Glück sich versuchte, gibt in seinem Oliver Twist eine Erzählung ernsterer, ja rührender Art, wobei er jedoch nicht versäumt, gelegentlich seiner komischen und humoristischen Ader, die doch wohl sein charakteristischer Vorzug seyn und bleiben dürfte, den Lauf zu lassen, so daß man in gar manchen Stellen seines neuern Buchs den Autor der Pickwickier augenblicklich wieder erkennt. Ein gemeinsamer Zug beider Werke ist, daß in beiden der Schauplatz der Begebenheiten größern Theils mitten im gewöhnlichen, alltäglichen Leben, ja in dessen niedrigern Regionen ist, für deren Auffassung und Darstellung Dickens ein außerordentliches Talent besitzt.

Der Held dieser Geschichte ist der im Titel genannte Oliver Twist, ein armer Kirchspielsknabe, d. h. ein Kind, das von einer unbekannten Mutter, welche gleich nach seiner Geburt starb, im Armenhause (in dem Städtchen Mudfog) geboren, zehn Monate daselbst aufgefüttert und dann in ein Filialarmenhaus auf dem Lande in die Kost gegeben wurde. Acht Jahre alt, wurde er in das Armenhaus zurückgeholt; bald darauf suchte man ihn in eine Lehre zu bringen, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er, seines Abscheus ungeachtet, einem Schornsteinfeger überliefert worden, welcher die fünf Pfund Lehrgeld an ihm zu gewinnen trachtete. Dieß zerschlug sich jedoch, und er kam nun in die Hände des Leichenbesorgers des Kirchspiels, und fing, wie eine Capitelüberschrift sagt, ein neues Leben unter Särgen an. Geplagt von der Frau, dem Lehrjungen und der Magd, hielt er es nicht lang hier aus; in Folge einer grausamen Brutalität des ältern Lehrjungen und einer darauf erfolgten argen Scene entfloh er aus diesem Hause, und wanderte, mit einem Penny, London zu. Unterwegs machte sich ein junger Gauner, nicht viel älter als er, an ihn, und beredete den arglosen Knaben mit ihm zu kommen. Er führte ihn in das Haus, oder die Spelunke eines alten Juden, der an der Spitze einer Gesellschaft von Räubern, Schelmen, Dieben, schlechten Dirnen u. s. w. stand, und der den Knaben, den er sehr nützlich zu verwenden und in sein Gewerbe einzuweihen hoffte, mit Freuden aufnahm. Der arme, geängstigte Knabe entdeckte allmählich, in welcher abscheulichen Gesellschaft er sich befinde, und worin das Geschäft und die Arbeit bestehe, zu der man ihn anleiten wollte. Eines Tages nahmen ihn zwei andre Knaben, Zöglinge des Juden, bei ihrem Streifzug mit; sie wanderten in einen entfernten Stadttheil, und zogen einem Herrn, der an einem Buchladen stehend in einem Buche las, das Taschentuch aus der Tasche. Der Herr bemerkte es und machte Lärm; man setzte den Dieben nach, die Knaben fingen an zu laufen, und Oliver, der Unschuldige, mit. Die andern entkamen, aber er ward niedergeworfen, mißhandelt und festgenommen. Nach einem kurzen Verhör, bei dem jedoch Oliver zu schwach ist, um Antwort zu geben, und endlich in Ohnmacht fällt, wird er freigelassen, und der bestohlene Herr selbst, Mr. Brownlow, welcher bezeugt hat, daß nicht Oliver der Thäter gewesen, und dem die bedeutende Gesichtsbildung des armen, blassen, ganz verstörten Knaben auffällt, nimmt ihn mitleidig in einem Wagen mit nach Hause. Nach einer heftigen Krankheit von acht Tagen kam der arme Knabe erst wieder zum klaren Bewußtseyn, und es war ihm jetzt wie ein Traum, als er sich von dem ältlichen Herrn und seiner Haushälterin, der guten Frau Bedwin, aufs sorgfältigste und liebevollste gepflegt und mit größter Güte behandelt sah. Halbgenesen machte ein weibliches Portrait, das an der Wand hing, einen so tiefen und erschütternden Eindruck auf ihn, er meinte, es blicke ihn immer mit traurigen Augen an, daß man sich veranlaßt fand, es zu entfernen. Endlich genaß er ganz und wurde wie das Kind vom Hause behandelt, neu gekleidet, und da ihm

erlaubt ward, über seine alten Kleider nach Gefallen zu verfügen, schenkte er sie der Magd, die sie an den Juden verkaufte. Nach einiger Zeit schickte Mr. Brownlow den Oliver mit einigen Büchern und einer Note von fünf Pfund zu einem Buchhändler, trotz dem Abrathen seines etwas mürrischen und grämlichen, im Grund aber doch gutherzigen Freundes, Mr. Grimwig. Dieser behauptete nämlich, dem Knaben sey noch nicht zu trauen, er werde mit dem Geld davon laufen, und er machte sich anheischig, seinen eignen Kopf zu essen, wenn er wieder komme. Mr. Brownlow zog die Uhr heraus, legte sie zwischen sich und seinen Freund, und versicherte, binnen einer Viertelstunde werde der Knabe wieder da seyn. Aber Oliver kam, obgleich sie bis in die Nacht warteten, nicht wieder, und zwar deßwegen, weil der Jude ihn durch eine Dirne, Nancy mit Namen, entführen ließ, welche vorgab, der Knabe sey seinen Eltern entlaufen, und ihn wieder zu dem Juden Fagin schleppte, wo er sofort ausgeplündert, gescholten und lange Zeit eingesperrt wurde. Allmählich fing der verruchte Jude seinen abscheulichen Unterricht von neuem an, und durch komische und interessante Erzählungen von Schelmenabenteuern suchte er das sittliche und Rechtsgefühl des Knaben irre zu leiten, was ihm manchmal in so weit gelang, daß Oliver, trotz seinem Jammer und seiner Betrübniß, aus seinem Glück herausgerissen worden zu seyn, doch bisweilen lachen mußte.

Mr. Brownlow stellte alle möglichen Nachforschungen nach Oliver an, aber umsonst. Endlich kam er auf eine Spur, daß der Kirchspieldiener Bumble ihm werde Auskunft geben können über den Knaben, aber dieser Ehrenmann glaubte, es sey dem Mr. Bumble um ein schlechtes Zeugniß über Oliver zu thun, und legte demgemäß ein solches ab, was den guten Mr. Brownlow mit Betrübniß erfüllte, aber die ehrliche Mrs. Bedwin in ihrem Glauben an die Ehrlichkeit des Knaben nicht irre machte.

Nach einiger Zeit wurde Oliver von dem Juden Fagin einem seiner Genossen, dem brutalen Sikes, mit welchem Nancy lebte, übergeben, weil er bei einem Einbruch, wo man reiches Silberzeug erbeuten wollte, eines Knaben benöthigt war, der durch ein Gitter geschoben werden konnte, und dann das Haus öffnen sollte. Unter Androhungen des augenblicklichen Todes wurde Oliver von den brutalen Räubern genöthigt, mit ihnen zu gehen in der unholden Nacht, wurde lang herumgeschleppt, und endlich durch das Fenster hineingeschoben. Er war entschlossen, auf Gefahr des Todes hin, denn Sikes legte die Pistole auf ihn an, Lärm zu machen, als plötzlich Personen im Innern des Hauses sich zeigten, ein Schuß fiel und Oliver im Arm verwundet wurde. Sikes zog ihn zurück und rannte mit ihm fort, mußte ihn aber endlich liegen lassen, da sie verfolgt wurden.

Am Morgen erholte sich der ohnmächtig gewordene, blutende Oliver so weit, um sich bis an die Treppen des Hauses zu schleppen, wo der Einbruch hatte geschehen sollen. Die von ihrem Triumph trunkne Dienerschaft bemächtigte sich seiner; aber die gütige Herrschaft, Mrs. Maylie und ihre Nichte Rosa befahlen, noch ohne ihn gesehen zu haben, ihn gut zu behandeln. Ein Arzt, Mr. Losberne, wurde gerufen, und dieser konnte, als er die Physiognomie des Knaben betrachtete, nicht daran glauben, daß er ein junger Räuber und Dieb sey. Er wußte sogleich auch die Damen für den armen Knaben zu interessiren, welchen er sie bewog, selbst auch in Augenschein zu nehmen, und mit ihrer Genehmigung fertigte er die schon gerufenen Polizeibeamten unverrichteter Dinge wieder ab. Nach längerer Krankheit erholte sich Oliver, erzählte den guten Menschen, die sich seiner liebevoll annahmen, alle seine Schicksale, überzeugte sie durch sein ganzes Wesen von der Wahrhaftigkeit seiner Aussagen, und rührte sie tief. Er lebte wieder ganz von neuem auf, und sein Glück schien vollendet, als der Arzt eines Morgens mit ihm zu seinem frühern Wohlthäter, Mr. Brownlow, fuhr. Leider aber fanden sie sein Haus geschlossen, und erfuhren, er sey nach Westindien abgereist.

Einige Zeit nachher begaben sie sich aufs Land, und hier lebte Oliver erst recht selige Tage im Genuß der freien Natur und der zärtlichen Liebe, die ihm von den Frauen, namentlich aber von der ihm schwesterlich zugethanen Rosa zu Theil wurde. Getrübt wurde dieß Glück durch eine sehr gefährliche Krankheit Rosa's, deren Wiederherstellung kaum mehr wahrscheinlich war. Oliver, tief betrübt und in peinlichster Angst, erwies sich dabei höchst dienstwillig, und bestellte einmal einen Brief im nächsten Ort, bei welcher Gelegenheit er auf einen großen vermummten Mann stieß, welcher ihn brutal anfuhr und Verwünschungen gegen ihn ausstieß. Oliver vergaß dieß Abenteuer beinahe, bis er auf eine entsetzliche Weise nach einiger Zeit wieder daran erinnert wurde. In einem Zimmer zur ebnen Erde, wo er gelesen und geschrieben hatte, sah er eines Abends in der Dämmerung plötzlich jenen Mann und den entsetzlichen Juden nur ein paar Schuhe von sich entfernt am Fenster stehen und in feindseligster Gesinnung sich über ihn bereden. Er fuhr auf und machte Lärm; man durchsuchte Alles, fand aber nichts.

Auf die Kunde von Rosa's Krankheit war der Sohn der Mrs. Maylie, Henry, herbeigeeilt; er fand Rosa schon auf dem Wege der Besserung; als sie genesen war, entdeckte er ihr die Liebe, die er schon lang für sie empfunden, und bat sie um ihre Hand, aber Rosa, obwohl seine Neigung erwiedernd, weigerte sich, die Seinige zu werden, weil sie dadurch die Aussichten und die Carriere des hochstrebenden, ehrgeizigen und thatkräftigen jungen Mannes zu hemmen und zu zerstören fürchtete — weil auf ihrer Geburt eine Makel ruhe. Henry konnte ihren Entschluß nicht ändern.

Der Jude Fagin und Monks schmiedeten jetzt neue Plane gegen Oliver. Aber Nancy, die Genossin des brutalen Sikes, belauschte ihre Besprechung, und getrieben von einer innern Neigung und Mitleid für Oliver, entschloß sie sich, mit großen Gefahren, Miß Rosa aufzusuchen, ihre eigne Schuld in Bezug auf Oliver ihr zu gestehen, und sie gegen fernere Anschläge zu warnen. Sie that es, sie wurde von ihr mit einer Güte aufgenommen, die sie noch nie erfahren hatte, und die ihr das Herz erschütterte, und schied, alle Belohnungen und Anerbietungen abweisend, mit dem Versprechen, an bestimmten Tagen Abends auf einer Brücke sich einzufinden, um, wenn sie Näheres erfunden könne, es zu berichten.

Mittlerweile war Mr. Brownlow in London angekommen; Oliver hatte ihn aus dem Wagen steigen sehen, und Rosa und Losberne führten den Knaben zu dem alten Herrn. Dieser

hatte inzwischen allerlei wichtige Nachforschungen angestellt, und war auf die Spur höchst interessanter Entdeckungen gekommen. Es handelte sich darum, sich des Bösewichts Monks (der mit dem Juden Fagin Oliver so erschreckt hatte) in der Stille zu bemächtigen, um von ihm Geständnisse und Nachweisungen über die Herkunft Olivers zu bekommen. Als Nancy sich auf dem verabredeten Platz einfand, bewogen sie Rosa und Brownlow, ihnen den Aufenthaltsort des Monks anzugeben, unter der Versicherung, daß Sikes kein Leid geschehen und auch der Jude nicht ohne ihre, Nancy's, ausdrückliche Einwilligung gefaßt werden sollte. Aber bei dieser Besprechung war Nancy von einem Spionen Fagins belauscht worden; der Jude setzte augenblicklich den Sikes in Kenntniß, daß Nancy eine Verrätherin sey, und am andern Morgen bei seiner Nachhausekunft erschlug dieser Bösewicht die Unglückliche. Er floh, aber der Mord wurde ruchbar; die ganze Bande wurde verfolgt und großentheils aufgehoben; Monks jedoch war von Brownlow zuvor schon aufgegriffen und zu Geständnissen genöthigt worden. Sikes kam bei dem Versuch zu entfliehen um, Fagin aber wurde gefangen und zum Tode verurtheilt. Olivers Herkunft aber und die Verfolgungen, die er erfahren hatte, klärten sich jetzt so auf: Monks (dessen eigentlicher Name Eduard Leeford war) war der Halbbruder Olivers vom Vater her; dieser, ein Freund Brownlows, hatte eine Schwester gehabt, welche sich mit Brownlow vermählen sollte, aber an dem zur Hochzeit festgesetzten Tag erkrankte und starb. Des Knaben Aehnlichkeit mit ihr und mit seinem Vater, ihrem Bruder, aber auch noch mit einem andern Bild, war dem alten Herrn sogleich aufgefallen. Olivers Vater war, noch sehr jung, durch elenden Familienstolz zu einer unglücklichen Heirath mit einer weit ältern Frau genöthigt worden, deren Frucht Eduard (Monks) gewesen. Das Paar trennte sich bald, in gegenseitigem Haß; die Frau lebte in Zerstreuungen auf dem Festland mit dem Kind, der Mann aber, der zu Hause sein geknicktes Leben vertrauerte, knüpfte nach Jahren eine Verbindung mit neuen Freunden, mit der Familie eines alten Flottenofficiers, an, der zwei Töchter, von neunzehn und von ein oder zwei Jahren, hatte. Leeford verlobte sich mit der Jungfrau; da ward er plötzlich durch den Tod eines reichen Verwandten nach Rom abgerufen. Ehe er dahin abging, kam er, fast zu einem Schatten geschwunden, zu Brownlow, sprach von begangnem Ehrenraub und Verderben, bekannte aber selbst seinem Jugendfreunde nicht mehr. Bald starb er. Seine Frau eilte nach Rom, vernichtete das Testament, setzte sich und ihren Sohn in den Besitz des Vermögens, das von dem Erblasser zum größten Theil dem Kinde bestimmt war, das ihm in England sollte geboren werden, und ließ ihren Sohn schwören, dieß Kind mit dem grimmigsten, unversöhnlichsten Haß zu verfolgen. Brownlow eilte dahin, wo er die unglückliche Braut zu finden glaubte, um ihr Trost und Hülfe zu bieten; aber die Familie war weggezogen, weil der Vater mit seiner entehrten Tochter nicht bleiben wollte. Diese entwich heimlich von ihrem neuen Aufenthaltsort in Wales, und der Vater, welcher glaubte, sie habe sich selbst entleibt, starb bald aus Kummer. Die unglückliche Agnes Fleming irrte in der Verzweiflung im Land herum, und gebar in jenem Armenhaus den Olivier, nach dessen Geburt sie starb. Ein goldnes Kleinod, das sie der Wärterin sterbend übergeben, unterschlug diese; Monks wußte sich durch Bumble und seine Frau in den Besitz davon zu setzen, und warf es ins Wasser, nachdem er und seine Mutter Kunde eingezogen hatten, daß wirklich ein Knabe geboren worden sey, welchem das Vermögen Edwin Leefords zum größten Theil gebühre. Als Monks dann durch eigne Anschauung sich von der Existenz dieses seines Bruders versichert hatte, bestach er den Juden mit vielem Geld, den Oliver auf irgend eine Art aus dem Wege zu schaffen oder zu Grund zu richten, und daher die heftigen Verfolgungen gegen den unglücklichen Knaben. Rosa aber ist die jüngere Tochter Flemings, die Tante Olivers, und ist mit Mrs. Maylie gar nicht verwandt, sondern von dieser würdigen Dame aus Barmherzigkeit aufgenommen und erzogen worden. Nachdem ihre Herkunft so außer Zweifel gesetzt ist, reicht sie dem jungen Henry Maylie, welcher dem ehrgeizigen Streben in der großen Welt Lebewohl sagt, die Hand; die Guten und Redlichen werden alle am Ende beglückt, und die Bösewichter und Schelme ereilt die gerechte Nemesis. Oliver Twist, jetzt Leeford, bekommt zwar von dem Vermögen seines Vaters wenig mehr, da Monks beinah Alles verschwendet hat, aber Brownlow nahm ihn an Sohnesstatt an, und alle diese guten Menschen führten in ländlicher Zurückgezogenheit ein glückliches Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust insbesondere.

(Fortsetzung.)

„Der Mann von Genie ist derjenige, bei welchem, was sonst beim Menschen auseinander folgt und sich ablöst, die Lebhaftigkeit der Phantasie und des Gemüths, die Illusionen der Jugend, die Reife des Verstandes und das richtige Maaß des Urtheils, sich friedlich verbindet und zu einem Ganzen vollendet. So bei Goethe. Sobald man das Auge des Geistes auf ihm ruhen läßt, durchdringt einen das Gefühl der Harmonie bis ins innerste Mark; man steht vor seinem Werke, wie vor einem Wunder der Natur; nichts fehlt, nichts bleibt zu wünschen übrig, Alles ist an seinem Platz, Alles entfaltet sich nach dem Gesetz der Zeit; überall die Ruhe und Leidenschaftslosigkeit des Genius. Einer so gewaltigen Offenbarung des Geistes gegenüber, weiß man nicht was man denken soll. Ja, wem das Herz nicht angefressen ist vom Wurme der Kritik, und wer nicht auf Alles seine mißmuthige und unruhige Anschauungsweise überträgt, der muß sich, wenn solche Menschen die Weihe des Todes empfangen haben, und der Jammer und die Aermlichkeiten des Daseyns nicht mehr jeden Augenblick die Träume der Phantasie Lügen strafen können, sich fragen: ob es möglich sey, daß sie unter uns gelebt haben, und ob diejenigen, welche die Natur so mit allen wesentlichen Schöpferkräften ausgerüstet, nicht vielmehr jenem Geschlecht erhabner Sterblicher angehören, welches die Alten unter dem epischen Namen der Halbgötter feierten?"

Ueber das, was man Goethe häufig als Kälte, Gemüthlosigkeit oder unter ähnlichen Namen zum Vorwurf gemacht hat, spricht sich Blaze so aus:

„Die Leidenschaftlosigkeit (impassibilité) des Genius ist es, was seine Kraft und seine Größe ausmacht. Er läßt sich weder durch das Gelärme der Menge zerstreuen und irre machen, die mit jeder Stunde wechselt, noch durch die Mahnungen seiner Eitelkeit, die ihn auffordert, ohne Unterlaß zu produciren. Sicher seiner Zukunft, beeilt er sich nicht; bei ihm hat alles seine Zeit; er läßt ruhig die Idee alle ihre Metamorphosen durchmachen. So erscheint mir Goethe. Seine Gleichgültigkeit gegen alle Leidenschaften des Lebens, die unzerstörliche Ruhe, die er behauptete in seinen Verhältnissen zu den reizenden Wesen, welche der Zufall zitternd ihm in den Weg warf; diese imponirende aber kalte Haltung, diese Großartigkeit und Heiterkeit, die sich selbst im Angesicht des Todes nicht verläugnete — das alles scheinen mir ebenso viele sichere Zeichen seiner Berufung unter den Menschen. Vergebens suche ich auf dieser unermeßlichen Laufbahn nach Stunden des Egoismus und der Hingerissenheit, wie man sie sonst überall findet; ich finde nur eine unveränderliche, unbeugsame logische Einheit. Goethe gehorchte so wenig der Eigenliebe als den Anforderungen des augenblicklichen Ruhmes, so wenig den Launen seines Ehrgeizes als den gebieterischen Gesetzen eines groben Sensualismus; er gehorchte seinem Genie. Sobald er das Bewußtseyn seiner übermenschlichen Kraft, der Größe des ihm aufgegebenen Werkes hatte, wies er gleichgültig die Leiden und Freuden, die Wonnen der Liebe, die Pflichten und alle Bedürftigkeiten des Daseyns von sich zurück, und man kann sagen, daß ihm diese Offenbarung frühe gekommen sey. Von dem Tage an, wo Goethe der Göttlichkeit seines Geistes sich bewußt wurde, entschloß er sich, nur durch ihn und für ihn zu leben. Einmal diesen Entschluß gefaßt, konnte ihn nichts mehr davon abbringen; er mußte bis ans Ziel hin das verhängnißvolle Geschick ertragen, das auf seinen Schultern lastete. Um sich so ohne Unterlaß bis ans Grab dem ausschließlichen Cultus seines Genius zu widmen, um davon seine Jugend, seinen Lebensgenuß, seine Liebe und die reinsten Glückseligkeiten hienieden verschlingen zu lassen — welchen tiefgewurzelten Glauben an sich muß er gehabt haben! mit welch unüberwindlichem Muth muß er begabt gewesen seyn! Wie viele junge Männer, welche die Muse frühe erwählt und in ähnlicher Weise mit einem glorreichen Zeichen geschmückt hatte, sind zurückgetreten vor einer so schweren und harten Aufgabe, und haben sich, aus Mangel an Glauben an ihre eigne Kraft und an aufrichtiger Ueberzeugung, kopfüber in die Welt der sinnlichen Genüsse geworfen, zu zweifelhaft in Betreff der endlichen höchsten Realität, um ihr die Fülle ihres Daseyns zu opfern, und der geheimnißvollen Wollust des Schaffens die Wonne vorziehend, die man im Herzen empfindet beim Kuß auf Rosenlippen, ohne Hintergedanken und Gewissensbisse. Man muß sich wohl hüten, an Goethe hinanzutreten, ohne über diese unerbittlichen Bedingungen nachgedacht zu haben, welchen er sich mit vollem Bewußtseyn und gutem Bedacht unterwarf. Man stößt da und dort in seinem Leben auf gewisse Handlungen eines brutalen Egoismus, die Einen empören, wenn man nicht zuvor schon den Grund, vielleicht sogar, ach! selbst die Entschuldigung derselben gefunden hat in jenem Priesterthum des Gedankens, der Idee, welches er ausübte. Im Allgemeinen hat die Gesellschaft Unrecht, solche Menschen mit dem gewöhnlichen Maaßstab bemessen und beurtheilen zu wollen; sie tadelt sie, ohne den Schleier aufgehoben zu haben, der die Geheimnisse ihres Bewußtseyns verhüllt, und bemerkt nicht, daß sie, wenn sie sich den von ihr auferlegten Gesetzen entzogen, dafür andern, vielleicht noch härtern, sich unterwarfen. Alle die Zugeständnisse, welche die Gesellschaft verlangt, haben sie ihrem Genius gemacht, dessen Sklaven zu seyn sie nicht einen Augenblick aufhörten. Gewiß ist es ein Glück, wenn das Organ, welches sich so durch Absorption entwickelt, eine göttliche Function verrichtet, und eine auserlesene Natur, in das Destillirgefäß gebracht, als letzten überbleibenden Stoff: Ideen gibt. Jeden Tag sieht man in untergeordneteren Sphären Beispiele einer Absorption, die, obgleich kleinlich und oft lächerlich, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit der hier in Frage stehenden haben. Nicht selten trifft man Sänger, die, um das Organ zu ehren, auf welches sich ihr Ruhm und ihr Glück gründet, um sich seinen geringsten Launen zu unterwerfen, sich am Ende so sehr damit identificiren, daß sie früher oder später aufhören Menschen zu seyn, um ganz Stimme zu werden. Wer wollte es noch befremdlich finden, wenn ein Sterblicher wie Goethe, all seine Liebe, seine Begeisterung, seine Religion seinem Geiste gewidmet hat?

Goethe unterwirft sich Alles durch Analyse und Beobachtung; die Leidenschaften sind für ihn nur Phänomene, die er gemächlich beobachtet, und an denen sein wißbegieriger Geist sich weidet; sodann schließt er sie in seinem Gedächtniß ein, wo er sie ordnet und classificirt, wie er es mit den Pflanzen seines Herbariums macht. Er zieht an sich, nicht wie andre Menschen, um später in der Ergießung seines Herzens wieder zu geben, sondern wie die Sonne, um umzugestalten. Aus den alltäglichsten Thränen macht er, durch seine bewundernswerthe Kunst, unvergleichliche Thautropfen; aber diese Thränen kehren nie zurück zu den Augenliedern, aus welchen er sie geschöpft; er streut sie aus über das Feld seiner Poesie, das sie befruchten. Nach diesem denke man sich, welches Schicksal die holden jungen Mädchen erwartete, die sich ihm hingaben! In der Ekstase, welche sie ergriff und bezauberte, konnten diese armen Geschöpfe sich einen Augenblick täuschen lassen, und für den Ausdruck der Liebe die leidenschaftlose Heiterkeit dieser gewaltigen Stirne nehmen, die sich an ihren zuckenden Hals neigte, wie um seine lieblichen Wellenlinien zu verfolgen; aber dieser Traum dauerte nicht lange. Von Goethe eine offene und frei bekannte Sympathie und jede aufrichtige Redlichkeit der Liebe, welche macht, daß man bei einem zärtlichen Verhältniß nicht kalt auf das Andere den eignen Theil von Schmerzen und Bangigkeit zurückwirft — das war eine Idee, die nur in sechzehnjährigen Köpfen, berauscht von Illusionen, entstehen konnte.

Indessen unter dieser verlassenen Schaar, unter diesen blassen Schatten, die man kaum die Geliebten Goethe's zu nennen

wagt, fand sich einmal ein lebhaftes weibliches Wesen, glühend, hingebungsvoll vor allen, eine zur Schwärmerei, zur Melancholie, zur Verzweiflung, zu allem was am Leben nagt und zehrt, geneigte Natur; diese überließ sich ganz in der Unschuld ihres Gemüths und vergaß sich selbst, ohne an die Zukunft zu denken, ohne zu wissen, ob man, wenn man allein liebe, nicht glücklich leben, sondern ob man leben könne. Als Friederike Goethen ihre Jugend, ihr Leben, ihre Seele in einem Feuerkuß gegeben hatte, wurden ihre Lippen blaß; sie erwartete, daß ihr Geliebter ihr das Daseyn und Leben wieder geben würde; aber Goethe that das nicht, sondern behielt den Kuß Friederikens für sich, ohne ihn je zurückzugeben. Mit diesem göttlichen Funken, dem Herzen des Mädchens geraubt, beseelte dieser wunderbare Pygmalion die schönen Marmorbilder seines Gartens, Klärchen, Gretchen, Adelheid, Mignon. Friederike, als sie sich so grausam getäuscht sah, verwünschte die Poesie, ihre furchtbare Rivalin, und starb. (?) Arme Friederike! die du deine Stirne zerschmettert hast an diesem ehernen Egoismus, und vom Genie die Gefühle der Menschheit verlangt! Aber wer hat je in Goethe's Brust gelesen? Wer wagte ein unwiderrufliches Urtheil zu fällen über gewisse Handlungen dieses so ruhigen und tiefen Lebens? Bei solchen Menschen ist alles Geheimniß, wenn man sich nicht auf den Gesichtspunkt der Aufgabe stellt, die sie zu lösen hatten; nur so kommt Einem ein wenig Licht, und die Zweifel fangen an sich aufzuklären. Und nach diesem — Goethe excommuniciren wollen wegen dessen, was man in Deutschland seinen Egoismus zu nennen übereingekommen zu seyn scheint, der Entrüstung und Verdammung der Nachwelt den Dichter des Faust denunciren wollen, weil er sich in den Cultus seines Gedankens einschloß, weil er diesen ohne Zweifel für heiliger erkannte, als all das Gelärme, das ihn umbrausete: das ist weder ein Majestätsverbrechen noch ein Sacrilegium, sondern ganz einfach eine Kinderempörung gegen die Autorität des herrlichsten Namens der Poesie in unserer Zeit. Ich wiederhole es, solche Menschen richten ihr ganzes Leben ein nach der Aufgabe, die sie sich selbst setzen; ein unermeßliches Opfer, lang, dauernd und schwer genug, um sie von andern Opfern an die Gesellschaft zu befreien. Sie kümmern sich nicht groß um die zärtlichen Gefühle, die sie umgeben, das weiß ich; sie vergessen, gleichgültig, das Gute und das Böse, das man ihnen etwa thut, und lassen sich durch äußere Einflüsse auch nicht Einen Augenblick die Heiterkeit ihrer Seele stören. Aber am Ende sind sie doch nur von ihrem Gewissen abhängig, und wenn das Gewissen eines Goethe weiter ist als das der andern Menschen, so muß man sich eben an die Natur halten, die es im Verhältniß zu seinem umfassenden Geiste gebildet hat. Und wer bürgt uns denn dafür, daß es ihn nicht viel gekostet habe, so bis ans Ende der strengen Regel des Genie's unterthan zu seyn, die, indem sie ihn nach seiner Ansicht von gewissen schweren Anforderungen des gewöhnlichen Daseyns entband, ihm auch die süßesten Freuden versagte?" — —

Nachdem der Kritiker sich über die natürliche Begabung Goethe's auszusprechen angefangen, fährt er fort:

„Goethe ist vielleicht der einzige große Dichter, den die Begeisterung nie wider seinen Willen hinriß; es ist in Goethe eine Kraft, welche die Begeisterung beherrscht; man nenne sie nun reine Vernunft, Egoismus, Menschenverstand, das ist einerlei; genug sie ist vorhanden. Die unsterbliche Fee hat über sich ein menschliches Gesetz gefunden, das sie beherrscht und leitet. Und hier können wir mit gutem Recht unsre Ansprüche geltend machen auf den Antheil, den wir an Goethe's Genie haben. Ich will nicht behaupten, daß Frankreich zu diesem außerordentlichen Mann so viel beigetragen habe als Deutschland, und daß ohne uns dieser so glänzende Name der Welt fehlen würde; aber wenn man Goethe während seines ganzen Lebens einen ununterbrochenen Verkehr unterhalten sieht mit den großen Geistern des siebzehnten Jahrhunderts, die so reich begabt waren mit jenen edeln Eigenschaften der reinen Vernunft, von welchen ich eben spreche, und die man seit den Zeiten des Alterthums nirgends in einer so reichen Offenbarung trifft, wird es wohl erlaubt seyn zu glauben, daß Frankreich auch einigen Einfluß auf die Entwicklung dieses Riesengeistes hatte, und unserm Vaterland den ihm gebührenden Antheil an diesem unermeßlichen Ruhm zu vindiciren. Goethe hat von Frankreich entlehnt, was ihm Deutschland, wie er wohl wußte, nie geben konnte. Aus dieser ruhigen und richtigen Vernunft, aus diesem kritischen Geist, aus dem wunderbaren gesunden Verstand, den wir im höchsten Grad haben, — wie auch aus einem angebornen Sinn für die Farbe, für das Bild, für die Form — aus einem unersättlichen Streben nach allem Idealen und Göttlichen, das wir nie gekannt haben, entspringt die Poesie Goethe's in ihrer imposanten Harmonie.

Schiller ist mehr Deutscher; eine erhabene und fruchtbare Natur, offen allen wahren und großherzigen Gefühlen und Bewegungen reißen ihn die Ideen mit fort, er kann ihnen nicht widerstehen. Schiller singt einen Hymnus ohne Ende, während dessen alle seine Gefühle eine Gestalt annehmen, beinahe ohne daß er selbst der Arbeit der Schöpfung sich bewußt wird. Von ihm kann man sagen, daß er ganz in seinem Werke aufgeht, von Goethe, daß er außer und über seinem Werke steht."

Der Kritiker geht dann auf den Faust über, behauptet, die Faustidee habe Goethen sein ganzes Leben, wie ein Verhängniß, begleitet, und vergleicht dann die beiden Theile:

„Was die Großartigkeit des Styls und den Gedankenreichthum betrifft, so scheint mir der zweite Theil Faust den ersten bei weitem zu übertreffen. Denn in ihm herrscht Goethe ganz allein und lenkt nach seiner Willkür den Gegenstand seiner Phantasie; wie es ihm beliebt, steigt er zu den Sternen auf, besucht Pharsalus, oder taucht in die Tiefe des Meeres, immer ruhig, immer leidenschaftlos, immer vollkommen Herr seiner selbst und der ihn umgebenden Dinge. Die Beobachtung der Phänomene der Natur und des menschlichen Lebens ersetzt die warmen Ergießungen des Herzens. Das Genie Goethe's ist hier, wie man sieht, in seinem reinsten Element; aber was man nicht aussprechen kann und was sich Einem vom Anfang bis zum Ende dieses Buchs ausdrängt, je tiefer man hineindringt, das ist, in der Durchdringung des Gegenstandes, in der Anordnung

gewisser Theile der griechischen Episode, in der Handhabung der Sprache und des antiken Verses eine beispiellose Großartigkeit, Plastik und Fülle. Alle Schätze des Wissens rollen Einem zu Füßen, die Metaphysik spiegelt die Sterne, die Bilder und die Farben zum erstenmal in ihrem Cosspiegel ab; die abstractesten Gedanken werden mit Poesie gekrönt, und treten Einem, das Lächeln der Liebe auf den Lippen, entgegen; du befragst sie, nicht mehr mit Angst wie finstre Sphinxen, sondern fröhlich und in dem vertraulichen Ton des Alcibiades beim Gastmahl des Sokrates. Die Natur und die Geschichte haben gleichermaßen zu dieser Offenbarung des Genius beigetragen, und es wäre schwer zu entscheiden, was man an diesem Buch am meisten zu bewundern habe: die symbolische Tiefe der Naturanschauung, oder das umfassende Verständniß der historischen Facta. Der Styl, durchaus ernst und feierlich, *) hat die bürgerlichen Formeln abgestreift, welche das Bedürfniß der dramatischen Wahrheit im ersten Theil erforderte. Indeß scheint mir, könnte man ihm vorwerfen, daß er an einigen Stellen zu viele Sprüchwörter hat, wie auch zu viele, zwar immer feine und sinnreiche, aber Dunkelheit verursachende Anspielungen. Dieser Luxus mit Sprüchwörtern und die häufig hervortretende Beobachtung, wovon ich gesprochen, sind die einzigen Anzeichen, welche in diesem wunderbaren Werke den Greis verrathen.

Der Dichter des Faust läßt nicht gelten, daß die Form, wie streng man auch darauf halte, den Gedanken ausschließe. Bei ihm fügt und erfüllt sich Alles naturgemäß und ohne Mühe. Je enger und fester die Form ist, desto mehr tritt auf dem Grund die Idee lebendig, lichtvoll, concentrirt und für den Verstand so zu sagen greifbar entgegen. Der Gedanke geht in die Form ein, ohne etwas von seiner freien, unabhängigen Haltung zu verlieren, und die Form ihrerseits schrumpft nie zusammen, noch dehnt sie sich aus. Man hat Goethe vielfach seine Gleichgültigkeit in Sachen der Religion zum Vorwurf gemacht. Mir scheint, diese seine Gleichgültigkeit sey ihm bei seinem Unternehmen vortrefflich zu Statten gekommen. Wäre Goethe ein entschiedener Katholik gewesen, oder ein Heide, wie man uns in so lustiger Weise hat wollen glauben machen, so hätte Goethe, darauf mag man sich verlassen, die beiden Theile Faust nicht geschrieben — dieß Buch des Mittelalters und des Alterthums, dieß Werk, das mit der Kathedrale und dem Parthenon verwandt ist. Bei den großen Conceptionen des menschlichen Geistes vertritt der Glaube an die Kunst alle andern Arten des Glaubens." —

„Die Tragödie Faust ist wie ein dreifacher Spiegel, wo sich die große Gestalt Goethe's in den drei Hauptepochen seines reichen Lebens abzeichnet. Wir haben den Faust seiner Jugend, den Faust seiner reiferen Jahre und den Faust seines Alters. Wir haben darin sein Sinnen und Denken, anfangs naiv und liebebedürftig, später melancholisch und düster, endlich ruhig und heiter wie in den frühesten Tagen, alle Bitterkeit ausziehend, und die Erinnerung an das Elend der Erde abschüttelnd, um sich wieder in den Himmel zu erheben. Alles was Goethe von Liebe, von bittrer Ironie, von quälendem Schmerz empfunden, hat er in seinem Gedicht: Faust, niedergelegt. Das ist sein eigentliches Lebenswerk. Was er auch thut, er kann sich dem Zauber nie entziehen, den dieser Gegenstand über ihn ausübt." Dieß wird dann weiter ausgeführt, und nachgewiesen, wie Goethe eigentlich sein ganzes Leben über an dem Faust gearbeitet, wie schon der erste Theil aus mehreren zu verschiednen Zeiten und in verschiednen Stimmungen gedichteten Fragmenten zusammengesetzt sey, und wie der Dichter, der seine andern Productionen schnell abzufertigen gewohnt gewesen, immer und immer wieder auf den Faust zurückgekommen sey. Dann wird gezeigt, daß der zweite Theil Faust recht eigentlich ein Epos sey, das man für unmöglich in unsern Zeiten erklären wolle. „Welche Bedingung dieser Dichtgattung fehlt denn dem genannten Werke? Etwa die Pracht und Fülle der Form? Faust weicht, in der Großartigkeit der Composition, nicht einmal der Ilias Homers. Oder die Mannichfaltigkeit? Alle Theorien, alle Systeme, die in den Schulen von Athen und Alexandria vorgetragen worden sind, alles was die Menschen vereinzelt oder in der Gesammtheit gedacht haben seit dem grauesten Alterthum bis auf diese Zeit, alles flüstert, treibt sich um und braust in diesem Universum. Oder endlich jene Lebenskraft, welche ein synthetisches Werk von der Gleichzeitigkeit der Ereignisse entlehnt? So fasse man nur die Allegorien recht; hinter Mephistopheles und dem Kaiser erblicke man Law und die Juliusrevolution, die Geldaristokratie, Nikolai und seine Schüler, den politischen Ehrgeiz und die literarischen Extravaganzen. Man scheint sich einzubilden, ein Gedicht werde erst zum Epos, nachdem zweitausend Jahre darüber hingegangen seyen. Nach dieser Rechnung kann Faust, erst gestern ans Licht getreten, noch warm von der Begeisterung, welche die Idee dazu faßte, freilich keine Epopöe seyn. Wenn übrigens je ein Geist dazu gemacht war, sich den Theorien zu entziehen, welche man beliebt hat aufzustellen über die Nothwendigkeit gewisser Epochen für die Erzeugung von Werken dieser oder jener Art, so war es Goethe; bei der Kraft der Objectivität, die er mit seiner unüberwindlichen Natur festhielt, mußte ihm jedes poetische Unternehmen zu jeder Zeit gelingen. Der Mann, der den Orient und das Homerische Alterthum reproducirt hat, hätte, wenn er zehn Jahre seines Lebens hätte daran wenden wollen, ein indisches Gedicht, so umfassend, so wunderbar wie der Baghawad, geschaffen. Seltsam! unser Jahrhundert sah den zweiten Theil Faust entstehen, und Deutschland denkt kaum an dieses Epos. Der Fehler Goethe's ist, daß er Iphigenie, Egmont, Götz, Werther und hundert andre Meisterwerke geschaffen hat. Hätte er sich an den Faust, diese titanische Poesie, gehalten, hätte er gar nichts geschrieben als den Faust, sein Gedicht hätte jetzt schon seine Stelle zwischen Homers Ilias und Dante's göttlicher Komödie eingenommen."

*) Ueber den Styl eines poetischen Werks in einer fremden Sprache zu urtheilen, ist eine schwierige und bedenkliche Sache; ohne auf eine Discussion mit dem französischen Beurtheiler uns einzulassen, erinnern wir nur daran, daß gegen den Styl im zweiten Theil Faust schon viele Einwendungen erhoben worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß von Caniov.

(Schluß.)

Wenn gleich eine Uebersetzung nicht darauf Anspruch machen kann, die feineren Züge und die Anmuth des Originals wiederzugeben, so wird man doch hoffentlich nicht verkennen, daß das Original viel Kraft, Geist und Schönheit hat; aber dem geübten Auge eines gebildeteren Geschmacks bleibt auch nicht verborgen, daß es dem Geist an Regelmäßigkeit, und der Kraft an Haltung fehlt — Mängel, die kaum zu vermeiden waren bei den gedoppelten Schwierigkeiten der Jugend und der Schicksale, womit der junge Dichter während der Abfassung seines Gedichts zu kämpfen hatte. Auch die treue Uebereinstimmung der Schilderung mit dem traditionellen Aberglauben ist selbst schon ein ernstes Hinderniß für feinere poetische Schönheit und Würde; denn der Aberglaube des gemeinen Haufens ist immer seinem Wesen nach gemein,(?) obgleich ein Shakspeare und Byron die Kunst besaßen, die tiefsten und reichsten Falten ihres Genius um die unedeln Bildungen und Verhältnisse von Hexen und Vampyren zu schlingen, indem sie abgeschmacktes Geschwätz und empörende Anspielungen unterdrückten, wie sie den Leser ermüden, oder anwidern und anekeln trotz alles Aufwands von Kunst und Talent in der Brockenscene im Faust.(?) Unser Dichter hat in dieser Beziehung nichts zu verantworten, außer dem strengen Stehenbleiben bei den Lumpen und Bändern des Originals. Aufmerksam müssen wir aber machen auf den entschiednen, den Effect schwächenden Geschmacksfehler, den er dadurch begeht, daß er die äußern Attribute der Unholdin in zwei Theile theilt; zuerst in eigner Person davon erzählt, und dann Ausrufungen darüber seinen Personen in den Mund legt, statt sie in Einem Eindruck zu häufen.

Aber der Attaman Nebabo, der Schöne und Geliebte, der erste Kosake des Starosten, ist nicht mehr an seinem gewohnten Orte zu sehen. Er hat vergebens auf Orlika gewartet, denn noch einmal —

„Hu-hup — Nebabo!“ Teufel in Lüften wandeln;
Komm', heilig Kreuz, in Asche sie zu wandeln!
Nebabo sieht das höll'sche Aug', das brennt
Von Gier nach ihm; den schlimmen Flug er kennt.
Kampf mit dem Teufel ist kein Zeitvertreib;
Zu halten sich das Dämonskind vom Leib,
Kreuzt sich Nebabo, hüllt sich das Gesicht
Und birgt sich in der Pappel Zweigen dicht,
Um abzuwarten, bis verhallt ganz sey
Der Unglücksruf, des Teufels Kuppelei.
„Hu-hup — Nebabo!“ noch fliegt sie herum;
„Hu-hup — Nebabo!“ noch ist sie nicht stumm;
Und aus trübblauem Aug' sie Blicke schießt —
Kalt — fahl — wie entzündeter Schwefel Funken ergießt.“

Endlich weicht sie, aber Orlika kommt nicht. Das unglückliche Mädchen, dem man die Wahl gelassen zwischen der Vermählung mit dem Starosten, oder dem Tod ihres Geliebten, dafür, daß er die Leiche vom Galgen hat stehlen lassen, ergibt sich dem Starosten, um sein Leben zu retten.

„Der Jubel, das Gewühl, die Hast,
Der Strom von Licht, die hellen Wände,
Daran sich Schatten drängen ohn' Ende,
Zeigen, daß naht das junge Paar.
Still wird's, die Gäste sitzen jetzt;
Der Tisch ist köstlich mit Silber besetzt;
Laut schallt der fröhliche Toast,
Und das Hurrah schallt so fröhlich und klar —
Verstummt dann — während süße Stimmen
In wogenden Harfentönen schwimmen.
Die Winde ob Dniepers blauen Wellen
    Gerne den fröhlichen Lärm verlängern;
Sie machen die Segel der Freude schwellen
    Und lauschen den köstlichen Sängern;
Und wieder geht herum der Wein,
Und wieder schlingt der Tanz seine Reih'n;
Zurück tönt die Erde das Dröhnen von Füßen,
Die leicht hinschweben auf ihrer Brust,
Wie der zärtlichen Mutter Pulse begrüßen
Ihr Kind nach des Spieles wildester Lust.
Doch wie der Windstoß die schwarze Wolke
Dahintreibt, wenn Trauer den Himmel umflicht,
So stürmt Nebabo weg von dem Volke,
Und verhüllt sich, ferne, sein Angesicht.
Er stürmt hinab in der Straßen Enge
Und spaltet wild die verwunderte Menge.

Er sucht den Strom — des Timbals Klang,
Der schmelzend klagende Gesang,
Der Tanz — ach nichts, nichts ihn bezwang!
Mit einer Stirn' von Wolken schwer
Stürzt durch die festlichen Haufen er.

Sein Schatten im Dunkeln das seyn muß,
Die Gestalt, die hinunter schwebt den Fluß,
Wie der Jüngling zum andern Ufer strebt?
Die sich so nahe drängt an das Boot,
Leicht hinschlüpft, wo der Strudel droht,
Und unterm zuckenden Ruder hinschwebt?
Jetzt ruhig über das Wasser gebeugt
Folgt sie dem Kiel, der furchend gleitet;
Rechts, links, vorn, hinten sie sich zeigt,
Doch ihrem Mund kein Laut entgleitet.

* * *

Der Jüngling hemmt jetzt seinen Lauf;
Es horcht sein Ohr, sein Auge sucht;
Sein Name weckt die Erinn'rung auf
An das Gespenst, das er oft verflucht;
„Ha, Teufelsgezücht,“ so murmelt er,
„Du sollst die Erde vergiften nicht mehr!
Stärkt gleich dich die Hölle mit ihrem Bunde —
Erreicht nur mein Arm dich jetzt zur Stunde:
Sollen Teufel mir ewig quälen die Seele,
Wenn ich mit der Faust dich zu tödten verfehle!“

Die Unholdin eilt ihn zu umarmen, den Feuerkuß auf die Lippen ihres Erkorenen zu drücken; aber während sie ihre Arme um seinen Hals schlingt, stürzt sie ohnmächtig und mit Blut bedeckt nieder, seine Faust hat ihr den Schädel zerschmettert:

„Hu-hap, Verfluchte! dein Theil du hast!“
Nebado spricht's — und ist erblaßt. —

Heldenthum.

Von W. Cowper.

'S war eine Zeit, als Aetna's stille Gluthen
Noch unbemerkt im Bergesschooße ruhten,
Gefahr nicht ahnend, die von unten stürmte,
Ihn im Gewölk Schneepyramid' umthürmte;
Noch bebte nicht, vom innern Donner schwer,
Der Blüthenhaine Gürtel um ihn her;
Olivensaft und Purpurweine schienen,
Der Wuth unkundig von geborst'nen Minen,
Dem Landmann, der darnach voll Hoffnung greift,
An seinen jähen Seiten still gereift:
Als eines Tages, der dem jüngsten glich,
In Feuerwehen kreisend fürchterlich,
Sein Bauch auswarf den unterird'schen Brand,
Daß ringsum See erzitterte und Land.
Aufsteigend hängt der Dünste schwarz Gewimmel
Nun seine Schrecken um den Nachbarhimmel;
Durch stygischen Schleier, der den Tag verdunkelt,
Der Blitzesstrahlen rasche Blendung funkelt.
Doch welche Muf' in mächtigem Gesang
Malt wohl des Gluthstroms reißend schnellen Gang?
Verwüstung vor ihm und Zerstörung nur,
Gestürzte Menschenwerke seine Spur;
Wein- und Oelgärten, Trift und Wald verschwinden gar
Und alle Reize vom Sicilischen Jahr.
Des Jahres Zeiten, rollend früchtelos,
Sehn ungestalte, träge Massen bloß;
Kein Boden, reizend für des Landmanns Fleiß;
Kein Blättchen keimt, kein grünes Hoffnungsreis.
Doch deckt's die Zeit (was mag nicht ihr gelingen?)
Mit Erd' und heißt das Leben sich verjüngen.
Die Myrte krönt des Waldes Lichtung wieder,
Die Heerde streckt in Schatten froh die Glieder.
O schwankend Glück, unsichrer Zufluchtsort,
O Paradies der Freude, schnell verdorrt!
Derselbe Hauch, der streut umher den Duft,
Bringt Schreckenston zum Ohre durch die Luft;
Neu fühlt des eingeschloss'nen Feindes Qual
Der Berg und strömt Verderben übers Thal.
Zehntausend Hirten klagen ob dem Wüthen,
Das künft'ge Menschenalter nur vergüten.

Ihr Herrscher, die der Ehre Lockung treibt,
Die eurer Sache Recht in Blut ihr schreibt,
Zuerst angreift und doch nur euch vertheidigt,
Ruhmsucht, vorschützend, daß man euch beleidigt,
Seht hier Aetna's sinnbildlich glüh'nde Flammen
Den unheilvoll ehrgeizigen Stolz verdammen!
Den Strom, der hin an eurer Gränze streicht
Und kund thut, wie weit eure Herrschaft reicht,
Umwohnt ein Volk, das, eurem Thron nicht feindlich,
Nur Frieden will, sich und den Nachbarn freundlich.
Wie tief muß die Unglücklichen gereun,
Die Eine Schuld, Nachbarn von euch zu seyn!
Drommetenschall, her schwärmen eure Schaaren,
Die mitten durch die reife Ernte fahren;
Mit jedem Schritt zertreten sie, was Leben
So vielen, Nahrung einem Volk gegeben!
Ein Garten kaum zuvor im Festgewande,
Sind hinter ihnen Wildniß nur die Lande.
Hunger und Pest, sein' erstgebornes Kind,
Gedenkt zu enden, was das Schwert beginnt;
Und Ruhmgeräusch, wie Teufel seiner werth,
Den Thoren tönt euch, da nach Haus ihr kehrt.

Zwar Ruhe folgt, doch folgt nicht Ueberfluß
Ihr auch so schnell mit fröhlichem Genuß;
Es zeigt sich erst in bittern Mangels Jahren,
Was für Geißeln die Erdengötter waren.
Doch endlich kehrt des Menschen Fleiß zurück,
(So groß sein Durst nach Wohlstand und nach Glück!)
Spannt alle Sehnen rascher Arbeit an,
Hält Nachles' auf des Raubes weitem Plan,
Baut neu die Städte, rauchend noch in Trümmern,
Daß frisch vom Sonnengold die Zinnen schimmern.
Aufblühender Handel, Kunst, die sich erneut,
Reizt wider den Eroberer zum Streit;
Noch einmal lernt die Lehre sich voll Grausen:
Dem Glück von innen naht! Umsturz von außen!
Was seyd ihr, Herrscher du und Lobeerheld,
Als Aetna's zum Verderben eurer Welt?
Natur, entblößt von dem gestickten Kleide,
Trägt klagend um verheerte Fluren Leide,
Und zeugt nun vor der Wahrheit Richtersthrone,
Wie als Zerstörern euch gebührt die Krone.

Ein Eiland, von des Himmels Schutz umfächelt,
Wo Friede nur und Recht und Freiheit lächelt,
Wo kein Vulcan ausströmt die stolze Fluth,
Kein Krieger seinen Helmbusch taucht in Blut,
Wo Macht beschirmt, was reger Fleiß gewonnen,
Daß es nicht wieder plötzlich sey zerronnen,
Ein Land, das Zwingherrn stets vergeblich hassen,
Wollt mir Britannien als Heimath lassen!

Julius Krais.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1839.

Statistische Angaben über die Cycladen

(Aus niederländischen Handelsberichten.)

Die Insel Andros.

Andros ist die nördlichste der Cycladen, und von Euböa durch den Canal Sileta getrennt, welcher für Schiffe, die von Osten kommen, des Winters ein gefährliches Fahrwasser ist, sowohl wegen der starken Winde als wegen der Schwierigkeit, um zu dieser Jahreszeit die Küsten zu erkennen, weßhalb denn auch auf Euböa in der Gegend von Cumi und Cabo d'Oro häufige Schiffbrüche stattfinden.

Andros hat eine Oberfläche von circa 4½ Quadratmeilen, und wird von einer hohen Bergkette in zwei Theile getheilt; es ist, obwohl sehr gebirgig, in den Thälern sehr fruchtbar und reichlich mit Wasser versehen, auch ist das Klima im Ganzen genommen sehr gesund. — Die drei vornehmsten dieser Thäler werden Kastron, Korthi und Termi genannt. Der Hauptort der Insel, gleichfalls Andros genannt, liegt auf der Ostküste, hat einen ziemlich geräumigen, doch nur für Schiffe von geringem Tiefgang brauchbaren Hafen, und ist der Sitz des Gouverneurs und eines griechischen Bischofs. Kato-Kastron, westlich von dem Hauptort; Amelocho, mit dem nahe gelegenen Hafen, Gaurio auf der Westküste, welcher gegen nördliche und östliche Winde keinen Schutz verleiht, sodann Arna, in dem nördlichen Theil der Insel, sind die bedeutendsten Dörfer, deren Gesammtzahl auf dieser Insel 58 beträgt, wovon die meisten jedoch nur aus 15 bis 20 Hütten bestehen.

Die Bevölkerung von Andros beträgt 15,200 Seelen, die alle zur griechischen Kirche gehören, und sich in vier Classen theilen, nämlich Bauern, Seefahrer, Dienstboten und einige Krämer, die sich mit dem Auffaufen und dem Transport der Producte dieser Insel nach den benachbarten Küsten beschäftigen. Die Zahl der Seeleute wird auf 600 bis 650 geschätzt, die, es sey mit Fahrzeugen der eigenen oder andrer Inseln, auf kleinen Reisen ihren Unterhalt verdienen. Ferner rechnet man, daß jährlich 500 bis 550 Personen der niedrigsten Classe als Dienstboten oder Taglöhner auswandern, um ihr Brod zu suchen. Der größte Theil der Andrioten besteht übrigens aus Ackerbautreibenden; die Weiber nehmen Theil an der Feldarbeit und beschäftigen sich außerdem mit dem Seidenbau und dem Spinnen der Seide.

Die Producte von Andros sind: Getreide, Wein, Oel, Seide, Feigen, Citronen und andere Baumfrüchte. Der mittlere Ertrag des Bodens ist das 7te oder 8te Korn. Bei einer guten Ernte rechnet man auf 60,000 Kilos Gerste (welches nur die Hälfte des eigenen Bedarfs ist), 18,000 Barils Wein, von einer Sorte, die den Transport nicht verträgt und auf der Insel verbraucht wird, 200,000 Okas Oel, welches meist nach Syra, Tinos, einigen andern Inseln des Archipels und dem griechischen Continent ausgeführt wird, und gegen 150,000 Drachmen im Werthe geschätzt wird; ferner 15 bis 16 Millionen Citronen (eigentlich Limonien), welche nach Konstantinopel, Smyrna und andern Häfen Kleinasiens so wie nach Griechenland versandt werden und einen Ertrag von etwa 85,000 Drachmen liefern. Endlich 7 bis 8000 Okas Seide, welche weniger gut zubereitet ist als die von Tinos, und wovon jährlich sechs bis siebenthalbtausend Okas, im Werthe von 150,000 Drachmen, nach Triest, Livorno und Kleinasien ausgeführt werden. Das Uebrige wird auf der Insel zu Kleidungsstücken für eigenen Verbrauch verarbeitet. Der Preis der Seide richtet sich hier nach jenem von Tinos. Uebrigens gewinnt man auf Andros nicht wenig Baumfrüchte: Aepfel, Birnen und Pfirsiche werden in großer Menge nach Syra und andern Inseln abgesetzt. Dieses ist auch mit Wallnüssen der Fall. Die süßen Mandeln dagegen werden am Orte selbst verbraucht.

Andros besitzt etwa 3000 Stück Hornvieh und zwischen 13 und 14,000 Schafe und Ziegen und gegen 3000 Schweine, wovon ein Theil als Schlachtvieh nach den Inseln und den Küsten des griechischen Festlandes gebracht wird. Eben dahin gehen auch die Häute des auf Andros selbst geschlachteten Viehes. Die Wolle wird größtentheils für eigenen Bedarf verwendet, so wie auch Butter und Käse, obschon die letztern manchmal auch nach Tinos auf den Markt gebracht werden. Vom Anfang Septembers bis in die Hälfte des Octobers gibt es eine reiche Jagd von Wachteln und Tauben; Rebhühner sind das ganze Jahr hindurch in großer Menge zu haben.

Andros bezieht seinen Bedarf großentheils von Syra, und dieser beläuft sich auf nicht viel weniger als den Betrag des Ausfuhrwerthes. Dazu gehören 60,000 Kilos Gerste mit einigem Weizen, feine Hülsenfrüchte, Seife u. s. w., welches letztere die Andrioten mit ihren eigenen kleinen Fahrzeugen aus Kleinasien holen. Von fremden Manufacturen ist der Absatz hier nur gering, weil man sich fast allgemein mit eigenen Fabricaten kleidet. Was man davon bedarf, liefert Syra.

Die Zehnten bringen auf Andros gegen 30,000 Drachmen ein; die Zölle gegenwärtig ungefähr 20,000 Drachmen jährlich.

Obgleich die Insel keine eigenen sichern Häfen hat, so besitzt sie doch einige 70 Seeschiffe von verschiedener Größe; darunter befinden sich etwa 20 kleine Bricks und Goeletten, welche unaufhörlich nach Konstantinopel, Smyrna und andern Hafen von Kleinasien, so wie nach Triest und Livorno Oel, Seide, Citronen u. s. w. ausführen, und Getreide zurückbringen, während ungefähr 30 kleine Fahrzeuge täglich ihre Früchte nach den übrigen Cycladen bringen, und allerlei kleine Bedürfnisse zurückführen.

Früher befanden sich auf dieser Insel viele Katholiken und sogar ein bischöflicher Sitz. Seit der Revolution aber sind diese meistens ausgewandert; es gibt jetzt nur noch eine katholische Kirche, welche als Vicariat unter dem Bischof von Tinos steht. Vor Alters lag die Hauptstadt von Andros an der Südseite der Insel; man sieht davon noch einige Ruinen.

Alterthümer findet man hier übrigens nicht. Das Klima ist nicht so sanft als auf den südlichen Cycladen, und während des Sommers wehen heftige Nordwinde, wodurch die Hitze gemäßigt wird. Für den Volksunterricht ist neuerdings durch die Errichtung einer Schule besser gesorgt als früher; bei den untern Classen herrscht jedoch eine große Gleichgültigkeit gegen allen Unterricht.

Unter den Venetianern gehörte Andros zum Herzogthume Naxos, und es ist bekannt, daß diese Insel in der alten Geschichte keine unbedeutende Rolle spielte.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Umgebungen.

Nach dieser kurzen, etwas seriösen, Abschweifung kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Gegenstand, Tebris, zurück, oder vielmehr zu seinen Umgebungen, denn über die Stadt habe ich bereits Alles gesagt, was ich weiß; wenn dieß nicht viel ist, so ist es nicht meine Schuld. Die Umgebungen bieten nicht viel Merkwürdiges dar, und ein träger Reisender hätte ein volles Recht, nicht aus der Stadt zu gehen, und sich somit die Mühe zu ersparen, ein Capitel über die Umgebungen zu schreiben. Dennoch muß ich einige Worte darüber im Vorbeigehen erwähnen.

Sieben Werste von Tebris, auf dem Wege nach Teheran, findet sich ein kleines, achteckiges Gebäude, eine Art Lusthäuschen des Schahs und des Thronfolgers. Dieses heißt Chalat-Puschan, was das „Anziehen des Ehrenkleides" bedeutet. Diese Benennung wurde ihm zu Theil, weil die Prinzen hier von Sr. Majestät, der Zuflucht der Welt, Ehrenkleider erhielten, und hier erscheinen mußten, um sie sich auf ihre durch die Gnade des Schahs erhöhten Schultern legen zu lassen. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten wurde das bekannte Ceremoniell beobachtet, und der beschenkte Prinz kehrte in Begleitung eines zahlreichen Gefolges in die Stadt zurück. Das Lusthäuschen ist ziemlich hübsch, und steht mitten in einem großen, mit klarem Wasser gefüllten Bassin, das von hohen, schlanken und dichtbelaubten Bäumen umgeben ist. Sechs Werste von da auf demselben Wege liegt am Ufer eines kleinen, aber ziemlich reißenden Flüßchens das Dorf Bassmindsch. Ueberhaupt liegen um die Stadt her eine Menge kleiner und großer Dörfer; zu denen, die sich am meisten durch die Schönheit ihrer Lage auszeichnen, gehört das dem Muschtehid von Tebris gehörige Dorf Anardschan, 25 oder 30 Werste von Tebris. Der dahin führende Weg ist äußerst malerisch, und läuft durch ein schönes, von einem rasch dahinfließenden Bache bewässertes Thal, wo dem Bach entlang eine reizende Pappelallee läuft.

Soll ich nun auch von den Gärten reden? Es gibt ihrer viele, aber wenige, die eine besondere Aufmerksamkeit erregen. Die Früchte sind im Allgemeinen gut. Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Melonen u. s. w. wachsen in Menge, und versorgen die Söhne von Atropatene eben so wie die Bewohner anderer Provinzen von Iran reichlich mit Fiebern und andern Fruchtkrankheiten, welche aber die Liebhaber nicht abhalten, die saftigen und aromatischen Gartenerzeugnisse, die von der prachtvollen Sonne des Orients vergoldet werden, zu genießen. Im Allgemeinen gilt in Persien das Klima von Tebris für gesund, was auch wahr ist, versteht sich in Vergleich mit andern Strichen Persiens, wo die Luft mit Fieberatomen geschwängert scheint, und wo in der rechten Zeit das Fieber sich nicht darauf beschränkt, die Menschenknochen zu schütteln, sondern auch Hunde, Hühner und Katzen angreift. — Der Wein von Tebris, den die Armenier bereiten, ist nichts Besonderes, doch kann man ihn auch nicht schlecht nennen. Gäbe es in Tebris kundige Winzer, so würde die dortige schöne, mannichfaltige Rebe gewiß einen vortrefflichen Wein erzeugen, zur Freude der dorthin kommenden Europäer und der einheimischen Freunde des Bacchus.

Ueber den Früchten und dem Wein hätte ich beinahe vergessen, etwas von dem kleinen Palaste Udschan zu sagen, der, 30 bis 40 Werste von Tebris entfernt, auf dem Wege nach Teheran liegt, und von einem schönen Garten umgeben ist. Er ist auf der Ebene erbaut, die für die kühlste Gegend in ganz Aderbeidschan gilt, und hat vortreffliche Weideplätze um sich her. Das Klima aber ist ungesund wegen der Nähe der Sümpfe, die zur Sommerszeit bösartige Miasmen aushauchen. Der Palast geht mit starken Schritten seinem Verfall entgegen, wie der größte Theil der bessern Gebäude in Persien. Bei dieser Gelegenheit machte der europäische Bediente, der mich begleitete, in der Einfalt seines Herzens eine sehr verständige Bemerkung: „man sieht, daß sie in Persien früher besser lebten, und öfter schöne Häuser bauten, jetzt aber geht es mehr

und mehr bergab, je weiter, desto schlechter." Diese Bemerkung ist so gut und richtig, daß ich durchaus keine Schlußfolgerung und keinen Commentar hinzufügen will.

Nicht weit von Tebris finden sich Steinbrüche, wo ein schöner, namentlich gelber, Marmor gefunden wird, den man in großer Menge nach Tebris führt, um Gebäude und die Denkmale auf den Begräbnißplätzen damit auszuschmücken. Die Begräbnißplätze liegen alle außerhalb der Stadt, und sind sehr reinlich, obwohl ohne Luxus gehalten. Die Denksteine bestehen meist aus horizontal auf dem Boden liegenden Platten mit Inschriften; manchmal wird noch oben ein Stein in drei- oder viereckiger Form aufgestellt. Gewöhnlich Einmal in der Woche sammeln sich hier die Verwandten und noch mehr die Verwandtinnen der Entschlafenen, um über den sterblichen Resten ihrer Eltern, Männer, Frauen, Brüder, Schwestern und Kinder zu weinen. Diese schöne Gewohnheit, welche sich aus tiefem Alterthum hier erhalten hat, schien mir, wobei ich mich freilich irren kann, leider nur eine Gewohnheit, woran das Herz keinen Theil nimmt; mir kam vor, diese Gräberbesuche finden weit mehr statt, weil es einmal Sitte ist, als aus einem Bedürfniß des Gemüths; man muß indeß sagen, daß, um jede Woche zu klagen, zu jammern, und die Wunden des Herzens wieder aufzureißen, ohne sich in Einem Jahre zu Tode zu weinen, man entweder ein Herz von Stein haben muß, so kalt, wie die Denkmäler, oder daß man sich daran gewöhnen, und Thränen fließen lassen muß, wie eine Quelle das Wasser. Auf den Begräbnißplätzen um Tebris findet sich weder ein Baum, noch sonst etwas Grünes; die Gräber sind auf einer kahlen Fläche von Sand und Steinen zerstreut, von nichts eingeschlossen: man kann deßhalb leicht daran vorübergehen, und hält den Begräbnißort für einen Platz, wo ein neues Gebäude aufgerichtet werden soll, zu welchem Ende viele Steine hergeführt worden seyen. Da einmal die Rede ist von den auf den Begräbnißplätzen erschallenden Klagen, so will ich auch Einiges über die persische Trauer bemerken. Sie besteht fürs erste darin, daß die Rechtgläubigen sich zu dieser Zeit weder den Bart, noch die Hände und die Nägel färben, *) und zweitens auf Mützen und Schultern geschnittenes Stroh streuen. Dieß erinnert an die Alten, welche zum Zeichen der Trauer das Haupt mit Asche bestreuten. Aber es ist nun genug geklagt; wir wollen die untröstlichen persischen Wittwen und Waisen auf den Begräbnißplätzen lassen, und uns zu einem erfreulicheren Orte wenden. Aber wohin? in Tebris und außerhalb seiner Mauern haben wir, wie es scheint, schon Alles gesehen, was zu sehen der Mühe lohnte. Wir müssen demnach die Ereignisse oder den Zufall abwarten, der uns von dannen führen soll, und dieser bleibt nicht lange aus: Feth Ali Schah ist krank, und viele sprechen schon ganz in der Stille von seinem Tode.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. den Bart nicht schwärzen, und die Fingerspitzen und Nägel nicht mit Hennah roth färben.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft.

Ein Hr. Bowman las etwas über Skelette von Pflanzenfossilien vor, die ein Hr. Binney unter einem Torflager in der Nähe von Gainsborough in Form eines ganz feinen Pulvers gefunden hatte, und die sich bei genauer mikroskopischer Beobachtung als in Staub zerfallene Conferven, etwa von der Familie der Diatomaceä, auswiesen. Der Präsident bemerkte, diese Entdeckung sey ganz neu.

*

Hr. Knipe las eine Mittheilung über einen Trappgang in Cumberland, der auf der Ostseite des Flusses Petterell, etwa 6 engl. Meilen südlich von Carlisle beginnt, und ungefähr an der Quelle des South-Tyne-Flusses endigt. Seine Länge beträgt 22 Meilen, seine Breite 20 bis 30 Yards. Seine Richtung fällt mit dem großen Cleveland-Gang zusammen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie miteinander in Verbindung stehen; wenn dem so ist, so läuft ein Basaltgang 120 Meilen weit quer durch England, vom Solway Frith bis zum deutschen Meere.

*

Ein Hr. Dawson brachte die Einführung einer Art Auchenia (Lama) in England zur Sprache. Proben von Alpaca- *) Wolle, die nach Seideart behandelt und ohne Färbung glänzend schwarz war, wurden vorgelegt. Einfuhr davon hat schon bis zu einer Million Pfund statt gefunden, und wird wahrscheinlich noch steigen. Es gibt fünf Arten von Lamas, wovon die Alpaca schöne, 6 bis 12 Zoll lange Wolle hat. An einigen Orten in England werden diese Thiere bereits gehegt; ihre Wolle würde nicht mit der Schafwolle, sondern eher mit der Seide concurriren. Sie läßt sich aufs feinste bearbeiten, und taugt namentlich zu Shawls. Das daraus gesponnene Garn geht bereits in großen Quantitäten nach Frankreich, und kostet 6 bis 12 Shilling das Pfund, während der Preis der der rohen Alpacawolle zwei bis dritthalb Shill. beträgt. Bemerkenswerth ist, daß die bis jetzt in England befindlichen gegen Ende des Jahres Junge werfen, nämlich zu derselben Zeit, welche der Mitte des Sommers in ihrem Lande entspricht; man erwartete aber, daß sich dieß ändern würde.

*

Ein Hr. Cottam gab eine Beschreibung eines neuen Eisenbahnrades, welches ganz aus geschmiedetem Eisen besteht, in der Art, daß es, abgesehen von den Schrauben und anderen Befestigungsmitteln, mit den Speichen nur Ein Stück bildet. Die Speichen durchschneiden sich diagonal, sie geben dadurch dem Reif (rim) des Rades die größtmögliche Stütze, und sind zugleich am besten gestellt, um dem Seitendruck zu widerstehen. Diese Räder sollen ganz besonders stark und dauerhaft seyn.

*

Ein Hr. Roberts lobte die Räder aus gegossenem Eisen, die, wenn man nur keinen Rost aufkommen lasse, und diesen

*) Paca, mit dem arabischen Artikel, Alpaca, ist die bekannte Abart des gewöhnlichen Lama.

gleich mit einer Feile entferne, hinsichtlich ihrer Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester sind sie sehr im Gebrauch.

Die Tigerjagd.

Auf den Ufern des Flusses Cavery steht eines jener unansehnlichen Dörfer, die man im größern Theile von Mysore in Entfernungen von wenigen Meilen antrifft. Ein kleines Fort aus Lehm, schon seit lange ohne Festungswerke und jetzt fast vom Gestrüpp (jungle) überwachsen, beherrschte einen trägen Strom, dessen dunkle Gewässer lässig die zerfallenden Mauern bespülte. Der schneeweiße Reiher und der stattliche Kranich wadeten in dem seichten Wasser mit lang ausgestrecktem Hals und in einer Stellung tiefer Beobachtung. Der schuppige Alligator sonnte sich auf den halbbedeckten Sandbänken, und der Königsweihe schwebte über dem dicken Geröhricht und stieß seine klagenden Töne aus, während seine hellen kastanienbraunen Flügel in den Strahlen der untergehenden Sonne zitterten. Heerden träger Büffel, ihre nackten schwarzen Häute mit Schmutz befleckt, kehrten langsam von ihrer Weide zurück; ein sonnenverbrannter Junge, auf dem Rücken des gelehrigsten sitzend, schrie mit aller Kraft seiner Stimme ein wildes Recitativ seiner Heerde zu, die mit tiefem, verdrießlichem Brummen antwortete. Das schrille Geschrei des wilden Pfaues, der auf den zerfallenen Zinnen des Forts saß, wurde von seiner Henne unten im Dickicht erwiedert, und das sanfte Gurren der Turteltauben flüsterte in den Mangoblättern. Wie der Abend vorrückte fielen die ungeheuren Vampyr-Fledermäuse, die mit ihren Hinterfüßen gruppenweise an den niedergebeugten Aesten der Banianen hingen, eine nach der andern ab und schlüpften schweigend vorbei, nach Nahrung suchend. Landleute, ihre schwarzen Decken über ihren Schultern, kamen in einzelnen Partien, ihre Ochsen vor sich hertreibend, vom Feld, und die Frauen kehrten in malerischen Gruppen von den Brunnen zurück, mit einer Hand hielten sie einen irdenen Krug, von alterthümlicher Form, anmuthig auf ihrem Kopf im Gleichgewicht, während das Klingeln der Spangen, die ihre Knöchel umgaben, die Musik zu ihrem leichten elastischen Schritte machten. Dieß war die friedliche Scene, als der Abend auf dieses einsame Dörfchen herabkam.

Von Zeit zu Zeit jedoch kam ein wilder aufschreckender Ruf, auf dem Windhauche getragen, herbei, und ehe seine verlöschenden Töne ganz erstarben, wurde der Ruf aufgenommen und von einer andern Seite wiederholt. Es war das Schikar- (Jagd-) Geschrei des Jägers von Mysore, und einem indischen Jäger sagte es, was es bedeute. Ein Dorf in den Dschungeln, am Ufer eines Flusses, wird gewöhnlich von einem Tiger heimgesucht; ist ein zerfallenes Schloß mit Gras und Gestrüpp überwachsen dabei, so ist diese Wahrscheinlichkeit um Vieles vermehrt, und sobald der Holzschläger bei Sonnenuntergang schleunig zurückkehrt und das ominöse Hallo hören läßt, so ist es wahrscheinlich, daß seine Schritte von einem Tiger verfolgt werden.

Die Sonne war untergegangen und die Schatten der Nacht kamen schleunig heran, als Rung Rao, der verehrte Priester des Dorfes, längs der Ufer des Flusses nach einem geeigneten Ort hinschritt, seine Abendwaschungen vorzunehmen. Er erwiederte mit würdevoller Herablassung die Begrüßungen, die ihm von jedem Ryot, dem er begegnete, demüthig dargebracht wurden, und ging, versunken in seine Meditationen, weiter.

Bei einer Windung des Flusses, nicht ganz eine Viertelmeile vom Dorf entfernt, lag eine kleine Bucht, vor beobachtenden Augen durch Aloëgebüsche geschützt. Das Wasser war nicht zu tief, und weicher Sand, den der Fuß gern betrat, führte nach und nach in ein klares Bassin.

Da ihn keine Kleider beschwerten, außer ein baumwollener Schurz um seine Lenden, wadete der fromme Verehrer des Wischnu sogleich in den Strom, bei jedem Schritt ein Gebet murmelnd, und fing die wichtige Ceremonie der Reinigung an, indem er Wasser aus einem kleinen ehernen Gefäß über seinen geschornen Kopf und gut gesalbte Haut goß.

Was war das für ein Rascheln? Die Ohren des Braminen hörten es nicht; sie waren durch den kalten Strahl, den er über sie ausgoß, betäubt. Auch seine Augen waren geschlossen, sonst würde er zwei glänzende grüne Kreise gesehen haben, die durch die Zweige eines Aloëbusches an seiner Seite ihn wild anstierten. Seine Stunde war gekommen, denn die berüchtigte Menschenfresserin von Schikarpur war auf seiner Spur. Ihr Auge hatte auf ihrem Opfer geruht, und sie dürstete nach seinem Blut. Ihr grimmiger Kopf drückte sich vorsichtig durch das Gebüsch, und mit leisem Tritte schlich das gestreifte Ungeheuer aus ihrem Lager. Ihr Körper drückte sich auf dem Sande hin, ihr Schwanz bewegte sich ungeduldig, ihre Ohren lagen flach an ihrem Hals, ihre mit Haaren besetzten Lippen waren zurückgezogen, als wollte sie die furchtbare Reihe von Zähnen zeigen, und schweigend kroch sie an den Rand des Wassers. Da sammelte sie sich, stierte den frommen Unglücklichen gleich dem bösen Feind einen Augenblick lang an, sprang vorwärts und warf sich mit einem Gebrüll auf ihn, das ihm durch die Seele fuhr, und den Todesschrei, den er in seiner Angst ausstieß, erstickte. Kampf war nicht möglich: die Tatze der Tigerin fiel gleich einer Eisenstange auf sein Haupt und zerschmetterte es, und ihre mächtigen Zähne drangen in seine Kehle. Der Tod war fast augenblicklich: besinnungslos hing er zitternd in ihren Klauen, als sie sich nach dem Ufer wandte, doch immer noch schüttelte sie ihn mit wilder Kraft, und grub ihre Zähne immer tiefer ein, da der Körper im letzten krampfhaften Athmen zuckte.

Dieser schreckliche Tod war schon das Schicksal manches armen Ryot und Holzschlägers gewesen, der zum Dorfe gehörte, denn die Tigerin hatte es schon mehrere Monate lang heimgesucht. Ihr Geschick erregte wenig Theilnahme: sie waren nur Sudras; aber als ein Hirtenjunge, der dieses Trauerspiel angesehen hatte, mit dem Geschrei: „Bhag! Bhag!“ (ein Tiger! ein Tiger!) ins Dorf lief und verkündigte, daß die Menschenfresserin an dem heiligen Leichnam eines Braminenpriesters ihr Nachtmahl halte, da regte sich die heilige Brüderschaft aus ihrer Apathie und kam in eine große Aufregung. Die Weiber liefen herum, schlugen ihre Brüste und heulten ihre Nationalklage, und das Dorf widerhallte von dem Klaggeschrei: „Wha! Wha! Bhag! Bhag!“

Nachdem der Almedar sich dem Anstande gemäß den heftigen Ausbrüchen seines Schmerzes überlassen hatte, schickte er einen Diener ab, um Bhurmah, den Haupt-Schikari des Dorfes, herbeizurufen. In einigen Minuten wurde er von dem dienstfertigen Polizeimann vor den großen Mann geschleppt, und, als wäre es ein Verbrechen, mit jener despotischen Nichtachtung von Recht und Unrecht mißhandelt, die stets den Besitz der Macht in Asien begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1839.

Tippo Sahibs Sohn.

London, den 4 October.

Einer der Söhne von Tippo Sahib kam vor einigen Jahren nach London und wurde William IV vorgestellt, bei welcher Gelegenheit er dem König ein prachtvoll geschriebenes Manuscript übergab, das die Geschichte seines Großvaters, Haider Ali, in persischer Sprache enthielt. Der König war so entzückt über dieses Geschenk, daß er einen Artikel in das Reglement seiner Bibliothek setzen ließ, nach welchem diese Handschrift unter keiner Bedingung und an Niemand ausgeliehen werden sollte. Aber einige Zeit, nachdem die junge Königin auf den Thron gekommen war, hörte sie von dem Buch und wünschte zu wissen, was darin stehe. Sie sprach mit Lord Munster davon, welcher sich anbot, es übersetzen und von der Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen drucken zu lassen. Es fand sich eine unerwartete Schwierigkeit; der Bibliothekar der Königin weigerte sich durchaus, das Buch dazu herzuleihen, und seine Scrupel konnten nur mit vieler Mühe beseitigt werden. Das Werk ist jetzt in Händen des Oberst Miles, und der Druck wird nächstens beginnen. Der Prinz kam hieher wegen einer Reclamation, deren Erfolg ihn in großes Erstaunen gesetzt haben würde, wenn er intelligent genug wäre, die Handlungsart der Compagnie gegen ihn und seine Familie mit der seines Vaters und Großvaters gegen die Engländer, die in seine Hand fielen, zu vergleichen. Nach der Eroberung von Seringapatam setzte die Compagnie der Familie von Tippo eine Pension von 70,000 Pf. St. jährlich aus, eine Großmuth gegen die bittersten Feinde, die sie hatte, welche diese nicht zu schätzen wußten. Die Stadt Vellore wurde ihr zum Aufenthalt angewiesen, und sie benutzte ihre Reichthümer, die berühmte Empörung der indischen Truppen in Vellore im 1809 hervorzubringen.*) Die Regierung beschloß nun die Familie nach Calcutta zu schicken, wo sie keinen Anhang hatte, ließ aber auf ihre dringende Bitte die Frauen in Vellore, und schickte nur die zwei Söhne nach Calcutta, wo sie unter Aufsicht des Generals White erzogen wurden. Man ließ jedem Mitgliede der Familie seine Pensionen, nur vermehrte man die der Söhne nicht im Verhältniß, als die alten Damen starben, und ihre Pensionen an die Pensionscasse zurückfielen, da man nicht wollte, daß sie Geld genug hätten, um neue Intriguen zu beginnen. Am Ende aber rieth man ihnen, in London zu reclamiren, und dazu kam einer der Brüder hieher. Da die politische Wichtigkeit der Familie durch die Länge der Zeit zerstört worden war, so machte die Compagnie keine Schwierigkeit, und vergrößerte nicht nur die Pensionen im Verhältniß der eingetretenen Sterbefälle, sondern bezahlte den Brüdern 108,000 Pfd. St. als Rückstand. Der ältere Bruder, der in Calcutta geblieben und ein Mensch von einiger Bildung und Intelligenz war, fühlte die Großmuth der Compagnie, so daß er in Calcutta eine Moschee erbaute, und sie Lord W. Bentinck widmete. Er ist seit dieser Zeit gestorben. Aber der Prinz, der hieher gekommen war, gefällt sich in England, und will nicht mehr nach Indien zurück; er ist reich, ungebildet, stolz auf seine Abkunft von Tippo, spricht gut englisch, ist aber sonst sehr unwissend. Er ging vor zwei Jahren nach Paris, und warb um die Hand einer der königlichen Prinzessinnen, in der Hoffnung auf eine große Mitgabe; seine Unwissenheit ist so groß, daß er auf keine Art an dem Gelingen dieser Speculation zweifelte. Es ist ein wahres Verbrechen gegen Indien, daß die Compagnie früher so liberal gegen die abgesetzten indischen Prinzen war, welche persönlich wenig Rücksicht verdienten. So hat z. B. der ehemalige Peischwa Badschi Rao seit 20 Jahren eine Pension von 80,000 Pfd. St., mit deren Hülfe er ohne Aufhören gegen die Compagnie intriguirt hat, und noch intriguirt. Hätte man die 1,600,000 Pfd. St., die er bis jetzt auf diese Art erhalten hat, zum Bauen von Straßen und Brücken verwendet, so hätte man Indien mehr Gutes gethan, als die ganze Race mahrattischer Prinzen von Anfang an bis jetzt gethan hat. Jedenfalls sollte man diesen Leuten nicht erlauben, ihre Pensionen in Europa zu verzehren.

*) Siehe neuere Geschichte Indiens. Jahrgang 1837, Nr. 122.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

Eines Morgens ging ich spazieren in den engen und dunkeln Straßen von Tebris, welche unendlich sich dahin winden, als wollten sie den Häusern entfliehen. Auf den ersten Blick konnte man bemerken, daß ein gewisses Geheimniß durch die Stadt gehe. Das Volk lief auf den Bazars zusammen und bildete Gruppen, Neugierige horchten aufmerksam auf halblaute Erzählungen, die Kaufleute saßen auf Ballen am Eingang ihrer Buden, zogen nicht mit dem gewohnten Eifer den Rauch ihrer Pfeifen ein, strichen unmäßig oft die langen Bärte, legten die Hände auf die Leibbinden, und gaben durch allerlei Gebärden zu verstehen, daß sie, Allah sey gedankt, — irgend etwas über die Sache wüßten. In dem einen Haufen, bei dem ich anhielt, hörte ich ziemlich vernehmlich:

„Allah kennt mein Herz; was bin ich für ein Hund, daß ich Euch betrügen sollte! Vor fünf Tagen, um 2 Uhr nach dem Mittagsgebet verließ ich Teheran, und frühstückte vor meiner Abreise mit dem Peischkhidmet des Mohammed Bagir Khan, dem Begler Beg von Teheran; er stand an der Thüre, als der Khan den Brief aus Jsfahan las."

„Das ist Alles abgeschmacktes Zeug," erwiederte eine andere Stimme; „jeder, der in Teheran war, weiß, daß die Bedienten des Begler Beg die gräulichsten Lügner sind, und man staunt nur, daß Scheitan ihnen noch nicht die Zungen aus der Kehle gerissen hat."

„Laßt ihn doch seine Geschichte erzählen," sagte ein alter Mann, und der Erzähler fuhr fort, und that seinen Zuhörern kund, wie er von den Bedienten des Beglerbeg vernommen, daß dieser einen Brief erhalten, wonach der Padischah in Jsfahan zum Nachtessen vier Melonen verzehrt habe, und dann von einem heftigen Fieber befallen worden sey.

„Du lügst!" rief der Eine. „Hüte deinen Bart, und iß nicht Koth," erwiederte der Andere; „was streust Du für Nachrichten über den Padischah aus!"

Der Erzähler blickte verächtlich auf die ihn Umgebenden, daß sie ihn für einen Lügner erklären wollten, streckte sodann seinen Hals, strich seinen Schnurrbart und sagte mit fester Stimme: „Ihr seyd alle einfältige Menschen. So wißt denn, ihr Schafsköpfe, daß der Padischah todt ist."

„Aman, Aman, Istakfer Allah! Wai! Wai!" rief es wie im Chor durch den Haufen, und in Einem Augenblick stand der zuvor dicht von den Neugierigen umdrängte Erzähler allein; alle flohen vor ihm, wie vor einem Verpesteten. Niemand war es in den Sinn gekommen, daß Feth Ali sterben könne. Was man auch von ihm denken mochte, so waren doch im Laufe seiner 40jährigen Regierung alle so gewöhnt worden, ihn als Beherrscher zu sehen, daß der Gedanke an einen neuen Regenten auch nicht unter Einer Schafpelzmütze aufkam. Die so plötzlich eingetroffene Nachricht vom Tode Feth Ali Schahs erschreckte Alles in Tebris aufs äußerste. Die Meisten glaubten, es sey dieß eine schlaue Erfindung der Behörden, welche den einen oder den andern Rechtgläubigen verleiten wollten, einen Mangel an Ergebenheit gegen den Padischah zu zeigen, um ihm, wie einer Linde, alle Blüthen abzustreifen, oder gar die Augen auszustechen. Aus diesem Grunde ist der panische Schrecken, den die Erzählung vom Tode des Schahs hervorbrachte, leicht zu begreifen; Einige begaben sich sogar zum Begler Beg von Teheran, um den Erzähler wegen Verbreitung dieser entsetzlichen Neuigkeit zu verklagen.

Andere Ankömmlinge aus Teheran aber, wenn sie auch die Nachricht vom Tode des Schahs nicht vollkommen bestätigten, sagten doch einstimmig, daß Se. Majestät tödtlich erkrankt sey, die Behörden aber erklärten sich für völlig unwissend, und behaupteten, gar keine Nachricht empfangen zu haben. Endlich drei Tage nach der oben beschriebenen Scene kam ein Abgeordneter aus Teheran an den Thronfolger, Mohammed Mirza, mit der Nachricht, daß sein erhabener Großvater, Feth Ali Schah, am 6 Oct. zu Jsfahan aus dieser vergänglichen Welt in die ewige hinübergegangen sey nach einer kurzen Krankheit, die er sich durch Unmäßigkeit im Essen zugezogen. Die Melonen von Jsfahan hatten ihm den Tod gebracht.

Feth Ali Schah starb im 76sten Jahre nach einer 39jährigen Regierung. Als Fürst hat er nichts vollbracht, was ihm einen glänzenden Namen in der Geschichte geben könnte, aber als Mensch verdient er, daß sich die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf ihn richte. Ich will versuchen, von ihm eine Skizze zu geben, und beginne, wie billig mit seinem Aeußern, obgleich dieß nach den in verschiedenen Reisebeschreibungen mitgetheilten Abbildungen dem lesenden Publicum mehr oder minder bekannt ist. Dennoch will ich mir das Vergnügen nicht versagen, das Bild des vorigen Padischah von Iran nach dem Gedächtniß zu entwerfen. Es ist nicht schwer und kann mit zwei Worten abgemacht werden.

Feth Ali Schah war von geringer Größe und sehr mager. Seine ausdrucksvollen Augen und seine ziemlich große, etwas buckelige Nase waren die einzigen Züge seines Gesichts, deren man aus einem dichten Barte heraus ansichtig wurde, welcher bei den Augen anfing und bis über die Brust herabfiel. Dieser Bart galt für den längsten in ganz Persien, und die Maler, welche dem Schah gleich den andern Hofleuten auf alle Weise schmeichelten, vergrößerten ihn in ihren Portraits ins Unendliche. Dieses ist Alles, was man von dem Aeußern der verstorbenen „Zuflucht der Welt" sagen kann. Vielleicht, wenn man seine Hirnschale betastete, hätte man etwas finden können, was für die Anhänger von Gall merkwürdig wäre, aber fürs erste gehöre ich nicht zu diesen, und fürs zweite, war es wohl nur dem Bartier des Schahs gestattet, seinen Kopf so nahe zu berühren.

Alle möglichen sinnlichen Genüsse und die Befriedigung seiner herrschenden Leidenschaft, Geld aufzuhäufen, bildeten den Hauptzweck seines Lebens. Sein Harem bestand aus dreihundert privilegirten Frauen, und wenn man hiezu die Dienerinnen und Tänzerinnen rechnet, so mochten sich wohl über 1000 Weiber darin befinden. Dafür hinterließ er auch an Söhnen, Töchtern, Enkeln und Enkelinnen eine Nachkommenschaft

von 935 Personen, von denen der größte Theil bei ihm in Teheran lebte, während die übrigen in ganz Persien zerstreut waren. Bei der Wahl seiner Frauen ließ sich Feth Ali Schah durch kein Gesetz binden. Damen vom höchsten Stande und Weiber der niedersten Herkunft wurden, wenn sie Seiner Majestät gefielen, ohne weitere Ceremonien zu seinen Beischläferinnen gemacht. Die vornehmste Frau des Schahs in der letzten Zeit seiner Regierung, war die Tochter eines Kebabtschi, d. h. eines Mannes, der gekochtes Fleisch auf dem Bazar verkaufte, und diese führte den Titel „Tadschi Doulet," oder Reichskrone.

Der Geiz Feth Ali Schahs überstieg alle Begriffe. Er selbst gestand, daß der Tag, an welchem er nichts in seinen Beutel legen konnte, ihm ein verlorner Lebenstag schien, und daß er die Nacht darauf nicht ruhig schlafen konnte. Man erzählt über ihn in Persien eine Masse von Anekdoten, von denen einige meiner Ansicht nach sehr interessant sind, weil sie den Schah in wenigen Zügen zeichnen.

Er hatte die Gewohnheit, fast jeden Tag in Begleitung von 10—20 Großen seines Hofes vor die Stadt hinaus zu reiten. Auf einem dieser Spazierritte, sah er etwa eine Stunde vor der Stadt an einem Brunnen einen Bettler stehen, der aus voller Kehle und mit kläglicher Stimme die Worte rief: „Der ragi choda jek kara pul bemen bedegid" (um Gottes willen, gebt mir eine Kupfermünze). Der Reitknecht des Schahs setzte sich bereits in Bewegung, um seine Pflicht zu erfüllen, und sprengte gegen den Bettler mit aufgehobener Peitsche, als plötzlich der Schah ihm Halt gebot, den Armen zu sich rief, mit ihm zu scherzen begann, ihn über seine Familie und seine Arbeit ausfragte, und nachdem er sich über seine Antworten satt gelacht hatte, einen Ducaten aus der Tasche zog und sagte: „Hier ist ein Ducaten, ich gebe ihn dir als Capital, mit dem Beding, daß du die Interessen mit mir theilst." Der Arme nahm den Ducaten und konnte lange vor Erstaunen nicht zu sich kommen, so daß der Schah mit seinem Gefolge schon weit weg war, als er immer noch wie angenagelt auf demselben Flecke stand, ohne den gedankenlosen Blick von der glänzenden Münze abzuwenden. Endlich wendete er sich nach der Seite, wo der Zug des Schahs noch in der Ferne sich zeigte, und folgte ihm lange mit den Augen, wie in tiefes Sinnen verloren. Plötzlich kam ihm ein Einfall; er setzte sich auf einen Stein neben dem Brunnen unter den Schatten einer dichten Platane, hielt den Ducaten in der Hand, und beschloß die Rückkehr Seiner Majestät abzuwarten. Einigemal wollte ihn der Teufel verführen, das Gold in die Tasche zu stecken und nach Hause zu gehen, aber er widerstand der Versuchung, und als er den Schah von ferne kommen sah, stand er auf und erwartete ehrfurchtsvoll die Annäherung der „Zuflucht der Welt." Der Schah ritt an den Bettler heran, gerieth, als er denselben erkannte, in heftigen Zorn, indem er glaubte, der Mann habe Gefallen an Goldmünzen gefunden, und wolle noch um andere bitten. Wie groß war aber sein Erstaunen, als der Bettler an sein Pferd herantrat, die Hand ausstreckte und den Ducaten dem Schah zurückgab. — „Was soll das heißen," fragte der Schah. — „Ich gebe Euch Euer Gold zurück, weil ich bei der Theilung der Interessen mein letztes Hemd vom Leibe hergeben müßte." Dem Schah gefiel der Vorfall, er nahm den Ducaten zurück, und machte sich auf dem ganzen Wege über den Bettler lustig, im Innern erfreut, das Gold wieder bekommen zu haben, das er „um Gottes willen" zur Erfüllung einer der ersten Pflichten des Islam ausgegeben hatte.

Jedesmal wenn der Schah auf die Jagd ging, brachte ihm dieß mehr Geld als wilde Thiere ein. Dieß ging ganz einfach zu. Er lud gewöhnlich einige Große zu sich ein, die aber alle diese Ehre fürchteten, da sie dadurch ruinirt wurden. Fürs erste ist zu bemerken, daß Feth Ali Schah gleich Ludwig XIV niemals fehlte, weder mit dem Gewehr noch mit dem Bogen, noch auch bei dem Dscheridwerfen, denn wenn ja gefehlt wurde, hatten die Diener eine hinreichende Menge bei guter Zeit getödteten Wildes zur Hand. Wenn der Schah sich fertig machte zum Schießen, wandte er sich an einen der Anwesenden und sagte: „Khan! der Schah schießt auf deine Gesundheit." Dann schob er seinen mächtigen Bart zur Seite und zielte. Kaum war der Schuß gefallen, so stürzten die Diener vorwärts und brachten nach einigen Minuten Se. Majestät das getödtete Thier. Während dieser Zeit blieb der Schah stehen, legte die Hand auf den Rücken, und der Khan, auf dessen Gesundheit geschossen worden war, mußte in die „goldene Hand" des Herrschers so viel Gold legen, als er seinem Vermögen nach konnte. Wenige wagten für die ihnen durch den Schuß angethane Ehre weniger als fünfzig Badschogli (Ducaten) zu geben; eine Ausnahme wurde nur zu Gunsten der Aermern gestattet, denen der Schah selbst sagte: „Du bist arm, von dir bin ich mit 30 oder 25 Badschogli zufrieden." Die Gewohnheit, stets mit Geld umzugehen, gab ihm eine staunenswerthe Fertigkeit nach dem Gewichte zu wissen, wie viel Geld in der Börse sey, und er täuschte sich hierüber auch, wie man sagt, nicht um einen Ducaten. — Wenn der Schah irgend einem seiner Hofleute eine Schale mit Milch oder eine Schüssel mit Früchten zuschickte, so kostete dieß dem unglücklichen Schmeichler des „Königs der Könige" eine unmäßige Summe Geldes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tigerjagd.

(Fortsetzung.)

Bhurmah war einer der bekanntesten Schikaris jener Provinz; sein ganzes Leben war mit Aufsuchen von Raubthieren hingebracht worden; doch war die gefürchtete Tigerin von Schikarpur bis jetzt ihm immer noch entgangen, und nun, da sie einen Braminen getödtet hatte, folgte, nach des Braminen Logik, daraus, daß der arme Bhurmah, nebst all seiner Sippschaft, doch besonders die von mütterlicher Seite, in eines Braminen Augen der gehässigste Gegenstand sey. Nachdem er ihm diese schöne Schlußfolge gehörig auseinandergesetzt hatte, befahl er ihm, bei Strafe des höchsten Mißfallens eines Almedar, den Kopf der Tigerin herbeizubringen, ehe sie einen andern Kirchenraub begehe.

„Es ist ein Befehl!" antwortete der unterwürfige Hindu, indem er sein langes Feuerrohr schulterte, auf das er während dieser erfreu-

lichen Audienz sich gestützt hatte, und der Mann, der drei Medaillen auf seiner Brust trug, Belohnungen der Tapferkeit in seinen vielen Kämpfen mit Tigern, entfernt sich demüthig von einem verweichlichten Bramin, ohne ein Wort gegen dieses beschimpfende und ungerechte Betragen zu erwiedern.

Bhurmah, ein armer Schikari, und Mansfield, ein brittischer Officier, waren sehr verschiedene Personen, und sehr verschieden war die Art, in welcher der Almedar sie anredete. Sobald er seinem Zorn gegen den Untergebenen Luft gemacht hatte, schrieb der Verwalter der Gerechtigkeit einen blumenreichen Brief an seinen Vorgesetzten, den englischen Burrah Sahib, von dessen Ankunft in einem benachbarten Dorf er diesen Tag benachrichtigt worden war.

Nachdem er mit glühender Sprache das traurige Ereigniß beschrieben hatte, ging er zur Bitte über, daß „der mächtige Krieger, der große, gewaltige Lord, in dessen Hand ein Löwe gleich einer Maus sey, sich gnädigst herablassen wolle, den Schatten seines Schutzes über seine ergebenen Sklaven auszudehnen und mit seinem Elephanten und seiner Tod verbreitenden Waffe zu kommen, um sie von dem Zerstörer ihres Friedens zu befreien." Vor Sonnenuntergang des nächsten Tages galoppirten Mansfield und sein Freund Charles, von einem treuen Azapah begleitet, den Pfad entlang, der nach Schikarpur führte.

Es würde für einen Fremden interessant gewesen seyn, den Contrast zwischen der staubigen von der Reise ermüdeten Gestalt des Europäers, dem schuldige Ehren gezollt wurden, mit den fleckenlosen, weißen Gewändern, bunten Turbanen und prächtigen Shawls seiner schmeichelnden Verehrer zu beobachten. Sein Jagdrock, der einst grün gewesen, war jetzt ein Kleid von mancherlei Farben. Seine Jagdmütze, beschabt und aus aller Form gebracht, paßte sehr gut zu ihm, und braune Zeugbeinkleider mit Gamaschen von Hirschleder vervollständigten den Anzug des verwitterten sonnenverbrannten Jägers, der mit Don Quixotischem Ernst durch eine ihn anstarrende, wo nicht bewundernde Menge fortritt. Mit dieser Begleitung wurde Mansfield, dessen edler Araber, den er ritt, allein seinen Rang andeutete, in einer Art Triumphzug nach einem Garten am Ufer des Flusses geführt, wo ein Zelt zu seiner Aufnahme bereitet war. Der Elephant, der eben angekommen, erfrischte sich im Strom, und eine Abtheilung Culis kochte sich ihre Speisen, um sich nach dem Marsch zu erholen. Hier baten die Braminen um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, eine Vergünstigung, die gern gewährt wurde, und Mansfield wurde einer Gesellschaft überlassen, die seinem Geschmack mehr zusagte. Sie waren kaum fort, als er seinen Rock abwarf, seine Gamaschen fortschleuderte, sich in einen Armstuhl warf; und mit einem langen Zug aus der Hukah (Tabakspfeife), die ein ehrwürdiger Muselmann neben ihn gelegt hatte, verwünschte er die ganze Brüderschaft der Braminen als eine Rotte heuchlerischer Schurken, und schickte Azapah ab, Bhurmah, den Schikari, herbeizurufen.

Es war noch nicht hell genug, die Gegenstände deutlich zu unterscheiden, als Mansfield durch seinen Diener geweckt wurde, der ihm verkündigte, daß der Tag angebrochen und die Leute bereit seyen. Eine schläfrige Stimme antwortete: „Laß den Grauschimmel und den braunen Klepper satteln. Nimm die Büchsen und Munition und geh in das Dschungle, wo Bhurmah gestern die Spur verlor. Laß den Mahout (Elephantentreiber) sogleich mit dem Elephanten aufbrechen, und sorge, daß die Bündel Raketen im Howdah (Sitz auf dem Rücken des Elephanten) sich befinden. Ich werde bei euch seyn, ehe ihr das Thal erreicht."

Die Zeit zwischen dem ersten schwachen Morgengrauen und dem hellen Licht, das dem Sonnenaufgang unmittelbar vorausgeht, ist in den Tropenländern kurz. Ehe die beiden Jäger ihre Pferde bestiegen, war es hell genug, daß sie des Elephanten Fußtritte erkennen konnten, von denen geleitet sie die Gesellschaft einholten, als Bhurmah den Weg in ein wildes Thal einschlug, dessen glänzendes Grün einen starken Contrast mit den braunen Tinten der Umgegend bildete. Ein Bergwasser, das auch im heißesten Wetter nie austrocknete, durchschnitt es und fiel in einen Teich am andern Ende, wo das Gestrüpp am dicksten war. Auf jener Seite endigte das Dschungle plötzlich in eine Ebene, die völlig von Gesträuch entblößt war; auf dieser verengte sich das Thal nach und nach gegen die Berge hin, bis bloß das Bett eines kleinen Gebirgsstromes blieb.

„So weit brachte ich es, Sahib, gestern bei Sonnenuntergang," sagte der Schikari, und zeigte auf den Eindruck von vier ungeheuren Klauen in dem weichen Bette des Bergstromes. Mansfield stieg ab, bückte sich zur Fährte nieder und untersuchte sie einige Secunden lang aufmerksam, während die Eingebornen schweigend auf seine Meinung warteten. Als er befriedigt war, setzte er sich nieder und sprach mit tiefem Ernst zu Bhurmah:

„Sie war nicht eilig, als sie den Weg nahm. Ein eiliger Schritt hätte keine so glatte Fährte zurückgelassen."

„Nein, Sahib, sie war drei Coß (6 englische Meilen) gelaufen, ehe sie über die Berge kam, und sie pflegte gemächlich hier hereinzukommen, ehe die Sonne heiß war. Die Fährte war lange kalt, als ich ihr bis in dieses Dschungle nachspürte."

„Du bist zuvor auf ihrer Fährte gewesen. Ist das einer ihrer Lieblingsorte?"

„Ich habe sie mehr als einmal hier bemerkt, antwortete der alte Mann. Aber wer kann sagen, wo eine wandernde Tigerin sich morgen niederlegen wird, wenn man auch heute ihr Lager noch warm gefunden hat? Sie ist selten mehr als 12 Stunden an einem Ort, und man kann vielleicht jetzt die Todtenklage 10 Coß von hier singen, um den Mann, den sie gestern Abend tödtete. Ich habe jetzt mehr als 50 Jahre in den Dschungeln gelebt, und das Volk nennt mich nicht ohne Grund Bhag-mar (Tigertödter); aber diese Tigerin hat sich stets zu listig für mich gezeigt."

„Ja, doch du bist der Mann, Bhurmah, der bestimmt ist, sie aufzubringen, unterbrach ihn Mansfield, der den Charakter der Eingebornen völlig kannte, und bemerkte, daß des alten Schikari's Mangel an Zuversicht den Muth der Uebrigen lähmte. Du und nur du wirst sie zum Schuß bringen. Das sagte mir ein Traum."

Bei diesem Worte heiterte sich jedes Gesicht auf und jeder Zweifel an Erfolg verschwand.

(Schluß folgt.)

Der artesische Brunnen in Grenelle. Man ist jetzt auf die bedeutende Tiefe von 1496 Fuß hinabgekommen; auf 1500 hat sich der Ingenieur Mulot engagirt, ist aber bereit, wenn die Stadt Paris es wünscht, die Bohrung fortzusetzen. (Wahrscheinlich wird dieß geschehen, da sich allmählich ein mannichfaches wissenschaftliches Interesse in die Sache gemischt hat.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1839.

Die Emancipation im englischen Guiana.

Zahlreiche einzelne Nachrichten in den englischen Blättern und der officielle Bericht eines Franzosen, Names Guillet, der von Cayenne nach Demerara geschickt worden war, um den Gang der Emancipation zu verfolgen, lassen uns einen genaueren Blick in das innere Getriebe dieser Colonie thun, als es uns bei den meisten andern bis jetzt gelungen ist. Indeß ist das Ergebniß hier dasselbe, wie in Jamaica, und wie so ziemlich auf allen andern Inseln: die Neger lassen sich nur schwer bewegen, die harte Arbeit auf den Zuckerfeldern, in den Zuckermühlen und auf den Kaffeepflanzungen zu verrichten. Der Ertrag an Zucker und Kaffee nimmt fortdauernd ab, und es läßt sich erwarten, daß die bisherige Zucker- und Kaffeecultur sich nur in geringem Umfang fortsetzen lassen werde. Zwar glaubt man immer noch, es seyen bloß die Schwierigkeiten des Uebergangs, trifft die kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und dieß letztere gelingt auch so ziemlich, aber das doppelte Problem der Emancipation und der Erhaltung der bisherigen Culturarten zu lösen, das scheint hier so wenig wie auf den Antillen zu gelingen.

Guiana ist indeß zu diesem Endzweck besonders günstig gestellt, die jährlichen indirecten Auflagen werfen immer einen Ueberschuß von etwa einer Million Gulden *) ab, und diese Summe vermehrt das Colonialvermögen, das bereits 45 Mill. Gulden beträgt. Ueberhaupt ist dieß die reichste aller englischen Besitzungen in Westindien, und keine kann sich hinsichtlich der financiellen Lage mit ihr messen. Daraus erklären sich denn die großen Opfer, welche die Regierung und die Colonisten gebracht haben, und wahrscheinlich ferner noch bringen werden, um fremde Arbeiter herbeizuziehen: es kamen in den letzten Jahren 2000 Leute, wahrscheinlich Farbige, aus Martinique herüber, 1200 Portugiesen (wahrscheinlich aus den Azoren), und 500 Kulis aus Bengalen, im Ganzen 3700 Menschen, wovon die meisten als Feldarbeiter dienen sollten. Diese letztern sahen sich gleich nach ihrer Ankunft lästigen Contracten unterworfen, wodurch sie den damals noch in der sogenannten Lehrlingschaft befindlichen Negern so ziemlich gleichgestellt wurden; bei dem hohen Preis der Lebensmittel reichte ihr Lohn nicht aus, und die Strenge der Magistrate, welche die Fortsetzung der Contracte erzwingen wollten, machte die Entmuthigung vollständig. Die Portugiesen und Kulis wurden großentheils vom Klima hingerafft, und die Martiniquer ergriffen jede Gelegenheit, nach ihrer Insel zurückzukehren. In so weit ist also die Hoffnung, den Abgang der Negersklaven durch Einwanderung fremder Arbeiter zu ersetzen, vereitelt worden; andere Plane zur Einfuhr von Europäern sind im Werke, werden aber eben so gewiß mißlingen, da entschieden keine europäische Constitution bei anstrengender Arbeit das Klima erträgt. Die Colonialregierung hat Missionäre an die Indierstämme geschickt, um diese zu bewegen, in nähern Verkehr mit den Weißen zu treten; man will versuchen, sie vorerst im Walde zum Holzfällen u. dgl. zu verwenden, bis sie sich allmählich bewegen lassen, Feldarbeit zu übernehmen. Aber auch dieß ist eine höchst unsichere Aussicht, und nur die Hoffnung bleibt noch übrig, daß, wenn die meist verschuldeten englischen Antillen die Lasten des Uebergangs aus der Sklaverei der Neger zur Freiheit nicht mehr ertragen können, ein Theil der Bevölkerung mit der Zeit nach Guiana strömen muß, wo dann dieses in Folge seines Reichthums die Früchte der Emancipation ernten würde.

Inzwischen thut man alles Mögliche, um den Uebergang aus der Sklaverei in die Freiheit möglich und leicht zu machen. Auch hier gibt es Gesetze über Arbeitscontracte und Vagabondage, wie auf Jamaica (s. Nr. 289), aber sie sind ohne Vergleich milder und darum ausführbarer. Die Polizei ist vortrefflich, wiewohl sehr kostspielig organisirt, und führt strenge Aufsicht, so daß eine Sicherheit, Ruhe und Ordnung, besonders in den Städten, herrscht, die wirklich zum Erstaunen sind. Aber während die Polizei eine unnachsichtliche Strenge zeigt, sind die Tribunale höchst nachsichtig, und Verbrechen werden, wenn auch rasch, doch meist mit einer Gelindigkeit gestraft, die einen höchst auffallenden Charakter trägt. Der Fall ist vorgekommen, daß vorbedachter Mord nur mit zwei bis drei Jahren

*) Nämlich Colonialcourant, was nur ungefähr vier Fünftel unsers rheinischen Gulden ausmacht.

Zwangsarbeit in Ketten, Diebstahl nur mit wenigen Tagen Gefängniß bestraft wurde. Die Richter scheinen zu fürchten, die neuen Freien möchten vollkommen entmuthigt werden, wenn man mit Einem Male die ganze Strenge des Gesetzes entfalte. Zudem bleiben eine Menge Vergehen völlig ungestraft, weil die Pflanzer befürchten, durch Angabe der Thäter die Arbeiter, welche ihnen noch geblieben sind, ganz von der Pflanzung zu verscheuchen.

Trotz allem dem jedoch zeigt sich die Abneigung der Neger gegen die früher entehrende Feldarbeit immer stärker, und zu allem Unglück bestärkt sie ein Theil der Missionäre, namentlich die Anabaptisten, in den ausschweifendsten Forderungen, predigt ihnen vor, daß der Staat und die Colonialregierung noch bei weitem nicht genug für sie gethan hätten, daß ihnen eine Entschädigung für die lange Sklaverei gebühre, daß sie die wahren Producenten seyen, und die Pflanzer noch einen viel zu großen Vortheil aus dem Anbau der Pflanzungen zögen, ein Vortheil, der hauptsächlich den Negern gebühre u. s. w. Solche Lehren können ihren Einfluß auf eine so unwissende, erst aus dem Stande der Knechtschaft hervorgegangene Menge nicht verfehlen, und viele Plantagen sind halb oder ganz verlassen. Dabei wirken freilich noch mancherlei andere Umstände ein; frühere gute oder schlimme Behandlung thut seine natürliche Wirkung; auf den Pflanzungen in der Nähe der Städte sammelten sich die Neger in größerer Zahl, weil die Nähe der Stadt ihnen die Mittel bietet, ihren reichlichen Gewinn gleich in Putz und Staat zu vergeuden, wogegen die entfernteren Pflanzungen oft beinahe ganz verlassen wurden. Ein Augenzeuge, der oben erwähnte Guillet, schildert die Lage der Feldarbeiter auf den Pflanzungen folgendermaßen: ein Arbeiter ersten Grades hat 1 fl. (48 kr.) täglich, ein Arbeiter zweiten Grades 15 Stüver (36 kr.), ein Arbeiter dritten Grades, wozu Kranke und Kinder zu rechnen sind, 10 St. (24 kr.) Ein gewöhnlicher Arbeiter kann sein Tagewerk gegen zwei oder drei Uhr Nachmittags vollendet haben. Die Arbeiter und ihre Familien wohnen umsonst auf der Pflanzung, und bleiben dort, mögen sie nun arbeiten oder nicht. Der Eigenthümer mag sie nicht entfernen, und zählt immer auf ihre Rückkehr. Der Ertrag von zwei oder drei Tagen Arbeit könnte für den Unterhalt einer ganzen Woche hinreichen, aber Faulheit und Ausschweifung machen, daß oft die Arbeiter nicht zur Stelle sind, wenn man ihrer am meisten bedarf, so daß der Eigenthümer häufig den größten Schaden an der Ernte leidet. Die alten Wohnungen der Sklaven und Lehrlinge erscheinen den Freien nicht mehr gut genug, und man muß andere aufführen, die meist besser sind, als die Bauernwohnungen in Europa; aber bei allem dem mißbrauchen die Arbeiter ihre Stellung, und mancher Pflanzer, der alle seine Negerhäuschen bewohnt sieht, hat oft nicht Einen Arbeiter auf dem Felde." Daß auf diese Weise die Masse der Colonialerzeugnisse abnimmt, braucht kaum mehr erwähnt zu werden.

Es ist eine in der menschlichen Natur begründete Erscheinung, daß der Mensch, den man kurz zuvor mit der Peitsche zur Arbeit zwang, nicht sehr sich anstrengen wird, wenn die Peitsche wegfällt. Dazu kommt noch, daß der Neger für seine Wohnung nicht zu sorgen hat, denn diese läßt ihm der Pflanzer aus oben angeführten Gründen unentgeltlich, und des Leibes Nahrung und Nothdurft ist in einem solchen Klima so leicht erworben, daß sich der Neger zu einer angestrengten Arbeit nicht sehr ermuntert fühlt. Das Experiment, aus dem Sklaven ohne weiteren Uebergang einen freien Arbeiter zu machen, der gegen Belohnung dieselbe Arbeit übernimmt, die er vorher als Sklave aus Zwang übernahm, ist entschieden als gescheitert zu betrachten. Dagegen eröffnet sich eine andere Aussicht, die noch am ehesten zum Ziele führen möchte. Die Neger strömen in die Städte, weil der leichtere Erwerb sie zu Handwerken lockt. Dieß muß nothwendig die Folge haben, daß die Zahl der Handwerker unverhältnißmäßig groß wird, und sie sich nur ernähren können, wenn sie ein Stück Feld oder Garten daneben anbauen. Ebenso steigt die Zahl derjenigen, welche ein kleines Stück Land kaufen oder pachten, um von dem Ertrage desselben zu leben. Hier wird nun zwar weder Zucker noch Kaffee gebaut, was man für unerläßlich zum Gedeihen der Colonie hält, aber unter diesen Umständen allein können sich freie Arbeiter bilden, die, wenn sie aus Erfahrung gelernt haben, daß man nur mit großer Anstrengung zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, um so mehr wieder den von den Pflanzern gebotenen hohen Lohn annehmen.

Freilich fragt sich sehr, ob selbst in dieser reichen Colonie nicht die Erzeugung der Colonialwaaren, und damit auch der Reichthum der Pflanzer und der Colonie so bedeutend sinkt, daß man den hohen Lohn nicht mehr zahlen kann, denn wie lange dieser Uebergang dauern wird, läßt sich unmöglich berechnen.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

(Fortsetzung.)

Auf solche Weise ließ der verstorbene Schah keine Gelegenheit entschlüpfen, wo er Geld erhalten konnte, von wem es auch seyn mochte. Die Leidenschaft des Geldes, welche oft den Geizhals zu dem unsinnigsten Benehmen verleitet, hatte auch auf ihn den gleichen Einfluß. Alle Provinzen des Reiches waren unter seine Söhne vertheilt, welche sie gleichsam in Pacht hatten, und verbunden waren, dem Schah eine gewisse Summe des Jahres zu zahlen. Die Prinzen, welche in Masanderan und Schiras sich befanden, gewannen so viel, daß sie reicher wurden als ihr Vater und sich unter verschiedenen Vorwänden weigerten, Zahlungen an ihn zu machen. Nach einigen schriftlichen Ermahnungen, die schuldige Summe zu bezahlen, marschirte Feth Ali Schah selbst mit Truppen an die Gränze dieser Provinzen, erschreckt zogen die Prinzen ihrem Vater entgegen und stillten seine Klagen mit einigen tausend Ducaten, vielleicht einem sehr unbedeutenden Theil dessen, was sie hätten zahlen sollen, aber bei dem Anblick des Goldes ließ sich der Schah stets zur Gnade bewegen, und zog nach Teheran zurück.

Der bedeutendste Theil der Einkünfte wurde auf den Unterhalt des ungeheuren Harems verwendet, welches unermeßliche Summen

verschlang, und zur Bezahlung der Pensionen an diejenigen Söhne, welche keine Provinzen verwalteten. Der Luxus am Hofe war durchaus nicht so groß, als man vielleicht in Europa glaubt nach den Begriffen, die man sich hier von orientalischer Pracht zu machen pflegt in Folge der Erzählungen mancher Reisenden, von denen ich wahrhaftig nicht weiß, woher sie ihre Nachrichten über Persien genommen haben. Die reichen Farben ihrer Schilderungen gleichen keineswegs den kahlen Steppen, welche einen ungeheuren Theil von Persien einnehmen, und den geschmacklosen Handarbeiten seiner Bewohner. Ich habe fast Alles gelesen, was über dieses Land geschrieben wurde, und muß nach meinem Gewissen einem Buche den Vorzug geben, das vor 200 Jahren erschien, nämlich der Reise Chardins. Die Gewissenhaftigkeit, womit sie geschrieben ist, verdient das Lob des strengsten Kritikers: Persien machte keine Fortschritte in der Aufklärung, und die Geister stehen immer auf einem und demselben Punkte, nämlich sehr nahe am Gefrierpunkt, so daß das getreue, nach der Natur gefertigte Bild Chardins noch einmal so lange leben, und das beste Buch über das „Vaterland der Rosen und Nachtigallen“ bleiben kann.

Die Einwohner der größern Städte halten sich insgesammt nicht sehr streng an das Gesetz des Propheten. Was den Wein betrifft, so ist dieser trotz der Verbote des Korans und des Eifers der Mullahs, die manchmal sehr strenge Wächter der Reinheit des Glaubens und der Sitten sind, unter den höhern Ständen und bei den Reichen sehr häufig im Gebrauch. Allerdings wagt kein Rechtgläubiger öffentlich seinen Mund mit der Berührung eines Weinglases zu verunreinigen, aber insgeheim in den fernen Zimmern des Harems trinken die Perser bis zur Trunkenheit, ärger als irgend ein Kafir. Der Beglerbeg von Tebris, Feth Ali Khan, ein bejahrter Mann, ist dem Wein so leidenschaftlich ergeben, und hatte sich durch den Genuß so abgestumpft, daß kein Getränk ihn mehr betrunken machen konnte. Er wandte sich an die englischen Kaufleute, und diese verschrieben ihm einen ungewöhnlich starken Spiritus, den Feth Ali Khan zur Hälfte mit Rum vermischte, und so einigermaßen zu seinem Zweck gelangte, indem er zwei bis drei und mehr Gläser dieses Feuertranks auf einmal leerte. Der verstorbene Schah war gleichfalls insgeheim dem verbotenen Nasse sehr ergeben, und nach seinem Tode fand man in seinem Keller eine unzählige Menge Bouteillen Schiraswein; auch zog er wegen dieser Sünde seine Umgebung nicht zur Verantwortung. Auf einer seiner Reisen kam Feth Ali Schah auf dem Rückwege nach Teheran auf den Kaflan Koh, einen Bergrücken, der Aderbeidschan von Khamsy, und folglich auch von Irak scheidet, und sagte zu dem Beglerbeg von Tebris, dessen wir eben gedachten: „O wie angenehm ist es hier, ich fühle den Duft von Irak.“ Der Beglerbeg glaubte, Seine Majestät spräche von Arrak, und begann bei seinem Barte, bei dem Grabe seines Vaters, und bei allem, was ihm heilig sey, zu schwören, daß er heute noch kein starkes Getränk in den Mund genommen habe, ein Mißverständniß, worüber sich der Schah nicht wenig lustig machte.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeitervereinigung zum Brodbacken.

Wir haben schon früher (s. Nr. 244) eines solchen Beispiels erwähnt, und führen jetzt eine genauere Angabe über eine schon länger bestehende Gesellschaft dieser Art nach, welche vielleicht nur der Vorläufer viel umfassenderer Anstalten ähnlicher Art ist.

Im Monat April 1832 versammelten sich die Arbeiter aus der Fabrik von Nikolas Schlumberger u. Comp. zu Gebweiler, um sich darüber zu berathen, wie sie sich ihr Brod auf eine wohlfeilere Weise verschaffen könnten, als wenn sie dasselbe bei den Bäckern kauften; sie beschlossen, ihr Brod auf eigene Rechnung zu verfertigen, und ernannten deßhalb eine aus acht Mitgliedern bestehende Verwaltung, die zugleich über ihre gemeinsamen Interessen unentgeltlich wacht.

Die Gesellschaft bezahlt einem mit der Controle der Einnahmen und Ausgaben beauftragten Beamten jährlich 800 Fr.; einem Taglöhner, der das Holz besorgt, täglich 1 Fr. 80 C.; dem Oberbäcker täglich 5 Fr., derselbe bezahlt dabei aber seinen Gehülfen. Die HH. Nikolas Schlumberger u. Comp. geben hiezu das Local, den Backofen und den Holzraum unentgeltlich.

Die Gesellschaft, die im Jahre 1832 aus 80 bis 100 Familien bestand, zählt jetzt 350, von denen 30 bis 40 bloß das Mehl von der Gesellschaft kaufen, und das Brod in ihrer Haushaltung bereiten. Die Gesellschaft liefert gegenwärtig 210 fünfpfündige Laib Brod täglich. Jedes Familienhaupt muß, bevor es als Mitglied aufgenommen wird, als Garantie eine Summe von 20 Fr. zur Masse schießen. Das Brod und Mehl wird baar bezahlt, von den einen täglich und alle drei Wochen von den andern, die Garantie geben. Nur bei Krankheitsfällen wird Credit gewährt, und auch da nur für einige Zeit.

Die Verwaltung schließt Mehlkäufe auf sechs bis acht Monate. Während dieser Zeit bleibt der Preis des Brodes der gleiche; nur beim Einkaufe wechselt derselbe. Bei allem dem steht er immer 15 bis 18 Centimes unter dem Preise der Bäcker, und trotz dieses Unterschiedes bleibt noch ein schöner Gewinn, der als Reserve für den Fall einer Theuerung des Getreides dient.

Der Mittelverkaufspreis ist seit dem Entstehen der Anstalt für ein fünfpfündiges Brod 77 Centimes; von deren Entstehen bis zum 1 Julius hat die Bäckerei 452.181 Laib von diesem Gewicht geliefert, die im Verhältniß einer Durchschnittsersparung von 12½ C. auf den Laib im Vergleich mit dem Preise der Bäcker eine Ersparniß von 56.522 Fr. 62 C. herbeigeführt haben.

Außerdem liegt in der Casse ein Gewinn von	13.000 — —
demnach beträgt der Totalgewinn	69.522 Fr. 62 C.

Man braucht nicht beizufügen, daß die Arbeiter, abgesehen von der Ersparniß, die sie bei dieser Einrichtung gewinnen, stets ein ausgezeichnetes Brod und das richtige Gewicht empfangen.

Die Tigerjagd.

(Schluß.)

Mansfield vertheilte hierauf seine sämmtlichen Leute, um von verschiedenen Seiten das Thal durchsuchen zu lassen. Aber vergeblich folgten einige der Fährte, und bahnte sich der Elephant mit unsäglicher Mühe einen Weg durch das dicht verwachsene Gestrüpp: die Tigerin war nicht zu finden. Endlich war nur eine Seite des Thales noch zu untersuchen, wohin sie ihre Schritte lenkten. Ein Affe, der bisher ruhig ihre Versuche beobachtet hatte, sprang jetzt von Baum

zu Baum, abwärts blickend, grinsend und schwätzend, während sich unter ihm das lange Gras bewegte.

„Schau, Sahib! rief Azapah hinten am Howdah; da ist die Fährte!“ und zeigte auf eine frische Spur von Klauen an der Seite des Gebirgsbaches.

„Soll ich hinüber?“ fragte der Mahout.

„Hinüber! schnell! war die Antwort. Sie ist fort! hört das Hallo!“

Während er noch sprach, hörte man das gellende Jagdgeschrei; sie drängten vorwärts, doch war die Tigerin nicht mehr einzuholen.

„Verfluchter listiger Teufel! murmelte Mansfield, sie ist uns entgangen, und fort ins Gebirge.“ Dann wandte er sich an seine Begleiter. „Hundert Rupien dem, der ihre Fährte findet und bis in ihr Lager verfolgt.“

Geld thut Alles bei den Eingebornen, und die muthlosen, ermatteten Schikaris fingen noch einmal ihre Nachsuchungen an. Einmal glaubte man sie gefunden, doch erkannte der erfahrne Bhurmah sie schon als drei Tage alt; ihm war es aber endlich aufbehalten, die wahre Fährte zu entdecken. Man folgte ihr eilig, und bei jedem Schritte bekam man größere Gewißheit und Zuversicht.

Sie ward auf dem Gipfel des Gebirges gefunden, wo sich eine ziemlich große Bergebene ausdehnte, ehe die jenseitige Gegend sichtbar war. Die Jäger eilten im Trab hinüber, bis die Ebene unter ihnen sich ausdehnt. Eine Heerde Ziegen weidete unter den Felsen auf der Seite des Gebirges, von einem Schäfer bewacht, der bewegungslos gleich einer Bronzefigur auf dem heißen Felsen saß. Der kleine graue Fuchs sonnte sich, ohne seine Nähe zu achten, und der Wolf trabte langsam vorbei mit weit heraushängender Zunge und zum Boden geneigten Kopf, als wäre ihm die Gegenwart des Menschen gleichgültig. Reihen nackter Felsen umgaben eine dürre Sandebene. Die dürftige Vegetation trug eine braune, sonnenverbrannte Tinte, und die wenigen kränklichen Dattelpalmen, die ihre verkrüppelten Häupter in der Wildniß erhoben, dienten nur, die Einöde noch sichtbarer zu machen. In solcher Gegend liegt etwas eigenthümlich Wildes. Ein Himmel ohne Wolken, eine Ebene ohne eine Spur von Grün und in gähnende Schluchten zerspalten, und die Sonne glich einem Ball glühenden Metalls. Kein Rauch, der die Lage einer einzigen Hütte bezeichnete, keine Spur eines Menschen, außer dem einsamen Ziegenhirten, der sein Leben unter den Thieren der Wüste hinbringt, und den sie nicht fürchten.

Bis hieher waren sie gekommen; da bemerkte Mansfield die Ziegen ängstlich aufschauen und die Felsen in die Höhe klimmen.

„Meine Büchse, Azapah!“ rief er, „dort geht sie.“ Sie war es wirklich, in einer Entfernung von 300 Schritt sahen sie sie über die Ebene fliehen. Charles schoß nach ihr, aber erreichte sie natürlich nicht. Mansfield wollte ihr nach, doch der alte Bhurmah rieth ihm ab, denn unter ihren Füßen wäre ihr Aufenthalt, wie er oft bemerkt hätte; doch wäre auch dieser Aufenthalt so fest, daß sie ihnen wohl widerstehen würde. Mansfield wollte dieß nicht glauben, und ließ alle seine Raketen verbrennen, um sie aus ihrem Lager zu treiben, nur ein dumpfes Geheul antwortete, die Büsche waren grün, wie Bhurmah früher schon bemerkt hatte, und brannten nicht. Sie mußten abziehen.

Drei Tage suchte man sie vergeblich. Am Morgen des vierten, während Bhurmah und seine Leute einige Gebüsche in der Nachbarschaft untersuchten, saßen zwei Hirtenknaben, ihre Büffel beobachtend, in dem Thale, wo die Nachsuchung begann. Sie kümmerten sich wenig um Tiger, denn sie wußten, daß der alte Stier ihrer Heerde sie, so lange sie bei ihm wären, beschützen würde. Und jetzt, wo die große Menschenfresserin aus der Gegend vertrieben war, war nichts zu fürchten. So schlenderten sie umher, pflückten Beeren, spielten und gingen ziemlich weit von ihren Beschützern hinweg.

Ein schwerer Athem schreckte sie plötzlich auf, und als das hinterste Kind sich mit ängstlich klopfendem Herzen umschaute, traf es das wilde Auge der Tigerin. Ein Schrei des Entsetzens entschlüpfte ihm und der Angstruf „Bhag!“ Doch kaum war dieser Laut über seine Lippen, als die Tigerin mit furchtbarem Gebrüll auf ihn lossprang, und seine zarten Knochen zerbrachen unter ihren Zähnen. Der andere Knabe floh zu dem nächsten Baum, und als das Ungethüm ihm aus dem Gesichte war, eilte er nach dem Dorf, um Lärm zu machen, und in weniger als einer Stunde war Mansfield auf dem unglücklichen Flecke, wo der Knabe unter Schluchzen und Schaudern die entsetzliche Geschichte erzählte.

Mansfield fuhr mit der Hand über seine Augen, und befahl mit einer vom Mitgefühl bewegten Stimme den Elephanten zu knieen.,

„Fragt den Knaben, sprach er zu den Dienern, ob er zu mir auf den Elephanten kommen möchte, um die verfluchte Tigerin sterben zu sehen.“

Der Mann, zu dem er sprach, starrte ihn an, und ein Murmeln des Erstaunens ging herum über ein Anerbieten, das mit der Idee der Eingebornen von Anstand und Würde so wenig im Einklange war. Einen nackten verworfenen Knaben auf denselben Elephanten mit einem englischen Burrah Sahib steigen zu lassen! Der Gedanke war fast Gotteslästerung. Aber Mansfield wiederholte seinen Befehl mit einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, während er freundlich das arme verachtete Kind ansah. Mit Widerstreben gehorchte man ihm.

Ehe der Elephant Zeit hatte, aufzustehen, erhoben die Büffel, die am Rande des Dschungle ruhig geweidet hatten, ihre Köpfe, schnaubten und stürzten mit wüthendem Gebrüll auf einen Punkt zu.

„Bhag! Bhag!“ schrie das entsetzte Kind, und drückte sich auf den Boden des Howdah zusammen.

„Beim Himmel, sie ist es!“ rief Mansfield, und rief nach seiner Büchse. Ein wohlgezielter Schuß zerschmetterte ihr den einen Vorderfuß in einer Entfernung von fast 200 Schritten, und staunend sahen die Eingebornen den außerordentlichen Schützen fast für einen Halbgott an. Der Elephant eilte dem Feind entgegen, und ehe sie noch aus dem Gebüsch, wohin sie sich zurückgezogen, den Nahenden entgegenspringen konnte, streckten sie zwei andere Schüsse todt zu Boden.

Darauf suchte man ihr Lager auf, und fand bald mitten in einem Haufen dichten Dorngesträuchs die halbverzehrten Ueberreste des unglücklichen Hirtenknaben. Bei weiterer Untersuchung fand man rings um ihre Höhle und in ihr Menschengebeine und nichts als Menschengebeine, denn zuletzt hatte sie ausschließlich ihre Nahrung auf Menschen beschränkt.

Ertrag der russischen Bergwerke. Die Nordische Biene vom 20 Sept. (2 Oct.) enthält hierüber Folgendes: Die in Petersburg angelangte erste uralische Karawane birgt nachstehende Massen von Gold und Platina, die vom 1 Januar bis 1 Julius d. J. gewonnen wurden.

Gold in kaiserlichen Bergwerken	75 Pud	26 Pfd.	74 Sol.	
in Privatbergwerken	90 —	55 —	54 —	
Im Ganzen	166 Pud	22 Pfd.	32 Sol.	
Platina in kaiserlichen Bergwerken .	—	6 Pfd.	8 Sol.	15 T.
in Privatbergwerken	49 —	12 —	24 —	20 -
Im Ganzen	49 Pud	18 Pfd.	32 Sol.	35 T.

Es ist immer noch das Bergwerk der Gebrüder Demidow in Nishnetagilsk, welches fast die ganze Masse Platina liefert, nämlich 49 Pud 11 Pfund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1839.

Statistische Angaben über die Cycladen.

(Aus niederländischen Handelsberichten.)

Die Insel Tinos.

Diese Insel liegt südöstlich von Andros, und ist von diesem nur durch einen engen, für größere Schiffe unbrauchbaren, Canal geschieden.

Tinos hat eine Oberfläche von etwas mehr als 4 Quadratmeilen; es ist von Natur unfruchtbar, und hat einen sehr felsichten Boden, der jedoch von zahlreichen Quellen bewässert wird, und daher von den höchst arbeitsamen Bewohnern einigermaßen angebaut werden kann. An den Bergen, deren einige sehr schöne Marmorarten liefern, sind vom Fuß bis an den Gipfel Terrassen für den Wein- und Getreidebau angebracht, deren Unterhalt jedoch bei dem Mangel an hinreichender Erde sehr schwierig und kostspielig ist. Dessen ungeachtet gehört diese Insel zu den am besten cultivirten der Cycladen. Die Luft ist dort sehr gesund, und auf den ziemlich ausgedehnten Bergflächen außerordentlich rein. Vieles tragen dazu die Nordwinde bei, die auch hier, wie auf Andros, einen großen Theil des Jahres hindurch herrschen und die Hitze mildern. Brustkrankheiten und rheumatische Leiden kommen hier jedoch häufiger vor, als anderwärts in Griechenland.

Der Hauptort, St. Nikolas, an der Südwestküste, ist an der Stelle des alten Tinos gebaut, wovon nur noch sehr wenige Spuren vorhanden sind. Es ist ein kleines, schmutziges Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, und hat keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede, welche gegen den Scirocco und die Herbstwinde nicht gedeckt ist, und wo größere Schiffe keinen sichern Ankerplatz finden. Die Fahrzeuge der Einwohner werden des Winters in den Hafen von Santa Croce gebracht. Der beste Hafen von Tinos ist Porto Panormo an der Nordostküste, wo die Schiffe durchaus sicher sind. Dieser Ort ist jedoch nur von beiläufig 2500 Griechen, größtentheils Bauern, bewohnt. Uebrigens zählt man auf der Insel 45 kleinere Ortschaften, unter denen die von Katholiken bewohnten die ansehnlichsten sind, und sich auch in Reinlichkeit günstig von den andern unterscheiden.

Die Bevölkerung, welche hier, so wie auf den übrigen Cycladen, abnimmt, besteht im Ganzen aus etwa 18,000 Seelen, wovon zwei Drittheile sich zur griechischen, und die übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Die letzteren sind der gebildetste und arbeitsamste Theil der Bewohner. Sie sind größtentheils von fremder, meist italienischer Herkunft, und seit der venetianischen Herrschaft, unter welcher Tinos bis 1725 stand, die bedeutendsten Grundbesitzer; sie haben 26 Kirchen, 97 kleine Capellen und 4 Klöster, welche sämmtlich unter einem Bischof stehen. Die Griechen besitzen außer der schönen Hauptkirche, welche hinter St. Nikolaus liegt, noch 68 Kirchen und 332 Capellen und gleichfalls 4 Klöster. Aus dieser Anzahl Kirchen muß man jedoch nicht auf besondere Religiosität der Einwohner schließen, denn hier, wie in ganz Griechenland, bleibt in dieser Hinsicht vieles zu wünschen.

Die Bewohner von Tinos zeichnen sich aus durch eine besondere Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken. Man findet hier die besten Baumeister, Steinmetzen, Zimmerleute, Schreiner, Schuster u. s. w. von ganz Griechenland, welche sowohl in diesem Lande als in der ganzen Levante herumreisen, und mit Vortheil ihr Gewerbe treiben. Früher reisten viele von ihnen zu diesem Zweck in die Türkei, welches jedoch jetzt von der Regierung nicht erlaubt wird. Viele gingen ferner als Dienstboten, Köche, und die Weiber als Ammen, Wäscherinnen &c. nach Konstantinopel und Smyrna, so daß gewöhnlich 3000 bis 4000 Personen auf diese Art von der Insel abwesend waren, die von ihrem Gewinn ihre zurückgelassenen Verwandten unterhielten, oder sich damit nach ihrer Rückkehr eine sorgenfreiere Existenz sicherten.

Der kleine Schiffsbau wird auf Tinos noch mit Vortheil getrieben, obgleich auch dieser Industriezweig abnimmt. Die hier gebauten Barken und dergl. sind starke, trefflich segelnde Fahrzeuge, welche in See bleiben, wenn größere Schiffe einen Zufluchtsort suchen müssen. Von der Fertigkeit der Tinioten in dem Bearbeiten des im Ueberfluß vorhandenen schönen vielfarbigen Marmors gibt die oben erwähnte Hauptkirche einen Beweis, wo sich auch ein wunderthätiges Bild der Panagia (Mutter Gottes) findet. — Der größte Theil der Bewohner

beschäftigt sich übrigens mit dem Landbau, welcher jedoch nur geringen Vortheil abwirft und selbst bei der günstigsten Ernte nur die Hälfte des Getreidebedarfs liefert; dieses ist eine der Ursachen der fortwährenden Emigration und der zunehmenden Armuth. Die großen Gutsbesitzer geben hier, wie fast überall in dem griechischen Reich, das Land in Pacht gegen die Hälfte des reinen Ertrags der Ernte, und obgleich der Boden im Durchschnitt das sechsfache Korn liefert, geht doch so viel an Verbauungskosten, Zehnten, Gemeindeabgaben, so wie durch die seit der Revolution eingerissene Gewissenlosigkeit der Pächter verloren, daß der Eigenthümer sich mit zwei Procent von dem alten Werth seiner Güter begnügen muß. Unter der türkischen Herrschaft trugen jene Güter hier 4 bis 5 Procent. Die Zehnten haben in den letzten Jahren 30 bis 35,000 Drachmen eingebracht.

In günstigen Jahren werden etwa 200,000 Kilos Gerste gewonnen; ferner etliche tausend Scheffel Erbsen und Bohnen, und noch weniger Weizen. Ueberhaupt wird Weizenbrod auf den Inseln nur von den Wohlhabenden verspeist, und ist noch nicht einmal täglich zu haben; im Ganzen begnügt man sich mit Gerstenbrod, welches schwer und schwärzlich ist. Auf Tinos werden etwa 30,000 Barils à 80 Bouteillen an Wein gewonnen, von geringer Sorte, welcher fast ganz auf der Insel selbst verbraucht wird; außerdem noch 3000 bis 4000 Barils, welche nach Hydra und dem Peloponnes gebracht werden. Ferner fabricirt man, gleichfalls zu eigenem Verbrauch, etwa 500 Barils Raki oder Branntwein. Endlich 7000 bis 8000 Bo teillen Malvasier, von ziemlich guter Sorte, welche größtentheils in die Türkei und die Häfen des schwarzen Meeres versandt werden. Von Feigen werden etwa 10,000 Cantaros geerntet, wovon nur die Hälfte ausgeführt wird. Der jährliche Ertrag der Seide, welche hier von besserer Sorte und auch besser bereitet ist, als in Morea, beträgt ungefähr 4000 Okas, deren größter Theil hier von den Weibern zu Handschuhen, Strümpfen u. s. w. fabricirt wird. Der Preis der rohen Seide wird hier fast unabänderlich auf 30 Drachmen die Oka gehalten. Trotz den heftigen Nordwinden bringt Tinos ziemlich viel Baumfrüchte und Gartengewächse hervor, welche hier besser sind, als an der Küste des Continents. Ausgeführt wird jedoch davon nichts.

Tinos hat Marmorgruben, die zwei Sorten weißen Marmor liefern, wovon die eine sehr durchsichtig ist; ferner rothgeäderten, und eine Sorte sehr schwarzen, welcher, gehörig polirt, besonders schön ist; ferner noch Porphyr, der aber so hart ist, daß die Tinioten ihn mit ihren unvollkommenen Werkzeugen nicht bearbeiten können. Viel Marmor wird nach den türkischen Häfen ausgeführt.

Vor der Revolution hatte Tinos die zahlreichste und gebildetste Bevölkerung und den ausgedehntesten Handel unter den Cycladen, und seine Handelsbeziehungen erstreckten sich über den ganzen Archipel bis Konstantinopel, und bis Malta, Triest und Venedig. Man fand dort etwa 50 sehr solide Handelshäuser, die in den eben genannten Städten und sogar in Livorno Agenturen hatten, und einen sehr vortheilhaften Handel trieben. Dieses veranlaßte die Anlage des früher erwähnten, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt gelegenen Winterhafens St. Croix oder Santa Croce, und eines nahe gelegenen Lazareths, welches noch bis jetzt gebraucht wird. Das Emporkommen von Syra vermöge seiner günstigeren Lage hatte den Verfall von Tinos zur Folge, und es läßt sich nicht erwarten, daß jetzt, wo auch Syra's Blüthe wieder abnimmt, Tinos das Verlorene zurückgewinnen wird. Die Umstände sind verändert; dabei wird die Armuth täglich größer und die Bevölkerung kleiner. Seit der Revolution hat die Gemeinde von Tinos bei ihren eigenen Mitgliedern eine Anleihe von 150,000 Drachmen gemacht, welche jedoch bis jetzt eben so wenig als die bereits verfallenen Interessen bezahlt wird. Eine der Hauptursachen des Verfalls der Inseln des Archipels ist das Zollsystem und die so sehr erhöhten Abgaben, die jetzt zehnmal mehr betragen, als vor der Revolution, welche daher hier nicht besonders gerühmt wird.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

Zu den charakteristischen Anekdoten von Feth Ali Schah gehört auch die, welche das prächtige Krystallbett betrifft, das der russische Hof dem Padischah von Iran zum Geschenk sandte. In Petersburg eilte damals Jedermann, das prächtige Erzeugniß der dortigen Glasfabrik zu bewundern, welches zum Ruhme russischer Meister Jahrhunderte leben zu müssen schien. Aber im Buche des Schicksals war es anders beschlossen.

Als man dieses Wunder nach Teheran brachte, ließ der entzückte Schah dasselbe in einem der prächtigsten Säle seines Palastes aufstellen, was durch den Russen Roskow bewerkstelligt wurde, der das Bett nach der Hauptstadt Persiens geführt hatte. Feth Ali Schah konnte sich lange nicht satt sehen an dieser prächtigen Lagerstätte, und alle Hofleute blieben stundenlang mit dem Finger am Munde stehen, um es zu betrachten. Die persischen Dichter schrieben Oden darüber, und in Teheran sprach man nur von dem Krystallbett, welches leuchte wie tausend Sonnen. Inzwischen brach der Krieg mit Rußland aus, Eriwan wurde genommen, Nachitschewan gleichfalls, und die Russen näherten sich den Mauern von Tebris. Eines schönen Morgens, als der Schah von seinem Spazierritt zurückkehrte, ging er durch den Saal, wo die Geschenke des russischen Kaisers standen; die Schönheit des Bettes lockte die „Zuflucht der Welt," und trotz des Krieges kam ihm der Einfall, sich hineinzulegen. Gedacht, gethan. Kaum hatte der „Schatten Allahs" eine Viertelstunde lang seine ermüdeten Glieder darin ausgestreckt, als ein Tschapar (Courier) aus Tebris ankam mit der Nachricht, daß die bedeutendsten Städte von Aderbeidschan und auch die Residenz des Thronfolgers von den Russen eingenommen seyen. Der Zorn des Schahs, als er diese Nachricht erhielt, kannte keine Gränzen; er schrieb in seinem Aberglauben die Einnahme von Tebris dem ungläubigen Bette zu, worin er

an diesem Tage zum ersten Male gelegen hatte, und befahl sogleich, dasselbe auseinanderzunehmen, in die Kisten zu packen, in denen es hergeführt worden war, und diese in die untern Gewölbe zu stellen. Der Eifer der Diener des Schahs, seinen Willen in möglichster Schnelligkeit zu vollstrecken, war so groß, daß sie in der Eile viele Stücke zerbrachen. Seit dieser Zeit hat Niemand das berühmte Bett gesehen, und wahrscheinlich wird es auch Niemand mehr zu Gesicht bekommen.

Aber der Zorn des Schahs beschränkte sich nicht auf die Zerstörung des Bettes, und er sann nach, wer wohl außer diesem Krystallbett Schuld an der Einnahme von Tebris seyn könne. Eine lichte Idee zuckte durch seinen Kopf und er schickte alsobald nach Allajar Khan. Dieser, aus der Familie der Kadscharen, d. h. aus dem jetzt regierenden Hause entsprossen, führt den Ehrentitel Asiph-ed-Doulet, oder der Reichs-Salomo, und ist an eine Tochter des Schahs verheurathet. Man sieht hieraus, daß er ein ziemlich wichtiger Mann im Staate war; der Schah begab sich in eine Abtheilung seines Palastes, dessen Fenster auf den großen Platz gingen, und befahl einen Teppich auf demselben auszubreiten. Allajar Khan, an solche Botschaften des Schahs, der seine Gesellschaft liebte, schon gewöhnt, warf sich in die gebührende Kleidung, und steckte den mit kostbaren Steinen besetzten Dolch in den Gürtel. Ihn wunderte jedoch der Befehl des Schahs, nicht in den innern Zimmern des Palastes, sondern auf dem großen Platze vor dem Flügel desselben zu erscheinen, aus welchem der Schah gewöhnlich verschiedene Temaschas (Schaustellungen) betrachtete. Sobald er auf dem bestimmten Platze angekommen war, ließ der Schah ihn alle die gewöhnlichen Verbeugungen und Phrasen beendigen, und fing dann folgendermaßen an: „Wir wollten mit Dir, als einer dem Schah nahestehenden Person, über das Unglück sprechen, das uns betroffen hat. Du weißt, daß die Ungläubigen Tebris eingenommen haben?“ — „Ich habe gehört,“ erwiederte er, „daß das unbesiegbare Heer Ew. Majestät von diesen Verfluchten geschlagen wurde, und mein dem Schah ergebenes Herz hat sich vor Kummer in Wasser aufgelöst. Aber Allah ist groß, und wenn nur der Schatten Eurer Gnade sich nicht mindert für die Welt . . .“ — „Dummes Zeug,“ fuhr der Schah heftig heraus. „Dummes Zeug, mein Schatten ist ein Schatten, aber Du mußt wissen, daß Du an allen diesem Schuld bist.“ — „Allah schütze mich! Kann ich, der unbedeutendste Knecht, der nicht werth ist, den Staub Eurer Pantoffeln zu küssen, an einem so wichtigen Ereigniß Schuld seyn? Was bin ich für ein Hund, daß ich die Einnahme von Tebris veranlaßt haben sollte? Bin ich nicht bereit, mich in die Hölle zu stürzen für den Dienst meines Schahs und Wohlthäters?“ — „Genug gelogen, alter Fuchs! Hast denn Du mir nicht gerathen, den Krieg mit den Russen zu beginnen?“ — „Allerdings, ich war unter denen, welche riethen, den Ruhm Eurer Waffen durch die Vernichtung dieser Bösen zu erheben. Aber der Ausgang hing nicht von mir ab.“ — „Du lügst, Du hast mir versichert, mein Heer sey unüberwindlich.“ — „Wer kann der Macht des Padischahs der Zuflucht der Welt widerstehen!“ — „Schweig, und reize meinen Zorn nicht! Ich will Dich lehren, in Zukunft mir weise Rathschläge zu ertheilen, und die Angelegenheiten verständig zu beurtheilen.“ Mit diesen Worten klopfte der Schah in die Hände, und es erschienen vier Feraschen mit dem Klotz und den Stöcken, legten den Reichssalomo auf den Teppich, schlossen ihm die Füße in die fatalen Bretter ein, und auf ein Zeichen von dem „Schatten Allahs auf Erden“ zerschlugen sie dem Eidam Sr. Majestät die Fußsohlen ganz meisterlich. Der Reichssalomo lag nach dieser Weisheitsprobe drei Wochen lang mit geschwollenen Füßen zu Bette.*)

Nachdem ich solchergestalt die Launen Feth Ali Schahs geschildert, muß ich doch auch den Leistungen des verstorbenen Beherrsches der Gläubigen auf dem Felde der vaterländischen Literatur die gebührende Ehre erweisen. Feth Ali Schah schrieb Verse, und ein Diwan oder Sammlung seiner Dichtungen befindet sich jetzt in Petersburg in der öffentlichen Bibliothek. Die Dienstfertigkeit eines gelehrten Professors an der Universität zu Kasan, Kasem Bek, verschaffte mir Gelegenheit, mich mit den dichterischen Erzeugnissen des Großvaters des jetzt regierenden Schahs bekannt zu machen. Der Diwan des Schahs beginnt mit einer Vorrede, welche in dem schwülstigsten und aufgeblasensten Styl der neuern persischen Prosa geschrieben ist. Der Verfasser dieser Vorrede, dessen Name unbekannt ist, war vermuthlich derselbe, welcher auf Befehl des Schahs seine verschiedenen Dichtungen sammelte. Sehr bemerkenswerth ist in diesem Diwan die Nichtbeobachtung einer unumgänglich von jedem Prosaiker und Dichter geforderten Ordnung. In Persien und überhaupt im Orient beginnt man Alles mit dem Segen Gottes, und darum muß jedes Werk mit dem Anrufe Allahs und dem Lobe Mohammeds beginnen. Bei Feth Ali Schah findet sich hievon nichts, er geht gerade ans Werk und beginnt mit der himmlischen Schönheit seiner Geliebten. Folgendes ist der Inhalt der ersten Verse, welche ich in wörtlicher Uebersetzung beifüge, aus Furcht, ich möchte um des Wohlklangs willen die Originalität des Textes aufs Spiel setzen.

Deine Locken, — Embleme paradiesischer Blumen; dein Blick zerreißt unaufhörlich mit durchdringenden Pfeilen die Seele, aber der Rubin deiner Lippen gibt Kraft dem sterbenden Körper. Dein Anblick verkündet Unsterblichkeit den Greisen und Jünglingen.

Der Rubin deiner Lippen führt meine Seele fort, daß sie von sich selbst sich losreißt um einen Kuß. O mein Entzücken! nimm meine Seele, nur gib mir einen Kuß.

Ein großer Liebhaber von Küssen war Feth Ali Schah, werdet ihr sagen; es scheint aber auch, daß seine 935 Nachkommen den genügenden lebendigen Beweis von der Gluth seiner Gefühle liefern.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Asiph-ed-Doulet bedeutet eigentlich nicht Reichs-Salomo, sondern der Wesir Salomo's hieß nach der Sage des Orients Asiph, und stand ihm an Weisheit nicht nach; daher die Ehrenbenennung eines Ministers.

Der vereitelte Mord.

(Eine russische Criminalgeschichte.)

Die Gazette des Tribunaux enthält die Actenstücke eines tragischen Vorfalls, der im Gouvernement Nowgorod eine ungemeine Sensation hervorbrachte. Statt einer kahlen Erzählung theilt dieselbe die darauf bezüglichen wichtigern Actenstücke selbst mit, die man gewiß nicht ohne Interesse lesen wird.

Bericht Mikita Muranows, Golova (Maire) des Dorfes Trehmiria, an den Capitän-Isprawnik des Districtes Usting.

Mittwoch den 20 April 1859 erschien Nadieschda Yakowiewna, Tochter des Jakob Ossipowitsch, Fischers von Trehmiria, bei mir, laut weinend, wobei sie unter ihren Seufzern einige unarticulirte Worte vernehmen ließ, von denen ich nur so viel verstehen konnte, daß in dem Dorf ein Mord begangen worden sey. Ich folgte dem jungen Mädchen in das Haus ihres Vaters, und fand daselbst ausgestreckt auf einem Bett einen bleichen, bleifarbig aussehenden Menschen, der, obwohl halb erstarrt durch das Herannahen des Todes, doch noch athmete. Jakob und seine Frau verwendeten alle Sorgfalt an dem Unglücklichen und stillten das Blut, das aus seinen Wunden zu fließen begann. Neben dem Bett auf der Erde lagen seine durchnäßten Kleider. Das junge Mädchen konnte vor innerer Bewegung auf meine Fragen gar nicht antworten; aber Jakob erklärte mir, seine Tochter sey vor Sonnenaufgang an die Wolga gegangen, um die Wurfgarne, die man in dieser Jahreszeit an den kleinen Inseln und Ufern hin legt, herauszuziehen, er selbst sey beschäftigt gewesen, bei dem Schein einer Laterne seine Netze auszubreiten, da habe er plötzlich ein Geschrei gehört, welches er für das seiner Tochter erkannt habe. Als er auf das Ufer des Flusses zugelaufen sey, sey seine Tochter mit dem Nachen angekommen, in welchem ein Mensch lag, den man seiner Bläffe wegen für einen Leichnam hätte halten können. In demselben Augenblick sey es ihm trotz der Dunkelheit vorgekommen, als gewahre er ein großes Boot, das sich so schnell als möglich entfernte. Nachdem er den aus dem Wasser gezogenen Mann in seine Hütte gebracht hatte und während seine Tochter in lauten Jammer ausbrach, habe er in dem von ihr Geretteten den Iwan Semenow, Cornet im Lancier-Regiment von Archangel, der vor zwei Jahren im Dorf in Cantonnirung gelegen, erkannt. Hierauf ließ der alte Schiffer mich benachrichtigen. Von Nadieschda konnte ich keine Angaben erhalten, indem sie fortwährend weint und kein Wort herausbringen kann. Die Wunden Iwan Semenows sind zahlreich und so bedeutend, daß ich kaum hoffe, daß Sie ihn noch lebend finden werden.

„Wollten Sie, Herr Capitän-Isprawnik, die Güte haben, einen Arzt mit sich zu bringen."

Bericht des Nikolas Petrowitsch Voleschko, Capitän-Isprawnik des Districtes, an die Kanzlei des Gouverneurs von Nowgorod.

„Als ich in der Nacht vom 20 im Dorfe Trehmiria in Begleitung des Districtarztes, Hrn. Franz Franzowitsch Mayer, ankam, fanden wir in der Hütte des Fischers Jakob Ossipowitsch Hrn. Iwan Prokowitsch Semenow, entlassenen Cornet vom Lancier-Regiment Archangel. Er hat fünfzehn Wunden erhalten, jedoch versichert der Arzt, daß keine derselben tödtlich sey, und daß er die Gewißheit habe, ihn zu retten. Der Verwundete bezeichnete mir als seine Mörder den Wachtmeister Paul Iwanowitsch Hortinja und den Soldaten Peter Alexiewitsch Tsarpna vom Lancier-Regiment Archangel. In dem Augenblick, wo er verwundet wurde, begab sich der Cornet Semenow mit seinen Leuten nach Rybinsk auf einem ihm gehörigen und mit Leinwand beladenen Boote.

„Ich ließ den Doctor bei dem Kranken, und begab mich, ohne einen Augenblick zu verlieren, mit Post nach Rybinsk. Daselbst begann ich mit Hülfe der Ortspolizei die Aufsuchung der Urheber des Mordes, von denen einer, der Wachtmeister Hortinja, mir schon früher bekannt war. Bei meiner Ankunft im Hafen erfuhr ich wirklich, es sey ein mit Leinwand beladenes von zwei Männern geführtes Boot am 21 Morgens eingelaufen, dessen Ladung einige Stunden später an einen armenischen Kaufmann aus Astrachan verkauft worden, dessen Namen man jedoch nicht angeben könne. Nach einer bei der Polizei geschehenen Untersuchung fand ich den Käufer, Hieronymus Smilabesch, einen armenischen Kaufmann, auf, der zugesteht, die Leinwand im Werthe von mindestens 20,000 Rubel für die Summe von 10,000 Rubel, wovon er erst 4000 bezahlt hat, und wovon er die übrigen 6000 am 1 Mai zu Astrachan bezahlen soll, gekauft zu haben. Ich schenkte den Angaben des Armeniers nicht vollen Glauben, denn ich weiß, daß dieses Kaufmannsvolk, gleich den Juden, lügnerisch ist und Verbrechen veranlaßt, sobald es sich um einen großen Gewinn handelt. Ueberdieß bemerkte ich bei dem Lächeln im Gesichte des Armeniers eine gewisse Unruhe. Ich fragte ihn, wo die Leinwand wäre. „Ich habe sie nach Astrachan abgeschickt," war seine Antwort. „Das ist unmöglich, bemerkte ich ihm. Ihr habt sie diesen Morgen gekauft, und das Dampfboot geht erst morgen ab." Hierauf sagte er mir, er habe sie auf demselben Boot abgeschickt, auf dem sie sich befand, und welches er zugleich gekauft habe. — „Wo habt Ihr die Anderer hergenommen?" fragte ich ihn hierauf. Er erblaßte und sagte stotternd: „Ich habe die nämlichen behalten, die das Schiff hieher gebracht haben."

„Bei dieser Antwort packte ich ihn beim Kragen, und drohte, ihn auf das Polizeibureau zu führen, da ging plötzlich die Thüre des Zimmers auf, in dem wir uns befanden, und ein Mann mit einem Dolch in der Hand stürzte auf mich los. Ich erkannte Hortinja, ließ alsbald den Kaufmann los und zog meinen Säbel, um die Stöße Hortinja's zu pariren, zu gleicher Zeit versperrte ich ihm die Thüre und rief: „Mord, ergreift den Mörder!" Glücklicherweise verbarg sich der Armenier, anstatt Hortinja zu Hülfe zu kommen, unter dem Bett. Bald kamen die Hausbewohner herbei, jedoch hatten wir alle mögliche Mühe, uns Hortinja's zu bemächtigen und ihn zu knebeln. Er hatte während des Kampfes drei Menschen verwundet, auch hatte er, während er mit seiner Waffe meine Uniform zerfetzte, mir eine blutende Wunde auf der Brust beigebracht.

„Den Armenier zogen wir ganz zitternd unter dem Bett hervor; er gestand, daß der Mitschuldige Hortinja's eine halbe Meile von Rybinsk seinen Cameraden mit dem Boot erwarte. Ich schickte sogleich einige Leute von der Polizei ab, welche Tsarpna verhafteten, ohne daß derselbe den geringsten Widerstand leistete.

„Rybinsk, am 23 April 1859.

Unterzeichnet: Nikolas Petrowitsch Voleschko,
Capitän-Isprawnik.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1839.

Etwas über die Theater in London. *)

An der Spitze aller fashionablen, musikalischen Unterhaltungen steht die italienische Oper, oder das Queens Theatre, wie man es jetzt heißt. Dieses ist the thing während der Saison vom Monat März bis gegen Ende Junius, und es gibt Edelleute, wie z. B. den Herzog von Devonshire, Lord Holland, den Herzog von Gloucester u. s. w., die für das Abonnement ihrer Logen nicht weniger als 300 Pf. St. bezahlen. Das Theater wird nur dreimal die Woche geöffnet, nämlich Dienstags, Donnerstags und Samstags; aber Donnerstags werden gewöhnlich nur Benefice-Vorstellungen gegeben, so daß auf eine Saison im Durchschnitt nicht mehr als sechzig Vorstellungen zu stehen kommen. Das Haus, dessen Errichtung über 100,000 Pf. St. kostete, ist, wie alle öffentlichen Gebäude der Hauptstadt, ohne Styl und Geschmack, obgleich das Innere sehr kostbar, d. h. sehr theuer eingerichtet ist. Man durfte anfangs darin nur in Ballkleidern erscheinen, jetzt aber macht man hievon in den Logen eine Ausnahme; jedoch das Parterre und die Galerie, wovon ersteres eine halbe Guinea (ungefähr 6 fl.), letztere 5 Schillinge (2 fl. 48 kr.) kostet, müssen noch immer in Schuh und Strümpfen und im Frack erscheinen. Die Galerie ist übrigens hauptsächlich für die Dienerschaft der Herrschaften in den Logen da, und ist in dieser Beziehung nicht einmal so respectable, als die Schilling-Galerie im Drury-lane Theater oder im Covent Garden.

Die übrigen zweiundzwanzig Theater der Hauptstadt, wovon das Drury-lane Theater allein 300,000 Pf. St. kostete, werden jetzt größtentheils nur von dem niedrigsten Pöbel und der Königin besucht; denn die Tragödie und selbst das Lustspiel sind unter dem Adel längst aus der Mode gekommen. Im Theater der Madame Vestris (jetzt Mrs. Mathews) wird seit einigen Jahren eine Art Vaudeville mit ziemlichem Glück gegeben, und im Strand Theatre führt man Farcen, nach dem Muster des Theaters des variétés und des ambigu comique auf, welche ebenfalls für die Unternehmer günstig ausfallen sollen. Besonders machte vor einigen Jahren ein amerikanischer Komödiant, Namens Rice, Furore, der einen Neger (Jim Crow) so gut nachzuahmen verstand, daß sogar der höchste Adel in Schaaren nach dem kleinen Strand Theatre zog, während Drurylane und Covent Garden, mit ihren classischen Repräsentationen Shakspeare's, so gut als verlassen blieben. Ueberhaupt werden die Galerien und das Parterre der größern Theater vielfach von Taschendieben besucht, welche nicht, wie ein englischer Moralist irgendwo bemerkt, ins Theater gehen, um zu stehlen, sondern stehlen, um ins Theater gehen zu können; denn der eigentliche Geschmack an dramatischen Vorstellungen findet sich nur unter dem Pöbel.

Die sogenannten Boxes (Logenplätze in der ersten, zweiten und dritten Galerie) werden von Schreibern, Advocaten, Gewerbsleuten u. s. w. besucht, hauptsächlich aber von jungen Roués aus allen Ständen, die dort in der Gesellschaft moderner Aspasien ihre Zeit abzukürzen suchen. Eine gute Einrichtung, die zwar den Vermöglichern sehr beschwerlich, ärmern Personen aber sehr willkommen ist, besteht darin, daß man die Preise der Plätze in den Theatern nach 9 Uhr auf die Hälfte herabsetzt. Da die Vorstellungen erst um 7 Uhr ihren Anfang nehmen, selten aber vor Mitternacht oder 1 Uhr beendigt sind, dabei auch immer zwei, drei oder mehrere Stücke gegeben werden, so finden dabei viele Menschen ihre Rechnung, die, wenn sie den vollen Preis des Eintritts bezahlen sollten, nur selten ins Theater gehen könnten. Indessen sieht man eine dergleichen Ersparniß als sehr ungentlemanly an.

Bei einigen Theatern ist auch noch ein dritter Preis eingeführt, der gewöhnlich nach 10 oder halb 11 Uhr anfängt, und dem dritten Theile der gewöhnlichen Entrée gleichkömmt. Von dieser Erleichterung machen jedoch nur Wenige Gebrauch, außer um die Foyers zu besuchen und sich an dem Anblick der dort herumirrenden Schönheiten zu weiden.

Außer den regelmäßigen Theatern gibt es in London noch eine Menge kleinerer, kaum dem Namen nach bekannter, die ihre Vorstellungen nicht in den Zeitungen bekannt machen lassen und keine Theaterzettel ausgeben. Auf diesen spielen entweder Anfänger oder die auf größern Bühnen verunglückten

*) Aus dem mehrerwähnten englischen Sittenbuche.

Schauspieler, und nicht selten findet man darunter Talente, die, wenn sie nicht zuerst über ihren Preis erhoben und in den fashionablen Cirkeln vergöttert worden wären, jetzt recht gut unter die bessern Mimiker gezählt werden könnten. Aber ein Liebling der Mode, welcher plötzlich von seinen Gönnern aufgegeben wird, muß sein Heil entweder auf den Provincialtheatern oder auf den Winkelbühnen der Londoner Vorstädte suchen. Ich könnte hier eine ganze Reihe von Schauspielern und Schauspielerinnen, Sängern und Sängerinnen anführen, welche dieses Loos getroffen, und die noch vor mehrern Jahren das Lieblingsthema der größern Gesellschaften waren, wenn ich nicht fürchtete, daß dieses Sittenbüchlein, so unbedeutend es auch ist, über kurz oder lang in ihre Hände gerathen und ihnen zu neuen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks Veranlassung geben könnte. Charles Kean, der Sohn des berühmten Schauspielers dieses Namens, hatte Recht, Jahre lang nur auf den Provincialbühnen aufzutreten und dort Geld zu sammeln. Hätte er sein Schicksal von der Mode der Hauptstadt abhängig gemacht, so wäre sein Zustand jetzt eben so trostlos, als der so vieler seiner Vorgänger; so aber trat er nicht eher in London auf, als bis er sich in der Provinz bereits ein unabhängiges Vermögen erworben hatte, was ihm jetzt, wo er auf den größern Theatern in London durchgefallen ist, sehr zu Statten kommt. Ueberhaupt ist allen Künstlern nicht genug die Beherzigung des englischen Sprüchworts zu empfehlen: „Make hay while the sun shines," denn in ihrer Culminationsperiode erlaubt man ihnen Alles — nach derselben gibt man ihnen kaum ein Almosen. Selbst Sheridan, er, der Dichter, Witzling und Parlamentsredner, und einst die Seele der fashionablen Gesellschaft bis zum Throne hinauf, starb elend und kummervoll in einem miserablen Kosthause.

Die kleineren Theater der Hauptstadt waren zur Zeit William Shakespeare's lauter Kreuzerkomödien, denn man bezahlte in den Logen sechs Pence, im Parterre und in den Galerien aber einen Pfennig (drei Kreuzer). Auch jetzt gibt es deren an mancherlei Orten, obwohl die Polizei sie nicht öffentlich gestattet, und erst vor kurzem wurde in einer der schmutzigsten Vorstädte Londons eine solche Komödie entdeckt.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

(Fortsetzung.)

Feth Ali Schah hat uns jedoch etwas weit von Tebris abgezogen; nach einigen Tagen ging der Schrecken, der sich bei der ersten Nachricht von dem Tode des Schah Aller, bemächtigt hatte, vorüber: die Perser gewöhnten sich daran, den Menschen, der bei ihnen 40 Jahre lang fast auf gleicher Stufe der Verehrung mit dem Namen Allahs gestanden hatte, todt zu wissen. Mohammed Mirza, Abbas Mirza's Sohn, nahm seine Stelle ein. In seiner Eigenschaft als bestimmter Thronfolger lebte er in Tebris und gebot über ganz Aderbeidschan, so wie über sämmtliche reguläre Truppen. Nach einigen Tagen sagte er einen Selam (feierliche Begrüßung) in seinem Palaste an. Alle um ihn befindlichen Hofleute, die Geistlichkeit, die Vorsteher der Kaufmannschaft erschienen, um den Schah zu begrüßen. Der junge Monarch hielt, auf dem Thron sitzend, eine kurze Rede, in welcher er seine Betrübniß über den Tod seines Großvaters aussprach, und erklärte, daß er in kurzer Zeit nach Teheran aufbrechen werde, um die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Am Abend desselben Tages liefen ziemlich unangenehme Nachrichten aus Teheran ein. Silli Sultan,*) einer der älteren Söhne des verstorbenen Schahs, der in Teheran lebte, ließ sich, als er den Tod seines Vaters erfuhr, alsbald als Schah ausrufen, und wollte in keiner Weise etwas von dem gesetzlichen Thronfolger hören. Unter den manchen Albernheiten, welche dieser Prinz während seiner kurzen Regierung beging, schrieb er auch an Mohammed Schah, ermahnte ihn, ruhig in Tebris zu bleiben, bestätigte ihm alle von seinem verstorbenen Großvater verliehenen Würden, und versicherte, daß er, sein Herr und Gebieter, das Andenken seines erhabenen Vaters ehre und dessen Willen vollstrecke, indem er stets Mohammed als seinen gesetzlichen Nachfolger betrachten werde. Dieser Brief und andere Privatnachrichten, aus denen man ersah, daß Silli Sultan den Schatz des Schahs in Besitz genommen habe, und Geld mit vollen Händen ausstreue, um sich Freunde zu erwerben, beunruhigten Mohammed Schah einigermaßen, und er fing an, an seine Abreise zu denken. Im Allgemeinen muß man sagen, daß die Perser viel meinen, noch zehnmal mehr schwatzen und fast nichts thun. So war es auch in diesem Falle, wo man im Gegentheil mit Kraft und Festigkeit handeln mußte, wie es die Umstände erforderten. In Persien kann man das unbedeutendste Geschäft nicht ohne einen gräulichen Zeitverlust abmachen. Kein Ereigniß, so wichtig es auch seyn mag, bringt den Perser so leicht aus seinen Gewohnheiten. Keine Unterredung geht ohne drei Pfeifen Tabak, eine Tasse Thee und eine Tasse Kaffee vorüber. Hat man geraucht und getrunken, so kann man, wenn noch Zeit übrig bleibt, ans Geschäft gehen. Alle diese Weitläufigkeiten, begleitet von weisen Aussprüchen, Erkundigungen über die Richtigkeit eures Gehirns**) und gehörigem Rülpsen, was bei Vornehmen jetzt sehr in der Mode ist, verschlingen die goldene Zeit so sehr, daß wenn man eine Stunde bei einem Perser sitzen bleibt, drei Viertelstunden auf diese angenehmen Zeitvertreibe verwendet werden.

Jetzt muß ich eine neue handelnde Person, eine sehr bemerkenswerthe, den ersten Minister und Rathgeber des neuen Schahs, eine Person, welche sich in dieser Eigenschaft auch schon bei Abbas Mirza befand, einen bedeutenden Mann, wegen sei-

*) „Silli Sultan" bedeutet der Schatten des Herrschers, ein Titel, den der Prinz als Gouverneur von Teheran führte. Sein eigentlicher Name war Ali, und er ließ sich deßhalb auch in den wenigen Tagen seiner Herrschaft „Ali Schah" nennen.
A. d. U.

**) Dieß bezieht sich auf die wunderliche persische Begrüßung: demaghi schuma tschak est? Ist Euer Hirn klar?
A. d. U.

nes ungewöhnlichen Einflusses sowohl auf die Angelegenheiten von ganz Persien, als auf das Benehmen der Herrscher in ihrem Privatleben, mit Einem Worte, Mirza Abul Kasem, Kaimakam und Atabek, d. h. Stellvertreter und Leiter, auf die Scene bringen. Stellt Euch einen Mann von mittlerem Wuchse, mit dickem Bauche, schwarzgrauen, stets blinzelnden Augen, mit ziemlich großer und platter Nase, mit dünnem, schwarzrothem Bart und mit zwei aus der Oberlippe hervorstehenden Hauern vor, und ihr werdet einen Begriff haben, was der Kaimakam für ein schöner Mann war. Er kleidete sich stets mit großer Nachlässigkeit, aß ausnehmend unreinlich, und nach jedem Mahle hätte man einen Korb mit dem Proviant füllen können, der auf dem Wege nach dem Mund im Bart und auf den Kleidern hängen blieb. Ich weiß nicht, warum er nicht mehr auf sich selbst Acht hatte; vielleicht hielt er Nachlässigkeit im Aeußern für das Kennzeichen eines großen Mannes, ein Ruhm, auf den er stark abzielte, oder weil es so in seiner Natur lag; nur war es schwer, in der Welt ein widrigeres Geschöpf zu finden, als diesen Menschen, der eine solche Rolle im Staate spielte. Sein Benehmen zeichnete sich stets durch unglaubliche Seltsamkeiten aus, denn Alles, was es in Persien an Vorurtheilen gibt, concentrirte sich in ihm. Interessant war es, zu hören, wie er sich ein Gericht bestellte. Wenn man ihm eine lange Liste von Schüsseln übergab, aus denen er diejenige bestimmen solle, die ihm am meisten zusage, so nahm er den Rosenkranz in die Hand, und brauchte ihn als Wahrsager bei jedem Gerichte, und dasjenige, bei welchem sich an den abgesonderten Kügelchen eine gerade Zahl ergab, wurde ausgewählt, als eine gesunde Speise für diesen Tag.

Sein treuer Diener Hassan ist gleichfalls eine sehr beachtenswerthe Figur. Er war die personnificirte Albernheit, und Mirza Abul Kasim sagte immer, daß er ihn namentlich um dieser Tugend willen bei sich behalte. Ein einfältiger Diener war seiner Meinung nach ein unbezahlbarer Schatz. „Seht ihn an,“ sagte er oft, „dieß ist kein Mensch, sondern ein Unthier, und gebt ihm zu lesen, was ihr wollt, er liest es ohne Anstoß durch; fragt ihr ihn, was er gelesen hat, so ist es, als hättet ihr ihm die Augen ausgeschlagen, er weiß nichts.“

Aber der Kaimakam war entschieden der klügste Mann in ganz Persien, und wäre auch in Europa ein gescheidter Mann gewesen. Ehrsucht und Geldgeiz bildeten den Grundzug seines Charakters; er befriedigte sie in vollem Maaße, da er der wichtigste Mann im Reiche wurde, den Willen des Schahs leitete, und, wie man sagt, 400,000 Ducaten jährlicher Einkünfte hatte. Er hatte zwei Söhne: der eine, Mirza Mohammed, war Wesir Mohammed Schahs, nicht nur zur Zeit, wo er Thronfolger war, sondern auch im Anfange seiner Regierung. Der andere, Mirza Ali, fast noch ein Knabe, hatte kein Amt, war aber von jedermann sehr geachtet. Ganz Persien haßt den Kaimakam als einen böswilligen, räuberischen Menschen. Die Accidentien, die er allenthalben nahm, übersteigen allen Begriff, und man sagt, daß seine zwei unter der Oberlippe hervorstehenden Zähne alle Einkünfte Aderbeidschans auffräßen. Er besitzt eine ungewöhnliche Schlauheit: Augenzeugen erzählten mir, daß er einmal zu dem englischen Gesandten eingeladen wurde, um sich mit ihm über eine wichtige Sache zu besprechen, in die er sich nicht gerne mischen wollte, daß er acht Stunden im Hause des Gesandten blieb, und jeder Meinungsäußerung über den Gegenstand der Zusammenkunft auswich. Er erschien zwei Stunden vor Mittag: zuerst begann, wie natürlich, die Bewirthung; als Alles hinausgetragen war, bat er den Gesandten, ihm süße Limonen, dann, ihm Melonen zu geben; als er alles dieß sehr langsam gegessen hatte, stellte er sich unwohl, und bat um Erlaubniß, etwas ausruhen zu dürfen, da er nach einer halben Stunde Schlaf bereit seyn würde, Alles, was dem Gesandten belieben würde, zu besprechen. Diese ganze Scene bis zum Schlaf dauerte etwa zwei Stunden lang; der persische Diplomat legte sodann den Kopf zum Ausruhen in die Kissen des Sopha's, und blieb in dieser Lage fünf ganze Stunden mit geschlossenen Augen, während der Gesandte voll Unruhe den Augenblick seines Erwachens abwartete. Endlich geruhten Seine Hochmögenden aufzustehen, und da Sie vernahmen, daß von den Minarets schon der Ruf zum Abendgebet ertönt sey, begann er seine Abwaschung, dann sein Gebet, endlich seine Entschuldigung gegen den Gesandten, daß er die Stunde habe verstreichen lassen, wo er zum Schah gehen müsse, und schlich sich hierauf aus dem Palaste. Dieß war der berühmte Kaimakam, der erste Bajazze in diesem Bajazzenlande, wo man bei einigem Sinn für komische Gegenstände auf jedem Schritt eine originelle Figur finden kann, die jeden Augenblick zur Belustigung des Publicums in einer Theaterbontike auftreten könnte. Sein Name wurde zur Vogelscheuche für ganz Persien, aber er hatte großen Einfluß auf Mohammed Schah, welcher so zu sagen das Werkzeug seines Willens war.

(Schluß folgt.)

Der vereitelte Mord.

(Fortsetzung.)

Untersuchung.

In Folge des Befehls des kaiserlichen Procurators vom 26 April 1839 habe ich, Nikolas Petrowitsch Beleschko, Capitän-Ispravnik des Districtes von Ustinz, mich am 26 d. M. in das Dorf Trehmiria begeben, wo ich die Untersuchung folgendermaßen begann:

Iwan Prokopowitsch Semenow erklärt, er sey 28 Jahre alt, der Sohn des Prokop Karlowitsch Semenew, Kaufmanns von Kostroma, der in diesem Gouvernement Besitzungen habe, wo er eine große Quantität von Leinwand verfertigen läßt, die den Hauptfond seines Handels bildet. Im Jahre 1830 trat er im Lancier-Regiment Archangel in Militärdienst, und wurde im Jahre 1835 in demselben Regiment zum Cornet ernannt. Er befehligte als solcher den zweiten Zug der dritten Escadron, bei welcher Hortinja Wachtmeister und Tsarpna als Ordonnanz des Cornets war. Im Jahre 1836 lag der Zug des Cornet Semenow in dem Dorfe Trehmiria in Cantonnirung; im Jahre 1837 gab er selbst seine Entlassung ein, um zu seinem Vater zurückzukehren. Am 12 October 1838 erschienen Hortinja und Tsarpna zu Kostroma bei Prokop Semenow: der erstere sagte ihm, er sey entlassen, der

andere, er habe auf sechs Monate Urlaub erhalten. Der Cornet Semenow nahm sie beide auf wie alte Cameraden: Hortinja stellte er im Dienste seines Vaters an, und Tsaryna machte er ein Geschenk, damit er seinen Urlaub bei seinen Verwandten zubringen könnte. Nachdem Hortinja in den Dienst des Hauses getreten war, führte er sich so gut auf, daß er das Vertrauen des alten Semenow gewann, und daß dieser ihm sogar Aufträge in seinen Geschäften gab. Im Frühjahr hatte er zweimal die Reise nach Rybinsk gemacht, und nachdem er die Leinwand und das Schiff verkauft hatte, das dafür empfangene Geld mit der größten Genauigkeit geliefert. Am 15 April sollte eine abermalige Ladung Leinwand nach Rybinsk abgehen, und der junge Cornet Semenow sollte sich in dieser Stadt zu Schiff begeben und von da eine Reise nach Astrachan machen. Am Tage vor der Abfahrt kam Tsaryna an, und da er, bevor er Soldat wurde, Matrose gewesen war, so bat er den Cornet Semenow, er möchte ihn mit sich nehmen, anstatt einen andern Matrosen zu miethen, wobei er sich hauptsächlich darauf berief, sein Urlaub gehe zu Ende, und das Lancier-Regiment Archangel liege in Groß-Nowgorod in Cantonnirung. Der Cornet Semenow nahm den Vorschlag an, und gleich am andern Morgen trat man die Fahrt mit dem Boot an, auf dem sich ein Bauer als Matrose, Tsaryna, Hortinja, der Bediente Semenows und Semenow selbst befanden. Am zweiten Tage der Reise empfand der Matrose und der Bediente heftige Schmerzen in den Eingeweiden, so daß man sie in dem Dorfe Bahorka zurücklassen mußte.

Am 19 bemerkte Semenow, daß Hortinja und Tsaryna geheime Berathungen miteinander hielten, und sich gegenseitig ins Einverständniß zu setzen schienen; nachdem er Nachts vergebens zu schlafen versucht hatte, verließ er die Cajüte und hielt sich am Vordertheile des Bootes auf. In dem Augenblick sah er in der Ferne ein Licht schimmern, und sagte zu seinen Gefährten: „Meine Freunde, hier vor uns liegt Trehmiria, und ich wollte wetten, dieß ist der alte Jakob, der seine Netze in Ordnung bringt.“ Keiner der beiden Männer antwortete, und Semenow fuhr fort: „Bei Gott, wenn die Netze des alten Fischers die Fische so gut auffingen, wie die Augen Nadieschdas die Lanciers von Archangel, so wäre er bald ein reicher Mann.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fühlte er sich von hinten von einem Messerstich getroffen. Er wollte sich umwenden, allein schon hatten die Mörder ihn zu Boden geworfen. Es entspann sich nun ein Kampf, während dessen er fühlte, daß man ihm mehrere Messerstiche beibrachte. Er stieß einige Schreie aus, und glaubte auch eine Stimme zu vernehmen, die ihm antwortete, in demselben Augenblick aber wurde er in den Fluß geworfen. Die Kühle des Wassers belebte ihn ohne Zweifel wieder etwas, allein wie er in die Barke der jungen Nadieschda kam, kann er nicht erklären.

Nachdem der Verwundete mir diese Angaben gemacht hatte, stellte ich noch folgende Fragen an ihn:

Frage. Haben Sie den Hortinja oder Tsaryna mit militärischen Strafen belegt?

Antwort. Sie wissen, Herr Capitän, in der Armee ist es unmöglich, von dem Stocke keinen Gebrauch zu machen: in dem Jahre, während dessen ich den Zug befehligte, wurde Hortinja höchstens zehnmal und Tsaryna vierzig- oder fünfzigmal geprügelt, allein ich ließ nie mehr als hundert Stockstreiche auf einmal geben, so daß die Officiere des Regiments meine Milde ins Lächerliche zogen, und mir den Spottnamen eines Schulknaben oder Officier à la Française, der mehr Gebrauch von den . . . . und . . . . . als vom Stocke macht, beilegten.

Fr. Haben Sie nicht die Eifersucht irgend eines Cameraden aufgeregt?

Antw. Ich erinnere mich dessen nicht, und glaube es auch nicht.

Fr. Kennen Sie diese Nadieschda, die Ihnen das Leben gerettet hat, nicht?

Antw. Ich habe sie als das schönste Mädchen von Trehmiria kennen gelernt; ich wußte, daß ihre Tugend makellos sey; meine Lanciers und vor allen Hortinja sagten es mir. Als Geliebte konnte ich nicht hoffen, sie zu besitzen, und als Frau ......

Fr. Ich frage darüber nicht weiter. Wissen Sie nicht, ob Hortinja ihr den Hof gemacht hat?

Antw. Ich weiß es nicht; alle Lanciers fanden sie schön und verführerisch.

Fr. Ihre Wunden machen Ihnen ohne Zweifel viele Schmerzen?

Antw. Nein, Capitän, ich fühle mich bedeutend besser; ich hoffe bald hergestellt zu seyn. Man sieht, daß die Hand des Schuldigen den Stoß mit Zaudern führte, deßhalb wünschte ich auch, daß man ihn gelinde bestrafte.

Hiemit war das Verhör des Cornet Semenow geschlossen, worauf ich zu dem des Wachtmeister Hortinja überging.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erdbeben zu Irkutsk. Das uralte vulcanische Gebiet des Baikal wird von neuem heimgesucht. Am 6 (18) August d. J. um 8 Uhr Morgens wurden die Bewohner von Irkutsk durch ein heftiges Erdbeben in Schrecken gesetzt. Die ersten zwei Stöße, die nur einige Secunden dauerten, wurden kaum bemerkt, der letzte Stoß war aber so stark, daß er mehrere Gebäude beschädigte, indem der Mörtel von der Decke fiel und in steinernen Häusern Risse entstanden. Seltsamer Weise war der heftige Stoß von keinem unterirdischen Getöse begleitet. Die Bewegung begann, wie gewöhnlich in Irkutsk, an der Nordwestseite. Eine so heftige Erschütterung hatte man seit dem 24 Februar 1829 nicht mehr erfahren. (Nordische Biene vom 20 September.)

Ducange's Glossarium. Dieß berühmte Werk: „Glossarium mediae et infimae latinitatis“ betitelt, wird gegenwärtig in Paris von den Gebrüdern Didot in sechs starken Quartbänden neu aufgelegt; 15 oder 16 Bogen sind bereits gedruckt, und die erste Lieferung, welche den vierten Theil des ersten Bandes umfaßt, soll gegen Ende des Jahres erscheinen. (Echo du Monde Savant vom 12 October.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 118** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Fortsetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Faust insbesondere.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 October 1839.

Oliver Twist von Dickens (Boz).

(Fortsetzung.)

Die hier in aller Kürze, mit Uebergehung vieler Incidenzpunkte und Episoden erzählte Fabel oder Verwicklung und Entwicklung der Geschichte macht wohl nicht das Hauptverdienst des Buchs aus, sondern dieß beruht ohne Zweifel weit mehr auf einzelnen Schilderungen [illegible] Veranschaulichung gewisser Zustände und Uebelstände der gesellschaftlichen Einrichtungen und der Zeichnung einzelner Charaktere, Originalitäten und Abnormitäten. Wir wollen einige Stellen ausheben, welche uns in der einen oder andern Beziehung ein besonderes Verdienst zu haben scheinen. Dickens scheint uns bei seinen Schriften neben dem poetischen meist auch noch einen wahrhaft humanen Zweck zu haben, er scheint sein Talent dem lobenswerthen Streben widmen zu wollen, auf Lächerlichkeiten nicht nur, sondern auch auf ärgerliche und empörende Uebelstände, schädliche Einrichtungen, thörichte und schlimme Gewohnheiten aufmerksam zu machen, und im vorliegenden Buch legt er es jedem fühlenden und denkenden Leser nahe, alles Ernstes seine Gedanken auf das Schicksal der armen Kinder hinzulenken, welche entweder keine Eltern haben, oder deren Eltern unvermögend sind, für ihren Unterhalt zu sorgen, und die daher der öffentlichen gezwungenen Wohlthätigkeit der Armenhäuser u. dgl. Anstalten anheimfallen. Jedem muß sich die Frage aufdrängen, ob und wie hier zu helfen sey? die Geißel der Armuth kann freilich nicht gebannt, das Schicksal von Tausenden armer und verwahrloster Kinder kann freilich durch keine menschliche Macht in ein freundliches verwandelt werden, aber deßwegen dürften doch solche Bücher wie das vorliegende nicht ganz wirkungslos bleiben. Wenn auch keine größere Geldmittel angeschafft werden können, so kann doch zur Erleichterung und Verbesserung des Geschicks solcher Armen schon viel geleistet werden dadurch, daß man in der Wahl der Vorgesetzten, der höhern und niedern Beamteten und Diener, in der Controle aller solcher Anstalten recht umsichtig und mit ernster Strenge verfährt, daß man möglichst aller Willkür, Tyrannei, Eigenmächtigkeit, dem schändlichen Eigennutz und den Unterschleifen steuert, durch welche harte und gewissenlose Menschen selbst noch an diesen Unglücklichen sich zu bereichern suchen oder ihr Müthchen an ihnen kühlen. Wie ergreifend ist gleich die Geburt Olivers erzählt:

„Im Armen- und Arbeitshause zu Mudfog kam Oliver zur Welt. Es war äußerst schwierig ihn zum Athmen zu bringen, und er lag eine Zeitlang [illegible] der Gränzscheide dieser und jener Welt. Wenn er während dieser Zeit von sorglichen Großmüttern, geschäftigen Tanten, erfahrenen Wärterinnen und hochgelahrten Doctoren umgeben gewesen wäre, so hätte er wahrscheinlich die Stunde nicht überlebt; aber es war niemand in seiner Nähe außer einer alten, ein wenig bierberauschten, Frau und dem Kirchspiel-Wundarzt, wovon die Folge war, daß Oliver endlich den Hausbewohnern seine Erscheinung in der Welt durch ein lautes Schreien ankündigte. Als er dieß Zeichen des Lebens gab, hob ein bleiches junges Frauenzimmer den Kopf vom Kissen empor und rief mit matter, bebender Stimme: „Laßt mich das Kind sehen und sterben."

Der Wundarzt ermahnte sie, nicht vom Sterben zu reden. „Ach Sir," sagte die Wärterin, „wenn die junge Person erst so alt geworden ist wie ich, und wie ich ihre dreizehn Kinder gehabt hat, die alle todt sind, ausgenommen zwei, die wie ich selbst im Armenhause sind, so wird sie keine so traurige Gedanken mehr haben, Sir. Sey sie ruhig, Kind, und bedenke sie die Freude, Mutter zu seyn."

Die tröstenden Worte schienen des gebührenden Eindrucks zu verfehlen. Die Wöchnerin schüttelte den Kopf und streckte die Arme nach dem Kind aus. Der Arzt reichte es ihr, sie küßte es, heftig erregt, mit den kalten weißen Lippen auf die Stirn, fuhr mit den Händen über ihr Gesicht, blickte wild umher, schauderte, sank zurück und starb.

„'S ist aus mit ihr," sagte der Wundarzt nach einigen vergeblichen Bemühungen, sie wieder zum Leben zurückzubringen: „das arme Kind!" sagte die Wärterin. „Sie brauchen nicht zu mir zu schicken," fuhr der Wundarzt fort, während er kaltblütig die Handschuhe anzog. „Es wird wahrscheinlich sehr unruhig seyn; geben Sie ihm dann ein wenig Hafergrütze." Er setzte den Hut auf, trat aber noch einmal an das Bett und sagte: „die Mutter sah gut aus; woher kam sie?" — „Sie wurde gestern Abend gebracht," erwiederte die Wärterin, „auf Befehl des Directors. Man hatte sie auf der Straße liegen gefunden, und sie muß ziemlich weit hergewandert seyn, denn ihre Schuhe wären ganz zerrissen; aber woher sie kam oder wohin sie wollte, das weiß Niemand." Der Wundarzt beugte sich über die Verblichene, hob die linke Hand derselben empor und bemerkte kopfschüttelnd: „die alte Geschichte; ich sehe, kein Trauring. Hm! gute Nacht!"

Er ging zu seinem Abendessen und die Wärterin fing an das Kind auszukleiden. Bis zu diesem Augenblick hätte man nicht sagen können, ob es das Kind eines Edelmanns oder eines Bettlers sey; das dürftige, verwaschene Kinderzeug des Armenhauses bezeichnete indeß sogleich seine gegenwärtige und zukünftige Stellung in der Welt, sein ganzes Schicksal, als Kirchspielkind — Waise des Armenhauses, halb verhungert und unter Mühe und Plackerei, verachtet von Allen, bemitleidet von Niemand, durch die Welt geknufft und gestoßen zu werden."

Nicht tröstlicher lautet die Erzählung von Olivers Kinderjahren.

„Nach den ersten zehn Monaten wurde er in ein drei Meilen entferntes Filial-Armenhaus versetzt, wo zwanzig bis dreißig andre kleine Uebertreter der Armengesetze unter der mütterlichen Aufsicht einer ältlichen Frau, welche für jeden derselben wöchentlich sieben und einen halben Penny erhielt, aufwuchsen, ohne zu gut genährt oder zu warm gekleidet und verzärtelt zu werden. Mit sieben und einem halben Penny läßt sich viel ausrichten und die Matrone war klug und erfahren. Sie wußte, wie leicht sich Kinder den Magen überladen können und was ihnen dient, eben so genau aber auch was ihr selbst gut war; sie verwendete daher einen beträchtlichen Theil des für die Kinder Bestimmten in ihren eignen Nutzen, fand demnach in der tiefsten noch eine tiefere Tiefe, und bewies somit, daß sie es in der Experimentalphilosophie in der That weit gebracht hatte. Jedermann kennt die Geschichte des Philosophen, nach dessen ruhmwürdiger Theorie ein Pferd im Stande war, ohne Nahrung zu leben, und der sein Pferd schon auf einen Strohhalm täglich heruntergebracht hatte, als es leider starb. Die mehrerwähnte Matrone wendete dasselbe System mit gleichem Unglück auf die Kirchspielkinder an, deren nicht wenige vor Kälte oder Hunger, oder weil sie einen Fall gethan, oder sich verbrannt hatten, starben und zu ihren Vätern in jener Welt, die sie in dieser nicht gekannt, versammelt wurden, wenn sie sie eben mit vieler Mühe so weit gebracht hatte, daß sie von der möglichst geringen Quantität möglichst schwacher Nahrungsmittel leben konnten. Stellten die Directoren unangenehme Untersuchungen an, oder thaten die Geschwornen lästige Fragen, so schützten dagegen das Zeugniß und die Aussagen des Wundarzts und des Kirchspiel-Dieners. Der Erstere hatte immer die Leichen geöffnet und nichts darin gefunden (was sehr natürlich zuging), und der Letztere beschwor immer, was dem Kirchspiel angenehm war, und gab damit einen großen Beweis von Selbstaufopferung und Hingebung. Das Armen-Collegium besuchte von Zeit zu Zeit die Filial-Anstalt, und schickte Tags zuvor den Kirchspieldiener, um seine Ankunft zu verkünden. Und dann sahen die Kinder immer gut und reinlich aus, und was konnte man mehr verlangen?"

Olivers Ankunft im Armenhause wird so geschildert:

„Angelangt im Armenhause führte ihn Bumble in ein großes Zimmer mit weiß übertünchten Wänden, wo (denn es war Sitzungstag) acht bis zehn wohlbeleibte Herren an einem Tische saßen. Ein besonders dicker Herr mit einem runden rothen Gesicht präsidirte und begann das Verhör. „Wie heißt du, Knabe?" Oliver bebte, denn der Anblick so vieler Herren brachte ihn gänzlich außer Fassung; Bumble suchte ihn durch eine kräftige Berührung mit dem Kirchspieldienerstab zu beleben, und er fing an zu weinen. Er antwortete daher sehr leise und zögernd, worauf ihm ein Herr in weißer Weste zurief, er wäre ein dummer Junge, was ein vortreffliches Mittel war, ihm Muth einzuflößen. „Knabe," sagte der Präsident, „hör' was ich dir sage, du weißt doch, daß du eine Waise bist." — „Was ist denn das, Sir?" fragte der unglückliche Oliver. „Er ist [illegible] ein dummer Junge — ich sah es gleich," sagte der Herr mit der weißen Weste sehr bestimmt. „Du wirst doch wissen," nahm der Herr wieder das Wort, der zuerst gesprochen, „daß du weder Vater noch Mutter hast und vom Kirchspiel erzogen bist?" — „Ja, Sir," antwortete Oliver, bitterlich weinend. „Was heulst du?" fragte der Herr mit der weißen Weste; und es war in der That höchst auffallend, daß Oliver weinte. „Ich hoffe doch, daß du jeden Abend dein Gebet hersagst," fiel ein andrer Herr in barschem Ton ein, „und für diejenigen betest, die dir zu essen geben und für dich sorgen?" — „Ja, Sir," stotterte Oliver. „Wir haben dich hieherbringen lassen," sagte der Präsident, damit du ein nützliches Geschäft lernen sollst. Du wirst also morgen früh um sechs Uhr anfangen Werg zu zupfen." Oliver wurde hierauf wieder hinausgeführt und schluchzte so lange bis er einschlief.... Das Gemach, in welchem die Knaben gespeist wurden, war eine Art Küche, und der Speisemeister theilte ihnen aus einem kupfernen Kessel am untern Ende ihre Haferbrei-Portionen zu, einen Napf voll und nicht mehr, ausgenommen an Sonn- und Feiertagen, wo sie auch noch ein ziemlich kleines Stück Brod bekamen. Die Näpfe brauchten nicht gewaschen zu werden, denn sie wurden mit den Löffeln der Knaben so lange polirt, bis sie wieder vollkommen blank waren; und auch an den Löffeln und Fingern blieben Speisereste niemals hängen. Kinder pflegen eine vortreffliche Eßlust zu besitzen. Oliver und seine Cameraden hatten drei Monate die Hungerdiät ausgehalten, vermochten sie nun aber nicht mehr länger zu ertragen. Ein für

sein Alter sehr großer Knabe, dessen Vater ein Garkoch gewesen, erklärte den übrigen, daß er, wenn er nicht täglich zwei Näpfe Haferbrei bekäme, fürchten müsse, über kurz oder lang seinen Bettcameraden, einen kleinen, schwächlichen Jungen, aufzuessen. Seine Augen waren verstört und rollten wild. Die halbverhungerte Schaar glaubte ihm, hielt einen Rath, looste darum, wer nach dem Abendessen zum Speisemeister gehen und um mehr bitten solle, und das Loos traf Oliver Twist. Der Abend kam; der Speisemeister stellte sich an den Kessel, der Haferbrei wurde ausgetheilt und ein breites Gebet über der schmalen Kost gesprochen. Die letztere war verschwunden, die Knaben flüsterten unter einander, winkten Oliver und die zunächst Sitzenden stießen ihn an. Der Hunger ließ ihn alle Bedenklichkeiten und Rücksichten vergessen. Er stand auf, trat mit Napf und Löffel vor den Speisemeister hin, und sagte, freilich mit ziemlichem Beben: „Bitt' um Vergebung, Sir, ich möchte noch ein wenig." Der wohlgenährte, rothwangige Speisemeister erblaßte, starrte den kleinen Rebellen wie betäubt vor Erstaunen an und mußte sich am Kessel festhalten. Oliver wiederholte unter Furcht und Zittern seine Worte, und nunmehr ermannte sich der Speisemeister, schlug ihn mit dem Löffel über den Kopf und rief laut nach dem Kirchspieldiener. Das Armencollegium war eben versammelt und Bumble stattete in großer Aufregung seinen Bericht ab. Oliver Twist hatte mehr gefordert! das Collegium war empört. „Hören wir recht? nachdem er gegessen, was zum Abendbrod festgesetzt ist?" fragte Mr. Limkins. Bumble bejahte. „Denken Sie an mich, Gentlemen," sagte der Herr mit der weißen Weste, „der Knabe wird dereinst gehangen werden!" Die Herren hielten feierlichen Rath, und das Resultat bestand darin, daß Oliver eingesperrt, und durch öffentlichen Anschlag die Summe von fünf Pfunden demjenigen, der Oliver zu sich nehmen würde, gelobt wurde, oder mit andern Worten, man bot Oliver Twist um fünf Pfund aus an Jedermann, der eines Lehrlings oder Laufburschen bedürfte, gleichviel wo oder in welchem Handwerk oder Geschäft."

(Fortsetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust insbesondere.

(Fortsetzung.)

Ueber die Idee des Ganzen und den Zusammenhang beider Theile heben wir Folgendes aus:

„Im ersten Theil ist Faust anfänglich die Beute des Zweifels am Wissen und dann aller Gluthen der Poesie. Man sieht ihn kämpfen mit den hohen Ansprüchen und Bedürfnissen eines stolzen und rastlosen Geistes, der alle Geheimnisse ergründen und der Erde ihre göttlichsten Wonnen rauben möchte. Dieser Kampf endigt mit dem Pact, den er dem Mephistopheles unterzeichnet, welchem Faust im andern Leben angehören will, wenn seine Sehnsucht hienieden gestillt wird. Jetzt fängt die Handlung an, die unruhigen und verhängnißvollen Beziehungen, in welche er mit der Natur und der Menschheit tritt, die Umwandlung Fausts, seine Liebe zu Gretchen, der Blocksberg mit seinen hundert Täuschungen, Alles sind eben so viele Versuche, diese unersättliche Seele zu stillen. Alle sind vergeblich; das Glück und die Verzweiflung, wie zwei entgegengesetzte Winde, regen jeden Augenblick das Meer seines Bewußtseyns auf; er stürzt aus den Höhen des Glaubens in die Abgründe des Zweifels, geht von Prüfung zu Prüfung, pflückt die süßesten Früchte vom Baum des Lebens und die bittersten; aber in diesem Tumult keine Ruhe, kein Genuß. Und wie könnte es auch anders seyn, so lange noch ein göttlicher Funken in der warmen Asche seines Herzens zittert, so lange noch nicht der Geist der Verneinung unumschränkter Herr seines Wesens ist? Bei jedem Schritt, den er im Leben macht, stößt er an einen Stein und strauchelt; er sucht die Wahrheit, die Kraft, die Einheit und findet nur das Gegentheil davon. Er öffnet die Arme im leeren Raum, mit allen seinen Kräften eine Creatur anrufend, die ihn aufrecht halte und tröste, und wenn er glaubt sie gefunden zu haben, merkt der Unglückliche, daß er nur die Leere umarmt! Es ist mit seinem Glück wie mit seinen Schmerzen. Mitten in seinen hingegebensten Entzückungen, wenn die Trunkenheit ihn über die Sorgen des Augenblicks weg trägt und über die Furcht, plötzlich die Wonnen verschwinden zu sehen, in welchen er schwelgt: erwachen geheimnißvolle Wünsche in ihm, die Erinnerung an die Gottheit fällt wie ein Strahl vom Himmel in seine Seele, um ihre Trümmer zu beleuchten, und jetzt sehnt er sich mit bitterm Schmerz, blaß, traurig, verzagt, nach der ewigen Dauer und der heitern Weihe, welche das Gute allein verleiht. Auch gehorcht er nur gezwungen am Ende des ersten Theils dem schrecklichen: Her zu mir! des Mephistopheles. Der Teufel hat seine Wette in keiner Weise gewonnen, so wenig dem Dichter als dem Menschen gegenüber.

Am Ende des ersten Theils ließen wir Faust in den Qualen eines Kampfes, der nicht länger dauern konnte, und im Anfang des zweiten finden wir ihn wieder im Schooß der fruchtbarsten Natur, auf dem jungen Grase liegend, umgeben von singenden Genien und murmelnden Bächen. Die Genien der Luft, die Wasserfälle, der Regenbogen, welche Gesellschaft ist dieß für eine Seele, welche überall die unheilvollen Spuren der Wirklichkeit an sich trägt! Der goldne Zauberstab der Phantasie hat die Quelle gefunden und eröffnet, lebendige Wasser sprudeln in fröhlicher Fülle hervor. Der Geist berauscht sich in Licht, Duft und Liebe. Seine Freude ist um so inniger und heitrer, je tiefer seine Niedergeschlagenheit und seine Trauer gewesen. Der Contrast ist bewundernswerth." u. s. w.

Dieß wird weiter ausgeführt; aber über dem begeisterten Lobe dieses gewiß wunderschönen Contrasts versäumt der Kritiker die Nachweisung des innern Zusammenhangs oder Fortschritts der Tragödie; er weist nicht nach die schon öfters bezweifelte Identität der Person des Faust im ersten und zweiten Theil und geht so über ein Hauptproblem des Erklärers allzuleicht weg. Sofort gibt H. Blaze den Gang der Entwicklung ziemlich ausführlich und genau an, mit eingestreuten Reflexio-

nen und Erklärungen, und theilt reichliche Uebersetzungsproben, theils von den Gesprächen, in Prosa, theils von den mehr lyrischen und pathetischen Stellen, in Versen mit. Dieser Entwicklung können wir natürlich nicht folgen, und heben daher nur Einzelnes aus. Ueber die **Mütter**, worüber man in Deutschland schon viel hin und her gestritten hat, sagt Blaze in einer Anmerkung:

„Hier scheint sich das Räthsel absichtlich noch mehr zu verwickeln. Daß Mephistopheles eine Schöpfung der katholischen Legende, alle Rechte über die Heroen des Alterthums verliert (es handelt sich nämlich darum, Paris und Helena zu beschwören), dieß begreift sich leicht; aber was bedeuten die **Mütter**, die in der Tiefe wohnen? Es ist einleuchtend, daß der Dichter nicht auf den Tartarus der Griechen hindeuten will, denn die dort befindlichen Wesen haben auch schon in der Zeit und im Raum gelebt; weder Elysium noch Tartarus erwecken das Gefühl oder Einsamkeit, von welcher er spricht. Faust will die Gestalten der Fabel und der antiken Poesie beschwören; wo nun diese Gestalten finden als im Reich der Ideen? Man höre Platon: „Die Ideen, die ewigen Vorbilder der Dinge, treten nie in das veränderliche Daseyn ein, sie verwandeln sich nicht, sie existiren nicht. Von ihrer ewigen Heimath, der ewigen Einheit, dem Schooße der Gottheit aus werfen sie ihre Bilder auf alle Schöpfungen der Natur und des menschlichen Geistes." Gewiß ist, daß in der Theorie der Alchymisten das Wort Mütter auch zur Bezeichnung der Metalle und der Ursubstanzen dient: elementa sunt matrices. Für diejenigen, die da wissen, mit welchem Eifer Goethe in seiner Jugend dem Studium der geheimen Wissenschaften sich hingab, ist klar, daß das Wort **Mütter** bei Goethe von den Alchymisten des Mittelalters entlehnt ist. Im ersten Augenblick erschrickt Faust; verloren und versunken im Reich der Sinne, widersagt ihm jede göttliche Speculation. Vielleicht erweckt auch das Wort in ihm die Erinnerung an Gretchens Schwangerschaft. Mephistopheles seines Theils will nichts mit den Müttern zu thun haben; er hält sich nur an die festen und körperhaften Dinge. Daher hofft nun Faust, nachdem er sich einmal auf den Gesichtspunkt des Geistes erhoben hat, in seiner erhabnen Verzückung, das **All** im Nichts des Mephistopheles zu finden; denn nur im Reich der Ideen kann er die Befriedigung schöpfen, die er überall sonst im Universum vergebens gesucht hat. Und weilt dort nicht auch die reine Schönheit?" *)

Ueber die Scene zwischen Mephistopheles und dem zum **Baccalaureus** herangereiften **Schüler** des ersten Theils sagt Blaze:

„Hier tritt Mephistopheles seinen Platz an Goethe ab, und die empfindlich reizbare Persönlichkeit des Greises bemächtigt sich der Scene; es ist immer noch dieselbe Ironie, dieselbe verachtungsvolle Kaltblütigkeit, der gleiche Ton der Geringschätzung und des Sarkasmus; nur bricht durch diese Maske der Leidenschaftslosigkeit, die er vornimmt, das Gefühl tiefer Trauer hindurch; die Melancholie dieses erhabenen Antlitzes wird sichtbar durch die Oeffnungen der steinernen Maske, die es bedeckt. Im ersten Theil Faust hat die Ironie dieser Scene etwas Lustiges und Ansprechendes, weil sie mehr oben herab spricht; die leichte und familiäre Art, den armen Teufel zu behandeln, der für alle Laufbahnen gleichen Beruf in sich spürt, und ihn mitten unter die Wissenschaften hineinzuwerfen, die ihn einander wie einen Ball zuwerfen, ohne daß er weiß, wo sich fixiren, hat mehr von der Persiflage als von der Ironie an sich. Hier dagegen ist von allem dem nichts. Wenn die Ironie im zweiten Theil Faust hervortritt, so ist sie finster, verdrießlich, voll Bitterkeit und Galle. Vielleicht liegt der Grund dieser Verschiedenheit ganz in der Verschiedenartigkeit der Zeit. Die erste Scene ward gedichtet im Alter von zwanzig Jahren, das Auge auf die Zukunft gerichtet, wo, was man auch sage, die Sonne immer glänzt, die andre mit siebzig, die Blicke auf die Schatten der Vergangenheit zurückgekehrt; in dem Alter, wo man alle Erfahrungen an den Menschen und an den Dingen gemacht hat, wo man weiß, was von edlem und fruchtbarem Saft die Frucht des Gedankens geben kann unter der mächtigen Hand, die sie ausdrückt; in der immer traurigen Zeit, wo der Mann von Genie die Welten um ihn her sich lichten sieht, wo der Abfall beginnt, wo man fühlt, daß man zu lange nicht stirbt, und daß man von Tag zu Tag einsamer wird in dem Leichentuch des Ruhms. Mephistopheles gegenüber dem Baccalaureus ist nichts Anderes, als Goethe gegenüber der heutigen Jugend, dieser rastlosen, ungestümen, zugleich hingebungsvollen und rebellischen Jugend, die mit Leib und Seele dem ersten Ruhm, der sie blendet, folgt; nicht leben kann in dem engen Kreis einer unveränderlichen Bewunderung, und früher oder später das Joch der Autorität ungeduldig abwirft." — „Es findet sich hier ein entsetzliches Wort, das im Mund des Mephistopheles Niemand befremden darf, und das Goethe mit dem eisigen Lächeln der Ironie und der Genugthuung ausspricht. Diese unermeßliche Bahn durchlaufen, Faust und Werther geschrieben, von einem kleinen deutschen Herzogthum aus die Welt mit dem Klang seines Geistes erfüllt haben, und das Alles, um am Ende laut diesen Ausspruch der Verzweiflung und des Todes zu proclamiren:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?"

Das ist vielleicht eine der gräulichsten Lästerungen, welche je aus dem Munde dieses Mannes gekommen, welcher deren so viele ausstieß" u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber die Bedeutung der **Mütter** kann man vergleichen: Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Von Ch. H. Weiße. S. 190 und flg.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1839.

Die Kirchen Moskau's.

(Von J. G. Kohl.)

Die eigentliche Anzahl der Kirchen Moskau's zu bestimmen, ist sehr schwer, und man findet darüber die abweichendsten Angaben der Schriftsteller. Während einige von 1500 Moskau'schen Kirchen sprechen, bestimmen andere die Summe auf 500, und wieder andere reduciren sie noch mehr auf 260. — Es kommt natürlich dabei auf die Art der Zählung an, und auf den Begriff, den man von Kirche aufstellt. Versteht man darunter jeden durch Ummauerung abgesonderten, dem Gottesdienst bestimmten Raum, und begreift man so auch alle kleinen an größere Kirchen angehängten Capellen, so wie die Kirchen in den Privathäusern der Großen, und eben so die Capellen über den Gräbern Verstorbener darunter, so können leicht ein paar Tausend solcher Räume herauskommen. Zählt man die kleinen Grab- und Privatcapellen nicht mit, und eben so nicht die kleinen Gotteshäuschen, welche die Klöster hie und da an besonders lebhaften Straßenecken für die Vorübergehenden erbaut haben, sondern bloß die eigentlichen öffentlichen großen Kirchen, so fragt sich doch hier wieder mancherlei. Einige dieser Kirchen sind doppelt, so daß eine Etage unten für den Winter, und eine zweite oben für den Sommer bestimmt ist. Manche zählen nun diese Sommer- und Winterkirche besonders, manche fassen sie in Eins zusammen. Ja, es gibt sogar Kirchen in Moskau, die eigentlich aus einer Menge kleinerer Kirchen zusammengestückt sind, von denen jede ihren eigenen Namen hat, und von den übrigen völlig abgeschlossen ist. So könnte man die Kirche des Schutzes der heiligen Jungfrau eben so gut für zwölf, als für eine Kirche gelten lassen. — Endlich haben die Klöster gewöhnlich Eine Hauptkirche, neben dieser aber noch drei, vier, fünf Nebenkirchen, in denen oft nur alle Jahre einmal Gottesdienst ist, und die daher zuweilen gar nicht mitgezählt werden.

Genug Moskau hat unzählige für den Gottesdienst bestimmte Gebäude, und alle Gegenden der Stadt wimmeln von den vielen kleinen, goldenen, silbernen und grünen Kuppeln und Thürmchen der Kirchen und Capellen. Die ganze Stadt ist daher auch dem gemeinen Russen eine heilige, vor der er, wenn er heranreisend sie zuerst erblickt, sein andächtiges Kreuz und Gebet macht. Das Classischste und Heiligste aber von allen, die heilige Quintessenz aus dieser ganzen verehrungswürdigen Masse, vereint auf engem Raume der innere Kern Moskau's, der Kreml, auf seiner bergigen Höhe.

Es ist ein kleiner, vom Kaiser Nicolaus mit einem hohen, prachtvollen, eisernen Gitter umgebener Platz auf dem Kreml, der sogenannte Kathedralenplatz (Sabornoi-Ploschtschad), an dem alle interessantesten Gebäude des Kremls überhaupt, und insbesondere auch die wichtigsten aller Moskau'schen Kirchen in geweihter Nachbarschaft zusammenliegen, die Kirche der Zarengräber, die Kirche mit den Patriarchengräbern, die Kathedrale der Krönung, die Kirche des zarischen Palastes, der Haupteingang zu diesem Palaste selbst mit der rothen Treppe, die zum Saale des Krönungsmahles führt, der große Johann, der höchste Thurm der Zarenstadt, das Terema, ein besonderer Theil des alten Palastes, die Capelle der Höhlenmutter Maria — dieß Alles und noch Anderes drängt sich hier zusammen, und blickt in den kleinen Kathedralenplatz hinein. Wo die Gebäude nicht völlig aneinanderstoßen, kettet sich jenes vom Kaiser Nicolaus erbaute Eisengitter verbindend dazwischen, und schließt den ganzen berühmten Platz völlig ab, der Alles in sich faßt, was das Herz eines rechtgläubigen moskowitischen Patrioten befriedigen und erheben kann. Es ist eigentlich schwer zu sagen, welches von allen diesen gottesdienstlichen Gebäuden das wichtigste sey, und keine dieser verschiedenen Kirchen genießt eines ihr etwa von der Kirchen- oder Staatsgewalt zuerkannten Vorranges. Doch möchte wohl der Uspenski Sabor insofern der Vorzug gebühren, als sie die Krönungskirche der Kaiser ist, und ehemals auch die Patriarchen in ihr beim Gottesdienst fungirten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien. Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

(Schluß.)

Mohammed Schah berief seine regulären Truppen aus Choi, um mit diesen nach Teheran aufzubrechen; anfangs

wollten sie nicht von der Stelle rücken, bis man ihnen ihren rückständigen Sold bezahlt habe, sie ließen sich aber doch endlich bewegen und marschirten nach Tebris, wo man sie zu bezahlen versprach, ohne zu wissen, wo man das Geld hernehmen solle. Ich besuchte das Lager, fand aber viel Unordnung und wenig kriegerischen Geist; nur die Artillerie hatte ein etwas besseres Aussehen.*) Im Lager traf ich meinen Bekannten, Ali Khan, den Nasaktschi Baschi oder Gendarmerie-Commandanten, und war sehr erfreut ihn zu sehen: er ist ein furchtbarer Schwätzer und manchmal sehr originell. Ich lud ihn ein, mit mir nach der Stadt zurückzukehren, und er erzählte mir auf dem Wege eine Menge Neuigkeiten, die er größtentheils selbst erfunden hatte, und kündigte mir sodann an, daß er im Gefolge des Schahs nach Teheran gehen werde. Die Figur Ali Khans und seine Erzählungsweise sind höchst komisch: ungeheure hervorstehende Ochsenaugen, eine abgeplätschte Nase, ein unendlicher Mund, und das ganze Gesicht voll Falten und von zimmetgelber Farbe. Wir ritten im Schritt. Von politischen Neuigkeiten ging er auf verschiedene Mährchen und Sprüchwörter über, und trug mir eine ganze halbe Stunde lang eine Anekdote von einem Affen und einem Menschen vor, unter Grimassen und Körperverdrehungen, die eines Affen würdig waren. Ich zog es vor, ihn wieder auf das vorige Capitel zurückzubringen.

„Wißt Ihr nichts von dem Kaimakam,“ fragte ich ihn, „er scheint mir ein außerordentlicher Mann.“

„Bah! außerordentlich!“ erwiederte er, und zog die Unterlippe mit einer verächtlichen Miene nach oben, wodurch sein Gesicht sich in Falten zog, wie ein verbrühter Pilz.

„Vielleicht haltet Ihr den Kaimakam für einen Narren, da Ihr bei seinem Namen eine so verachtungsvolle Miene macht.“

Ali Khan erschrack, da er glaubte, ich wolle den Angeber gegen ihn machen; ich lachte im Herzen über seinen Schrecken, beruhigte ihn bald, und das Gespräch ging seinen Gang fort. „Sagt mir doch etwas über den Kaimakam,“ fuhr ich mit einem ermunternden Lächeln fort; „ich schwöre Euch bei meinem Kopfe, daß Niemand in Persien wissen soll, was Ihr mir mittheilt.“

„Was soll ich Euch von diesem abscheulichen Menschen sagen! Außer seinen niedern Streichen weiß ich nichts von ihm.“

„Wie? ein abscheulicher Mensch?“ rief ich ziemlich laut. „Ist der Kaimakam ein abscheulicher Mensch?“

„Ach, um Gottes willen, wie Ihr mich erschreckt!“ sagte Ali Khan. „Wenn einer von den Horchern des Kaimakam uns hört, so geht es mir schlecht.“ Mit sichtlicher Furcht blickte Ali Khan, obwohl wir uns auf freiem Felde befanden, nach allen Seiten hin und her, schämte sich aber bald selbst seiner übertriebenen Furchtsamkeit, und fing an, mit mir darüber zu lachen. Dann nahm er aufs neue eine wichtige Miene an, strich seinen Bart, und sprach ein kurzes Gebet, wie es die Perser häufig ins Gespräch mischen.

„Wie ist es, Khan? Ihr habt mir noch nichts von dem Kaimakam erzählt; liebte ihn der verstorbene Abbas Mirza?“

„Er liebte ihn so, daß kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht ausgzankte oder gar prügelte. Was ist das für ein Mensch, dieser Kaimakam! Ich z. B. das ist was Anderes; ich bin 60 Jahre alt, seit 40 Jahren im Dienst und befand mich 23 Jahre lang bei dem verstorbenen Naib Sultan (Thronfolger) Abbas Mirza als Nasaktschi und Nasaktschi Baschi. Was ist das für ein Hund, daß er sich mir gleichstellt! Allah sey gedankt, ich habe von Sr. Hoheit, dem verstorbenen Naib Sultan, für meinen eifrigen Dienst in 23 Jahren nur Eine Maulschelle erhalten, er aber Wallah, Billah! hat ihrer mehr empfangen als Sterne am Himmel sind.“

Ich hatte die größte Mühe, das Lachen zu halten, wollte aber das Gespräch fortsetzen, das unterhaltend wurde, und mir mit Einem Zug das volle Maaß persischer Niederträchtigkeit gab. Ich fragte darum weiter: „war die Ohrfeige stark, die Se. Hoheit Euch zu geben beliebte?“

„Ja wohl, er hatte eine schwere Hand.“

„Weßhalb gab er sie Euch denn?“

„Eben wegen dieses Hundssohns, des Kaimakam. Er war aufgebracht gegen ihn wegen seiner ewigen Narrheiten; ich war gerade bei ihm, und sagte etwas Ungeschicktes, patsch! So Gott will, werde ich noch dem Vater des Kaimakam das Grab verunreinigen!“

„Aus Allem dem sehe ich, daß Ihr ihn nicht leiden könnt, wenn Ihr aber bei ihm seyd, versichert Ihr, daß Ihr bereit seyd, ihm Euern Kopf zum Opfer zu bringen.“

„Ich bin nicht so einfältig, daß ich anders sprechen sollte; meine Augen sind mir zu lieb. Ich versichere Euch, wenn er nur den hundertsten Theil von dem wüßte, was ich mit Euch spreche, ich würde ihn in meinem Leben nicht mehr los. Aber um Ali's Willen, wir wollen nicht mehr von ihm sprechen. Sein Name ist mir zuwider.“

Wir ritten den übrigen Theil des Weges fast schweigend fort; als wir uns meinem Quartiere näherten, entschuldigte ich mich, daß ich ihn nicht zu mir einladen könne, indem ich nur einen Augenblick zu Hause bliebe, und gleich wieder fortginge.

„Erlaubt, Barun,“ sagte das furchtbare Haupt der executiven Polizei. „Noch ein Wörtchen. O, meine Seele, könntet Ihr mir nicht noch einige Bouteillen von dem Scherbet schicken, wovon Ihr mir vor einer Woche gegeben habt?“

„Mit Vergnügen, mein lieber Khan! Allah Hafis!“ (Gott behüte Euch!)

„Allah schütze eure Söhne.“

Wir trennten uns. Zu Hause angekommen, schickte ich dem alten Ali Khan sechs Bouteillen Madera; dieß war der Scherbet, um den er mich gebeten hatte.

Ich kann jedoch von meinem geehrten Freunde, dem Nasaktschi Baschi, mich nicht trennen, ohne eine Anekdote zu erzählen, die ich von ihm gehört habe. Es handelt sich nicht um Züge von Niederträchtigkeit und Doppelzüngigkeit, sondern von der Treulosigkeit, der Unmenschlichkeit, zu der ein Perser manch-

*) Siehe über die Truppen im Lager Nr. 178 v. d. J.

mal diese beiden Sünden treibt. Man muß die Eigenschaften des Tigers, der Katze und des Luchses verbinden, um den Charakter des jetzigen Persers zu erhalten. Die Einwohner von Yezd, deren Gouverneur Mohammed Weli Mirza, einer der Söhne des Schahs, war, hatten in Verbindung mit den Wanderstämmen der Bakthiaris und Schahsewen, so wie mit dem Gouverneur selbst, große Unordnungen verübt. Um diesen Unordnungen ein Ende zu machen, mußte der verstorbene Schah Truppen unter Kasim Khan dahin schicken; ich wage nicht, die Richtigkeit des Namens zu behaupten, glaube indeß, daß es der rechte ist. Als Mohammed Weli Mirza die Annäherung der Truppen vernahm, verließ er sein Haus, d. h. seinen Harem, und floh aus der Stadt. Kasim Khan war, es ist unbekannt aus welchem Grunde, ein geschworner Feind Weli Mirza's, bestrafte die Einwohner von Yezd hart, und benutzte die Gelegenheit, sich auch an dem Prinzen zu rächen, indem er alle seine Weiber auf eine schimpfliche Weise aus der Stadt jagte. Weli Mirza beklagte sich bei seinem Vater, aber der Schah wollte nicht gern eine Untersuchung über den strengen Heerführer verhängen, und beredete seinen Sohn, das Vorgefallene zu vergessen. Indeß berief er beide nach Teheran, redete ihnen freundlich zu, ermahnte sie zum Frieden, und forderte sie auf, sich zu umarmen. Weli Mirza verzieh Kasim Khan von ganzer Seele, und theils um ihm zu beweisen, daß er keinen Zorn hege, theils um das neue Bündniß zu befestigen, lud Weli ihn in Gegenwart des Schahs auf den Abend zu einem Gastmahl ein. Kasim Khan konnte dieß nicht ablehnen, der Abend kam, und er begab sich zu dem Prinzen, konnte jedoch nicht begreifen, wie Weli Mirza eine so furchtbare Beleidigung so schnell und so leicht vergessen habe. Da er seine Landsleute allzu gut kannte, sah er Verrath voraus, und wollte beim Eingange in das Haus des Prinzen sich mit dem Dolche erstechen. Man hielt ihn zurück. Der Prinz erschöpfte sich in allen Beweisen einer aufrichtigen Freundschaft, war beim Abendessen ausnehmend fröhlich, scherzte, lachte und trank Wein mit seinem theuern Gaste. Die muntere Gesellschaft blieb bis tief in die Nacht sitzen. Als das Gespräch, das Lachen und Scherzen in vollem Zuge war, öffneten sich plötzlich zwei Thüren, und daraus stürzte ein Anzahl Weiber, ergrimmt, wie die Furien, hervor, und warfen sich mit Messern aller Art, mit Nadeln, Stöcken u. dgl. auf den unglücklichen Khan und rissen ihn in Stücke. Dieß waren die Weiber Weli Mirzas, dieselben, welche Kasim Khan schimpflich aus Yezd hinausgejagt hatte.

Der vereitelte Mord.

(Fortsetzung.)

Paul Iwanowitsch Hertinja gibt an, er sey im Jahre 1787 in der Stadt Smolensk geboren; er wurde im Jahre 1805 ausgehoben, und war 52½ Jahr Soldat, und 15 Jahre und 4 Monate Wachtmeister. Er hat achtzehn Feldzüge mitgemacht, war in neun und dreißig Schlachten und in hundert sieben und dreißig Gefechten; er trägt das St. Georgen-Kreuz und fünf Medaillen. Er hat den Dienst im Monat October 1858 verlassen. Sein Abschied und seine Zeugnisse könnten nicht ehrenvoller seyn.

Frage. Was war der Grund deines Grolles gegen den Cornet Semenow?

Antwort. Keiner. Ich fand ihn stets gut und wohlwollend wie einen Vater. Ich sagte dieß auch meinen Soldaten. Wir hatten keinen bessern Officier.

Fr. Was konnte dich demnach veranlassen, ein so schändliches Verbrechen zu begehen, ihm nach dem Leben zu trachten?

Antw. O Vater! (eine gewöhnliche Ausrufung des russischen Soldaten.) Meine Handlung ist schändlich! Aber hören Sie mich, ich werde Ihnen Alles sagen. Ich, ein Greis, der sein fünfzigstes Jahr erreicht hat, liebte zum Erstenmal ein Kind, diese Nadieschda; ich liebte sie, wie unsere Väter die ehrenvolle Kaiserin Katharina liebten. (Hier entblößte er sein Haupt und machte das Zeichen des Kreuzes.) Ich war Wachtmeister und hatte einiges Vermögen in Händen; sie war arm, und ein einfaches Bauernmärchen, eine Sklavin. Ich wollte sie heurathen, indem ich sie ihrem Herrn, dem Grafen Strogonoff, abkaufte; ich hätte 500 Rubel bezahlt. Ihr Vater willigte in Alles; aber sie, sie wies mich mit Geringschätzung zurück, ohne daß ich begreifen konnte, warum. Während dieser Zeit kam Tsaryna zu mir und sagte mir: „Du bist traurig, Camerad, und hast Unrecht. Nadieschda ist die Geliebte des Cornets; sie verläßt beinahe das Haus nicht mehr, in dem er wohnt; das weiß Jedermann, und du allein scheinst es nicht glauben zu wollen.“ Das Herz stockte mir bei diesen Worten, mein Kopf drehte sich im Kreise; aber ich sagte nichts, denn der Cornet Semenow war mein Officier. Ich fing bloß an, Nadieschda zu beobachten, und sah auch wirklich, daß sie oft in das Haus ging, wo er wohnte. Damals kam mir kein Gedanke an Rache in den Sinn. Zu jener Zeit nahm der Cornet seine Entlassung und ging nach Kostroma. Ich sah die Thränen Natieschda's, der Kummer nagte an ihrer Gesundheit und der Schmerz bleichte ihre Wangen; aber ich liebte sie fortwährend. So verging ein Jahr; ich wiederholte meinen Heurathsantrag; Nadieschda wies mich abermals ab, gestand mir aber, daß sie den Cornet Semenow liebe, und schwur, sie würde keines Andern Weib werden. Damals wurde Tsaryna mein Freund und mein Vertrauter; er stellte mir den Cornet als den Verführer des jungen Mädchens dar, und ich beschloß, sie zu rächen. Ich erhielt meine Entlassung, er seinen Urlaub, und wir begaben uns nach Kostroma.

Der Empfang von Seite des Cornet, seine Biederkeit, seine Offenherzigkeit entwaffneten mich. Trotz der Einreden Tsaryna's beschloß ich, die verbrecherischen Plane, die ich gefaßt, aufzugeben. So standen die Sachen, als der Cornet Semenow beschloß, sich nach Astrachan zu begeben. Tsaryna bat um die Stelle als zweiter Matrose, und erhielt dieselbe. Am Tage vor der Abreise sprach er mit mir von unserem früheren Plan; ich wurde unwillig; er pries die Schönheit Natieschda's, sprach von ihrem Unglück, von meiner Schande. Ich sagte nichts, aber Gott allein weiß, welche Höllenqual mein armes Herz erduldete. Hier schwieg er, und sein Gesicht zeugte von lebhafter Bewegung.

Fr. Was geschah dann weiter?

Antw. Wir reisten ab. Am dritten Tage unserer Fahrt wurde der erste Matrose und der Bediente krank: so wahr ich Gott bitte, meine arme Seele zu retten und mir mein Verbrechen zu verzeihen, ich wußte nichts von der Ursache ihrer Krankheit; ich rieth dem Cornet

einen andern Matrosen zu nehmen, er wollte aber nicht, denn der Fluß bietet keine Schwierigkeiten und seine Strömung ist rasch. Wir fuhren also weiter.

Fr. Und als Ihr vor dem Dorfe Trehmiria ankamt?

Antw. Tsarpna sprach fortwährend mit mir von Nadieschda. Beim Anblick des Dorfes fühlte ich mich bewegt, beunruhigt, und als der Cornet mir von Nadieschda sprach, war ich meiner nicht mehr Herr, ich zog mein Messer und durchbohrte ihn.

Fr. Habt Ihr einen oder mehrere Stöße geführt?

Antw. Davon weiß ich nichts mehr, ich war von Sinnen.

Fr. Hat Tsarpna bei Vollziehung des Verbrechens Euch unterstützt?

Antw. Ich kann es nicht sagen; ich erinnere mich bloß, daß er ausrief: „Man kommt, eine Barke, eine Barke!"

Fr. Und was thatet Ihr hierauf?

Antw. Ich war wüthend, in Verzweiflung, außer mir. Als es Tag wurde, sah ich die Ufer, den Fluß, aber weder den Cornet, noch das Dorf Trehmiria. Tsarpna stellte mir den ganzen Umfang meines Verbrechens vor. Ich wollte mich in das Wasser stürzen, hatte aber nicht genug Kraft dazu. Ich ließ mich überreden, daß ich leben und mein Heil in der Flucht suchen müsse.

Fr. Auf welche Weise gingt Ihr es an, bei eurer Ankunft zu Rybinsk eure Ladung zu verkaufen?

Antw. Ich kannte den Hieronymus Smilabesch, und gestand ihm mein Verbrechen. Er versprach uns zu retten, wenn ich ihm die Ladung geben würde, und nahm es über sich, das Uebrige in Ordnung und uns an einen sichern Ort zu bringen.

Fr. Warum hast du dich auf mich gestürzt?

Antw. Ich hatte dem Armenier versprochen, daß ich im Fall irgend einer unvorhergesehenen Gefahr sein Leben wie das meinige beschützen würde. Ich glaubte den Augenblick der Gefahr gekommen, und mußte mein Versprechen halten.

Fr. Du klagst somit den Tsarpna an, er habe dich zu dem Verbrechen aufgefordert, und dich unterstützt, es zu vollbringen; du klagst den Armenier Smilabesch an, die Verbrecher in Schutz genommen und sich des Gutes bemächtigt zu haben, das ihm nicht gehörte?

Antw. Herr Capitän, ich klage Niemanden an; ich habe die Wahrheit gesagt. Ich will mein Verbrechen nicht abläugnen, noch dessen Folgen auf Andere wälzen; ich bin ein großer Verbrecher!

Verhör des Peter Alexejewitsch Tsarpna, Sohn eines Bürgers von Kostroma, von Geburt ein Finne.

Er gibt an, er sey 32 Jahre alt, und im Jahre 1828 als Recrut in das Lancier-Regiment Archangel getreten. Er läugnet jede Theilnahme an dem Verbrechen.

Frage. Du warst doch der erste, der dem Wachtmeister Hortinja sagte, daß zwischen dem Cornet Semenow und Nadieschda ein Verhältniß bestehe?

Antwort. Ich sagte aus Scherz, mit dem Cornet und dem jungen Mädchen sey es nicht richtig. Der Wachtmeister war boshaft wie alle Teufel, er zerprügelte unsere Knochen mit seinem Stock. Ich rächte mich dadurch, daß ich ihm bei seiner lächerlichen Leidenschaft zu einem jungen Mädchen, dessen Großvater er hätte seyn können, entgegen handelte.

Fr. Warum trafst du zu Kostroma mit Hortinja zusammen?

Antw. Aus reinem Zufall.

Fr. Und warum hast du gerade den Augenblick zu deiner Rückkehr gewählt, wo der Cornet Semenow sich nach Rybinsk begab?

Antw. Um mein Geld zu sparen.

Fr. Es ist bewiesen, daß du dem Bedienten des Cornet und dem ersten Matrosen ein Gift gabst, welches Erbrechen und Kolik herbeiführte?

Antw. Es waren zwei Gutschmecker, immer bereit Branntwein zu trinken. Sie waren wie ein Faß ohne Boden; um ihnen einen Streich zu spielen, warf ich Schnupftabak in den Branntwein; kann ich dafür, daß sie so zarter Natur sind?

Fr. Hast du unterwegs dem Hortinja zugeredet, den Cornet zu ermorden? Er erklärt dieses.

Antw. Das ist nicht wahr. Der Wachtmeister sieht Gespenster. Er träumt von so vielen andern Sachen, daß ihm auch dieß im Traum vorkommen konnte.

Fr. Warum hast du den Cornet nicht vertheidigt?

Antw. Der Cornet war bürgerlich gekleidet, der Wachtmeister trug Uniform, und ich bin Soldat.

Fr. Was soll das heißen?

Antw. Daß der Soldat der Uniform und nicht der bürgerlichen Kleidung Rücksicht schuldig ist.

Fr. Warum hast du den Cornet ins Wasser geworfen?

Antw. Um ihn vor der Wuth des Wachtmeisters zu retten. Ich sah eine Barke auf uns zukommen.

Fr. Warum hast du den Wachtmeister darauf aufmerksam gemacht, daß die Barke komme?

Antw. Aus Freude, weil ich sah, daß ich den Cornet retten könne.

Fr. Und warum hast du bei deiner Ankunft zu Rybinsk das Verbrechen Hortinja's nicht angezeigt?

Antw. Weil ich Soldat bin, und weil er die Borten des Wachtmeisters trägt.

Alle Fragen, alle Mittel, sogar die Bastonnade, bemerkt der Bericht, konnten keine weitern Geständnisse herbeiführen. Als er Hortinja gegenüber gestellt wurde, beantwortete er den Unwillen desselben mit Hohngelächter. Als er mit den Soldaten confrontirt wurde, welche seine Aufforderungen hörten, sagte er, er kenne sie nicht. Erst in Gegenwart Nadieschda's erbleichte er, knirschte mit den Zähnen und antwortete durchaus nichts mehr.

(Schluß folgt.)

Schifffahrt vermittelst elektromagnetischer Kraft. Die Nordische Biene vom 26 Sept. (8 Oct.) enthält hierüber Folgendes: Am 2 (14) Sept. versammelten sich gegen 60 Personen, Gelehrte, Literatoren und Freunde der Wissenschaften, darunter einige der höchsten Beamten des Staates, auf der Petersinsel, bei dem Landhause des Obristen im Bergingenieurcorps, P. G. Sobolewski, um Zeugen neuer Versuche der Anwendung elektromagnetischer Kraft auf die Schifffahrt zu seyn. Ein mit zwölf Menschen besetzter Kutter, der durch elektrischmagnetische Kraft (¾ Pferdekraft) getrieben wurde, fuhr einige Stunden lang bei starkem Gegenwinde gegen die Strömung. Das Schiff hatte 1 Faschenen Länge und 3¾ Arschinen Breite, ging 1¼ Arschine tief im Wasser, und hatte eine Maschine an Bord, die nicht mehr als ⅔ Arschine in der Länge und ½ Arschine in der Breite hat

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

№ 10.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Erklärung

über die von Hrn. **Eduard Boas** unternommene und in Nr. 209 der dießjährigen Allg Zeitung angezeigte Herausgabe von Nachträgen zu Schillers sämmtlichen Werken in zwei Bänden.

Hr. E. Boas hatte mir schon vor mehreren Jahren eine Mittheilung über die beabsichtigte Herausgabe des oben genannten Werkes zugehen lassen, und dabei mich um meine Zustimmung und Mitwirkung angesprochen.

Ich habe diese Zustimmung und Mitwirkung aus dem doppelten Grund abgelehnt, weil ich theils wegen gänzlicher Unbekanntschaft mit der Persönlichkeit des Hrn. E. Boas kein hinlängliches Zutrauen in die Aechtheit seiner Quellen setzen konnte, theils weil ich aus Rücksichten für den alleinig rechtmäßigen Verleger der Werke meines Vaters, die Joh. Georg Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen, nicht zugeben wollte, daß anderweit eine Sammlung von bisher nicht veröffentlichten Productionen Schillers erscheine.

Um aber den Wünschen des Publicums zu entsprechen, und Alles, was die geistige Ausbildung und Wirksamkeit meines Vaters zu beleuchten im Stande ist, mitzutheilen, habe ich in Benutzung der sichersten Quellen mich zu einer Herausgabe von

Supplementen zu den sämmtlichen Werken Schillers

unter Leitung des Hrn. Gymnasial-Directors E. Hoffmeister in Kreuznach veranlaßt gefunden, welche Herausgabe sofort begonnen, und alles enthalten wird, was dem oben angedeuteten Zweck entspricht.

Die anerkannte Vorzüglichkeit des von Hrn. Director Hoffmeister im vorigen und diesem Jahre herausgegebenen Werkes

Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang,

bürgt dafür, daß auch diese neue von uns veranstaltete Sammlung ächt und gewissenhaft ausgewählt und geordnet seyn werde, über welche bereits ausführlichere Anzeige sowohl in der Kölnischen Zeitung als auch in andern hochgeachteten Blättern dem Publicum mitgetheilt worden ist.

Diese vorstehende Erklärung möge dem verehrlichen Publicum zur Nachricht und Beurtheilung in Hinsicht auf die von Hrn. Eduard Boas herausgegebenen Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken dienen, welche Nachträge übrigens auch manches Schätzenswerth enthalten, was aber auch in der von Hrn. Dr. Hoffmeister veranstalteten Sammlung enthalten seyn wird.

Köln, den 6 September 1839. **Ernst v. Schiller**, k. preuß. Appellationsgerichtsrath.

Bei **C. B. Polet** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Königreich Sachsen

in allen seinen Beziehungen, oder übersichtliche Darstellung seiner Geschichte, Geographie, Staatsverfassung, Staatsverwaltung und Staatskräfte, der Civil- und Militärverdorden, der Unterrichts-, Gewerbs-, Gesundheits- und Heilanstalten, milde Stiftungen u. s. w. gr. 8. (41½ Bogen) brosch. 1 Rthlr.

Preußens Volkssagen,

Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen, bearbeitet von Wildar Ziehnert. Mit Kupfer, erster Band. 8. (20 Bogen) brosch. 20 gr.

Die neuesten Auswanderer

nach Amerika; Charaktergemälde der neuesten Zeit von R. Warner. Mit Abbildung. 8. br. 8 gr.

Portrait von Dr. G. Hermes, Prof. der kathol. Theologie zu Bonn. Folio. 12 gr.

Bei **Hinrichs** in **Leipzig** ist erschienen:

Neuer Atlas der ganzen Erde,

nach den neuesten Bestimmungen; für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, mit Rücksicht auf *Steins* geogr. Werke. 18te verm. u. verb. Aufl. in 26 color. Karten und 7 Zeit- u. statist. Tab. gr. Fol. 1839. 4 Rthlr. 8 gr.

Dieser Atlas wird fortwährend durch neue gute Blätter ergänzt und berichtigt, und genießt bereits die weiteste Verbreitung, selbst nach Amerika und Ostindien.

Bei **L. Schreck** in **Leipzig** erscheint:

Gelbke, Oberstlieutenant v.,

die Ritter-Orden und Ehrenzeichen der österr. Monarchie,

mit den

Statuten der Orden, den Namensverzeichnissen der s. t. Ritter

und

prachtvoll illuminirten Abbildungen der Orden und Ehrenzeichen auf 10 Kupfertafeln in gr. 4.

Ein Prachtwerk in zehn Lieferungen in gr. 4.

Das ganze Werk wird 30—40 Druckbogen stark, und kostet im Subscriptions-Preise die Lieferung 16 gr. oder 1 fl. Conv. M., die Lieferung der Pracht-Ausgabe 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. Conv. M. Ausführliche Prospecte und Subscriptionslisten sind in allen Buchhandlungen ausgelegt.

Bei **Gebhardt & Reisland** in Leipzig erschien vollständig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte

für höhere Unterrichts-Anstalten und zum Selbstunterrichte Gebildeter

von Dr. **Ludw. Flathe,**

Prof. der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

3 Bände. gr. 8. 72 Bogen, brosch. 2 Rthlr. 12 gr.

Daß dieß Werk seinem Zwecke entspricht, geht aus den Recensionen scharfer Kritiker hervor; es wurde als eine willkommene Erscheinung begrüßt, welche nach Stoff und Form den besten aller vorhandenen sich anreiht, und durch wissenschaftlichen Ton und Geist, durch unbefangene historische Kritik, durch treffende Charakteristik der Völker, Perioden und Personen, so wie durch übersichtliche Darstellung der Ereignisse und durch die Fortsetzung bis auf die neueste Zeit vor ähnlichen sich vortheilhaft auszeichnet. — Der Preis ist bei der schönen Ausstattung sehr billig. Sammler erhalten indeß noch auf 12 Exemplare eines frei; für Gymnasien besteht ein Partiepreis.

Bei **Hinrichs** in **Leipzig** ist erschienen:

Conversations-Taschenbuch für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehr und im geselligen Umgange gebräuchlichen Ausdrücken bekannt zu machen. In 3 Sprachen: *Englisch, Deutsch* und *Französisch.* Siebente umgearbeitete und verm. Aufl. — Auch u. den Titeln: *A Manual of Conversation etc.* — *Manuel pour la Conversation.* 16. cart. 22 gr.

— — Dasselbe Werk: *Italienisch, Deutsch* und *Französisch.* Siebente Aufl. — *Manuale, per la Conversazione.* 16. cart. 22 gr.

Die grosse Verbreitung und Brauchbarkeit dieses Hulfsbuchs haben den Verleger veranlasst, diese 7te Aufl. in allen Sprachen sorgfältig revidiren und zeitgemäss verbessern zu lassen. Im Englischen haben Hr. W. A. Spilsbury in London, im Italienischen Hr. Dr. Rathgeber, im Deutschen und Französ. aber Hr. Dr. Kaltschmidt diess besorgt. Ueber Eisenbahnen, Telegraphen etc. sind neue Gespräche hinzugekommen.

Neu ist in meinem Verlag erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder

aus Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.

Gesammelt im Sommer 1838

von

Gustav v. Heeringen.

8. geh. 1 Rthlr. 20 gr.

Der Verfasser, schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publicum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1836" (2 Theile, 1838, 5 Thlr. 12 gr.) als einen geistreichen und gewandten Reiseskizzisten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Br ckhau

Bei **Theodor Fischer** in **Kassel** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Sinai.

Reisebilder

von

A. Dumas und A. Dauzats.

Dritter Band. 8. 1 Rthlr. 3 gr.

Die Blätter für litterar. Unterhaltung 1839 sprechen sich Nr. 207 wie folgt darüber aus:

„Kommen diese trefflich geschriebenen Reisebilder auch etwas spät nach der That, da diese Reisen, auf welche sie sich beziehen, schon 1830 und 31 ausgeführt wurden, so sind sie uns als die ansprechendsten, pittoreskesten und wirkungsvollsten Schilderungen Aegyptens und des Landes, welches die fliehenden Hebräer nach dem gelobten Lande hindurchzogen, doch noch immer willkommen."

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Schlachtengemälde

aus Europa's Vorzeit

für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser von **J. H. L. Fischer.** Wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 1 Rthlr.

Inhalt. Völkerschlacht bei Chalons (451 nach Chr.) — Gothenschlacht bei Taginas und am Sarnus im J. 552. — Frankenschlacht bei Tours 732. — Normannenschlacht bei Hastings 1066. — Lombardenschlacht bei Legnano 1176. — Saracenenschlacht bei Tiberias 1187. — Maurenschlacht bei Tolosa 1212. — Dänenschlacht bei Bornhövet 1227. — Tartarenschlacht bei Liegnitz 1241. — Ghibellinenschlacht bei Sturkola 1268. — Schweizerschlachten bei Morgarten 1315, bei Laupen 1339, Sempach 1386, Granson 1476, Murten 1476, Nancy 1477. — Ritterschlacht bei Tannenberg 1410. — Portugiesenschlacht bei Alcazar 1578. — Schwedenschlacht bei Fehrbellin 1675. — Russenschlacht bei Pultawa 1709. — Türkenschlacht bei Belgrad 1717.

Stuttgart. So eben ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Weihnachtsblüthen.

Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1840.

In Verbindung mit Andern herausgegeben

von

G. Plieninger.

Dritter Jahrgang. Mit Stahlstichen.

Preis 2 fl. 30 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 10 gr. sächs.

Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß dieser Jahrgang die zwei ersten, welche sich eines so ausgezeichneten Beifalls bei Alt und Jung erfreuen, an Interesse des Inhalts und Schönheit der Ausstattung vielleicht noch überbietet.

Chr. Belser'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Berliner Spaziergänge

gewidmet

Deutschem Volksthume.

gr. 8. elegant geheftet. Preis ⅔ Rthlr.

Berlin, im September 1839. **Voß'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorhalle

zur griechischen Geschichte und Mythologie.

Von

Johann Uschold,

Professor am k. bayer. Gymnasium zu Straubing.

Zweiter Theil.

Gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: 1) Die Thiersymbolik. 2) Einfluß der Thiersymbolik auf den Cultus. 3) Ueber die symbolische Bedeutung einiger Bäume. 4) Die symbolische Bedeutung des Tanzes. 5) Die symbolische Bedeutung der Kampfspiele. 6) Ueber den doppelten Wirkungskreis des Sonnengottes. 7) Ueber das Verhältniß des Apollon zum Dionysos. 8) Ueber das feindliche Verhältniß einiger Brüder. 9) Ueber den Streit des Lykurgos mit Dionysos. 10) Ueber den Kampf des Herakles mit Eurytos. 11) Ueber den Kampf der Hera mit Herakles. 12) Ueber den Kampf der Pallas und Hera mit Poseidon. 13) Ueber die symbolische Bedeutung vieler Kriege. 14) Ueber die Erfindung der Buchstabenschrift durch Hermes. 15) Ueber Atlas als Himmelsträger. 16) Andeutungen über die Moiren, Horen und Chariten. 17) Andeutungen über die Nymphen. 18) Ueber die Freier der Penelopeia. 19) Das Gefolge des Dionysos. 20) Die Homerischen Aethiopen. 21) Die Phäaken. 22) Die Hyperboreer. 23) Die Amazonen. 24) Die Kyklopen. 25) Die Telchinen und Heliaden. 26) Die Kureten und Korybanten. 27) Die Idäischen Daktylen.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthum vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunklen Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht bloß ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze Urgeschichte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Litteratur, besonders jener des classischen Alterthums, eben so viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Gelehrten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Deutsche Vierteljahrs Schrift. 8. Heft.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

October — December 1839.

Inhalt: Das Salinenwesen in Deutschland, vorzüglich in pyrotechnischer Beziehung. Von F. v. Alberti. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Curses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. — Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Osiander. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrer Erscheinung des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, wird auch nächstes Jahr fortgesetzt werden.

Stuttgart und Tübingen, October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein

Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel

Georg Washingtons.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks

im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben

von **Friedrich von Raumer.**

Zwei Bände.

gr. 8. geheftet 5 Rthlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Hrn. Sparks, das in 12 Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Hrn. von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washingtons Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Blüthen aus Jakob Böhme's Mystik.

Von

Dr. Wilh. Ludw. Wullen.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav

Google

Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der religiösen und dichterischen Weltanschauung des Weisen von Görliz. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig aneinanderreiht, sondern ihn kunstreich gliedert, und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Blicken in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deßhalb wohl sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange verkannten, weil nicht genug erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreichen wird, als der Britte, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Görliz einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA,

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohns.

8. Auf feinem Velinpapier eleg. cartonnirt 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Anna's Capelle.** — Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—33 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Rthlr. 6 gr. kosten, aber **zusammengenommen für 4 Rthlr. 12 gr., einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 gr.,** abgelassen werden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Urquhart, Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der

Geist des Orients,

erläutert in einem Tagebuche

über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt

von **F. Georg Buck.**

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Athoto und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See freuzende Bienen. — Ravanikia. — Bivouac. — Gomati. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Afenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Litteratur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sadrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Hinrichs** in **Leipzig** ist erschienen:

Kaltschmidt, Prof. Dr. **Jac. Heinrich, Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache,** worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen und vielen andern europäischen und asiatischen Sprachen, besonders in der Sanskrit-Sprache, nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet, und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und wichtigern zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache. Lexikon-8. (53 Bog.) In Einem Bande in engl. Leinwand geb 4 Rthlr. 4 gr.

Dieses Wörterbuch ist jetzt vollständig. Es bezweckt, auf dem Wege der Sprachvergleichung die Abstammung und aus dieser die Bedeutung unserer hochdeutschen Wörter nachzuweisen. — Ein ausführlicher Prospect liegt in allen Buchhandlungen vor.

Bei **L. Schreck** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten Erfahrungen

in der

Anwendung und Heilkraft

des

kalten Wassers

bei mehr als 100 Krankheiten, besonders bei den Masern, Blattern, Scharlachfieber 2c. Mit einer getreuen Darstellung der Gräfenberger und der in Sachsen befindlichen Wasserheilanstalten. Von einem k. preuß. Oberarzte a. D. 8. Velinpap. brosch. 12 gr.

Das

Polizeistrafgesetz

für

das Königreich Würtemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten würtembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Commentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht bloß für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung commentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Commission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Commentar ein besonderes Interesse verleihen, und der litterarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publicum durch sein würtembergisches Criminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht bloß den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1839.

Die Blokade des La-Plata-Stroms.

Seit mehr als anderthalb Jahren blokirt eine französische Escadre den La-Plata-Strom oder vielmehr Buenos-Ayres, und noch ist kein Ende der Blokade abzusehen. Die französische Regierung hat allerdings einige Ursache sich zu beklagen, indem mehrere französische Bürger mißhandelt wurden, allein ein englisches Blatt bemerkt nicht mit Unrecht, daß wenn England um ähnlicher Dinge willen jeden Augenblick einen Hafen blokiren wollte, so dürften wenige Häfen des spanischen Amerika unblokirt seyn. Wahr ist es freilich, daß die Engländer in Amerika mehr geachtet und gefürchtet sind, als die Franzosen, und daß man sich gegen sie mehr in Acht nimmt; allein auch die Engländer selbst scheinen minder hohe Ansprüche zu machen, als die Franzosen mit ihrem weit minder bedeutenden Handel. Doch wie dem auch seyn mag, andere Staaten, namentlich England und Nordamerika leiden unter der Blokade besonders, und ersteres gibt, vielleicht nicht ohne Grund, der französischen Regierung Schuld, sie wolle durch die Entfaltung bedeutender Streitkräfte sich einen Einfluß auf die spanisch-amerikanischen Staaten erobern, daher das fortdauernde geheime Entgegenwirken der Engländer, denn die Nordamerikaner scheinen bis zu einem gewissen Grade gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen gemacht zu haben, obwohl ihr Handel unter der Blokade nicht minder leidet.

Die Franzosen benützten die Eifersucht Montevideo's gegen Buenos-Ayres und den Parteikampf in der Banda Oriental zwischen den Gauchos und der Stadtpartei, um eine ihnen günstige Partei in Montevideo ans Ruder zu bringen. Fructuoso Ribera, obwohl früher Hauptanführer der Gaucho-Partei, und nebst Lavalleja Vorkämpfer der Unabhängigkeit des Landes gegen Brasilien, leistete den Franzosen wesentliche Dienste, als sie am 11 October vorigen Jahres sich der Insel Martin Garcia bemächtigten, welche die Mündung des Uruguay in den La-Plata-Strom beherrscht und im Besitz der Buenos-ayrier war. Die Franzosen sind jetzt auch völlig Meister in Montevideo, so sehr, daß die gesetzgebende Macht daselbst im Anfang Mai dieses Jahrs die vollziehende Gewalt ermächtigte, sechstausend Mann zu unterhalten, so lange der Krieg gegen Rosas, das Haupt der argentinischen Republik daure, und sogar auch die „Dienste eines fremden Corps" anzunehmen, was nichts Anderes heißen kann, als daß französische Truppen im Lande aufgenommen werden sollen. In Buenos-Ayres und Montevideo stehen sich zwei ganz ähnliche Parteien einander gegenüber: eine Stadtpartei, welche durch die Macht und den Reichthum des Handels das Land beherrschen und in Unterwürfigkeit erhalten will, und eine Landpartei, die einer solchen Krämerherrschaft widerstrebt. Die ohne Widerspruch viel rohere Landpartei hat in Buenos-Ayres durch Rosas vollkommen gesiegt, der, ein ächter Gaucho, nämlich tapfer und schlau, aber roh und hart, die Herrschaft seiner Partei durch gewaltsame Mittel aufrecht erhält. Mit ihm haben sich Fructuoso Ribera's Gegner verbunden, und Alle, welche der Stadtpartei, mit der die Franzosen gemeinschaftliche Sache machten, widerstrebt haben und das Land räumen mußten, sammeln sich im Verband mit buenos-ayrischen Truppen am Uruguay, um gegen die neue französisch gesinnte Regierung zu Montevideo zu marschiren, der sie in kurzem Meister zu werden hoffen. So lauteten wenigstens die Nachrichten bis zum Junius d. J.

Auf der andern Seite hat die Blokade bisher einen sehr schlechten Erfolg gehabt, und ohne bedeutende Verstärkung an Schiffen und Landtruppen ist an einen endlichen Erfolg nicht zu denken. Der Gaucho-Partei liegt am Ruin von Buenos-Ayres nichts, denn erstens ist diese Stadt ihre alte Gegnerin, und zweitens gab es noch andere Absatzwege ihrer Producte als eben diese Stadt. Nicht nur konnte man sie einerseits nach Montevideo schaffen, sondern es standen auch die argentinischen Häfen am Ocean dazu offen, was die Blokade des Plata-Stroms so ziemlich unnütz machte. Admiral Leblanc hat darum im Anfang März d. J. die Blokade auch auf sämmtliche argentinische Häfen am Ocean ausgedehnt, und wahrscheinlich um dieser ausgedehnten Blokade Nachdruck zu geben, sind kürzlich mehrere französische Kriegsschiffe nach dem Plataſtrom abgegangen. Indeß ist nicht zu erwarten, daß die Bemühungen der Franzosen von sonderlichem Erfolg seyn werden, denn einzelnen Nachrichten zufolge, leidet zwar Buenos-Ayres sehr, aber

das Innere des Landes, wo die Hauptstärke der herrschenden Partei liegt, soll in so blühenden Umständen seyn, wie je. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß Seestädte, wie Veracruz und Buenos-Ayres, nichts als Entrepots für den fremden Handel sind, und daß im Innern des Landes sich ein ganz anderes Volk bildet, das dem europäischen Wesen immer fremder und schroffer gegenüber tritt. Wie in Nordamerika der sogenannte Westen, d. h. das Mississippithal mit seinem rohern Menschenschlage (half horse, half alligator) sich mehr und mehr dem Osten gegenüberstellt, so auch in Mexico und Buenos-Ayres das innere Land den Seestädten.

Von dem, was im innern Lande vorgeht, wissen wir gewöhnlich sehr wenig oder gar nichts. Welche Nachrichten haben wir z. B. über die räuberischen Schaaren welche vor 2 Jahren Para in Brasilien plünderten und lange besetzt hielten, welche jetzt Caxias dasselbe Schicksal bereiteten? Die, welche darüber Nachricht geben, sind meist nur Kaufleute, denen vor allem ihre Waaren am Herzen liegen, und die froh sind, wenn man diese wilden Schaaren wieder verdrängt hat, sich aber sehr wenig darum bekümmern, aus welchen Elementen sie bestehen. Wer nach der in Buenos-Ayres herrschenden Stimmung das Land beurtheilen wollte, würde sich sehr irren; vergebens wird man von dem rohen Landvolke Concessionen für die Fremden verlangen, und die Sperrung des Handels kann dasselbe nur allem europäischen Wesen gänzlich entfremden. Noch einige solche Sperrungen, wie die von Veracruz und Buenos-Ayres, und es können Bewegungen im Innern eintreten, die einer zweiten Emancipation gleichzuachten sind.

Die Kirchen Moskau's.

(Fortsetzung.)

1. Die Uspenski Sabor.

(Kathedrale der Auferstehung Christi.)

Den Moskowiten des 15ten Jahrhunderts schien wahrscheinlich die Weisheit des Aristoteles erforderlich, um die Ziegelsteine zu so hohen Pfeilern und Gewölben zusammenzulegen, wie die Uspenski Sabor sie aufweist. Denn jenen Namen gaben sie dem Ridolfo Fioraventi, welcher im Jahre 1475 auf Befehl Iwans III auf dem Kreml diese Kirche emporsteigen ließ. Nach ihrer Berühmtheit in der ganzen griechisch-russischen Christenheit und nach ihrem prächtigen Namen Kathedrale, wird gewiß jeder Westeuropäer hohe Gewölbe und weite Räume erwarten, in denen die erregten Töne widerhallend strömen, und die Blicke sich verlieren können. Allein solchen Erwartungen entspricht keine russische Kathedrale. Nach russischem Geschmack muß in den Kirchen Alles mit heiligem Apparat recht verbaut, recht eng mit Bilderschreinen und Heiligenschreinen angefüllt seyn. Und so wird denn auch in dieser Kathedrale das Auge wie der Geist durch all das gleißende Gold und die bunten Farben ganz verwirrt, obgleich sie noch unendlich viel luftiger und lichtreicher ist, als die übrigen. Sie bildet ein beinahe gleichseitiges Viereck, welches in der Mitte von einer blasenartigen Kuppel gedeckt wird, um welche vier andere noch kleinere Kuppeln herumstehen. Da, wo diese vier Kuppeln mit der mittleren zusammenstoßen, ist ein enormer Pfeiler hingestellt, so daß also vier dicke Pfeiler diese Kuppeln tragen. Die ganze Kirche ist inwendig vergoldet, die Pfeiler sowohl von unten bis oben, als auch die Gemäuer und Gewölbe bis in die höchsten Spitzen, und auf diesem Goldgrund sind dann überall große Frescobilder aus allen Capiteln der Bibel aufgetragen. Die Bilder sind alle gigantisch und von erstaunlich markirten fratzenhaften Zügen, besonders aber die Bilder des „Bog otez" (Gott Vaters) und „Bog ssin" (Gott Sohnes), die aus den Kuppeln der Kirche ins Innere hinabblicken. Sie sind nicht feinerer Kunst, als die riesenhaften Rolandsbilder, die man in einigen Städten Deutschlands auf den Märkten findet, doch noch etwas grotesker, etwa so, als wenn man jene sich in einen Hohlspiegel blicken ließe. Dabei schimmert Gold und Farbe hinter einem so schwarzen Flor hervor, daß es so aussieht, als sey schon seit 400 Jahren Rauch durch diese Räume gewandert. Diese Gemälde soll der Zar Wassili Iwanowitsch vor 300 Jahren durch ausländische Maler haben malen lassen. Sie sind aber nichtsdestoweniger russisch, ebenso wie die Kirchen. Denn diese ausländischen Künstler gingen auf den russischen Geist ein. Trotz der italienischen Baumeister und Maler ist daher doch Alles roh. Diese russischen Kirchen haben das Bunte, die Ueberladung und die Finsterheit der gothischen Gebäude, ohne auch nur irgend eine Idee an Vergleichung zuzulassen mit der Kühnheit der großen Umrisse und der unsäglichen Kunst, die in jenen Gebäuden an jedem Stein verschwendet ist.

Der vorzüglichste Ruhm der Uspenski Sabor und alle Bestrebungen zu ihrer Ausschmückung drehen sich um ihre beiden Hauptbestimmungen, die sie hat, theils als Kirche der Krönung der Zarenhäupter, theils als Begräbnißkirche der russischen Patriarchen.

Was zunächst das Letztere betrifft, so hat es im Ganzen in Rußland nur zehn Patriarchen gegeben. Der erste hieß Hiob, den Iwan IV aus Griechenland kommen ließ, und zu dieser Würde erhob. Der letzte war der berühmte Freund Alexei Michailowitschs, der Patriarch Nikon. Dieser letztere ist im Neu-Jerusalemer Kloster in Wosnesensk begraben. Die übrigen neun ruhen sämmtlich hier, auch Philaret Romanow, dessen königliche Nachkommen gegenüber in der Archangelski Sabor ruhen. Die Monumente, welche man den geistlichen Fürsten hier gesetzt hat, sind einfach genug, bloße aus gewöhnlichen Ziegelsteinen zusammengeklebte Sarkophage, die mit schmutzigen Decken belegt sind, und der Reihe nach einer beim anderen stehen.

Auch war den Patriarchen im Leben nicht besser gepolstert, als im Tode gebettet, wie man aus dem außerordentlich geschmacklosen, groben, steinernen Thron von völlig verschobenen und unmathematischen Proportionen, der ihnen meist hier als Sessel diente, sehen kann.

Die Einsalbung und Krönung der russischen Kaiser wird vor den königlichen Pforten des Ikonostases dieser Kirche vor-

genommen. Ich ließ mir die Stelle genau zeigen, und dachte, wie manchem hier schon sein goldener Reif zur Dornenkrone geworden. Von jenem Platze vor den königlichen Thüren gehen die Kaiser gekrönt zu diesen ein, und treten zum Altar im Allerheiligsten, um das Abendmahl zu empfangen. Diese heiligen Pforten des Ikonostases sind in dieser Kirche außerordentlich klein, und scheinen auf keine großen Fürsten berechnet. Man begreift nicht, wie ein Peter und Nikolaus, ohne sich zu bücken, hier durchkamen. — Sie sind übrigens aus Holz, mit geschlagener vergoldeter Bronze überzogen.

Es ist überhaupt jetzt mehr Vergoldung als Gold in der Kirche. Die Franzosen scheinen hier besser das Aechte vom Unächten unterschieden zu haben, als in der Schloßkirche, wo sie viel Gold zurückließen, weil sie es für Kupfer hielten. Der Kirchendiener zeigte uns an einem Pfeiler der Kirche eine Stelle, wo, wie er sagte, und uns die Priester nachher bestätigten, eine Rechnung über das herausgeschaffte edle Metall mit Bleistift von Napoleons Hand geschrieben gestanden hatte. Sie behaupteten, Napoleon hätte seinen Namen selbst darunter gesetzt, und habe darin der Kirche über 320 Pud verabfolgten Silbers und 18 Pud empfangenen Goldes quittirt. Da nach ihm Alles wieder überpinselt ist, und man nur noch den jetzt weißen Fleck zeigt, wo diese Quittung gestanden, so ist es schwer, die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte auszumachen.

Uebrigens haben sich die Priester noch immer einen hübschen kleinen Schatz aus dem Schiffbruche von 1812 gerettet, unter anderm den ganzen Berg Sinai, von reinem Ducatengolde, den Potemkin der Kirche geschenkt hat. Er erhebt seine zackigen Spitzen hinter dem Altare im Allerheiligsten. Ein goldener Moses mit goldenen Gesetzestafeln steht auf seinem Gipfel. In dem Berge ist eine Höhle, in welcher ein kleiner, goldener Sarg steht, für die Aufbewahrung des geweihten Brodes beim Abendmahle. Das Ganze soll 120,000 Ducaten wiegen. — Auch sind noch viele kostbare Dinge im Schatze der Kirche, die man beim Franzoseneinbruche nach Nowgorod, Wologda und anderen entfernten Orten gerettet hatte. In einigen kleinen Zimmerchen, den Risnitzi (Schatzkammern) der Kirche, sind eine Menge der brillantesten Geschenke aufgehäuft, die von Kaisern und Großen des Reichs herrühren. Von Niemandem sind mehr als von Boris Godunow, der die Geistlichkeit damit für seine usurpirten Rechte gewinnen wollte, und von Katharina II, die gegen Jedermann splendid war. Ich erkundigte mich nach dem, was der jetzige Kaiser geschenkt habe. Der Priester sagte freundlich: „Der Kaiser hat gemeint, daß Alles hier schon in so schönem Stande sey und so reiche Geschenke vorhanden, daß er gar nichts hinzuzufügen wisse.“ — In der That möchte es nicht leicht seyn, die heiligen Sprüche der Bibel noch schwerer mit Gold und dichter mit Edelsteinen und Perlen zu bedecken, als es hier geschehen ist. Ein Evangelium unter andern, das die Natalia Narischkin, die Mutter Peters des Großen, hieher geschenkt hat, ist so groß, und hat einen Deckel, der so mit Gold und Edelsteinen überladen ist, daß es immer von zwei standhaften Männern in der Kirche getragen werden muß. Es soll nicht weniger als 4 Pud Schwere haben. Es ist ein riesenhafter Diakon in der Kirche angestellt, der sich zuweilen etwas zeigen will, und die ganze Last auf Einmal wie der heilige Christoph auf seine frommen Riesenschultern nimmt. Es wird dasselbe übrigens nur vier Mal im Jahre an hohen Festtagen gebraucht. Die Smaragden, mit denen der Deckel geschmückt ist, sind Zoll lang. Der Einband des Ganzen hat 1,200,000 Rubel gekostet, womit man etwa die Einbandskosten aller Bibliotheken des ganzen russische Reichs hätte bestreiten können. Ein anderes Evangelium ist da, welches Sophia, die Schwester Peters des Großen, eigenhändig im Kloster schrieb, um mit jedem gemalten Buchstaben eine ihrer weltlichen Begierden und sündlichen Einfälle abzubüßen. Unter den vielen Evangelien, die hier liegen, zeichnet sich auch noch eines durch die Pracht seiner Arbeit aus, welches der letzte griechische Kaiser an den Zaren „Basilius den Blinden“ (Wassili Temnoi) schickte. — In den Schränken der Schatzkammer stehen eine Menge goldener Teller und Becher von Boris Godunow, Potemkin &c., unter anderen auch ein Becher von Katharina, der einen Stein von unschätzbarem Werthe hat, — ein goldenes Sacramenthäuslein von Iwan dem Schrecklichen, — elfenbeinerne Sachen von der frommen Hand Maria Feodorowna's.

Wir sahen auch hier das Oelgefäß, aus dem die Kaiser gesalbt werden, und eben so ein kleines Fläschchen, worin noch ein Rest des heiligen Oels war, mit dem Nikolaus I gesalbt ist. Ich wollte mir gern ein Tröpfchen davon ins Taschentuch schütten, das wollte aber der Priester nicht dulden. Ich wollte darauf wenigstens den feuchten Stöpsel nur gern mit dem Finger berühren, allein er zog mir das Fläschchen weg. Ich suchte es nun von der andern Seite zu attrapiren, aber auch hier wich er mir aus, bis er es endlich lachend vor mir in Sicherheit gebracht und in den Schrank gestellt hatte. Minder duldsame und gutmüthige Priester, als die russischen gewöhnlich zu seyn pflegen, hätten bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich ganz anders mit mir verfahren. Es wird mit diesem Oel dem Kaiser vermittelst eines feinen Pinsels ein Kreuz auf Mund, Ohren, Stirn und Hände gemacht, auf daß überall nur Christliches und Heiliges von ihm aus- und in ihn eingehe.

Die übrigen Merkwürdigkeiten dieser Kirche bestehen in einem großen, bedachten, kastanienbraunen Thronsessel Wladimirs des Großen aus Nußholz, und in einem messingenen Gitterhäuschen, von dem man uns sagte, daß es eine Nachahmung des Grabes Christi sey, und endlich in einem „tschudotwornik obras“ (wunderthätigem Bilde) des Erlösers, welches der oströmische Kaiser Manuel geschickt haben soll. Es verrichtet dieß Bild noch täglich Wunder, die unglaublich sind, und die doch Jeder hier glaubt. „Es war,“ sagte uns der Priester, der uns das Bild zeigte, „noch im Laufe dieses Monats, daß sich ein Kaufmann, lahm an Händen und Füßen, zu diesem Bilde bringen ließ, und eifrig davor betete. Als er geendigt hatte, stand er auf vor dem Bilde, und ging geheilt, gesund und frisch zu dieser Thüre heraus, die er nur auf seinem Bette hatte passiren können.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Backstein- und Ziegelmaschine.

Ein Hr. Cottam las in der Naturforscherversammlung zu Birmingham eine Mittheilung über des Marquis von Tweeddale's patentirte Backstein- und Ziegelmaschine. Der erste Proceß dieser Maschine ist, eine fortlaufende Tafel wohl gepreßten Thons von der gehörigen Breite und Dicke zu liefern. Diese Tafel wird dann in der gehörigen Länge durchschnitten. Die Maschine formt 24 Backsteine in der Minute, also 1440 in der Stunde, und bei dem Druck, dem der Thon ausgesetzt ist, brauchen die Backsteine nicht ein Drittheil so viel Zeit zum Trocknen, als die mit der Hand gemachten. Die Ziegelmaschine ist nur eine Modification der Backsteinmaschine. In beiden Fällen läuft der Thon zwischen zwei Walzen hindurch, aus denen er in einem dünnen flachen Kuchen herauskommt, den man mit zwei Dräthen in der gehörigen Breite durchschneidet. Er wird dann auf einem endlosen Gewebe unter andere Walzen gebracht, und durch eine einfache Vorrichtung werden die Ziegel in der gehörigen Größe zugeschnitten, worauf das Gewebe sie selbst auf die Bretter setzt, von wo man sie herabnimmt, um sie zu brennen. Durch eine Modification der Maschine können Hohlziegel eben so leicht gemacht werden. — Man hat Proben angestellt, wie viel diese Backsteine Wasser einsaugen in Vergleich mit denen, die mit der Hand gemacht sind, und es fand sich, daß, nachdem man beide sechs Stunden lang ins Wasser gelegt hatte, die erstern 56, die mit Maschinen gemachten nur 8 Loth Wasser eingesogen hatten. Auch die Solidität der letztern ist größer, denn ein solcher wiegt etwas über 8 Pfd., während ein mit der Hand gemachter Backstein nur 5¾ Pfd. wiegt. Zu York ist gegenwärtig eine Fabrik in voller Thätigkeit, und liefert wöchentlich 150,000 Stück.

Der vereitelte Mord.

(Schluß.)

Angabe der Nadieschda Jakowiewna.

Nadieschda Jakowiewna gibt an, sie sey 21 Jahre alt; sie gesteht offenherzig, sie habe den Cornet Semenow geliebt und liebe ihn noch aufs innigste; sie versichert aber, es bestehe kein Verhältniß zwischen ihnen, und der Cornet wisse nichts von der Leidenschaft, die er ihr eingeflößt. Sie erzählt, der Soldat Tsaryna mache ihr den Hof, und da er ihre Liebe nicht gewinnen konnte, so habe er ihr geschworen, sich an dem zu rächen, den sie liebe. Zuerst hegte Tsaryna gegen Hortinja Verdacht, und sagte, von dem alten Schurken wolle er sich schon befreien; dann kam er eines Tages zu Nadieschda und sagte: „Höre, gehöre mir, oder bei dem heiligen Nikolas schwöre ich dir, du sollst Zeugin seyn von dem Tode Semenows.“ Nadieschda achtete dieser Drohung nicht, weil sie den Tsaryna als eine Memme kannte. Der Cornet reiste ab; Tsaryna erneuerte seine Erklärungen, und drang fortwährend ohne Erfolg in sie. Bevor er nach Kostroma ging, sagte er: „Der Alte wird die Sache abmachen, und bei meiner Rückkehr werde ich dir, die du so stolz bist, ein Geschenk mitbringen, ich schwöre es dir beim heiligen Nikolas.“ Von Seite Hortinja's hörte sie nie, daß derselbe dem Cornet gedroht hätte; er war traurig, nachdenklich; er weinte sogar; er war ein Mensch, unfähig ein Verbrechen ungereizt zu begehen.

Von der Nacht, in der sie den Cornet gerettet hat, gibt sie folgenden Bericht:

Ich hatte eine Ahnung, die mir das Herz beklemmte; ehe ich mich niederlegte, fand ich eine Katze auf meinem Bett. Ein schlimmes Zeichen! Kaum war ich eingeschlafen, so hatte ich furchtbare Träume, ich erwachte und rief: „Wehe mir!“ Mein Vater befahl mir aufzustehen und an die Wolga zu gehen, um seine Netze zurückzuziehen; da hörte ich das Geschrei und glaubte die Stimme Semenows zu erkennen. Ich hatte ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen, und dennoch erkannte ich ihn in der Dunkelheit. Ich ruderte auf ihn zu, und vernahm das Geräusch eines Körpers, den man ins Wasser warf. Glücklicherweise war ich in der Nähe und im Stande, ihn aus dem Wasser zu ziehen. Es war Semenow!

Noch einige minder bestimmte Erklärungen vervollständigten die Untersuchung.

Der Armenier Smilabesch entschuldigte sich in Betreff seines Kaufes damit, er habe Geld gewinnen wollen, wie dieß sein Geschäft mit sich bringe; zu gleicher Zeit habe er zwei Menschen retten wollen, was die Religion vorschreibe, damit sie wenigstens Zeit zur Reue hätten. Im Uebrigen bestätigte er die Angaben Hortinja's.

Der alte Fischer Jakob Ossipowitsch erzählt die Drohungen Tsaryna's gegen ihn, wenn er ihm seine Tochter nicht geben wolle.

Die am 15 Mai geschlossene Untersuchung wurde an demselben Tage von dem Capitän-Isprawnik dem Criminalgericht von Nowgorod vorgelegt.

Am 29 Mai sprach das Tribunal von Nowgorod folgendes Urtheil: welches den Paul Iwanowitsch Hortinja zu zehnjähriger Arbeit in den Bergwerken von Sibirien und zur ewigen Deportation dahin verurtheilt. Hieronymus Smilabesch, armenischer Kaufmann, zu einem Jahr und sechs Tagen Gefängniß, tausend Rubel Geldstrafe und zur Bezahlung der Proceßkosten. Peter Alexejewitsch Tsaryna wird als Soldat dem Militärgericht übergeben.

Am 4 Junius verurtheilte das zu Nowgorod versammelte Militärgericht des ersten Armeecorps den Peter Alexejewitsch Tsaryna zu dreimaligem Gassenlaufen durch eine Escadron und zu lebenslänglicher Arbeit in den Bergwerken Sibiriens.

Die beiden der Bestätigung des Kaisers unterworfenen Sprüche erhielten dieselbe, nur wurde die gegen Paul Iwanowitsch Hortinja ausgesprochene Strafe der Arbeit in den Bergwerken in bloße Deportation umgewandelt. Am 30 Junius wurde das Urtheil vollzogen. Peter Alexejewitsch Tsaryna wurde, zerfetzt von den Ruthen, mit wenig Hoffnung, seine Gesundheit wieder zu erlangen, in das Hospital von Nowgorod gebracht.

Der Kaiser ertheilte der Nadieschda Jakowiewna eine goldene Medaille am St. Wladimir-Bande. Der Cornet Semenow hatte schon vor Beendigung des Processes sie geheurathet.

Anwendung von Dampfkraft bei Linienschiffen. Nach der Naval and Military Gazette vom 28 September soll die englische Admiralität die Absicht haben, ein Linienschiff mit einer Dampfmaschine von mäßiger Kraft zu versehen, um solches während der Windstillen vorwärts zu treiben, jedoch so, daß die Anwendung der Segel durch die Dampfkraft nicht gehindert werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 October 1839.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, den 1 October.

Es ist kürzlich hier ein kleiner Band unter dem Titel: Contes et nouvelles traduites du Chinois erschienen. Er enthält sieben kleine Legenden, Mährchen und Romane, welche von Hrn. Theodor Pavie aus dem Chinesischen übersetzt sind. Chinesische Romane, wie sie auch seyn mögen, haben immer das Interesse, daß sie uns einen Blick in Sitten thun lassen, welche uns sonst unbekannt bleiben müßten. Die, welche Pavie gewählt hat, sind mythologische Mährchen, welche theils den Buddhisten, theils der Secte von Laotse angehören. Diese Classe ist im Allgemeinen weniger unterrichtend, als Erzählungen, deren Interesse auf natürlichen Verhältnissen und Leidenschaften beruht, weil diese letztern nothwendig einen tiefern Blick in die chinesische Gesellschaft thun lassen. Dennoch ist keines der sieben vorliegenden Mährchen, ohne seinen Beitrag zu unsern Kenntnissen zu geben, und drei darunter sind ganz besonders graciös, nämlich die erste von dem Blumenfreund, die dritte von dem Dichter Litaipe, und die letzte, die zerbrochene Leyer. Die interessanteste ist die dritte, welche uns den größten chinesischen Dichter nach seinem populären Bild darstellt, nach dem er eine Art von Kraftgenie ar, das sich durch seine Talente dem Kaiser unentbehrlich machte und durch alle Hofetikette brach. Pavie hält diese Novelle für ziemlich historisch, was sehr zu bezweifeln ist, allein darum wird sie nur noch interessanter, denn man sollte nicht glauben, daß dieses anscheinend so steife Volk sich ein solches Bild von einem großen Mann machen würde. Sonst ist wenig erschienen, aber es ist Manches angekündigt, nur dauert es hier bei den großen Schwierigkeiten, welche der elende Zustand des Buchhandels und die unsinnigen Preise des orientalischen Drucks hier verursachen, immer lange, bis die angekündigten Arbeiten wirklich erscheinen. Abbadie hat bei seiner Abreise nach Abyssinien ein vergleichendes Wörterbuch zweier abyssinischen Dialekte und der Galla- (oder Ilmorma-) Sprache zurückgelassen, das von der asiatischen Gesellschaft herausgegeben werden soll. Die Einleitung dazu enthält eine kurze Abhandlung über die Grammatik der Gallasprache, in welcher der Verfasser eine Verwandtschaft mit den semitischen Dialekten finden will, was sehr zweifelhaft ist. Diese Arbeit enthält die ersten Elemente unsrer Kenntniß dieser Sprache, welche bis tief in den Sudan gesprochen wird. Stanislaus Julien kündigt eine Ausgabe und Uebersetzung des Taoteking von Laotse, begleitet mit dem ältesten existirenden Commentar (vom Jahre 160 vor Christus) an. Sie wird wahrscheinlich mit den neuen chinesischen Typen gedruckt werden, welche die königliche Druckerei in China schneiden ließ. Barthelemy hat in der Akademie eine höchst interessante Abhandlung über die ersten Versuche der Indier eine Logik zu bilden gelesen, welche in den Verhandlungen der Akademien der moralischen Wissenschaften erscheinen wird. Burnouf ist im Begriff, den Druck eines der sieben kanonischen Bücher der Buddhisten, das den Titel: „Lotus der Religion," führt, zu beginnen. Es ist eines der buddhistischen Manuscripte in Sanskrit, welche die asiatische Gesellschaft sich aus den Klöstern von Nepal verschafft hat. Die sardinische Regierung hat den Abbate Gorrezio hieher geschickt, wo er seit zwei Jahren an einer Ausgabe und Uebersetzung des Ramayana arbeitet. Die Zahl der französischen Reisenden in den Orient nimmt täglich zu; Pavie, der Uebersetzer der chinesischen Mährchen, von denen ich oben gesprochen habe, ist vor wenigen Tagen nach Bombay abgereist, und bei der französischen Gesandtschaft nach Persien befindet sich Hr. v. Biberstein, ein sehr geschickter Orientalist, von dem etwas zu erwarten ist. Die Akademie der schönen Künste gibt ihm zwei Zeichner mit, um Monumente zu zeichnen.

Die Europäer haben lange das Privilegium gehabt, über den Orient zu schreiben, und von den armen Völkern dort zu sagen, was ihnen beliebt hat, aber die Orientalen fangen an, ihnen mit dem Gleichen zu vergelten; die beiden persischen Prinzen, welche in den Jahren 1836 bis 1837 in England waren, haben ihr Reisejournal Englisch und in zwei Bänden drucken lassen. Das Buch wird nicht verkauft, was Schade ist, denn es lieferte einen namhaften Beitrag zu Tausend und Eine Nacht, und wie fabelhaft auch die Berichte mancher Europäer über den Orient seyn mögen, so werden sie durch diese orientalische Phantasie gänzlich in den Schatten gestellt. Besonders

sind die Prinzen liberal in ihren Zahlen, sie schlagen z. B. die Höhe des Palastes in Windsor auf 1000 Ellen, den Umkreis des Parks auf 52 Meilen, die Zahl der Uhren an öffentlichen Gebäuden in London allein auf eine halbe Million, die Zahl der Postwägen in England auf zwei Millionen, die der Gasthöfe in Exeter auf 5000, die Höhe des Elephanten im zoologischen Garten auf 24 Fuß und die Länge seines Rüssels auf 40 Fuß an. Einen sonderbaren Contrast gegen diese prachtvolle Schilderung wird das Tagebuch von Mirza Fatha, Secretär des kürzlich abgereisten persischen Gesandten, Hussein Khan, geben. Die Gesandtschaft wurde bekanntlich von Lord Palmerston nicht angenommen, und Mirza Fatha, der Schöngeist der Mission, hat daher in seinem Tagebuch die Engländer nicht geschont, wogegen er Paris und Frankreich über alle Maßen erhebt, was nicht mehr als billig ist, da man hier sehr artig gegen die Perser war, ihnen ein Haus, freien Unterhalt und Wagen gab und sie mit Geschenken bedeckte. Man könnte einige Zweifel haben, ob Mirza Fatha sich in der besten Lage zu Beobachtungen befunden habe, denn seine Kenntniß des Französischen ist nicht weiter gegangen, als bis zu dem Wort Mademoiselle, das er nach der Art des Figaro für den fond de la langue erklärt. Der Mann ist ein großer Geck, der die Bewunderung, welche seine Tracht bei müßigen Damen in den Salons erregt hat, die noch immer nicht begreifen können, comment on peut être Persan, für baare Münze nahm, den aber seine Unwissenheit aller positiven Dinge außer Stand setzte, etwas zu beobachten. Ein anderer, wenigstens halborientalischer Reisender, welcher ein Tagebuch seiner Reisen in Frankreich und England verfaßt hat, ist der Abyssinier Gôbra Ogziabher, ein junger Mann aus einer angesehenen Familie aus Gondar, den Abbadie nach Europa gebracht hat, und der wieder mit ihm abgereist ist. Er hatte bessere Gelegenheit zu Beobachtungen, da er in einer französischen Familie lebte und Abbadie ihn überall mit sich nahm. Er ist ein gutmüthiger, für sein Land gelehrter und sehr gelehriger Mensch, denn er hat ziemlich gut Französisch gelernt, und versteht Alles, was er hört. Er ist nur zu jung, um Bemerkungen über etwas Anderes, als den äußern Anblick eines Landes zu machen. Dagegen war hier kürzlich ein anderer orientalischer Reisender, den seine Lage, die Länge seines Aufenthalts und seine Intelligenz in den Stand setzten, ein Tagebuch zu schreiben, das, wenn es je erscheinen sollte, besser geeignet wäre, den Orientalen einen richtigen Begriff von Europa beizubringen, als irgend etwas, das ihnen bisher zugänglich ist. Dieß ist Ikbal-addolat, Neffe des Königs von Oude, und selbst Prätendent zu diesem Thron. Er kam nach London, um gegen die Ernennung seines Oheims zu protestiren, da er der Sohn seines ältern Bruders ist. Lord Brougham und Lord Lyndhurst erkannten seine Rechte an, aber die Regierung und die Compagnie bestätigten die Ernennung, welche der Generalgouverneur gemacht hatte, und die auf das Civilerbrecht der Mohammedaner gegründet ist. Der Prinz hielt sich lange in London und einige Zeit hier auf, und da er ein Mann von Talent ist, mit vielen Personen zu thun hatte, England in jeder Richtung durchreist hat und Englisch versteht, so wird sein Tagebuch, wenn er sich entscheidet es zu drucken, von großem Interesse für seine orientalischen Leser seyn.

Vor einigen Tagen ist das erste Exemplar der persischen Ausgabe der Geschichte der Mohammedaner in Indien von Ferischta, welche General Briggs in Bombay besorgt hat, hier angekommen. Die Geschichte dieses Buchs ist ein Beispiel von den Schwierigkeiten, mit denen das Studium der orientalischen Literatur zu kämpfen hat. Briggs hatte zum Behufe seiner Uebersetzung dieses Historikers Handschriften des Texts in verschiedenen Theilen von Indien abschreiben lassen, weil er gefunden hatte, daß die Namen in den Handschriften so verschieden und incorrect geschrieben waren, daß sich auf keine andere Art als die Benutzung der Localkenntnisse der Abschreiber in verschiedenen Provinzen ein correcter Text feststellen ließ. Durch Vergleichung dieser Handschriften hatte er eine so viel möglich correcte Redaction des Textes erhalten, und diese unternahm im Jahre 1829 Elphinstone, der damalige Gouverneur von Indien, lithographiren zu lassen, und das Buch erschien unter seinem Nachfolger, Sir John Malcolm, auf Kosten der Compagnie in zwei Foliobänden. Die ganze Auflage wurde nun in der hohen Schule von Puna deponirt, wo das Buch um 60 Rupien zu haben ist; nach Europa wurden 10 Exemplare geschickt, welche die Directoren der Compagnie vertheilten. Aber es wurde keinem Buchhändler, weder in Indien noch Europa, zum Verkauf gegeben, und der Erfolg war, daß es vollkommen unbekannt und unverkauft blieb. Die Direction in London fand, daß man 2000 Pfd. Sterl. dafür ausgegeben hatte, und verbot dem Gouverneur von Bombay, künftig Werke auf ihre Kosten drucken zu lassen. Die Motten und Ameisen werden die Auflage, die im Magazin in Puna liegt, bald aufgefressen haben; die Wissenschaft hat bei aller dieser Arbeit und dem Aufwande nichts gewonnen, und die Compagnie ist durch den schlechten Erfolg von ähnlichen Unternehmungen abgeschreckt, während dieses Werk, eines der wichtigsten für Geschichte des Orients, in Indien und Europa zahlreiche Käufer gefunden hätte, wenn es zugänglich gemacht worden wäre.

Die Kirchen Moskau's.

(Fortsetzung.)

2. Archangelski Sabor.

(Die Kathedrale des Erzengels Michael.)

Es ist nicht leicht, in die heiligen Kirchen, die auf dem Kathedralenplatze stehen, außer der Zeit zu kommen, in welcher daselbst Gottesdienst gehalten wird, da man außer dieser Zeit der Schlüssel zu ihren Thüren sehr schwer habhaft wird. Es gibt einen eigenen Schlüsselmeister für diese Kirchen, bei dem die Schlüssel immer niedergelegt werden. Er schließt sie nach beendigtem Gottesdienste nicht nur in einem Schlüsselschränkchen ein, sondern muß dieses auch noch jedesmal mit dem großen Petschaft des Metropoliten versiegeln, und darf dasselbe nur zum Behufe des Gottesdienstes im Beiseyn der üblichen

Zeugen abnehmen. Doch bleiben die Kirchen nach dem Gottesdienste immer noch lange genug geöffnet, um mit großer Muße alle ihre Kostbarkeiten in Augenschein nehmen zu können.

Es fehlt überhaupt in allen diesen russischen Kirchen weniger an Muße, als an Licht zum Beschauen. Zumal in der Archangelski Sabor, die, obgleich sie dem Flammenschwertttragenden Erzengel Michael gewidmet ist, so kleine und schmale Fenster hat, daß doch alles Licht ihrer Edelsteine und aller Schimmer ihres Goldes und ihrer zahlreichen Heiligenschreine nicht hinreicht, um nur einigermaßen die Dunkelheit ihrer beräucherten Wände zu erhellen.

Das Gestirn, welches in der Nacht dieser Kirche am hellsten blinkt, ist das eines kleinen Knaben, an dessen Sarge wohl mehr Blut vergossen wurde und Seufzer verhallten, als an dem irgend eines anderen Kindes der Welt, und dessen Name, einst so schrecklich in Rußland, jetzt angebetet wird. Es ist der Name, der Jahre lang in Rußland so viele Flammen des Hasses und der Liebe schürte, daß diese das kaum von den Mongolen erlöste Reich auf anderem Wege wieder an den Rand des Verderbens führten. Es ist nämlich der letzte, falsche Demetrius, der hier schon seit geraumer Zeit ruht, und sich der Huldigungen ganz Rußlands erfreut. Da er keinen Anspruch auf irdisches Reich macht, und nur im Himmel das Reich der Heiligen zu theilen wünscht, so hat sich keine Partei gegen ihn erhoben, wie gegen die anderen Pseudo-Dimitri, und er genießt ungestört seines großen Ansehens. Daß die Russen ihn übrigens nicht für einen falschen Demetrius halten, sondern für den einzigen ächten, rechten, versteht sich von selbst. Jedoch würde wohl das, was sie völlig überzeugt, daß es der rechte ist, uns eben wohl umgekehrt die größten Zweifel einstößen. Es soll nämlich der Leichnam dieses Fürstenkindes, nachdem man ihn in Uglitsch — der Stadt bekanntlich, in welcher Demetrius von den Boten des Boris Godunow ermordet wurde, — lange vergebens gesucht, daselbst auf vieles Bitten der ihn sehnsüchtig verlangenden Priester und Einwohner mit sammt seinem Sarge auf Gottes Geheiß sich aus der Erde hervorgehoben und sich den Priestern präsentirt haben, woraus man denn gleich so offenbar seine Aechtheit erkannt habe, daß es nur lächerlich seyn könnte, hiegegen noch den leisesten Zweifel laut werden lassen zu wollen.

Es ist übrigens der mumienartig vertrocknete Körper eines Knaben von 5 bis 6 Jahren, prächtig eingekleidet in einem an Festtagen geöffneten Sarge liegend. Alles ist verhüllt, nur die Stirn ist frei, und sie allein wird von den Anbetenden geküßt. Ueber dem Sarge an dem Pfeiler ist das Bildniß des kleinen heiligen Prinzen aufgerichtet, und zwar in halberhobener Arbeit aus geschlagenem feinsten Ducatengolde. Die Franzosen haben es 1812 nicht bekommen, obgleich es sich bei ihrem Hierseyn in Moskau — aber freilich gut versteckt — befand. Die Sache ist schon über 200 Jahre alt, und doch lebt sie noch so frisch und lebendig im Volke, wie ein Vorfall von gestern, so daß wir fremden Reisenden nur einen Augenblick mit neugierigen und fragenden Gesichtern vor dem Bilde standen, als schon von der einen Seite eine dicke Kaufmannsfrau und von der andern ein Bauer sich zu uns wandten, und uns von dem heiligen Kinde erzählten. Jene fing von dem Werthe des Ducatengoldes und von dem Wunder der Auffindung des Leichnams an. Dieser machte den Historiker, und belehrte uns über die ganze Ermordungsgeschichte des Dimitri. Beide waren so eifrig in unserer Belehrung, daß sie sich immer gegenseitig ergänzten, und oft beide zu gleicher Zeit sprachen.

Wie frisch und lebendig noch immer die Liebe in Rußland für diesen letzten Sprößling des uralten Rurik'schen Herrscherstammes ist, bezeugte auch noch ein ganz neuer „Podswietschnik" (Candelaber) von Silber, den die Einwohner von Uglitsch noch ganz kürzlich dem jungen Märtyrer gewidmet und zugesandt hatten. Diese Podswietschniks sind große, mannshohe Leuchter, deren Piedestal unten sehr bunt verziert ist, und die oben sich in einen dicken, abgeplatteten Kopf endigen. Auf dieser Platte steht in der Mitte ein dickes Licht, und rund herum sind eine Menge kleiner Oeffnungen von verschiedenem Kaliber, in die man je nach gutem Willen und Vermögen dem Heiligen dünne oder dicke Lichter aufstecken lassen kann.

Gegen einen vollständigen Körper muß natürlich wohl ein bloßer, heiliger Tropfen gänzlich verschwinden. Daher wird der Tropfen ächten Blutes aus dem Haupte Johannes des Täufers, nachdem Herodias ihn hatte trennen lassen, wenig beachtet, obgleich er in Gold eingefaßt, und mit Diamantstrahlen, wie der Mittelpunkt eines Sternes, geschmückt ist. Man könnte denken, daß das Blut Johannes des Täufers unvergleichlich viel theurer für das Christenthum sey, als jener Fürstenknabe. Allein in Rußland werden die christlichen Heiligen im Ganzen außerordentlich von den russischen überflügelt. Sowohl bei den Bilderhändlern als in den Kirchen und Privatcapellen findet man sehr selten die Bilder von Petrus, Paulus, Jacobus und den übrigen Aposteln. Dagegen sieht man stündlich und überall zum heiligen Wladimir und Dimitri, Nikolaus und Gregor. Selbst der Erlöser und die Mutter Maria müssen erst einen russischen oder doch griechischen Titel annehmen, um in Rußland jener hingebenden Verehrung zu genießen. Wie so ganz andere Gottheiten sind doch die Kasan'sche, die Iberische Boshia Mater, als die schmerzensreiche Jungfrau Maria.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Bengalen.

(Aus dem The Oriental Herald. August. Von Emma Roberts.)

Serampur.

Es ist wunderbar, daß man noch so wenig über die außerordentliche Schönheit der Umgebungen von Calcutta, besonders die Landschaft auf beiden Seiten des Flusses, gesagt und geschrieben hat. Der Seefahrer, der lange Zeit nichts als Himmel und Wasser um sich gesehen hat, muß glauben, daß das Paradies sich ihm öffnet, wenn er die herrliche Landschaft sieht, die sich seinen bewundernden Blicken zeigt. Wenn die obern Provinzen Indiens, ungeachtet ihrer großartigern Scenerie, zu verschiedenen Zeiten des Jahres verschiedene Ansichten bieten, so bleibt Bengalen, wo der Hughly der erhabenste Gegenstand

des Gemäldes ist, stets dasselbe. Die Feuchtigkeit seines Klima's und die Natur des Bodens vereinigen sich, ein ewiges Grün zu erhalten, das in den trocknern Bezirken nur während der Regenzeit zu sehen ist. Selbst im heißesten Wetter, wenn der Thermometer oft wochenlang auf 130° (45° R.) steht und die Sonne eine so mächtige Fülle des Lichtes herabsendet, daß man glauben sollte, seine sengende Hitze wäre hinreichend, jeden Grashalm zu vertrocknen, ist die ganze Erde mit einem reichen Teppich bedeckt, und der Augenblick, wo die Sonne untergeht, füllt die Luft mit erfrischender Kühle, und das Auge schwelgt im Anblick einer Gegend der reichsten Fruchtbarkeit.

Ausgenommen in der unmittelbaren Nähe des Flusses, ist Bengalen eine todte Ebene, und würde eintönig im Uebermaße seyn, wenn seine Waldungen, die sich bald in Hainen, bald in dichten Wäldern zusammenziehen und das Land überall mit Bäumen übersäet haben, ihm nicht Abwechslung gäben. Die Ufer des Hughly sind aber an manchen Stellen so hoch, daß sie, besonders bei scharfen Wendungen des Flusses, den Charakter von Vorgebirgen annehmen, und sie sind bis zur Spitze mit Wald bedeckt. Nichts kann die Schönheit des Laubes übertreffen, das sich über dieses begünstigte Land verbreitet. Der Bambus beugt seine langen Zweige mit all der Anmuth der Weide herab, die vielen Arten der Palmen erheben sich in königlicher Majestät darüber, und das schön gefiederte Laub von beiden erhält an den hellen Massen des Nim, des Pipul, und einer Menge anderer, von denen viele Blüthen in tausend Farben spielend tragen, einen glänzenden Hintergrund. Die Magnolie ist in der Nähe von Calcutta sehr gewöhnlich, und unter einer großen Menge Akazien ist eine Art, Babul genannt, von besonderer Schönheit. Sie ist mit einer Blüthe, dicht wie ein Ball, von Goldfarbe bedeckt, die der Luft einen so köstlichen Duft gibt, daß eine hinreichend ist, um einen ganzen Garten mit Wohlgeruch zu füllen.

Wenn man Calcutta verläßt, bietet der Fluß meilenweit die heitersten, schönsten Ansichten, die man sich denken kann. In verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen trifft man Ghats oder Landungsplätze, die vom Ufer ins Wasser gebaut sind, um den Eingebornen den Zugang zum Baden und ihre Wasserkrüge zu füllen, zu erleichtern. Sie sind alle aus Backsteinen gebaut und tschunamet. Der Tschunam ist ein Stuck, der, hauptsächlich aus Kalk bereitet, eine feine Politur annimmt, und, da er porös ist, stets eine trockne Fläche darbietet. Er gibt einem Gebäude, das mit ihm bedeckt ist, ganz das Ansehen von Stein, und wenn er aus den feinsten Stoffen gemacht ist, fertigt man viele treffliche Verzierungen aus ihm. Bei diesen Ghats, die in einer breiten Treppenflucht bestehen und auf jeder Seite ein Geländer haben, steht gewöhnlich eine Moschee, eine Pagode oder eine Reihe kleiner Hindutempel, Mhuts genannt, die in Form eines Bienenstocks, und nicht viel größer, einen angenehmen Anblick gewähren, wenn sie in Gruppen bei einander stehen. Die Gipfel der in die Augen fallendsten Höhen sind meistens mit einem malerischen Gebäude, einer Moschee oder einer Pagode bekrönt. Früher war die letztere stets an der mitraähnlichen Gestalt ihrer Kuppeln kenntlich; doch haben viele in neuerer Zeit gebauten die runden, flachen Kuppeln der muselmännischen Tempel. Diese schönen Kuppeln oder ihre sie begleitenden Minarets sieht man zuweilen allein aus den Zweigen der Bäume hervorlauschen, und, wenn sie hoch gestellt sind, nähert man sich ihnen auf einer Treppe, die den Abhang herabführt und bei jeder Oeffnung zum Theil gesehen wird. Diese Treppen, die sehr schön sind, führen gewöhnlich zu einem Ghat, und sind oft, wenn sie einem Hindutempel gehören, von oben bis unten mit frischen Blumen der schönsten Art bestreut. Lange Guirlanden indischen Jasmins, eine große, gefüllte, weiße Blüthe mit angenehmem, doch starkem Geruch, oder von großen scharlachrothen oder gelben Blumen hängen über dem Geländer und werden oft in den Fluß geworfen, um die Gunst der Gottheit zu gewinnen; jede Hinducapelle ist reich mit Blumen geschmückt, und sogar der Fußboden damit bestreut. Die Verehrer Mohammeds haben in so weit den Gebrauch ihrer heidnischen Nachbarn angenommen, daß sie Blumen auf die Gräber ihrer geschiedenen Freunde streuen; beide Religionen zünden des Nachts Lampen in ihren Tempeln an, und der Schimmer dieser kleinen Leuchtthürme durch die Bäume gibt nach Sonnenuntergang der Landschaft einen neuen bedeutenden Reiz. Doch noch ein anderer muß genannt werden. Viele der Bäume scheinen wirklich von einem lichten Schein umgeben zu seyn, so viele Leuchtkäfer fliegen in und außer ihnen umher, und gießen ihr grüngoldenes Licht über sie aus, als wären sie mit Lampen und Smaragden behängt. Die größere Zahl dieser leuchtenden Insecten fliegen scherzend um die Bäume herum, manche aber schießen gleich Meteoren durch die Luft, durchkreuzen den Pfad, sey es auf dem Land oder auf dem Fluß, und machen die Nächte selbst bei dem Sternenschein, der hell und glänzend in dieser Hemisphäre ist, noch schöner, so daß, außer während der wolkigen Regenzeit, die Nächte nie finster sind. So lange die Sonne noch einen schwachen gelben oder rothen Schein auf dem Flusse läßt, wie angenehm gleitet man da auf dem Wasser dahin, während bald ein bewaldetes Vorgebirge sich weit in das Wasser hineinstreckt und jede Aussicht verhüllt, bald eine weite Wasserfläche sich öffnet, die mit Inseln bedeckt ist und in reizende bezauberte Orte zu führen scheint. Diese Schönheit der Landschaft wird erhöht, sobald man sich Barrackpur und Serampur nähert, Ortschaften, die 16 Meilen oberhalb Calcutta auf beiden Seiten des Flusses sich gegenüberliegen.

(Schluß folgt.)

Neue französische Reise nach Abyssinien. Die HH. Galinier und Ferret, Lieutenants im französischen Generalstabe, haben vor kurzem Paris verlassen, um sich nach Abyssinien zu begeben. Ihr Hauptzweck ist, eine Karte des Landes, namentlich der Umgebungen des Tzana-Sees und seiner zahlreichen Zuflüsse, aufzunehmen. Sie sind von einem jungen, im Jardin des Plantes gebildeten Naturforscher, Namens J. Ronger, begleitet. Im Augenblick, wo die Regierung sich thätig damit beschäftigt, Verbindungen zwischen Frankreich und den Küsten des rothen Meeres zu begründen, ist die Wichtigkeit einer solchen Expedition einleuchtend. (Echo du Monde Savant. 16 Oct.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 119** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Frühlingsgedicht. — Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Fortsetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Faust insbesondere.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 October 1839.

Frühlingsgedicht.

(Aus dem zu Cairo voriges Jahr im Druck erschienenen Diwan des türkischen Dichters Fusuli.)*)

Frühling ist es, Schenke! Wein heraus gegeben,
Fluren grünen, Lust gibt Beeten neues Leben,
Gräm' dich nicht, daß Rosenzweig alleine steh',
Ueberall ist nach Gesellschaft frohes Streben.
Tulpen sind geöffnet, Rosen sind entknospet,
Vom Vergnügen sprechen Strauch und junge Reben,
Kümm're dich um Künft'ges und Vergangnes nicht,
In der Zeit des Rosenflors, wo Kelche schweben,
Geh mit Gott des Morgens in das Rosenbeet,
Sieh was Kiel der Allmacht dort geschrieben eben.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein.
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein.

Reich den Becher, Schenke! wenn du welterfahren,
Monde folgen Monden, Jahre folgen Jahren,
Von dem Feste, das im Herbste ward gegeben,
Ist die Ros' als Leuchte ins Harem gefahren,
Rosen laden gastfrei ein die Nachtigall,
Komm', genieße, wenn du bist von Gästen wahren.
Gestern war ich traurig, heute ging ich hin,
Um mein Loos mit Rosen kosend zu erfahren.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein

Wein her! Frühling steht mit Rosen in dem Bunde,
Von der Welt Gewinn und Schaden nimm nicht Kunde,
Unterm Rosenbeete heimlich Flüsse gehen,
Doch die Nachtigallen künden's in die Runde,
Schön ist's, wenn der Ost mit Gold füllt Mund der Knospen,
Denn sie führt das Lob des Herrn der Herrn im Munde.
Wenn der Ostwind spitzig schärft der Pflanzen Zungen,
Ist's zum Preis des Herrn und nicht aus anderem Grunde,
Glas zu halten hab ich nicht verschmäht, seitdem ich
Rosen sah mit Nachtigallen in dem Bunde.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt [illegible]

Wein her! da die Tulpen Felder überspreiten,
Schöne Jahrszeit! schönste aller Jahreszeiten,
Blüthenzweige sind die Ziegel zu dem Bau,
Den der Lust Baumeister Menschen itzt bereiten.
Frische Rosen sind wie Herzensblut entschwunden,
Herz brennt von dem Mahl der Widerwärtigkeiten,
In der Fasten warst du gar zu fromm, Fusuli,
Trink nun rosenfarbnen Wein zu Rosenzeiten.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein!

Wein her, Schenke! du darfst mir nicht zögern heute,
Nimm Gelegenheit, Gelegenheit ist Beute!
Grün ist Vers der Allmacht vor der Auferstehung,
Die Erbarmung hat geschrieben für die Leute.
In dem Paradiese, heißt es, ist nicht Feuer,
Hier ist Rosenlicht und Rosengluth im Streite,
Frühling macht die Welt zu einem Paradiese,
Durch Gerechtigkeit des Khans ist sie's beiseite,
Denn sein Fest ist das Basilikon von Eden,
Rosenzweig weiß, daß er innern Sinn bedeute.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein!

Hammer-Purgstall.

*) Während in Konstantinopel noch nicht Ein Dichter im Druck erschienen, sind in Kairo während der letzten zwei Jahre allein ein Dutzend Diwane der vorzüglichsten Dichter gedruckt worden.

Oliver Twist von Dickens (Boz).

(Fortsetzung.)

Nachdem der Schornsteinfeger beseitigt war, meldete sich der Leichenbesorger:

„Die Directoren hatten Bumble befohlen, Erkundigungen einzuziehen, ob nicht etwa irgend ein Stromschiffer eines Knaben bedürfe, wie man denn die jüngern Söhne und ebenso die Waisen gern zur See schickt, um sich ihrer zu entledigen. Gerade als der Kirchspieldiener zurückkehrte, trat Mr. Sowerberry aus dem Hause, der Leichenbesorger des Kirchspiels. „Ich habe so eben das Maaß zu den beiden, gestern Abend gestorbenen Frauenzimmern genommen, Mr. Bumble," rief er ihm entgegen, und bot ihm zugleich die Dose, ein artiges kleines Modell eines Patentsarges. „Sie werden noch ein reicher Mann werden, Mr. Sowerberry," bemerkte Bumble. „Möcht's wünschen; aber die Directoren zahlen nur gar zu geringe Preise." — „Ihre Särge sind auch gar zu klein, Mr. Sowerberry." — „Thut auch nicht noth, Mr. Bumble, bei der neuen Speiseordnung, daß sie größer seyen." Bumble mißfiel die Wendung, welche das Gespräch genommen; er begann daher von Oliver Twist. Mr. Sowerberry bedurfte eines Knaben zu Handreichungen, wurde sofort zu den Directoren geführt und das Geschäft war bald abgemacht. Oliver sollte noch an demselben Abend auf Gefallen zu ihm gehen, was so viel sagen will, als daß der denselben auf eine Anzahl Lehrjahre haben soll, um mit ihm zu thun was ihm beliebt, wenn er nach kurzer Probezeit ersieht, daß ihm der Knabe genug arbeitet, ohne zu eßlustig und also zu kostbar zu seyn. Dem kleinen Oliver wurde gesagt, wenn er nicht gutwillig ginge, oder sich im Armenhause wieder blicken ließe, so werde man ihn nach gebührender Züchtigung zur See schicken, wo er unfehlbar ertrinken müsse. Er zeigte wenig Bewegung und wurde nunmehr für gänzlich verhärtet erklärt. Er hatte freilich in Wahrheit nicht zu wenig, sondern zu viel Gefühl, war aber durch die erfahrne Behandlung betäubt und für den Augenblick vollkommen abgestumpft.

Auf dem Wege zu Mr. Sowerberry ermahnte ihn Bumble in seinem gewöhnlichen Tone. Oliver traten die Thränen in die Augen. „Was weinst du, Schlingel? Hab' ich's nicht immer gesagt, daß du die schlechteste, undankbarste Creatur von der Welt bist? Was hast du? sprich!" — „Ich bin so verlassen, Sir — so ganz verlassen! Jederman ist so schlimm gegen mich. Es ist mir, als wenn ich hier blutete und todt bluten müßte;" und er preßte die Hand auf das Herz und blickte mit nassen Augen seinem Führer ins Gesicht. Bumble hustete, sagte endlich: „Sey nur ein guter Junge!" und ging schweigend weiter.

Mr. Sowerberry rief seine wenig einnehmende Gattin. „Das ist der Knabe, von welchem ich dir gesagt," nahm er schüchtern das Wort. „Mein Himmel, wie klein er ist!" rief Mrs. Sowerberry aus. „Er ist allerdings klein," sagte Bumble, Oliver sehr unwillig anblickend, als ob es des Knaben Schuld gewesen, daß er nicht größer war; „er wird aber größer werden, Mrs. Sowerberry."

„O ja, auf unsre Kosten," erwiederte sie verdrießlich. „Ich sehe keine Ersparniß bei Kirchspielkindern; sie kosten allezeit mehr als sie werth sind. Die Männer glauben aber immer Alles am besten zu wissen." Sie stieß Oliver eine Treppe in die finstre, elende Küche hinunter, und befahl einer schlumpigen Dienstmagd, ihm zu geben, was für den nicht nach Hause gekommenen Trip zurückgestellt wäre. Hätte doch mancher sogenannte Menschenfreund, dessen Blut von Eis und dessen Herz von Stein ist, und der dennoch eine Stimme sich anmaßt, eine Stimme hat, wo es der Beurtheilung der Lage, dem Wohl oder Wehe der Armen gilt, den Knaben verschlingen sehen können, was der Haushund verschmäht hatte! Wie sehr wäre so Manchem dieser Art dieselbe Diät zu wünschen! Frau Sowerberry hatte dem Knaben mit stummem Entsetzen zugeschaut. Er hörte auf zu essen, als er nichts mehr fand. „Bist du endlich fertig?" sagte sie. Nun komm, dein Bett ist unter dem Ladentisch. Du wirst dich doch nicht fürchten, zwischen Särgen zu schlafen? Aber wenn du auch nicht wolltest, so bekommst du keine andre Schlafstätte." Oliver folgte schüchtern und geduldig seiner neuen Herrin. Sobald er im Laden des Leichenbesorgers allein gelassen war, setzte er seine Lampe auf eine Bank, und Furcht und Grauen durchschauerte ihn. Mitten im Gemach stand ein neuer fast fertiger Sarg; die schon zugeschnittenen, an die Wände umher gelehnten Bretter erschienen ihm beim matten Lampenlichte wie Geister. Auf dem Boden lagen große Nägel, Holzspäne, Stücke schwarzen Tuchs und Sargenrieme, und an der Wand über dem Ladentisch hing das grauenhafte Bild eines Leichenzugs. Die Luft war drückend heiß; sie däuchte Oliver wie Grabesluft, die Oeffnung zu seiner Ruhestätte unter dem Ladentische wie ein gähnendes Grab. Er fühlte sich allein und unbefreundet in der Welt, und obwohl er keinen Schmerz über Trennung von Freunden oder Angehörigen empfand, so war ihm doch das Herz schwer; und als er in sein enges Bett hineinkroch, wünschte er, daß es sein Sarg wäre, und daß er darin hinaus auf den Kirchhof getragen werden möchte, wo das hohe stille Gras über ihm wüchse und im Winde säuselte, und das Läuten der alten traurigen Thurmglocke ihm schöne Träume zuführte in seinem süßen Schlummer." —

Eine Leichenscene, bei welcher Oliver figurirte:

„Mr. Sowerberry ordnete die erforderlichen Vorbereitungen und befahl Oliver, mit ihm zu gehen. Sie begaben sich nach dem bezeichneten Hause, um das Maaß zum Sarge zu nehmen, wo sich ihren Blicken eine Scene des grauenvollsten Elends darbot, die auf Oliver, ob er gleich an Elend so wohl gewöhnt war, den peinlichsten Eindruck machte. Am folgenden, kalten und regnichten Tag wiederholten sie ihren Besuch; die Leiche wurde in den Sarg gelegt, jede Anordnung war getroffen. Mr. Sowerberry sagte den Trägern, sie möchten sich sputen und den Geistlichen nicht warten lassen; es sey schon spät. Die Träger setzten sich in eine Art von Trab, und Oliver mußte fast laufen, um nachzukommen. Der Geistliche war noch nicht

angelangt, der Sarg wurde in einem entfernten Winkel des Kirchhofs neben dem Grab einstweilen niedergesetzt und Mr. Sowerberry und Bumble setzten sich zum Küster in die Sakristei ans Feuer und nahmen die Zeitungen zu Hand. Nach einer halben Stunde erschien der Geistliche, Bumble verjagte die Gassenbuben, die sich damit unterhielten, her- und hinüber über den Sarg zu springen; der Geistliche las eilends die Gebete, entfernte sich wieder, der Sarg wurde eingesenkt, die Grube zugeworfen, und Alle begaben sich auf den Heimweg. „Nun Oliver, wie hat dir's gefallen?" fragte Mr. Sowerberry. „Recht gut, bedanke mich, Sir," antwortete Oliver zögernd; „aber doch eigentlich nicht sehr gut." — „Wirst dich schon daran gewöhnen," sagte der Leichenbesorger; „und 's ist gar nichts, wenn du's erst gewohnt bist." Oliver hätte gern gewußt, wie lang es gedauert, ehe Mr. Sowerberry sich daran gewöhnt, wagte jedoch nicht zu fragen, und kehrte gedankenvoll mit seinem Herrn nach Hause zurück."

Olivers Flucht nach einer Scene grausamer Mißhandlungen:

„Oliver wurde darauf bei Wasser und Brod wieder eingesperrt und spät Abends unter Noahs unbarmherzigem Gespött zu Bett gewiesen. Und erst hier ließ er seinen Gefühlen freien Lauf. Er hatte allen Spott und Hohn mit hartnäckiger Verachtung, die schmerzlichsten Streiche ohne einen Schrei ertragen, und würde nicht geweint haben, wenn man ihn lebendig geröstet hätte; ein solcher Stolz war in seiner Brust erwacht. Nun aber, da er allein und gänzlich sich selbst überlassen war, fiel er auf die Kniee nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte solche Thränen, wie Gott sie den Betrübten und Geängsteten zur Erleichterung ihres Herzens sendet, wie nur wenige menschliche Wesen, so jung an Jahren wie Oliver, sie zu vergießen Ursache haben. Es währte lange, bis er sich wieder erhob. Das Licht war tief heruntergebrannt, er horchte und blickte vorsichtig umher, öffnete leise die Thüre und sah hinaus. Die Nacht war finster und kalt, die Sterne schienen ihm weiter von der Erde entfernt zu seyn als er sie je gesehen; die Bäume von keinem Winde bewegt, standen wie Geister da. Er verschloß die Thüre wieder, knüpfte seine wenigen Habseligkeiten in ein Taschentuch und setzte sich auf eine Bank, um den Anbruch des Tags zu erwarten. Mit dem ersten, durch die Ritzen der Fensterladen eindringenden Lichtstrahle stand er auf, öffnete die Thüre zum zweitenmal, blickte furchtsam umher, zögerte ein paar Augenblicke, trat hinaus, und ging, ungewiß wohin er sich wenden sollte, rasch vorwärts. Nach einiger Zeit gewahrte er, daß er sich ganz in der Nähe des ländlichen Hauses befinde, wo er seine ersten Kinderjahre verlebt hatte. Es war Niemand zu hören oder zu sehen; er blickte in den Garten hinein. Einer seiner kleinern, weit jüngern Spielcameraden reinigte ein Beet vom Unkraut. Sie hatten mit einander gar oft Hunger, Schläge und Einsperrung erduldet. „Pst! Dick!" rief Oliver. Der Knabe lief herbei und streckte ihm die abgemagerten Hände durch die Gitterthür entgegen. „Ist schon Jemand auf, Dick?" „Keiner als ich."— „Sag' ja nicht, daß du mich gesehen hast, Dick; ich bin fortgelaufen, konnt's nicht mehr aushalten, und will mein Glück in der Welt versuchen. Ich muß weit fort von hier, weiß nicht wohin. Wie blaß du aussiehst!" — „Ich habe den Doctor sagen hören, daß ich sterben müsse. Ach das ist schön, daß du hier bist. Aber halt dich nicht auf, lauf' fort!"— „Ja, ja! leb'wohl! ich weiß gewiß, wir sehen uns wieder, Dick! Du wirst noch recht glücklich werden." — „Das hoff' ich, — wenn ich todt bin; eher nicht. Ich weiß es, Oliver, der Doctor hat Recht; denn ich träume so viel von Himmel und von Engeln und von freundlichen Gesichtern, die ich niemals sehe, wenn ich aufwache. Leb' wohl, Oliver, geh mit Gott! Gottes Segen begleite dich!" Oliver hatte noch nie des Himmels Segen auf sich herabrufen hören, und nie vergaß er diese Segnung von den Lippen eines Kindes unter allen Leiden, Sorgen, Mühen, Kämpfen und Wechselschicksalen seines Lebens."—

(Fortsetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust insbesondere.

(Fortsetzung.)

Ein vielbesprochenes Problem im zweiten Theil Faust ist der **Homunculus**; über diesen hat Blaze folgende Ansicht:

„Dieser Homunculus ist, wie man leicht erkennt, einigermaßen verwandt mit den Müttern. Ein Product der Abstraction und der Kunst nimmt er Theil an der [illegible] der Elementargeister und gehört zu der Familie derer, die in der Alchymie die Vulcanalischen heißen. Theophrastus Paracelsus, dieser großartige Narr, zählt im dritten Capitel des Paramirum die Formeln und Vorschriften auf, wornach man einen homunculus machen kann. Er entwickelt auch mit Behagen die wunderbaren Eigenschaften dieser seltsamen Creaturen, gebildet ex contrario et incongruo. „Die Räthsel, welche der Mensch nicht zu lösen vermag, offenbaren sich den Geistern der Wälder und den Nymphen von Ewigkeit her. Wenn die homunculi zur Mannbarkeit gekommen, erzeugen sie die Mandragoren und alle Arten ähnlicher Dämonen, welche bei gewissen Unternehmungen mächtige Helfer und unerläßliche Werkzeuge werden, über ihre Feinde triumphiren, und Dinge aus dem Grunde wissen, welche der Mensch ohne sie niemals wüßte. Von der Kunst allein empfangen sie das Leben, den Körper, das Fleisch, das Blut. Auch ist ihnen die Kunst eingeboren, in ihnen verkörpert; sie lernen sie von Niemand; sie sind Kinder der Natur, wie die Rosen und andere Blumen." Man sieht leicht, daß die Kunst, von welcher hier Theophrastus spricht, nichts Anderes ist, als die tiefe Naturbetrachtung, die Alchymie. In Goethe's Gedicht hat Homunculus das angeborene, eingegossene Wissen. Kaum auf der Welt, sehnt er sich schon nach der Wirklichkeit der Form, und sucht sich seinen Weg durch den Naturalismus und das Alterthum hindurch. Ein Feuergeist, tritt er in den Kreis der Elemente; phosphorisch, vermählt er sich mit dem Wasser. Aber dieß kleine Wesen hat auch seine satyrische Seite. Die Natur gibt ihre Geheimnisse nicht den frostigen Speculationen der

Wissenschaft preis, und die Versuche, die man macht, sie zu zwingen, schlagen fehl. Im ersten Theil hat sich Faust von dieser traurigen Wahrheit überzeugt. Jetzt hat sich Wagner, der lächerliche Schatten einer so großen Gestalt, der Leporello des Don Juan des Gedankens, in den Kopf gesetzt, das Werk des Doctors fortzusetzen. Wie nun die Bestrebungen eines so alltäglichen Verstandes endigen lassen? Die Wege, welche Faust zur Verzweiflung geführt, führen Wagner zur Beruhigung. Der Thor glaubt, es sey ihm Alles prächtig gelungen, und wünscht sich nichts Besseres, nun, da er seine dreißigjährigen Arbeiten gekrönt sieht durch das Resultat des Homunculus, eines Pygmäen, eines kleinen, in einer krystallenen Phiole schwebenden Lichtchens Eine lächerliche Erscheinung! Homunculus ist die Ironie Goethe's, welche über sein eigenes Werk hinhüpft und gaukelt!"

In der Erklärung und Deutung der Vermählung des Faust mit der Helena trifft der französische Kritiker mit den deutschen Interpreten, deren Arbeiten ihm bei seiner umfassenden Belesenheit wohl auch nicht unbekannt geblieben sind, so ziemlich zusammen.

„Helena wird zu Faust geführt; dieser läßt vor Allem den Thurmwächter Lynceus mit Ketten binden, weil er nicht verkündigt, daß er sie herankommen sehe. Helena lächelt über diesen ersten Beweis ritterlicher Galanterie und verzeiht dem Wächter. Faust gehorcht und bekennt sich als Vasallen der reinen Schönheit. Von diesem Augenblick an ist die Vermählung von Faust und Helena entschieden. Der Repräsentant des Mittelalters steigt auf den Thron der Heroine des Alterthums und theilt [illegible] wunderbaren Erscheinungen zu bewundern, die sie umschweben, wie Strahlen einer unbekannten Sonne. Inzwischen stört stürmisches Geschrei die Ruhe des glücklichen Thales. Die Gesandten des Menelaus fordern Helena zurück; Faust erhebt sich und treibt sie an der Spitze seiner Gewaffneten zurück. Die Tapferkeit beschützt die Schönheit und macht sich ihrer würdig. Bald kehrt die Ruhe zurück, süß, balsamisch, wollüstig, ungestört. Helena und Faust, feuchten Auges, liebedurstig, trunken von Sehnsucht, verlieren sich Hand in Hand in dem dichten Laub, im Schatten der geheimnißvollen Grotte. Bald verkündigt Phorkyas, daß ein neugeborenes Kind von der Frauen Schooß zum Manne springe; ein wunderbares Kind, nackt zuerst, dann in Purpur und Himmelblau gekleidet, die goldene Leyer in der Hand, wie ein kleiner Phöbus, den Goldschein um die Schläfe. Euphorion erscheint. — Man sieht, was Goethe von der Sage entlehnt und was er hinzufügt. Man findet hier die Liebe des Achilles und der Helena wieder; nichts ist verloren, weder die Inbrunst der Liebkosungen, noch die Harmonie in den Lüften, noch der Zauber der Scenerie — eine geheimnißvolle Umarmung, deren Frucht Euphorion, das göttliche Kind, die Poesie, ist. Nur tritt Faust an die Stelle des Achilles; an die Stelle der menschlichen Schönheit die ideale, die geistige Schönheit. So begegnen und versammeln sich die Elemente aller Poesie; das Alterthum vermählt sich mit der Romantik, und aus dieser Ehe entspringt die moderne Poesie mit ihrer originellen Form, ihrer zum Herzen sprechenden Innigkeit, aber auch mit ihren gränzenlosen Wünschen, ihrem Widerwillen gegen jeden Zwang und jede Regel, realistisch zugleich und symbolisch — bald verhüllt, bald nackt wie die alten Marmorbilder; heute in Nebel versunken, morgen mit heiterem Antlitz — fruchtbar und launenhaft wie die Sonne, nach der sie unablässig hinstrebt, auf die Gefahr, aus der Höhe herabzustürzen wie Euphorion und Ikarus. Ikarus ist die unaufhörliche Rastlosigkeit des Gedankens, das ewige Streben nach einem unbekannten Ziel, das Fieber eines wahnsinnigen Gottes im Gehirn eines bleichen Jünglings; die unersättliche Sehnsucht, welche die Quelle sucht und vom Blitz getroffen herabstürzt, ehe sie sie entdeckt hat; die Seele Byrons auf zwei wächsernen Flügeln, die an der Sonne schmelzen. Das Alterthum, welches den Faust ahnte, als es den Prometheus schuf, hat im Ikarus — Byron geahnt, und Goethe, dieser Zauberer der Poesie, verschmilzt nach zwanzig Jahrhunderten diese beiden Beziehungen Einer und derselben Idee in einer Anspielung voll melancholischen Reizes, durch welche die symbolische Trinität sich ergänzt, und für welche er den melodischen Namen von den Legenden der alten Mythologie entlehnt. Auf den ersten Anblick erscheint die Rolle, welche Goethe dem Euphorion zutheilt, sehr schön durch seine Mutter, Repräsentant der reinen Schönheit, der griechischen Schönheit, so wie durch seinen Vater, Repräsentant der deutschen Wissenschaft — welch ein glänzendes Schicksal gleich von der Wiege an! Aber Goethe bleibt hiebei nicht stehen; seine Schöpfung muß etwas Zeitgenössisches an sich haben, was ihre Lebendigkeit und das Interesse in der Gegenwart erhöhe. Von der Idee Euphorions, eines glänzenden, so bald erloschenen Sterns am Himmel der Poesie, zu dem Gedanken an Lord Byron ist nur ein Schritt. Euphorion muß Lord Byron seyn. So trägt Goethe den Tribut seiner erhabenen Wehklage ab an das Andenken des Dichters des Manfred, und sein Werk bekommt durch diesen edeln Schmerz eine ergreifende und großartige Melancholie, welche das Alterthum allein ihm nicht hätte geben können." — — „Helena kehrt in den Hades zurück, zur Persephone; die Nymphen des Chors aber wollen ihr nicht folgen; ein unsägliches Sehnen nach der ewigen Natur bemeistert sie, und alle versenken sich endlich in ihren Schooß, verschwinden in der Pflanzenwelt, in den Wassern, in der Luft. Der Pantheismus hat in unserer Zeit seinen Dichter an Goethe gefunden, wie das katholische Dogma im Mittelalter den seinigen an Alighieri."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1839.

Bemerkungen über die Westküste von Sumatra.

(Von einem Franzosen in den Annales Maritimes et Coloniales, August 1839 mitgetheilt.)

1. Atschem. Laster der Malaien. Religion. Costume. Waffen.

Wenn man an die Westküste von Sumatra kommt, so erblickt man nichts als vor dem steilangehenden Ufer einige tiefliegende Striche, und dahinter eine hohe Bergkette. Das Ganze stellt sich als ein ungeheurer Wald dar, in welchem man hie und da am Abhange der Hügel einige Lichtungen und in diesen Pfefferpflanzungen erblickt. Die Stadt Atschem, die Hauptstadt der Insel, ist groß und wohl bevölkert, aber elend gebaut; fast alle Häuser sind aus schlecht verbundenen Brettern aufgeführt und mit Sagoblättern gedeckt. Das Fort hat eine starke Artillerie, die aber in schlechtem Zustande ist. Der König von Sumatra, von welchem alle die kleinen Könige in andern Theilen der Insel abhängen, hat seinen Palast und sein Serail in Atschem. Alle die kleinen Radschahs der Insel haben gleichfalls zu Atschem wenigstens ein Haus, wo ihre Frauen, ihre Pferde und ihre Reichthümer sind. Der gleiche Fall ist es mit den meisten reichen Malaien, welche die Westküste bewohnen. Die Regierung gestattet ihnen nicht, ihre rechtmäßigen Frauen mit auf die Reise zu nehmen, so daß die Radschahs sowohl wie die einzelnen Reichen, welche entfernte Pfefferpflanzungen besitzen, und diese besuchen wollen, während dieser ganzen Zeit ihrer Frauen beraubt sind, was sie zu häßlichen Lastern verleitet, die ziemlich allgemein und sehr ungescheut betrieben werden.

Die Malaien haben im Allgemeinen eine Bronzefarbe, und sind weder gelb, wie die Mulatten, noch so schwarz, wie die Hindus; sie haben europäische Züge und sind ziemlich gut proportionirt, tragen schwere Lasten, zeigen viel Stärke, wenn sie wollen, und sind gute und selbst kecke Seeleute. Aber alle sind träg, lügnerisch, diebisch, abergläubisch, grausam und zum Mord geneigt. Die Frauen sind von mittlerer Größe und wären nicht übel, wenn sie nicht das Mittel ausfindig gemacht hätten, sich zu entstellen, indem sie durch das Betelkauen ihre Zähne schwärzen, und im Ohrläppchen ein Loch machen, das endlich die Größe eines Fünffrankenthalers erhält.

Die Malaien bekennen sich zum Islam, worin sie durch stupide und unduldsame Priester unterrichtet werden. Diese Priester mischen sich in alle Handelsgeschäfte, nehmen starke Commissionsgebühren, ohne etwas zu thun, erheben einen bedeutenden Zehnten, und mausen, wo sie etwas erwischen können. Obgleich die Malaien an Bord der europäischen Schiffe Wein und Branntwein trinken, sind sie doch im Punkte der Religion völlig unduldsam. Kein Fremder kann unter ihnen leben, außer wenn er Moslem wird; ist er vollends ein Weißer, und zweifelt man an seiner Aufrichtigkeit, so wird er zur Wollust mißbraucht, dann getödtet und verzehrt. Die Chinesen, Hindus und Kaffern (?), welche Atschem bewohnen, und dort als Zimmerleute, Schneider, Schmiede oder Kaufleute ihr Fortkommen suchen, sind alle Moslems geworden, und können das Land nicht mehr verlassen. Ich sah zu Pengang, in der Nähe von Analabu, einen jungen Engländer von 22 oder 23 Jahren, der Moslem und ganz Malaie geworden war; er hatte auch die widerlichen Laster dieses Volks angenommen, und dachte nicht an Rückkehr.

Das Costume der wohlhabenden Malaien ist sehr reich, und gleicht ziemlich dem griechischen. Sie tragen eine Flachmütze, aber häufig auch einen Turban darüber, und fast immer einen Sarong, eine Art von weitem Unterkleid über den Beinkleidern. Beinkleider und Sarong werden um die Lenden von einem seidenen Gürtel zusammengehalten. Jeder Malaie trägt auf der Schulter ein seidenes Halstuch mit einer Bordure von Goldfäden und großen goldenen Eicheln an zwei entgegengesetzten Ecken; die eine fällt auf die Brust, die andere auf den Rücken hinab. An der Ecke, die auf den Rücken hinabfällt, hängt ein Ring und ein Schlüssel, an der vorn hinabfallenden hängt ein zweiter Ring mit einer runden, goldenen Büchse und verschiedenen mit Silber oder Gold garnirten Werkzeugen, als: Bartzwicker, Ohrenräumer, Pfriemen, ein kleines Messer u. s. w.

Die Waffen der Krieger sind ausnehmend mannichfaltig:

die Muskete, die Kugelbüchse, Pistolen, Lanzen, Schilde, Pallasch und Kreis finden sich meist in großer Anzahl in jedem Hause. Der Malaie, der auf der Reise ist, und einen Angriff fürchtet, hat oft eine schwere Stutzbüchse auf dem Rücken, einen Kreis und zwei Pistolen im Gürtel, während er in der Hand eine lange Lanze und einen schweren Pallasch führt. Im Frieden, bei seinen gewöhnlichen Beschäftigungen, trägt er nur den Kreis und den Pallasch. Der Kreis mit goldener Scheide ist eine sehr werthvolle Waffe, die in jeder Familie vom Vater auf den Sohn und Enkel übergeht. Wenn ein Vater mehrere Söhne hat, gibt er dem einen seinen Kreis, und kauft welche für die anderen; ein gekaufter Kreis wird vielleicht hie und da an einen Fremden wieder verkauft, aber der kostbare, durch Erbschaft erhaltene Kreis niemals. — Der Capitän Laugier von Marseille, mit welchem ich mich zu Quallah Battu befand, hatte ein großes Verlangen, von einem malai'schen Ruderer eine solche Waffe zu kaufen; er ließ zu dem Ende den Malaien in seine Cajüte kommen, und zeigte ihm alle möglichen Sachen, die unter allen andern Umständen ihn hätten reizen können. „Was willst du, daß ich dir für deinen Dolch geben soll, wähle," sagte er zu ihm. Die einzige Antwort des Malaien auf jedes Begehren, das man gegen ihn aussprach, war immer: „trabole" (unmöglich). Als Hr. Laugier endlich sah, daß er nicht dahin zu bringen sey, seine Waffe zu verkaufen oder zu vertauschen, öffnete er endlich eine mit Piastern gefüllte Casse, und stellte sich, als biete er ihm diese zum Austausch an. Alsbald legte der Malaie seinen schlechten Sarong ab, entkleidete sich völlig, behielt nur den Dolch in der Hand, und sagte: „Du siehst, ich habe nichts, ich besitze nur Lumpen, und brauche das Geld, das ich täglich verdiene, aber dieß hier — auf seine Waffe zeigend — ist mein Vermögen, und nur der Tod kann mich davon trennen."

Die Kirchen Moskau's.

2. Archangelski Sabor.

(Schluß.)

Besonderes Interesse haben in dieser Kirche die lebensgroßen Bilder aller der hier begrabenen Zaren. Sie stehen al fresco rund herum an den Wänden, in weite Mäntel gehüllt, jeder bei seinem Sarge, als wäre er sein Wächter. Doch mögen sie eben so wenig Aehnlichkeit mit ihrem Originale haben, als das Bild des Erlösers, mit welchem der heilige Sergei den Dimitri Donskoi einsegnete, als er gegen Mamai zog, und das sich ebenfalls hier befindet. Jene Zarenportraits sind alle wie aus Einer Form gegossen, und zwar nicht eben aus einer fein gearbeiteten. Vielleicht hat man sie mit Fleiß so gemacht, um den Contrast gegen die Monumente zu vermeiden. Denn was diese betrifft, so sind sie um kein Haar besser, als übereinander geworfene Ziegelsteine mit dazwischen geklecks'tem Kalk. Denn dieses entdeckt man unter den mit Kerzenwachs befleckten Teppichen, die sie verhüllen. — Der „Beutel" (Johann Kalita) ist der erste Zar, welcher keinen Anstand nahm, sich solche Steine auf die Brust zu häufen, und Iwan, der Bruder Peters des Großen, der letzte. (Von Peter dem Großen an liegen die Kaiser in Petersburg in der Peter-Paulsfestung begraben.) Auf der Wand und an der Decke des Sarkophags stehen die Namen der Zaren, ihre Väternamen, das Jahr der Geburt und des Todes u. s. w. mit folgenden Worten, z. B. bei Feodor: „Im Jahre der Welt 7092 und im Jahre nach Christi Geburt 1584 im Monat März am 19ten Tage entschlief der rechtgläubige und christliebende Herr Herr Zar und Großfürst Feodor, Johanns Sohn, aller Reußen Regent und Kriegeshaupt." Dasselbe steht auch, bloß mit Veränderung der Namen und Zahlen, bei allen übrigen. Als ich bei der Besichtigung der Gräber mit allen fertig zu seyn glaubte, rief ein junger Kirchenofficiant, der, wie mir es schien, sich schon längst gern an mich gemacht hätte, mir zu: „Da liegt der Schreckliche und sein Sohn, den er erschlagen," indem er dabei auf eine kleine Capelle neben dem Altare hinwies. Der junge Priester führte mich in die Capelle des „Schrecklichen," und erzählte mir haarklein die Geschichte, wie Iwan mit seinem verruchten eisernen Spitzstocke seinen eigenen Sohn erstochen. Dieser Stock, derselbe, mit dem er auch in seinem tyrannischen Ingrimme den Fuß des armen Boten des zu den Polen übergegangenen Scheremetieff an den Boden heftete, und dann so, auf den Stock gestützt, den ihm überbrachten Brief las, soll sich in der Rüstungskammer des Kremls finden. Doch fragte ich dort vergebens danach, und man antwortete mir bloß: „nous ne connaissons pas ni ce baton ni ce fait," während man in den Kirchen kein Hehl aus der Sache machte.

Einen so schrecklichen Menschen, wie den Grosnoi, hätte man in der dunklen Capelle, in der er so sanft, wie alle übrigen Zaren in den ihrigen, ruht, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen wäre, doch vielmehr mit etwas Anderem, als mit friedlichem Schlafe, beschäftigt finden sollen. Eine Sisyphus- oder Tantalusarbeit hätte man erwarten können. Wenn Jupiter noch auf Erden gewesen wäre, er hätte ihm gewiß etwas der Art aufgelegt. Allein der rechtgläubige und christliebende Zar und Vater Jonas — diesen Namen nahm Iwan an, als ihn die Mönche auf seinen frommen Wunsch im letzten Stündlein eingekleidet hatten — ruht so still bei seinem gemordeten Sohne, der ihm zur Seite liegt, als wäre nur Liebes und Gutes zwischen ihnen verhandelt worden. — Die russische Geschichte hat zwei Sohnesmörder auf dem Throne aufzuweisen. Doch liegt der andere Vater weit von seinem Sohne getrennt begraben.

Ich bedauerte sehr, daß mein junger Führer zum Grabe des Pater Jonas nicht schon früher bei mir gewesen war, denn ich fand in ihm ein höchst originelles Mitglied der russischen Geistlichkeit, welches sich unendlich zu freuen schien, in mir einen von seines Gleichen, nämlich einen Gelehrten, zu finden. Er machte mir sogleich sein ganzes curriculum vitae bekannt, sowohl das vergangene, als das zukünftige, erzählte mir Alles, was er auf der Schule gelernt, auf welcher Akademie er studirt, und welche Carriere er, um bald vom Diatschok zum Diakon, Popen und Protopopen sich aufzuschwingen, machen könne.

Er wollte immer mit mir Lateinisch sprechen, obgleich er sah, daß ich wohl Russisch zu sagen verstand, was ich ihn fragen wollte. Als ich ihm meine Vaterstadt nannte, wußte er sogleich, daß sie eine „republicanische“ Verfassung habe, und Gold von Silber, Holz von Eisen konnte er immer unterscheiden. Denn bei allen Heiligenbildern, die er mir zeigte, sagte er allemal halb russisch, halb lateinisch: „etto aurum, etto argentum, etto ferreum, etto ligneum.“ Ich machte ihm auch das Vergnügen, einige lateinische Redensarten an ihn zu richten, wofür er später, wenn ich ihm noch wieder in den Straßen Moskau's begegnete, auf das freundschaftlichste mich grüßte.

Außer dieser Bekanntschaft mit einem russischen Lateiner verdankte ich ihm aber auch noch die mit der Capelle der Schuiski, die ich ohne ihn wahrscheinlich versäumt hätte. „Dicas mihi rogo,“ hatte ich ihm gesagt, „ubi famosa familia Schuiscorum quiescat?“ Entzückt über mein Latein lief er sogleich wie besessen davon, und kam mit einem großen Bund Schlüssel zurück. „Ibi, domine, claustra tibi apporto pro Schuiscorum ecclesia, quae non multum ab hic distat.“ Als ich aber den verkehrten Weg einschlug, platzte er sogleich wieder mit seinem russischen Patois dazwischen: „niet-sdes! sdes so'!“ (Hier, hier, mein Herr!)

Die Kaiser, welche als simple Privatleute durch Usurpation auf den russischen Thron stiegen, sind Boris Godunow, Wassili Schuiskoi und der falsche Demetrius. In der Erzengels-Kathedrale findet man nur die rechtmäßigen, purpurgebornen Zare aus Ruriks und Romanows Stamme. Die drei genannten Usurpatoren sind aber ausgeschlossen. Boris Godunow wurde zwar anfangs auch in dem Innern der Kirche begraben, allein der falsche Demetrius ließ ihn hinauswerfen vor die Thüre, wo er auf dem Kathedralenplatze ohne Beerdigung, dem Wetter und den Hunden preisgegeben, liegen blieb, bis die Mönche, deren großer Freund und Wohlthäter Boris gewesen war, ihn dort wegschafften, und ihn in einer kleinen Capelle einstweilen beisetzten. Später schaffte man ihn in das berühmte Kloster der Dreieinigkeit, wo er nun mitten unter denen, die er mit so vielen Gütern beschenkte, ruht. Der zweite Usurpator, der falsche Demetrius, hatte nach seinem Tode ein noch viel schlimmeres Schicksal. Er wurde verbrannt, und seine Asche in den Fluß und alle vier Winde geworfen, so daß es nun durchaus unmöglich ist, daß er je Ruhe finde. Es offenbart sich hier in der Geschichte eine merkwürdige Gerechtigkeit, da einem jeden nach seinem Rechte und Unrechte zugewogen scheint. Otrepiew, der das meiste Unrecht hatte, bekam die Stürme zur Ruhestätte, — Godunow, der kein Recht hatte, mußte viel dulden, bis er eine ruhige Stelle fand. Schuiski, der das meiste Recht für sich hatte, konnte aber wegen des daran klebenden Scheins von Unrecht doch auch nicht in die Kirche kommen, aber doch neben derselben in eine kleine, daranhängende separirte Capelle. Er wird in seiner Grabschrift „Knäs“ und „Zar“ genannt, nicht „Welikoi Knäs“ (Großer Fürst). Auch werden darin seine verdienstvollen Thaten gegen die Polen genannt, wahrscheinlich zur Entschuldigung dessen, daß man einen Usurpator hier in geweihter Erde neben der Erzengelskirche gelegt habe. Auch findet sich sein Portrait in der Capelle, ein augenscheinlich altes, und wahrscheinlich ächtes Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Münzen auf dem großen St. Bernhard.

Im Jahre 1857 wurden Nachsuchungen angestellt unter den wenigen Trümmern, die man noch von dem kleinen Tempel sieht, den die Römer unter Augustus oder einem seiner nächsten Nachfolger aufgeführt hatten. Es befinden sich auch mehrere Münzen darunter, die zwar alle sehr gewöhnlich sind, aber doch ein gewisses Licht auf die Geschichte dieses berühmten Berges werfen. Mit Ausnahme einer einzigen sind alle römisch — die älteste aus den letzten Zeiten der Republik, die neuesten von den Kaisern Aurelius und Florian. Indeß muß der Weg über den St. Bernhard schon lange vor den Römern eingeschlagen worden seyn. Man hatte schon vor etwa einem Jahrhundert zwei goldene Münzen gefunden, die weder römisch, noch celtisch, noch gallisch waren, und die Einige für carthagisch halten wollten, obwohl Hannibal gewiß nicht diesen Weg zog. Die neuaufgefundene Münze ist von Silber, gegossen, nicht geschlagen, die Zeichnung schlecht, aber der Feingehalt (970 oder 980 Tausendstel) sehr groß, was darauf hinweist, daß das Volk, welches sie schlug, in der Zeichenkunst noch weit zurück war, in der Kunst, Metalle zu gießen aber bedeutende Fortschritte gemacht haben mußte. Auf der rechten Seite der Münze ist ein bartloser Kopf mit einem Helm, auf der Rückseite ein Thier mit einem zurückgebogenen Horn und erhobenem Schweife. Die Münze ist augenscheinlich sehr alt, und auf jeden Fall viel älter, als die Römerherrschaft in diesen Gegenden. (Nouvelles Annales des Voyages. August 1839.)

Skizzen aus Bengalen.

Serampur.

(Schluß.)

Der größere Theil Barrackpurs liegt landeinwärts, aber der Ghat, der Signalposten, der Palast des Vicekönigs und verschiedene andere Gebäude sind, theilweise hinter Bäumen versteckt, sichtbar, während auf dem gegenüberliegenden Ufer Serampur eine der schönsten Esplanaden, die man sich denken kann, mit einer Reihe prächtiger Häuser im Hintergrunde, darbietet. Einige sind außerordentlich groß und mit großen Hofräumen umgeben, andere stützen sich auf einer Menge Säulen, die lange Colonnaden bilden und Verandahs in Reihen auf Reihen tragen, dabei gewähren die Menge schöner Bäume dazwischen einen höchst mannichfaltigen und reizenden Anblick. Das Innere von Serampur hält das, was der Anblick aus der Ferne versprochen hat; es ist ohne Ausnahme die bestunterhaltene Stadt in Indien, die einzige Niederlassung, welche die Dänen noch im englischen Gebiete besitzen, und die den Behörden viel Ehre macht. Die protestantischen Missionäre in Bengalen haben ihren Hauptsitz in Serampur; da haben sie eine Schule errichtet, eines der größten und schönsten unter den vielen schönen und großen Gebäuden des Ortes, und da die Dänen selbst eine sehr religiöse, ruhige und geordnete Gemeine bilden, so findet sich in der Niederlassung nichts, das ihm das Ansehen gäbe, als müsse es einem glänzenden, prachtliebenden Hof als Vorstadt angehören zum Landaufenthalt der Großen. Fremde können sich nicht gut denken, daß

Häuser, die sich eines so eleganten Aeußern rühmen dürfen und so weitläufige Räume einnehmen, nur von den achtbaren Mittelclassen der Gesellschaft bewohnt seyn sollten, wir sind weit geneigter zu glauben, daß diese fürstlichen Paläste auch Sprößlingen von Königen oder einigen ihrer zahlreichen und adeligen Umgebungen gehören müßten. Diese großartigen Bauwerke stimmen trefflich mit der Erhabenheit, die sich in der Natur ausspricht, der breite Wasserspiegel, die stolzen Banianen und andere Bäume, die sich über seine Ufer erheben. Die Ghats sind nicht wie in Calcutta mit Massen von bloßen Handelsfahrzeugen bevölkert, auch die fregattengleiche Pinnasse, der buntgemalte Budgerow und die zierliche Bohlio, die der venetianischen Gondel gleicht, doch glänzender in den Verzierungen ist, tanzen auf der schimmernden Wasserfläche oder breiten ihre weißen Segel im Winde aus und gleiten pfeilschnell dahin. Diese schönen, reizenden Fahrzeuge bilden einen scharfen Contrast mit den Booten der Landesbewohner, die fortdauernd den mächtigen Strom auf- und abfahren, Boote von verschiedenen Größen, von 80 Maunds Lasten (1 Maund ungefähr 40 englische Pfund), bis zu dem kleinen Dinghi herab, der aussieht, als wenn die Mitte aus einem Schweinskopf gemacht sey, da die Cajüte oder Schutzdach, gegen das Wetter aufgerichtet, ungefähr das Ansehen hat. Die größern haben Strohdächer oder Tschoppers, wie man sie nennt, und werden noch malerischer durch ein zerlumptes Segel, manchmal von Ockerfarbe und durch lange Guirlanden von weißen, gelben und rothen Blumen, die vom Vordertheile herabhängen.

Die Gruppen der Eingebornen, die sich in den Straßen und Ghats von Serampur zusammenfinden, sind sehr auffallend. Das Aeußere der Bevölkerung macht den dänischen Behörden viel Ehre, die ihr ziemlich beschränktes Gebiet verständig und wohl zu beherrschen scheinen. Man sieht keine tiefe Armuth, nirgends einen ekelerregenden Anblick; selbst die Verbrecher, die in Fesseln in den Straßen arbeiten und beschäftigt werden, den Schmutz und Abfall jeder Art wegzuschaffen, sind ruhig und ordentlich, und scheinen mit ihrem Loose zufrieden. In der That, die untern Classen der Eingebornen versöhnen sich leicht mit ihrer Lage, und wenn sie nicht mißhandelt werden, unterwerfen sie sich geduldig jedem Wechsel des Glücks. Hier mag es nicht ungehörig erscheinen, eine Anekdote in Betreff der Verbrecher in Indien anzuführen, die für die Eingebornen sehr charakteristisch ist, und das außerordentliche Ehrgefühl zeigt, wonach selbst die untern Classen handeln. Eine Magistratsperson wollte gern eine Straße durch einen dichten Wald anlegen, und gebrauchte dazu die Verbrecher, die in seinem Verwahrsam waren. Die Arbeit war sehr bedeutend, und auch außerordentlich langwierig in Folge der Verhinderung, die die Leute bei der Arbeit durch ihre Eisen empfanden. Die Magistratsperson war seines freundlichen Charakters wegen bekannt, und eine Deputation der Verbrecher ging eines Tages zu ihm und sagte ihm, wenn er erlauben wolle, daß ihre Fesseln entfernt würden und ihrem Worte trauen, daß sie keinen Vortheil aus der Leichtigkeit ziehen würden, die ihnen dadurch zur Flucht entstünde, so solle er nicht einen Mann verlieren, und das Werk würde schneller und besser beendigt werden. Nach einer kurzen Ueberlegung beschloß der Magistrat es zu wagen, und ließ den Leuten ihre Ketten abnehmen. Lange zuvor, ehe er die Vollendung hätte erwarten können, war ein breiter Weg 9 Meilen weit geebnet; die Verbrecher kehrten freiwillig jeden Abend in ihre Kerker zurück, und wie sie versprochen hatten, verlor er nicht einen von der Zahl.

Augenscheinlich wohnen eine große Anzahl reicher Eingeborner in Serampur. Einige ihrer Häuser, die ein etwas burgähnliches Ansehen haben und vor dem Blick mehr geborgen sind, als die der Europäer, kann man halb beschattet von Bäumen und halb den Fluß begränzend sehen, und sie tragen nicht wenig zur Schönheit und Abwechslung der Landschaft bei. Sie versammeln sich auch in großen Gesellschaften in den Straßen und Durchgängen, alle schön im reinsten weißen Musselin gekleidet. Die Hindus von Bengalen haben nicht so allgemein die Jacke und weiten Hosen der Mohammedaner angenommen, als die des Oberlandes. Sie tragen den Dhoti, der aus einem langen Stück Musselin besteht, welcher um die Lenden gefaltet wird und in sehr zierlicher Draperie bis zu den Knöcheln herabfällt; der obere Theil ihres Körpers ist nur zum Theil mit einem andern Stück Musselin bedeckt, das auf verschiedene Weise geordnet ist, denn der Träger ändert die Weise oft im Gehen ab. Ungeachtet der sengenden, senkrechten Strahlen der Sonne gehen die Bengalis häufig unbedeckten Hauptes, zuweilen tragen die Männer, etwas weibisch, einen Kranz weißer Blumen im Haare. Die dreifache Schnur, das auszeichnende Kennzeichen eines Braminen, das um die Schultern getragen und an der andern Seite an den Hüften befestigt wird, ist häufig aus geflochtenen Blumen gemacht, und von guter Wirkung auf der glänzenden Haut der Männer, die nach dem Ebenmaaß ihrer Verhältnisse für lebende Bronzestatuen gehalten werden könnten. Zuweilen werden reiche Leute durch Ueberfülle des Fleisches entstellt, doch in diesem Falle haben sie den guten Geschmack, noch ein Kleidungsstück mehr zu tragen. Reiche goldene Zierrathen in der Form von Armbändern, Ohrringen und Talismanen, verschiedener Art am Halse getragen, vervollständigen ein Costume, das zierlich, leicht und malerisch ist. Es möchte schwer seyn, durch bloße Worte eine richtige Idee von dem freundlichen Zauber einer Scene zu geben, in welcher das Prachtvolle und Romantische so innig miteinander verschmolzen sind, daß das Auge, wenn es die mannichfaltigen Bilder von Palästen, Thürmen, Hainen und dem leuchtenden Fluß aufnimmt, alle in die hellsten, prachtvollsten Farben getaucht, kaum sich überzeugen kann, daß Alles Wahrheit ist, und wir fast erwarten, der schöne Anblick müsse erbleichen und wie ein Traum verschwinden.

Miscellen.

Das Leihhaus in Paris. Bei der gegenwärtig in Paris herrschenden Stagnation des Handels und der Fabriken macht, wie die Blätter bemerken, nur das Leihhaus gute Geschäfte. Es gibt gewöhnlich 1,100,000 Anlehen im Jahre, die ein Capital von 20,000,000 Fr. repräsentiren; dieses Jahr wird es 1,500,000 Anlehen geben, die 25,000,000 Fr. repräsentiren. Mehr als 40% wurden nicht erneuert, und nahe an 10% mußten wegen Mangel an Auslösung verkauft werden. Die Ueberfüllung in den ungeheuren Magazinen ist so groß, daß man die bisherigen Gebäude noch vergrößern mußte. Das durchschnittliche Verbleiben eines Pfandes in den Magazinen war 7 Monate 20 Tage. Die Interessen betragen immer noch 9 Procent.

Die Dahlien im Luxemburg Garten zu Paris. Die Blumenfreunde besuchen gegenwärtig diesen Garten, der eine der schönsten Dahliensammlungen darbietet; es sollen ihrer nicht weniger als 200 Arten sich finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 October 1839.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1838.

Bevölkerung von Persien. — Die Armee.

Ich verließ Teheran den 1 August, um meine einsame Reise anzutreten, nachdem ich lange umsonst versucht hatte, einen Reisegefährten zu finden. Ich ritt einige Stunden vor Tagesanbruch weg, und folgte der Basis des Schemerungebirgs, bis mich die Morgenröthe in der Nähe des Palastes von Suleimanieh fand. Dieser war ein Lieblingsaufenthalt des letzten Königs, welcher im Sinn gehabt hatte, eine Stadt an den Ufern des Kharradsch zu gründen, der hier aus einer Gebirgsschlucht hervorbricht. Ich hatte im Jahre 1836 dort gewohnt, und große, lustige Zimmer des Palastes, welche aus Rosenbetten und Springbrunnen heraussehen, sahen sehr einladend aus; allein man hatte das Posthaus nach Sangarabad verlegt, dessen Bäume ich gerade am Ende der Ebene sehen konnte, und so mußte ich in der erdrückenden Hitze noch drei Stunden weiter. Zwischen Suleimanieh und Casbin bietet die Gegend kein Interesse dar; der Weg führt durch die Mitte einer ununterbrochenen Ebene, welche bei dem Mangel an Wasser, ohne das es keine Vegetation in Persien gibt, gänzlich wüste liegt. In der Nähe von Casbin findet man freilich lange Reihen von Kanats, d. h. unterirdischen Canälen, welche die Ebene durchschneiden, und beweisen, daß der District ehemals cultivirt war, aber sie sind jetzt verschüttet. Ich habe bezweifeln gehört, ob die Bevölkerung von Persien wirklich abnehme. Ich glaube, daß das gegenwärtige Persien nie dicht bevölkert war, es nimmt zwar einen beträchtlichen Raum ein; aber wenn artesische Brunnen nicht im Großen anwendbar sind, so kann es nie viel mehr als die sieben Millionen erreichen, die es gegenwärtig enthält. Jeder Bach, so klein er auch seyn mag, wird zur Bewässerung benützt, und mehrere beträchtliche Ströme werden vollkommen erschöpft, ehe sie ihren natürlichen Ausfluß erreichen. Die nomadische Lebensart eines großen Theils der Bevölkerung trägt dazu bei, die Berechnung zu erschweren, und die Data, welche die Perser geben, sind so übertrieben, daß sie durchaus nicht dienen können. *)

Casbin war einmal die Hauptstadt von Persien, und seine Mauern schließen eine beträchtliche Oberfläche Landes ein, ich glaube eine größere als Teheran, allein ganze Straßen liegen in Ruinen, und die Stadt enthält kein irgend beträchtliches Gebäude. Von dem Karawanserai, wo ich hielt, steht nur noch die Thorhalle, allein der Reisende braucht im Sommer nichts, als einen Winkel im Schatten, um seinen Teppich auszubreiten. Die Stadt liegt in der Mitte ausgebreiteter Wein- und Oelgärten, welche in einigen Richtungen hin sich meilenweit erstrecken, und deren Trauben berühmt sind. Der Wein, welchen die Armenier hier bereiten, ist besser als der gewöhnliche persische.

Ich verließ Casbin Abends; einige Meilen von der Stadt theilt sich die Straße in zwei, deren eine in der Mitte der Ebene hinläuft, die andere am Fuß der Gebirge; ich mußte der erstern folgen, denn ich brauchte Postpferde für meinen Bedienten, und alle Posthäuser liegen an diesem. Die Nacht war so finster, daß man mit Mühe den engen Weg erkannte, er

*) Dieses ganze Raisonnement ist gegen alle Zeugnisse der Geschichte und des gemeinen Menschenverstandes. Der Verfasser könnte mit demselben Recht aus dem gegenwärtigen Zustand von Mesopotamien oder Palästina schließen, daß sie nie mehr Menschen enthalten haben, als jetzt. Der Grund, warum die Bevölkerung sich aus den ehemals fruchtbaren Ebenen in die abgelegenen Gebirgsdistricte zieht, liegt in der Unterdrückung, der sie ausgesetzt ist; wer in den Gebirgen keinen Platz findet, macht sich zum Nomaden. Es ist auch gar nicht zu zweifeln, daß Persien ehemals wasserreicher war als gegenwärtig, wo die abgeholzten Gebirge den Regen nicht mehr anziehen. Daneben war es ehemals von Tausenden von unterirdischen Canälen eigentlich unterhöhlt, die oft 40 bis 50 Fuß tief unter der Erde liefen und wahre artesische Brunnen bildeten; aber die Tyrannei, die seit Jahrhunderten auf dem Lande liegt, hat es nach und nach zu der dürren, menschenleeren Wüste gemacht, aus der es gegenwärtig größtentheils besteht. Die Stadt Ahwas, welche gegenwärtig einen Haufen von Ruinen in einer baum- und graslosen Wüste bildet, hatte unter dem Chalifat mehr Einwohner, als gegenwärtig die ganze Provinz von Schiras, in der sie liegt.

Anm. d. U.

war bisweilen mit aromatischen Kräutern überwachsen, welche unter den Hufen unsrer Pferde die Luft mit einem kränklichen Geruch erfüllten, bald verlor er sich in breiten Strecken von Kies und Flugsand. Wir verloren ihn oft und mußten absteigen, und mit den Händen die Eindrücke der Hufen auf dem Weg suchen, denn es ist kein kleines Unglück, sich so zu verirren, die unersetzlichen Nachtstunden gehen vorbei, ehe man eine Seele findet, die einem den Weg zeigen könnte; und sobald der Tag anbricht, beginnt die unerträgliche Hitze. Auf den europäischen Reisenden macht die tiefe Stille der Nacht auf einem Marsch im Orient einen tiefen Eindruck. So weit das Auge bei dem ungewissen Licht der Sterne dringen kann, dehnt sich die scheinbar endlose Ebene aus, ohne Baum oder Haus, welche die Linie des Horizonts brächen. Die Luft ist unnatürlich still, und der Hufschlag des Pferdes fällt geräuschlos auf den sandigen Weg. Von Zeit zu Zeit hört man das abgemessene Klingeln entfernter Glöckchen, das nach und nach näher kommt, bis eine lange Reihe von Kamelen mit stillem Tritt neben dem Reisenden vorbeigleitet.

(Schluß folgt.)

Die Kirchen Moskau's.

3. Blagoweschtschenski Sabor.

(Die Kathedrale der Verkündigung Mariä.)

Wie ein altmodisches, aber fest gearbeitetes Pretiosenkästchen, liegt die kleine, goldene und rothe Blagoweschtschenski Sabor da, den sonderbarsten Contrast bildend mit dem neuen Palast, dem sie angehört. Auch von außen ist sie mit Bildern geschmückt. Aber im Innern drängen sich die Engelsköpfe und Heiligenbilder der Art, daß dort fast nicht für eine profane Fliege Platz bleibt. Es führt mit einigen Stufen eine bedeckte Treppe zur Thür hinauf, die zunächst in einen Gang bringt, welcher die innere Kirche auf zwei Seiten umgibt, und aus dem man in diese durch zwei andere Thüren eintritt. Neben dem Eingangsthor befindet sich ein riesenmäßiges, schreckenerregendes Bildniß des Erlösers. Die Wände und Gewölbe des Ganges sind übergoldet. Auf diesem Goldgrunde verästeln sich die Zweige eines Baumes in der Art, wie die Weinrebenlauben am Rheine, und in den Zwischenräumen zwischen diesen Aesten sitzen eine Menge Apostel, Evangelisten, Märtyrer und Heilige, lauter Brustbilder, Tausende an der Zahl.

Eine der zwei ins Innere der Kirche führenden Thüren sind sehr merkwürdig und interessant, schon insofern, als ein großes Geheimniß auf ihnen ruht, da Keiner weiß, woher sie rühren, noch was die darauf vorgestellten Bilder bedeuten. Sie sind nämlich aus Bronze, die in einer Menge Bilder erhaben und vertieft hervortritt, ganz ähnlich den Cherson'schen Thüren in der Sophienkirche von Nowgorod. „Sehen Sie, das sind lauter Hieroglyphen für uns," sagte mir der Priester, der sie mir zeigte. Und dasselbe nun sagen sie auch ungefähr von allem Uebrigen, was die Kirche enthält. Es ist Alles geschwärzt durch die Zeit, und dunkel in Ursprung und Bedeutung. Ueberhaupt ist es merkwürdig, in welchem Grade dieß auch schon von fast allen Kirchen, Klöstern und Gebäuden Moskau's gilt, obgleich doch Alles vergleichsweise so außerordentlich wenig alt ist. Das historische Gedächtniß war hier auf dem Kreml sehr kurz, und Alles, was nur über 200 Jahre hinausreicht, liegt schon in den Wolken.

In der Kirche befinden sich an einem Pfeiler eine Menge von goldenen und silbernen mit Edelsteinen besetzten Kreuzen befestigt, die gewiß nicht ohne Interesse sind. Man weiß von diesen Kreuzen aber weiter nichts, als daß sie von den früheren Zaren um den Hals getragen wurden, kann aber durchaus von keinem einzigen mit Sicherheit angeben, von welchem Zaren es getragen wurde. Ich traf die Priester gerade bei diesen Kreuzen beschäftigt. Sie lösten sie einzeln ab, und trugen sie in ein besonderes Zimmer der Kirche, wo eine Commission mit ihrer Untersuchung, ihrer genauen Beschreibung und Verzeichnung beschäftigt war. Sie brachten sie einzeln heraus und zurück, und nagelten sie eins nach dem andern wieder an. Und wie die sinnige Kalypso immer mit Gesang, stets laut tönend, ihren Webestuhl umging, so brummte und summte beständig jeder dieser Priester, das Kreuz herantragend, lösend oder festigend, ein frommes Lied für sich, wie es denn überhaupt Sitte ist, alle Arbeiten in den russischen Kirchen unter frommen Gesängen vorzunehmen. So sitzen die russischen Maler, wenn sie die Kuppeln der Kirchen ausmalen, auf ihren Gerüsten, immer unter den lieblichsten Chorgesängen arbeitend.

Die Bilderwand (Ikonostas) der Kirche ist von den Franzosen sehr beraubt und fast ganz zerstört worden, und daher jetzt seit 1812 neu gearbeitet. Alles Gold aber haben sie trotz des besten Willens doch nicht aufgefunden. Erstlich nicht das dicke, massive Gold, das als Rahmen das Bild der Don'schen Mutter Gottes umgibt, welches nahe bei den königlichen Thüren hängt. Sie haben freilich in den goldenen Rahmen mit Hammer und Zange einen kleinen Riß gemacht, um zu sehen, ob es Gold oder Kupfer wäre. Allein sie waren von der Mutter mit Blindheit geschlagen, daß sie das dicke, schöne, ächte, glühende Ducatengold nicht erkannten, und das Bild bei Seite warfen. Die Priester haben diesen Riß nicht schließen lassen, weil er eine Art Zeugniß für die Wunderkraft des Bildes ist, und zeigen ihn triumphirend den Fremden. — Und zweitens haben sie nicht das goldene Kreuz gefunden, das auf der mittleren der fünf Kuppeln der Kirche prangt. Freilich hatten sie von einem massiv goldenen Kreuz auf einer der Kirchen des Kremls gehört, hielten aber das große, weithin schimmernde Kreuz des „großen Johann" dafür, indem sie das etwas versteckte der Kirche der Verkündigung ganz übersahen. Napoleon ließ durch zwei gewandte Russen mit vieler Mühe und Kosten jenes Kreuz vom Iwan herunternehmen, und überzeugte sich unten, daß es aus Holz bestand, und nur mit vergoldetem Kupfer überzogen war, während das schöne, ächtgoldene Kreuz der Blagoweschtschenski Sabor unter seinen vier unächten Brüdern ganz sicher da saß. So haben also die Franzosen auf entgegengesetzte Weise sich zwei Mal hier dem Gespötte der Russen ausgesetzt, indem sie einmal Gold für Kupfer verwarfen, und

ein anderes Mal Kupfer für Gold habgierig mit sich herumschleppten.

Die Franzosen haben hier oben auf dem Kreml noch immer einen bedeutenden Schinken im Salz. Die Verwüstungen, welche sie hier an den verehrtesten Heiligthümern der Russen angerichtet haben, sind noch in sehr frischem Andenken, und tief bewegt wiederholen die Priester die Erzählungen von den französischen Pferden, die hier mitten in der Kirche campirt haben, den aus der Provinz Kommenden, die es nicht ohne Schaudern anhören, und schüren sohin beständig das Feuer des Franzosenhasses.

Sonderbar ist der Boden der Kirche bedeckt. Er ist mit großen und kleinen, runden und eckigen Steinen gepflastert von allen Größen und Formen. Dabei aber sind es lauter halbedle Steine, Jaspis, Achate und Carneole aus Sibirien.

Der königliche Sitz der Zaren in dieser Kirche ist aus Holz mit übergoldetem Silber belegt, das äußerst bunt, wie an einer Zuckerdose ausgebildet ist, und von einem Dächelchen von derselben Art gedeckt. Man begreift gar nicht, wie so dicke Personen, wie z. B. der Zar Alexis Michailowitsch gewesen seyn soll, in diesem kleinen, engen Vogelbauer zurecht gekommen sind, der es doch gewiß nicht aus Ehrfurcht vor dem Alterthum so gemacht hat, wie die jetzigen Kaiser, welche sich neben dem Sessel auf das Achatpflaster stellen, und stehend dem Gottesdienste beiwohnen.

Die kleine Kirche ist übrigens noch reich an allerlei sonstigen Reliquien, besonders an allerlei Knochentrümmern aller Heiligen des Kalenders. Sie liegen, wie gewöhnlich in verschiedenen kleinen Abtheilungen in Glaskästen befestigt neben einander, für jeden Tag des Jahres ein Knöchelchen seines ihm angehörigen Heiligen, nur daß die Kasten hier jetzt nicht mit Glas bedeckt sind. Die Priester sagten, daß dieß Glas eine zu große Ausgabe fürs Kloster wäre, da sie noch kein Glas gefunden hätten, das die nöthige Durchsichtigkeit mit der gehörigen Stärke verbände. Denn bei jedem Feste sey der Andrang der Küssenden so groß, daß jedesmal noch das Glas eingeküßt und zerbrochen wäre, um mit den warmen Lippen die heiligen Knochen selber zu berühren.

Das Allermerkwürdigste und des genauesten Studiums Wertheste in der Kirche sind aber die Freskobilder, mit denen sich alle Wände bemalt finden. Diese sind so einzig in ihrer Art, daß ein kühles, lutheranisches Gemüth dadurch bedeutend aus der Fassung gebracht werden muß. Es finden sich hier, scheint es, alle guten und bösen Dämonen vereinigt. Aus allen Kuppeln der Kirchen schauen die gespenstischen, kleinaugigen, schmalnasigen, rauchgebräunten, starkknochigen Holzgesichter russischer Märtyrer in den Raum herab. Goliath, Simson, Abraham, der seinen Sohn opfert, die jüdischen Propheten und christlichen Apostel wimmeln hier im buntesten Gemisch durcheinander; der Adler, welcher dem Johannes die Feder bringt, die Schweine, in welche die bösen Geister gefahren und die besessen ins Wasser springen, und der ungeheure Wallfisch, welcher sich aus allem diesem Getümmel den Jonas heraussucht und ihn verschlingt, so wie auch die babylonische, macedonische und römische Monarchie, als Ungethüme mit Schlangenschwänzen und Drachenköpfen. — Doch muß dieß Alles noch die Segel streichen vor Ihm selber, der auch zugegen ist, ich meine vor dem Bösen, welcher der Eingangsthüre zur Linken steht. Dem Herrn der teuflischen Heerschaaren, wie er in der Hölle leibhaftig lebt und webt, mitten in den Flammen, selber Rauch athmend, mit dem Höllenspieß in der Hand, gehörnt, gefußt und geschwänzt, und so natürlich gemacht, als hätten die Maler des Iwans oder Alexis schon den Freischützen gekannt, und den Samiel daraus copirt. Dieß Bild ist mir das Unbegreiflichste, was ich in einer russischen Kirche gefunden habe; denn, wenn irgend etwas, so sollte man doch gewiß unter allen diesen frommen Bildern, heiligen Geräthen und Knochen den T . . . . . am allerwenigsten erwarten. Uebrigens darf man nicht allzu voreilige Folgerungen für die Russen und ihren Charakter daraus ziehen. Denn im Ganzen glaube ich spielt bei den Russen der T . . . . . eine nicht viel größere Rolle als bei den Protestanten in ihren kaltweißkahlen Kirchen, und es wird ihm bei den Russen darum nicht eine größere Gewalt eingeräumt, als in manchen evangelischen Gemeinden unsers Vaterlandes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Carthago.

(Aus dem Voleur vom 10 October.)

Hr. Felix Flachlaker, ehemaliger Professor in Algier und jetzt Lehrer in Tunis, hat es in einem Brief an Hrn. Arago unternommen, einige Irrthümer in Beziehung auf die Ruinen von Carthago zu berichtigen. Dieser Brief enthält folgende Bemerkungen:

Bedeckt von Sockeln, Capitälen und Basreliefs, Trümmern von Marmor- und Porphyrsäulen, zwischen welchen noch zahlreiche tiefe fast unversehrte Cisternen sich befinden, ist die ungeheure Einöde, die früher Carthago hieß, und auf welcher jetzt der Geist der Zerstörung umher zu irren scheint, durch nichts mehr gestört als durch den eintönigen Gesang des halbnackten Arabers, der eben so wenig von Hannibal als von dem heiligen Ludwig weiß, und seine Heerden zwischen den Trümmern der Tempel und Paläste weiden läßt. Nur der Thurm, in welchem der heilige Ludwig starb, und der sehr ungeeignet noch jetzt tableau de saint Louis heißt, belebt jetzt noch diese ungeheure Todtenstadt, und erinnert an die Kreuzzüge.

Mehrere berühmte Reisende haben die Ruinen von Carthago besucht, darunter Shaw im Jahre 1727, und achtzig Jahre später Hr. v. Chateaubriand. Beide haben sich bemüht die Zweifel aufzuhellen, welche über die Lage der bedeutendsten Stadtviertel und der vorzüglichsten Gebäude dieser merkwürdigen Stadt obwalten, welche einst die größte Seemacht der alten Welt besaß. Aber wenn man bedenkt, wie mager die Nachrichten sind, welche uns die Schriften der Alten über diesen Gegenstand hinterlassen haben, und wie die Stadt von dem eisernen Joch der Römerherrschaft unter die verwüstende Gewalt der Vandalen und von dieser unter das zerstörende Schwert der Araber fiel, so ist es nicht zu wundern, daß unter diesem ewigen Zerstören und Wiederaufbauen die herrliche Stadt ihre ursprüngliche Form gänzlich verloren hat, und die gelehrten Nachforschungen, welche bis jetzt an-

gestellt wurden, nur wenig Licht geben konnten. So viel scheint jedoch gewiß zu seyn, daß Carthago auf der Landzunge lag, welche auf der einen Seite von dem mittelländischen Meer, auf der andern Seite von dem See gebildet wird, das heißt auf einer Ebene von ungefähr drei Stunden im Umfange, welche von einigen kleinen Hügeln durchschnitten ist, und wo man zahlreiche Spuren der herrlichen Stadt trifft, die das Scepter der Meere hielt, und mehrere Seefahrten unternehmen ließ, um neue Länder zu entdecken und ihrem Handel neue Wege zu eröffnen.

Die eigentliche Stadt (Meghara), welche, wie man sagt, von dreifachen Festungswerken umgeben war und 20 bis 25,000 streitbare Männer fassen konnte, erstreckte sich nördlich von dem Fuße des Hügels, auf welchem sich die Citadelle Byrsa (jetzt Beursak geheißen) erhebt, bis gegen Marsa — einem Ort, wo die Lusthäuser der Consuln gelegen sind — und im Süden bis an den See, der selbst einen Theil der Vorstädte bedeckt. Der beste Beweis, den ich für diese letzte Behauptung liefern kann, ist, daß man bei reinem Himmel, wenn das Wasser des Sees ruhig ist, noch die Trümmer der Gebäude sieht, über welche die Lichterschiffe, welche die Fahrt von der Goulette nach Tunis machen, eine halbe Stunde lang hinwegfahren, und sie selbst streifen, wodurch die Fahrt sehr mühsam wird, wenn sie nicht die genaue Richtung einhalten oder etwas schwer geladen haben. In diesem weiten Raume, der die Gestalt eines Triangels hat, von welchem die Citadelle die Spitze bildet, war der Platz eingeschlossen, auf welchem jetzt das neu erbaute Dorf La Malga steht, das sich über zahlreichen Cisternen erhebt, in welchen die Araber ihre Wohnung aufschlugen, und wo sie herrliche Ställe für ihre Pferde, Esel u. s. w. trafen. Wenn man sich La Malga nähert, so sieht man den Boden schon buchstäblich mit Marmortrümmern und andern Bruchstücken bedeckt, dann einen Theil der Wasserleitungen, die zum Theil unter der Erde, zum Theil über dem Boden fortlaufen. Endlich trifft man, wenn man das Dorf selbst betritt und durch den Hof eines maurischen Hauses geht, noch einen Theil der alten carthagischen Wasserleitung so gut erhalten, daß man sie auf das genaueste abmessen kann. Ich habe die nordöstliche Seite genau durchsucht, nie aber eine Spur gefunden, welche auf das einstige Vorhandenseyn eines Hafens hätte schließen lassen: ich fand bloß die Trümmer einiger am Meere gelegenen Lusthäuser, in welchen es mir aber mit dem besten Willen von der Welt unmöglich war, ein Wehr, einen Damm oder irgend einen andern Theil eines Hafens zu entdecken, während man auf der südwestlichen Seite, d. h. auf der ganzen Länge, welche von der Rhede bespült wird, und welche sich von Sidi-Ben-Said, einem neuen Dorfe, welches auf das Cap von Carthago gebaut ist und bis nach Goulette ausdehnt, bei jedem Schritt auf die ehrwürdigen Spuren eines Hafens stößt.

Wenn man den Hügel, von dem ich eben sprach, herniedersteigt, so trifft man noch sehr wohl erhaltene Ruinen eines Tempels, der vielleicht dem Neptun oder der Juno geweiht war. Das Innere dieses Tempels ist mit sehr wohl erhaltenen Säulenschaften, Sockeln und Capitälen von korinthischer Ordnung gefüllt. Ich habe einige davon abgezeichnet, welche Früchte und Blumen mit Schlangen untermischt vorstellen. Auch stehen mehrere Kisten da mit Basreliefs und Marmorstücken gefüllt. Jedes Stück und jede Kiste ist wie ein Kaufmannsgut verzeichnet und numerirt. Sir Grenville Temple hat die Nachgrabungen unternommen, und diese werden während seiner Abwesenheit von dem englischen Consul Sir Ingram überwacht oder vielmehr nicht überwacht. Wenn man den Tempel verläßt und nach Goulette hinabgeht, trifft man eine Menge kleiner Zellen, welche in gleicher Richtung am Meeresufer hinlaufen, von welchem sie nur einige Klafter entfernt stehen. Sie sind durch eine Zwischenmauer von einander getrennt, deren Spuren sich einige Zoll über das Erdreich erheben, und gehörten wohl ohne Zweifel einst den Kaufleuten des Hafens.

Miscellen.

Tödtlichkeit von Chocolade, Kaffee und Thee. In einer zu Paris erschienenen neuen Auflage der Physiologie du goût, von Baron Richerand, mit einem Anhange von Balzac, findet man folgende Anekdote, deren Richtigkeit freilich Hr. Balzac verantworten mag, und worauf sich jedenfalls das bekannte se non è vero, è ben trovato anwenden läßt. Die englische Regierung soll die freie Verfügung über drei zum Tode Verurtheilte gestattet haben, denen man die Wahl ließ, nach der gebräuchlichen Weise des Landes gehängt zu werden, oder ganz ausschließlich der eine von Chocolade, der andere von Kaffee und der dritte von Thee zu leben, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel irgend einer Art. Die Verurtheilten nahmen es an, und da jeder dieser drei Stoffe mehr oder minder Chancen bot, so zogen sie das Loos. Der Mensch, der von Chocolade lebte, starb nach acht Monaten, der, welcher vom Kaffee lebte, hielt zwei Jahre, der, welcher vom Thee lebte, drei Jahre aus. Der Chocolademann starb in einem gräulichen Zustande von Fäulniß, von den Würmern gefressen. Seine Glieder fielen, eines nach dem andern, ab, wie die der spanischen Monarchie. Der Kaffeemann starb verbrannt, als hätte ihn das Feuer von Gomorrha calcinirt; man hätte Kalk aus ihm brennen können. Der Theemann wurde mager und gleichsam durchsichtig; er starb an der Auszehrung.

Bananenpapier. Man hat den Bananenbaum bisher bloß um seiner Früchte willen gepflanzt, hat aber jetzt gefunden, daß er vom untern Stamme bis an die Spitzen der Blätter eine Menge Fibern enthält, die man zur Papierfabrication verwenden kann. Man verfährt mit der Bereitung des Breies aus Bananenfasern gerade eben so wie mit dem aus Lumpen; auch die Fabrication und das Bleichen ist dasselbe. Das Papier ist stärker, weicher und minder brüchig, als das Lumpenpapier, namentlich das aus Baumwollenlumpen, und man kann es so dick oder so dünn machen, wie man will. Dieser neue Industriezweig könnte für die tropischen Gegenden bedeutend werden, und so schnell steigen, als in neuern Zeiten der Palmölhandel gestiegen ist.

Neues Dampfboot mit Schrauben. Am 14 October wurde mit dem Dampfboot Archimedes eine Probefahrt von der Londonbrücke nach Gravesend und zurück angestellt, sehr zur Zufriedenheit der Actieninhaber der „Ship Propeller Company," von denen viele an Bord sich befanden, und mehrerer Ingenieure und Gelehrten, die an den Fortschritten der Dampfschifffahrt einen lebhaften Antheil nehmen. Der Archimedes hat keine Schaufelräder, sondern wird durch eine Schraube getrieben, welche in dem Stern des Schiffes unter dem Spiegel und gerade an dem Steuerruder angebracht ist. Diese Schraube ist ganz unter Wasser, somit vor Schüssen gesichert, und die Seiten des Schiffes sind, wie bei jedem Segelschiffe, ganz frei für die Kanonen. (Morning Chronicle vom 17 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1839.

Bemerkungen über die Westküste von Sumatra.

2. Krieg. — Seeräuberei. — Ermordung des Capitäns Wilkind. — Po-Mohammed. — Krankheiten.

Die verschiedenen Radschahs, welche die kleinen Küstenstädte bewohnen, hängen zwar alle von dem König von Atschem ab, bekriegen sich aber doch manchmal unter einander, und die Bewohner der betreffenden Districte nehmen natürlich Theil daran, da der Sieger stets im Lande der Besiegten einige Verwüstung anrichtet: da jeder im Fall einer Niederlage durch die Folgen derselben leiden kann, so greift Alles zu den Waffen. Diese kleinen Kriege sind um so furchtbarer, als die Bewohner sich alsdann allenthalben, wo sie sich treffen, ermorden. Auch werden solche Gelegenheiten ergriffen, um an den Reichen des Landes Rache zu üben, und sie ermorden, meist bloß um sie auszuplündern.

Die Seemacht der Malaien ist durchaus Null. Die Radschahs besitzen jeder nur eine oder zwei Praus, oder kleine, mit zwei bis vier Steinböllern bewaffnete Boote; die Mannschaft ist indeß mit Gewehren, Pistolen, Pallaschen und Dolchen wohl versehen, weßhalb man wohl thut, sie sich nicht zu nahe kommen zu lassen, denn bei ihrem Hang zur Seeräuberei ist zu fürchten, daß sie, um ein Schiff auszuplündern, Alles ermorden. Der König von Atschem hat drei Schiffe, welche weitere Reisen machen, und die er auf den Seeraub oder zur Bezwingung der widerspänstigen Radschahs ausrüsten kann. Aber er kann keine Europäer auffinden, um sie zu befehligen, und alle Indier, die er bis jetzt mit dem Commando beauftragte, haben ihn entsetzlich bestohlen. Er braucht sie gegenwärtig zum Handel, ohne einen Vortheil davon zu haben. Der Besitz dieser Schiffe ist ihm mehr lästig, als Gewinn bringend. Es fehlt freilich nicht an jungen Leuten, welche mit dem Commando eines dem König von Atschem gehörigen Schiffs lieber 100 Piaster mehr verdienten, als mit dem Commando einer chinesischen Dschonke; da sie aber sicherlich früh oder spät von einem neidischen Malaien ermordet würden, so hat keiner Lust sich dazu anzubieten.

Die letzten Seeräubereien der Malaien wurden gegen die Amerikaner verübt, was sehr sonderbar ist, da sie diese im Allgemeinen mehr achten, als die Franzosen, aus dem einfachen Grunde, weil sie eine größere Menge Pfeffer holen, und zwar ohne viel zu handeln, wie die Franzosen es machen. Die Franzosen sind viel mißtrauischer, stellen sich aber zutrauensvoll, und so kommen sie gewöhnlich mit der Furcht oder mit einigen Drohungen weg, und helfen sich mit einer geschickten Ausflucht, wenn es gilt, zu Ende zu kommen, oder die Anker zu lichten. Im Jahre 1832 wurde Quallah Battu von einer amerikanischen Fregatte zerstört, zur Rache für einen von den Malaien dieses Orts begangenen Mord. Diese rasche und furchtbare Rache hat den Malaien eine hohe Meinung von der amerikanischen Seemacht eingeflößt, und seit dieser Zeit macht die Drohung, es würde bald wieder ein amerikanisches Kriegsschiff erscheinen, eine große Wirkung in dieser Gegend; nichtsdestoweniger wurde im September 1838 zu Mokei, einer einige Meilen von Quallah Battu gelegenen Stadt, der amerikanische Capitän Wilkind ermordet, der noch dazu einer der besten Freunde der Malaien war. Wilkind war ein noch ziemlich junger Mann, der ein großes Schiff befehligte, und, so zu sagen, noch keine andere Seefahrt als nach Sumatra gemacht hatte; er hegte durchaus kein Mißtrauen gegen die Malaien, da er sich stets sehr zuvorkommend und rücksichtsvoll gegen sie benommen hatte. Am 11 September v. J. wog er am Bord seines Schiffes in der Nacht eine Quantität Pfeffer, während ein Häuptling (ritoulés), Namens Po-Blanc, darüber Rechnung hielt. Eine Anzahl dabei interessirter Malaien war anwesend, und rauchte Opium. Auf ein gegebenes Signal schlägt Po-Blanc den Capitän nieder, während die andern Malaien plötzlich über die Mannschaft herfallen, und acht oder neun Matrosen tödten oder verwunden. Die Wüthenden stiegen nun in die Cajüte hinab, rafften Alles zusammen, und nahmen gegen 20,000 Piaster mit fort. Der Capitän Wilkind wurde sodann ans Land geschafft, wo er alsbald starb; das Schiff fuhr unter dem Befehle des Lieutenants ab, und die Malaien erwarten nun mit Ruhe und Resignation eine andere Fregatte, die sicherlich für eine so barbarische Handlung Rache nehmen wird. Po-Blanc steht zu Sumatra noch in derselben Achtung, wie zuvor. So wurde mir die Sach von einem alten Ritoulés des Lan-

des, zwei Monate nach dem Vorfall, erzählt. Ich könnte eine Menge mir bekannt gewordener Züge nachliefern, die hinreichend beweisen, daß, was Mord, Diebstahl und Treubruch anbetrifft, alle Malaien sich gleichen.

Zu Rigas, einem wichtigen Platz auf Sumatra, weil er eine große Menge Pfeffer liefert, lebt ein gewisser Po-Mohammed, der alle Geschäfte der Radschahs Puschon Quallah und Tuku Lanvulo, so wie des ganzen Landes, besorgt. Dieser Malaie hat Reisen nach Amerika und Europa gemacht, affectirt europäische Lebensweise, trinkt Wein, setzt sich auf einen Stuhl und ißt am Tische, wie wir, wobei er sich der Gabel bedient. Er spricht, liest und schreibt ziemlich gut englisch, versteht es jedoch vortrefflich. In der Nähe von Rigas ist seine Hülfe unentbehrlich, und Alles geht durch seine Hand. Wir hatten mit ihm über 2800 Pikols Pfeffer abgeschlossen, die zu Rigas und Telluglumpang zu erheben wären. Der Kauf war nach der Sitte des Landes von beiden Theilen besiegelt und unterzeichnet. Als wir unsere halbe Ladung hatten, war kein Pfeffer mehr zu Rigas zu bekommen, und wir schickten uns an, nach Telluglumpang zu gehen, um den Rest dort einzunehmen, als Po-Mohammed uns mit der größten Kaltblütigkeit erklärte, aller Pfeffer zu Telluglumpang sey seit vier Tagen an ein amerikanisches Schiff verkauft, das mehr gezahlt habe: um 25 Sous mehr für den Pikol hatte Po-Mohammed und der Radschah Tuku Lanvulo alle von ihnen eingegangenen Verbindlichkeiten gebrochen. Was war zu machen? wir befanden uns in einer geschlossenen Bay, gewissermaßen in der Macht der Malaien, und das Kürzeste war, Po-Mohammed unsern Gruß zu vermelden, und in aller Ruhe abzuziehen, um unsere Ladung anderswo zu vervollständigen.

Das Fieber ist zu Sumatra sehr gewöhnlich, und wer zu Senangan'n, zu Pergang, Colla Tua, wo man es nicht umgehen kann, am Lande schläft, wird gewiß krank. Dieses Fieber gleicht dem von Madagascar sehr; ich behielt es auf meiner ersten Reise drei Monate lang, und heilte mich endlich durch das Fiebermittel Benoit, das zu Marseille sehr gebräuchlich ist. Capitän Laugier, der mir es anrieth, gab es mit Erfolg einem Malaien, der ein eingewurzeltes Fieber hatte, und in vier Tagen geheilt wurde; es ist allen denen zu empfehlen, die nach Sumatra gehen. Unter den alten Seeleuten, die häufig nach Sumatra gehen, herrschen mehrere Ansichten über die Ursache dieser Krankheit und die Mittel sie zu vermindern; meine Unerfahrenheit aber erlaubt mir nicht, die meinige zu äußern.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1838.

Bevölkerung von Persien. — Die Armee.

(Schluß.)

In der Nähe von Sendschan traf ich Hussein Khan,*) den Generaladjutanten der Armee, der mit zwei Regimentern aus Aderbeidschan ins königliche Lager marschirte. Man kann den Marsch eines persischen Regiments gewöhnlich an verlassenen Dörfern, dachlosen Häusern und den muthwilligsten Verwüstungen aller Art erkennen, und er ist gewöhnlich im eigenen Lande zerstörender, als der einer feindlichen Armee wäre. Dieses Uebel ist täglich im Zunehmen, da die Rückstände des Soldes und der Mangel an Proviantanstalten in der Armee den Soldaten zwingen, für seine Bedürfnisse selbst zu sorgen. Wehe den Dörfern, die an der Heerstraße liegen! Viele, welche vor wenigen Jahren reich und blühend waren, bilden jetzt einen Haufen von Ruinen. Der Einfall einer feindlichen Armee könnte die Bevölkerung zur temporären Flucht von Haus und Hof bringen, aber eine Verheerung dieser Art, gegen die er keinen Augenblick gesichert ist, zwingt den Bauern, sich auf immer in entfernte Theile zu flüchten. Viele Dörfer sind mit einem Wall umgeben, und könnten den Truppen widerstehen, aber sie wagen es aus Furcht vor künftigen Folgen nur, wenn sie einem sehr mächtigen Mann gehören. Oft bestechen sie den Commandanten, daß er bis auf das nächste Dorf weiter zieht, so daß dieser mit Plünderung und mit Bezahlung für Nichtplündern ein sehr gutes Geschäft macht.

Wir hatten schon auf dem Wege den Vortrab dieser Regimenter getroffen, der ohne alle Ordnung eine Karawane von Pferden, Maulthieren und Eseln vor sich hertrieb, welche mit Reis und Korn von den umliegenden Dörfern und wahrscheinlich mancher andern gestohlenen Habe beladen waren. Im Verhältniß, als ihre Beute sich anhäuft, müssen sie ihre Transportmittel vermehren, und wenn man daher das Unglück hat, in ihrer Nähe zu campiren, so muß man sehr auf seine Pferde Achtung geben, wenn man sie am nächsten Morgen noch finden will.

In der Nähe des Thores von Sendschan fand ich die Hauptcolonne der Truppen, einen langen, unregelmäßigen Zug verlumpter, halbbewaffneter und halbdisciplinirter Soldaten. Wenigstens die Hälfte war mit der Bagage voraus, und nur die Trommeln und Fahnen gaben dem Rest das Aussehen eines Regiments. Die dünne Bevölkerung des Landes macht das Recrutiren schwer, denn die Arme sind nicht hinreichend zur Cultur des Bodens, und man nimmt daher eine Menge Menschen, welche entweder zu jung oder zu alt sind, eine Muskete zu tragen. Als eine Masse genommen, kann nichts unsoldatischer aussehen, als ein persisches Corps, obgleich sie individuell vortrefflich geeignet sind, die Beschwerden eines orientalischen Feldzugs zu ertragen. Der Menschenschlag ist kleiner als in Europa, aber wohlgebaut und stark, und kann mehr durchmachen als alle Truppen, die ich kenne. Sie sehen mit ihren Bärten und braunen Gesichtern wild genug aus, ihre gewöhnliche Kleidung auf dem Marsch ist ein Mantel von Schaffell, die Wolle nach innen gekehrt, über den sie die europäische Patrontasche und ein Gürtelband tragen; der Rest ihres Anzugs besteht aus einer spitzen Mütze von Filz oder Schaf-

*) Hussein Khan ist derselbe, der kürzlich als Gesandter nach London und Paris geschickt wurde; er ist ein reicher und sehr bedeutender Mann aus einer großen Familie in Maragha.
Anm. d. U.

Digitized by Google

pelz, weiten Hosen und Stiefeln aus halbgegerbtem Leder. Ihre Flinten sind meistens englisch und oft ohne Schloß; ich will nie vergessen, wie ich meine erste Audienz beim König hatte, und vor dem Pavillon, in welchem die Zuflucht der Welt saß, eine Schildwache fand, welche einen Flintenlauf ohne Schloß und Kolben hielt.

Die Perser lernen den Dienst ungewöhnlich schnell, und ich habe sie immer willig und gehorsam gefunden. Ich habe allerdings gesehen, daß sie durch absoluten Hunger zu Insubordination getrieben wurden, aber noch öfter, wie sie sich mit unglaublicher Geduld den härtesten Beschwerden unterwarfen. Ihr Sold ist gewöhnlich auf Jahre im Rückstand, und ihre elenden Brodrationen werden sehr unregelmäßig ausgetheilt. Dieses Uebel nimmt mit der immer größern Geldnoth des Staats täglich zu, da die Finanzen nicht im Stande sind, eine so große stehende Armee zu bezahlen. Die besten Regimenter, die ich gesehen habe, sind unter den nomadischen und Gebirgsstämmen ausgehoben, allein sie gehorchen nur ihren eigenen Stammshäuptern, und wenn diese mißvergnügt sind, so kann man sich nicht auf das Regiment verlassen. Die Wache im Innern des Palastes wird immer von dem Leibregiment von Abbas Mirza, das in der Nähe von Tebris ausgehoben wurde, oder von dem Bataillon russischer Deserteurs, das von einem ihrer Landsleute commandirt wird, versehen.

Die niedern Officiersgrade werden gewöhnlich mit Leuten aus gemeinen Stande gefüllt, und ihre Ernennung ist in den Händen der Obersten, welche oft Bediente dazu nehmen und sie selbst nachher immer als solche behandeln. Es ist mir selbst begegnet, daß Officiere, als ich einen Oberst besuchte, mir die Stiefel auszogen und die Pfeife brachten. Höhere Grade werden vom König ertheilt, aber wo der Oberst das Stammeshaupt eines Clans ist, wird immer einer seiner Brüder oder Verwandten zum Major ernannt. Das Commando eines Regiments ist sehr einträglich, denn die Obersten machen falsche Listen und betrügen sowohl die Regierung als die Soldaten so viel als möglich. Es ist schwer, die Stärke der regelmäßigen persischen Armee auch nur ungefähr zu berechnen, denn ich habe Regimenter von 1000 Mann gesehen, während andere kaum 300 hatten. Die stärksten und besten Regimenter sind die von Aderbeidschan, welche von Abbas Mirza ausgehoben und disciplinirt wurden, und zwischen ihnen und denen, die aus dem Süden kommen, herrscht ein bitterer Haß, der oft in offene Feindseligkeiten ausbricht.

Die Kirchen Moskau's.

4. Die Kirche des Patriarchenhauses.

Hinter der Krönungskathedrale liegt der Palast der ehemaligen moskowitischen Patriarchen, jetzt das „Synodalni Dom" genannt, weil eine Section des heiligen russischen Synods hier ihre Bureaux hat. Es enthält dasselbe außer den hiezu abgegebenen Zimmern noch die Bibliothek der Patriarchen, ihre Schatzkammer und Garderobe, so wie man auch endlich in dieser Kirche das „Mir," das heilige Oel, mit welchem alles junge Leben in Rußland getauft wird, aufbewahrt.

Man findet alle diese Dinge vereinigt in der kleinen, niedrigen Kirche des Hauses. In einem Nebenzimmer derselben hängen die Kleider und Mitren der Patriarchen in Glasschränken. In dem Saale der Kirche selbst stehen, ebenfalls hinter Glasschränken, die alten, räucherigen Bücher, und in der Mitte des Saales um einen Pfeiler herum, der das Gewölbe der Kirche trägt, auf amphitheatralisch gebauten Etagen die Geräthe zur Bereitung und Aufbewahrung jenes heiligen Oeles, dessen sich die Priester bei der Taufe bedienen, um vermittelst eines kleinen, eingetauchten Pinsels die Augen des Täuflings zu bekreuzigen, damit sie nur Gutes sehen, die Ohren, damit sie nur das Beste einlassen, den Mund, damit er nur Christliches spreche, die Hände, damit sie nichts Böses thun, die Füße, auf daß sie den Weg des Rechten wandeln mögen.

Dieß heilige Tauföl, das „Mir," das allen diesen schweren Anforderungen entsprechen soll, ist nun freilich eben auch kein gewöhnliches Oel. Man nimmt dazu das feinste Provenceröl, und mischt demselben dann noch eine Menge in Quantität und Qualität genau bestimmter Essenzen bei. Die eigentliche Seele des Oels sind aber ein Paar Tropfen aus der Oelflasche jener Frau, die dem Heilande die Füße wusch.

Zur Mischung der zum „Mir" erforderlichen Essenzen sind in dieser Kirche zwei große silberne Kessel vorhanden, die Katharina II hieher geschenkt hat. Es dauert ganze vier Wochen, bevor sich die Massen gehörig vermischt und durchdrungen, bis sie alle über sie gesprochenen Gebete in sich aufgenommen haben, bis sie gehörig unter frommen Gesängen abgeklärt, und jedes Tröpfchen mit dem Zeichen des Kreuzes gestempelt ist. Aus jenen silbernen Zurichtekesseln wird alsdann die Masse in eine Menge silberner Krüge zur Verwahrung geschüttet. Diese Krüge, etwa dreißig an der Zahl, ein Geschenk vom Kaiser Paul, werden alsdann mit dem Siegel der heiligen Synode versiegelt, und auf jenen Etageren des Mittelpfeilers der Kirche aufgestellt. Aus ihnen wird dann ungefähr anderthalb bis zwei Jahre hindurch — denn so lange ungefähr hält ein Gemisch, das circa 20 Wedro (Eimer) beträgt, vor — ganz Rußland *) mit Mir versehen. Jeder Bischof eines entfernten Sprengels kommt nun entweder selbst nach Moskau, oder schickt einen Vertrauten dahin, der den Bedarf der Diöcese heimholt, und, mit dem Petschaft der Synode versiegelt, vom Moskau'schen Metropoliten empfängt. Von ihm theilt dann wieder der Bischof den Nebenkirchen seines Sprengels mit. Die einmalige Bereitung einer solchen Portion Mir von zwanzig Wedro's kostet 5000 Rubel. Nicht bloß die Kessel der Zurichtung und die Krüge der Aufbewahrung sind von Silber, sondern auch alle anderen dabei nöthigen Instrumente, z. B. das silberne Sieb der Reinigung, der vergoldete Löffel der Umrührung und die glänzende Kelle der Ueberfüllung.

Unter den Büchern der Patriarchen befinden sich eine Menge

*) Nur den kleinern Theil, den Kiew versorgt, ausgenommen, denn auch hier wird das Mir auf dieselbe Weise bereitet. Sonst aber in keiner andern Kirche Rußlands.

alter, seltener Bibeln in verschiedenen Sprachen, die so äußerst schätzbar sind, daß man sie immer unter Schloß und Riegel hält, und keinem Menschen zeigt. Mit der Zeit werden sie also die Würmer zerfressen haben, ohne daß die Welt durch sie klüger geworden ist. Auch die vier Evangelien werden gezeigt, die von der Tochter Michaels, der Schwester des Zaren Alexis, geschrieben sind. Jeder Buchstabe daran ist sorgfältig und zierlich ausgemalt. Schwerlich haben wir in Deutschland aus so neuer Zeit (160 Jahre) ein Beispiel dieser Art menschlichen frommen Fleißes.

In den Zimmern der Patriarchengarderobe war es der Name Nikon, der fast bei jedem sich auszeichnenden Kleide wiederholt wurde. Denn es war eigentlich mehr nur die Garderobe Nikons, als die anderer Patriarchen. Dieser Nikon war ein kluger, ehrgeiziger Mann, der zur selben Zeit die Mitra der Moskau'schen Patriarchen trug, als die Zarenkrone auf dem Haupte eines dickleibigen, schwachgeistigen, bequemen Fürsten glänzte, des Alexei Michailowitsch. Der letztere war der Freund Nikons, weil er zu schwach war, sein Feind zu seyn, und mehrere Jahre hindurch war der geistliche Hirtenstab viel gewaltiger in Rußland, als das weltliche Scepter. Besonders groß war das Ansehen Nikons, als die Eroberung der Ukraine, die eigentlich als sein Werk betrachtet werden muß, gelungen war, und nach deren glücklicher Vollendung Nikon Alles im Reiche that, was er wollte, so wie Alexis Alles, was Nikon wollte. In dieser Zeit war es, wo alle jene prächtigen Mitren, mit Edelsteinen bedeckten Gewänder, Stäbe, Ringe u. s. w. auf ihn herabregneten. Als er auf dem Glanzpunkte seiner Macht angekommen war, regte sich aber auch der Neid einer mächtigen, längst gegen ihn verschwornen Aristokratie am thätigsten gegen den gewaltigen Priester, und es entspann sich zwischen beiden Parteien ein Kampf, in welchem der Patriarch endlich unterlag — allerdings aber mit Würde unterlag. Bei seinem Fürsten angeschwärzt, in Ungnade gefallen, seiner Würden beraubt, zog er sich nach Norden ins Bieloserskische Kloster zurück, von wo er seine Carriere als unbedeutender Priester begonnen hatte.

Die ganze jetzige Einrichtung des Patriarchenhauses stammt von ihm her. Doch werden jetzt die Zimmer, die er einst bewohnte, von dem gutmüthigen Priester eingenommen, der uns alle diese Raritäten zeigte. Sie sind gewiß nicht ganz unmerkwürdig, da jener Mann, der zu seiner Zeit ein Reich eroberte, und ein anderes regierte, sie bequem genug fand, während jetzt ein unbedeutender Mönch sich gegen uns über ihre engen Räume beklagte.

Die Felsengrotten im Vivarais.

(Von Jules de Malbos.)

Die zahlreichen Grotten, welche die Gebirge im Bas-Vivarais enthalten, sind wegen ihrer Bildung, der vielen Fossilien, die man in ihnen findet, der kalkartigen Formationen, die sich täglich in ihnen bilden, und endlich wegen der Wohnungen interessant, die sie dem Menschengeschlecht und vielen Thieren zu verschiedenen Epochen gewährt haben.

Verschiedene Naturforscher und Geologen haben ihre Entstehung verschiedenen Ursachen zugeschrieben; Hr. v. Malbos will weder Erdbeben, noch die Gewalt des Wassers als Ursache gelten lassen, da er diese Grotten nicht der Richtung ehemaliger Strömungen folgen sieht. In trocknen Jahreszeiten hat der Verfasser mehrere unterirdische Gewässer besucht, und glaubt sich überzeugt, daß das Wasser nur wenig auf diese langen Galerien gewirkt habe, die ihre Unregelmäßigkeiten haben, wie andere Höhlen. Dazu gehört z. B. das Loch von St. Victor, wo das Wasser des Chassezac während des Sommers 4 bis 500 Toisen weit oberhalb der Brücke von la Maisonneuve sich gänzlich verliert. Mit Heftigkeit stürzt es sich in eine enge Galerie, die sich nach und nach so verengt, daß sie 100 Fuß von ihrer Oeffnung nur noch 3 Fuß im Gevierte hat, und doch füllt das Wasser den ganzen so engen Raum aus, und drängt mit reißender Schnelligkeit sich seit Jahrhunderten schon durch die Oeffnung durch, ohne sie wahrscheinlich sehr erweitert zu haben.

Eine andere Meinung, die Entstehung der Höhlen aus der Zersetzung der Felsen vermittelst der im Wasser enthaltenen Kohlensäure zu erklären, scheint dem Verfasser nicht haltbarer. Denn der Felsen wird nicht weicher, und die Höhlen selbst, die sich sonach fortdauernd erweitern und vermehren müßten, verengern sich eher, als daß sie größer würden. Nur bei einigen Höhlen, glaubt Hr. v. Malbos, könne die Zersetzung des Felsens stattgefunden haben, z. B. bei den kleinen Grotten in der Nähe von Nérac und im Krater des Gebirges Coupe bei Entraigues. Die größere Masse von Höhlen scheint ihm eher dadurch entstanden, daß die Kalkmassen sich gesetzt und verdickt haben, und das Gas, das sie enthielten, sich ausbreitete.

Die Ablagerungen (retraits) der Kalkfelsen zeigen oft Spalten, Vertiefungen von großer Regelmäßigkeit, die der Neigung der Massen folgen, und oft sind auch die den Spalten entgegenstehenden Felsen mit kleinen Wellenlinien bedeckt, als wenn sich kleine Wogen in der Bewegung plötzlich consolidirt hätten. Hr. v. Malbos hat eine große Menge Höhlenwölbungen gesehen, die auf diese Art gebildet waren, und viele endigten oben in einen Canal, dessen Wellenform so regelmäßig war, daß man hätte glauben sollen, eine ungeheure Boa hätte als Form gedient. Besonders verdient der Canal Erwähnung, welcher so viele Höhlen in den Felsen von Pajolive bildet.

Den Eingang bildet ein ziemlich regelmäßiger Spitzbogen mit einer Kuppel, dann kommen abwechselnd mehrere Spitzbogen (ogives) und Kuppeln, die immer kleiner werden, und die Grotte endigt in ein rundes Loch, das in einen engen Canal ausläuft. Dieselbe Bildung ist, nur in sehr kleinen Verhältnissen, auf mehrern Felsen im Walde von Pajolive sichtbar. Auf nicht sehr starken Lagern besonders bemerkt man kleine runde Löcher, die in gewöhnlich verticale, oft abgerundete Cylinder auslaufen, und, wenn sie sich vereinigen, auch kleine Höhlen bilden. Ein Kalklager am Eingange des Waldes von Pajolive ist in diesem Betracht merkwürdig; die untere Hälfte ist so sehr mit kleinen Höhlungen bedeckt, daß die Scheidewände, die vertical sind, fein abgeschnittenen Blättern gleichen. Man sieht deutlich, daß dieß die Wirkung des von unten nach oben sich bewegenden Gases ist, und der Verfasser meint, wenn der Felsen dicker und der Niederschlag nicht so bedeutend gewesen wäre, so hätten sich wohl größere Höhlen entwickelt

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1839.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1838.

Türkische Gastfreundschaft. — Ruinen von Anni.

Der Verfasser betritt nun das russische Gebiet, wo er das armenische Kloster Etschmiadsin, Tiflis, die Kabarda und die Provinz Khaleti besucht; da er aber zu einer besonders ungünstigen Zeit dort war, nämlich während eines Besuchs des Kaisers, der natürlich das ganze Land beschäftigte, und da überhaupt diese Gegenden in neuerer Zeit viel beschrieben worden sind, so ziehen wir vor, ihn auf seiner Rückkehr nach Persien zu begleiten, welche er über Kars, Erzerum, Wan und den wildesten Theil von Kurdistan unternahm. Er nahm den Weg von Tiflis über Gumri nach der türkischen Gränze, in Begleitung eines Armeniers, der in russischen Diensten stand. Ich ritt, sagte er, den 3 November über den Arpatschai und warf meinen russischen Paß in den Fluß. Es war mir ganz wohl, wieder auf türkischem Grund und Boden zu seyn, denn ich war der lästigen Formalitäten, denen ein Reisender in Rußland ausgesetzt ist, herzlich satt. Wir ritten quer durch eine unbebaute Ebene, auf ein armenisches Dorf zu, wo mein Führer wohl bekannt war, denn der Obmann des Dorfes kam uns entgegen und hielt meinen Steigbügel, während ich abstieg. Er führte uns dann in ein finsteres Zimmer, an dessen einem Ende ein ungeheures Feuer brannte, zog unsere Stiefeln aus und setzte uns auf den Ehrenplatz. Hierauf brachte man eine Platte, welche mit langen Broden bedeckt war, und ein Paar Hühner, welche ein zerlumpter Junge an einem Ladstock vor dem Feuer röstete, standen bald vor uns, und wir ließen ihnen ohne Hülfe von Messer und Gabel bald Gerechtigkeit widerfahren. Wir schickten einen Reitenden in das Dorf Hadschi Weli, um unsere Ankunft dem Bey anzukündigen, und fanden bei unserer Ankunft an den ersten Häusern einen seiner Diener, der uns sagte, daß wir willkommen seyen. Er steuerte uns durch die unterirdischen Häuser des Dorfes zu einem, dessen Dach etwas höher hervorragte, dessen Aeußeres aber doch keine Aussicht auf die Bequemlichkeit gab, welche wir bald in dem Hause des Bey fanden. Madad Bey selbst war abwesend, aber ein jüngerer Bruder machte den Hausherrn. Ein niedriger Diwan lief an den Wänden des Zimmers hin, und die Ecken waren mit Haufen weicher Kissen gefüllt; das Zimmer war durch zwei kleine Fenster spärlich erleuchtet, aber der Herd war ein wohlthätiges Licht in dieser Finsterniß. Die ganze Familie drängte sich um meinen Führer, um von ihm zu hören, was sich kürzlich in Georgien begeben habe, und besonders, wie der Kaiser den Seraskier von Erzerum empfangen habe. Es wurde spät, ehe die Diener mit dem Essen erschienen; der Hausherr, mein Führer und ich setzten uns um die Platte, und der alte Majordomo präsentirte uns Wasser zum Händewaschen. Das Essen bestand aus sehr gewürzten Speisen, in denen Saures und Süßes sonderbar gemischt war, und endigte sich mit einem königlichen Pilau, dem Triumph der orientalischen Kochkunst. Dünne Weizenbrode dienten als Teller, die Finger als Messer und Gabel, und von Zeit zu Zeit riß der Hausherr einen besonders guten Bissen ab und überlieferte ihn mir; ich hätte mich dieser Höflichkeit gern bedankt, aber sie ist gut gemeint, und man muß sie somit annehmen. Hierauf kamen Kaffee und Pfeifen, und die Gäste gingen nach Haus, während man ein vortreffliches Bett für mich brachte, und der Bey einem seiner zuverlässigsten Diener befahl, mich nächsten Morgen nach Anni zu begleiten.

Den Morgen fiel tiefer Schnee, und der Hausherr wollte mich durchaus bei sich behalten, aber ich bestand auf der Abreise; denn wenn ich bei jedem Schneefall zu Hause bleiben sollte, so würde meine Reise in Armenien lange dauern. Ich setzte mich daher aufs Pferd und ritt unter Leitung eines alten, graubärtigen Türken weiter. Die Gastfreundschaft eines orientalischen großen Herrn ist eine große Steuer, die auf Reisende fällt, denn jeder Diener erwartet ein Geschenk von ihm, ehe er die Schwelle verläßt, und es ist fast unmöglich, sie zufrieden zu stellen; freilich ist in manchen Häusern dieß ihre einzige Bezahlung.

Ich ritt durch eine unbeschreiblich traurige Ebene, wo man weder Baum noch Gesträuche sah, und die Gebirge, welche die Gleichförmigkeit unterbrochen hätten, waren in Nebel gehüllt

und unsichtbar. Wir kamen bei einem elenden Dorfe vorbei, das von einigen Morgen Ackerfeld umgeben ist, wo aber keine lebendige Seele zu sehen war. Nach einer Stunde beugte sich der Weg um, und die alte Hauptstadt von Armenien stand vor uns, und schien von dieser Entfernung aus keine verödete Stadt. Die massiven Thürme und Kirchen erschienen in ihrer völligen Erhaltung, und die lange Linie von Mauern, welche den Gipfel des Felsen krönt, verbirgt die Ruinen innerhalb. Die Lage von Anni ist sehr stark: die Südseite ist durch einen tiefen und steilen Schlund vertheidigt, auf dessen Grund der reißende Strom Arpatschai fließt, der hier nicht durchwatbar ist; zwei andere Seiten endigen an jähen Felsen, und die vierte, welche allein zugänglich ist, schützt ein dicker Wall mit zahlreichen Thürmen. Wir ritten durch das Hauptthor, das in der Mitte dieses Walls steht, und über dem einige sonderbare Figuren in Stein gehauen sind. Der Wall und die Thürme sind von unregelmäßigen Steinmassen gebaut, die mit Mörtel verbunden sind, und ihre Ecken bestehen aus wohlgebauenen Blöcken von Sandstein. Das christliche Kreuz ist auf mannichfache Art angebracht, große Massen rothen Sandsteins, welche in das Gemäuer der Thürme eingelassen sind, bilden riesenhafte Kreuze, welche der Hand der Muhammedaner widerstanden haben.

Die einzigen Gebäude, welche noch stehen, sind die christlichen Kirchen, eine Moschee, einige Buden und ein Palast, welcher die Wohnung der letzten Könige von Armenien gewesen seyn soll. Die Architektur ist schön und reich, und einige der Schwibbögen sind mit Zierrathen bedeckt; aber es ist offenbar, daß nur die öffentlichen Gebäude in diesem großen Maßstab, und die Privathäuser immer klein gewesen waren. Die Aushöhlungen des Bodens, und die Haufen loser Steine, welche über die ganze Oberfläche der Stadt hin zerstreut sind, machen mich glauben, daß sie in demselben Style, wie gegenwärtig, gebaut waren. Ich habe durch ganz Armenien und Georgien bemerkt, daß die Kirchen massive Gebäude, und von weiter Entfernung her sichtbar sind, während die Dörfer selbst sich kaum über den Boden erheben. Die Kirchen sind in demselben Styl gebaut, wie die in Etschmiadsin, und einige sind vollkommen erhalten, und ihre Mauern mit Gemälden in barbarischem Style bedeckt, unter denen einige biblische Geschichten, die meisten aber Züge aus dem Leben armenischer Heiligen darstellen. Auf einem engen Felsenrücken, der auf drei Seiten vom Arpatschai umgeben ist, steht eine kleine Capelle, welche nur durch einen steilen und gefährlichen Fußpfad zugänglich ist. Sie soll von einer durch ihre Schönheit und Frömmigkeit berühmten armenischen Prinzessin erbaut worden seyn, welche einen großen Theil ihrer Zeit dort zubrachte.

Die Schlucht, welche die Stadt von der Umgegend trennt, scheint durch Wasser ausgehöhlt worden zu seyn, in ihren senkrechten Wänden von Kalkfelsen sind eine Menge kleiner Höhlungen angebracht, welche sich in Reihen übereinander erheben und nur durch Leitern zugänglich scheinen. Nach Einigen waren es Gräber, nach Andern Wohnungen; aber wie dem seyn mag, so sind sie jetzt oft von kurdischen Räubern bewohnt, welche den Besuch von Anni nicht ohne Gefahr machen. Die Stadt wurde im sechsten Jahrhundert gebaut und blieb mehrere Jahrhunderte die Hauptstadt von Armenien, bis sie in die Hände der Mohammedaner fiel, welche sie hart behandelten.

Die Kirchen Moskau's.

3. Iwan Welikoi.

(Der große Johann.)

„Unter dem Schutze der heiligen Dreieinigkeit, auf Befehl des Zaren und Großfürsten Boris Feodorowitsch Godunow, Selbstherrschers aller Reußen, und seines Sohnes, des Zarewitsch und Großfürsten Feodor Borissowitsch, ist diese Kirche beendigt, gebaut, ausgemalt und vergoldet im zweiten Jahre ihrer Regierung, Anno 1600.“ — Diese goldenen Worte des kirchenliebenden und priesterfürchtigen Boris sind die höchsten und weitschauendsten in ganz Moskau. Denn sie stehen dicht unter dem Rande der Kuppel des höchsten Thurmes der Stadt außen herum in antiken, goldenen, slawischen Buchstaben. Es ist der große Glockenträger*) der Kathedrale des Kremls, der große Johann (Iwan Welikoi), der, einer hohen, dicken Säule ähnlich, eine kleine, goldene Kuppel in die Luft trägt, welche ein einfaches, vergoldetes Kreuz krönt. Warum der Thurm den Namen Johann trägt, ist nicht recht ausgemacht. Einige sagen, weil schon Iwan, der Sohn des Basilius, seinen Bau projectirte; Andere, weil die kleine Kirche, die ihm unten an seinem Fuße angehängt ist, dem Johannes gewidmet sey; Andere wieder meinen, das Volk habe ihm diesen Namen willkürlich und ohne weitere Beziehung gewählt und ausgesucht. Statt „den langen Johann“ hätte man ihn eben so gut „den unruhigen Peter“ nennen können; denn er hat sich mit mehr unruhigen Glocken behangt, als eine Hyacinthe. Er zählt deren nicht weniger als 31. Freilich sind einige unter diesen, die nur zehnmal im Jahre ihren Mund aufthun, ja eine, die nur viermal ihre Stimme erklingen läßt. Einige sogar, wie z. B. die berühmte Nowgoroder Volksglocke (Wetschewoi Kolokol) hängen nur zur Zierde oder als Trophäen da. Die meisten übrigen aber sind desto thätiger, und lassen sich fast beständig zu allen Tageszeiten laut und schallend vernehmen. Die sämmtlichen Glocken hängen in verschiedenen Abtheilungen oder Etagen des Thurmes; die größten am meisten nach unten. Darunter eine große, schöne Glocke, in welcher die in Deutschland schon berühmte Erfurter wenigstens sechzehnmal steckt, — der größte Glockenguß neuester Zeit. Es sind dazu nicht weniger als 4175 Pud Metall gebraucht worden, welches über 160,000 Pfund ausmacht. Man verwandte dazu das Metall anderer, gleichfalls großer Glocken, die in einem kleinen Nachbarthurme des Iwan Welikoi hingen. Die Franzosen, welche den ganzen Iwan in die Luft sprengen wollten, zerstörten nur diesen kleinen Thurm, und man vereinigte dann später die aus dem Schutte hervorgegrabenen Glocken zu jener großen. Der ganze

*) Bei allen russischen Kirchen befinden sich die Glocken in einem eigenen, separirten, allein stehenden Thurm, dem sogenannten „Kolokolnik.“

Guß kostete 150,000 R. B. Eine Inschrift, die am Kranze der Glocke herumläuft, besagt, daß dieses Werk auf Kaiser Alexanders Befehl und mit seiner Unterstützung vom Meister Bogdanneff zu Stande gebracht sey. Eine Reihe von Portraits ziert den Leib der Glocke: es ist der Kaiser Alexander, seine Gemahlin Elisabeth, seine Brüder Constantin und Nikolai und seine Mutter Maria.

Die Glocke, welche früher so oft aus vollem Halse schrie zu Bürgerversammlung, zu Volkssturm und Aufruhr, die Glocke der Nowgoroder „Wetsche,"*) hangt eine Etage höher. Jetzt ruft sie nur friedliche Vereine zusammen. Doch ist es räthlich, sich bei ihrem Anblick nicht in allzu interessante Gedanken zu vertiefen, und sich nicht allzuvielen historischen Phantasien und Herzensergießungen zu überlassen, weil man Gefahr läuft, daß die Glocke darüber schalkhaft lacht. Denn es ist nur officiell angenommen, durchaus aber nicht so unbezweifelt ausgemacht, daß man die ächte Wetschewoi vor sich habe.

Auch das Geheimniß ist noch nicht gelüftet, welches wie ein Nebel die unten am Fuße des Iwan Welikoi stehende berühmte Riesenglocke umgibt, von der man nicht mit Gewißheit weiß, weder wann, noch von wem sie gegossen, ob sie überhaupt je in Lüften geschwebt und eines freien, weit hinschallenden Klanges sich erfreut habe, und eben so wenig, welches Ereigniß, ob ein mißglückter Guß oder ein Fall oder was sonst sie in ihren jetzigen Zustand versetzt habe, ob sie als eine Mißgeburt oder als ein vom Blitz getroffener Krüppel zu betrachten sey. Durch die Fürsorge des Kaisers Nikolaus steht sie jetzt nahe beim großen Johann auf einem etwa 3 Fuß hohen Mauerkranz, der ihrem Fuße zur Basis dient. Der Ort, wo sie früher im Boden versunken lag, ist etwas weiter nach der Mitte des Platzes zu, zwischen dem großen Johann und dem „kleinen Palaste." In dem Mauerkranze ist eine Thür, so daß man durch sie unter die Glocke treten kann. Hier ist Raum genug, um die Ansprüche von wenigstens einem Duzend Diogenes zu befriedigen. Denn die Glocke ist mit dem Mauerkranz 22 Fuß hoch und hat 20 Fuß im Diameter. Dabei wird der Regen auch nicht so leicht durch das Dach dieser Metalltonne durchschlagen, denn die Wände der Wölbung sind 25 Zoll dick, es sey denn, daß das Wasser von der Südseite komme. Denn hier befindet sich ein großes Loch in der Glocke, das weit genug ist, um einen ganzen Bach hereinbrausen zu lassen, und so hoch, daß zwei Menschen ohne sich zu bücken, durchmarschiren können. Das Stück, das hier ausgebrochen wurde, ist noch vorhanden; es hat ganz die Form der Lücke und steht an dem Fuß der Glocke gelehnt. Außerdem gehen noch mehrere kleine, kurze und schmale Spalten von dem Rande aus perpendicular in die Glockenwände hinauf, verlieren sich aber bald.

Man kann den großen Johann nur bis zu einer Höhe von 30 Faden besteigen, und behält noch 16 Faden über sich, zu denen die Treppen und Leitern fehlen. In den letzten fünfzig Jahren wurden nur zweimal Anstalten getroffen, diese letzte Spitze zu ersteigen. Einmal von Napoleon, der zwei Russen zur Abnahme des vermeintlichen goldenen Kreuzes hinaufklettern ließ, das zweitemal bei der Krönung des Kaisers Nikolaus. Hier war der ganze Thurm von oben bis unten erleuchtet, und zu diesem Zweck so viel Holz in den Thurm hineingebaut zu den Treppen und Stellagen, als zu einem Linienschiffe nöthig gewesen wäre. Weil es aber nur für den Tag berechnet war, ist es nachher wieder abgenommen worden.

Indeß auch auf der erreichbaren Höhe ist man über allen moskauischen Straßenschmutz und Staub und über allen Schornsteinrauch erhaben, und steht hoch genug, um sich eines freien Anblicks über alle die prachtvollen Bilder hin zu erfreuen. Selbst der Kaiser und seine ganze Familie haben es daher auch nicht verschmäht, die enge Treppe hinaufzuklimmen und über die alte Zarenstadt einen freien Blick hinzuwerfen. Auf dieser hohen Warte Moskaus, dieser Achse im Centrum, um die sich das ganze Leben der Stadt dreht, wer könnte sich hier der historischen Betrachtungen erwehren? gegen Süden hin sieht man die Kolomnaschen und Serpuchowschen Wege zur Oka hin, auf denen so unzählige Male die niedrigen Staubwolken der tatarischen Reiterschaaren heranzogen, blitzgefüllter, als die schwärzesten Gewitterwolken, deren Staub sich so häufig in Rauch der untergehenden Stadt verwandelte. Jetzt ziehen auf diesen Straßen nur die friedlichen Heerden des Südens, die Rinder und Schafe der Steppen, und Staub erregen nur noch die Karawanenzüge der Kaufleute, mit dem Segen der Krim und der griechischen Halbinsel beladen. Die Straße nach Osten nach der Wolga, nach Murom, Wladimir und Kasan ist auch durch Kämpfe und Triumphe längst beruhigt. Die Salzfuhren aus der Wolgasteppe und der Austausch mit den Kirgisen und Bucharen, mit den Sibiriaken und Chinesen belebt sie. Noch älter ist schon der Frieden nach Norden hin, die stürmische Volksglocke schon seit 300 Jahren hier angeheftet und die Schweden weit übers baltische Meer zurückgejagt. Nach Westen hin zieht sich der stets von Waffengetümmel laute Smolenskische Weg, auf dem auch so manche drohende Wetterwolke zur Stadt herabrollte; doch hat man seit 27 Jahren auch von hieher nichts mehr zu fürchten, seitdem der größte Feldherr unsrer Zeit hier Retraite schlagen mußte, und so mag denn wohl schwerlich eine Stadt in Europa gefunden werden, deren Mauern von allen Seiten mit so dichten Ländermassen als undurchdringlichen Vorwerken umhüllt sind, und von deren Thoren jetzt der Kriegsgott so fern zu seyn scheint, als Moskau.

*) Volksversammlung.

Die Felsengrotten im Vivarais.

(Schluß.)

Doch wir gehen zu den Höhlen im Vivarais über.

Die Neigung der Kalkfelsen im Vivarais geht nach Südost; meist sehr gerade Linien trennen sie von Norden nach Süden mit einer nur sehr kleinen Ausbeugung nach Osten; diese Spalten durchschneiden oberhalb des Dorfes Berrias regelmäßig mehr als fünfzehn Lager, die man ausbeutet, und dehnen sich nach allem Anschein noch weiter nach unten aus; andere Spalten durchschneiden diese Felsen von Westnordwest nach

Digitized by Google

Ostsüdost, und bilden daher mehr oder weniger große Rhomboiden, deren Länge stets von Ost nach West geht. Diese Spalten laufen nicht so gerade als die vorigen, weßhalb eine Rhomboide um einige Zoll vor einer andern oft vorsteht.

Die Linien der Ablagerungen sind oft nur angedeutet, und ihre Dicke steigt von einigen Linien bis zu 6 und 9 Zoll, und oft 5 bis 10 Fuß in den Riesenfelsen im Walde von Pajolive. Die Rhomboiden spalten sich leicht und regelmäßig der Länge nach von Ost nach West, brechen aber sehr schwer und ungleich von Norden nach Süden.

Hr. v. Malbos glaubt, daß viele Höhlen ihre Bildung diesen Ablagerungen verdanken, welche, wenn die Lager bedeutend sind, nicht bis an die äußere Oberfläche durchdringen können. Viele Höhlen von geringer Ausdehnung, die man in den dichten Ablagerungen von Pajolive findet, machen diese Annahme wahrscheinlich.

Viele Höhlen, besonders die, welche in Orten sind, wo die Strömungen eingeengt waren, haben einen Theil jener leichten Gewölbe von Tropfstein (stalagmites) gehabt, die man in fast allen im Hintergrund auf einander gehäuft und zerstört findet; in mehreren sind die Felsen, die das Gewölbe bildeten, in die Höhle gestürzt oder östlich davon nach der Richtung der Strömung aufgeschwemmt. Man kennt in dieser Beziehung zwei besonders merkwürdige in dem Walde von Pajolive; jetzt werden sie von eingestürzten Felsen versperrt, unter denen sich eine Menge Stalaktiten finden, die einst das Innere dieser Höhlen zierten. Die Steine und Stalaktiten, die diese Oeffnungen bilden, sind durch die Gewässer theils an dem Ausgange der Höhle aufgethürmt worden, und bilden dort steile Abhänge, wie in der von Thareaux, wo man eine fast senkrechte Höhe von 100 Fuß erklimmt; theils bilden sie im Innern ungeheure Schutthaufen, die später gebrochen wurden, und deren Trümmer von den Gewölben und Wänden herunterhängen.

Von ungefähr 130 Höhlen, die der Verfasser seit einigen Jahren besucht hat, sind nicht 20, wo er nicht solche Einstürze gefunden hätte, öfter traf er noch Ueberreste von kleinen Gewölben in Stalaktiten, die zum dritten Theil, zur Hälfte oder zu zwei Drittheilen der Höhlenhöhe übrig waren; er kennt nur zwei, wo sie fast ganz seyen, und überall, wo man die kleinste Spur davon findet, erkennt man gewiß wenigstens den Abdruck an den entgegengesetzten Seiten.

Viele dieser Höhlen enthalten Massen von Thon, die, mit Kalksteinen und Kieseln gemischt, theils offen da liegen, theils von thonhaltiger Erde bedeckt sind. Die Deckengewölbe, wenn auch leicht und ziemlich gerade, haben eine große Kraft. Hr. v. Malbos sah eine von 15 Fuß Breite und 3 Zoll Dicke, die Stalagmitenmassen trug, die er auf mehr als 400 Centner schätzte; eine röthliche Ader zeigt nur ihre Verlängerung an, und nach 30 Schritt Zwischenraum findet man sie am Ende der Höhle wieder.

Einige Nachgrabungen, die er an einigen Orten im Thonboden angestellt hat, haben ihm Gebeine von Hirschen entdecken lassen; die ältern Stalagmiten enthalten wenig. In einer Höhle zu Pajolive fand Hr. v. Malbos einen Theil eines Schienbeines vom Elephanten, der sich an der Decke nur mit seinen beiden Enden anschloß. Sein Umfang ist 12 bis 14 Zoll, die Länge 16 Zoll, d. h. 2/3 seiner eigentlichen Länge. Es ist sehr gut erhalten, seine äußere Oberfläche geglättet. Noch drei andere Fragmente, von denen das größte 7 Zoll lang war, und die demselben Thiere zu gehören schienen, fanden sich neben dem Schienbein am Gewölbe.

Am Ufer des Chassezac sah der Verfasser viele Fragmente von sehr weißen und etwas mürben Knochen; in einer andern Höhle fand er einen Schädel mit zwei Zähnen, der dem Vielfraß zu gehören schien. Noch fand er mehrere Knochen, Zähne und andere Ueberreste von Hirschen, Ebern und Auerochsen, und diese waren vom Wasser nicht abgewaschen. Eben so viele Reste von Töpfergeschirr, dessen Alter der Verfasser auf 3000 Jahre schätzt. Er beschreibt es schwärzlich, sehr schlecht gebrannt und ungleich in der Dicke, als wenn sie mit der Hand und nicht mit der Scheibe geformt wären.

Wenn schon hieraus geschlossen werden muß, daß hier Spuren sehr früher menschlicher Ansiedlung vorliegen, so wird dieß noch durch Werkzeuge und Waffen (die Hälfte einer Art, spitze Kiesel, Knochen wie ein Messer geschärft u. s. w.) und das Daseyn von Befestigungen noch mehr bestätigt. Die letztern, welche mehrere Höhlen umgeben, tragen zum Theil Spuren hohen Alterthums, da sie aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel aufgeführt sind; andere scheinen von jüngerem Datum, unter diesen zeichnet sich besonders eine aus, in der Gemeine Payzac gelegen, die den Zugang zu einem Wasserfall verschließt.

Miscellen.

Subscription für Sir Rowland Hill. In London befindet sich gegenwärtig eine Centralcommittee, welche Subscriptionen von 1 Penny annimmt, um daraus eine Summe zu gewinnen, die hinreichend erachtet wird, um dem genannten Manne für seine scharfsinnige Idee eines gleichen niedern Porto's für alle Briefe eine Nationalbelohnung zu ertheilen.

•

Madame Georges Sand als Trappistin. Der Reparateur de Lyon will wissen, diese berühmte Schriftstellerin wolle sich in ein Trappistenkloster bei Aiguebelles begeben. Dieser unerwartete Schritt sey das Resultat langer Conferenzen mit einem ausgezeichneten Geistlichen von Paris.

•

Denkmal für Jacquard. Nach dem Courrier de Lyon soll dem berühmten Mechaniker ein Denkmal auf dem Sathonay-Platze zu Lyon errichtet werden.

•

Kostbare Hunde. Sir Th. Shakerly soll seine berühmten Jagdhunde um 500 Guineen an Baron Lionel von Rothschild verkauft haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 120** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf einen Schmetterling.** Von W. Wordsworth. — **Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Fortsetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Faust insbesondere.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat October.)

Nr. 120.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 October 1839.

Auf einen Schmetterling.

Von W. Wordsworth.

1.

Bleib da! nicht so geschwind enteile,
Ein wenig länger noch verweile!
Viel Unterhaltung find' ich in dir,
Der Kindheit Geschichten erzählst du mir.
Komm näher, scheide von mir noch nicht;
Du rufst vom Grab heraus
Verschwundne Zeit, bringst, kleiner Wicht,
Das festliche Bild mir vor's Gesicht
Von meines Vaters Haus.

O Tage voll von Lustgefühl,
Zeit, wo in unsrem kind'schen Spiel
So gern nach Schmetterlingen ich
Mit Schwester Emmeline strich.
Ein rascher Jäger auf den Raub
Stürzt' ich mit Hüpfen und Springen,
Folgt' ihm durch Dorngebüsch und Laub,
Doch sie trug holde Scheu, den Staub
Zu wischen von den Schwingen

2.

Schon ein halb Stündchen sah ich schier
Dich sitzen auf der Blume hier;
Und, kleiner Schmetterling, fürwahr!
Ich weiß nicht, saugst du, schläfst du gar.
Wie regungslos! — kaum Seen sind
Von Eis so unbewegt!
Wie wird's dich freuen, wenn der Wind
Dich unter den Bäumen sanft und lind
Nun wieder von hinnen trägt!

Uns gehören hier diese Gartenräume,
Meiner Schwester die Blumen, mir die Bäume,
Hier raste, wenn deine Flügel müde,
Hier, wie im Heiligthum, ist Friede.
Komm oft zu uns und sey nicht bang!
Magst auf dem Ast hier bei uns ruhn;
Woll'n reden von Sonnenschein und Gesang,
Von Sommertagen im Jugenddrang,
Süßen kindischen Tagen, die so lang,
Wie zwanzig Tage nun.

Julius Krais.

Oliver Twist von Dickens (Boz).

(Fortsetzung.)

Oliver im Hause seines ersten Wohlthäters Brownlow:

„Mr. Brownlow ließ Oliver sogleich zu Bett bringen und sorgte für Pflege jeder Art mit einem Eifer, der keine Gränzen kannte. Sein Schützling verfiel in ein heftiges Fieber, und erwachte erst nach acht Tagen aus einem langen und unruhigen Traum, wie ihn däuchte. „Wo bin ich?" rief er mit schwacher Stimme. „Wer hat mich hiehergebracht?" Der Vorhang seines Bettes wurde rasch zurückgezogen, und eine mütterlich aussehende, sauber gekleidete alte Frau beugte sich über ihn und sagte: „Ruhig, mein Söhnchen! du mußt dich ganz still halten oder wirst sonst wieder krank werden. Und du hast an Todes Enden gelegen; also verhalt' dich ja recht ruhig." Sie sah so freundlich und liebevoll dabei aus, und strich ihm so sorglich das Haar von der Stirn zurück, daß er sich nicht enthalten konnte, seine abgezehrte Hand auf die ihrige zu legen, und einige wenn auch unverständliche Worte gerührten Danks zu murmeln. „Was es für ein lieber Kleiner ist!" sagte sie mit Thränen in den Augen. „Wie würde sich seine Mutter freuen, wenn sie so, wie ich, bei ihm gesessen hätte und ihn jetzt sähe!" — „Vielleicht sieht sie mich!" flüsterte Oliver und faltete seine Hände. „Vielleicht war sie bei mir, Ma'am. Es ist mir fast als wäre sie hier gewesen." „Das macht das Fieber, mein Kind," bemerkte Frau Bedwin. „Kann wohl seyn," erwiederte Oliver nachdenklich; „denn der Himmel ist sehr fern und die Seligen haben es dort zu gut, als daß sie an das Krankenbett

eines armen Knaben herunter kommen sollten. Wenn sie es aber gewußt hat, daß ich krank war, so hat sie gewiß Mitleid mit mir gehabt, denn sie war selbst sehr krank, ehe sie starb. Aber — sie mag wohl nichts von mir wissen, denn wenn sie mich hätte zu Boden schlagen sehen, so würde sie sehr betrübt geworden seyn, und ihr Gesicht war immer so froh und vergnügt, wenn ich von ihr geträumt habe." Frau Bedwin wischte sich die Augen, brachte ihm darauf zu trinken, und ermahnte ihn abermals, ganz still zu liegen, weil er sonst wieder krank werden würde. Er schwieg daher und hielt sich vollkommen ruhig, theils weil er der guten Frau nicht ungehorsam seyn wollte, theils weil er vom Sprechen schon erschöpft war. Er schlief ein, und nach einem Besuch des Arztes entschlummerte er wieder. Als er aus diesem Schlaf erwachte, war es fast zwölf Uhr. Frau Bedwin sagte ihm gute Nacht, und überwies ihn der Pflege einer eben eingetretnen alten Frau, die in ihrem Bündel ein kleines Gebetbuch und eine große Nachtmütze mitgebracht hatte, sich an den Kamin setzte und sehr bald einschlief. Oliver wachte einige Zeit. Es herrschte eine feierliche Stille, und als er daran dachte, daß der Tod viele Tage und Nächte über seinem Bette geschwebt, und das Gemach auch wohl noch mit Schmerz und Wehe erfüllen könnte, begann er inbrünstig zu beten. Er versank darauf wieder in jenen festen Schlummer, den nur heitre Ruhe nach erduldeten Leiden gibt, und aus welchem man nicht ohne Bedauern wieder erwacht. Wenn er der Tod wäre — wer möchte aus ihm wieder aufwachen wollen zu den Mühen und Aengsten des Lebens, zu den Nöthen der Gegenwart, den Sorgen um die Zukunft, und zumal den trüben Erinnerungen an die Vergangenheit? — Es war heller Tag, als Oliver die Augen wieder aufschlug; er fühlte sich heiter und froh, die Krise war überstanden und er gehörte der Welt wieder an. Nach drei Tagen konnte er, mit Kissen gestützt, in einem Lehnstuhl sitzen. Frau Bedwin ließ ihn in ihr kleines Zimmer hinunter bringen, setzte sich zu ihm an das Feuer, und fing vor Freude von Herzen zu schluchzen an. „Sie sind sehr gütig gegen mich, Ma'am," sagte Oliver. Sie wollte nichts davon hören und bereitete ihm sorglich ein für seinen Zustand passendes Frühstück. Oliver heftete indeß seine Blicke auf ein ihm gerade gegenüber an der Wand hängendes Portrait. Sie wurde aufmerksam darauf. „Magst du gern Bilder, mein Kleiner?" — „Ich habe noch wenige gesehen; aber wie schön und liebevoll das Gesicht der Dame ist!" — „Ah, die Maler machen die Damen immer hübscher als sie sind, denn sie würden sonst keine Kundschaft haben. Der Mann der die Conterfei-Maschine erfand, hätte voraus wissen können, daß es nichts damit sey, denn es ist viel zu viel Ehrlichkeit dabei." Sie lachte, Oliver aber blieb ernst und fragte: „wen stellt denn das Bild vor, Ma'am?" „Ich weiß es nicht, mein Kind, aber sicher Niemand, den wir beide kennen. Es scheint dir ja erstaunlich zu gefallen?" — „Ach es ist gar zu schön!" rief Oliver aus. — „Du fängst doch nicht an dich zu fürchten?" sagte Frau Bedwin, denn sie gewahrte mit großer Verwunderung, daß Oliver das Portrait mit einer Art von Beben betrachtete. „O nein, nein!" erwiederte er rasch, „aber die Augen blicken so traurig, und es ist, als wären sie gerade, wo ich sitze, auf mich geheftet. Es macht mir das Herz schlagen," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „als wenn es lebte und zu mir reden wollte, und könnte doch nicht." — „Gott sey uns gnädig!" rief Frau Bedwin bestürzt aus, „sprich nicht so, mein Kind. Du mußt noch sehr schwach und fieberisch seyn. So, so — nun kannst du es nicht mehr sehen." Sie drehte bei diesen Worten seinen Stuhl herum; Oliver aber sah im Geist das Bild so deutlich, als ob es ihm noch immer vor Augen hinge. Er wollte indeß die gute Frau nicht ängstigen, und lächelte ihr freundlich zu, als sie ihm seine Kraftbrühe mit Weißbrod brachte." — (Das Bild war das von seinem Vater gemalte Bild seiner verstorbenen, unglücklichen Mutter.)

Oliver nach seiner Verwundung bei dem Einbruch:

„Der Arzt führte die Damen hinein, und an das Bett, schob die Umhänge zurück, und sie erblickten statt eines grimmig aussehenden Banditen — einen vor Schmerz und Erschöpfung eingeschlafenen Knaben. Olivers verbundner Arm lag auf seiner Brust, und sein Kopf ruhte auf dem andern, der durch sein langes, wallendes Haar fast versteckt war. Rosa setzte sich, während Losberne im Anschauen des Knaben verloren dastand, oben an das Bett des letztern, beugte sich über ihn hinunter, und strich ihm leise das Haar von der Stirne, auf welche ein paar Thränen aus ihrem Auge hinabfielen. Der Knabe regte sich und lächelte im Schlaf, als wenn ihn diese Zeichen des Mitgefühls und zarten Erbarmens aus einem süßen Traum von nie gekannter Liebe und Zärtlichkeit aufgeweckt hätten; so wie entfernte Töne einer lieblichen Melodie, oder das Rauschen des Wassers an einem heimlichen Plätzchen, oder der Duft einer Blume, oder selbst das Aussprechen eines theuern Namens bisweilen plötzlich unbestimmte Bilder von in diesem Daseyn nie erlebten Scenen, die gleich einem Hauche wieder verschwinden, vor die Seele zaubert — Scenen, die aus der dunkeln Erinnerung eines längst vergangenen, glücklicheren Daseyns emporzutauchen scheinen, denn keine Kraft der menschlichen Seele vermag sie wieder zurückzurufen." — —

Oliver reist mit der Familie aufs Land:

„Wer vermöchte das selige Entzücken, den Seelenfrieden und die süße trauliche Ruhe zu schildern, die der noch immer schwache Knabe in der balsamischen Luft, auf den grünen Hügeln und in den schönen Waldungen empfand, die das kleine Dorf, seinen neuen Wohnsitz, umgaben! Wer könnte es mit Worten beschreiben, welche Stille, welche Frische, welche Lust ein Frühling auf dem Lande in die Herzen geplagter Stadtbewohner senkt! Selbst von Leuten, die in engen, Menschen-gefüllten Straßen ihr Leben lang unter stetem Geräusch und in fortwährender Plackerei gewohnt haben, in denen nie ein Wunsch nach Veränderung ihrer Lage aufgestiegen ist, und die das Mauerwerk und die Steine, die engen Gränzmarken ihrer kleinen täglichen Ausflüge, fast zu lieben angefangen — selbst von ihnen, wenn die Todesstunde sich ihnen nahte, weiß man, daß sie sich endlich nach einem flüchtigen Blick des Antlitzes der Natur sehnten, daß sie, hinweggeführt von dem Schauplatz ihrer Mühen, Schmerzen und Freuden, gleichsam verjüngt zu

werden schienen, Tag für Tag ein grünes sonniges Plätzchen aufsuchten, und in dem bloßen Schauen des blauen Himmels, der blumenübersäeten Wiesen und des glitzernden Stroms einen Vorgeschmack des Himmels selbst empfanden, der ihre letzten Leiden minderte. Die Erinnerungen, welche durch friedliche ländliche Scenen hervorgerufen werden, sind nicht von dieser Welt und ihren Gedanken oder Hoffnungen. Ihr süßes, lindes Einwirken kann uns lehren, frische Kränze für die Gräber unserer Lieben zu winden, unsre Herzen zu reinigen, und seinen alten Haß, seine Feindschaften zu verscheuchen und auszutilgen; und durch das Alles zieht sich auch bei minder sinnigen Gemüthern ein halbes, unbestimmtes Bewußtseyn, Gefühle solcher Art einst in einer fernen, längstentflohnen Zeit empfunden zu haben; ein Bewußtseyn, das feierlich ernste Ahnungen einer entfernten kommenden Zeit erweckt, und Stolz und Weltsinn dämpft und unterdrückt: — Dicht am Haus lag ein kleiner Friedhof, nicht angefüllt mit hohen widerwärtigen Grabsteinen, sondern voll von bescheidnen Gras- und Moos-Hügelchen, unter welchen die Alten des Dorfs von ihren Mühen ausruhten. Oliver besuchte ihn oft, und setzte sich, des elenden Grabs seiner Mutter gedenkend, bisweilen nieder und weinte ungesehen; doch wenn er dann die Augen emporhob zu dem klaren, blauen Himmel über ihm, so dachte er sie sich nicht mehr ruhend im Schooße der Erde, sondern droben in den Wohnungen der Seligen, und weinte wohl fort um sie, doch ohne Schmerz." —

(Fortsetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust insbesondere.

(Fortsetzung.)

Zu der Scene zwischen dem Kaiser und den Geistlichen bemerkt Blaze:

„Goethe, der den Katholicismus nicht liebt, läßt die Gelegenheit nicht hinaus, mit Heftigkeit die Reichsverfassung im Mittelalter anzugreifen. Auf der einen Seite ist die Schwäche und Unmacht der Kaiser, auf der andern die Herrschsucht, die Habsucht und Simonie der römischen Curie. Man hat Mühe sich zu erklären, wie Goethe, dieser in Betreff aller andern historischen Fragen so unparteiische und kalte Genius, hartnäckig, ich weiß nicht welchem Haß zu gefallen, im Katholicismus nur eine Sache des Kirchenschatzes und der Antichambre hat sehen wollen; wie er, dessen Gedanke sich so gern im Allgemeinen erging, nur hier das große Ganze über armseligen Kleinlichkeiten vergißt, die er mit beklagenswerther Feindseligkeit verfolgt." (Der Verfasser leitet auch die Abneigung Goethe's gegen Novalis aus seinem Widerwillen gegen dessen katholisirende Tendenz ab. Bekannt ist auch, daß Goethe die Emancipation der Katholiken in Irland mißbilligte.)

Nachdem der Plan des Ganzen und der Ausgang des Drama's entwickelt ist, stellt Blaze noch verschiedene Betrachtungen an:

„Was auch die ungeheuern Entwicklungen seyen, welche der Dichter seinem Werke gibt, der Gegenstand des Faust gehört der Legende an. Was man auch sagen mag, hier liegt der Einheitspunkt der Dichtung, von ihr ist der Dichter ausgegangen, zu ihr muß er nach zahllosen Abschweifungen zurückkehren. Das Drama muß schließen, wie es begonnen hat, im Himmel, unter den glänzenden Gebilden der katholischen Hierarchie. Allerdings muß man gestehen, daß Goethe ziemlich frei mit dem Dogma verfährt, und die Sache eben nicht wie ein Kirchenvater behandelt. Was ist das auch für ein Katholicismus, der da zugibt, daß ein unaufhörlicher Drang nach einem unbestimmten, geheimnißvollen Gut, daß eine rastlose Thätigkeit im Nothfall die Stelle des Glaubens an das göttliche Wort, an die Offenbarung vertreten könne? Es ist eine eklektische Theologie, die Theologie eines Dichter, wo der Neuplatonismus Alexandriens sich vermählt mit dem Pantheismus Deutschlands, wo die Ideen Platons, Jamblichus, Spinoza's, Hegels und Novalis sich vermischen und durcheinander gähren, und als glänzende Atome im reinsten und wärmsten Strahl der christlichen Sonne schwimmen. Dante im vierzehnten Jahrhundert hätte unfehlbar den Faust in die Hölle, oder wenigstens ins Fegfeuer versetzt. Hier entsteht eine Schwierigkeit: wie wird der Philosoph aus dem Labyrinth entkommen, in das der Dichter sich auf den Pfaden des Katholicismus verwickelt hat? Durch das Dogma? Wahrlich das kann er nicht; er der, indem er das Princip ausspricht, daß die Seele ihr Heil auf andre Weise gewinnen könne, als durch unverbrüchliche Anhänglichkeit an das geoffenbarte Wort, offen mit der Orthodoxie gebrochen hat; er ist, um sich aus der Sache zu ziehen, genöthigt, seine eigenthümliche innere Ueberzeugung, seine persönliche Betrachtungsweise zu einem System zu gestalten, und für einen Augenblick die Metaphysik an die Stelle der Theologie treten zu lassen. Und dieß ist nun, unseres Dafürhaltens, ein merkwürdiger Umstand, wohl werth, daß man ihn genauer erwäge, ein Umstand, der einen Blick zu werfen vergönnt in gewisse Theorien, mit welchen Goethe sich mehr beschäftigte, als man glaubt, und die man studiren muß, wenn man den großen Dichter gründlich kennen lernen will, denn sie beherrschen sein Leben ebenso wie sein Werk; Theorien, die zum Theil aus Ideen Spinoza's und Leibnitz's, zum Theil aus seinen eignen zusammengesetzt sind."

Hier wird nun die Ansicht Goethe's von den Seelen als Monaden, wie er sie da und dort aussprach oder andeutete, entwickelt, und seine Gedanken von dem Verhältnisse von Religion und Philosophie, Fortdauer nach dem Tode und Verwandtes angegeben. Dann heißt es weiter:

„Indessen, alle theologischen Fragen beiseite gesetzt, so ist wohl erlaubt zu zweifeln, ob die Sittlichkeit im Faust ihre Rechnung finde? Was ist Faust im Grunde Andres, als der Stolz, die Verzweiflung, die Ausschweifung der Sinne, der Ehrgeiz, die Lüge, der unablässige Gotteshaß? Und das Alles schließt womit? mit der Glorie der Engel! ein seltsamer Schluß, der sich aber doch erklärt. Das Böse bei Faust kommt, wie man nicht läugnen kann, von Mephistopheles her, und überdieß, findet das Böse nicht schon in diesem Leben seine Strafe, das ruhelos zum Ziele strebt, ohne es zu erreichen? Faust ist eben ein Mensch; er irrt oft und arg; aber wie der Herr im Prolog

gesagt, ein dunkler Drang führt ihn zum Guten. Allerdings, so oft die Vernunft und der sinnliche Trieb kämpfen, siegt der letztere, aber nicht ohne einen harten Kampf, nicht ohne daß die Vernunft ihre Rechte tapfer verfochten hätte. Faust haßt den Mephistopheles und vom Anfang bis zum Ende sind ihm alle Mittel, welche der Teufel in Bewegung setzt, zuwider. Und dann, ist uns seine gewaltige Liebe zur Natur nicht Bürge der erhabnen Ahnung der Ordnung und des regelmäßigen Gesetzes, das ihn nie verläßt? Mit Einem Wort, Faust ist, wie Werther, ein Mensch mit den reichsten Naturgaben ausgestattet, der aber in Beziehung auf das sittliche Leben nur auf gleicher Höhe mit den andern Menschen steht und die allgemeine Schwachheit theilt. Und wenn man uns drängte, würden wir gern erklären, daß Goethe nicht die Absicht gehabt habe, eine Predigt oder Erbauungsbuch zu schreiben, sondern ein Gedicht, das umfassend und tief ist wie das Leben, ernst und wahr wie die Natur, und im höchsten Sinn des Worts: ein Spiegel, wo die Erfahrung der Vergangenheit sich für die Zukunft abspiegelt." — —

„Wer ein Epos zu dichten unternimmt, entkleidet sich seiner eigenen Inspiration, um sich ohne Widerrede dem Dogma zu unterwerfen; komme nun dieß Dogma von Gott oder vom menschlichen Geist, habe es seinen Namen von Jesus, Paulus, Gregor VII oder von Spinoza, Hegel, Novalis, das macht wenig aus; immer muß man es doch als die Autorität betrachten, von welcher der eigne Gedanke abhängig ist. Das Faustgedicht ist der Gesang des Naturalismus, das Evangelium des Pantheismus, aber eines idealen Pantheismus, der die Materie bis zum Geist erhebt, statt den Geist in der Materie untergehen zu lassen, der die souveräne Vernunft proclamirt und das schöne Schauspiel der Vermählung der Sinnlichkeit und des Geistes gewährt. Alle Stimmen singen unter der prächtigen Kuppel, die Engel, die Menschheit, die Wälder, die Wasser und die Fluren; die Flammen des Lebens und der Liebe breiten sich in Strömen aus, kehren dann zur ewigen Quelle zurück und ergießen sich dann von neuem. Die Harmonie ist vollständig, keine Note fehlt daran. Ja, Novalis und Goethe haben das Wort Christi erweitert, und die Erde, die Gewässer und den Himmel in die Offenbarung mit aufgenommen; die Natur ist gerettet, die Menschheit versöhnt sich auf ewig mit ihr; Alles verkündigt den Pantheismus und verherrlicht ihn in diesem herrlichen Bau."

„Was auch das geheimnißvolle Ziel sey, welchem die Menschheit zustrebt, gehöre nun ihre Zukunft dem Christenthum an, der absoluten Herrschaft des reinen Geistes, der Abschwörung aller Freuden dieser Welt, oder (wie wir mit Novalis lieber glauben) einem hellsehenden Pantheismus, da und dort erleuchtet durch die göttlichen Strahlen des Evangeliums, wo aber der Geist sich doch auch einigermaßen verkörpert, wo die menschliche Thätigkeit endlich frei durch den schönen Garten der Erde dem Himmel entgegen schreitet: was auch in der Zukunft die Bestimmung der Menschheit sey, das Gedicht Faust wird bestehen und bleiben nicht bloß als ein erhabnes Buch, wo sich die edelsten Gedanken versammelt haben, welche die Poesie je dem menschlichen Herzen, der Theologie, mit Einem Wort der Wissenschaft von Gott und den Menschen entnommen hat, sondern auch als der Ausdruck einer großen und fruchtbaren Epoche, die, nachdem sie Alles durchforscht und versucht, — ich hätte beinahe gesagt: Alles geleistet! — nachdem sie mit ihrer ungeduldigen Thätigkeit in allen Schulen und auf allen Schlachtfeldern sich umgetrieben, müde des gelehrten Streits und des Kriegs, überdrüssig der tollen Theorien, die sie unter ihren Füßen aufschießen und sterben sah, aber zu jung, zu glühend, zu lebenskräftig, um sich mit dem Zweifel zu begnügen, sich flüchtet zu der geistigen Natur und zum Vorgefühl einer höhern Bestimmung." — —

(Schluß folgt.)

Der Gesang des Wajdelota. *)

Von Mickiewicz.

O Sage aus der Ahnen Zeit! begabt mit Seraphszungen,
Die zwei Zeitalter du verknüpfst, die Alten und die Jungen!
Du Brücke, unzertrümmert steh'nd trotz allen Schicksalsstreichen,
Entweiht nicht von Tyrannengriff, dem Millionen weichen!
In dir birgt unsrer Krieger Schaar ihrer Schwerter und Herzen Hort,
Der heiligsten Gedanken Schatz, ihr blitzend, zündend Wort!

Du Sang von alter Herrlichkeit! Wie Weihrauch vom Altar,
Von eines Volks Freiheit und Ruhm steigst auf du, göttlich klar!
Du Sang von alter Herrlichkeit! wie ein Engel an dem Thor
Hütest des Volkes Tempel du; stehst immer Wache davor
Mit Schwingen, die von goldnem Licht, mit der Stimme herzerschütternd,
Und schwingend des Erzengels Schwert in rothem Feuer zitternd.

Die Zeit zerfrißt den Denkmalstein, und Räuber sengen und brennen:
Doch das Lied, uns theuer aus alter Zeit, kann nie sich von uns trennen.
Der Todten Heldensage wird vergessen die Menge nie;
Sie löscht ihr mit glühender Hoffnung den Durst und nährt mit Sehnsucht sie.
In Schlucht und Höhle birgt sie sich, um unsre Berge sie kreist,
Und von den Trümmern und Felsen singt sein Lied der alte Geist.

Der graue Bauer zieht hinaus zu bestellen den Acker sein;
Und mit der Pflugschar wühlt er aus Erschlagner gebleicht Gebein;
Für die edeln Todten betet er, gekrönt, verklärt mit Ehre,
Und singt dem wilden Echo vor ihrer Herrlichkeit alte Mähre:
„Ruht, ruht in Eurem Bett des Ruhms, wo im guten Kampf ihr gestorben,
Und für die Freiheit, das Schwert in der Hand, Sieg und Tod zugleich erworben."
Zerschmettert unter eurem Schwert liegt der Feind, der Vermessene, hier—
Wo sind eure Kinder, Väter! jetzt? Gebt Antwort, o Tapfre! mir!

*) Ein litthauisches Wort — der heidnische Priester, der dem Volk während der Nationalfeste das Lob der Vorfahren sang.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

(Von Tietz.)

Vermuthungen über die Abstammung des litthauischen Volkes.

In einem fernen Winkel Ostpreußens, inmitten der preußischen Litthauer, einem Völkchen, das beinahe nur noch von seinen nächsten Nachbarn genannt und gekannt wird, indeß das entferntere Deutschland kaum sein Daseyn ahnt, verlebte ich mehrere Jahre meiner frühesten Jugend. Das Interesse, das dieser kleine Volksstamm mit seinen Eigenthümlichkeiten schon dem Knaben einflößte, steigerte sich, da ich als Jüngling und Mann, von langer Wanderung durch fremde Lande, bisweilen auf kurze Zeit in jene Gegenden zurückkehrte, und gab mir den Glauben, daß Mittheilungen über jenes Völkchen vielleicht auch bei Andern, wenn auch nur schwächern, Antheil erregen dürften, wie bei mir. — Die Schätze der königlichen Bibliothek zu Berlin lieferten mir zudem noch Manches, was meine persönliche Bekanntschaft mit jenem Ländchen und seinen Bewohnern ergänzen konnte, und verursachte dieses Ausbeuten mir auch nicht ganz geringe Mühe und Arbeit, so lohnt dafür doch schon genugsam der Antheil, den vielleicht ein oder der andere Leser an diesen Skizzen nehmen dürfte.

Unter den aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzten Bewohnern Ostpreußens, die theils von uralter Zeit dort vorgefunden werden, theils später, hauptsächlich in Folge der Religionsunruhen im Auslande, eingewandert sind — wohin wir die Salzburger, Franzosen, Nassauer, Pfälzer zählen — bleibt der preußische Litthauer durch seine beibehaltenen Sitten, Gebräuche und Sprache der interessanteste, um so mehr, da es bis jetzt den sorgfaltigsten Forschungen noch nicht vollständig gelungen ist, klar darzuthun, woher eigentlich dieses Völkchen stammt, von woher es zu den Ufern des Niemen, des Pregels und des kurischen Haffs gewandert ist. Manche Aehnlichkeit, die zwischen dem in Rede stehenden preußischen Litthauerstamm und dem Gesammtvolke der Litthauer, die von der Mündung des Pregels in die Ostsee bis zu den Quellen der Beresina, zwischen dem westlichen Preußen, Masovien, Klein-Polen und den Russen einerseits, und dem finnischen Theile Livlands mit dem baltischen Meere andererseits, die weite, von Seen und Morästen durchschnittene, mit Wäldern bedeckte, von dem Niemen, der Düna und Wilia bewässerte Ebene bewohnt, — bemerkbar ist, deutet darauf hin, daß die Bewohner dieses ganzen Landstrichs — den man in Litthauen („Litwa,“ „Lätawa“, bestehend aus Theilen der russischen Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk und Witepsk, und aus dem nördlichsten und östlichsten Theil Ostpreußens), in Samogitien, d. h. dem größten Theil des Gouvernements Wilna, und in das Lettenland („Lotwa,“ „Latweeku Semme“), das heutige Gouvernement Kurland und die Hälfte von Livland, eintheilt, — zu einem und demselben Volke gehören, wogegen aber in vielfacher Hinsicht wieder zwischen beiden so viel Verschiedenheit herrscht, daß man mehr Glauben der Meinung schenken sollte, als wären die preußischen Litthauer ein von Osten eingewanderter, für sich abgeschlossener Volksstamm, der seinen ursprünglichen Namen verloren und seinen jetzigen nur der allmählichen Vermischung mit jenem litthauischen Volke im ausgedehnteren Sinne zu verdanken habe. Bis es dem deutschen Orden gelang, diesen Theil des Gesammtlitthauens von dem Ganzen loszureißen und sich zu unterwerfen, bildete es also, allem Anscheine nach, einen Strich des oben genannten Landes, das seit undenklicher Zeit von den Letten in Besitz gehalten wurde, einer neuen Volksrace, von der man keine Spur bei den griechischen und römischen Geschichtsschreibern findet, und deren Ursprung von tiefer, nur durch das Licht der Vermuthung schwach erhellter Dunkelheit verhüllt ist. Was Tacitus von ihnen erwähnt, und wie er sie mit den Veneten, Finnen und Gothen zusammenwirft, führt zu keinem befriedigenden Resultate hinsichtlich der Erforschung ihrer Abstammung, fast eben so wenig die Annahmen und Behauptungen älterer und neuerer Gelehrten, unter welchen mir die Schriften von Helmold (Chronica Slavorum), Procop (De bello Gothorum), Kojalowitsch (Historia Lithuania), ferner die Quedlinburg'sche Chronik der Sachsen, dann Schlözer (Allgemeine nordische Geschichte), Karamsin (Russische Geschichte), Dlugosz (Polnische Geschichte), Vehuk,

Stender (Lettisches Wörterbuch), Köppen (Matériaux pour servir à l'histoire des développemens intellectuelles en Russie), Pitkiewicz (La Litthuanie et sa dernière insurrection), Eichhof (Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde), ferner die der hochgeachteten ostpreußischen Gelehrten: Pisanski, Mielke, Rubig, Lepner, Donalitius, v. Baczko, so wie hauptsächlich der gelehrte und mit der Kunde Litthauens höchst vertraute Professor Rhesa zu Königsberg, sehr wohl bekannt sind. — Ganz unhaltbar scheint mir die Meinung Köppens zu seyn, als gehörten die Litthauer zur slavischen Race; im Gegentheil ist es von Andern aufs klarste erwiesen und historisch festgestellt, daß die Slaven in Folge der früheren Eroberungen der Litthauer, Unterthanen dieser geworden sind, und daß, wenn sich in der litthauischen Sprache eine große Anzahl slavischer Wörter vorfindet, dieß einen moralischen Sieg der Besiegten über ihre Sieger andeutet, indem diese von jenen neue Ideen, und somit eine Sprachbezeichnung jener Ideen erhielten, für welche sie bis dahin keinen Ausdruck gehabt hatten. So dürfte die Behauptung wohl die richtigere seyn, nach welcher die Litthauer eine eigene Race bildeten, die nichts gemein hat mit der slavischen und gothischen. Ihre bis auf die Gegenwart erhaltene Sprache ist kein Zweig einer bekannten; sie ist eine Muttersprache, die sich in einen Winkel der Erde geflüchtet hat, und in einer kleinen Anzahl von Bewohnern fortlebt, die keine Aeste ausbreitet, und in Folge politischer Ereignisse zum Range eines unbeachteten Dialekts hinabgesunken ist.

Wenn wir nun fast mit Sicherheit annehmen, daß die Litthauer eine eigene Race bildeten, so muß es befremdend erscheinen, daß man vor dem zehnten Jahrhundert (in der Quedlinburg'schen Chronik der Sachsen kommt zum erstenmale im Jahre 1009 der Name „Litthua" vor) keine Spur ihres Namens findet. Hier dürfte es nun am erklärlichsten erscheinen, daß der Stammname des Volks im Strome der Zeit und durch die Vermischung mit ihren Besiegten und Siegern verloren gegangen, und daß der jetzige Name erst von den Stämmen, die sich an der Wilia und an dem Niemen niederließen, dem neuacquirirten Lande beigelegt wurde, sey es, daß sie damit den Regen und die Feuchtigkeit (Litthauisch und Lettisch: letuwa, letuwis) der Gegend bezeichnen wollten, oder daß er ein Spottname für die alten Bewohner war, die man für Einfältige und Schwächlinge hielt (letas, letuwa), auch, daß er von lata, Urbarmachung, abgeleitet, oder, was am wahrscheinlichsten, daß man ihn von dem Flusse Laets entlehnte, den die Letten la latte nannten, wie dieser letztern Meinung Adelung und Stender sind. Es dürfte übrigens wohl gewiß seyn, daß der moderne Name Litthauens von dem lettischen litwa sama, nicht aber von dem lateinischen Worte Litalania, oder gar von dem italienischen la Italia abstammt, wie Dlugosz in seiner polnischen Geschichte glaubt, oder ein neuerer italienischer Reisender, Alessandro Guagnini, mit übertriebenem patriotischem Selbstgefühl uns einbilden möchte, indem er der Meinung huldigt, daß sich im 9ten oder 10ten Jahrhundert n. Chr. eine römische Colonie hieher einschiffte.

Wenn sich gleich über die Herkunft dieses Volks nichts Bestimmtes sagen läßt, so halte ich mich doch hinsichtlich des Stammnamens dieses Volkes an die Wahrscheinlichkeit, nach der man annimmt, daß er der der Heruler war, deren frühester Ursprung freilich auch dunkel ist, von denen man doch aber weiß, daß sie im dritten Jahrhundert n. Chr. an den Ufern des Palus Mäotides wohnten, sich dann von Italien, wohin sie Odoaker geführt, theilweise zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Norden wandten und bis zu den Dänen und nach Thule vordrangen. Was diese Hypothese, daß diese vielleicht die Ahnen der Litthauer gewesen seyen, unterstützt, ist die Versicherung des Historiographen Litthauens Kojalowitsch, nach welcher das Vaterunser der Heruler, mitgetheilt 1572 durch Wolfgang Lazius, vollkommene Aehnlichkeit mit der litthauischen Sprache habe. Indem nun diese Aehnlichkeit zwischen der herulischen und litthauischen Sprache festgestellt ist, wir auch außerdem noch hinzufügen, daß diese letztere Eines Stammes mit der alt-preußischen ist, die noch jetzt existirende litthauische aber eine auffallende Aehnlichkeit mit der indischen diesseits des Ganges hat, das Sanskrit aber wieder der Urtypus der meisten europäischen Sprachen ist, so dürfte nach diesen einzelnen Folgerungen der Ursprung der Heruler und somit der ihrer Nachkommen, der Litthauer, nicht unrichtig aus dem fernen Osten Asiens herzuleiten seyn. — Wenn der Raum dieser Blätter es gestattete, in die speciellen Details einzugehen, so wäre es nicht unschwer, zu zeigen, wie in beiden Sprachen, dem Sanskrit und der litthauischen, die gebräuchlichsten Namen, die der Hauptelemente, der Thiere und der Pflanzen, die der Verwandtschaftsgrade und der Körpertheile, sich mit vieler Genauigkeit ähneln, und die gewöhnlichsten Handlungen des Lebens durch die analogsten Worte ausgedrückt sind; ferner würden wir als unumstößlichen Endbeweis die Regelmäßigkeit der Formen und die Beugung der litthauischen Namen anführen, von welchen uns nur noch das Sanskrit ein Beispiel liefert, und die sich, wenn auch modificirt und geschwächt, doch in fast allen Idiomen wiederfinden. So ist das Wort dieu, griechisch θεὸς, lateinisch deus, im litthauischen diewas, geblieben, correspondirend mit dem Sanskrit: „daivas." Die Wörter être und aller, griechisch εἰμὶ, εἶμι, lateinisch sum, eo, gothisch im, iddia, slavonisch jesm', idu, heißen litthauisch esmi, eimi, und haben demnach mit dem Sanskrit asmi, aimi, die vollkommenste Aehnlichkeit. — So, indem wir das Sanskrit als den Urtypus der andern Sprachidiome bezeichnen, erklärt sich auch die Aehnlichkeit des Litthauischen mit dem Griechischen, wonach einige Schriftsteller dann auch wohl einseitig und somit unhaltbar geurtheilt haben, daß die Litthauer griechischen Stammes seyen. Als Probe der Aehnlichkeit dieser beiden Sprachen mögen folgende, beide Redensarten dienen:

„Gott hat Zähne gegeben, Gott wird auch Brod geben."

Griechisch

„Θεος δεδωκεν οδοντας, Θεος δωσει και αρτον."

Litthauisch

„Diewas dawe Dantis, Diewas dus ir Donas."

und:

„Wir sind arm, stehe nicht auf (gehe nicht weg) Herr! aus unserem Hause!“

Griechisch:

„Ἡμεις εσμεν αλιοι, μη ανα σταδι δεσποτα ἐκ δομου ἡμων!“

Litthauisch:

„Mes esme nabagai, ne atstock Wieszpatie, isz Nammû musu!“

Was dann noch die Aehnlichkeit der litthauischen mit der bis auf einige hundert Worte ausgestorbenen altpreußischen Sprache betrifft, so möge dieß durch folgende Beispiele erläutert werden:

Alt-Preußisch.	Litthauisch.	Deutsch.
Dewus	Diewas	Gott
Majsta	Miestas	Stadt
Caimo	Kiemas	Dorf
Wunda	Wundu	Wasser
Pewo	Piewas	Bier
Docti	Dukte	Tochter
Linno	Linnai	Flachs
Comatir	Kumas	Gevatter
Mergus	Merga	Mädchen
Deyn	Diena	Tag
Mutte	Motina	Mutter

Dann die Zahlwörter:

Primas	Pirmas	Eins
Anters	Antras	Zwei
Tirts	Tretzas	Drei
Ketwirts	Ketwirtas	Vier
Penkts	Penktas	Fünf
Wuschts	Szestas	Sechs
Sepmas	Sekmas	Sieben
Asmus	Asmas	Acht
Nevvintas	Devvintas	Neun
Descympts	Deszimtas	Zehn

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

(Nach der Beschreibung des Capitän-Lieutenants Tengbergen, Commandanten der kön. niederl. Corvette Amphitrite. *)

Erste Abtheilung.

Im Laufe des Monats Februar 1838 erhielt die niederländische Regierung Nachrichten aus St. George d'Elmina, dem Hauptorte der niederländischen Besitzungen an der Küste von Guinea, denen zufolge zu Buttery oder Boutry, bei dem Fort Batestein, in dem Hanta'schen Bezirke, Unruhen stattgefunden hatten, bei welchen der damalige Gouverneur der Colonie, Hr. Tonneboeyer, und die meisten europäischen Beamten ermordet waren.

Eine solche Beleidigung konnte die Regierung nicht ungeahndet lassen, und alsbald wurden Maaßregeln genommen, um, sogleich nachdem die Schifffahrt wieder eröffnet seyn würde, eine Expedition zur Bestrafung der aufrührerischen Neger nach Elmina abzuschicken.

Zu dieser Expedition wurden bestimmt die königliche Corvette Amphitrite, unter Befehl des Capitän-Lieutenants (Commandeur) Tengbergen; das königliche Transportschiff Merwede, unter dem Lieutenant Stort, welches eine schwerere Batterie als gewöhnlich erhielt, und nebst einigen Officieren und neuen Beamten für die Colonie das Geschütz und andern Kriegsbedarf und Lebensmittel an Bord nehmen soll, und die dem Hrn. Hoboken in Rotterdam gehörende Kauffahrteifregatte Rhoon en Pendrecht, mit welcher der Oberbefehlshaber der Expedition, Generalmajor Verveer, nebst den europäischen Truppen hinübergeführt werden sollte, welch letztere aus 11 Officieren und 200 Unterofficieren und Soldaten bestanden. Außerdem befanden sich an Bord des Rhoon en Pendrecht der Stabsarzt Schillet, der neuernannte Gouverneur der afrikanischen Besitzungen, Obristlieutenant Bosch, die Adjutanten des Oberbefehlshabers und zwei für den Dienst in der Colonie bestimmte Officiere.

Den 25. April vereinigten sich die vom Helder ausgelaufene Amphitrite und die zwei andern aus Helvoetsluis gesegelten Schiffe in der Nordsee, und von hier an möge der Capitän Tengbergen, welcher das Commando über das Geschwader führte, selbst erzählen.

So befanden wir uns also auf der Reise nach einem Lande, dessen Bewohner uns seit vielen Jahren als Herren fürchten, aber zugleich auch lieben gelernt hatten. Denn sogar in jenen traurigen Zeiten, wo kein Schiff, kein Boot unsere seit Jahrhunderten unbefleckte Flagge mehr führte; wo inwendiger Zwiespalt und französische Herrschsucht unsern Namen und unsere Existenz zu vernichten drohten; wo Holland nicht mehr Holland war, da wehten noch auf der afrikanischen Küste die alten Farben, gleichsam ein günstiges Wahrzeichen ihres dauernden Daseyns. Und als im Jahre 1824 Sr. M. Fregatte Maria Reigersberg, auf welcher ich damals als zweiter Officier diente, vor St. George d'Elmina kam, um in einem Streite zwischen dem Gouverneur und dem Fürsten von Elmina eine Entscheidung zu überbringen, gab einer der afrikanischen Häupter einen Beweis ihrer Ergebenheit, indem er sagte: „daß der Himmel ihnen die holländische Flagge geschickt hätte und ihre Farbe noch täglich in dem Regenbogen zeige, und daß, so lange dieser noch dort oben erschiene, sie auch jener Flagge unveränderlich treu bleiben würden.“

Schon den ersten Tag bemerkten wir, daß der Merwede viel schlechter segelte als die beiden andern Schiffe, und den 25., nachdem wir den Canal passirt und bereits die englische Küste aus dem Gesicht verloren hatten, schickte mir der General den Befehlshaber seines Schiffes, Hrn. Schaaß, mit dem Vorschlage, jenes Transportschiff die Reise nach Elmina allein fortsetzen zu lassen, ohne sich auf Teneriffa aufzuhalten, während wir beide, um für die Truppen Erfrischungen und neue Lebensmittel einzuladen, einige Tage vor genannter Insel bleiben würden. Obschon es keineswegs fest steht, daß der schlechteste Segler immer die schlechteste Reise macht, und obgleich wir andrerseits, früher an der Küste ankommend, nichts gewinnen konnten, indem wir jedenfalls auf unser Kriegsmaterial würden warten müssen, welches sich auf dem Merwede befand, vereinigte ich mich dennoch der Truppen wegen mit dem Vorschlage des Generals, und gab, sobald die See erlaubte eine Schaluppe mit den Depeschen für die Colonie an den

---

*) Verhaal van den Reistogt en Expeditie naar de Nederlandsche bezittingen ter Westkust van Afrika. 's Gravenhage 1839.

Merwede zu senden, dem Lieutenant Stort die nöthigen Befehle, um seine Reise allein fortzusetzen. Die Amphitrite und der Rhoon en Pendrecht setzten sogleich alle Segel bei, und den 30 verloren wir unsern Gefährten hinter uns aus dem Gesichte.

Den 9 Mai erreichten wir die Insel Teneriffa, und ließen des Abends den Anker auf der Rhede von Santa Cruz fallen. Den folgenden Morgen begab ich mich mit dem General zu dem holländischen Consul, Hrn. Beruff, zu dem Gouverneur der Insel und den Commandanten der Marine. Ueberall wurden wir aufs beste empfangen, und fanden viel Bereitwilligkeit uns zu Erreichung unseres Zwecks behülflich zu seyn. Inzwischen war unser Plan hinsichtlich des Merwede verändert. Bei einer nähern Berathung mit dem General erkannten wir, wie räthlich es sey, einige Truppen mit den nöthigen Lebensmitteln an dem Fort Axim (westlich von Elmina) auszuschiffen, und da bei den herrschenden Südwestwinden und den östlichen Strömungen längs der Küste für jedes Schiff, insbesondere aber für den Merwede, die Reise von Elmina nach Axim sehr langwierig seyn mußte, und wir dadurch vielleicht noch mehr Zeit verlieren würden, als wenn wir den Merwede hier erwarteten und zusammen das erwähnte Fort besuchten, so beschlossen wir, den früher gegebenen Befehl zurückzunehmen, welches um so leichter geschehen konnte, da ich dem Lieutenant Stort befohlen hatte, bei Santa Cruz vorbeizusegeln und sich nach uns umzusehen. Den 13 Mai des Abends, und also vier Tage nach uns, erschien wirklich der Merwede, und ging auf erhaltenes Signal neben uns vor Anker.

Nachdem er über Nacht das nöthige Wasser eingenommen hatte, verließen wir den 14 gegen Abend die Rhede von Santa Cruz, und erreichten den 16 den Nordostpassatwind wieder, welcher uns bald unserer Bestimmung näher führte. Je mehr wir uns der afrikanischen Küste näherten, desto weniger wurde es zweifelhaft, in welcher Jahreszeit wir uns befanden. Kein Tag verging, der ganz trocken geblieben wäre, und unter Anderem fiel am Sonntag den 27 der Regen in solchen Strömen und so ununterbrochen, daß wir bloß während des Vormittags mehr als 6000 Kannen (Litres) Wasser auffingen, welches im Laufe dieser Woche mehrmals geschah. Dabei stieg der Thermometer fast täglich bis 85° und 86° Fahrenheit, und sank des Nachts nie unter 78°. Dadurch entstand in dem Schiff eine allgemeine Feuchtigkeit und Dumpfigkeit, deren nachtheilige Einwirkung ich durch wiederholtes Besprengen mit Chlorure zu verhüten suchte, während wir stets bemüht waren, zwischen den Schauern die durchnäßten Kleider trocknen zu lassen. Bis heute hatten wir auch das Glück, im Ganzen einer guten Gesundheit zu genießen.

Den 4 Junius verfolgten wir jeder für sich die Reise; der General mit dem Rhoon en Pendrecht und dem Merwede nach Axim, und ich mit der Amphitrite nach Elmina, wo ich den 7 Mittags den Anker fallen ließ. Den einstweiligen Commandeur, Hrn. van der Eb, ließ ich bitten an Bord zu mir zu kommen, wo ich ihm den Zweck unserer Ankunft mittheilte, und ihn bat, noch denselben Abend vier Canoes nach Saccondee zu schicken, um, wenn die Schiffe dort einliefen, bei dem Ausladen des Kriegsmaterials behülflich zu seyn.

Die Aussicht, welche man von der Rhede auf Elmina und die Umgegend hat, ist wahrlich schön zu nennen. Das Auge schweift längs einer ewig grünen Küste, die bewachsen ist bis dahin, wo die Meereswellen sich an ihr brechen. Dichte Wälder, fruchtbare Hügel, blühende Auen reihen sich an einander, während hie und da eine malerische Gruppe Kokospalmen die reichen Kronen gen Himmel erhebt. Fast in der Mitte dieses Gemäldes liegt auf dem Hügel St. Jago das Fort Koenraadsburg und an dem Fuß des Hügels das Castell St. George d'Elmina, welches vom Meere bespült wird.

Bevor wir jedoch unsere Erzählung fortsetzen, wollen wir einen Rückblick auf die Geschichte dieser Besitzungen werfen.

Im Jahre 1410 entdeckten die Portugiesen, damals eine sehr unternehmende und seefahrende Nation, die Küste von Guinea, und erbauten dort im Jahre 1482 das Castell St. George d'Elmina nebst einigen andern minder wichtigen Forts. Man muß den Fleiß, die Ausdauer und den Muth jenes Volkes in frühern Zeiten bewundern, wenn man diese starken Mauern erblickt, die Jahrhunderte gestanden haben, und dann erwägt, wie viele Hindernisse aus dem Wege zu räumen waren und wie viele Mühe es gekostet haben muß, um unter einem solchen Klima diese Werke zu Stande zu bringen. In dem achtzigjährigen Krieg, als Spanien den Gipfel der Macht und Größe erreicht hatte und auch Portugal zu seinem Gebiete rechnete, eroberten unsere Vorfahren nebst so vielen andern Besitzungen auch die an der Küste von Guinea, und bei dem westphälischen Frieden von 1648 begab sich der König von Spanien aller Ansprüche auf dieselben, welches von den Eingebornen bei ihren Unterwerfungsacten anerkannt und bestätigt ward. Die Goldküste kam unter die Administration der westindischen Compagnie, und verblieb darunter bis 1791, wo der Staat selbst die Colonie übernahm. Während der hundert dreiundvierzigjährigen Verwaltung der Compagnie waren die Vortheile, welche wir aus jenen Besitzungen erhoben, sehr vermindert, und die Ursache davon ist unschwer aufzufinden. Anfangs tauschten die Kaufleute für Kleinigkeiten werthvolle Artikel ein, und der Ueberfluß von Producten, der noch durch keine Ausfuhr vermindert war, machte den Gewinn sehr ansehnlich. Nicht lange währte es jedoch, so erhielten wir Nebenbuhler in den Engländern und Preußen; die Zufuhr aller Artikel, die von den Negern gesucht wurden, nahm zu, und eben dadurch sanken sie im Werth. Außerdem bestanden und bestehen auch noch die Handelsartikel nicht in Erzeugnissen des Bodens, sondern vorzüglich in Gold und Elfenbein, und der Vorrath hievon, einmal erschöpft, wurde nicht so schnell wieder ergänzt. Der Neger ersah bald, wie viel Werth die Fremdlinge auf das Gold legten, aber seine abergläubischen Begriffe verhindern, daß er oder der Europäer hier Bergwerke anlegt, wozu dieser doch des erstern bedürfen würde. Eben so ging es mit den Sklaven, die anfangs fast weggeschenkt wurden, aber zufolge der unglaublich starken Ausfuhr immer schwieriger zu bekommen waren, und daher viel theurer bezahlt werden mußten. Endlich floß ein nicht unbeträchtlicher Theil des Gewinnes in die Börse der Beamten, welches noch zunahm, nachdem im Jahre 1745 durch die Generalstaaten bestimmt wurde, daß die Beamten im Dienste der westindischen Compagnie gegen Bezahlung von gewissen Gebühren freien Handel treiben durften, wovon die natürliche Folge war, daß das Interesse der Compagnie dem eigenen Interesse aufgeopfert wurde, während die Beamten sich auf verschiedene Weise der Bezahlung jener Gebühren zu entziehen suchten. (Fortsetzung folgt.)

Merimée in Corsica. Dieser bekannte Alterthumsforscher befindet sich gegenwärtig in Ajaccio, um die dortigen historischen Denkmäler zu untersuchen. (Echo du Monde Savant vom 19 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1839.

Die Kirchen Moskau's.

6. Pakrofski Sabor.

(Die Kirche des Schutzes der Maria.)

Iwan IV, den die Russen den „Grosnoi" (den Schrecklichen) nennen, war gewiß einer der originellsten Unholde, die je in Menschengestalt diese Erde bewandelten. Im Terem, oben im höchsten Zimmer desselben, das wie ein Adlersnest in die Luft ragt, in welchem er seine Kindheit und Jugend verlebte, versuchte er sich nur am Quälen und Foltern der Thiere. Von allen den unglaublichen Thaten, die von diesem Tyrannen erzählt werden, sind nicht wenig charakteristisch die beiden Stiche, durch welche er die Augensterne des Baumeisters der Pakrow'schen Kirche, die er zur Dankbarkeit gegen Gott für die Eroberung Kasans bauen ließ, erlöschen machte. Der Zar war mit dieser Kirche sehr zufrieden, lobte sie außerordentlich, und war entzückt, als diese Perle und Krone aller Kirchen beendigt war. Er rannte wie begeistert im Gebäude herum, besah Alles, und fand, daß der Baumeister ganz und gar seine Idee getroffen habe. Er ließ ihn daher kommen, hielt ihm eine warme Lobrede, umarmte ihn zum Danke, und ließ ihm dann die Augen ausstechen, damit er nie etwas Aehnliches wieder bauen möge.

Gewiß wird man berechtigt seyn, von einem Gebäude, über welches ein Mann wie Iwan in Entzücken gerieth, und um dessen Schönheit der Schöpfer desselben beide Augen verlor, wenn nicht etwas Erhabenes, doch etwas Außerordentliches zu erwarten. Und in der That findet man sich in dieser Erwartung, wenn man durch das Woßkressenskische Thor tritt, und, über den „rothen Platz" hinblickend, sich der am anderen Ende liegenden Kirche immer mehr und mehr nähert, nicht getäuscht, vielmehr mit jedem Schritt naher bei der Entwicklung immer neuer, bizarrer Bauformen von Staunen getroffen und überrascht.

Der Boden, auf dem die Kirche gebaut, ist völlig uneben. Sie sitzt hart am Abhange, mit dem der „rothe Platz"*) zur Moskwa hin endigt. Auf die Spitze des Abhangs völlig dominirend hinaufzutreten, wagt sie nicht, und kauert, wie ein altes Bettelweib, halb versteckt daran herum, indem sie das eine Bein heraufgezogen hat, und das andere herunterhängen läßt. Auf der einen Seite hat man ihr nämlich mit einer künstlichen Terrasse aufgeholfen, die einen schroffen Abhang nach dem gegenüberliegenden Bazar hin hat. Auf der andern Seite aber hat man dieß nicht gethan, und hier baumeln nun die Gemäuer am Abhange hinunter. Von einem so ganz widersinnig arrangirten Boden hebt sie sich nun, indem sie das herrliche Terrain etwas weiter aufwärts verachtet, mit ihren zwanzig Thürmen, Thürmchen, Kuppeln und Dächern, und mit dem ganzen bunten Gewirre ihrer Baulichkeiten empor, die einen der wunderlichsten Anblicke von der Welt geben. Aehnliches erscheint, wenn die Wolken nach einem Gewitter am Himmel, in Trümmern zerschlagen, sich umher häufen, und alle sieben Wolkenclassen von Goethe in Fetzen über einander liegen: ein Stück Schichtwolke, darauf ein Paar kleine und große Haufenwolken, eine große Windstreifwolke von da in langem Schweife ausgehend, und das Ganze mit einer Menge Cirrhus und Schäfchen bestreut. Der Statistiker Schnitzler führt uns, um einen Begriff von dem zu geben, was diese Kirche ist, in eine Stalaktitenhöhle, und läßt uns ihre unregelmäßigen Gebilde betrachten. Wir könnten auch mit Humboldt irgend einen Vulcan besteigen, und würden unter seinen zertrümmerten Gipfeln und Spitzen und in seinem zerrissenen Krater vielleicht am besten das Original finden, nach dem die Pakrofski Sabor gebaut wurde. Der kochende Krater, in welchem dieß Original sicherlich stand, ist aber schon längst untergegangen. Dieser Krater war das Haupt Iwan des Schrecklichen, in welchem es ein kluger Baumeister entdeckte, und es in Stein und Holz aus ihm hervorlockte.

(Schluß folgt.)

*) Der rothe Platz ist das „Forum Romanum" Moskau's.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Eigenthümlichkeiten der litthauischen Sprache.

Wir haben im vorigen Abschnitte versucht, Andeutungen über die Abstammung der Sprache der preußischen Litthauer

von der des asiatischen Ostens zu geben, wofür wir auch noch als Bekräftigung anführen möchten, daß die litthauische Sprache als eine, dem Norden fremde, Mangel an Wörtern hat, die dem Norden angehörige Gegenstände bezeichnen, wogegen ihr die Namen für Erzeugnisse des Oriento, z. B. Lutas, der Löwe, Besdzenka, der Affe, Werbludas, das Kamel, Zemczugas, der Edelstein, Kodylas, der Weihrauch, Szilkai, die Seide, Auksas, das Gold, nicht fehlen, und hiedurch auf die ersten Wohnsitze der Litthauer hingedeutet werden dürfte, an welchen sie diese Gegenstände kennen lernten. — Auffallend sind die häufigen Diminutiva und Verkleinerungssylben, deren Zahl so groß ist, daß keine andere Sprache hierin der litthauischen gleichkommt. Doch ist dabei das Eigenthümliche zu bemerken, daß diese Diminutiven eben nicht immer einen Verkleinerungssinn ausdrücken, sondern viel öfter den Ton holder Vertraulichkeit und jenes zarte, süße und einschmeichelnde Wesen, was namentlich den litthauischen Volksliedern oder **Dainos** den unnachahmlichen Reiz verleiht, dessen Herder und Lesing schon erwähnten, einen Reiz, der freilich in der Uebersetzung größtentheils verloren geht. — In der litthauischen Sprache stören diese Verkleinerungssylben nicht nur nicht den erhabenen Styl, sondern erhöhen noch die edle Würde des Liedes, so wie z. B. in einer litthauischen Uebersetzung des Kirchenliedes von Paul Gerhard: „O Haupt voll Blut und Wunden!" der Ausdruck: „Du edles Angesicht" durch „Weidélis" gegeben ist, obgleich nach unserer Sprachregel streng genommen dieß Weidélis eigentlich „Gesichtchen" heißt, also hier die Diminutivendung elis nicht den Begriff des Kleinen und Niedlichen, sondern des Ehrwürdigen, Erhabenen ausdrückt.

Die litthauische Sprache ist reich an einer Menge zärtlicher Benennungen, in welchen nicht selten eine gewisse Feinheit liegt. So nennt die Frau ihren Mann: mano Pats, und wird dagegen von ihm mano Patti, d. h. mein Selbst, mein Ich! genannt. Der Bräutigam nennt das Heirathen: „westi" — „führen," — von der alten Sitte, die Braut zu entführen, oder, wie es jetzt noch Sitte ist, sie auf einem geputzten Wagen wegzufahren; dagegen heißt die Braut das Heirathen „tekketi," zufließen, hinströmen, — also gleichsam, wie zwei zusammenströmende Flüsse, mit ihrem Mann eins werden. — Gegenstände und Begriffe, die in andern Sprachen nur unvollkommen bezeichnet werden, nennt der Litthauer weit bestimmter, indem er z. B. das Wort: Muhme oder Tante, sehr deutlich mit Awynene, wenn sie die Schwester der Mutter, — mit Fetta, wenn sie die Schwester des Vaters ist, bezeichnet. Auch liebt er spottende Benennungen gewisser Personen, indem er sich — so sehr er auch sonst seinen Geistlichen ehrt — doch nicht enthalten kann, wenn dieser ein schlechter Prediger ist, ihn z. B. Nieka Kalbys, d. h. ein Fabelerzähler, zu nennen. So heißt bei ihm der erste Gatte einer Frau: Wyras, Mann; der zweite Uzkurrys, der Wiederanfacher, der das Feuer noch einmal anblast; der dritte Uztuppys, der Wiederbesitznehmende; der vierte aber Bobkaltys, der an ein altes Weib Geschmiedete, von Boba, das alte Weib, und kalti, schmieden.

Aehnliche erläuternde Umschreibungen, wie die eben angeführten der verschiedenen Männer einer Wittwe, kommen häufig bei den Litthauern vor. So hat er unter andern für die Monate eigenthümliche Bezeichnungen, und nennt demnach den Januar „Wasaris," von Aszaras, die Thräne, weil in diesem Monat der Frost Thränen auspreßt; den Februar „Kourinnis," eine Benennung, deren Abstammung mir unverständlich ist; den März „Karwelinnis," von Karwelis, die Taube, weil in diesem Monat die Tauben anfangen Eier zu legen; den April „Geguzinnis," von Geguze, Kukuk, der Monat, wo dieser Vogel sich zuerst hören läßt; den Mai „Semenis," von seli, säen; den Junius „Birzelis," von Berzas, die Birke, die in diesem Monate in den Saft tritt; den Julius „Lepas Menu," (Lindenmonat), von Lepa, die Linde, die jetzt blüht; den August „Pintis," von piauti mähen; den September „Ruggus Menu," von Ruggus, das Korn, das dann gesäet wird; den October Witsgawys," von wiss, Alles, und gauti, bekommen, weil man in diesem Monat alles Getreide in die Scheunen bekommt, auch heißt er wohl „Lap kristis," von Lapa, Blatt und kristi, abfallen; den November „Groclis," von groclys, Schmutz, Pfütze, und den December „Sausis," von Sausas, trocken. — So heißt bei ihnen auch Königsberg, die alte preußische Hauptstadt, welchen Titel sie auch noch bis zur Stunde führt „Karalautzia," die Königliche, ohne daß weiter das Wort „Stadt" hinzu gefügt wird.

Auffallend ist es auch, daß die litthauische Sprache für einen Grundbegriff vielfältige, näher bezeichnende Worte hat, wie dieß selten bei andern Sprachen der Fall ist. Ich führe z. B. das Wort: „schlachten an, wofür der Litthauer den allgemeinen Ausdruck „mesinéti," setzt, für das Schlachten eines jeden Thiers sich aber auch eines andern Zeitworts bedient, so für: den Ochsen schlachten: pamuhzli, das Schwein schlachten: skersti, das Schaf schlachten: papjauti u. s. w. Ferner die Benennungen der Hausthiere nach den verschiedenen Farbenabstufungen, z. B. bei dem Ochsen, wo der rothe: Zalis, der buntköpfige: Kerszis, der mit einer Blässe: Lankis, der schwarzköpfige: Dwilis, der am Leibe buntgefleckte: Margis rc. heißt.

Interessant ist es für mich immer gewesen, einen alten, der Wohlredenheit beflissenen Litthauer — wie es deren in jedem Dorfe denn doch einen oder ein Paar gibt — einen Vortrag halten zu hören, theils der gesangähnlich klingenden Sprache, theils der zierlichen Wendungen in der Form der Sprache, und der treffenden Sprüche und Sprüchwörter wegen, mit denen der Redner seine Rede häufig auszuschmücken pflegt. Daß die litthauische Sprache, besonders durch die Menge der gedehnten Vocale und durch die den Litthauern gewöhnliche langsame Art des Sprechens, gesangartig klingt, dürfte der Leser in den folgenden Blättern, wo ich bei Gelegenheit der litthauischen Volkslieder eines derselben im Texte beigesetzt, gewahr werden. Dazu gebraucht der Litthauer selten das „und," sondern bedient sich vielfältig der Participien, wodurch die Sprache an Gewandheit gewinnt, so z. B. Raszidams kalbejo, schreibend sprach er, — Piktaudams imusze, indem er zornig war, schlug er, — Waikszodams pulo, gehend fiel er. — Denselben Effect macht es auch, daß er selten eine Frage mit „ja"

oder „nein“ beantwortet, sondern statt dessen die Frage im Bejahungstone wiederholt, dabei auch gewöhnlich statt „ich“ das voller und bedeutsamer klingende „wir“ gebraucht, wie z. B. „Hast du es gehört?“ — „mes girdejome;“ „wir haben es gehört.“ — Was den Gebrauch der Sprüche und Sprüchwörter betrifft, so mögen folgende hier als Beispiel angeführt werden:

Diewas dawe giedra, Diewas dus ir litaus: Gott hat schön Wetter gegeben, Gott wird auch Regen geben.

Pules i klana, sausas nekelsi: Fällst du in den Schmutz, stehst du trocken nicht auf, d. h. hast du Böses gethan, hast du auch Strafe zu erwarten.

Ne su wiena Kerteze medi nukerti: Ein Baum fallt nicht auf einen Hieb.

Kur szu laka, ozia ir loi: Wo der Hund erzogen ist, bellt er auch, d. h. wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe.

Minnelinus zodzius ne kalbek: Sprich nicht Worte, die dir schaden können.

Das toli braszka: Es tönt noch von ferne, d. h. die Sache steht noch im weiten Felde.

Ant akiu szurejes swei katos passi klausin ek: Sieh ihm in die Augen, und frag nach seiner Gesundheit, d. h. aus dem Gesicht kann man den Menschen erkennen.

Uzkluwusis kelma kerta: Wer fahrend an einem Baumstumpfen hängen bleibt, haue ihn um, d. h. wer ein Unglück hat, mühe sich, es los zu werden.

Kur Dangius, tenai paszale peklu: Wo Freud' ist, ist auch Leid.

Der Litthauer besitzt viel natürlichen Verstand, und liebt deßhalb auch Räthsel (Misla), die nicht selten in den Dainos oder Volksliedern — wie ich später darauf zurückkomme — eine Hauptrolle spielen. Einige, ihnen eigenthümliche, sind mir erinnerlich, so z. B. folgende:

Pacz estna Dirwa, diwna sekla: Der Acker ist ehrenwerth, die Saat bewundernswerth; bedeutet: das Papier mit der Schrift darauf.

Maza moterele draug drapane lutur; Ein kleines Mütterchen hat viel Kleidchen, — soll heißen: die Gans mit ihren Federn.

Maza moterele wissa swieta abdeng: Ein kleines Mütterchen bekleidet alle Menschen; d. i. die Nähnadel.

Mazas Podelis skanna tirela: Ein kleines Töpfchen hat ein wohlschmeckendes Muß, d. h. die Nuß mit dem Kerne.

Ein Bauer, den ich an einem Sonntage fragte, wo er gewesen, antwortete mir ganz ernsthaft, und ohne daß in der Antwort ein Spott zu erkennen: „Da, wo der schwarze Rabe geschrien hat,“ was in der Kirche bedeuten sollte, wo der schwarzgekleidete Geistliche gepredigt hatte.

Es ist noch zu bemerken, daß es einzelne, wiewohl wenig von einander unterschiedene Dialekte der bei Memel, Tilsit, Ragnit und Insterburg wohnenden Litthauer gibt. Auch das längere Zusammenleben der Litthauer mit den Deutschen und den andern Eingewanderten, den Franzosen, Salzburgern, Nassauern, Pfälzern u. s. w. bewirkt, daß beide Theile gegenseitig Worte aus ihrer Sprache angenommen haben und sich derselben bedienen; so sagt der Litthauer für „schön,“ häufig szaunos (sprich schaunos), statt des richtigen grazus, eben so für „ich brauche,“ statt warloju, das dem Deutschen nachgebildete brukoju. Seit die erwähnten eingewanderten französischen Familien gänzlich mit den andern hier wohnenden Volksstämmen sich vermischt haben, hört man nur wenige französische Brocken mehr. Ich kannte einen Bauern, der einzige französischer Abkunft in einem ächt litthauischen Dorfe, dessen Name „Saint Paul“ aber in den schriftlichen Registern schon zu „Sengphol“ verdeutscht war, der, obgleich sein Urgroßvater nur noch in Frankreich geboren war, doch noch immer französische Worte in seinen litthauischen Vortrag mengte, und „mon“ Tenos (mein Vater), und „Ordre duti“ (Befehl geben) sprach, so daß das erste Wort ein französisches, das zweite ein litthauisches war, wobei sich dann auch noch manchmal als drittes ein deutsches einschlich, und eine babylonische Sprachverwirrung an den Tag kam. Vielleicht das einzige französische Wort, das sich noch in der litthauischen Schriftsprache erhalten hat, ist „urdelis“ (Befehl), das seine französische Abstammung von „ordre“ deutlich bekundet. Andererseits haben die dortigen Deutschen auch viel litthauische Wörter aufgenommen, deren sie sich im gewöhnlichen Leben bedienen, so z. B. „er kalbeckt,“ d. h. er spricht, litth. kalbejo, — das litthauische Wort Mergele für Mädchen u. s. w. — Das reinste Litthauische dürfte wohl das seyn, das bei Tilsit, Ruß, Memel und an den Ufern des kurischen Haffs gesprochen wird, wo die Litthauer noch heutigen Tages größtentheils unvermischt wohnen. — Bei den Städten Insterburg und Gumbinnen, wo die deutschen Einwanderer am stärksten angesiedelt wurden, haben sich diese schon bedeutend mit den Litthauern durch Heurathen vermischt, und zwar geschah dieß in der zweiten Generation der Eingewanderten, wogegen die erste Generation derselben, nach den Jahren 1709 und 1710, eine große Abneigung gegen die Litthauer bewies und jede Verschmelzung mit ihnen vermied. — Die einzigen unter den fremden Colonisten, die bis zur Stunde eine kastenartige Familienabschließung bewahren, sind die Salzburger, von denen sich wohl höchst selten eine Familie mit einer nicht-salzburgischen verschwägert.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Als im Jahre 1791 bei der Auflösung der Compagnie diese Besitzungen unter die Verwaltung der Staatsbehörden kamen, wurde dieses nicht besser, und mit der Abschaffung des Sklavenhandels ging der größte Vortheil verloren. Das Handelsinteresse war nun freilich sehr gering geworden, und die Kosten überwiegen wahrscheinlich bei weitem den Nutzen, der noch aus dem hier getriebenen Tauschhandel gezogen wurde. Aber seit wir aus dieser Colonie und namentlich aus dem benachbarten und mit uns befreundeten Reich Aschantee eine große

Digitized by Google

Anzahl eingeborner Soldaten für unsere ostindischen Besitzungen anwerben, wo die immerwährenden Scharmützel stets neue Zufuhr von Mannschaft erheischen, wo die Neger das Klima besser aushalten und im Transport und Unterhalt viel wohlfeiler zu stehen kommen als europäische Truppen, ist der Besitz dieser Colonie sowohl in commercieller als in politischer Hinsicht höchst wichtig für uns geworden. Auch hat keineswegs aller Handel hier aufgehört, und obgleich er sich größtentheils in den Händen der Engländer befindet, dürfen wir uns doch mit einiger Veränderung hierin schmeicheln, indem zwei angesehene Häuser, die der HH. Hoboken in Rotterdam und de Vries in Amsterdam, gegenwärtig Agenturen auf der Küste haben. Der Handel besteht hauptsächlich in Palmöl und ein wenig Elfenbein, wogegen unsrerseits Tabak, Rum, Manufacturen und einige andere Artikel in Tausch gegeben werden. Für jetzt möge zwar die Ausfahr gering seyn, sobald der Neger aber fühlt, daß seine Bedürfnisse zunehmen, wird auch dieser Tauschhandel lebendiger werden.

Unsere Macht an dieser Küste war zu allen Zeiten ziemlich gut befestigt, und wenn die Geschichte einzelne von Negern an Weißen verübte Mordthaten vermeldet, so würde man bei genauer und unparteiischer Nachforschung die Schuld dieser Vorgänge leider fast immer mehr auf Seite der Letztern als der Schwarzen finden. Beinahe nie, als wenn die Unterdrückung aufs Höchste gestiegen, wenn Willkür und Gewalt der höhern oder niedern Beamten unerträglich geworden war, haben sie ihre Zuflucht zu diesem äußersten Mittel genommen, und selbst jene Ausbrüche von Rachsucht könnten einen Beweis liefern, wie sehr sie uns fürchten oder uns ergeben sind; denn es ist kein Beispiel bekannt, daß sie, wenn auch mehrere Weiße in ihrer Gewalt waren, außer dem, welcher ihre Wuth erregt hatte, einen derselben beleidigt oder mißhandelt hätten. Glücklicherweise haben diese traurigen Scenen nur höchst selten stattgefunden, und — was unserer Macht zum Vortheil und unserer Verwaltung jener Colonien zur Ehre gereicht — unser Betragen war dort im Allgemeinen so, daß sogar die Engländer bezeugten, daß wir hier mit mehr Ehrfurcht und Auszeichnung betrachtet würden, als irgend eine andere europäische Macht. Diese Besitzungen, nachdem sie einmal unser Eigenthum geworden, haben uns wenig Truppen gekostet; kleine Händel mit den Negern wurden durch Ueberredung, Geldstrafen von ihrer oder Geschenke von unserer Seite abgethan, und wo Gewalt nöthig geachtet wurde, fanden wir gewöhnlich in dem einen Neger einen bereitwilligen Kämpfer gegen den andern. Oberflächlich möge dieses befremden, aber es wird sehr erklärlich, wenn man mit den politischen Verhältnissen auf dieser Küste etwas genauer bekannt ist. Die Vereinigung verschiedener Kroms oder Negerdörfer bildet einen kleinen Staat, welcher ein Oberhaupt oder König erkennt, dessen Macht über seine Unterthanen größer oder geringer ist, nach Maaßgabe seines Reichthums und der Anzahl seiner Sklaven. So findet man die kleinen Königreiche Axim, Ahanta oder Hanta, Chama, Elmina, Assam und Accra, welche alle unsere Oberherrschaft anerkennen, und in welchen wir unsere Forts besitzen. Jeder dieser verschiedenen Staaten ist eifersüchtig auf den Wohlstand und den Reichthum seines Nachbars, welchen zu bekämpfen er fast immer bereit ist, wenn er in den Weißen eine mächtige Stütze findet. Eigentliche Aufstände mit dem Zweck, sich unserer Macht zu entziehen, haben, so viel ich weiß nie stattgefunden; der Neger, von Natur getreu, seinen Vortheil in der Verbindung mit uns findend, und in allen seinen Handlungen stillschweigend unsere Ueberlegenheit erkennend, fühlt sich frei genug, um nicht nach größerer Unabhängigkeit zu streben oder sich andere Herren zu wünschen, und wir glauben, daß sie uns gegen einen auswärtigen Feind getreulich unterstützen würden. Der Verlust von einigen unserer Besitzungen im englischen Kriege von 1781 beweist hiegegen nichts; viele Commandanten haben sich damals höchst schändlich und niederträchtig betragen, und sind dem Feind ohne einigen Widerstand gewichen; da, wo Gegenwehr geleistet wurde, wie z. B. zu Crevecoeur im Reich Accra durch den tapfern Auchard, haben die Neger unter ihrem Oberhaupt Otto die besten Dienste geleistet. Und als längerer Widerstand fruchtlos geworden und das Pulver bis auf 40 Pfund verschossen war, zogen sie vor mit der Besatzung landeinwärts zu ziehen, als eine andere Flagge zu erkennen. Die Engländer schleiften das Dorf bis auf den Grund, und sprengten das Fort ein Jahr später in die Luft. Der dänische Gouverneur von Christiansburg gedachte aus diesem Kriege Vortheil zu ziehen, machte dem Negerkönig Otto die schönsten Verheißungen, und theilte unter seinem Stamm Geschenke aus, um ihn zu bewegen, daß er die dänische Flagge annehmen und sich unter Christiansburg ansiedeln sollte; allein vergebens. Nicht bevor die Weißen einen Frieden geschlossen haben, sagte er, der mich überzeugen wird, ob die Holländer zurückkehren oder nicht, kann ich einer andern Macht huldigen. Und als im Jahre 1785 die Engländer unsere Besitzungen zurückgaben, kamen die Neger, mit dem getreuen Otto an der Spitze, zurück, um ihre verwüsteten Häuser wieder aufzubauen. Auch die Elminaer gaben in demselben Kriege den Beweis ihrer Treue bei der Attaque der Engländer gegen St. Jago im Jahre 1782, wo diese ihr ganzes Kriegsmaterial einbüßten, und nur einen geringen Theil der gelandeten Truppen, der der allgemeinen Niederlage glücklich entkommen war, an Bord ihrer Schiffe zurückkehren sahen.

Wollen wir jedoch unsere Macht in diesem Land ungeschwächt erhalten, so müssen wir einerseits bisweilen kleine Geschenke geben, jede Verletzung der Sitten und Gebräuche der Eingebornen sorgfältig vermeiden und uns in ihre Vorurtheile fügen; andererseits aber sind wir genöthigt, die geringste Beleidigung zu rächen; sie ungestraft hingehen zu lassen, würde uns aller Achtung verlustig machen; der Neger kann keinen ihm zugefügten Schimpf vergessen, er würde solches Schwachheit nennen; hielte er uns für schwach, dann würde Trotz an die Stelle der Unterwürfigkeit treten, und statt demüthiger Bitten würden wir gebieterische Forderungen von ihnen gewärtigen müssen. So forderte auch jetzt der Tod des Gouverneurs Tonneboeyer und das demselben vorausgegangene aufrührerische Betragen der Hanta-Neger, im Interesse des Staates, ja im europäischen Interesse überhaupt, von unserer Seite die strengste Wiedervergeltung. Den Mord, an Weißen verübt, ungestraft zu lassen, hieße das Zeichen geben zur Vertilgung der übrigen. Der Commandeur Tonneboeyer suchte unsere Autorität durch Neger zu behaupten, und — ward geschlagen. Was blieb uns jetzt übrig? Aufs neue die Entscheidung dem Kriegsloos anheim zu stellen? Aufs neue Neger gegen Neger in den Streit zu führen, und die sehr wenigen noch übrig gebliebenen weißen Beamten und mit ihnen die Erhaltung unserer Niederlassungen aufs Spiel zu setzen? Nein, es bedurfte hier einer Demonstration, welche den getreuen Negern Ehrfurcht einflößte und ihren Enthusiasmus erregte, den ungehorsamen Furcht einjagte und dem Uebel mit einem Schlag abhülfe.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

Obgleich das gemeinsame Band, das die Litthauer mit andern Volkszweigen, den Letten und Samogitiern, zu einem Ganzen vereinigte, zerrissen und diese Zweige Nachbarstaaten anheimgefallen sind, so hat diese Wunde doch nicht so schmerzlich geblutet, als daß damit auch Sang und Klang ausgerottet wäre; einfache und kunstlose Lieder sprossen noch immer aus dem Volke hervor, gleich schmucklosen, aber anmuthigen Blumen und Blüthen auf weiter Haide, die ein Sturm überflog.

Wie in allen Volksdichtungen, so tritt auch in den litthauischen das ganze Gemüth dieses Volks, seine Licht- und Schattenseiten, seine Tugenden und Fehler, klar und unverschleiert hervor, und besser und verständlicher lernen wir die Nation aus ihren kleinen Liedern und Gesängen kennen, als aus manchen tiefgelehrten Abhandlungen, in welchen sich gewöhnlich mehr der Besprechende als das Besprochene zu zeigen pflegt. — In allen Volksliedern klingen Mythologie, religiöse Ansichten, Geschichte, Landeskunde, neben dem auf die engere Häuslichkeit beschränkten Leben und Treiben der Nationen am deutlichsten hervor, und so ist es auch der Fall in diesen litthauischen Gesängen.

Der Litthauer nennt seine Lieder Dainos, und singt sie bei seinen Festen, Gastmählern, Trinkgelagen, bei der Arbeit, in Schmerz und Lust. Viele Dainos verrathen durch die darin enthaltenen mythologischen Andeutungen ein hohes Alterthum, und sind von Mund zu Mund bis in die Gegenwart herüber geklungen; andere gehören ganz dieser an und entstehen in von zufälligen Aeußerlichkeiten angeregten Augenblicken. Diesen wird dann eine bereits schon vorhandene Melodie angepaßt, oder eine solche ebenfalls im Augenblicke erfunden.

Die ersten und so viel ich weiß und erkundet, auch wohl einzigen Sprachforscher, die den Sang- und Liederschätzen des so wenig bekannten Völkchens Aufmerksamkeit geschenkt und sie aus ihrer Dunkelheit hervor ans Licht zu ziehen sich bemüht haben, waren Ruhig, Lessing, Herder, Mielke, Baczko und Rhesa; Alle, mit Ausnahme Lessings, der den andern nur und zwar sehr beschränkt nacharbeitete, theils in Mitten der litthauischen Nation, theils in ihrer unmittelbaren Nähe geboren und aufgewachsen. Ich konnte daher neben einigen Forschungen an Ort und Stelle die Mittheilungen dieser Männer als authentische Hülfsquellen um so vertrauungsvoller benutzen, als ohnedieß ihr Name schon in der Gelehrtenwelt reinen Klang hat und anerkennend gewürdigt ist. Seit vor ungefähr zwanzig Jahren der hochverdiente Rhesa, Professor an der Universität zu Königsberg, Einiges über die Litthauer, namentlich aber auch über deren Nationalpoesie veröffentlichte, scheinen wichtigere und mehr in das gemeinsame Leben eingreifende Interessen die gelehrte Welt in Anspruch genommen zu haben, als daß sie sich mit einem zusammen geschmolzenen, im fernsten Winkel deutscher Lande unbeachtet fortlebenden Völkchen, von dessen Daseyn Mancher gar nichts mehr ahnt, hätte beschäftigen können. Mein Aufenthalt in dem preußischen Litthauen fand viel später statt, als der letzt genannte Sprachforscher über sie schrieb, aber dessen ungeachtet fand ich in den Eigenthümlichkeiten derselben, namentlich aber in ihrer Poesie, so wenig, oder vielmehr gar nichts verändert, daß ich die Ueberzeugung gewonnen, nur eine gänzliche Vertilgung des Volkes könne auch diesen Zweig des Nationellen hier verschwinden machen. Die traditionellen Lieder des Litthauers sind noch dieselben, wie sie es vielleicht vor 500 Jahren waren, und oft bin ich Zeuge gewesen, wie die bei der Arbeit muntern Bursche und Mädchen ihrem Muthwillen vom Augenblick erzeugte Worte liehen, die sich unwillkürlich in ein gewisses Versmaaß schmiegten, und in ebenfalls so rasch entstandenen anmuthigen Sangesweisen erklangen.

Unter denen, welche die Aufmerksamkeit auf die Sangesschätze des litthauischen Volkes lenkten, war der erste der Sprachforscher Ruhig, etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der in seinem Werke: „Betrachtungen über die litthauische Sprache,“ der Anmuth und Zierlichkeit der bis dahin wenig gekannten und beachteten Sprache mit folgenden Worten erwähnt: „Hier wird es manchen Leuten verdrießlich zu lesen seyn, daß man dieser nicht ausgeübten, verachteten Sprache eine Zierlichkeit zuschreiben will. Indessen hat sie doch von der griechischen Lieblichkeit viel angeerbt. Es zeugen davon insonderheit der einfältigen Mägd-

lein erfundene Dainos oder Oden auf allerhand Gelegenheit;" zum Beweise fügte er drei, wenn auch unbeholfene Uebersetzungen von litthauischen Volksliedern bei. Lessing, dem diese in die Hände fielen, ward davon so angenehm überrascht, daß er in seinen literarischen Briefen sagt: „Es ist nicht lange, als ich in Ruhigs litthauischem Wörterbuche blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hieher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige litthauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mägdlein daselbst singen. Welch ein naiver Witz! welche reizende Einfalt! Man kann hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsstrich Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind."— Gleichen Antheil wie Lessing nahm Herder an diesen Volksliedern und theilte mehrere in der Uebersetzung in seinen „Volksliedern verschiedener Nationen" mit. Nachher verging eine geraume Zeit, während dessen sich Niemand um diese Dainos bekümmerte, bis sich später Rhesa mit Eifer der Bekanntmachung derselben annahm, eine tüchtige Arbeit, die leider! aber auch wohl nur einen beschränkten Leserkreis gefunden, und wenig über die Gränze Ostpreußens, wo Rhesa lebt, gedrungen seyn mag.

Eine anmuthige Naivität und gesunder Witz, gepaart mit einer Zartheit der Empfindung, die man sonst wohl bei den niederen Classen eines Volks vermißt, herrschen in den meisten Dainos vor, unter denen auch nicht ein Lied zu finden wäre, in welchem die Gränzen der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit verletzt sind. Ein Beweis für die reine Denkweise der Nation, aus der diese Lieder hervorgingen. Eben so, wie in dem Inhalt, zeigt sich auch in dem Ausdrucke der litthauischen Dainos Anmuth und Reinheit, die durch kein unzartes Bild verwischt wird, ein ferneres Zeugniß, wie der dem Volke angeborne Sinn für das Schöne mit Gefühl für Sittlichkeit verbunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirchen Moskau's.

6. Pakrofski Sabor.

(Schluß.)

Von allen den Thürmen und Kuppeln der Kirche ist ein jedes von anderer Größe, von anderen Proportionen, anders frisirt und anders ausgepauscht und zugespitzt. Das Ganze ist weit entfernt davon, ein Ganzes zu bilden, und ein Hauptraum erscheint in diesem ganzen architektonischen Gewirre nirgend. Vielmehr huckt in jedem dieser hohlen Zähne eine eigene, gesonderte Kirche, und in jedem dieser Auswüchse findet man eine eigene Capelle, als wären es lauter geweihte, zu Gotteshäuschen ausgebaute Schornsteine. Einer von diesen Thürmen ragt vor allen aus dem Getümmel hervor, doch ist er keineswegs in der Mitte des Ganzen; denn eigentlich läßt sich bei einem so unregelmäßigen Dinge gar nicht von Mitte und Seite, Anfang und Ende sprechen; es ist Alles hier und dort, und da und hier. — Wollen wir indeß bei jenem Hauptthurme zunächst stehen bleiben, so ist er eigentlich kein Thurm, sondern eine Kirche, und zwar die Hauptkirche des ganzen Capellenknäuels. Dieser Thurm heißt eigentlich allein „die Kirche des Schutzes der heiligen Maria," und sowohl nach ihr, als auch nach der zur Seite befindlichen Kirche des heiligen Basilius wird das Ganze entweder „Kirche des Schutzes" oder „Basiliuskirche" genannt, aber auch wohl „Kirche der heiligen Dreieinigkeit am Ufer," oder endlich „Jerusalemer Kirche." Jener etwa 150' hohe Thurm ist inwendig ganz hohl, ohne irgend eine Abtheilung, und der Kirchenraum steigt von unten auf, und verjüngt sich immer mehr bis in die äußerste Spitze des Thurmes, aus dessen kleiner Kuppel das Portrait der schützenden Mutter Maria aus großer Entfernung, wie aus dem Himmel selber, herabblickt. Doch sitzt dieser Thurm oder diese Kirche schon wieder anderen unter ihr befindlichen auf dem Nacken, die, wie die Gänge einer Mine, unter ihr ausgehöhlt sind, und eben so sprossen ihm zur Seite eine Menge anderer Capellen hervor: die Capelle „des Palmensonntags" (Werbnoje Wosskresenie), die „des Johannes Milostiwoi," die Capelle „der drei Patriarchen," die „des Alexanders Swirskoi," die „Troizkaja Zerkwa," und wie sie alle heißen. Jede hat ihren Tag oder ihre paar Tage im Jahre, wo Gottesdienst in ihr gehalten wird; in der übrigen Zeit des Jahres sind sie verschlossen. Die meisten sind so gefüllt mit heiligen Gegenständen der Anbetung und mit geweihtem Kirchengeräthe, daß kaum Platz bleibt für die frommen Beter. Die meisten dieser Capellen sind mit einer Art von Kuppel gekrönt, die ihnen ganz so wie ein Turban aufsitzt, so daß es aussieht, als wenn es lauter hohle Türkenköpfe wären, denen Iwan ihr mohammedanisches Gehirn hinausgeworfen hätte, um dieß christliche Geräth an seine Stelle zu setzen. Die meisten dieser Kuppeln spreizen sich breit und dickköpfig über den Hals ihres Thurmes hervor, und jedes steinerne Tuch jedes Turbans ist auf eine andere Weise zusammengelegt. Einige Kuppeln sind facettirt, andere nicht; die facettirten sind es indeß nicht auf gleiche Weise. Die Steine der einen treten in dreiseitigen, die der andern in vierseitigen Facetten hervor. Die nicht facettirten sind zum Theil schlicht, zum Theil gereift oder cannelirt. Die gereiften sind es auf verschiedene Weise: einige sind so gereift, daß die Furchen sich von der Spitze nach unten herabsenken, andere Furchen oder Reifen winden sich in Spirallinien um die Kuppeln herum. Dabei hat noch, um das Kaleidoskopbild recht vollständig zu machen, jeder Reifen und jede Facette eine andere Farbe. Die nicht facettirten und nicht gereiften sind entweder geschuppt, oder nicht geschuppt. Die geschuppten, d. h. mit kleinen aus Thon geformten, glasirten, bunt gefärbten Ziegelsteinen bedeckten, sind, wenn man genau zusieht, wiederum anders geschuppt, einige mit oval zugerundeten, andere mit wie Blätter ausgeschnittenen und gezackten Schuppen. Die meisten der bekuppelten Thürmchen haben einen runden Rumpf, doch nicht alle; es gibt auch achteckige und sechseckige. Kurz, wenn man von einer der oberen Galerien in all' dieses Zacken und Spitzengewirre hineinblickt, glaubt man, auf ein mit halb und ganz entwickelten Riesen-Fackeldisteln bewachsenes Feld

zu schauen, etwa solchen, die antediluvianischem Samen entkeimten, und denen man dann nachher das Haupt der Medusa vorhielt, vor dessen Anblick sie zu Stein wurden.

Zu den unteren Kirchen sind die Eingänge Parterre. Zwischen diesen Eingängen gehen noch einige Nischen in das Gemäuer hinein, in welchen seit alten Zeiten Wachskerzenhändler mit ihrer vergoldeten Waare nisten, und ihren bunten Kerzenkram entwickeln. Auf der einen Ecke geht ein breiter, bedeckter Treppengang aufwärts, zu den oberen Kirchen führend, die außer mit vielen todten Bildern auch noch mit den auf solchen Kirchentreppen gewöhnlich Lebenden Tag und Nacht besetzt und geschmückt ist, mit armen, hungrigen, ihrer Speisung von den Frommen harrenden Bettlern. Diese Treppe führt zunächst auf eine Galerie oder Vorplatz, der sich sogleich rechts und links zu mehreren Gängen verzweigt, und seine labyrinthischen Windungen beginnt, um den Wanderer zu allen Thüren der Dachkirchen zu führen. Diese Gänge sind zum Theil so eng und gewunden, daß es mannichfaltige Verrenkungen kostet, um sich zwischen ihnen hinzuarbeiten. Zuweilen aber werden sie sehr bequem, und erweitern sich sogar hie und da zu geräumigen Terrassen. Es geht auf ihnen Treppe auf und Treppe ab. Wo sie auswärts herumführen, sind sie natürlich bedacht, und ihre Dächer werden von kleinen Säulchen getragen, von unterschiedlicher Größe und Form. In ihnen hausen ganze Schaaren halbwilder Tauben, die hier ihre Nester bauen, und beständig ein- und ausfliegen.

Krönt man nun noch alle die genannten und nicht genannten Spitzen mit goldenen Halbmonden und sehr bunt ausgeschnitzten Kreuzen, die mit vergoldeten Ketten zierlich umkränzt sind, — denkt man sich ferner, mit wie vielen Mustern alle Wände und Gänge bemalt sind, wie aus den angemalten Blumentöpfen gigantische Blumen, Disteln oder Bäume hervorwachsen, die sich, in Rankengewächse verwandelt, weiterschlängeln, und endlich in bloße Arabesken, Linien und Schnörkel übergehen, — denkt man sich ferner alle die jetzt etwas matten Farben, Roth, Blau, Grün, Gold, Silber, recht lebhaft und frisch, so kann man sich einigermaßen vorstellen, wie dieß Gebäude den barbarischen Augen eines so originellen Tyrannen, wie Iwan der Schreckliche war, so äußerst wohlgefallen konnte. „Ich weiß freilich nicht, ob es nach eurer Meinung schön ist; aber wir finden es sehr schön. Es ist so prächtig, reich und kühn, es ist so einzig ausgezeichnet, so mannichfaltig und geschmückt,“ sagte mir der russische Pope, der mich darin herumführte, und ergoß sich dann in eine Lobrede über die Kirche und den Baumeister, wie sie Iwan IV gehalten haben mochte, bevor er diesem die Augen ausstechen ließ.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach unserer Ankunft auf der Rhede begab ich mich schon früh, von einem Theile meines Stabes begleitet, aufs Castell, wo alle Beamten in dem großen Saale zusammenkamen. Der König von Elmina ward mit seinen Großen in das Fort gerufen, und befand sich um 11 Uhr in dem zu Versammlungen bestimmten Gemach (hier Palabber-Saal genannt, von dem portugiesischen Wort Palavra). Wir begaben uns gleichfalls dahin. An der untersten Stelle des Tisches saß der Negerkönig, einfach wie seine Umgebung, und ohne ein anderes Zeichen seiner Würde, als einen blauen seidenen Hut, welcher ihm von einem Sklaven über dem Kopf gehalten wurde. Nicht weit von ihm saß der Priester zwischen zwei Räthen des Königs; hinter diesen noch einige Große oder Cabeceer, jeder von einem paar Sklaven begleitet. Wir setzten uns an der obersten Stelle des Tisches, und indem ich den Hrn. Barends ersuchte, mein Dolmetscher zu seyn, eröffnete ich hauptsächlich Folgendes: Der General Verveer, welchen sie alle kannten, und der den Oberbefehl über eine Expedition führe, sey an der obern Küste beschäftigt mit dem Ausschiffen eines Theiles seiner Macht, um Alles zu einem Feldzuge gegen die Hantas vorzubereiten; in wenigen Tagen würde er, so wie früher, als Freund der Elminaer hieher kommen, und ihnen Beweise von der Fürsorge und Zufriedenheit unseres Königs mitbringen; ich selbst habe früher diese Küste besucht, den guten Geist der Elminaer kennen lernen, und verlasse mich auch jetzt darauf; hingegen hätten wir mit dem größten Unwillen die Untreue der Hantas vernommen, und würden diese zu strafen wissen; — wir brauchten von ihnen nichts, indem wir mit allem Nöthigen hinreichend versehen wären, aber der Augenblick wäre nicht mehr fern, wo die Elminaer Gelegenheit haben würden, ihre angeerbte Treue zu bethätigen, und sie würden dabei für sich selbst und ihr Wohlergehen am meisten gewinnen.

Bei der Uebersetzung einer jeden Periode meiner Rede ließen sie ein billigendes Gemurmel hören. Manchmal schien es, als ob sie mich begriffen, bevor noch meine Worte verdolmetscht waren. Als ich geendet hatte, erhob sich der König, der bis jetzt ein würdevolles Schweigen beobachtet hatte, und sagte, mit jenen feurigen Gebärden, die fast ohne Worte verständlich sind: sie wären immer dieselben; so lange jene Flagge dort oben wehte, würden sie Elminaer bleiben, und müßte die Flagge untergehen, dann würde auch Elmina mit untergehen. — Diese Gesinnungen, antwortete ich, wären dieselben, welche sie früher geäußert hätten, und wir würden uns auch fernerhin völlig auf sie verlassen.

Da ich für den Augenblick keinen andern Zweck hatte, als ihre Gesinnungen zu kennen, und ihnen die baldige Ankunft des Generals anzukündigen, erklärte ich die Versammlung für beendet; sie entfernten sich jedoch nicht, bevor sie auf ihre Bitte eine Bouteille Genever erhalten und auf meine Gesundheit ausgeleert hatten. Ein jeder ergriff nach seinem Range den Becher, machte eine freundliche Verbeugung und trank ihn aus. Der Priester schüttete erst einige Tropfen aus dem Glase, trank darauf einen Zug und goß den Rest über sein Haupt; dadurch wurde der Trunk geheiligt.

Nach dem Ablaufe dieser Versammlung schritt ich zu der Inspection der Locale. In den Casernen standen Pritschen, die ich sogleich wegnehmen, und eine Vorrichtung machen ließ, um Hängematten aufhängen zu können. Zwei andere Säle ließ ich auf gleiche Weise einrichten. Im Ganzen fand ich Alles in ziemlich gutem Zustande; die Magazine und die meisten Gemächer waren luftig und trocken, und die Kanonen auf den Batterien kamen mir, ein Paar ausgenommen, noch sehr brauchbar vor. Da ich nur einen Backofen in dem Fort fand, gab ich den Befehl, sogleich zehn andere zu errichten, und schickte eine Abthei-

lung Neger in den Wald, um Brennholz herbeizuholen. Nachmittags stattete ich einige Besuche ab, auch in der Absicht, über die frühern Vorfälle und den jetzigen Zustand etwas Näheres zu vernehmen. Im Allgemeinen gestand man ein, daß unsere Streitigkeit mit den Hantas hauptsächlich einer Unbesonnenheit zugeschrieben werden mußte.

Der König von Wassa nämlich hatte einen Zwist mit einigen Caboceern, Bundesgenossen von Bonsoe, dem König von Hanta. Als dieser Zwist zu Thätlichkeiten überschlug, erließ Bonsoe an alle seine Unterthanen das Verbot, den Wassas Pulver oder Blei zu verkaufen, welches Verbot von einem zu Saccondee wohnhaften Neger übertreten wurde, den der König deßhalb zum Bezahlen einer Strafe verurtheilte. Hr. Smulders, Commandant des dortigen Forts, meinte, daß diese Strafe zu schwer oder ganz gesetzwidrig war, und ließ den Negerfürsten vor sich rufen. Bonsoe gehorchte, fand aber, als er auf dem Fort ankam, Niemand, vor welchem er sich hätte verantworten können, indem Hr. Smulders abwesend war, worüber er sich sehr ungehalten bezeigte, und erklärte: wenn die Weißen ihm etwas zu sagen hätten, so könnten sie selber sich jezt zu ihm bemühen. Da der Commandant Smulders damals an einem andern Orte beschäftigt war, wurden der Lieutenant Maessen und der Assistent Cremer mit einigen gewaffneten Leuten nach Saccondee geschickt, um diese Sache zu beendigen. Zufolge einer von ihnen an Bonsoe ergangenen drohenden Aufforderung erschien dieser wieder vor dem Fort, dieses Mal jedoch in Begleitung von etwa 200 gewaffneten Negern, und weigerte sich, das Innere der Veste zu betreten. Die eben genannten Herren begaben sich zu ihm hinaus, nur zwei gewaffnete Leute mit sich nehmend, und Lieutenant Maessen stieß die ihm durch Bonsoe angebotene Hand zurück, sagend, daß er keine Freundschaftsbezeugungen annehmen oder geben könne, so lange nicht Alles in Richtigkeit wäre. Der König, welcher dieses als eine feindliche Handlung ansah, wollte sich entfernen, als Maessen, um solches zu verhindern, seinem Neger die Flinte nahm und sie abfeuerte, als Signal für seine in dem Fort gebliebene Mannschaft. Dieser Schuß wurde in demselben Augenblick von dem Feuer aller Neger erwiedert, so daß beide Officiere sogleich todt zu Boden stürzten. Der König, nicht zweifelnd, daß für diese Mordthat Rache geübt werden würde, zog sich mit seinem Stamm in die fast unzugänglichen Wälder zurück.

Auf die Nachricht von diesem Ereigniß zog der Commandeur Tonneboeyer zu Elmina, unvorsichtig genug, mit nur 250 Mann, sämmtlich Eingeborne von Elmina oder Aschantiner Recruten, nach Taccorari, um die Hantas zu züchtigen, obschon er die warnende Anzeige erhalten hatte, daß Bonsoe eine ansehnliche Macht versammelt und in Hinterhalt gelegt hatte. Die traurige oder unvermeidliche Folge seines unbesonnenen Muthes war die Niederlage seiner Abtheilung, wobei er selbst, und alle seine Officiere mit ihm, den Tod fanden. Nach diesem Unglücksfall wurde, so schien es wenigstens, unsrerseits nichts weiter unternommen, und es war, als ob die Sache ganz vergessen werden würde. Allein eben diese scheinbare Stille schien den König von Hanta am meisten zu beunruhigen, und verschiedenen Gerüchten zufolge nannte er sich selbst verloren, und lebte mit seinen Großen bereits in Unfrieden.

Da ich im Laufe der Gespräche über diese Angelegenheit vernahm, daß der König von Wassa, dessen Reich hinter Hanta liegt und es zum Theil umringt, sich in der Nähe von Elmina befand, bat ich den Commandeur, Sorge zu tragen, daß er bis zur Ankunft des Generals aufgehalten würde, um durch ihn, wenn der Oberbefehlshaber es gut fände, die Hantas von dem Innern des Landes abzuschneiden; denn obgleich dieser König nicht geradezu unter unserer Oberhoheit steht, glaubte ich, daß er in diesem Fall uns seine Dienste nicht versagen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eisenbahnen neben Canälen angelegt. Man hat an dem Clyde-Canal in England ein merkwürdiges und wichtiges Experiment gemacht: der Ingenieur John M'Neil legte längs dem Ufer desselben zur Probe Schienen, und eine Locomotive zog die Fahrzeuge mit einer Geschwindigkeit von etwa 8 englischen Meilen in der Stunde während mehrerer Tage. Da man auf diese Weise die Gewißheit erhalten hat, daß diese Art von Schiffziehen einen günstigen Erfolg bieten wird, so hat sich eine zu dem Ende zusammengetretene Compagnie entschlossen, eine wirkliche Eisenbahn anlegen zu lassen. (Stirling Journal.)

•

Denksäule von Cyrus. Der bekannte Reisende Texier, der sich neuerdings wieder in den Orient begeben hat, entdeckte in der Nähe von Smyrna eine merkwürdige Statut (monumental figure), die er für eine Abbildung von Cyrus hält; sie hat die persische Mitra auf dem Kopfe, den Bogen in der einen, die Lanze in der andern Hand. (Athenäum vom 19 October.)

•

Dampffahrt auf gewöhnlichen Straßen. In England ist zu diesem Ende eine Compagnie zusammengetreten, deren Zweck ist, vermittelst Obrist Maceronis Dampfwagen die gewöhnlichen Straßen zu befahren; man soll damit steile Berge aufwärts sechs bis sieben (englische) Meilen in der Stunde machen können. (Litterary Gazette vom 19 October.)

•

Neue Art Lebensversicherung. In England hat sich eine neue Lebensversicherungsgesellschaft angekündigt, welche auch für diejenigen Versicherten sorgt, welche wegen Alter und Krankheit nicht mehr wie sonst thätig seyn können. (ibid.)

Berichtigung.

In Nr. 305. S. 1218. Sp. 2. Z. 5. v. o. ist Valus Mäotides statt Mäotis stehen geblieben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 121 u. 122** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte.** Nach Burns. — **Ph. Chasles über die Stagnation der französischen Literatur. — Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Fortsetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Faust insbesondere.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 121 u. 122.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 November 1839.

Gedichte nach Burns.

I.

Wenn über'm Berg den Abendstern
Die Melkerin sieht schweben, O!
Wenn aus der Furche schwankt das Roß,
Der Heimath zuzustreben, O!
Am Bache dort, wo thaubenetzt
Duftreiche Birken beben, O!
Da treff' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

In dunkler Schlucht, um Mitternacht,
Hinzög' ich ohne Beben, O!
Umarmt' ich dich am Ziele nur,
Mein Lieb, mein Leben, O!
Und wär' die Nacht auch noch so wild,
Doch würd' ich vorwärts streben, O!
Doch träf' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

Der Jäger liebt die Morgenzeit,
Der Jagd sich zu ergeben, O!
Der Fischer wählt den Mittag gern,
Sein maschig Netz zu weben, O!
Mir kann die graue Dämm'rung nur
Das Herze freudig heben, O!
Dann treff' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

II.

Nun kommt der Herbst und kommt die Jagd,
Nun kommt des Waidwerks Freude;
Die Taube girrt, das Birkhuhn schwirrt,
Und röthlich prangt die Haide.
Nun strahlt die Flur von Garben nur,
Die letzten Früchte reifen;
Ich aber will im Felde still
Mit der Geliebten schweifen.

Das Rebhuhn folgt des Pflügers Bahn,
Der Kibitz liebt den Weiher,
Die Waldschlucht lockt den Auerhahn
Die Wolke lockt den Reiher.
Im Holze gern, von Menschen fern,
Austönt der Turtel Klagen;
Zur Hasel flieht des Hänflings Lied,
Und flieht der Drossel Schlagen.

Nach Neigung so lebt jedes froh,
Und schafft sich sein Vergnügen;
Sie ziehn allein, sie ziehn zu zwei'n,
Sie ziehn einher in Zügen.
Du flücht'ge Brut, nun färbt dein Blut
Der Eiche dunkle Blätter;
Dein Flügel sinkt, dein Schrei verklingt
In Schuß und Horngeschmetter.

Doch Mädchen, komm! Der West verglomm!
Vorüber huscht die Schwalbe.
Der Himmel blau, die Flur im Thau!
O sieh', wie glüht die falbe!
O komm, durchs Feld! — sieh' ruhn die Welt,
Die glückliche, die stille!
Und dort durchs Korn, o sieh' den Dorn
In feiner Scharlachfülle!

Ein süß Gespräch verkürzt den Weg;
Und strahlt des Mondes Schimmer,
Dann faff' ich dich, dann küss' ich dich,
Dann sag' ich: Dein auf immer!

Kein Garbenjahr, kein Herbst fürwahr
Lohnt so des Landmanns Streben,
Als mich zur Stund dein süßer Mund,
Mein Herz mein einzig Leben!

F. Freiligrath.

Ph. Chasles über die Stagnation der französischen Literatur.

Jedermann erkennt die Stagnation, in welche die Literatur versunken ist. Die großen Werke fehlen, und selbst die Quelle des Romans fängt an zu versiegen. Der Buchhandel seufzt; die Fluth von Novellen und Erzählungen, von der wir überschwemmt worden, zieht sich zurück und läßt das Erdreich trocken, bedeckt von unfruchtbarem Sand. Der Ungestüm der intellectuellen Revolution, welcher die letzten zehn Jahre auszeichnete, hat sich gelegt. Die Epoche der Uebersättigung und des Marasmus scheint hereinzubrechen. Kaum erscheinen noch einige Uebersetzungen aus dem Englischen; diese letzte Industrie hat sich um neun Zehntheile ihrer sonstigen Fruchtbarkeit vermindert. Nach der Sündfluth die Trockenheit; das Eine erklärt das Andre. Nach dem Rausch die Niedergeschlagenheit — nichts ist natürlicher. Man hat sich einer wahren Orgie in der Literatur hingegeben; sie hat gedauert so lang sie konnte; sie hat endlich ihre gewaltigsten Athleten erschöpft. Man wird ein wenig ausruhen; und wie nach großen Excessen wird man die Frische des Morgens empfinden; man wird die neue Kraft genießen, welche der erste Lufthauch den erschöpften Sinnen wieder schenkt, und man wird ein neues, würdigeres, großartigeres und gesünderes geistiges Leben anfangen.

Das Schreibfieber bemächtigt sich zuweilen ganzer Nationen; ein Beispiel solch einer allgemeinen Manie war in Frankreich unter Louis XIII. Die literarische Tarantel hat sich nach dem Jahr 1830 wieder eingestellt, und alle Classen, alle Lebensalter des französischen Volks gestochen; Soldaten, Aerzte, Studenten, Maurer, Zimmerleute, Arbeiter, Wittwen, Mädchen, Eingesperrte, Verurtheilte, Thürsteher, Galeerensträflinge, Huissiers, Henker — Alles schrieb. Ich glaube ich habe einmal Memoiren eines Gehenkten gesehen.

Man vergaß, daß man, um schreiben zu können, in der Regel etwas zu sagen haben muß. Viele Erzeugnisse der Presse seit 1830 können nur den witzigen und witzelnden Schriften und den poetischen Versuchen verglichen werden, die unter Richelieu und Mazarin erschienen; hier wie dort ist es ein Hagel von Worten ohne Gedanken, ein entsetzlicher Drang und Trieb zum Druckenlassen, ein krankhafter Fluß verlorener Phrasen. Müde das Schwert zu schwingen ficht in solchen Zeiten die Gesellschaft mit der Feder. Einige Männer von Talent oder Genie, wie immer, wenden sich mehr an die Zukunft als an die Gegenwart, werden aber mit den falschen Genies und den prahlhaften Talenten zusammengeworfen. Die übrigen Schriftsteller aber machen dadurch, daß sie die unnützen Bücher und das frivole Geschwätz vermehren, die Masse des Publicums glauben, ein Literat sey eine Art von Charlatan oder Alchymist, unnütz oder vielmehr gefährlich, der seinen Zuhörern Wind verkaufe, und kaum so viel Achtung verdiene als ein geschickter Taschenspieler. Sie haben ihren Mißcredit dadurch vollendet, daß sie die Kritik herabwürdigten. Die Kritik, sagen sie, ist der Geist der Ohnmacht. Weg mit ihr! Sie sterbe oder schweige! — Dann gaben sie sich insgesammt ohne Ausnahme für Männer von Genie aus, und die Eigenliebe aller Schreibenden sah sich befriedigt. Aber diese flüchtige Genugthuung führte sie der allgemeinen Verachtung zu. Als das Publicum sah, daß Jedermann Genie besaß, schloß es ganz einfach: vielmehr habe Niemand Genie — ein ungerechter, aber sehr natürlicher Schluß.

Dieß dauert nun bald zehn Jahre. Nie ertönte das Lob schmetternder als seit dieser Periode. Kaum haben drei Seiten, der Feder einer müßig dämmernden Frau entflossen, das Papier besudelt, so werden sie schon als erhaben ausgeschrieen. Ach! wir Alle haben diesen Fehler begangen; man muß wohl mit dem Strom schwimmen. Es ist seit zehn Jahren eine ausgemachte Sache, daß alle unsre literarischen Erzeugnisse etwas Erhabnes und Vollendetes an sich haben. Man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß sie gut seyen; das wäre verwegen. Der Zoll einer rückhaltlosen Bewunderung hat so wenig Werth als ein Morgengruß.

Sobald eine mit einer Feder bewehrte Intelligenz, oder eine der Intelligenz ermangelnde Feder ihr Werk den tausend Stimmen der Oeffentlichkeit preisgegeben, so sieht man den Herausgeber, voll unerschütterlichen Stolzes, etwas angefochten wegen des Verkaufs, aber ganz ruhig über das Verdienst der neuen Schöpfung; sein Gewissen ist ruhig und rein, wenn die Capitel mit schönen Anfangsbuchstaben geschmückt sind, und vorn und hinten ein paar hübsche Holzschnitte sich finden; diese edle, stolze Zuversicht des Herausgebers reicht bis zu den Gestirnen, wie Horaz sagt, und macht den Kritiker stutzen.

Jetzt wird der letztere bescheiden und klein, so großen Werken gegenüber; es wird ihm in aller Freundlichkeit Auftrag gegeben, so schnell als möglich die Flügelthüren des Tempels zu öffnen, den Weihrauch anzuzünden und das Idol im Heiligthum herumzutragen.

Armer unglücklicher Kritiker! Welche Macht übtest du aus von 1750 bis 1820! Ach! deine Majestät ist entweiht! Der Censor mit Füßen getreten! Heutzutage sagt jeder Herausgeber zum Kritiker: mein Herr, dieß Buch ist vortrefflich. Sie müssen sagen, daß es vortrefflich ist! Sie müssen es sagen in zwölf Sätzen! Ich gestatte Ihnen eine Metapher und vier Epitheta für jeden Satz; ich gestatte Ihnen eine Digression; aber lassen Sie nicht über eine Woche verstreichen. Leben Sie wohl! Ich selbst gestehe offen, daß meine Erben, falls ich welche haben werde, unter meinen Papieren die ärgsten Briefinjurien, die heftigsten an mich gerichteten catilinarischen Reden finden werden an mich. Wer sollte es glauben, der ich doch mein Jahrhundert kenne und seine Schwächen respectire, an mich, der ich

weiß, wie nothwendig die Nachsicht ist in einer Zeit allgemeiner Sündhaftigkeit; an mich, dem doch alle Freunde die väterliche Milde meiner Urtheile und die rücksichtsvolle Delicatesse meiner Kritiken zum Vorwurf machen!

Die Folge dieser Herabwürdigung der Kritik ist, daß Beurtheiler und Beurtheilte viel von ihrem Ruhm verloren haben. In dem Augenblick, wo wir dieß schreiben, ist die Wichtigkeit der Kritik sehr gesunken. Indem die Schriftsteller sie zwangen herunterzusteigen, haben sie, während sie sich Schöpfer nennen, ihr Fundament zerstört. Man lobe das beste Buch, man bringt keine Wirkung mehr hervor. Der Werth des Lobs ist gefallen, wie der des Tadels; die vorlaute Eigenliebe ist gestraft.

Welches Genie sie sich auch zuschreiben, man achtet nicht mehr auf sie. Das ist ganz natürlich. Die römischen Kaiser zählten kaum mehr in der Geschichte, als sie, zu acht und zehn, anfingen sich die Herrschaft streitig zu machen, alle gleichermaßen bekleidet mit prächtigen Titeln, alle kaum auf dem Thron erscheinend, um sogleich wieder verdunkelt und verdrängt zu werden. Das ist auch der Zustand unserer literarischen Welt; jeder hat sich seit 1830 einen unermeßlichen Ruhm geschaffen und sich eine Krone von Goldpapier aufgesetzt; Jedermann gibt sich für einen Gott aus und keiner glaubt an die Gottheit des Andern.

Will man der Literatur ihre Ehre wieder schaffen, so sorge man dafür, daß die Kritik die ihrige wieder gewinne; die kritischen Geister sind nicht so alltäglich als man sich einbildet. Man findet wohl spöttische, satyrische, declamatorische, hitzige, feine, spaßhafte, kecktrotzige, redefertige Geister, so viel man will; man kann einen ganz verkehrten Geist haben neben allen jenen Eigenschaften. Welche absurde Unterscheidung macht man zwischen schöpferischen und nicht schöpferischen Geistern! Unser größter Kritiker ist Paskal. Moliere ist wesentlich analytisch. Shakspeare ist es in so hohem Grade, daß er sich dem Skepticismus nähert.

Bacon ist nicht weit entfernt von Subtilität. Man erfindet da ein System, nach welchem es kein anderes Genie geben könnte, als ein gewisses grobes, brutales und materielles Genie; das heißt: ihr setzt so den plumpen Brebeuf über Racine; den wilden Marlowe über Shakspeare und den breiten Lope über Cervantes. Solche Theorien sind bequem. Man hat nicht mehr nöthig die Statue auszuführen; man skizzirt sie nur roh. Das ist auch eine der Quellen des Verfalls der Literatur, über den wir klagen.

Man hat die skizzenhaften Versuche ermuntert und den Fleiß entmuthigt. Alle Schüler und Lehrlinge haben dem Publicum ihre genialen Skizzen ins Gesicht geworfen; und die Bewunderung dieser rohen Geburten ging noch gerade aus, als ihre Zahl immer größer wurde. Dante aber hat an seinen Terzinen gearbeitet; Hamlet ist von Shakspeare zweimal von oberst zu unterst umgearbeitet worden. Die wahren Schöpfer haben die größte Neigung für ihre Schöpfung, die sie langsam und mit Beharrlichkeit vollenden. Hat man nicht sogar auch die Uncorrectheit des Styls für ein Merkmal des Genie ausgegeben? Mir ist dieß jedoch nie so vorgekommen, sondern ich sah darin den Beweis, daß es dem Autor an Genie mangle und daß er eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes für ächte Begeisterung halte.

Seit zehn Jahren ist beinahe nichts Ernstes in der Literatur geleistet worden. Der Roman und die Erzählung verfallen in Schwäche und geben nur noch Laub ohne Frucht, wie wilde Reben. Das Drama geht auf einem eigenen Weg seinem Untergang entgegen. Es mißbraucht den Theaterstreich und will keine Entwicklung weder der Charaktere noch der Leidenschaften mehr. Die Ereignisse kommen und durchkreuzen sich mit einer unglaublichen Brutalität; je mehr es derselben sind, desto mehr gefällt das Drama dem Volk. Das Drama ist so materialisirt worden, daß es nur noch ein Spiel mit plump aufeinandergehäuften Zufällen und Wechselfällen ist. Ich weiß nicht ob es ein abscheulicheres dramatisches System gibt, als dieses. Auf den Theatern ersten Rangs zählen die großen Talente keine großen Triumphe mehr; entweder sind sie ermüdet oder ist man ihrer müde. Ich glaube sie haben sich dem materialistischen Gang unsrer Epoche hingegeben und zu sehr im Uebermaaß der Altäre jenes plumpen und leicht zu erregenden Interesses bedient, das das Erzeugniß der Orgie, des Incests, des Meuchelmords und der Ausschweifung ist. Es gibt mit Talent und Erfindungskraft begabte Geister, welche auf dieser Bahn schon viel von ihrem Talent eingebüßt haben; die Schlaffheit des Publicums wird sie zu andern Bestrebungen und Mitteln zurückführen.

Der Buchhandel hat sich wenig um die innere Güte der Bücher bekümmert, er hat leicht geschriebne, leicht zu lesende Bücher verlangt. Er hat viel, schnell und wohlfeil produciren wollen; jetzt stirbt er unter den Bergen von Büchern, die er selbst aufgethürmt, und schreit: der belgische Nachdruck habe ihn getödtet! — Der Augenblick der Stagnation, der jetzt den normalen Gang der Literatur und Kritik hemmt, ist indessen vielleicht ein nützlicher Ruhepunkt, der unsre Kräfte erneuen wird. Für die Kritik, glaube ich, ist der Augenblick da, wo sie, durch Ernst und Strenge, das geistige Schicksal Frankreichs bestimmen kann.

Oliver Twist von Dickens (Boz).

(Fortsetzung.)

Einen starken Contrast zu diesen Schilderungen des unschuldigen Knaben bieten gar manche Darstellungen der Schuld und Sünde in verschiednen Stadien und Zuständen dar, welche der Verfasser uns vorführt. Wir wählen zuerst eine Schilderung der Sünde, im Kampf mit dem bessern Bewußtseyn, von der Reue, die Böses verhüten will, aber nicht mehr Kraft zur Umkehr findet. Nancy hat sich bei Rosalien melden lassen, um ihr Mittheilungen zu machen und sie in Betreff Olivers zu warnen.

„Sie hatte ihr ganzes Leben in den Straßen und den ekelhaftesten Höhlen des Lasters der Hauptstadt zugebracht, be-

wahrte aber noch immer einen Rest von der Natur des Weibes; und als sie die leichten, der Thüre sich nähernden Schritte vernahm und des weiten Abstandes der Personen gedachte, die das Gemach im nächsten Augenblick einschließen würde, fühlte sie sich durch die Last ihrer tiefen Schmach gänzlich zu Boden gedrückt, und fuhr in sich zusammen, wie wenn sie die Gegenwart der Dame kaum zu ertragen vermöchte, bei welcher sie vorgelassen zu werden gebeten hatte. Allein gegen diese besseren Gefühle kämpfte der Stolz an — die Sünde der Niedrigsten und Verworfensten, wie der Höchststehenden und im Guten befestigt sich Dünkenden. Die elende Genossin von Dieben und Bösewichtern aller Art, die tiefgesunkene Bewohnerin der gemeinsten Schlupfwinkel, die Genossin der Auswürflinge der Gefängnisse und der Galeeren, die selbst im Galgen-Bereich Lebende — selbst diese mit Schmach und Schande Beladene empfand zu viel Stolz, um auch nur einen schwachen Schimmer des weiblichen Gefühls zu verrathen, welches ihr eine Schwäche däuchte, während es noch das einzige Band war zwischen ihr und der bessern Menschheit, deren äußere Spuren und Kennzeichen alle ihr wüstes Leben bei ihr getilgt hatte.

Sie erhob die Augen so weit, um zu gewahren, daß die Gestalt, die jetzt erschien, die eines zartgebauten, holden Mädchens sey; sie senkte die Blicke wieder und sagte, den Kopf mit angenommener Gleichgültigkeit emporwerfend: „Es hat schwer gehalten, zu Ihnen gelassen zu werden, Lady. Wär' ich empfindlich gewesen und fortgegangen, wie viele gethan haben würden, Sie möchten es dereinst bereut haben und nicht ohne Grund.“ — „Es thut mir leid, wenn man Sie unartig behandelt hat,“ erwiederte Rosa. „Denken Sie nicht mehr daran, und sagen Sie mir, weßhalb Sie mich zu sprechen gewünscht.“ — Der gütige Ton, in welchem sie antwortete, ihre freundlich klingende Stimme, ihr sanftes Wesen, und daß sie so gar keinen Hochmuth, kein Mißfallen zeigte, überraschte Nancy dergestalt, daß sie in einen Thränenstrom ausbrach. „O Lady, Lady!“ rief sie, die aufgehobnen Hände leidenschaftlich zusammenschlagend, „wenn mehrere Ihresgleichen wären, würden wenigere meinesgleichen seyn, gewiß! — gewiß!“ — „Setzen Sie sich,“ sagte Rosa; „Ihre Worte gehen mir in der That ans Herz. Wenn Sie in bedürftiger Lage oder sonst unglücklich sind, so werde ich mich glücklich schätzen, Ihnen, wenn ich es vermag, beizustehen. Setzen Sie sich.“ — „Lassen Sie mich nur stehen, Lady,“ sagte das Mädchen, noch immer Thränen vergießend, „und reden Sie nicht so gütig zu mir, bis Sie mich besser kennen lernen. Doch es wird spät. Ist — ist — jene Thüre verschlossen?“ — „Ja,“ erwiederte Rosa, einige Schritte zurückweichend, als ob sie im Nothfall der Hülfe näher zu seyn wünschte. „Weßhalb aber?“ — „Weil ich im Begriff bin, mein Leben und das Leben Anderer in Ihre Hände zu legen. Ich bin das Mädchen, das den kleinen Oliver zu Fagin, dem alten Juden, an jenem Abend zurückschleppte.“ — „Sie!“ sagte Rosa Maylie. „Ja ich, Lady. Ich bin die Schändliche, von der Sie ohne Zweifel gehört haben, die unter Dieben lebte und die, Gott helfe mir! so lange ich zurück denken kann, kein besseres Leben oder freundlichere Worte, als meine Genossen sie mir geben, gekannt hat. Ja weichen Sie nur immer entsetzt vor mir zurück, Lady. Ich bin jünger, als Sie nach meinem Aussehen glauben mögen; allein ich bin daran gewöhnt, und die ärmsten Frauen entziehen sich meiner Berührung, wenn ich durch die dicht gedrängten Straßen gehe.“ — „Wie schrecklich!“ sagte Rosa, sich von dem Mädchen unwillkürlich noch weiter entfernend. „Danken Sie auf Ihren Knieen dem Himmel, geehrte Lady,“ rief die Unglückliche aus, daß Sie Angehörige haben, die Sie in Ihrer Jugend bewacht und gepflegt, und daß Sie nie, wie ich, seit der frühesten Kindheit, von Kälte und Hunger, von Völlerei und Trunkenheit, und — und von noch etwas viel Schlimmerem als dieß Alles umgeben gewesen sind. Ich darf es sagen, denn elende Gassen und wüste Höhlen sind meine Behausung gewesen und werden mein Sterbebett seyn.“ — „Ich bemitleide Sie,“ sagte Rosa mit bebender Stimme; „es ist ja herzzerreißend, Sie anzuhören!“ — „Gottes Segen über Sie für Ihre Güte!“ erwiederte das Mädchen. „Wenn Sie wüßten, wie es mir bisweilen ist, Sie würden mich bedauern, glauben Sie mir. Doch ich habe mich fortgeschlichen von Leuten, die mich sicherlich ermorden würden, wüßten sie, daß ich hier gewesen, um Sie von Dingen, die ich ihnen abgehorcht, in Kenntniß zu setzen.“ Nachdem sie ihre Mittheilungen gemacht, fuhr sie fort: „ich muß zurückkehren, weil — weil unter den Männern, von welchen ich Ihnen gesagt habe, sich einer befindet, der Schrecklichste von allen, den ich nicht zu verlassen vermag; nein — und wenn ich auch dadurch von dem ruchlosen, fürchterlichen Leben erlöst werden könnte, das ich jetzt führe.“ Aufs rührendste beschwor sie jetzt Rosa, sich zu einem neuen, bessern Daseyn zu entschließen; Nancy versetzte, auf die Kniee sinkend: „Lady, theure, engelgleiche Lady, ja Sie sind die Erste, die mich jemals durch Worte, wie diese sind, beseligt hat, und hätte ich sie vor Jahren vernommen, so hätten sie mich einem sündhaften und wehevollen Leben entreißen mögen; doch jetzt ist es zu spät — zu spät.“ — „Zur Reue und Buße ist es nie zu spät,“ entgegnete Rosa. „Es ist dennoch zu spät,“ rief Nancy in einem Ton, der ihre ganze Seelenqual verrieth; „ich kann ihn jetzt nicht mehr verlassen — ich vermöchte es nicht, seinen Tod herbeizuführen.“ — „Und weßhalb sollten Sie es?“ fragte Rosa. „Nichts könnte ihn retten,“ jammerte das Mädchen. „Wenn ich Andern erzählte, was ich Ihnen erzählt habe, und veranlaßte dadurch seine Verhaftung, er müßte ohne Rettung sterben. Er ist der Verwegenste von Allen und hat so entsetzliche Dinge begangen.“ — „Ist es möglich,“ rief Rosa, „daß Sie einem solchen Menschen zu Liebe jeder Hoffnung auf die Zukunft und der Gewißheit der Rettung für die Gegenwart entsagen können? Es ist Wahnsinn!“ — „Ich weiß nicht was es ist,“ versetzte das Mädchen, „ich weiß nur, daß es so ist, und nicht allein bei mir, sondern bei Hunderten, die eben so schlecht und elend sind wie ich. Ich muß zurück. Ob es der Zorn Gottes ist, wegen meiner vielen bösen Thaten, weiß ich nicht; aber ich fühle mich trotz aller Leiden und aller harten Behandlung unwiderstehlich zu ihm hingezogen, was, glaub' ich, auch dann noch der Fall seyn würde, wenn ich überzeugt wäre, daß ich noch durch seine Hand sterben müsse… Wenn Frauen, wie ich, die wir kein Dach als den

Sargdeckel, in Krankheit und Tod keinen Beistand, als die Krankenwärterin des Hospitals haben, einem Mann unser angefaultes Herz hingeben, und ihn die Stelle ausfüllen lassen, die einst von den Eltern, der Heimath, den Freunden ausgefüllt wurde, oder die unser ganzes elendes Leben hindurch eine leere und wüste Stätte gewesen ist: wer kann hoffen uns zu heilen? Bemitleiden Sie uns, Lady, bemitleiden Sie uns darum, daß uns nur ein weibliches Gefühl geblieben ist und daß dieß Gefühl, durch die schwere Ahndung des Himmels, statt unser Trost und Stolz zu seyn, zu einem Fluch, und die Quelle neuer Leiden und Mißhandlungen wird." — —

Und nach der spätern Unterredung auf der Brücke, bei der sie belauscht wurde, sagte sie, als Brownlow in sie drang, was er für sie thun könne:

„Ich muß dabei bleiben, Sir. Sie können nichts thun, mir zu helfen. Für mich ist wahrlich keine Hoffnung übrig." Brownlow erneuerte seine Vorstellungen, Bitten und Beschwörungen; „sie läßt sich bewegen," rief Rosa aus, „ich weiß, sie faßt den rettenden Entschluß." — „Nein, nein!" erwiederte Nancy nach einem kurzen innern Kampf; „ich bin angekettet an mein bisheriges Leben. Ich verabscheue und hasse es jetzt, kann es aber nicht aufgeben. Ich war schon längst zu weit gegangen, um zurückkehren zu können — und doch weiß ich nicht, ob ich es nicht versucht haben würde, wenn Sie vor einiger Zeit so zu mir gesprochen hätten. O diese Angst ergreift mich wieder," setzte sie, sich eilig umwendend, hinzu; „ich muß nach Hause gehen." — „Nach Hause!" wiederholte Rosa, großen Nachdruck auf das Wort legend. — „Nach Hause, Miß — nach einem solchen Hause, wie ich es mir durch die ganze Mühe meines Lebens erbaut habe. Lassen Sie uns scheiden. Man wird mich beobachten oder sehen. Fort, fort von hier! Habe ich Ihnen einen Dienst geleistet, so erzeigen Sie mir nur die einzige Güte, zu gehen und mich allein nach Hause zurückkehren zu lassen." — „Was kann das Ende des Lebens der Aermsten seyn?" rief Rosa aus. — „Schauen Sie hinunter in das finstre Wasser!" sagte das Mädchen. „Wie oft lesen Sie von meinesgleichen, die sich in die Fluthen hinunterstürzen und kein lebendes Wesen, sie zu beweinen oder nur nach ihnen zu fragen, zurücklassen. Es können Jahre darüber hingehen, oder vielleicht nur Monate, doch nicht besser wird zuletzt mein Ende seyn." — „O bitte, reden Sie nicht so," sagte Rosa schluchzend. „Sie werden nie davon hören, beste, junge Dame, und Gott verhüte, daß solcher Graus — gute Nacht, gute Nacht!" — —

Sikes, der Mann, von welchem Nancy nicht lassen wollte, hatte von dem Juden gehört, daß Nancy ihn und sie Alle verrathen habe.

„Er eilte mit verbissenen Zähnen und trotzig blutdürstiger Entschlossenheit nach seiner Wohnung. Er ging mit leisen Schritten hinauf, öffnete und verschloß die Thür seines Zimmers, stellte einen schweren Tisch davor und schob den Bettvorhang zurück. Und da lag Nancy halb angekleidet. Sie schreckte aus dem Schlafe empor. „Steh auf," sagte er. „Bist du es," rief sie ihm, erfreut über seine Rückkehr, entgegen. „Ja, steh auf." Es brannte ein Licht; er schleuderte es unter den Kaminrost. Sie stand auf und ging nach dem Fenster, um den Vorhang aufzuziehen. „Laß das," herrschte er ihr zu. „Es ist hell genug für das, was wir zu thun haben." — „Bill," sagte sie bestürzt, „was seht Ihr mich so an?" Er heftete eine kurze Weile schnaubend und mit wogender Brust die Blicke auf sie, packte sie darauf beim Kopf und bei der Kehle, zog sie in die Mitte des Gemachs, warf einen einzigen Blick nach der Thür und legte seine schwere Hand auf ihren Mund. „Bill, Bill!" keuchte sie in Todesangst, unter seinem Griffe sich sträubend, „ich will nicht schreien — nicht weinen — hört doch — sprecht doch nur, sagt mir, was ich gethan habe." — „Weißt es selbst, du Satan in Dirnengestalt; bist belauert worden gestern Abend; ich weiß jedes Wort, das du gesagt hast." — „O um der Liebe Gottes willen," rief sie, sich fest an ihn anklammernd, „dann schont mein Leben, wie ich Eures geschont habe. Bill, bester Bill, Ihr könnt mich ja nicht morden wollen. Bedenkt, was ich gestern Abend um Euretwillen aufgegeben habe. Ihr sollt Zeit haben es zu bedenken, Euch dieß Verbrechen zu ersparen; ich lasse Euch nicht los, nimmermehr! Bill, Bill, um Gottes Barmherzigkeit willen, um Euret- und meinetwillen, besinnt Euch, eh' Ihr mein Blut vergießt. Bei meiner sündigen Seele, ich bin Euch treu gewesen." — Er suchte sich gewaltsam von ihr loszumachen, allein vergebens, sie hielt mit der Kraft der Verzweiflung fest, und fuhr fort ihn zu beschwören, ihm vorzustellen, sie könnten ein neues, besseres Leben anfangen; umsonst; er befreite endlich einen seiner Arme und ergriff seine Pistole; doch so wüthend er war, der Gedanke, daß sogleich Alles entdeckt werden würde, wenn er Feuer gäbe, flog ihm durch den Sinn, und er schlug sie daher mit aller Kraft, die er zu sammeln vermochte, zweimal auf das zu ihm emporgehobne, das seinige fast berührende Gesicht. Sie wankte und stürzte, fast erblindet von dem aus einer tiefen Stirnwunde hervorströmenden Blut, zu Boden, hob sich jedoch mühsam wieder auf die Kniee, zog ein weißes Tuch — das ihr von Rosa geschenkte — aus dem Busen, und hielt es in den gefalteten Händen so hoch, als es ihre schwachen Kräfte erlaubten, zum Himmel empor, und flehte um Erbarmen zu ihrem Schöpfer. Sie war gräßlich anzuschauen; der Mörder wankte zurück nach der Wand, hielt die Hand vor die Augen, um sie nicht zu sehen, ergriff einen schweren Knotenstock und schlug sie nieder." —

Meisterhaft ist die Schilderung seiner jetzt erwachenden Gewissensangst:

„Die Sonne ging strahlend auf über der menschenerfüllten Stadt, und ergoß ihren Glanz durch kostbar bemalte Scheiben, wie durch papierverklebte Fenster, und hinein in den himmelanstrebenden Dom, wie in die schlechteste, niederste Hütte. Sie erhellte auch das Gemach, worin die ermordete Nancy lag. Sikes bemühte sich, dem Eindringen des Lichts zu wehren, jedoch vergeblich; und hatte das Mädchen beim ungewissen Dämmerscheine des Morgens einen fürchterlichen Anblick darge-

boten, so war ihre blutige Gestalt noch zehnmal gräulicher und schauerlicher bei voller Tageshelle anzuschauen. Sikes war aus Furcht nicht von der Stelle gewichen. Er hatte ein leises Aechzen vernommen, ein Zucken ihrer Hand gewahrt, und aber- und abermals geschlagen, denn Schrecken und Angst war bei ihm zu der Erbitterung des Hasses hinzugekommen. Er warf eine Decke über sie; doch es war noch fürchterlicher, im Geist ihre Augen zu schauen, sie nach ihm sich wenden und dann emporstarren zu sehen, als wenn sie des Himmels Rache herabriefen. Er entfernte die Decke wieder und da lag der schreckliche Leichnam, aus dessen Wunden das Blut noch langsam hervorquoll. Alles war mit Blut befleckt; er reinigte sich und den ebenfalls blutigen Hund; dann ging er, den Hund mit sich fortziehend, ohne sich noch einmal nach der Leiche umzusehen, verschloß die Thüre und verließ das Haus. Er schritt quer über die Straße und schaute nach dem Fenster hinauf, um sich zu überzeugen, daß von außen nichts zu sehen wäre. Das Fenster war durch den Vorhang verhüllt, den sie aufziehen wollen, um dem Lichte Zugang zu verschaffen, das sie aber nicht wieder sehen sollte. Ihre Leiche lag ganz in der Nähe — er wußte es — und wie hell die Sonne das Fenster erleuchtete! Es war ihm jedoch Erleichterung, das Zimmer verlassen zu haben; er pfiff dem Hunde und entfernte sich mit eilenden Schritten. Er durcheilte einige Stadttheile, befand sich im Freien, legte sich hinter eine Hecke, schlief ein, erwachte jedoch bald wieder, und irrte von neuem umher, bald eilend, bald zögernd, rastlos selbst, wenn er bisweilen rastete. In Hendon wollte er einkehren, aber sogar die Kinder vor den Thüren schienen ihn argwöhnisch anzublicken, der Muth fehlte ihm, einen Trunk oder einen Bissen Brod zu fordern, und er suchte, obwohl durch vielstündiges Wandern, das ihn immer auf denselben Fleck zurückgeführt hatte, fast erschöpft, das Freie wieder auf. Abends neun Uhr wagte er sich in ein kleines Gasthaus in Hatfield hinein. Er setzte sich in den fernsten Winkel und aß und trank allein, seinem ermüdeten Hund zuweilen ein Stück zuwerfend. Von hier vertrieb ihn ein Hausirer, der seine Fleckkügelchen rühmte und eine Probe ihrer Wirksamkeit ablegen wollte an Sikes'-Hut, an dem er einen Fleck wie von Blut bemerkte. Mit einer schrecklichen Verwünschung stieß Sikes den Tisch um, entriß ihm den Hut, schritt wüthend aus dem Hause hinaus und wendete sich in derselben Verwirrung und Unentschlossenheit, die ihn den ganzen Tag nicht verlassen hatte, wieder nach der Stadt zurück. Vor dem Posthause stand eine Diligence, deren Conducteur er von einer schauderhaften Mordthat, an einem Frauenzimmer begangen, reden hörte. Jetzt schlug er den Weg nach St. Albans ein.

Als er die Stadt hinter sich hatte und sich in der Finsterniß auf der einsamen Straße befand, bemächtigte sich seiner eine Beängstigung, so peinlich als wenn sie ihm das Herz abdrücken wollte. Alles um ihn her, wirkliche Gegenstände wie Schatten, ob es sich regen mochte oder nicht, nahm eine schreckliche Gestalt an; allein noch unendlich fürchterlicher war die gräuliche Gestalt der Erschlagenen, die ihm dicht auf den Fersen mit feierlichen, geisterhaften Schritten nachfolgte. Er sah sie deutlich in der Finsterniß, hörte ihre Kleider in den Blättern rauschen, und jeder Windhauch führte seinem Ohr ihr letztes leises Aechzen zu. Stand er still, so that sie auch so, lief er, so folgte sie ihm nach, nicht im Laufe, was ihm eine Herzenerleichterung gewesen wäre, sondern wie eine Leiche, begabt nur mit mechanischer Bewegungskraft und getragen von einem traurigen, langsam daherrauschenden und sich weder verstärkenden noch abnehmenden Winde. Mehreremale drehte er sich mit einem verzweifelten Entschlusse um, gewillt das Phantom zu verscheuchen und wenn es ihn tödtete mit seinen Blicken; aber dann standen ihm die Haare zu Berge und das Blut still, denn die Gestalt hatte sich mit ihm umgedreht und war fortwährend hinter ihm. Am Morgen war sie vor ihm hergegangen, jetzt folgte sie ihm. Er stellte sich mit dem Rücken an die Wand eines steilen Grabens, und hatte das Gefühl, daß sie in deutlichen Umrissen gegen den kalten Nachthimmel abstechend über ihm stand. Er warf sich nieder auf der Straße, und sie stand ihm zu Häupten, aufgerichtet, stumm und regungslos, gleich einem lebendigen Grabstein mit blutgeschriebner Inschrift.

Er erblickte einen Schuppen auf dem Felde, welcher ein Obdach für die Nacht darbot. Vor der Thüre desselben standen drei hohe Pappelbäume, und der Wind säuselte unheimlich in ihren Blättern. Er konnte nicht bis Tagesanbruch fortwandern, und streckte sich dicht an der Wand nieder, um neuen Qualen zum Raube zu werden; denn jetzt trat ein Gesicht vor ihn, noch schrecklich-beharrlicher und grausiger, als das, dem er entgangen war. Zwei starre weitgeöffnete Augen, glanzlos und gläsern, erschienen ihm mitten in der Finsterniß, hatten ihr eignes Licht, gaben aber keines. Es waren ihrer nur zwei, aber sie waren überall; bedeckte er seine Augen, so stand sein Zimmer mit Allem, was es enthielt, so deutlich vor ihm, als wenn er sich darin befände. Alles war an seinem Ort, auch die Leiche an dem ihrigen, und die Augen wie er sie sah, als er hinausschlich. Er sprang auf und eilte wieder ins Freie. Er hörte in der Ferne Lärm. Es war ihm eine Wohlthat, eine wirkliche Ursache zu Furcht und Schrecken zu haben. Eine furchtbare Feuersbrunst röthete den Himmel. Er rannte dahin, kam athemlos an, arbeitete an den Spritzen, stürzte sich in die Flammen, erkletterte Leitern, trotzte jeder Gefahr, schien aber ein verzaubertes Leben zu haben und trug nicht die kleinste Verletzung davon. Als aber die wahnsinnige Aufregung vorüber war, kehrte ihm mit zehnfacher Gewalt das schreckliche Bewußtseyn seines Verbrechens zurück. Er winkte dem Hunde und schlich sich mit ihm fort. Er ging, so lang ihn die Füße tragen wollten, dann warf er sich an einem entlegenen Orte nieder und verfiel in einen unruhigen, oft unterbrochenen Schlaf, setzte dann unentschlossen und in beständiger Furcht vor einer zweiten einsamen Nacht seine Wanderung fort, und faßte plötzlich den verzweifelten Entschluß, nach London zurückzukehren. Sein Plan war, in der Nacht Fagins Wohnung zu erreichen. Aber der Hund konnte seine Entdeckung veranlassen, daher beschloß er ihn zu ersäufen, hob einen schweren Stein auf und knüpfte ihn in sein Taschentuch. Ein Wasser war in der Nähe; er lockte den Hund, aber lange vergeblich. Sikes schmeichelte und drohte

der Hund kroch endlich heran, sprang aber, als er sich plötzlich gefaßt fühlte, zurück und lief davon; Silès mußte seine Wanderung allein fortsetzen." — —

(Schluß folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust insbesondere.

(Schluß.)

Gewiß verdient der Eifer, die Beharrlichkeit und Begeisterung, womit H. Blace das merkwürdige Gedicht studirt, erklärt und commentirt, und seine Landsleute ebenfalls zum Studium einladet, welches er ihnen theils durch seine Reflexionen, theils durch Uebersetzungen einzelner Abschnitte erleichtert, alle Anerkennung, wenn auch wir Deutsche uns in wesentlichen Punkten nicht gerade im Verständniß des Faust durch seine Beiträge gefördert, keine neuen Aufschlüsse über die Idee des Ganzen oder die Bedeutung einzelner Theile darin finden, und Einheit und Klarheit der Auffassung der Gesammtidee vermissen. Gewiß wäre es angemessener, wenn er statt des überschwänglichen Tons des Panegyrikers mehr die einfache Sprache des nüchternen Interpreten spräche, und die Schwierigkeiten und Dunkelheiten des Zusammenhangs und Sinns einzelner Abschnitte durch logische Schärfe und Präcision des Ausdrucks zu erleichtern und zu erhellen suchte, statt durch prächtige Declamationen sie zu verhüllen und zu bemänteln.

Sehr verdienstlich aber sind die eingestreuten Uebersetzungen, welche von einer tüchtigen Kenntniß der deutschen Sprache zeugen. Die Uebersetzungen in Prosa sind — für französische — sehr treu; so z. B. in dem Dialog Fausts mit Mephistopheles über die Mütter findet man beinahe jedes Wort treu wiedergegeben; wollte man sehr krittlich seyn, so könnte man etwa aussetzen, daß „Heidenvolk," in seinem halbverächtlichen Nebenbegriff nicht ganz mit le peuple paien wiedergegeben sey; daß: „von ihnen sprechen ist Verlegenheit," nicht ganz richtig übersetzt ist: Le trouble vous saisit, quand on parle d'elles, denn der Sinn ist wohl der, daß es eine Verlegenheit sey für den Sprechenden, weil er nicht wisse in welchen Ausdrücken; „schürfen," ein Bergmannsausdruck ist einfach chercher übersetzt; aber sonst sind selbst schwierige Stellen, die wir verglichen haben, zum Verwundern gut verstanden und übertragen. Freilich müssen wir gestehen, daß wir bei aller Worttreue in der französischen Prosa doch nur schwer die ganz eigenthümlich ausgeprägten, gereimten Verse des Faust wieder zu erkennen vermochten; der an den Reim, im Dialog zumal, sich so leicht anknüpfende epigrammatische Charakter der Sprache geht so ganz verloren. Natürlich muß bei den metrischen Uebertragungen ein ganz anderer Maaßstab angelegt werden und auf so große Treue muß man von vorn herein verzichten. Auch die Versmaaße sind nicht beibehalten. Die Schilderung des Homunculus von der Liebe des Schwans zur Leda, im Original achtzehn fünffüßige Jamben, ist von H. Blaze in fünfundzwanzig Alexandrinern wiedergegeben, die uns aber sehr fließend und schön erscheinen, und die wir hersetzen wollen:

O spectacle! ô merveille! harmonieuse cour!
Sous des arbres touffus, loin des ardeurs du jour,
Une eau limpide. — Au bord, dénouant leurs ceintures,
Des femmes, des beautés — charmantes créatures!
Une entre elles, — fort bien, toujours de mieux en mieux, —
Porte plus haut son front tout couronné de grace;
Une femme des sang des héros et des dieux!
Elle pose son pied sur l'humide surface,
Et de son noble corps le sacré feu vital
Se rafraichit dans l'eau flexible du cristal.
Mais, silence! Écoutez, quels bruits d'ailes emues,
S'échappent au hasard sous les branches touffues.
La reine reste seule, et se penche pour voir
Avec l'œil d'une femme, un œil calme et superbe,
Le beau cygne royal qui palpite dans l'herbe.
Il s'approche à la fois mélancolique et doux,
Il flatte, il s'insinue, , il rampe à ses genoux.
Voyez son œil reluire, et se tendre sa plume.
Oiseau luxurieux, il ose, il s'accoutume...
Hélas, adieu le cygne, et la vierge et son sein!
Une épaisse vapeur qui monte du bassin,
Remplit l'air embaumé de ses tiedes haleines
Et voile à mes regards la plus douce des scénes.

Als weitere Probe theilen wir mit die Uebersetzung der Fürbitte der drei Büßerinnen für Faust und den Gesang von Gretchen, so wie das Gebet Gretchens zu h. Jungfrau im ersten Theile Faust: „Ach neige, du Schmerzenreiche" u. s. w.

Die drei Büßerinnen (an die Mater Gloriosa).

Toi, qui jamais aux pécheresses,
Ne refusas l'accès des cieux,
Qui, du repentir généreux,
Augmentas encor les richesses,
Sainte patronne accorde ici
A cette ame douce et ployée,
Qui s'est une foi oubliée
Sans croire, qu'elle avait failli;
Accorde un pardon infini.

Gretchen.

Daigne, ô glorieuse
Vers moi bien heureuse,
Tourner ton front propice en ce beau jour.
Celui que j'aimai sur la terre,
Libre de toute paine amère,
Est de retour.

Gretchens Gebet im ersten Theil.

(Elle met des fleurs nouvelles dans les pots.)

O daigne, daigne,
Mère, dont le cœur saigne,
Pencher ton front vers ma douleur!
L'épée au cœur,
L'ame chagrine,
Tu vois ton fils mourir sur la colline.

Ton regard cherche le ciel,
Tu lances vers l'Eternel
Des soupirs pour sa misère,
Pour la tienne aussi, pauvre mère!

Qui sentira jamais
L'affreux excès
De la douleur qui me déchire?
Ce que mon cœur a de regrets,
Ce qu'il craint et ce qu'il désire?
Toi seule, toi seule le sais.

En quelque endroit que j'aille
Un mal cruel travaille
Mon cœur tout en émoi,
Je suis seule à cette heure,
Je pleure, pleure, pleure,
Mon cœur se brise en moi.

Quand l'aube allait paraître,
En te cueillant ces fleurs,
J'arrosais de mes pleurs
Les pots de ma fenêtre.

Et le premier rayon
Du soleil m'a surprise,
Sur mon séant assise,
Dans mon affliction.

Ah! sauve moi de la mort, de l'affront!
Daigne, daigne,
Toi, dont le cœur saigne,
Vers ma douleur pencher ton divin front!

Wir bedauern, daß die englische Uebersetzung, deren neulich schon erwähnt wurde, nicht auch von einer Analyse des Gedichts oder Betrachtungen darüber begleitet ist, um eine Vergleichung der Auffassung anstellen zu können. Wahrscheinlich würde eine englische Beurtheilung weniger philosophisch überschwänglich lauten und mehr atomistisch verfahren. In der Uebersetzung thut es der Franzose, der freilich nur nach Belieben Einzelnes herausgreift, dem Engländer, obgleich dieser bei seiner, der deutschen so viel verwandteren Sprache weit weniger Hindernisse zu besiegen hat, oft zuvor. Der Letztere übersetzt die oben in der französischen Uebertragung mitgetheilte Stelle in Prosa so:

Homunculus. Beautifully surrounded! Clear waters in the thick grove, ladies undressing themselves; the beautiful ones! It is growing better. Yet one, glittering, may be distinguished as being of the highest heroic, nay, divine race. She sets her foot into the transparent brightness; the sweet life-flame of her noble body is cooled in the yielding crystal of the waves. Yet what rustling of quickly-moved wings? what splashing, dashing disturbs the smooth mirror? The maidens fly scared; yet alone the queen looks calmly on, and sees with proud, womanly pleasure the swan press to her knee, intrusively-tame. He appears to accustom himself to it. But on a sudden rises up a vapour, and covers with a thick-woven veil the most lovely of all scenes.

Balladenstanzen.

Nach Th. Moore.

Ich merkt' an dem Rauch, der so lieblich hinschwebte
Dort über die Rüstern, ein Hüttchen sey nah,
Und sagte: „wenn Frieden auf Erden noch lebte,
Ein bescheidenes Herz mag hoffen ihn da!"

'S war Mittag; die muntere Biene nichts störte,
Die schweigend auf schmachtenden Blüthen entschlief.
Kein Blättchen war wach; keinen Klang ich hörte;
Nur der Specht sanft pochend die Buchen umlief.

Und, „Hier" — rief ich aus — „in dem Wäldchen vereinet
„Ein Mädchen mit mir, das der Himmel geschmückt,
„Das erröthet beim Lob und beim Tadel weinet,
„Wie lebt' ich so selig, wie stürb' ich beglückt!"

„Wie lieblich, im Schatten des Sumach zu liegen,
„Deß röthliche Beere zur Quellen enttaucht;
„Wie lieblich wär's, Lippen auf Lippen zu fügen,
„Die einzig mein Seufzer nur angehaucht!"

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1839.

Bemerkungen über die Westküste von Sumatra.

3. Erzeugnisse. — Ackerbau. — Pfefferpflanzungen. — Pulo-Nyas-Sklaven. — Handel.

Wenn der Ackerbau auf Sumatra Fortschritte machen könnte, so würde dieses Land das reichste in der Welt. Sumatra erzeugt Reis, Kaffee, Zuckerrohr, Arekanüsse, Muskatnüsse, Sago, Tabak, Pfeffer, Cacao, Früchte aller Art, Benzoe, Wachs, Kampher, indische Vogelnester, Schildpatt und Gold in bedeutender Menge. Die Malaien der Westküste bauen nur Pfeffer und Padi, und zudem ist der Umfang des angebauten Landes so gering, daß man Mühe hat, es zu glauben, daß dasselbe so viele Ladungen liefern kann. Wenn die Malaien ein Stück Land anbauen wollen, so zünden sie das Buschwerk und die Baumstämme an, deren oberen Theil sie in einer Höhe von 7 bis 8 Fuß abhauen. Wenn das Feuer ausgelöscht ist, gräbt man das Land mit der Hacke um, denn der Boden, obgleich manchmal etwas thonhaltig und nie ganz ohne Feuchtigkeit, ist doch so mürbe, daß man ihn nicht gut mit dem Pfluge bearbeiten könnte. Der Hauptgrund aber, weßhalb kein Pflug im Lande ist, liegt in dem Eigensinn der Eingebornen, die keinen Weg unterhalten wollen; man sieht darum auch nur sehr schmale Pfade, wo man gerade einen Fuß vor den andern setzen kann, und bis um den Gürtel im Lalan geht, einem schlechten Grase des Landes. Ich sah nie, die sandigen Küstenstrecken ausgenommen, zwei Malaien neben einander gehen; alles ist Wald und Buschwerk auf einem sumpfigen Grund, wo Räuber und selbst Menschenfresser die unvorsichtigen Reisenden ausplündern, ermorden und aufzehren. Daraus folgt auch noch, daß die Arbeitsamen den Boden nur in den Niederungen, in der Nähe der Campongs, bebauen können, obwohl sie überzeugt sind, daß der Pfeffer an den Hügelabhängen größer und besser ist.

Wenn der Boden umgebrochen ist, pflanzt man in den Entfernungen, welche die Gesträuche unter einander haben sollen, große, 8 bis 10 Fuß lange, grüne Zweige, welche ausschlagen, und dem Pfeffer als Stütze dienen können. Am Fuße eines jeden solchen Steckreises macht man ein Loch von 10 bis 12 Zoll Tiefe, legt einige Pfefferkörner hinein, und bedeckt sie ein wenig mit Erde; der Pfeffer rankt sich alsbald nach Art der Reben an dem Steckreis hinauf. Der Pfefferstrauch trägt gleich das erste Jahr, und dann jedes Jahr mehr, bis zum zwanzigsten Jahr, wo er abzunehmen anfängt. Die Haupternte findet im März statt; man läßt aber Alles, was nicht ganz reif ist, auf den Büschen, und hält einige Monate später eine Nachlese. Nichts gleicht dem Anblick einer schönen Pfefferpflanzung in dem Zeitpunkte, wo die Steckreiser in der Blüthe stehen, denn außer den rothen, traubenartigen Büscheln des Pfefferstrauches sind auch noch die Steckreiser mit herrlichen Blüthen bedeckt. Die Unterhaltung einer Pfefferpflanzung besteht allein darin, den Boden von dem Lalan und anderm Unkraute rein zu halten, und denselben um die Pflanze her mit der Spitzhaue aufzulockern; dieß Geschäft wird von Nyassklaven verrichtet, denn der nur einigermaßen reiche Malaie ist zu träge, um den Boden zu bearbeiten.

Da der Handel mit Nyassklaven für die Malaien der Westküste höchst wichtig ist, so will ich einige nähere Umstände desselben angeben. Pulo Nyas ist eine kleine Insel längs der Küste von Sumatra. Die Eingebornen derselben sind mäßig, träg, ausnehmend gutmüthig und furchtsam, auch besitzen sie keine Feuerwaffen. Nach der ziemlich wunderlichen Tradition der Malaien stammen sie von einer wegen eines Verbrechens dahin deportirten Frau und einem Hunde ab, eine Geschichte, die sie ganz ernsthaft erzählen. Wenn die Malaien Sklaven auf Pulo Nyas erhandeln wollen, schicken sie einige wohl mit Mannschaft versehene Praus dahin, und unterhandeln direct mit einigen andern, die sich des Handels wegen auf der Insel aufhalten. Diese letztern, mit einer einfachen Stutzbüchse bewaffnet, stößen den Einwohnern einen solchen Schrecken ein, daß sie Knaben und Mädchen ungestraft und ohne Widerstand fortnehmen. Solche Sklaven, die mit 10 bis 50 Piastern bezahlt werden, sind so einfältig und so sehr ohne Energie, daß man kein Beispiel hat, daß einer seinen Herrn zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren versucht hätte. Auch in den Besitzungen der englischen Compagnie gibt es solche Nyas, aber sie sind

frei, und meistentheils Dienstboten der Engländer und der reichen Eingebornen.

Die Franzosen und Amerikaner treiben allein den Pfefferhandel an der Küste: sie bringen den Malaien Salz, Eisen, Töpferwaaren, carrirte Baumwollenzeuge, Goldfäden, Opium, getrocknete Fische aus den Maldiven und Gewürznelken aus Bourbon; sie nehmen Pfeffer, Benzoe, Wachs, Kampher und Schildpatt zurück. Fahren sie mit ihren Ladungen nach China, so nehmen sie Pfeffer, Kampher und Vogelnester mit. Der beste Pfeffer ist der im Norden von Babawl bis Pengang; man schreibt seine bessere Qualität dem Umstande zu, daß er an den Abhängen der Berge und nicht in den Niederungen gebaut ist. Benzoe, Wachs und Kampher finden sich namentlich zu Turumonn, Sinkel und Barus. Die Vogelnester kauft man zu Pulo-Einan und Pulo-Way, die Schildkröten zu Pulo-Noas und Pulo-Baniak.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

(Fortsetzung.)

Die innere Form der Dainos ist einfach und ohne Künstelei und ähnt sie hierin sehr den russischen Volksliedern,*) so daß das Lied gewöhnlich mit einem Bilde der Vergleichung anhebt, woran sich dann eine Erzählung oder eine aus dem Herzen tönende, wehmüthige Klage oder auch ausgesprochene Gefühle der Liebe und Freundschaft, auch wohl eine moralische Lehre knüpfen, und zwar oft ohne allen Uebergang, so daß es schwer hält, das einleitende Bild oder die Vergleichung mit dem folgenden in Zusammenhang zu bringen. So heißt es im folgenden Liede, das ich hier nach der Uebersetzung Rhesa's mittheile:

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs zu Drei.
Dieses kenn' ich und das weiß ich,
Welches Mädchen fromm und fleißig:
Ehe sie gehet zum Tanz,
Webt sie das Linnengewand,
Gießt sie die Bleiche mit Rosenhand.

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs und Drei.
Und ich kenn' es und das weiß ich,
Welcher Jüngling fromm und fleißig:
Eh' er gehet zum Tanz,
Schärft er die Sens' und dichtet ein Lied.
Wenn er kommet vom Tanz,
Mäht er die Wiese und singet das Lied.

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs und Drei.
Und ich kenn' es und das weiß ich,
Welches Mägdlein nicht ist fleißig:
Eh' sie gehet zum Tanz,
Ziert sie die Locken fein.
Wenn sie kommet vom Tanz,
Schläft an dem Lilienbach sie ein.

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs und Drei
Und ich kenn' es und das weiß ich,
Welcher Jüngling nicht ist fleißig:
Eh' er gehet zum Tanz,
Putzt er blitzend den Sporn.
Wenn er kommet vom Tanz,
Lauert er auf Vögel am Wiesendorn.

Auffallend ist in diesem Liede der vorhin erwähnte Mangel an Zusammenhang zwischen der Einleitung und der das Haupttheil des Liedes selbst bildenden moralischen Lehre für Jünglinge und Mädchen. Die Vergleichung erscheint in dem Hindeuten auf eine Blüthe im Garten, die nicht genannt wird, räthselhaft, so wie auch die alte heilige Zahl Neun, Sechs und Drei, hier wie in vielen andern Dainos und Sprüchwörtern, eine Rolle spielt. Der Litthauer verwünscht z. B. seinen Feind mit dem Spruche: Kad taw dewyni Wilkai!" daß Dich neun Wölfe! — Ein Klagelied um den gestorbenen Bruder schließt folgendermaßen:

Weh mir! kein Kränzlein will ich mehr tragen!
Wer will mir helfen, den Bruder beklagen?
Da hört' ich die Sonne tröstend sagen;
Ich will dir helfen, den Bruder beklagen,
Neun Tage in Nebel gehüllt will ich weinen,
Und auch den zehnten Tag noch nicht scheinen.

Der Litthauer ist ein Freund des Räthsels, Misla, und dichtet darum auch Lieder, deren Inhalt eine solche Witzspielerei ist, wie z. B. folgendes:

„Jüngstens schalt mich Mütterlein,
Sprach: Geh' in den Wald hinein,
Hol' — es gilt dein Wohl und Weh —
Wintermai und Sommerschnee.

Traurend irrt' ich auf der Höh',
In den Wäldern, an der See,
Fragt den jungen Hirten dann,
Wo ich beides finden kann?

Willst du mein treu Liebchen seyn,
Einen Brautring mir auch weihn,
Sag' ich, frommes Mädchen! gern
Dir des schweren Räthsels Kern.

Treu will ich dein Liebchen seyn,
Einen Brautring dir auch weihn!
Doch nun sag' mir, wo ich seh'
Wintermai und Sommerschnee?

*) Tieh: Skizzen aus Ost und Süd; Band 1, Seite 211: „Ueber Volkspoesie der Russen."

Geh zum grünen Tannenwald,
Brich dir dort ein Zweiglein bald
Und zur Mutter sprich dann frei:
Tannenzweig ist Wintermai.

Und am bernsteinreichen Strand
Schöpf' mit zarter Rosenhand
Aus dem Meer den Wogenschaum
Sommerschnee ist Wogenschaum.

In den meisten litthauischen Volksliedern herrscht, wie wir in dem eben mitgetheilten gesehen haben, die dialogische Form vor, wodurch die Erzählung an Lebendigkeit gewinnt und die Verhältnisse der handelnden Personen anschaulicher hervor treten. Selbst da, wo nur eine Person als handelnd gedacht wird, hat man sich bemüht, die dialogische Form zu benutzen, wie z. B. in dem folgenden:

Die Waise.

Sie sandten mich zum Walde,
Mich armes Kind, nach Beeren,
Zu sammeln Heidelbeeren.
Ich dachte nicht des Waldes,
Ich dachte nicht der Beeren
Und hab' sie nicht gesammelt;
Zum Hügelgrab der Mutter
Bin ich hinaus gegangen
Und weinte heiße Thränen
Um die geliebte Mutter.

„Wer klagt an meinem Hügel?
Wer weint auf meinem Grabe?

Ich, arme Waise, weine,
Wer, meine liebe Mutter,
Wird Hand und Fuß mir wärmen?
Wer Liebeswort mir sagen?

„Geh' nur nach Haus, o Tochter!
Dort eine andere Mutter
Wird Hand und Fuß dir wärmen.
Dort wird ein theurer Jüngling
Dir Liebesworte sagen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Italica.

Nach Briefen aus Spanien sind auf Befehl des spanischen Gouvernements in der Nähe von Sevilla Ausgrabungen in Bezug auf die Lage des alten Italica angestellt worden. Es scheint, daß, wie gewöhnlich in solchen Fällen, ein Pflüger, der zufällig einen Mosaikboden auffand, von welchem man glaubt, er habe einem Tempel der Diana gehört, nebst dem Wunsche, einigen hundert gefangenen Carlisten Beschäftigung zu geben, zu diesem Unternehmen Veranlassung gaben.

Italica lag auf dem rechten Ufer des Guadalquivir, ungefähr vier Meilen von Sevilla, wenigstens ist das die Lage nach dem Itinerarium des Antoninus, und stimmt mit vielen Inschriften überein, die man auf der Stelle gefunden. Vor dem punischen Kriege, wo die Stadt zerstört wurde, hieß sie Sanctus oder Sanctios. Scipio Africanus baute sie wieder auf, und zwar Rom nachahmend auf sieben Hügel, an deren Fuß der Baetis vorbeifloß, und nannte sie Italica. Sie war der Geburtsort dreier Kaiser, Adrian, Trajan und Theodosius, die ihr neue Privilegien und Freiheiten ertheilten, und sie mit Tempeln und öffentlichen Gebäuden schmückten, und sie wurde eine der blühendsten Städte der römischen Halbinsel. Unter den Gothen war sie der Sitz eines Bischofssitzes, und blieb lange nach dem Einfalle der Saracenen die Nebenbuhlerin von Sevilla, dem sie gegenüber lag. Wann und von wem Italica zerstört wurde, ist nicht leicht mit Gewißheit anzugeben. Rodrigo Caro und Morgado, beide Geschichtschreiber Sevilla's, schreiben ihre Zerstörung den Arabern zu; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Eroberer, die keineswegs Barbaren waren, wie sie die frommen Chronikenschreiber des Mittelalters schildern, eine Stadt muthwillig zerstört haben sollten, die sie mehrere Jahrhunderte lang in ungestörtem Besitz gehabt hatten. Wahrscheinlicher ist es, daß die Stadt Italica wegen der Eingriffe des Guadalquivir, der aus Mangel an gehörigen Ufern und wegen seines reißenden Laufes fortdauernd sein Bett ändert, nach und nach oder auch plötzlich von ihren Bewohnern verlassen wurde, die nach Sevilla gingen. Das wird durch den Umstand noch wahrscheinlicher, daß eine Menge Reste von Gebäuden, Karnieße, Säulen u. s. w., die, hätten die Araber die Zerstörung unternommen, entfernt worden wären, häufig im Sande vergraben gefunden worden sind. Noch im 17ten Jahrhundert war die ausgedehnte Ebene, wo einst Italica stand, mit Säulenschäften bedeckt, von denen einige von kolossaler Größe und dem kostbarsten Material waren; seitdem sind sie nach Sevilla gebracht worden, wo sie jetzt die Patios der reichen Bewohner zieren. Als Swinburne die Ruinen besuchte, fand er eine einzelne Säule, die mitten in der Ebene stand, welche einst mit den Ruinen des Alterthums bedeckt war. Das Hauptgebäude von Italica war das Amphitheater, das bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts fast wohlerhalten blieb, doch jetzt nur noch eine Masse Ruinen bietet. Es war aus Geröll (rubble) auf Bogen von Backstein gebaut und mit Marmor belegt, doch dieser ist in der letzten Zeit verschwunden und zu Kalk verbrannt worden. Auch die Sitze waren von demselben Material, aber als die Municipalbehörden von Sevilla Steine brauchten, um den Fluß einzudämmen, befahl man, sie wegzunehmen, und was der Spitzhaue widerstand, wurde mit Schießpulver gesprengt.

Die Ausgrabungen, wie wir hören, werden mit großem Eifer betrieben, Münzen, Waffen, Gefäße, Urnen, Hausgeräth jeder Art, einige schöne Statuen und ein schöner Mosaikboden sind bereits ausgegraben, und man hat allen Grund zu hoffen, daß für die Kunstgeschichte Entdeckungen von Wichtigkeit gemacht werden werden. (Athenäum vom 19 October.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen besuchten wir das Fort St. Jago. Das herrliche Wetter lud uns zu einem Spaziergang ein; wir beschligten

den Regierungsgarten, welcher einen ziemlich weiten Umfang hat, aber wenig Sehenswürdiges enthielt, und dem Anschein nach nicht mit der gehörigen Sorgfalt cultivirt wurde. Von St. Jago wandelten wir durch eine schattenreiche Allee von Tamarinden, Akazien, Orangebäumen und den schönsten Gesträuchen, an der einen Seite begränzt von waldigen Hügeln, an der andern von einem schmalen Strich Landes, an dessen Strand das Meer, auch bei dem ruhigsten Wetter, mit donnerndem Getöse seine Wellen brach. So kamen wir bis zu einer Fläche, welche jetzt von dem unaufhörlichen Regen in einen Morast verwandelt war, wo sich jedoch sonst die Salzpfannen befinden. Hinter dieser erhebt sich der Wald, welcher dem Neger fast alle seine Bedürfnisse verschafft; die Ananas, die Citrone, der Pisang und andere Früchte wachsen dort wild, und viel mehr braucht der Neger nicht zu seinem Unterhalt. Schade ist es jedoch, daß die Cultur nicht mehr beherzigt wird; allein der Neger ist zu faul, um Feldarbeit zu treiben, und von den sich hier aufhaltenden Fremden gibt es vielleicht keinen, der die erforderlichen Mittel besäße, um eine Pflanzung von solchem Umfang anzulegen, daß das Resultat seine Mühe und Arbeit belohnte. Nicht nur in Hinsicht auf den Handel, sondern auch für eigenen Bedarf wird der Anbau des Bodens von allen vernachlässigt, obschon ein jeder über den Mangel an Gemüse und Getreide klagt. So wie das Land jetzt liegt, ist es, ungeachtet des herrlichen äußern Ansehens, nur mit unnützen, uneßbaren Pflanzen bedeckt, und doch würde der Boden, wenn mit einiger Sorgfalt behandelt, nicht undankbar seyn. Das Klima, obschon wir es nicht für so ungesund halten, als Manche behaupten (und hierauf werden wir zurückkommen), ist freilich Vielen verderblich, und bei allen Unannehmlichkeiten, die dem heißen Himmelsstrich eigen sind, kennen wir hier nichts, was einigermaßen als Ersatz betrachtet werden könnte. Und ist dieses der Fall für den, der sich hier niederläßt, dann wird man einsehen, daß der Ort zu einer Erfrischungsstation für Schiffe noch weniger geeignet ist. Das Fleisch ist schwer zu erhalten, theuer, und mit Ausnahme desjenigen von Schafen und Ziegen ungesund, während das Obst, welches an Bord gebracht wird, wenigstens für den Matrosen, der, ungeachtet der strengsten Verbote, fast immer einen unmäßigen Gebrauch davon macht, vielleicht mehr schädlich als nützlich ist.

Ferner besuchten wir den Begräbnißplatz, welcher nichts Merkwürdiges enthält, als eine von vier riesigen Kapokbäumen überschattete Pyramide, unter welcher das Grabgewölbe der Gouverneure befindlich ist. Ueber dem Eingange steht die Inschrift: Wohlthätige Mutter, nimm deine Kinder wieder auf!

Gegen 8 Uhr kamen wir in das Fort zurück, von wo ich nach Absendung eines Berichtes an den Oberbefehlshaber an Bord zurückkehrte. Insofern ich während meines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande hatte beurtheilen können, schien es mir, daß wir hier mit der schwarzen Bevölkerung auf sehr gutem Fuße ständen. Die Ehrerbietung, welche sie im Allgemeinen jedem von uns bezeigten, war ein hinlänglicher Beweis, wie sehr sie uns achten, und der Verfolg wird lehren, daß ich mich nicht täuschte.

Den 11 kamen vier Canoes mit Wasser an Bord, und fuhren bis Nachmittags unausgesetzt hin und zurück, so daß wir noch diesen Tag unsern ganzen Vorrath einnehmen konnten. Vorsetzlich ließ ich diese Arbeit von Negern verrichten, indem ich aus Erfahrung wußte, wie ungesund sie für die Matrosen ist. Bei unserem hiesigen Aufenthalt im Jahre 1824 hatten wir fast keine Kranken gehabt, außer denen, die Wasser geholt hatten.

Schon den folgenden Tag war Alles zum Empfange der Truppen eingerichtet, mit Ausnahme der Oefen, an welchen des Regens wegen nicht schnell fortgearbeitet werden konnte.

Inzwischen war der General an der obern Küste beschäftigt. Nachdem er zu Axim das Nöthige verordnet hatte, war er nach Saccondee gesegelt, ließ dort ein Detaschement unter Capitän Sanders das Fort besetzen, gab die nöthigen Befehle, um es in Vertheidigungszustand zu bringen, ließ das Kriegsmaterial von dem Merwede ausschiffen und erschien den 14 mit dem Rhôon en Pendrecht auf der Rhede von Elmina. Sogleich begab er sich unter dem Kanonendonner der beiden Schiffe ans Land. Treffend war der Enthusiasmus der Bevölkerung bei seinem Empfange. Tausende von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, bewillkommten den General mit Jauchzen und Trommeln und dem Abfeuern der Gewehre, womit jeder Neger versehen war, und welche sie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit luden. Zwei große Sonnenschirme wurden für den General und die ihn begleitenden Officiere getragen, und Alle bezeigten eine Freude, die nicht aufrichtiger gemeint seyn konnte. Bei dem Eingange des Castells blieb die schwarze Menge ehrerbietig zurück, wo der General sie leutselig grüßte, und sich dann in das Fort begab, nur von einigen Großen gefolgt, die sich durch die Pforte wagten. Die kleine Garnison von Negern stand unter dem Gewehr, daneben etwa hundert Ashantiner Recruten, und ein Musikcorps, ebenfalls aus Negern gebildet, begrüßte uns mit dem beliebten Volkslied. Wahrlich, das Ganze gewährte einen Anblick, bei welchem das Herz sich mit Stolz erheben durfte. Hier sah man einen Volksstamm, stark genug, um in wenigen Tagen eine bedeutende Kriegsmacht ins Feld zu bringen, welcher frohlockt über die Ankunft eines holländischen Generals, der sich hier die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt hat, und dem Alle ihre Huldigung bringen wollen. So sehr übertrifft geistige Kraft die physische, und wenn wir von dieser unserer Kraft keinen Mißbrauch machen, wenn keine Ungerechtigkeit jene Achtung untergräbt, dann wird der Neger noch lange stolz darauf seyn, weißen Herren zu gehorchen.

Auf dringendes Ansuchen des Generals bezog ich vorläufig eine Wohnung in dem Fort, um weitere Anordnungen zu treffen und den Conferenzen mit den Negerfürsten beizuwohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Lage der ausgewanderten Boers in Südafrika. Der auf dem Cap erscheinende Zuid Afrikaan gibt eine sehr günstige Schilderung hievon: ihre wichtigste Stadt, die sie nach ihren beiden ersten Anführern, Pieter Retief und Maritz, Pietermaritzburg nannten, und welche zwölf Stunden von Port Natal entfernt ist, zählt 200 Häuser und eine Kirche. Sie haben eine stellvertretende Versammlung (volksraad), eine Richterbank, bestehend aus einem Magistrat und sechs Heemraaden. Ländereien und Erven werden von der Regierung vertheilt, und Alles lebt in großer Eintracht beisammen. Noch besetzen sie der Sicherheit wegen in Abtheilungen von 50, 60, 100 und 200 Mann das Land in verschiedenen Richtungen. Hausgottesdienst findet regelmäßig statt, und jeder Hausvater macht den Lehrer in seiner eigenen Familie.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1839.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1838.

Zustand von Kars. — Pilger. — Khan von Bitlis. — Ein kurdischer Räuberfürst.

Ein schneidender Wind trieb den Schnee gegen uns als wir die fruchtbare und cultivirte Ebene von Kars durchritten. In solchem Wetter ist jede Gegend traurig, und die armenischen Dörfer trugen nicht dazu bei, sie zu erheitern. Persische Dörfer sind immer von Gärten umgeben, oder haben wenigstens Weiden an dem Bache hin, aber armenische sind in den Abhang der Hügel ausgehöhlt, und nichts zeigt sie an, als die blauen Rauchsäulen, die aus ihnen heraussteigen. Ein Marsch von fünf Stunden brachte uns nach Kars, der elendesten Stadt, die ich auf meinen Wanderungen getroffen habe. Vor einigen Jahren war es eine blühende Stadt, aber die Entfernung der Armenier am Ende des letzten Kriegs zwischen Rußland und der Türkei hat ihren Handel zerstört, und es seiner reichsten und thätigsten Bewohner beraubt. Das Schloß steht auf einem steilen Hügel, und ist aus unbehauenen Steinen gebaut. Eine enge Straße, die bis an die Kniee meines Pferdes mit Schmutz und Schnee bedeckt war, führte mich auf den Marktplatz, wo ein Duzend gelber Hunde sich um den Unrath von dem Fleischmarkte bissen, während andere auf den Haufen von Schmutz lagen, welche nach türkischer Sitte in die Mitte der Straße geworfen waren. Ich hielt hier, und schickte meinen Diener in die Karawanserai's, die aber alle voll Reisender oder in Ruinen waren. Zuletzt redete mich ein wohlgekleideter Armenier, welcher vorüberkam und einen Europäer sah, an, und bot mir sehr höflich ein leerstehendes Haus an, das ich gern annahm, obgleich es nicht viel besser war, als eine Scheune. Das untere Zimmer war das beste, da ich aber meine Pferde nicht durch die enge Wendeltreppe heraufbringen konnte, so mußte ich es ihnen überlassen, und suchen, mit Hülfe eines guten Feuers den bittern Wind, der durch Fenster ohne Scheiben eindrang, zu bekämpfen.

Von Kars begab sich Wilbraham nach Erzerum; wir haben aber nur Raum für Eine Scene, die er in der Nähe der letztern Stadt beobachtete. „Ein zweistündiger Ritt," sagt er, „brachte uns von Soghanlu Dagh in die Stadt Bardus, die an einem beträchtlichen Strom liegt, und von einem verlassenen Schloß von sonderbarer Bauart beherrscht wird. Der alte, graue Felsen ist in Form von Bastionen ausgehauen, welche durch Mauern von grobbehauenen Steinen verbunden sind, so daß man von der Entfernung aus zweifelhaft seyn konnte, ob es eine Festung oder nur ein Spiel der Natur sey. Mein Führer Mehemet bestand darauf, abzusteigen, und unsern Pferden einige Ruhe zu gestatten, denn er und ich waren den übrigen vorausgeritten. Der Tag war mild und angenehm, und ich setzte mich auf den niedern Balcon vorn an dem Posthause, wo man mich bald mit einer Pfeife und bitterem Kaffee versah. Während ich hier saß, kam eine Cavalcade von etwa dreißig Personen im Orte an. Es waren Pilger aus den muhammedanischen Provinzen von Rußland, die auf dem Wege nach Erzerum waren, von wo sich jedes Jahr um diese Zeit Karawanen an die heiligen Stätten in Kerbela und in Mecca bilden. Ihr Führer war ein alter, graubärtiger Türke, dessen dunkelgrüner Turban seine Ansprüche auf Abkunft vom Propheten ankündigte; er trug eine Fahne von derselben heiligen Farbe, hielt auf seinem Pferde in der Mitte des Marktplatzes, und hielt eine Rede an das Volk über die Verdienste, welche die Wallfahrt zum Grabe von Muhammed ertheile. Während er seine Anrede beendigte, ging meine Pfeife auch zu Ende, und da unser Weg derselbe war, stellte ich mich eine Zeitlang unter sein Banner, und fand an ihm einen sehr unterhaltenden Gefährten; er hatte die Wallfahrt wenigstens ein duzendmal gemacht, und sein einziges Geschäft war, Pilger anzuwerben. Viele seiner Begleiter waren Kaufleute, welche ihren weltlichen Zweck mit dem geistlichen verbanden, und in ihren wohlgefüllten Felleisen europäisches Tuch und Stahlwaaren hatten, welche gegen Datteln aus Yemen und Kaffee von Mecca vertauscht werden sollten. In einiger Entfernung folgte eine Reihe von Kamelen, deren jedes zwei große Körbe trug, die mit blauem Tuch bedeckt waren, und in denen weibliche Pilger saßen, welche einen großen Theil der Karawene bildeten.

Von Erzerum aus reiste der Verfasser über Musch nach

Bitlis. Als ich, fährt er fort, noch einige Meilen von Bitlis entfernt war, schickte ich den Anführer meiner Bedeckung mit einem Brief an Scheriff Bey, den Gouverneur, einen Bruder des Pascha von Musch. Bitlis ist eine sonderbare Stadt; alle Häuser sind von gehauenen Steinen, und ihre vergitterten Fenster geben ihnen das Ansehen von Gefängnissen. In der Mitte eines tiefen und engen Thals, oder vielmehr einer Schlucht, steht ein steiler Felsen, auf dessen schmalem Gipfel ein jetzt zerfallenes Schloß gebaut ist. Die Stadt steht an den abschüssigen Ufern von zwei Gebirgsbächen, welche sich unter den Mauern des Schlosses vereinigen. Der Palast des Gouverneurs ist ein viereckiges Gebäude, welches die Stadt und das Schloß beherrscht. Ich hatte gerade angefangen, den langen und schlüpferigen Weg hinabzureiten, der zu ihm führt, als mir einige Reiter entgegen kamen, welche der Scheriff Bey mir entgegenschickte. Nachdem ich unter dem Thorweg eingeritten war, fand ich mich in einem geräumigen Hofe, umgeben von einem Balcon, zu dem eine breite, hölzerne Treppe hinaufführt. An dem äußersten Ende des Balcons saß der Scheriff auf einem niedern Sopha; er empfing mich freundlich, und wir tranken Kaffee und Sorbet, während man mir ein Zimmer bereitete. Er ist ein schöner Mann von etwa dreißig Jahren, von angenehmem Benehmen, aber melancholischen Zügen. Sein Anzug war ungewöhnlich reich, halb türkisch, halb kurdisch, namentlich hatte er den schönen, kurdischen Turban von gestreifter Seide mit Enden, welche über die Schultern herabfallen. Neben ihm saß sein Lieblingskind, ein schöner, intelligenter Knabe von sieben Jahren, der einige Augenblicke lang die neue Erscheinung eines Franken mit einer Mischung von Furcht und Neugierde beobachtete. Allein die letztere erhielt bald die Oberhand, und wir wurden so gute Freunde, daß die ganze Autorität seines Vaters nöthig war, ihn zu bewegen, mich zu verlassen. Es war ein wahrer Luxus für mich, ein reinliches und freundliches Zimmer mit einem guten Feuer zu treffen. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, kehrte ich zu dem Bey auf dem Balcon zurück, und um Sonnenuntergang wurde ein vortreffliches Essen auf mein Zimmer gebracht, das ich kaum beendigt hatte, als der Scheriff sich ankündigen ließ. Er blieb bis tief in die Nacht bei mir, und seine höfliche Sitte und intelligentes Gespräch machten mir großes Vergnügen. Er wünschte, daß ich einige Tage unter seinem Dache zubringen sollte, allein sobald ich ihn versicherte, daß es mir an Zeit fehle, so hörte er mit wahrer Artigkeit auf, in mich zu dringen, und befahl einem Gefolge, sich bereit zu halten, mich nächsten Morgen auf das Schloß von Khan Mahmud, einem kurdischen Häuptling, zu bringen, dessen Gebiet am südlichen Ende des Sees von Wan liegt. Als er Abschied nahm, bat er mich zu entschuldigen, wenn er es habe an Höflichkeit fehlen lassen, „denn,“ sagte er, „wir sind hier lauter Kurden.“ — Khan Mahmud ist ein mächtiger, kurdischer Häuptling, der dem Namen nach unter dem Pascha von Wan steht, aber in der That unabhängig ist. Er hat sich mehreremal gegen die Pforte empört, und bis jetzt immer ungestraft. Letztes Jahr bemächtigte er sich eines Districtes, der zum Paschalik von Wan gehört, und hat ihn noch immer im Besitz, und neben diesen gefährlicheren Unternehmungen verschmäht er nicht, Karawanen zu plündern, die durch sein Gebiet kommen. Das Schloß dieses kurdischen Rob Roy heißt Paswach, und steht auf dem Gipfel eines niedern, kegelförmigen Hügels, der sich von der Kette des Erdoz trennt, und ein wohlbebautes und reichlich mit Dörfern besetztes Thal beherrscht, das sich bis an den See erstreckt. Ein windender, sehr steiler Pfad führt zu dem engen Thorweg, welcher den Zugang zu dem hauptsächlichsten Hof des Schlosses bildet. Der Khan selbst war unglücklicherweise auf der Jagd, und man wußte nicht, wann er zurückkommen würde. Ich bedauerte, einen Mann nicht zu sehen, der sich zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht hat, aber es war mir unmöglich, auf ihn zu warten, um so mehr, als ich vermuthete, daß seine Jagdpartie nichts war, als ein Räuberzug. Der Hof war voll von seinen Leuten, großen, schönen Kurden, alle mit Speer und Pistolen bewaffnet, und in der malerischen Tracht ihres Landes. Ich wurde von dem ersten Diener mit großer Artigkeit empfangen, und durch einen langen Gang in einen großen, niedern und finstern Saal geführt, dessen Fenster in den massiven Mauern mehr wie Schießscharten aussahen. Man gab uns Kaffee, Pfeifen und Sorbet, und ich fand den alten Kurden sehr unterhaltend. Nur einmal war mir nicht ganz wohl dabei, als er meine Uhr übermäßig bewunderte, und mir zu verstehen gab, daß er gern eine solche hätte. Allein ich hatte keine Ursache, unruhig zu seyn, denn man ist vollkommen sicher, so lange man unter der Beschützung dieser kurdischen Häuptlinge steht.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

(Fortsetzung.)

Wie in manchen andern Verhältnissen des Lebens bei dem Litthauer die Erinnerung an die längst vergangene Zeit der alten, vorchristlichen Götter auftaucht, so klingt diese auch noch in den Dainos wieder, wo der Donnergott Perkunos, dann Pikollos, Potrimpos, die Schicksalsgöttin Laima, die Sonnentochter, die Erde, Mond und Sterne als Personen handelnd und sprechend auftreten: ein Beweis, daß manche dieser Lieder ein sehr hohes Alter erreicht und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Als Belege führen wir folgende an:

Die Sonnentochter.

Es freit der Mond die Sonnentochter.
Der Donnergott ritt als Begleiter
Im Brautgefolge durch die Pforte
Und schmetterte die Eiche nieder.
Da ward vom grünen Blut der Eiche
Besprengt mein Gürtelkleid, mein weißes.

Die welken Blätter las drei Jahre
Die Sonnentochter auf mit Thränen,
Und sprach zur Mutter: liebe Mutter!

Wie soll ich nun das Blut auswaschen?
„O Tochter! wasch es in dem Strome,
In den neun Bächlein sich ergießen.“

Wo aber soll das Kleid ich trocknen?
„Im Garten, wo neun Rosen blühen,
Da trockne du dein Kleid, o Tochter!“
Wann aber soll ich es anziehen?
„Am Tag, wo neun der Sonnen glänzen,
Da ziehe an dein Kleid, o Tochter!“

Brautlied der Erde.

Als die Erde Braut noch war,
Gestern nicht, schon lang vor Heute.
Als der erste Sommer war
Und der Himmel um sie freite,
Gab der Sterne frohe Schaar,
Sonn' und Mond ihr das Geleite.

Wer will Führer seyn im Tanz
Und wer wird den Reigen zieren?
Sonne, dir gebührt der Kranz
Und du wirst den Chor regieren.
Wirst mit deines Hauptes Glanz
Unsern Hochzeitreigen zieren.

Wer will Fackelträger seyn,
Daß die Braut den Weg kann finden?
Mond, du mit dem Silberschein
Weißt die Fackel anzuzünden,
Uns zu leuchten durch den Hain
Zu der Laima grünen Linden.

Wer will uns neun Tage lang
Zu dem Spiel und Tanze singen?
Morgenstern, du kennst den Sang
Und dir mag ein Lied gelingen,
Daß von deiner Saiten Klang
Alle Wälder wiederklingen.

Wer will der Prophet uns seyn,
Deutend, was die Braut erwarte?
Sieh! es tritt ein Geist herein:
Der Komet mit greisem Barte.
Und du wirst uns prophezey'n,
Was die holde Braut erwarte:

Heute Regen, Morgen Schnee,
Auf der Flur viel Schaf und Rinder,
Gold und Perlen in der See —
Doch das Leid kommt von den Kindern,
Die durch Streit und bittres Weh
Ach! des Hauses Frieden mindern.

Trauern will der Sterne Schaar,
Und der Mond nur halb erscheinen,
Und die Mutter kämmt das Haar
Früh am Morgen stets mit Weinen,
Und vom hohen Wolkensitze
Straft der Vater mit dem Blitze.

Die oben angeführten Eigenthümlichkeiten finden sich, wie sich der Leser überzeugt, in den beiden Liedern zur Genüge vor, wie er auch wieder nicht die bereits erwähnte Zahl Neun vermissen wird. — Der Inhalt der meisten Dainos bezieht sich aber gewöhnlich auf Liebe, Freundschaft und Verhältnisse des Hauses und des Lebens. In denen, die das erstgenannte Gefühl feiern, klingt eine sanfte Melancholie, eine süße Wehmuth und Sehnsucht, ähnlich wie in den Gesängen des schottischen Barden durch, deren Grundaccord stets aus reiner Brust heraustönt. Ein solches finde hier im Original nebst der Uebersetzung von Rhesa Platz, wobei wir noch erwähnen, daß im Litthauischen das Z ohne Accent wie ein sanftes S, daß Ż mit dem Accent wie das französische j gesprochen wird.

Litthauisch:	Deutsch:
Po Lêpôs uppélis,	Durch Linden fließt die Quelle,
Czystas Wandenélis,	Sie fließt so rein und helle.
Paupellij	Am Lindenquell,
Paszaltinnij	So rein, so hell,
„Ko ludi Mergyte?“	„Was weinst du, Jungfrau, klagend?“
„Kur asz ne ludésu?	„Soll ich nicht trauernd klagen?
Kur asz ne raudosu?	Dem Quell nicht weinend sagen.
Nieko jau	Ach, daß ich den
To mattau	Noch nicht gesehn,
Ka szirdij turréjau.“	Den ich im Herzen trage!“
Sapnè Naktużélij	In stiller Nacht im Traume
Zoduka kalbéjau:	Sprach ich mit ihm am Baume,
Amzinay	Ein süßes Wort,
Niekaday	Hier fort und fort
Nu jo atsiskirtis.	Von ihm mich nie zu scheiden.
Wélicziau atskirta	Viel eher wollt ich leiden,
Kuna nu Duszelês	Daß Leib und Seele scheiden,
O ne kai	Als daß ich hier
Asz tiktai	Von dir, von dir,
Nu jauno Bernélio.	Geliebter Jüngling, scheide!

(Schluß folgt.)

Erleichterung des Looses der Fellahs in Aegypten.

Seit einem Jahre ist namentlich in Unterägypten eine wesentliche Verbesserung im Loose der Fellahs zu bemerken in Folge einer Aenderung in der Verwaltung. Es haben nämlich einige bemittelte Europäer über 100,000 Acres Land gepachtet, zahlen den Pachtschilling und sonstige Lasten im voraus, liefern die nöthigen Mittel zu einem verbesserten Anbau, und theilen mit den arabischen Scheikhs (Dorfvorsteher), welche für Vieh und Arbeiter sorgen, den Ertrag. Diese Scheikhs waren früher die Pächter, und sind jetzt durch das Dazwischentreten der Europäer vor den Erpressungen der kleinen Provincialgouverneure gesichert.

Dieses System ist für alle wohlthätig: die Europäer finden eine vortheilhafte Anwendung ihres Capitals, die Eingebornen sind einer Menge Plackereien enthoben, steigen dadurch eine Stufe höher in der Civilisation, und die Hülfsquellen des Landes, die hauptsächlich im Ackerbau liegen, werden mehr und mehr entwickelt. (Correspondenz des Morning Chronicle vom 25 October.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Den 15 Junius, nachdem mit den beiden Barcassen und einigen Canoes die Truppen ausgeschifft waren, wurde der König von Elmina mit seinen Großen wieder auf das Castell beschieden. Dieses Mal war sein Gefolge viel zahlreicher; drei Sklaven trugen einen großen Sonnenschirm, unter welchem er ging; ein prächtiger Paan umhüllte seine königlichen Glieder, und mehrere Ketten von Korallen schmückten seinen Hals und seine Arme. Alle Fähndriche oder Quartiersvorstände, von Sklaven und einige von Weibern begleitet, die mit Elephantenschwänzen die Insecten vertrieben und die Luft fächelten, folgten ihm und den neben ihm gehenden Priestern und Räthen oder vornehmsten Caboceers. Nachdem die ziemlich laute Versammlung zur Ruhe gekommen war, nahm der General das Wort und entwickelte in einer ausführlichen Rede den Zweck dieser Zusammenkunft.

Genau bekannt mit der Gewohnheit der Neger, bei jeder Verhandlung auf den Ursprung der Sache zurückzugehen und mit ihrer Art zu berathen, hub er mit dem ersten Beginn der gegenwärtigen Unruhen an. Er erinnerte sie ferner daran, wie wir ihre Vorfahren von dem Joch der Portugiesen befreit und wie viele Vortheile sie aus der Verbindung mit uns gezogen hätten, wobei er anerkannte, daß auch die Elminaer sich stets als getreue Bundesgenossen gezeigt hätten, und daß wir und unser König solches zu schätzen wüßten. Darauf zeigte er ihnen, wie sehr ein Krieg gegen Hanta im Interesse der Elminaer wäre, und kam endlich durch eine fast unmerkbare Wendung und mit bedeckten Worten (um den Schein zu vermeiden, als ob wir Hülfe bei ihnen suchten) auf die Frage, welches ihr Vorhaben wäre? — Bisweilen wurde das Gemurmel der Neger so laut, daß der sogenannte Ausrufer, der bei ihnen Ceremonienmeister in den Versammlungen ist und die Beschlüsse der Caboceers in den Kroms bekannt macht, seine Autorität geltend machen mußte. Es war ein abscheulich häßlicher Mensch: sein Mund war von einem Ohr bis zum andern aufgeschlitzt, als ob die Natur ihn schon bei der Geburt zu seinem jetzigen Amte bestimmt hätte; seine dicke Nase schien sich mit der aufgedunsenen Oberlippe vereinigen zu wollen; seine höckerige und niedrige Stirn, seine kleinen blinzenden und immer herumschweifenden Augen bildeten die garstigste Negerphysiognomie, die ich je gesehen hatte, und wenn er mit seiner kreischenden Stimme die Andern mit seinem tja sou (seyd stille) zur Ruhe ermahnte, machte er mehr Lärm, als alle versammelten miteinander. Der König, die Priester und die vornehmsten Caboceers beobachteten indessen ein würdigeres Betragen; nur bisweilen, wenn von ihren Vorfahren oder den für sie zu erwartenden Vortheilen gesprochen wurde, schien ihr Auge feuriger zu glänzen und wurden ihre sonst unveränderlichen Züge lebendiger. Als der General seine Rede geendet hatte, stand der König auf, und gab eine viel bestimmtere Antwort, als man von der langweiligen Vorsicht eines Negers gewöhnlich erwartet. Er versicherte, daß sie, wie immer, die Ehre der holländischen Flagge vertheidigen und uns unterstützen würden, wie und wo sie könnten; daß alle waffenfähigen Männer in den Krieg ziehen würden, daß deren bereits zweitausend fertig wären, um auf den ersten Befehl zu marschiren, und daß ihnen nur noch einige Flinten fehlten, um alle bewaffnen zu können. Nachdem sie solchergestalt ungefragt angeboten hatten, was wir wünschten, berührte der General mit kürzern Worten einen zweiten Punkt, die nöthige Anzahl Lastträger zum Fortschaffen der Lebensmittel und des Kriegsbedarfs. Dieses fand mehr Schwierigkeiten; jeder wollte gern fechten und sein Leben wagen, aber durchaus nicht bei dem Troß bleiben. Vergebens stellte der General ihnen vor, daß die größte Armee nichts ausrichten kann, wenn sie keinen Vorrath mit sich führt; vergebens erinnerte er, daß ihrer eigenen Aussage zufolge noch eine Anzahl unter ihnen unbewaffnet wäre, für welche sie Gewehre verlangten; unsere Forderung wurde nicht völlig zugestanden; zwar versprach der König sein Möglichstes zu thun, aber bestimmter wollte er sich nicht erklären. Um keine Zeit mit fruchtlosen Verhandlungen zu verlieren, ließ der Oberbefehlshaber, in der Hoffnung auf eine günstigere Gelegenheit, für jetzt diesen Gegenstand ruhen, und schritt zu einer andern Sache.

Der König von Arim war durch seine Caboceers einer ungerechten Handlung beschuldigt, und durch den Befehlshaber des dortigen Forts, welcher darüber nicht zu entscheiden wagte, nach dem Hauptfort geschickt worden, wo er gefangen gehalten ward, bis seine Angelegenheit untersucht seyn würde. Diesen Fürst ließ der General jetzt vor sich rufen, und da er bereits in Arim von dem, was geschehen, unterrichtet war, und die Beschuldigung ungegründet befunden hatte, kündigte er ihm seine Freilassung an, und bezeugte ihm sein Bedauern, daß er unschuldig einige Zeit im Gefängnisse hätte zubringen müssen. Um ihm einen Beweis von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu geben, schenkte der General ihm einige Kleinigkeiten, Rum, Tabak und Tücher. Der dankbare Negerfürst schwur die heiligsten Eide, daß er sich des Schutzes der Holländer würdig bezeigen werde, worauf der Oberbefehlshaber ihm empfahl, sich unverzüglich in sein Land zu begeben, wo er seine Unterthanen schon bewaffnet finden würde, um Hanta von jener Seite zu besetzen.

Hiemit hatten die Verhandlungen ihr Ende erreicht, und wir wollten eben den Palabber schließen, als der König von Elmina einen Caboceer, einen Jüngling von vierzehn Jahren, dessen ansehnliches Vermögen auf mehr als 40,000 Gulden holländisch geschätzt wurde, dem General vorstellte, mit der Bitte, ihn auf dem Castell als Bedienten zuzulassen, um die holländische Sprache zu lernen. Dem reichen Negeredelmann wurde als eine Gunst erlaubt, der Bediente des Gouverneurs Obristlieutenants Bosch, zu werden!

(Schluß folgt.)

Wölfe bei Agra in Indien. Die Zahl der Wölfe in der Nähe dieser Stadt ist so groß, daß während der Monate April und Mai d. J. nicht weniger als 143 Kinder von ihnen fortgeschleppt wurden. (Agra Akhbar vom 15 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1839.

Urtheil eines Engländers über Mehemed Ali's innere Verwaltung.

Man hat in neuerer Zeit so viele und so widersprechende Urtheile über Mehemed Ali gehört, der berühmte Verstorbene hat seine Verwaltung so sehr gerühmt, und hinwiederum eine so schneidende Erwiederung gefunden, daß es gewiß nicht uninteressant ist, die einfache, vorurtheilsfreie, recht aus dem gesunden Menschenverstande geschöpfte Ansicht eines Engländers zu hören, der sich durch die bittern Ausfälle gegen Mehemed Ali in den englischen Blättern bewogen fand, diese Ansicht auszusprechen. Sie ist in einem Correspondenzartikel des Morning Chronicle vom 23 Oct. enthalten, und lautet wie folgt.

„Ich bin nicht gemeint, mich als den Vertheidiger des Pascha's oder der ägyptischen Regierung überhaupt aufzuwerfen, an der immerhin viel zu tadeln übrig bleibt; wenn aber je der Zweck die Anwendung mancher, wenn auch ungerechter und nicht sehr gewissenhafter Mittel rechtfertigt, so ist es in einem so barbarischen Lande, wie Aegypten noch vor 25 Jahren war, und bei seiner jetzigen Halbcivilisation, die es einzig und allein Mehemed Ali verdankt, denn als er es betrat, war es der Sitz des Fanatismus, des Raubes und Mordes, so wie jedes Verbrechens, das die Menschheit entehrt, und jetzt ist es ein so wohl polizirtes und geordnetes Land, daß Europäer und Christen, ohne Gewaltthat, Beleidigung oder Beraubung ausgesetzt zu seyn, Districte durchreisen können, wo vor noch nicht zwanzig Jahren zahlreiche und wohlbewaffnete Karawanen nicht ohne Gefahr und selten ohne Verlust von Leben und Eigenthum reisen konnten. Er hat die Romantik der Wüste hinweggenommen, und dafür Sicherheit gegeben. Schulen und Collegien machen riesenhafte Fortschritte, um die Finsterniß zu zerstreuen, welche dieses Land seit so vielen Jahrhunderten bedeckt, und Künste und Wissenschaften fangen an, zu ihrer alten Heimath zurückzukehren. Alle Reisenden sprechen sich streng tadelnd über das Loos der Fellahs aus, und hier ist allerdings viel zu verbessern; der Pascha bemüht sich indeß eifrigst darum, aber um in seinen Bemühungen glücklich zu seyn, hat er Ruhe nöthig, da die Aushebungen für den unmäßigen Militärstand das größte Uebel sind, und die Steuern allerdings die Hülfsquellen des Landes übersteigen. Seit einiger Zeit pachten Europäer große Landstriche, und zahlen die Abgaben voraus, wodurch eine Menge einzelner Plackereien wegfallen. Eine solche Neuerung in einem moslemitischen Lande war anfangs von einer Menge Unannehmlichkeiten begleitet, aber man beginnt die Vortheile zu fühlen, und wenn das System sich begründen kann, so wird sich ungemein viel Gutes daraus ergeben."

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

(Schluß.)

So wie in diesem Liedchen, wird durchaus in allen andern, die den gleichen Gegenstand behandeln, dieß Gefühl als ernste, wehmüthige Sehnsucht geschildert, die aus einem frommen und unverdorbenen Herzen fließt. Es versteht sich von selbst, daß hier die Rede von den originell-litthauischen Dainos ist, wogegen freilich manche unsittliche deutsche Volkslieder durch Uebersetzungen auch schon unter dem Volke verbreitet sind. Die Dichtungslust des Litthauers zeigt sich übrigens bei jeder Gelegenheit, nicht bloß bei feierlichen Gelegenheiten, festlichen Zusammenkünften und bei ihren Spielen, sondern auch bei ihren gemeinschaftlichen Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen, wie z. B. beim Spinnen, Flachsbrechen, beim Hecheln des Flachses, beim Fischen, Kornmähen u. s. w. — Obgleich viele dieser Lieder des heitern Charakters nicht entbehren und daher die Lust und Liebe des Volks zur Arbeit bezeichnen, so waltet doch in manchen ein tiefernstes Gefühl vor, das seine Trauer und seinen Unmuth kund gibt über die drückenden Verhältnisse, in welchen das Volk — wenn auch jetzt nicht mehr, wo das sogenannte Scharwerk, die Zwangspflicht des Bauern für den Herren zu arbeiten, seit vielen Jahren aufgehoben ist — damals, vor dieser Aufhebung, seufzte. Aus jener Zeit rührte folgendes Lied her (litth. Kas nor Warguzi wargti.):

Wer Elend will erkaufen
Und Brod der Thränen essen,
Die werde Braut und Gattin
Des armen Scharwerkssohnes.

Er wird am Morgen ausgehn
Hinauf zum rothen Hofe
Und mich zurück in Thränen
Mich lassen bei der Quirdel.

Er wird vom Scharwerk kommen
Zurück vom rothen Hofe,
Mitbringen süße Worte,
Und ach! auch bittre Thränen!

Wer Elend nicht will kaufen,
Nicht Brod der Thränen essen,
Die werde Braut und Gattin
Des muntern Waldwarts-Sohnes.

Er wird am Morgen ausgehn
Hinaus ins Birkenwäldchen
Und mit dem Pfühl, dem sanften,
Mich Schlummernde bedecken.

Er wird zur Heimath kommen
Vom grünen Birkenwalde,
Mitbringen wild Geflügel
Und süße Liebesworte.

Es ist hier anzuführen, daß der Litthauer so wie der Russe „roth" für gleichbedeutend mit „schön" hält, wie es hier auch als Beiwort des Herrenhofes steht. — Ein anderes Lied, eine heitere Auswanderungslust kund gebend, spricht auch wohl nicht für das Glück, das zu jener Zeit der Litthauer in seiner Heimath genossen haben mag.

Eine der ergreifendsten, wahrhaft poetischen Romanzen ist wohl folgende:

Ein Reiter zog wohl in den Krieg,
Die Liebste ward traurig und siech.
Steh auf, Geliebte,
Du tief Betrübte!
Hast noch nicht ausgeruht!

Schon liegt auf der Bahre die Braut;
Der Liebste ruft jammernd und laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Man legt in den Sarg wohl die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Man trägt auf den Friedhof die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Am Rand des Grabes ruht nun die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Man senkt in die Gruft dann die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Schon ist sie mit Erde bedeckt;
Da glaubt es der Liebste durchschreckt,
Er greift zum Schwerte:
„Komm! Kriegsgefährte!
„Bette zur Seit' mich der Braut!"

Sie ruht in der Erde so kalt;
Ihn fasset des Schmerzes Gewalt;
Des Schwertes Spitze,
Gleich treffendem Blitze,
Bettet zur Seit' ihn der Braut.

Auch die Geschichte des letzten Kampfes, als das preußische Vaterland sich mit glühendem Enthusiasmus gegen den Feind deutscher Freiheit erhob, ist bei dem Volke der Litthauer Veranlassung zu manchem reinen Heldensinn athmenden Liede gewesen. Ein aus dieser Zeit vermuthlich herrührendes, mehr anmuthige Naivetät als heroische Begeisterung athmendes Lied, dürfte das folgende seyn:

Tochter.
Krieger zogen schmuck und schön,
Riefen mich wohl mitzugehn.

Mutter.
Bleib, o Töchterlein!
Bist so jung und fein!
Zögest du mit ihnen weit,
Thätst du mir ein Herzeleid.

Tochter.
Möcht' doch gern zu ihnen hin,
Folgen weit mit treuem Sinn.

Mutter.
Bleib, o Töchterlein!
Du, so zart und fein!
In der Ferne, fremd dazu,
Find'st du in der Nacht nicht Ruh.

Tochter.
Mütterchen lieb mein,
Hör dein Töchterlein:
Unter freiem Himmelszelt
Bei ihm seyn, ist meine Welt.

Mutter.
Geh nicht, Töchterlein,
Du so jung und fein!
Wo bleibt denn der Rautenkranz,
Der so grün und schön von Glanz?

Tochter.
Wo sein Name, mir so werth,
Da mein Kränzlein bleibt am Schwert.

Mutter.
Geh nicht, Töchterlein,
Du, so jung und fein!
Leicht fällt ja der Morgenthau
Auf das Kränzlein, herb und rauh.

Tochter.
Morgens weht der Wind von Nord,
Nimmt den Thau dann auch mit fort.

Mutter.
Bleib, o Töchterlein,
Du so jung und fein!
Was bedeckt und hüllt dich ein,
Wenn so kalt die Nacht wird seyn?

Tochter.
Kissen wird der Thau mir seyn,
Und der Nebel hüllt mich ein.

Was die zu den Dainos gehörende Musik betrifft, so bewegt sich diese fast immer in langgehaltenem Rhythmus und ernsten, klagenden Molltönen, was sogar bei den Trinkliedern, seltsam genug, der Fall ist.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

(Schluß.)

Zwei Tage darauf bat mich der General, seiner Conferenz mit dem König von Wassa beizuwohnen. Da die Elminaer diesem nicht trauten, und sogar feindlich gegen ihn gesinnt waren — weil er bei einer gewissen Gelegenheit ihnen Hülfe versprochen, aber nicht geleistet hatte — hielt der General es für besser, ihn in einem besondern Palabber und nicht in der Versammlung der Elminaer zu hören.

Diesem Häuptlinge gegenüber nahmen wir einen strengern Ton an. Der General machte ihm den Vorwurf, daß er die eigentliche Ursache der Vorgänge in Hanta sey durch seine Feindseligkeiten gegen die Verbündeten des Königs Bonsoe. Hierauf beschrieb ihm der General unsere Macht, und machte ihm verständlich, daß wir durchaus keiner Unterstützung bedürften. Ein Hülfscorps von 30.000 Aschantinern, sagte er, wäre uns angeboten,*) und obgleich dieser Beweis von der Treue unseres Bundesgenossen uns sehr angenehm wäre, hofften wir doch keinen Gebrauch davon zu machen. Unsere Macht wäre groß genug, um unsere Freunde zu beschützen, aber auch um unsere Feinde zu züchtigen. Dennoch wäre es uns nicht gleichgültig, welches seine Gesinnungen wären; wir kennten jedoch keinen Mittelweg; er müsse sich als Freund oder als Feind bekennen; den Freund würden wir durch gutes Benehmen uns zu erhalten, den Feind aber zu vernichten wissen. Er könne sich ganz aufrichtig erklären, denn unser Wort sey uns heilig, und welche Antwort er auch gäbe, von hier bis innerhalb der Gränzen seines Staates wäre er ganz sicher.

Nach dieser Anrede nahm der König das Wort, und mit ächter Negerberedsamkeit und einer Zungengeläufigkeit, die einem Advocaten zur Ehre gereicht haben würde, suchte er zu beweisen, daß alle Schuld dem König Bonsoe beizumessen sey; er vertheidigte sich wegen des von den Elminaern ihm vorgeworfenen Wortbruches mit einer Beschreibung des Zustandes, in welchem er sich, als sie ihn um seinen Beistand ansprachen, in seinem eigenen Lande befunden hatte, und schloß mit der Betheuerung, daß er der aufrichtige Freund der Holländer seyn wolle. — Wenn dem also wäre, so müsse er, entgegneten wir, dieses dadurch zeigen, daß er in seinem Lande die Gränzen von Hanta besetze, ohne irgend einen Durchzug zu gestatten; wir begehrten nicht, daß er mit uns in den Streit zöge — nur dieses forderten wir, aber wir müßten auf einer pünktlichen Ausführung bestehen. Diesen Vorschlag nahm er an, und bat uns — was kein Neger unterläßt, wenn sich ihm nur die geringste Gelegenheit dazu anbietet — um Pulver und Flinten, welches ihm aber geradezu abgeschlagen wurde, mit der Frage, ob er bei seinen Gesinnungen verharre, und welche Versicherung er uns davon geben wolle? Er erbot sich, bei dem Fetisch einen Eid zu schwören, oder was wir sonst verlangten, worauf wir zwei Geiseln von ihm forderten, und zwar aus seiner eigenen Familie. Damit war er zufrieden, und versprach, so schnell als möglich unserer Forderung Folge zu leisten; zuletzt ersuchte er uns, daß wir durch unsern Einfluß ein Bündniß zwischen ihm und dem König von Aschantee zu Stande zu bringen, und einen Streit zwischen ihm und einigen seiner Caboceërn zu schlichten suchen wollten. Er erhielt den Bescheid, daß dieses durchaus von seinem eigenen Betragen abhängen würde, und hiemit war auch diese Conferenz abgelaufen.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen für den Feldzug eifrig fortgesetzt. Die Aschantiner Recruten wurden täglich in den Waffen geübt; die Barkassen wurden armirt und manövrirten auf der Rhede u. s. w. Aus Saccondee erhielten wir von dem Capitän Standers, der einige Spione ausgeschickt hatte, die Nachricht, daß Bonsoe sich anfangs in den Wäldern verborgen hatte, aber sich dort nicht sicher glaubte, weil nicht alle Wald-Caboceër an seinem Aufstand Theil genommen hatten, und deßwegen nach Bossuma, dem Hauptstrom seines Landes, zurückkehrte. Den 20 erschienen zu Elmina zwei Boutry'sche Caboceër, zu Hanta gehörig, und baten, vor den General geführt zu werden. Sie hatten sich zuerst an den Befehlshaber des englischen Forts Dixcove gewendet, welcher sie nach Axim geschickt hatte. Der Hr. Bignari, Commandant des dortigen Forts St. Anthony, hatte ihnen gesagt, wenn sie etwas verlangten, so müßten sie sich in das Hauptquartier begeben, und sie brachten einen Beweis mit, daß sie aus Axim kämen. Der General ließ die ganze Besatzung auf dem innern Hof des Castells aufmarschiren, um ihnen unsere Macht zu zeigen. Nachdem die Caboceër sich vor der holländischen Flagge zum Zeichen ihrer Unterwerfung auf die Kniee geworfen hatten, wurde ihnen erlaubt zu sprechen. Sie behaupteten, nicht nur den Handlungen ihres Königs fremd geblieben zu seyn, sondern ihm auch abgerathen zu haben; sie fürchteten jetzt eine unverdiente Strafe zu leiden, und erboten sich, wenn wir sie mit Waffen versehen wollten, mit all den übrigen uns zu folgen. Der

*) Der König von Aschantee hatte wirklich dieses Anerbieten gemacht.

General nahm dieses nicht an, aber versprach ihnen Schuz und Sicherheit ihrer Kroms, wenn sie 500 ungewafnete Leute stellen wollten, um als Lastträger zu dienen, und die mit Hackmessern versehen wären, um, wo es nöthig seyn sollte, einen Weg durch den Wald zu öffnen. Wenn diese Bedingungen gewissenhaft erfüllt würden, dann könnten sie darauf rechnen, von uns als Freunde angesehen zu werden. Sie reisten ab, mit dem Versprechen, daß wir Alles in Bereitschaft finden würden.

Jezt machten wir einen Anfang mit dem Austheilen von Geschenken. Der König und der Unterkönig von Elmina erhielten jeder einen Hut mit aufgeschlagenem Rand und verziert mit einem vergoldeten niederländischen Wappen, einen gewöhnlichen Degen mit goldener Koppel, einige Liqueure, Tabak, Spiegel, Tücher u. s. w.; jeder Fähndrich oder Quartiersoberhaupt einen Hut und Degen, und so die übrigen Caboceër nach Verhältniß. Mit wahrhaft kindlicher Freude wurden diese Geschenke empfangen und herumgezeigt.

Nachmittags machte ich unbegleitet einen Spaziergang durch das Krom, und kam zufällig an der Hütte des Königs vorbei; dieser schickte mir einen Neger, welcher ein wenig Holländisch sprach, entgegen, um mich zu bitten, an seiner Wohnung nicht vorüber zu gehen, sondern ihn mit einem Besuche zu beehren. Ich konnte und wollte dieß nicht abschlagen. Der Priester, dessen Hütte neben jener des Königs steht, sezte sich mit uns an ein Tischchen, welches vor der Thüre niedergesezt ward, und eine Bouteille Branntwein wurde mir zu Ehren hervorgeholt. Als ich mich nach einiger Zeit wieder empfehlen wollte, bat mich der Priester, Fetisch mit ihnen zu trinken, und ich glaubte dieses als einen Segen oder wenigstens als eine besondere Auszeichnung ansehen zu müssen. Der Priester brachte darauf eine Flasche Genever zum Vorschein und schenkte daraus einen großen Becher voll, murmelte ein natürlich für mich unverständliches Gebet, schüttete einige Tropfen auf den Boden, und gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich jezt trinken müsse. Glücklicherweise war es hinlänglich, daß ich meine Lippen nur ein wenig befeuchtete, und nicht den ganzen Becher auszuleeren brauchte, um den Segen wirksam zu machen. Unser Dolmetscher sagte mir, so gut er konnte, daß ich jezt bestimmt gesund bleiben würde; ob ich es nun dem Priestersegen zu verdanken habe, weiß ich nicht; gewiß ist es aber, daß ich glücklich von der Landkrankheit verschont blieb. Ich bezeugte meinen Dank für den freundlichen Empfang und kehrte in das Castell zurück, wo kurz darauf das Oberhaupt von Kommanie (ein nicht weit von Elmina im Walde gelegenes Krom) mit seinen Caboceërn und wehrhaften Unterthanen, die gleichfalls an der Expedition Theil nehmen wollten, seinen Einzug hielt. Das Oberhaupt und drei Caboceër wurden jeder, halb sizend, halb liegend, in einem langen schmalen Korb unter einem Sonnenschirm von zwei Sklaven getragen. Ein jeder wurde von seiner Trommel gefolgt, die aus einem hohlen Stück Holz bestand, worüber eine Elephantenhaut gespannt war; sie wird von einem Sklaven auf dem Kopfe getragen, während ein zweiter hinter ihm hergeht und mit zwei Stöcken, beinahe in der Gestalt einer Sieben (7) eine erbärmliche Musik darauf macht. Hinter den Caboceërn folgten die gewaffneten und darauf die ungewaffneten Mannschaften.

Dreimal bewegte sich der Zug in ziemlicher Ordnung über den innern Hof des Castells, worauf die Caboceër sich ein wenig zurückzogen und die Bewaffneten sich in zwei Gruppen einander gegenüberstellten, und nun fing ein lebendiges Gewehrfeuer an, wobei ein jeder seine Behendigkeit zu zeigen suchte. Viele warfen ihre Flinte, nachdem sie abgefeuert war, in die Luft und fingen sie wieder auf; andere machten die sonderbarsten Sprünge und zeigten ihren schönen Körperbau in allerhand athletischen Stellungen. Dieß währte etwa eine halbe Stunde, worauf sie in derselben Ordnung sich wieder entfernten.

Den 26 kamen die Quartiere der Reihe nach auf das Castell, um Pulver und Blei zu empfangen; bevor wir jedoch zur Vertheilung davon schritten, mußte jeder Fähndrich fünfzig Mann absondern, die als Lastträger dienen sollten. Es kostete viel Mühe, sie dazu zu bewegen; da wir aber mit Nachdruck auf unserer Forderung bestanden, wurden uns doch etwa zweihundert angewiesen. Die Sache war auch zu wichtig, um nicht mit dem größten Ernst behandelt zu werden. In einem Land, wo man keine Lastthiere findet und sich durch fast unzugängliche Wälder einen Weg bahnen muß, ist es nothwendig, daß man fast eben so viel Leute zum Transport, als unter den Waffen hat, und wahrscheinlich ist es dem Mangel hieran und an Munition zuzuschreiben, daß die Engländer unter Mac Cartay im Jahre 1819 so unglücklich waren in dem Kriege gegen die Aschantiner, welche ihnen mehrere tüchtige Niederlagen beibrachten, bis sie in die Nähe der englischen Forts vorgerückt waren, wo sie die Ueberlegenheit der europäischen Taktik über ihre rohe Uebermacht empfanden. Außerdem hatten wir vernommen, daß die Boutry'schen Caboceër wahrscheinlich oder lieber gewiß nicht im Stande seyn würden ihr Wort zu halten, da ihre Untergebenen, sey es aus Faulheit oder aus Mißtrauen, lieber entflohen, als unsere Ankunft zu Saccondee zu erwarten, um als Lastträger zu dienen. — Jedes Quartier versammelte sich auf den Ruf eines eigenen Instrumentes. Das erste hatte ein Horn, das zweite ein gewöhnliches Sprachrohr, das dritte Pfeifchen, wie sie von den Schiffsunterofficieren gebraucht werden u. s. w. Je hundert Mann erhielten eine holländische Fahne, und jeder Neger eine Stange Blei von 4 Pfund nebst einem Pfund Schießpulver.

Denselben Abend wurde auch die Heurath eines neu angekommenen Beamten mit einer Negerin von angesehener Familie auf landesübliche Weise geschlossen. Diese Feierlichkeit besteht bloß darin, daß man, nachdem man die Einwilligung der Schönen bekommen hat, dem Vater eine Unze Gold (etwa 40 fl. holländisch) — bisweilen mehr oder weniger, je nach dem Vermögen — Tabak, Rum, Pfeifen und andere Geschenke bringt; dann wird die Verbindung als gesezlich betrachtet und kann man auf ausdauernde Treue rechnen. Für den Fall jedoch, daß der Mann nach Europa zurückkehren sollte, wird die Ehe nicht als verbindlich angesehen; die schwarzen Damen verstehen sich aber darauf, ihren Gatten so viel abzuzwacken, daß sie in einem solchen Fall unbesorgt leben können. Uebrigens bedenken sie sich nie den Vorschlag eines weißen Mannes anzunehmen, denn die sogenannte Ehefrau eines weißen Sergeants hat ein bequemeres Leben als die des schwarzen Königs, und der Gouverneur, wäre er auch 60 oder 70 Jahre, würde gewiß keine abschlägige Antwort erhalten, wenn er das schönste Negermädchen von 16 oder 18 Jahren zum Weibe begehrte.

Die weitern Vorbereitungen und die bei den Negern vor einem Feldzuge üblichen Feierlichkeiten, in Opfern, Tänzen und dergleichen bestehend, füllten noch einige Tage aus, während welchen der König von Wassa seinem Versprechen gemäß seine Tochter und Nichte als Geiseln zu uns schickte, und wir aus Saccondee die Nachricht erhielten, daß einige Gegenden von Hanta ganz verlassen wären, die Caboceër an andern Orten Versammlungen hielten, um sich zu berathen, und der König nur eine geringe Macht bei sich zu haben schien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1839.

Die Kirchen Moskau's.

7. Die Capelle der Iberischen Mutter Gottes.

(Iwerskaja Boshia Mater.)

Wie die allermeisten Vorübergehenden bin auch ich in das niedliche Kämmerlein der iberischen Mutter Gottes häufig vorgekehrt, wenn ich durch einen der Thorwege der „Sonntagspforte" (Woßkressenskie Worota) in Kitai-Gorod *) eintreten wollte. Diese Pforte hat zwei Thorwege dicht nebeneinander, die in der Mitte durch einen gemeinschaftlichen Pfeiler von einander getrennt werden, und über deren jedem ein spitzer Thurm steht. Kein Thor in ganz Moskau wird von einer so großen, beständig andringenden Menschenfluth durchströmt, als dieses. Alles, was die große „Twersche," die „Dimitriew'sche" und andere bedeutende Straßen auf den „Theaterplatz" und in die Nähe des „Alexandergartens" ausschütten, und was dann weitere Geschäfte im Kreml oder Kitai-Gorod oder jenseits der Moskwa hat, muß dieses Thor passiren. Es führt den Wanderer aus der Nähe des Alexandergartens auf den „rothen Platz," auf dem gleich nahe beim Thore die Gerichtsgebäude liegen, und weiterhin zu den großen Märkten und Bazaren.

Am Fuße dieses Thores nun und des Hügels, der zum „rothen Platze" aufsteigt, hat sich die gute Mutter der Iberier postirt, gerade von dem dicken Pfeiler, der die beiden Thorwege trennt, mit der Fronte nach Beloi-Gorod **) zugekehrt. Weil der ganze Boden, auf welchem Thor und Capelle stehen, abschüssig ist, so führen einige Stufen zur Hütte der Mutter hinauf, vor der man noch zuvor auf ein kleines, steinernes Plateau tritt.

Bei den Iberiern, im Weizenlande des Kur, dem jetzigen Georgien, ward diese „Iwerskaja Mater" geboren, von den grusinischen Priestern ihr Ruhm gepflegt und groß gezogen. Nachdem sie hier im tiefen Thale des Kur, von Bergen umschlossen, ihre Kindheit verlebt hatte, sehnte sie sich hinaus auf die Meere in die Ferne, setzte sich zu Schiffe, und verfolgte die Pfade der Argonauten bis zum Afonskischen Berge,*) der ihr wohlgefiel. Wer ihr das Schiff zimmerte und ihr Steuer lenkte, ob die grusinische Königin Tamara oder ein anderes Fürstenhaupt, wissen die russischen Mönche nicht zu sagen, auch nicht, wie lange sie dort oben, von frischen Meereslüften umwoben, residirt haben mag in dem iberischen Kloster, das die Grusinier auf dem Berge Athos stifteten. Von da nun erscholl der Ruf ihrer Wunderkraft so weit, daß sie der russische Zar Alexis Michailowitsch — wie und wann wissen ich und die russischen Mönche wieder nicht — nach Moskau einlud, heimholte, und sie hier an dem beschriebenen Platze der Woßkressenskischen Pforte aufstellte. Sie hat seitdem, trotz des rauhen Klima's, in das sie nun versetzt wurde, nicht aufgehört, christliche Werke zu üben, und ihr Ruhm ist nun dermaßen begründet, daß sie nicht nur in der russischen, sondern überhaupt in der ganzen orientalischen Christenheit des allergrößten Ansehens genießt, und daß nicht nur Russen, sondern auch Armenier, Bulgaren, Wallachen und Griechen hier sich zu ihrer Verehrung niederwerfen. „Ja, ich glaube selbst, auch Lutheraner beten hier —" sagte der kleine Mönch, der, nachdem er eines Abends die Lichter in der Capelle ausgelöscht hatte, mit mir noch lange schwatzend vor der Thüre derselben stand; „Wosäkoi narod! wosäkoi narod!" („Jegliches Volk, jegliches Volk betet hier!") — Ich kramte gern herum mit diesen guten, duldsamen Leutchen, die da meinten, daß sogar die Lutheraner hier zuweilen beteten, weil doch auch sie selber (die Russen) gewöhnlich vor einer lutherischen Kirche ehrerbietig ihr Kreuz schlagen, hielt ihnen zuweilen Abends beim Wegkramen ihrer Raritäten die Leiter, trug ihnen ein Buch heran, reichte ihnen die Lichter hinauf, welches sie auch Alles leicht von mir litten, und wofür sie mir dann auch manche milde Gabe der Belehrung zum Gegengeschenk reichten.

Das berühmte und freundliche Hüttchen der iberischen Maria hat nur einen ungetrennten Raum. Doch ist sie selbst in eine Art von kleinem Allerheiligsten, einer Vertiefung im Hinter-

*) Kitai-Gorod ist der älteste Stadttheil Moskau's.

**) Beloi-Gorod ist der Stadttheil Moskau's, der Kitai-Gorod umgibt.

*) So nennen die Russen den Berg Athos, indem sie das „th" der Griechen mit „f" vertauschen, und das „n" des Wohlklangs wegen der Adjectivendung vorsetzen.

Digitized by Google

grunde der Hütte, zurückgetreten. In den Vorderraum derselben, der hiedurch eine Art von Vorhalle wird, sind verschiedene Heilige aufgehängt, und es ist hier Alles mit silbernen Leuchtern und sonstigem glänzendem Kram ausgefüllt. Sie selber aber sitzt im halbdunklen Hintergrunde so recht heimlich mitten in Gold und Perlen. Sie hat einen ganz dunkelbraunen, fast schwarzen Teint, wie alle russischen Heiligenbilder. Um den Kopf trägt sie ein Netz, das von lauter ächten Perlen gewebt ist. Auf der einen Schulter ist ihr ein großer, dicker Edelstein aufgeheftet, von dem, wie aus einem Centrum, eine Menge Edelsteinstrahlen ausgehen, als hätte sich dort ein Schmetterling niedergelassen. Eben ein solcher Edelsteinschmetterling sitzt ihr auf der Stirn, und darüber noch eine brillante Krone. In der einen Ecke des Bildes steht auf einem Silberschildchen geschrieben: „ἡ μητηρ θεου των Ἰβηρων.“ Rund umher und auf den Seiten hängen goldbrokatene Gehänge herab. Auf diesen Vorhängen sind überall statt eingewirkter Blumen kleine auf Porcellanstückchen zierlich gemalte Engelsköpfchen mit silbernen Flügeln aufgenäht. Dieß Alles wird nun noch viel niedlicher durch den Schimmer der dreizehn silbernen Lämpchen, die daran hängen, und besonders ist es am Abend gar heimlich. — Dem Bilde zur Seite sind eine Menge Schubladen an der Wand, in denen Lichter und andere Sachen aufbewahrt werden; auch Bücher, unter denen sich auch eines befindet, das auf ihre Geschichte Bezug hat.

Die Leute bezeigen ihr ihre Huldigungen so, daß sie sich bekreuzigen, sich dann vor ihr auf die Knie werfen, den Boden küssen und beten, darauf ihr selber eine Hand und dem Christuskindchen einen Fuß küssen. Vom vielen Küssen sind Hand und Fuß schon über und über mit dickem Schmutz bedeckt, der sich wie eine Kruste in lauter kleinen, erhabenen Pünktchen aufgesetzt hat, so daß man schon längst Hand und Fuß gar nicht mehr küßt, sondern nur den angesetzten Hauch aller der frommen Lippen. Sie hat die Pforten ihrer Capelle den ganzen Tag offen, und von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang läßt sie Alles zu sich heran, was da mühselig und beladen ist. Dessen ist denn nun, wie überall, so auch hier, nicht wenig. Ich sah oft mit Staunen lange der ungeheuren, unsichtbaren Gewalt zu, die dieses Bild über die Gemüther übt, und der herbeiströmenden Menschenmenge, welche beständig dieser Gewalt huldigt. Keiner geht hier vorüber, und hätte er auch ein noch so eiliges Geschäft, der sich nicht wenigstens gegen die Capelle verneige und bekreuzige. Die meisten aber treten ein, und beten mit frommen Seufzern, andächtig vor der Mutter knieend. Hieher kommen die Bauern des Morgens früh, wenn sie zu Markte gehen, legen ihre Bürde bei Seite, beten ein Weilchen und gehen weiter. Wenn auch bei keinem andern Heiligen Moskau's, so holt sich doch hier bei der iberischen Mutter der Abreisende die Ueberzeugung, daß auch höhere Kräfte und Augen über ihm wachen. Hieher kommt der Kaufmann, der eine neue Unternehmung machen will, um den Beistand aller der Engelsköpfe anzuflehen, welche die Mutter umschweben. Hieher kommen der Genesene wie der Kranke, der Reichgewordene und der es werden möchte, der Zurückkehrende wie der Abschiednehmende, der Glückliche wie der Unglückliche, der Vornehme und der Bettler. Alle bitten, danken seufzen, lobpreisen und schütten ihr Herz der Mutter aus. Es leidet keinen Zweifel, daß bei diesem Hüttchen mehr Viergespänne den Tag über anhalten, als beim Winterpalais in Petersburg, und folglich mehr als bei irgend einem Hause Rußlands. Es hat in der That etwas mächtig Rührendes, selbst die elegantesten, von Seidengewebe umflatterten und von Edelsteingeflimmer umschimmerten Damen vorfahren zu sehen, wie sie sich von galanten Herren aus den Vierspännern heben lassen, und mit den Bettlern in den Staub werfen. An Feiertagen besonders ist das Zuströmen ungeheuer. An einem solchen zählte ich einmal in einer Minute über zweihundert vorüber pilgernde Beter, welche sich vor der iberischen Mutter niederwarfen, und erstaunte über die ungeheure, ausgedehnte Wichtigkeit des kleinen Schauplatzes, auf dem ich stand. Auch alle Zaren seit Alexis sind hier häufig ein- und ausgegangen. Der jetzige Kaiser versäumt es daher auch bei seiner Anwesenheit in Moskau nie, diese Capelle zu besuchen. Die Mönche in der Capelle wußten mir noch jeden seiner Besuche herzuzählen. Er soll auch mehreremale mitten in der Nacht hieher gekommen seyn, die Mönche geweckt und sein Gebet verrichtet haben.

Das Bild wird auch, wenn es Kranke wünschen, in den Häusern herumgefahren. Zu diesem Zwecke steht in der Nähe der Capelle beständig ein Wagen mit vier Pferden bereit, in welchem dasselbe mit Gepränge transportirt wird; jedoch nicht das ächte, sondern nur die Copie davon, die in der Vorhalle steht. So sagten mir wenigstens die Kirchendiener, obgleich später Andere widersprachen und meinten, die Copie bliebe für die Vorübergehenden, und das Original wandere zu den Kranken. Der Besuch kostet fünf Rubel, und dann gibt man noch ein freiwilliges Geschenk an die Mönche.

Fast hätte ich noch eine große Hauptsache vergessen, ein ganz kleines Ritzchen nämlich in der rechten Wange der Mutter, aus welchem Blut tröpfelt. Diese Wunde wurde ihr, man weiß nicht recht wann und wie, von Türken oder Tscherkessen, gemacht, und eben durch sie deutlich an den Tag gelegt, daß das Bild „tschudotwornoi“ (wunderthätig) sey. Denn kaum hatte das Eisen die Leinewand geschlitzt, so stürzte aus der wunderbar gemalten Wange das Blut nach. In allen Copien wird daher auch von den Malern vor allen Dingen diese Wunde mit ein paar zierlichen Blutperlen nie vergessen. — Als ich von diesen und ihren andern Wundern mit einem Mönche sprach, gab er mir auf die scheinbar ungeschickte Frage, ob sie noch jetzt täglich Wunder thue, die in Wirklichkeit geschickte Antwort: „Dann ja, wenn Gott es will, und wenn's der Glaube gibt; denn wie in der Bibel steht: der Glaube allein macht selig.“ —

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber Volkssagen der Litthauer.

Uebergehen kann ich nicht einen andern Theil der litthauischen Volkspoesie, nämlich die in dem Munde des Landmanns leben-

den Sagen, die sich an einzelne Orte des Landes, namentlich der Tilsiter Gegenden, knüpfen. Es befinden sich nämlich in jenem sonst flachen Lande mehrere einzeln stehende, mehr oder minder steile Hügel, die sich in einem nicht großen Umkreise um den auf dem rechten Memelufer liegenden Berg Rombinus reihen, und im Munde des Volks als Schloßberge bezeichnet werden, auf welchen heidnische Burgen der Vorfahren standen, die von dem deutschen Orden, seine Raub- und Mordlust unter dem Mantel der Religion verhüllend, mit Feuer und Schwert erobert und zerstört wurden. Daß wirklich auf diesen Höhenpunkten Burgen gestanden, ist aus der Geschichte des Landes erwiesen, und Mauerreste, wenn auch nur wenige und unbedeutende und größtentheils von der Oberfläche des Berges bedeckt, bestätigen dieß. Von allen diesen Hügeln hat man eine anmuthige Aussicht auf das fruchtbare, gesegnete Land, so daß man den Erbauern jener erhabenen Wohnsitze Geschmack an Naturschönheiten nicht absprechen kann.

Es mögen nun wohl schon beinahe zwanzig Jahre verflossen seyn, als ich zum erstenmal jene Gegend besuchte und eben jene Schloßberge die Phantasie des Knaben um so mehr beschäftigten, als für mich der Kreis des Interessanten damals noch beschränkt war. Ein alter Bauer in dem höchst romantisch am Niemenufer gelegenen, und durch seinen Besitzer verschönerten Dorfe Ober-Eyffeln bei Ragnit, der sich unsrer Reisegesellschaft als freiwilliger Cicerone beigesellt, wußte fast von jedem der von dort aus zu erblickenden Hügel anmuthige Sagen in schlichter Rede mitzutheilen, die in der langen Reihe von Jahren, wenn auch aus meinem Gedächtniß nicht ganz entschwunden, so doch unter einander verschmolzen waren, daß sie eine nur unsichere Erinnerung zurückgelassen hatten. — Indem ich an vorliegenden Skizzen arbeite, kommt mir ein, in einer zu Königsberg erscheinenden Provincialzeitschrift erschienener Aufsatz zu Gesicht, der denselben Gegenstand — die Sagen des preußischen Litthauens — behandelt, und der mir das, dessen ich mich nur noch schwach erinnerte, wieder frisch ins Gedächtniß zurückrief und mir Gelegenheit gibt, wenigstens eine dieser mir am interessantesten erscheinenden Sagen mitzutheilen.

Südlich, in geringer Entfernung von Tilsit, erstreckt sich längs des in den Niemen (Memel) fallenden Flüßchens, die Tilzele, ein isolirter Bergrücken, aus welchem drei höhere Häupter hervorragen, von welchen sich vor dem Auge ein liebliches Landschaftsbild mit den Thurmspitzen der Stadt und der jenseits der Memel liegenden Niederung im Hintergrunde entfaltet. Die westlichste der drei Bergkuppen heißt der Wilmantis, an dessen Fuße die Tilzele vorüberströmt, und jenseits welcher das litthauische Dorf Wilmantinen liegt.

Ein in alter Vorzeit lebender Fürst des Landes Ragnit hatte — wie nun die Sage erzählt — drei Riesensöhne: Tilzatis, Rombinus und Wilmantis, die jene drei Bergspitzen als Rasenbänke benutzten, auf denen sie oft traulich bei einander saßen. Dann bauten sie sich drei Schlösser, und zwar, um am Morgen und Abend aus den Fenstern sich die Hand zum Gruß reichen zu könn n, jede von dem andern nur eine Meile weit entfernt. Tilzatis erwählte dazu die Stelle, wo das jetzige Tilsit liegt; Rombinus den nach ihm genannten steilen Berg am rechten Ufer der Memel, und Wilmantis den erwähnten dreifach gespitzten Berg. Dort lebten die drei Brüder in Eintracht und Liebe, durch Feste, an denen die ganze Umgegend Theil nahm, sich das Leben angenehm machend. — Aus der Fremde, wohin sie vor Erbauung der Schlösser gezogen waren, hatte Wilmantis eine Glocke mitgebracht, die er in dem östlich gelegenen Hügel, der noch heute die Todtenuhr heißt, aufhängte. Kranken, die den Hügel um ihre Zukunft befragten, gab die Glocke tönende oder schweigende Antwort, die erstere bedeutete Tod, die zweite Leben, und noch jetzt verkündet ihr Klang um Mitternacht, daß Jemand der nahen Anwohner aus dem Leben geschieden sey.

Wilmantis hatte eine Tochter, Wilmantina, gut gleich ihm, aber eben solche Riesin, wie der Vater, und dazu muthwillig wie ein junges Füllen. Oft, wenn sie von Spaziergängen zurückkehrte, brachte sie in ihrer Schürze Kuh- und Schafheerden, Ochsen sammt den Pflügen heim, die ihre riesige Hand unterwegs als willkommenes Spielzeug aufgelesen hatte. Dann bedeutete sie der Vater, daß sothane Geschöpflein nicht Ameisen, sondern Thiere der Menschen wären, mit welchen man nützlichen Feldbau betreibe, und solches einsehend, befleißigte sich nun das Töchterlein selbst mit vielem Eifer der Landwirthschaft, an der sie große Freude fand und durch welche sie große Reichthümer gewann. Eine große Fertigkeit besaß sie in der Zubereitung großer, viereckiger Schmandkäse (Schmand, Provincialismus für Sahne, Rahm), mit welchen sie die Gäste bei Festen freigebig zu bewirthen pflegte. Die Bereitung dieser Käse betrachtete sie aber als ihr Geheimniß, das sie später nur ihrer Freundin Birjohla mittheilte, weßwegen sie von neidischen Nachbarn mit dem Spitznamen „die Schmandprinzessin" belegt wurde. Ueber solchen Spott wurde die Jungfrau, als er ihr zu Ohren kam, zornig, und beschloß sich an denen, die solchen Namens sich bedienten, zu rächen. Sie veranstaltete zu dem Ende ein Fest, zu welchem alle Leute der Umgegend geladen wurden. In der Nähe der Burg stellte sie Dienerinnen auf welche die Ankommenden fragen mußten, von wem sie eingeladen wären; diejenigen, welche antworteten: „von Wilmantina," wurden ins Schloß, die aber welche sagten: „von der Schmandprinzessin," in den Garten geführt. In diesem lagerten sich die Gäste, und bald erschien Wilmantina, eine vollgepackte Schürze mit ihrem Käse und unter dem Arme ein Faß köstlichen Getränkes tragend, legte es in der Versammlung nieder, bat, zuzulangen und entfernte sich dann, um, wie sie sagte, die andern Gerichte zu holen. Das Riesenfaß lockte die Durstigen, und man beschloß zu trinken. Wie aber zu dem vom Boden unerreichbaren Zapfen des Fäßleins kommen? Man versuchte es auf allerlei Art, kletterte wie auf Stufen auf die Tonnenreife, — alles vergebens! Endlich rieth dann ein Kluger, von Käsen eine Treppe bis zu dem Zapfen zu bauen, was denn auch sogleich begonnen wurde. Nun ist der Bau fertig, Alles drängt sich auf die Stufen, — da bricht der Käse zusammen, und die Trinklustigen liegen unter den weichen Trümmern, der sehnlichst erstrebte Zapfen in unbeweglicher Ruhe hoch über ihnen. Nun kehrt

Wilmantina zurück, scheinbar verwundert über den bunten Wirrwarr und fragend: wie das zugegangen? worauf sie von einem der Daliegenden in verdrießlichem Tone Aufschluß erhält. — „Beruhigt euch!“ antwortet sie, „beruhigt euch! ich will es euch leicht machen, und ihr sollt im Ueberflusse zu trinken haben.“ — Mitten in dem Gewühle der Menschen stehend, dreht sie sich jetzt lachend auf der Ferse des einen Fußes im Kreise herum, wodurch in dem Boden eine trichterförmige, große Grube entsteht, an deren sandigen, lockern Seiten alle Gäste in die Tiefe hinabrutschen, und sich vergeblich bemühen, wieder herauszukommen. Nun ruft sie höhnend aus: „Kennt ihr die Schmandprinzessin?“ und dreht den Zapfen des Fasses auf, der gerade über der mit Menschen gefüllten Grube sich befindet. Der Inhalt des Riesenfasses braust, gleich einem Wasserfalle, in das Erdloch hinab, und droht, die gedemüthigten, hülferufenden Spötter zu ersäufen. Dann, als sie sich eine Weile an der tragikomischen Scene ergötzt, dreht Wilmantina den Zapfen wieder zu, und zieht mit ihrem Zeigefinger aus der Grube eine Rinne durch das Erdreich, damit die Flüssigkeit Ablauf habe, wie man noch heute sie sehen kann; es ist das Flüßchen Tilzele. Den Gästen war auf solche Weise das Fest sehr zuwider geworden, so daß sie, ohne weiter einen Schmaus zu verlangen, eilig den Staub von ihren Füßen schüttelten und in voller Hast davon rannten. — „Ihr habt ja euren Käse vergessen,“ rief die Riesin, ergriff mit ihren etwas großen Händen den auf der Erde liegenden Vorrath, ballte ihn zu einem kolossalen Klumpen zusammen, und warf diesen mit solcher Gewalt den Laufenden im Bogenwurfe nach, daß er, als er zu Boden fiel, bald in die Erde sich eingrub. Von der Zeit an, wagte kein Spötter mehr, von der „Schmandprinzessin“ zu reden, sondern bei allen hieß die Riesin nur die „schöne Wilmantina.“

Die jetzt noch sichtbaren Ueberbleibsel jener sagenhaften Begebenheit sind: einmal der treffliche Tilsiter oder Birjohler Käse, der am schmackhaftesten — das warum? ist selbst jetzt noch ein Geheimniß, wie damals das der Wilmantina, — in dem Gute Birjohlen, das seinen Namen wohl von der oben erwähnten Freundin der Riesin führen mag, zubereitet wird, und in Berlin selbst die Tafel des Monarchen als Delicatesse ziert. Ferner strömt aus der durch einen Fingerzug Wilmantina's gebildeten Tilzele noch immer, wenn auch keine kostbare Flüssigkeit, so doch reines Wasser. Auch liegt an der Landstraße ein, bereits durch Absprengen sehr verkleinerter, doch immer noch 20 Fuß langer, 18 Fuß breiter und 12 Fuß hoher, aus verschiedenen Farbenschichten zusammengesetzter Granitblock, der nichts Anderes als der durch die Zeit versteinerte Käseklumpen seyn soll. Der östliche Hügel birgt auch ein ziemlich regelmäßiges Fundament, aus dessen Steinen die dortigen Bauern Silber gemacht haben, indem sie einen Theil derselben zum Baue der nahen Chaussée verkauften. In dem mittleren aber ruht ein Schatz, wie höchst glaubwürdige Nachrichten der umwohnenden Landleute bezeugen, der sich um Mitternacht häufig durch eine Flamme andeutet, der aber, obgleich danach gegraben, außer einigen Zierrathen, Ringen und Spangen aus heidnischer Vorzeit, noch nichts zu Tage geliefert hat.

Ob übrigens die sichtbaren Ueberreste der kleinen litthauischen Sagenwelt bis auf sehr späte Zeit sich erhalten werden, steht dahin, da bereits im Jahre 1835 der südliche Theil des hart am Memelstrom gelegenen, 130 Fuß über dem Flußspiegel erhabenen Rombinus-Berges unter donnerähnlichem Getöse und heftiger Erschütterung der Umgegend urplötzlich in die Tiefe hinabstürzte, so daß der abgerissene Bergtheil, der ungefähr 1000 Fuß lang, 50 Fuß breit und 80 Fuß hoch war, den nächsten Theil des hier sehr tiefen Flußbettes zu einem 20 Fuß hohen Damm umbildete. So scheint selbst die Natur jene Wundermährchen glücklicherer entschwundener Zeit aus dem Gedächtniß verwischen zu wollen, — doch lebt das Wort wohl länger von Mund zu Munde fort, und wehrt dem Verklingen jener volksentsprossenen, charakterbezeichnenden Sagen.

Miscellen.

Literatur des amerikanischen Westens. Das United States Magazine (Junius 1839) zeigt eine zu Pittsburg erscheinende und bloß der „Entwicklung der jungen Talente des Westens“ gewidmete Zeitschrift, Western Literary Examiner betitelt, mit folgenden Worten an: „Mit dem aufrichtigsten Vergnügen beachten wir jede Andeutung eines wachsenden literarischen Geistes in den reichen, weiten Regionen unseres Westens, denn hier muß die ächte und unvermischte amerikanische Literatur sich erheben. Wir kümmern uns wenig um die mannichfachen Schattirungen der jetzigen Politik, und beachten nur die großen Resultate für das künftige Geschick des Landes und des Menschengeschlechts, die ein so durchgängig demokratischer Geist am Ende hervorbringen muß. Eines der frühesten Resultate muß eine gesunde, reiche und originelle Literatur seyn, „keine solche, wie Europa sie hegt in seinem Verfall,“ sondern eine solche, die ihre Kraft und Nützlichkeit aus der edelsten Entwicklung des menschlichen Verstandes zieht.“ Es sind diese Bemerkungen besonders darum zu beachten, weil dasselbe Blatt früher selbst eingestand, daß die Literatur des amerikanischen Ostens im Grunde nur ein blaßes Abbild der europäischen sey.

Thee in den Nilgherries. Eine Madras-Zeitung stattet einen sehr günstigen Bericht ab über eine Theepflanzung, die von einem Franzosen, Namens Perrotet, in diesem hochgelegenen Theile Indiens unterhalten wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 123** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Volupté.** Von Sainte-Beuve. — **Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Schluß.) — **Gedichte von Madame des Bordes-Valmore.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 November 1839.

Volupté.

Von Sainte-Beuve.

Der Verfasser des oben genannten Romans ist unsern Lesern schon bekannt, theils als Dichter, theils als geistreicher Kritiker, und wir glauben Dank zu verdienen, wenn wir sie auch mit diesem, schon im Jahr 1834 erschienenen Werke bekannt machen. Zur Charakterisirung Sainte-Beuve's, welcher in der heutigen französischen Literatur einen der ehrenvollsten Plätze einnimmt, und ebenso durch seinen Charakter wie durch seine literarische Wirksamkeit ausgezeichnet dasteht, schicken wir das Wesentliche dessen voran, was K. Dr. Mager in seiner Geschichte der französischen Nationalliteratur neuerer und neuester Zeit über diesen Autor sagt.

„Mehr als irgend ein Schriftsteller will Sainte-Beuve studirt, will sein Gemüth durchforscht seyn. Um ihn hochzuachten und zu lieben, dazu bedarf es wenig; ihn ganz zu kennen ist schwieriger, denn es gibt wenige so vollständige Menschen wie dieser, und der Dichter, der Kritiker ist von dem Menschen nicht verschieden; Sainte-Beuve ist stets und überall subjectiv wahr. Summiren wir die hervorstechendsten Qualitäten von Sainte-Beuve, so fällt uns zuerst der idyllische Zug auf, der Geschmack am Kleinen, Gewöhnlichen, die bürgerliche Genügsamkeit. Sainte-Beuve ist kein Meer mit gewaltigen Stürmen, kein Strom mit prächtigen Wasserfällen; er ist ein stiller, ruhiger, klarer See, dem man sich sorglos anvertrauen kann. Er gleicht dem deutschen Dichter Salis. — Dann seine Abnegation, seine Liebesfähigkeit, sein Enthusiasmus und seine Sagacität. Sainte-Beuve hat sich seit fünfzehn Jahren die Kritik zum Hauptgeschäft gemacht — eine Kritik, die einzig in ihrer Art ist. Seine eignen poetischen Arbeiten hintansetzend, hat er keine andere Sorge gehabt, als wie er allen auftauchenden Talenten Rath, Beifall, Anerkennung und ein Publicum schaffen möge. Wie viele Undankbare der unermüdliche Kritiker auch gefunden hat, er wird nicht müde; er sagt, was er für Wahrheit hält, weil es seine Natur, sein Leben, seine Freude ist, denn nichts macht ihm mehr Freude, als wenn er einen neuen Poeten ankündigen, wenn er dem Publicum eine liebevolle Naturgeschichte eines neuen Talents, eines neuen Buchs machen kann. Und dabei ist gar nicht nöthig, daß der zu besprechende Autor mit ihm sympathisire; der Kritiker hat das seltne Talent, ins tiefste Innere der verschiedenartigsten Individualitäten hinabzusteigen; er studirt Diderot und Ballanche, George Sand und Lamartine, Corneille und Millevoye und bringt die Schätze ihres Innern mit gleicher Liebe zu Tage. Damit Sainte-Beuve liebe, braucht es nicht mehr, als daß er einen Menschen treffe (wo er nicht liebt, da ist seine Kritik ganz unzureichend), und er ist so freundlich gesinnt, daß er alle schreienden Partien in den Individualitäten, womit er sich beschäftigt, fast unwillkürlich, ohne es zu wissen und zu wollen, mildert.

Daß aber der Gründer der psychologischen Kritik mit fast gleicher Liebe so heterogene Naturen erforschen kann, dazu trägt, außer seiner Lust an dieser angewandten Psychologie, vorzüglich sein Kunstgefühl bei. Sainte-Beuve ist wesentlich Künstler. In der letzten Zeit hat er sich zwar mehr mit dem Inhalt als mit der Form der von ihm beurtheilten Werke beschäftigt, doch steht zu hoffen, daß er seiner ersten Periode, wo er hauptsächlich auf das formelle, auf das eigentlich ästhetische, weniger auf das moralische und religiöse Element in den Büchern sah, nie ganz untreu werden wird. Freilich fehlt es bei alle dem Sainte-Beuve an einer genügenden ästhetischen Theorie; wenn er die Form, Metrum, Styl verläßt und auf die großen ästhetischen Probleme kommt, so muß er sich von seinem glücklichen Instinct leiten lassen; denn der Geschmack, wie ihn Sainte-Beuve hat, ist der Instinct des Schönen und Wahren; des Guten und Heiligen, fügen wir hinzu. Sainte-Beuve hat sich auch in früher Jugend in den Strom des Lebens gestürzt, und das Glück gesucht wo es nimmer gefunden wird. Er hat sein Herz an das Vergängliche, Unbeständige, wesentlich Treulose gehängt; sein Geist hat sich auf verschiednen Bahnen des endlichen Wissens versucht. Nirgends Beruhigung und Genüge findend, hat er lange gelitten; dann hat er in einer

Digitized by Google

Religiosität, die man eine katholische nennen könnte, wenn sie nicht eben so sehr eine evangelische heißen könnte, einen festen Punkt gefunden. Der eigentlichen wissenschaftlichen Philosophie ist Sainte-Beuve nie nahe getreten. Er hat sich mit allgemeinen Vorstellungen, wie sie etwa Rousseau hatte, begnügt, zu diesem Rousseau'schen Element aber den katholischen Liberalismus, die moralische Austerität der frommen Jansenisten von Port-Royal und endlich die Ascese Fenelons, des heiligen Franz von Sales, des Thomas a Kempis gefügt. Das ist freilich nicht auf einmal geschehen, und man kann ziemlich deutlich drei Phasen in Sainte-Beuve's Seelenleben unterscheiden: in der ersten war er sentimental; in der zweiten hatte seine Religiosität eine, Neubekehrten eigenthümliche, Wärme, zugleich aber eine Neigung, nur auf die dunkle Seite, auf die Leiden dieses Lebens zu reflectiren; jetzt ist er, höchst liebenswürdig, in der zweiten Jugend, in jenem kräftigen Mannesalter, wo man wieder heiter, wahrhaft heiter seyn kann, weil man das Leben endlich versteht.

Sainte-Beuve kam nach vollendeten Gymnasialstudium nach Paris, um Medicin zu studiren, fand aber keinen Geschmack daran, und zudem widerte ihn der Materialismus der Professoren an; er fühlte sich zur Poesie hingezogen und widmete sich dann der Literatur. Er trat zuerst im Globe auf und wurde einer der thätigsten Mitarbeiter dieses Journals (1825 — 1820), das zuerst eine doctrinäre Mitte zwischen dem Classicismus und Romanticismus zu halten suchte. Sainte-Beuve wurde V. Hugo's Freund, und bald der Kritiker, der Philologe, der Gelehrte des Romanticismus. Er unternahm es, historisch die Berechtigung der neuen Poetik nachzuweisen, studirte die vorclassischen Poeten des sechzehnten Jahrhunderts, und schrieb die im Tableau de la poésie française du XVI. siècle gesammelten Artikel. Nachdem bewiesen war, daß der Romanticismus nur eine Verjüngung und Fortsetzung des französischen Mittelalters sey, galt es, sich mit dem Publicum über die Natur und den Werth der Literatur der classischen Periode zu verständigen, Corneille, Racine, Molière, Boileau, Diderot, J. B. Rousseau und Andere zu beurtheilen. Hiebei hatte er zwei feste Punkte: den Romanticismus des 16ten und den des 19ten Jahrhunderts. Aber deßwegen ist er nicht ungerecht gegen Schriftsteller, welche mit keiner dieser beiden Erscheinungen im Zusammenhang stehen; im Gegentheil assimilirt er sich so sehr, geht so sehr in den Autor ein, mit und in dem er einige Wochen lebt, daß man ihm eher zu große Nachsicht vorwerfen kann. In seinem Styl selbst wechselt er, so sehr steht er unter dem Einfluß seiner Autoren.

(Fortsetzung folgt.)

Oliver Twist von Dickens (Boz).

(Schluß.)

Endlich wird die Schuld der Verworfenheit, gepaart mit der Verzweiflung der Feigheit, veranschaulicht in der Gestalt des ruchlosen Juden Fagin, in dem Capitel, welches die Ueberschrift führt: des Juden letzte Nacht.

„Der Gerichtssaal war zum Ersticken gefüllt — kein Auge, das nicht auf den Juden geheftet gewesen wäre. Der Richter resumirte der Jury. Mit größter Spannung horchend stand Fagin da, die Hand am Ohr, um kein Wort zu verlieren. Bisweilen blickte er scharf nach den Geschwornen hinüber, die Wirkung auch nur des kleinsten ihm günstigen Worts zu erlauschen — bisweilen angstvoll nach seinem Anwalt, wenn die Rede in furchtbarer Klarheit wider ihn zeugte. Sonst aber regte er weder Hand noch Fuß, und verharrte noch in der Stellung des angstvoll Horchenden, nachdem der Richter seinen Vortrag längst beendigt. Ein leises Gemurmel rief ihn zum Bewußtseyn zurück. Er hob die Augen empor und sah die Geschwornen miteinander berathen. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, und man flüsterte schaudernd miteinander. In keinem Antlitz vermochte er auch nur das leiseste Anzeichen von Mitleid zu lesen; Alle schienen mit Begier seine Verurtheilung zu fordern. Abermals trat eine Todtenstille ein; die Geschwornen erbaten sich vom Richter Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen.

Er forschte, als sie, einer hinter dem andern, hinausgingen, in ihren Mienen, wohin wohl die Mehrzahl sich neigen würde; aber vergeblich. Der Kerkermeister berührte ihn an der Schulter. Er folgte ihm mechanisch in den Hintergrund der Angeklagtenloge und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den jener ihm wies; denn er hätte ihn sonst nicht gesehen. Er schaute abermals nach den Zuschauern. Einige aßen und andere wehten sich mit ihren Tüchern Kühlung zu. Ein junger Mann zeichnete sein Gesicht in eine Brieftafel. Fagin dachte, ob die Zeichnung wohl ähnlich werden möchte, und sah zu, als der Zeichner seinen Bleistift spitzte, wie es jeder unbetheiligte Zuschauer hätte thun können. Er wendete sich nach dem Richter und beschäftigte sich mit dessen Anzug, von welchem Schnitt er wäre und was er wohl kosten dürfte und dgl. Trotzdem war freilich sein Gemüth keinen Augenblick von dem peinigenden und niederdrückenden Gefühl frei, daß sich das Grab zu seinen Füßen öffne; es schwebte ihm fortwährend vor, aber undeutlich und unbestimmt, und er vermochte seine Gedanken nicht dabei festzuhalten. Unstät schweiften seine Gedanken zwischen den geringfügigsten Gegenständen und den Schrecknissen des Galgens und Schaffots hin und her. Endlich ward Stille geboten — die Jury kehrte zurück und ging dicht an ihm vorüber. Die Gesichter der Geschwornen waren wie von Stein, er vermochte nichts darin zu lesen. Es trat eine Stille ein — vollkommen — athemlos — „Schuldig!" Ein lauter Beifall von innen und von draußen erfolgte. Er wurde befragt, ob er etwas zu sagen habe, weßhalb die Urtheilsvollziehung nicht statthaben möchte. Er hatte seine horchende Stellung wieder angenommen und blickte den Richter scharf an, der jedoch die Frage zweimal wiederholen mußte, ehe der Jude sie zu vernehmen schien, der endlich nur murmelte, er sey ein alter Mann — ein alter Mann — ein alter Mann. Seine Stimme verlor sich in ein leises Flüstern, und bald schwieg er ganz.

Der Richter setzte die schwarze Mütze auf, — der Verurtheilte stand noch immer da mit derselben Miene, in derselben Stellung. Die ernste Feierlichkeit des Augenblicks preßte einer

Frau einen Ausruf aus — er blickte hastig und lauschend empor — stand aber da gleich einer Marmorgestalt, obgleich der Ton alle Anwesenden durchbebte. Er blickte noch immer starr vor sich hin, als ihm der Kerkermeister die Hand auf den Arm legte und ihm winkte. Er sah ihn einen Augenblick wie betäubt an und gehorchte. Draußen wurde er mit Schimpfnamen, Geschrei und Gezisch begrüßt. Er schüttelte die Faust und würde die Nächststehenden angespieen haben, aber seine Führer drängten ihn rasch fort durch einen düstern matt erleuchteten Gang ins Innere des Gefängnisses, wo er durchsucht wurde, ob er keine Waffen oder Gift bei sich habe. Endlich brachte man ihn in eine Armensünderzelle und ließ ihn allein. Er setzte sich der Thüre gegenüber auf eine steinerne Bank, heftete die blutunterlaufenen Augen auf den Boden, und bemühte sich seine Gedanken zu sammeln. Nach einiger Zeit begann er sich einzelner Bruchstücke aus der Rede des Richters zu erinnern — aufgehangen zu werden am Halse bis er todt wäre, das war das Ende gewesen! — Es wurde dunkel, sehr dunkel, und er fing an aller derer zu gedenken, die er gekannt und die auf dem Schaffot gestorben waren, einige durch seine Schuld oder seinen Betrieb. Sie tauchten in so rascher Folge vor ihm auf, daß er sie kaum zu zählen vermochte. Er hatte mehrere von ihnen sterben sehen und sie verspottet, weil sie mit Gebeten auf den Lippen verschieden waren. Wie gedankenschnell sie aus starken, kräftigen Männern baumelnde Staubklumpen geworden waren! Die Zelle worin er saß, war vor vielen, vielen Jahren erbaut; Hunderte mußten ihre letzten Stunden darin verlebt haben — man saß darin wie in einem mit Leichen erfüllten Gewölbe — und viele derselben hatten wohlbekannte Gesichter — Licht! Licht! endlich erschienen zwei Männer, deren einer ein Licht brachte; sie sollten abwechselnd bei ihm bleiben.

Dann kam die Nacht — die finstere, schauerliche, schweigende Nacht. Andre Wachenden freuen sich die Kirchenglocken schlagen zu hören, die vom Leben zeugen und den nahenden Tag verkünden. Den Juden brachten sie zur Verzweiflung. Jedes Anschlagen des eisernen Klöpfels führte ihn zu dem Einen hohlen Schall — Tod! der Tag verging — Tag! da war kein Tag; er war so bald verschwunden als angebrochen, und abermals kam die Nacht — Nacht! So lang und doch so kurz; lang in ihrem schrecklichen Schweigen und kurz in ihren flüchtigen Stunden. Jetzt redete der Elende irre und stieß Gotteslästerungen aus — dann heulte er und zerraufte sein Haar. Ehrwürdige Männer seines Glaubens waren gekommen, mit ihm zu beten; allein er hatte sie mit Verwünschungen hinausgetrieben.

Sonnabend — nur noch eine einzige Nacht! und während er noch sann und sann: nur noch eine einzige Nacht! dämmerte es schon — Sonntag! Erst am Abend dieses schauervoll-bangen Tages ward seine verpestete Seele von einem vernichtenden Gefühl ihrer verzweifelten Lage ergriffen. Nicht daß er nur von fern eine bestimmte Hoffnung, Gnade zu erlangen, gehegt; er hatte es nur noch nicht über sich vermocht, den Gedanken, so bald sterben zu müssen, klar und deutlich zu denken. Er hatte wachend dagesessen aber geträumt. Jetzt sprang er von Minute zu Minute auf, und rannte mit keuchendem Munde und brennender Stirn in entsetzlichen Furcht- und Zorn- und Grimm-Ausbrüchen auf und nieder, daß selbst seine Wärter schaudernd vor ihm zurückbebten. Er kauerte auf seinem Steinbette nieder und dachte der Vergangenheit. Er war bei seiner Verhaftung verwundet worden, und trug deßhalb ein leinenes Tuch um den Kopf. Sein rothes Haar hing auf sein blutloses Gesicht herunter; sein Bart war zerrauft und in Knoten gedreht; aus seinen Augen leuchtete ein schreckliches Licht; seine ungewaschenen Glieder bebten von dem in ihnen brennenden Fieber. Acht — neun — zehn! Wenn man die Glocken nicht vielleicht schlagen ließ, bloß um ihn mit Schrecken zu erfüllen, wenn sie die einander auf den Fersen folgenden Stunden wirklich anzeigten — wo mußte er seyn, wenn sie abermals schlugen? Eilf! Noch ein Schlag, ehe die Stimme der letzten Stunde verklungen war! Um acht Uhr war er, wie er sich selbst sagte, der einzige Leidtragende in seinem eignen Grabgefolge; um eilf — — — Er saß auf seinem Bette, wiegte sich hin und her, und sein Gesicht glich mehr dem eines eingefangenen wilden Thiers, als dem eines Menschen." —

Niemand wird das Treffende und Ergreifende, das Erschütternde des einen Theils dieser Schilderungen, und das Rührende der andern verkennen und läugnen; es ist ein Leben, eine Wahrheit, eine Frische darin, welche macht, daß man sie mit Interesse liest, so oft auch schon ähnliche Gegenstände behandelt worden sind. Am glücklichsten scheint uns der Verfasser in der Schilderung einzelner psychologischer Situationen und Zustände zu seyn, die er mit einem wahrhaft dramatischen Talent veranschaulicht. Auch seine Personen im Ganzen werden einem anschaulich, aber wir vermissen an seinen Charakteren, daß er zu wenig ihre Geschichte, ihre Entwicklung, sondern meist nur das fertige Product gibt. Seine Personen sind, so zu sagen, prädestinirt, entschieden bös oder entschieden gut zu seyn und zu bleiben. Wie interessant wäre es gewesen, wenn er näher darauf eingegangen wäre, ein Bild von der geistigen und gemüthlichen Entwicklung seines Helden, Oliver, unter den nachtheiligen, niederdrückenden Einflüssen seiner trübseligen Kindheit und Jugendjahre in der Armenanstalt zu geben, zu zeigen, wie er trotz aller Gefahren unschuldig und gut geblieben, wie seine Begriffe von Recht und Unrecht sich entwickelten, seine Gefühle doch ausgebildet wurden — aber von alle dem findet sich nichts; Oliver tritt als Held des Romans auf, als ein durch und durch guter, unverdorbener, edler Knabe, — weil er es einmal von Natur ist und seyn soll. Kaum daß sich je in ihm eine Bitterkeit regt. Daß eine solche Entwicklung unter solchen Umständen möglich sey, wollen wir nicht geradezu bestreiten, wiewohl es der schwachen menschlichen Natur sehr geschmeichelt ist, aber dann hätte der Verfasser die Möglichkeit in diesem einzelnen Fall auch sorgfältiger begründen sollen. Dazu aber scheint sich Dickens, auf komische oder pathetische Effecte bedacht, und durch seine schnell errungene Popularität vielleicht auch hiezu gleichsam genöthigt, nicht die Zeit nehmen zu können oder zu wollen. Da wo Oliver in die Jünglingsjahre, in eine neue Krisis, tritt, hört die Geschichte

auf; und freilich darf man nach dem Bisherigen keck darauf schwören, daß er jede Versuchung als ein unverwundbarer Held besteht, er, der in der Wiege schon die giftigen Schlangen der Armuth und der schlimmen Gesellschaft erdrückt hat. Auch von den Bösewichtern erfahren wir nicht, wie sie es geworden; Fagin, Sikes u. A. erscheinen als Ungeheuer, — und freilich lehrt die Erfahrung, daß es dergleichen gibt, aber ein Autor wie Dickens hatte die Aufgabe, die Elemente, in der Gesellschaft sowohl als in der menschlichen Natur, anzugeben, aus welchen sich eine so kolossale Verworfenheit entwickelt. Wenn Dickens, wie wir zu seiner Ehre glauben, auch eine moralische Wirkung mit seinen Schriften beabsichtigt, so muß er nicht bloß das Verbrechen, die Sünde abscheulich und mit lebensvoller Wahrheit schildern, daß die Leser sich entsetzt davon abwenden und sich glücklich preisen, daß sie nicht auch so sind; sondern er muß die Keime und Wurzeln des Bösen erforschen und bloßlegen, und zeigen, wie theils die Uebelstände des socialen Lebens, welche eine, wenn gleich unwillkürliche Schuld der Gesammtheit ausmachen, theils die in der menschlichen Natur überhaupt liegenden Neigungen und Triebe, bald mehr durch unglückliche äußere Umstände, bald mehr durch eigene Freiheit oder durch Leichtsinn, zu schlimmen Angewöhnungen, Lastern und Verbrechen führen, deren reife Frucht freilich kaum mehr als menschlich, sondern als teuflisch erscheint, die aber der einsichtsvolle Autor dennoch so behandeln soll, daß der Leser im Spiegel seiner Darstellung immer noch das Menschliche erkennt, und nicht bloß zum Abscheu, sondern auch zur Wehmuth und Sympathie gestimmt wird.

Gedichte von Madame des Bordes-Valmore.

Leben und Tod des Taubers.

Das ist der Tauber dort, der Waldestaube Gatte,
Gerichtet ist zu ihr sein Flug, der nimmer matte,
Er rastet nirgends, dem Nest seiner Liebe treu,
Weil Feuerflügel ihn erwärmen immer neu.

O laßt sie, deren Herz Ein Pulsschlag setzt in Flammen!
Wie ein Goldfaden schlingt ihr Leben sich zusammen;
Er zieht sich durch die Welt und alle ihre Noth;
O löst den Faden nicht! es wär' der Treuen Tod!

Nichts wollen sie für sich als etwas Licht und Schatten,
Ein Plätzchen nur am Bach, welcher das Herz erfrischt;
Ein Nestchen zwischen Erd' und Himmel, wo den Gatten
Im holden Dunkel sich des Glücks Empfindung mischt.

Wenn du nicht schweben mehr über des Meeres Borden
Der Taube Männchen siehst, schneeweiß im Sonnenstrahl!
So wähne mindstens nicht: eines sey treulos worden!
Sie lieben ewig, doch sie lieben nur einmal!

O folg' der leisen Spur auf heimlichen Zugängen
Zum Nest, das dann ein Sarg ein traurig Schauspiel hehlt:
Dort siehst vier Flügel du über zwei Herzen hängen,
Die, nieden ausgelöscht, dort neue Gluth beseelt!

Schläfst du?

Und schläfst du denn in dieser Nacht der Wonnen,
Wo mich das Wasser sucht und flieht gleich dir?
Wo du mein lang sich sträubend Herz gewonnen; —
O schlummerst oder träumest du von mir?

Entwirrst du dir die süßen Heimlichkeiten,
Für deren Gluth nicht unser Herz hat Raum,
Womit so lang wir unsre Lieb' entweihten —
Bekennst du sie zu meinen Knie'n im Traum?

Darf deiner kühnen, trauten Stimm' ich lauschen
Im Säuseln, das die Blumen zittern macht?
Nein, 's ist des Abends wohllautvolles Rauschen;
Noch keinen Trost hat mir dein Hauch gebracht.

Oh! immer diese Herrschaft dir bewahre
Ueber die Liebe, die Verrath uns droht!
Doch hüt' dich auch vorm Leid, das ich erfahre!
Süß ist ihr Leid, obgleich es bringt den Tod.

Der Traum.

Es war ein Traum, er sprach zu mir!
O wie sein Ton so schmerzhaft klagte!
„Leb' wohl! sey glücklich!“ dieß nur sagte
Und dann entschwand er weg von hier.

Ich sah ihn fern, einsam, mich grüßen;
Und Blumen wies er mir von dort.
Ich hielt mich kaum auf meinen Füßen;
Thränen erstickten mir das Wort.

Zu ihm den Flug die Seufzer nahmen;
Wasser verschlang der Pfade Spur;
Ich hauchte tonlos seinen Namen;
Mich selber schluchzen hört' ich nur.

Er sah sich um, weinte, blieb stehen:
„Du willst es,“ sprach er; „sey es so!“
Flügel fühlt' ich mein Haupt umwehen —
Er war ein Engel und entfloh!

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Abreise aus Tebris. — Zug des Schahs nach Teheran. — Aufenthalt in dieser Hauptstadt.

Da ich zugleich mit dem Schah nach Teheran aufbrechen wollte, so rüstete ich mich zur Reise, kaufte für mich und meine Leute Pferde, schärfte bei jeder Gelegenheit meinen Säbel, brachte mein doppelläufiges Gewehr und meine Pistolen in Ordnung, bewaffnete auf gleiche Weise meinen Diener, und erwartete nun den Augenblick der Abreise. Aber dieser Augenblick wollte nicht kommen. Der Grund des Aufenthalts war das Geld, und man sah der Sache kein Ende ab. Inzwischen waren die Nachrichten aus den innern Provinzen Persiens nicht sehr tröstlich. Der Gouverneur von Masanderan, der Sohn des verstorbenen Feth Ali Schah und Oheim des jungen Königs, Mulk-Ara-Mirza, ließ sich zum König ausrufen; der zweite Oheim, Hussein Ali Mirza, der den Titel Ferman Fermai, „gebietender Gouverneur" von Schiras führte, folgte dem Beispiel seines Bruders, und regierte zu Schiras, in der vollen Ueberzeugung, daß sich bald ganz Persien ihm unterwerfen werde. Silli Sultan, unter dem Namen Adil *) Schah, hielt sich in Teheran, und dachte nicht an die Möglichkeit einer Niederlegung seiner Würde. Solchergestalt hatte man in Persien zu gleicher Zeit vier Schahs, einen in Tebris, einen in Teheran, einen dritten in Schiras und einen vierten in Masanderan. Die Wanderstämme, mit denen Persien angefüllt ist, benützten diese Unordnung, plünderten auf den großen Straßen die Reisenden und fielen die Karawanen an. Der Hauptschauplatz der Anarchie, der Unordnungen und Räubereien waren die Straßen zwischen Teheran, Isfahan und Schiras; Aderbeidschan blieb vollkommen ruhig. Aus allen diesen Gründen mußte Mohammed Schah eilen, Tebris zu verlassen. Endlich am 5 Nov. (1834) sollte aufgebrochen werden, da gute Leute Geld hergeschossen hatten. **)

Die Truppenabtheilung, welche die Hauptmacht des Schahs bildete, brach auf unter Anführung Sir Henry Bethune's, der den Dienst der ostindischen Compagnie verlassen hatte, um unter die Fahnen Mohammed Schahs zu treten. Sir Henry ist von höherem Wuchse als irgend ein mir bekannter Mensch, selbst als der persische Kaimakam, und kann sich auf Persisch verständlich machen, jedoch ziemlich schlecht. Sein Costume, als das des Oberbefehlshabers, war von seiner eigenen Erfindung, eine halb englische, halb Phantasieuniform, mit Gold gestickt, Generalsepauletten, ungeheure Couriersstiefel, weiße Pantalons, Cuirassierhandschuhe, ein galonnirter Hut mit einer langen, weißen Feder, ein krummer Säbel und goldene Sporen. In diesem Aufzuge nahm er sich unendlich komisch aus. In seiner Abtheilung befanden sich einige englische Officiere, eben so phantastisch gekleidet wie er. Einige Tage nach dem Ausmarsche Sir Henry Bethune's mit seiner siegreichen Armee bewegte sich auch Mohammed Schah von Tebris aus mit einem ungeheuren Gefolge, nämlich zwei Bataillonen und sechs Kanonen. Eine Krankheit erlaubte mir nicht, zu gleicher Zeit aufzubrechen, und ich konnte mich erst fünf Tage später auf den Weg machen. Sehr verdroß es mich, daß ich allein Sr. Majestät nachrennen mußte. Im fremden Lande ist das Alleinreisen ohnehin etwas Unangenehmes, wie weiß jeder, der sich in ähnlicher Lage befand; aber dem Schicksal gefiel es, Mitleiden mit mir zu haben, und es gab mir zwei Engländer zu Reisegefährten. Der eine, ein Capitän F., stand im Dienste des Schah, und führte zur Verstärkung der activen Armee eine Abtheilung unregelmäßiger Cavallerie heran, die er aus dem Afscharenstamme in der Nähe von Urumia zusammengebracht hatte. Der andere Reisegefährte war der Kaufmann B., der in Handelsgeschäften nach Teheran ging. Diese Gesellschaft, welche auf den ersten Blick interessant schien, zeigte sich in Wahrheit höchst langweilig. Die Mühe, sich zu verständlichen, — denn beide sprachen keine zwölf Worte französisch und ich nicht zwei Worte englisch, — das ewige Geschwätz des Capitäns über die verschiedenen Pferderacen und des Kaufmanns von der Güte der persischen Waaren im Vergleich mit den englischen, das großbritannische Phlegma und die ostindischen Mahlzeiten aus Gerichten bestehend, welche mit Pfeffer, Salz, Essig und ähnlichen Zuthaten

*) Nach andern Ali Schah. S. Nr. 297 v. d. J.

**) Namentlich England. A. d. U.

der Küche diesseits des Ganges wohl gewürzt waren — alles dieß hatte ich am dritten Tage unserer Reise so unmäßig satt, daß ich am vierten mein Gepäck, die Engländer und die Abtheilung Afscharenreiterei, welche wegen Erschöpfung der Pferde zu Fuße ging, zurückließ, und mit drei Bedienten vorwärts eilte.

Der Weg von Tebris bis Teheran ist so oft von Reisenden beschrieben worden, daß es eigentlich eine Gewissenssache ist, diese Gelegenheit zu ergreifen, um ihn nochmals zu beschreiben. Persien zerfällt, wie ein Schriftsteller sagt, in salzige Wüsten und in Wüsten ohne Salz. Ich folge dieser Eintheilung. Man muß wissen, daß man von Tebris bis Teheran 20 Mensilehs oder Stationen rechnet, und höchstens 100 Agadschen, d. h. 700 Werste, und daß auf dieser Strecke sich nur zwei Städte, Sengan und Kaswin, finden; alle andern Stationen sind in mehr oder minder bedeutenden Dörfern. So wollen wir uns darauf beschränken, die wichtigsten Punkte zu bemerken: unter den Dörfern verdient eines Aufmerksamkeit, nämlich Miana, das einige Reisende und Geographen, z. B. Kinneir, unter die merkwürdigsten Städte zwischen Tebris und Teheran rechnen. Es ist berühmt durch seine guten Teppiche und seine ungeheuren Wanzen, welche giftig sind und die Fremden nicht lieben, den Eingebornen aber keinen Schaden bringen. Auf der Gränze von Aderbeidschan und Chamsy, wo der Kaflan Koh sich hinstreckt, fließt der Kisil-Usen oder rothe Fluß. An einem Abhange des Kaflan Koh sieht man die Trümmer eines Wohnsitzes, welche Kys Kale, die Mädchenveste, heißt. Nach der Sage hat ein kriegerisches Mädchen, eine Art Jungfrau von Orleans, diese Veste gebaut, und sich mit einer kleinen Besatzung, man weiß nicht ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, darin gegen ihre Feinde behauptet.

Früh am Morgen des 24 Novembers, als ich mich von den Engländern verabschiedet hatte, verließ ich die Station Jermagoni, und ritt im Trabe fort nach der Stadt Sengan zu. Im Nachtlager hatte man mir gesagt, daß ich in der halben Entfernung zwischen Jermagoni und Sengan den Schah einholen würde. In dieser tröstlichen Hoffnung beschleunigte ich den Schritt meiner Pferde. Meine Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, denn angelangt an dem Orte, wo des Schahs Lager gewesen war, fand ich nichts als viel Stroh und erloschene Kohlen. Inzwischen bereitete mir der Himmel ein Fest: allenthalben sammelten sich Wolken, eine schwärzer als die andere, ein Wind erhob sich und es fiel ein Regen, daß nach einer halben Stunde auch nicht ein trockener Faden an meinem Leibe war. Der furchtbare Wind warf mich fast aus dem Sattel; ich mußte anhalten, da es zum Glück gerade einen steilen, ziemlich hohen Berg hinanging, wo ich ein Obdach finden konnte. Nachdem ich eine Viertelstunde hinter meiner Veste ausgeruht, machte ich mich, sobald das Wetter es gestattete, wieder auf den Weg. Dieser war durch den Regen so schlüpfrig geworden, daß die Pferde fast bei jedem Schritt ausglitschten. Nach 7 Stunden dieses ermüdenden Rittes zeigten sich endlich die Mauern und Thürme von Sengan. Der Schah befand sich dort, aber das Lager war jenseits der Stadt. Durch Sengan zu kommen, war keine leichte Sache, denn zurückgebliebene Soldaten, Gepäck, Kamele u. s. w. sperrten dermaßen die Straßen, daß man nicht vorwärts kam, und ich brauchte eine ganze Stunde, bis ich die Stadt hinter mir hatte. Jenseits derselben breitete sich die Ebene aus: in der Entfernung einer halben Werst erglänzten die Zelte, und, o Glücksfall, ich erblickte den russischen Adler auf der Flagge des bevollmächtigten Ministers; das Zelt des englischen Gesandten stand nicht weit davon. Hier war doch, Gott sey Dank, wieder Europa! Ein Stück trockener Schinken und ein Glas Portwein versetzten mich in Mohammeds Paradies.

Die Neuigkeiten, die ich in Sengan erfuhr, waren sehr bedeutend; die Zahl der Anhänger Mohammed Schahs wuchs mit jedem Schritt. Die irreguläre Reiterei, welche sich mit den Truppen des Schahs auf dem Wege vereinigt hatte, betrug gegen 6000 Mann und darüber; 14 Prinzen, Söhne des verstorbenen Schahs, befanden sich im Lager und stellten sich freiwillig unter die Herrschaft des jungen Monarchen. Aber die Schahs in Teheran, Masanderan und Schiras zeigten sich so hartnäckig wie früher, jeder in seiner Ecke. Silli Sultan schickte einen Brief um den andern an Mohammed Schah und den Kaimakam, versicherte sie seiner Wohlgeneigtheit, und lud sie ein, zu seiner Krönung nach Teheran zu kommen. Gerüchte gingen, er habe unter der Anführung seines Bruders Imam Werdi Mirza ein Heer ausgeschickt, das Mohammed Schah von Teheran zurückschlagen solle, wenn er es sich beigehen lasse, dahin zu marschiren.

Nachdem ich im Lager übernachtet, ging ich am andern Tage aus, um das Zelt des Schahs zu sehen; es ist so groß als ein ordentliches Haus und zerfällt in zwei Hälften: die eine dient als Schlafzimmer, die andere zum Empfang; die innern Wände waren mit Seidestoffen bekleidet, der Boden mit reichen Teppichen belegt. Das ganze Zelt war mit Leinwand umzogen, die auf hölzernen Rahmen aufgenagelt und innen mit Baumwollengeweben überzogen war, auf welchen Soldaten mit Gewehr und voller Armatur kunstreich auf rothem Felde abgebildet waren; neben dem Zelt stand eine Schildwache und in einiger Entfernung eine Art Ehrenwache.

In Sengan blieb man bis zum 27 November, und wartete schönes Wetter ab, eine gute Zögerungsursache für einen Menschen, der sich krönen lassen will, und dem jede verlorene Minute Sorgen, Blut und Menschen kostet. Am 27 brach man endlich auf, kam am Abend nach dem Dorf Sultanieh, einem durch die Trümmer einer berühmten Moschee merkwürdigen Orte. Diese Moschee übertrifft an Höhe und Umfang alle persischen Gebäude und kann sich mit den größten Gebäuden Europa's messen. Die ungeheure Kuppel ist von 12 Minarets umgeben, von denen nur noch drei ganz erhalten sind, während die übrigen mehr oder weniger von der Zeit gelitten haben. Ueber den Ursprung dieser prächtigen Moschee erzählte man mir Folgendes: Im 15ten Jahrhundert — ich entsinne mich nicht mehr in welchem Jahr — wollte Schah Chodabende, ein ausnehmend frommer Fürst, die irdischen Ueberreste Ali's aus Kerbela wegführen, und an einem Orte beerdigen, welcher würdig wäre, die Gebeine des „Freundes Allahs" aufzunehmen. Zu dem Ende

ließ er in Sultanieh eine ungeheure Moschee bauen. Als der Bau sich seinem Ende näherte, erblickte einst Chodabende Ali im Traume, der ihm befahl, seine Gebeine da zu lassen, wo sie jetzt ruhten; er dankte ihm für seine gute Absicht und kündigte ihm an, daß die prächtige Moschee, die er gebaut, sein eigenes Grab seyn würde, und daß er nach einem Jahre sterben werde. Chodabende, als ein frommer Mann, erschrack nicht vor dem voraus verkündigten Tode, wollte aber nicht an dem für den Heiligen bestimmten Ort begraben seyn, und baute zu dem Ende ein kleines Gebäude nicht weit von der Moschee, wo er denn auch wirklich begraben liegt. So wird an Ort und Stelle erzählt. Einige Theile des Baues zerfallen bereits, nicht nur durch die Einwirkung der Zeit, sondern in Folge der rohen Mißachtung, welche die Perser gegen die Denkmale ihres Alterthums hegen. Diese Moschee hätte sich wahrscheinlich viel länger erhalten, wenn Feth Ali nicht den Einfall gehabt hätte, in der Nähe ein Lusthaus zu bauen, das man in Wahrheit eine Mißgeburt der Architektur nennen kann. Die Materialien zum Bau des Palastungeheuers reichten nicht hin, und der Schah befahl, einen Theil der Mauer der Moschee abzubrechen, und die solcher Gestalt gewonnenen Steine und Backsteine zum Bau zu verwenden.

Jetzt ist nicht mehr viel von der prächtigen Stadt Sultanieh übrig, wovon frühere Reisende mit so großer Achtung sprechen: ein kleines Dorf und auf weiter Strecke verstreute Trümmer, das ist Alles. Wo ist die Stadt, welche 70,000 Einwohner in sich schloß? Die Ebene von Sultanieh ist in Persien durch ihre Weiden berühmt, und war der Sommeraufenthalt Feth Ali Schahs. Hier hatte Alerei Petrowitsch Jermolow eine Unterredung mit Sr. Majestät, und errang unter Anderem für die Russen das Recht, am Hofe in Stiefeln zu erscheinen. Die Engländer haben dieß Vorrecht nicht, und müssen jedesmal, wenn sie zum Schah gehen, nach der Sitte aller Perser, rothe Strümpfe und Pantoffeln anziehen.

Auf dem Wege machte ich die Bekanntschaft mit einem Sohne Feth Ali Schahs, dem Prinzen Melek Kasim Mirza, welcher ziemlich ordentlich Französisch spricht; er lernte es von einer gewissen Madame Lamariniere, einer alten Französin, welche schon über 16 Jahre in Persien lebt, und sich damit beschäftigt, vornehme Leute in ihrer Muttersprache zu unterrichten. Melek Kasim Mirza ist ein ziemlich verständiger Mensch, und wir lachten mit ihm viel über die Ordnung, in welcher die den Schah begleitenden Truppen einherzogen. Alles lief zerstreut umher; die Trommler hatten, um sich zu erleichtern, ihre Trommeln einigen Eseln aufgeladen, und ihrem Beispiele folgten mehrere Soldaten mit ihren Gewehren; die Reiterei, welche jeden Tag sich vermehrte, zog hinter dem Schah her in einem unendlichen Zuge; das Lärmen, Schwatzen und Schreien war furchtbar. Se. Majestät fuhr fast den ganzen Weg in einer Art Wagen, der nur mit Einem Pferde bespannt war, das ein reitender Stallknecht am Zügel führte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Montgomery's Reise nach Guatemala.

Hr. Montgomery, der von der Regierung der Vereinigten Staaten mit einer diplomatischen Sendung an die Regierung von Guatemala betraut wurde, hat die Ergebnisse seiner Reise veröffentlicht. Das Werk ist nicht reich an Localnachrichten als Dunns Skizzen aus derselben Gegend, die 1828 erschienen, doch findet sich manches Interessante über das Land, das in vielfacher Hinsicht beachtenswerth ist. Wir lassen einige Auszüge folgen, welche theils das Athenäum vom 19 October und das United States Magazine vom Junius d. J. mittheilt. Der Verf. landete zuerst in Balize, das mit seinem Flusse der Schlüssel für Centralamerika von der atlantischen Seite her und fast der einzige Communicationsweg mit Europa ist. Balize ist der Hauptort einer brittischen Colonie; der Verfasser beschreibt es in folgender Weise: „Die Häuser von Balize sind von Holz, mit hellen bunten Farben bemalt und in derselben Art wie die in England gebaut. Sie sehen recht gut aus, doch die kleinen Zimmer und engen Schiebfenster ohne Balcone sind keineswegs dem heißen Klima angemessen. Auch sind sie mit Hecken und Pallisaden umgeben, als fürchteten die Bewohner Einbruch. Hierin und in manchem andern Punkte überraschte mich das Festhalten an angeborne Gewohnheiten und Gebräuche, wie sehr sie auch im Widerspruche mit Klima und der Lage des Landes stehen. Man findet einige gute Gebäude im Orte, doch, glaube ich, alle von Holz: die vorzüglichsten sind der Justizpalast (Court House), das Regierungsgebäude und die Episkopalkirche. Die Bevölkerung, die zum großen Theil farbig ist, beläuft sich auf 6 bis 7000. Die Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Fällen von Mahagoniholz, dessen Ausfuhr den Haupthandel des Ortes bildet. Mehrere achtbare Handelshäuser aber führen englische Waaren ein, mit denen sie das Land versehen, das sie in großen Massen verbraucht, und dagegen Cochenille, Häute und Indigo eintauschen. — Der Hafen hat guten Ankergrund und wird von einer kleinen Batterie von zehn oder zwölf Kanonen geschützt, die auf einem mit dem Meer in gleicher Höhe liegenden Platz aufgeworfen ist, der wahrhaft englischer Boden genannt werden kann, da er in einem seichten Theile des Hafens von dem Ballast entstand, den englische Schiffe mitbrachten und hier auf Befehl des Gouverneurs ausluden. Im Durchschnitt liegen gewöhnlich zehn bis zwölf meist englische Schiffe im Hafen. Zwei oder drei Paketboote gehen regelmäßig zwischen dem Ort und landen. Die Lage von Balize könnte nicht ungünstiger seyn; es liegt in der Mitte eines Moores, das theilweise durch Abzugsgräben und Chausséen in festen Boden verwandelt ist, und ist einer der ungesundesten Orte der Welt. Fieber herrschen hier sehr häufig und richten große Verheerung unter den Fremden an. Auch das Wasser ist in den meisten Häusern sehr schlecht, und mit einer leichten gelben Farbe gemischt, da es vom Regen genommen wird, und erst über die Schindeldächer der Häuser läuft, ehe es in den Cisternen aufgenommen wird. — Die Garnison der Stadt besteht aus einem Regiment Schwarzer. Die Stelle eines Gouverneurs oder Superintendenten der Niederlassung nimmt ein Officier ein, der die Pflichten des ersten Civilbeamten mit denen eines Befehlshabers der Truppen vereinigt. Die Justizverwaltung ist sieben Richtern anvertraut, die jährlich gewählt werden."

Von Balize ging unser Verfasser in einem englischen Dampfboote

nach der Bay St. Thomas, an dem Punkte, wo der Fluß Izabal sich in den Golf von Honduras ergießt.

„Eine schönere und interessantere Ansicht, sagt er, als die, welche sich mir bei dieser Gelegenheit bot, habe ich selten gesehen. Die Bay von St. Thomas lag wie ein ungeheures Bassin vor mir, mit seiner glänzenden Spiegelfläche und dem klaren sandigen Grund, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, die damals gerade über die Gebirge aufstieg und einen Lichtstrom über Berg und Thal hingoß. Die Ufer der Bucht, die einen weiten kreisförmigen Bogen bilden, dehnten sich 20 Meilen weit aus. Das Land, mit üppigem Grün bedeckt, erhob sich höher und höher, wie es sich vom Wasser entfernte, bis es in einer Reihe aufstrebender Gebirge endigte und ein prächtiges Amphitheater bildete. Die Tiefe des Wassers war hinreichend für das größte Schiff, das je gebaut worden, und Raum genug vorhanden, um die ganze Schiffsmacht Großbritanniens vor Anker zu legen."

Dieser Platz scheint sich für einen großen Handelsplatz zu eignen. Die Natur hat Alles dafür gethan, doch ist er ganz vernachlässigt.

„Der Platz, erzählt Hr. Montgomery, ist fast eine vollkommene Einöde. Im Hafen lag außer uns kein einziges Schiff, auf der Küste war, außer ein paar elenden Hütten, kein Haus zu sehen. Diese Hütten waren der Anfang einer Niederlassung, welche die Regierung von Centralamerika entworfen, aber fast im Beginn wieder aufgegeben hatte, entweder aus Mangel an Mitteln oder an Kraft von Seite der Regierung, Gegenstände öffentlicher Wohlfahrt zu betreiben. Auch von einer Gesellschaft englischer Kaufleute wurde eine Niederlassung daselbst beabsichtigt, und deßhalb Vorschläge gemacht, mit dem Erbieten, eine Communication über das Gebirge nach dem nächsten Punkte der Straße zu öffnen, die vom Izabal nach der Hauptstadt führt. Aber dasselbe Mißgeschick, das alle Plane der Vervollkommnung in diesem Lande begleitet, ließ auch diesen Plan mißlingen; er wurde auf gleiche Weise aufgegeben."

In einer der obenerwähnten Hütten fand Hr. Montgomery einen Weißen — den einzigen am Ort — eine Art Robinson Crusoe.

„Er hatte einen Flaggenstock dicht bei seiner Wohnung aufgerichtet, und trug eine Cocarde als ein Zeichen seiner Autorität. Er erhielt von der Regierung einen jährlichen Gehalt von 800 Dollars, daß er dort bleibe, war aber, wie er sagte, jetzt ziemlich der Einsamkeit des Ortes und der Unbedeutenheit seines Amtes überdrüssig, und nahe daran, es aufzugeben. Seine Mobilien bestanden aus einem Rollbett, einigen Schemeln statt Stühlen und einem rohen Tisch aus ungehobelten Brettern. An den Dachbalken hing eine Hängmatte, in einem Winkel stand eine rostige Vogelflinte, in einem andern ein Fischernetz. Er besaß einige Ferkel und eine Menge Federvieh, das den Umkreis des Hauses inne hatte und darin ganz zu Hause war. Auch hatte er einen Küchengarten, in den ich blickte, und ihn wohl versehen mit Pisang, Kürbissen und andern Vegetabilien fand. In einer der größten Hütten oder vielmehr in einem großen Schoppen, der von in den Boden gerammelten Stämmen gestützt war, lag eine Menge Bretter und Schindeln, die die Regierung angeschafft und zur Errichtung von Häusern hieher geschickt hatte. Doch jetzt war keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieses Holz gebraucht würde."

Die Gesellschaft ging nun den Izabal hinauf, und kam bald an den großen See mit süßem Wasser, Golfo Dulce, an dessen einem Ende die Stadt Izabal steht, von wo der Verfasser vorschlug, wenn es möglich wäre, nach der Stadt Guatemala mitten durch das Land zu reisen. Die Ufer des Flusses waren reich an Naturschönheiten, doch fast ganz unbewohnt: die Gegend „eine vollkommene Einöde" wie gewöhnlich. Selbst in Izabal ist es nicht lebhafter.

„Keine Fahrzeuge waren auf dem See zu sehen, außer dem einzigen Dampfboote; kein Zeichen des Anbaues, nicht ein Haus oder Dörfchen war auf dem Lande sichtbar außer der kleinen Stadt unter mir. Gegenwärtig liegt außer Izabal am ganzen Umkreise des Sees nur noch die einzige Stadt Peravaz; die Schifffahrt besteht aus dem Dampfboot und einem halb Dutzend Schaluppen; der einzige Handel beschränkt sich auf die Einfuhr eines Theils der fremden Waaren, die im Innern verbraucht, und der Ausfuhr der Producte des Landes, die dagegen ausgetauscht werden."

Die Straße nach der Hauptstadt ist ein Pfad nur für Maulthiere zugänglich, und nur auf Maulthieren werden die Waaren weiter geführt. Hr. Montgomery verschaffte sich zwei Gefährten für die Reise: einen Engländer und einen Spanier. Der Weg über das Gebirge war wild und rauh, doch nicht ohne Reize. Die Nacht brachten sie in einer Rancheria zu: einer Herberge, wo der Reisende Futter für sein Thier und Schutz für sich finden kann; im ganzen Lande, selbst in den Städten, trifft man keine Gasthöfe an, gewiß ein merkwürdiger Fall. Die nächste Nacht brachten sie in einer Hacienda zu.

„Der Besitzer des Hofes war abwesend, aber der Verwalter, der gegenwärtig war, ließ uns sogleich ein, öffnete das ganze Haus zu unserem Gebrauch und ließ uns selbst für uns sorgen. Das Haus war groß und bequem und von Cederholz gebaut. Es war zum Theil meublirt, so daß wir nicht allein Stühle und Tische, sondern auch Betten und Hängematten hatten. Sogar Teller und Gläser und anderes Tischgeräth brachte der Verwalter herbei, als er sich über den Stand seiner Gäste genügend unterrichtet hatte. Die Maulthiere wurden in einen geräumigen Stall geführt und reichlich mit grünen Kornhalmen versehen. Ein paar Hühner fielen als Opfer für die Bedürfnisse meiner Gefährten und mich, und ein Gericht schwarzer Bohnen und Tortillas wurde für den gröbern Appetit der Arrieros (Treiber) zubereitet."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Etwas über die Serailbibliothek. In einem Briefe des Reisenden Texier aus Pera bemerkt er über diesen interessanten Gegenstand Folgendes: „Wir haben die Aia Sophia und alle Moscheen besucht, so wie wir auch das alte Serail sehr im Einzelnen in Augenschein genommen haben. Ich trat in die Bibliothek; es ist dieß ein kleines Gebäude in Form einer Moschee, das in einem der innern Höfe liegt. Eine große Menge Bände, fast lauter türkische und arabische, sind in den Schränken aufgereiht, aber in einem anstoßenden Cabinet liegt ein Haufen von Bänden ohne Ordnung und ohne Titel übereinander, und es wäre von Interesse, diese zu durchsuchen. Ich glaube, man könnte interessante Dinge finden, aber man müßte durch den Gesandten Erlaubniß zu freiem Zutritt erhalten. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

Merkwürdiges Manuscript in Toulouse. Man fängt in Frankreich an mit großem Eifer die Provincialarchive zu durchstöbern. Ein damit beauftragter Gelehrter fand kürzlich zu Toulouse, der alten Hauptstadt von Languedoc, ein Originalregister aus den ersten Zeiten der Inquisition in Frankreich, nämlich aus dem 13ten Jahrhundert, das einen bedeutenden Beitrag zu der großen Sammlung von Urkunden über die Geschichte der Albigenser bildet. (Echo du Monde Savant vom 12 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1839.

Die Kirchen Moskau's.

8. Die Kirche des „Heilands am Ufer."

(Spass na boru.)

Auf dem höchsten Punkte des Kremlberges, vorn auf der am meisten hervorragenden Spitze, wo es am schroffsten nach der Moskwa hin abfällt, liegt das älteste Kirchlein Moskau's, die kleine Kirche des „Heilands am Ufer." Sie ist aus Kalkstein gebaut, und erinnert in ihrer Bauart ganz an die älteste Kirche Deutschlands, die tausendjährige Bonifaciuskirche in Fulda. Diese kleine Spass na boru hat alle Feuerbrände Moskau's seit den ältesten Zeiten her um sich spielen sehen, alle Tatareneinfälle, Poleneroberungen und Franzosenzerstörungen sind spurlos an ihr vorübergegangen. Der Kreml flog hinter ihr auf, und sie blieb ruhig stehen, so viele Blitze schlugen rechts und links ein, und verschonten ihr niedriges Haupt. Selbst dem raumsuchenden und zu allen Seiten durchbrechenden Ungeheuer, das hinter ihr liegt, dem „bolschoi Dworetz" (dem großen Palast), hat sie getrotzt, und die prächtige, kaiserliche Wohnung hat dieses alte, unzierliche Kirchlein in seiner Nähe dulden müssen. — Ich weiß nicht genau, wann und von wem die Kirche gebaut ist, und weiß auch nicht, ob man es weiß. Allein in ihrem Namen „Heiland am Ufer" liegt schon etwas, was uns in die ältesten Zeiten Moskau's versetzt, wo hier auf dem „rothen Platze" und in der „Eliasstraße" mehr Büsche als Häuser standen, und mehr Füchse als Menschen gingen, wo der kleine Heiland am Ufer wahrscheinlich das einzige Kirchlein am buschigen Ufer der Moskwa war, wo man ein christliches Heil schimmern sah. Doch enthält sie außer einem wunderthätigen Bilde des Heilandes für einen Fremden nichts besonders Sehenswerthes.

*

Alle übrigen Kirchen Moskau's sind sehr wenig bedeutend, selbst die Kirche „Martins, des Märtyrers," die man sich herausgenommen hat mit der Paulskirche in London zu vergleichen, jedoch mit keinem anderen Rechte, als mit welchem jede Provinz ihre hübscheste Gegend mit der Schweiz, und jedes Krähwinkel seinen Versschmied mit Horaz vergleicht. — Sie, wie alle übrigen zahlreichen griechischen Gotteshäuser, haben äußerlich das, was alle griechischen Gotteshäuser haben, Kuppeln, Säulen äußerlich, und Kerzenflimmer und Gold- und Silberbilder im Innern. Doch gereichen sie der Stadt jedenfalls zu größerer Zierde, als in den deutschen Städten die protestantischen Kirchen. Durchweg bilden sie in den verschiedenen Stadttheilen die Mittelpunkte malerischer Häusergruppen, und sind die eigentliche pittoreske Würze der Moskau'schen Stadtansichten.

Die Protestanten und Katholiken haben natürlich auch ihre Gotteshäuser in Moskau. Die Juden dagegen, die überall im Innern Rußlands fehlen, haben keine Synagoge hier. Aber der nördlichste Tempel des mohammedanischen Glaubens wird, so klein er ist, gewiß jeden Fremden interessiren. Davon später.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Abreise aus Tebris. — Zug des Schahs nach Teheran. — Aufenthalt in dieser Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Aus Teheran liefen furchtbare Nachrichten ein: Silli Sultan hatte seinem Heere befohlen, sich zum entscheidenden Kampfe zu rüsten, und einige Feiglinge behaupteten, der Feind sitze ihnen schon auf der Nase. Der Weg war entsetzlich langweilig und von ermüdender Einförmigkeit, Stein an Stein. Die Aussichten in Persien lassen sich überhaupt mit Theaterdecorationen vergleichen, welche in der Ferne entzückend sind, in deren Nähe man aber nichts als grobe, auf eine dicke Leinwand hingeworfene Farben sieht: ein Dorf, eine Stadt sehen in diesem Lande von ferne sehr schön aus, in der Nähe sieht man aber nichts als elende Häuschen, meist ganz geschmacklose Moscheen, und Koth überall und allenthalben.

Am 2 December kamen wir nach Kaswin, der schönsten Stadt, die ich bisher in Persien gesehen. Die Straßen sind ziemlich breit und nicht sehr krumm, die Unreinlichkeit etwas minder bemerklich, der Platz vor dem Palaste des Prinzen-Gouverneurs war rings mit Platanen umpflanzt, die Moscheen mit

etwas mehr Geschmack gebaut, und nur die Bazare entsprachen der übrigen Stadt nicht. Jenseits der Stadtmauer ist ein ungeheurer Begräbnißplatz, der mit Opfern der Cholera und Pest angefüllt ist, welche hier im Jahre 1832 zu gleicher Zeit wütheten. Diese schrecklichen Krankheiten erscheinen in Persien gewöhnlich zu einer und derselben Zeit, und richten furchtbare Verheerungen an. Indeß ist zu bemerken, daß die Pest erst in neuerer Zeit häufig Persien heimsucht, früher vergingen oft zehn Jahre, ehe sie auftrat.

In Kischlok traf ein neuer Brief von Silli Sultan ein. Der tapfere Selbstherrscher schrieb an den Kaimakam, er sehe nun die Widerspänstigkeit und Hartnäckigkeit seines Neffen Mohammed, und falls man ihn aufs Aeußerste treibe, werde er alle kostbaren Steine im Schatze des Schahs zu Pulver stoßen, alles baare Geld nehmen, aus Teheran fliehen, und Mohammed Schah die Stadt überlassen, angefüllt mit den untröstlichen Wittwen und Kindern seines verstorbenen Vaters. Das war ganz persisch! Indeß ließ die Sache sich nicht spaßhaft nehmen. Der Thronräuber drohte mit unmenschlichen Mitteln, und der legitime Beherrscher von Iran begriff die ganze Schwere dieser Drohungen, alle Edelsteine zu zerstoßen, alles Geld zu nehmen, und dem König der Könige einen zerlumpten Thron, einen leeren Schatz und fünfhundert Weiber mit ihrer hungrigen Nachkommenschaft aufzuhalsen. Mohammed Schah schickte Parlamentäre an den Heerführer Silli Sultans, Imam Werdi Mirza, der, die verzweifelte Lage seines Bruders und die Geringfügigkeit seiner Streitmacht erkennend, sich mit seinem Heere ergab, Gewehre und Kanonen auslieferte und ins Lager Mohammed Schahs überging.

Seltsame Dinge gingen in Teheran vor. Silli Sultan, statt seine sechswöchentliche Herrschaft, während deren er den ganzen Schatz in seinen Händen hatte, zu benützen und seinen geraubten Thron auf irgend eine Weise festzustellen, brachte seine ganze Zeit in Vergnügungen, Völlerei und Ausschweifungen hin. Als die Sache schlecht ging, raffte er einige Kostbarkeiten zusammen, und wollte fliehen, zuvor aber nahm er den Rosenkranz in die Hand, dessen Kügelchen ihm rathen sollten, wo er am ehesten sich verbergen könne. Während er damit beschäftigt war, überfiel ihn Mohammed Bagir Khan, um sich bei Mohammed Schah, der aller Vermuthung nach unfehlbar bald in die Hauptstadt einziehen mußte, wohl verdient zu machen, entriß ihm alle Kostbarkeiten und nahm ihn in Verhaft. Die Nachricht hievon erregte in dem Lager Mohammed Schahs eine ungemessene Freude, und um diese zu zeigen, wurde ein denklicher Marsch von Kischlok nach Suleimanieh vollzogen. An diesem letztern Orte steht ein schöner Palast, und der Spiegelsaal ist mit großem Geschmack erbaut, so daß man zweifeln kann, ob er allein von Persern aufgeführt worden sey; nichtsdestoweniger ist es wirklich so. Von Suleimanieh bis Teheran sind etwa 22 Werste, und da man so gute Nachrichten aus letzterer Stadt hatte, so hätte man meinen sollen, der Schah könne in Einem Marsch dahin gelangen. Das konnte indeß nicht seyn! In Persien kann man eine so wichtige Sache, wie der Einzug eines neuen Monarchen in seine Hauptstadt ist, nicht unternehmen, ohne sich mit den Astrologen zu berathen, welche die Stellung der Gestirne befragen; diese entschieden, der erste glückliche Tag für Mohammed Schah sey nicht früher als am 9 December, und an diesem Tag nur Eine glückliche Stunde, nämlich die vor Sonnenaufgang. Aus diesem Grunde verließ die Armee des Schahs am folgenden Tage Suleimanieh nicht, sondern blieb zwei Agadschen von Teheran bei Imam Sade Ibrahim stehen. Der Einzug Mohammed Schahs in die Hauptstadt konnte indeß die Sache noch nicht entscheiden; er war dann nur im Besitz der Hauptstadt, nicht des Reichs, denn noch waren zwei mächtige Gegner übrig, die Schahs von Schiras und Masanderan; das ganze Drama war noch im Zuge.

Endlich kam der neunte December heran; im Lager herrschte eine gewaltige Geschäftigkeit, das Putzen der Pferde und Waffen dauerte die ganze Nacht, das Hin- und Herlaufen, das Schwatzen, das Lärmen und Schreien aller Thiere, und das Gerassel des Rüstzeugs aller Art, ließen mich auch nicht Einen Augenblick die Augen schließen. Einige Zeit vor Sonnenaufgang verkündigte eine Salve aus einigen Sembureks den Rechtgläubigen, daß Allahs Schatten geruht habe, sich zu Pferde zu setzen. Legt jetzt alle eure europäischen Begriffe von königlicher Pracht, von unsern Feierlichkeiten beim Einzug eines gekrönten Haupts in seine Hauptstadt ab, und höret, wie der „Herr des Reichs der Khosroen und Nuschirwans" in seine Residenzstadt einzog. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung: an der Spitze befand sich eine kleine Abtheilung Reiterei, versteht sich irreguläre, und Kamelartillerie; hinter ihr folgten Schnellläufer, die sich durch ihre helmartigen, mit verschiedenfarbigen Federn geschmückten, Mützen auszeichneten; *Pehlewans* (Ringer), fast ganz nackt, mit ungeheuren Stöcken in den Händen, machten alle möglichen Grimassen, und schwangen ihre schwere Waffe in die Luft; Tänzer, mit Halsbändern geschmückt, und in Röcken von Gold- oder Silberstoff, machten alle möglichen Verrenkungen beim Klange der abscheulichsten Musik, die nur immer ein europäisches Ohr zerreißen kann: *Ferraschen* (Bettdiener, nach unserer Ausdrucksweise aber Gendarmen), mit unmäßig langen Stöcken, schrien aus voller Kraft, und thaten kund, daß der Padischah nahe sey; hinter ihnen kamen einige *Peischkhidmets* (die man bei uns sehr unrichtig mit Kammerjunker übersetzt, während man sie nur als Kammerdiener bezeichnen kann); endlich der *Mirochor* (Stallmeister), der eine reiche *Sinpusch* oder Satteldecke trug, die aus einem mit Gold, Silber und verschiedenfarbiger Seide gestickten und mit kostbaren Steinen besäeten Tuche bestand. Endlich kommt der Schah! Setzt blaue Brillen auf, um eure Augen vor unfehlbarer Blindheit zu bewahren. Versinkend in einem Meere des Lichts, womit der schönste braune Hengst in der Welt übergossen ist, zeigt sich Mohammed Schah den erstaunten Blicken der Rechtgläubigen. Er selbst ist im einfachen Reisekleide, aber dafür hat er eine Peitsche in der rechten Hand, welche aus vier Schnüren von großen Perlen besteht, die an einem goldenen Peitschenstiele befestigt sind, woran man vor Diamanten, Smaragden und Rubinen das Gold nicht sieht; sein Sattel mit der Schabracke und sein gan-

Digitized by Google

zes Pferdegeschirr ist nicht minder wundersam anzuschauen. Zur Rechten und zur Linken Sr. Majestät reiten die europäischen Gesandten mit ihrem Gefolge. In einiger Entfernung hinter dem Schah dehnt sich ein Schwarm von Prinzen hin, Oheime, Brüder und Neffen des jungen Herrschers, hinter diesen einige der vornehmsten Beamten, und zum Schluß eine starke Abtheilung Reiterei mit drei rothen Fahnen. Auf den Seiten reiten die Gholams des Schahs, welche das Volk nicht in die Nähe des Zugs kommen lassen, und statt der Gnadenbezeugungen im Namen des Schahs den Bettlern und Derwischen Schläge mit der Peitsche austheilen.

Einen Agadsch von der Stadt beginnt der Zug der Entgegenkommenden. Zuerst erscheinen auf beiden Seiten des Weges die Vorsteher der Stadtviertel; neben ihnen liegen mit gebundenen Füßen Kamele, Ochsen und Schafe; als der Schah naht, werden diesen armen Thieren die Köpfe abgeschnitten, und unter dem Ausruf: Kurban! (Opfer) dem Schah vor die Füße geworfen. Die Derwische verbrannten in metallenen Schalen verschiedene Wohlgerüche, besprengten den Weg und die Menschen mit Wasser, und sangen, wenn auch nicht harmonisch, doch laut, ein Lied an Allah, dessen himmlischer Gnade sie Mohammed Schah empfehlen. Die Erscheinung dieser Derwische machte einen seltsamen Eindruck auf mich: ihre unordentliche Kleidung, ihre zerzausten, im Winde fliegenden Haare, das wilde Geheul, das Geheimniß, womit sie sich umgeben, alles dieß wirkt auf die Einbildungskraft. Die Vorsteher der Kaufmannschaft und alle städtischen Vornehmen zogen gleichfalls dem Schah entgegen, stiegen, als sie ihm näher kamen, von den Pferden ab, und verbeugten sich tief, auf seinen Wink jedoch setzten sie sich wieder auf, und folgten dem Zuge. Die städtischen Musikanten standen auf der einen Seite des Weges, und betäubten uns mit einem furchtbaren Lärm. An den Mauern der Stadt stand die reguläre Infanterie und die Artillerie unter den Waffen. Der Schah ritt durch die Reihen, und dankte den Soldaten für die Art, wie sie die Beschwerden des Marsches von Tebris her ertragen hatten; die Soldaten, die in ihrem Leben nie eine solche Begrüßung vernommen, antworteten mit Feuereifer, daß sie bereit seyen, für den jungen Monarchen zu sterben. Hierauf zog der Schah längs der Mauer nach dem vor der Stadt gelegenen Palaste Nigaristan, der zu den Sommeraufenthaltsorten des Schahs gehört, und durch zwei Säle bemerkenswerth ist: in dem einen sind auf den Wänden die Portraits der Söhne Feth Ali Schahs abgebildet, in dem andern die drei Mauern von nachstehender Malerei eingenommen: auf der mittleren ist Feth Ali Schah abgebildet, wie er mit der Krone auf dem Haupt und in voller königlicher Kleidung auf dem Throne sitzt; um ihn her stehen einige seiner Söhne und die vornehmsten Reichsbeamten; auf den beiden andern Mauern sieht man eine Menge Figuren in verschiedenen asiatischen Costumen und vier oder fünf Europäer; dieß sind die am Hofe des verstorbenen Schahs befindlich gewesenen Gesandten mit ihrem Gefolge. Unter den Europäern finden sich die Portraits von Malcolm, Sir Gore Ouseley und Morier, er die Perser und den Schah selbst in seinen Schriften so unterhaltend darstellt. Von der Aehnlichkeit der Personen ist freilich nicht zu reden, dafür ist die Malerei staunenswerth. Alle Europäer sind in dreieckigen Hüten, in Uniformen, nach Art der altfranzösischen Fracks und in rothen Strümpfen. An Morier hat sich der geschickte Maler für alle seine Unbilden furchtbar gerächt: er gab ihm so krumme Beine, als hätten sie dem Verfasser von Ali Baba die Fußsohlen tüchtig durchgeprügelt und er könne nicht gehen. In diesem Saal war der Thron aufgestellt und Mohammed Schah setzte sich darauf, nachdem er seine Brust und Hände mit Diamanten und Perlen, das Haupt aber mit einer kleinen Krone geschmückt hatte. Zu seinen Seiten befanden sich der russische und englische Gesandte mit dem Personal der Mission; hinter dem Throne hielt der Minister der innern Angelegenheiten, der Eunuch Manutscheher Khan, den Säbel Sr. Majestät, ein anderer Eunuch, Khosru Khan, den Schild. In demselben Zimmer war außer diesen Personen Niemand, aber den auf den Garten gehenden Fenstern gegenüber standen nahe an einem Bassin die Prinzen von Geblüt, ferner der Kaimakam, der Wessir, unser alter Bekannter Asphed-Doulet, der Reichssalomo, eine Menge Mustoufhis u. s. w.

Als alle an ihrem gehörigen Orte sich postirt hatten, trat aus der Schaar ein Mullah hervor, und schrie ein kurzes Gebet für den jungen Herrscher; nach ihm erschien der Hofpoet, und verlas eine lange Ode zu Ehren Mohammed Schahs, in der er ihn mit der Sonne und dem Mond, den Sternen und Gott weiß was noch verglich; unglücklicherweise kann ich keine Uebersetzung dieser Ode beilegen, weil ich keine habe. Nun konnte es aber der Schah, der von der Reise ermüdet, und von der furchtbaren Last der auf ihm liegenden Kostbarkeiten niedergedrückt war, nicht länger aushalten, und der Selam nahm ein Ende. Alle verliefen sich nach Hause, und rauchten ihre Kalians. Der wohlriechende Rauch des Schirastabaks, der durch das Wasser und eine lange, biegsame Röhre geht, zog feierlich durch alle Beamtennasen von Iran. Dieser erste Keif in der glückseligen Regierung Mohammed Schahs wird stets im Gedächtniß derer bleiben, denen man später nicht den Kopf von den Schultern nahm. Es ist ein gutes Ding, der Keif, nach einer solchen Ceremonie; ich erfuhr dieß an mir selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Montgomery's Reise nach Guatemala.

(Fortsetzung.)

Nach Gualan, am Flusse gleiches Namens und in einem schönen fruchtbaren Thale gelegen, kamen die Reisenden gerade zeitig genug, um einer Taufe beizuwohnen, und wurden vornehm bewirthet. Am nächsten Tag erreichten sie St. Pablo.

„Die Bewohner waren großentheils Indianer, die in kleinen Hütten und fast im Naturzustande lebten; die Männer und selbst viele der Frauen waren von den Hüften aufwärts ganz unbedeckt. Wir stiegen im Hause des Alcalden, eines Creolen, ab, der mit seiner Familie und

Digitized by Google

seinem betagten Vater eine Hütte bewohnte, die wenig besser als die übrigen war. Der alte Mann, sein Vater, hatte, wie man mir versicherte, das ehrwürdige Alter von 102 Jahren erreicht. Er war Spanier von Geburt, und hatte 50 Jahre lang seinem Fürsten als Soldat gedient. Nur zum Theil waren seine Sinne stumpf geworden, denn wenn auch sein Gesicht schwach war, so hörte er doch gut, und sein Gespräch war vollkommen zusammenhängend. Er hatte nie eine Pension von der spanischen Regierung erhalten, „und jezt, sagte der alte Mann, da ich nicht mehr arbeiten kann, hat mein Sohn es auf sich genommen, mich zu erhalten."

In Chiquimula wurden die Reisenden vom Alcalden im Cabildo oder dem Rathhause (townhall) einquartiert. In Esquipulas bewirthet sie ein Pfarrer, der Freund Don Jose's, eines der Reisegefährten.

„Die Mobilien des Hauses waren merkwürdig, mehr ihrer classischen Einfachheit, als der Eleganz und Bequemlichkeit wegen. Im Hauptgemache waren die einzigen Gegenstände, die es enthielt, eine hölzerne Bank mit Rücken- und Armlehnen, die an der Wand, und vor welcher ein massiver Mahagonitisch stand. Dieser Theil der Meublirung hat mit der eines Gerichtshofes viel Aehnliches, und wenn der Pfarrer dort saß — was er stets that, sobald Jemand zu ihm kam, um in Geschäften mit ihm zu sprechen — sah er wie ein Richter aus, der das Recht verwaltet. An den Wänden herum stand ein Duzend Stühle von ungeheurer Form und alterthümlicher Arbeit, die Sitze und Rückenlehnen waren mit Leder überzogen und mit Nägeln besezt, deren Knöpfe von polirtem Erz und so groß wie ein halber Dollar waren."

Ungefähr eine Meile von dieser Stadt steht mitten auf einer Ebene eine prächtige Kirche.

„Es ist ein edles Gebäude, und contrastirt seltsam mit der Unbedeutenheit der Stadt, in deren Nähe es liegt. Die Kuppel ist geräumig und hoch, und an jedem Winkel erhebt sich ein Thurm zu beträchtlicher Höhe. Die Architektur ist ziemlich regelmäßig und rein. Als ein Werk der Kunst muß das Gebäude einen tiefern Eindruck auf den Reisenden machen, da es auf einem Flecke liegt, der mehrere hundert Meilen in der Runde nichts der Art sehen läßt, das nur einen entfernten Vergleich damit aushalten könnte. Dem Reisenden, der dessen Blick es plözlich trifft, könnte es ein Werk der Zauberei scheinen. Mir kam es wie ein Escurial im Kleinen vor. Wir traten in die Kirche durch eine hohe Pforte, die reich mit Bildnerarbeit geziert war, und besahen uns das Innere, das in drei Flügel getheilt ist; den mittleren bildeten zwei Reihen schwerfälliger Pfeiler mit ihren Bogen; auf jeder Seite sind verschiedene Capellen, Bildsäulen und Gemälde u. s. w. Dieser Tempel wurde 1751 von Don Pedro Figueroa, Erzbischof von Guatemala, erbaut, der fast sein ganzes Vermögen diesem Vorhaben opferte. Seine Einkünfte betragen gegen 4 bis 5000 Dollars, und kommen aus Legaten, Gaben der Pilger und andern Quellen. Von Zeit zu Zeit wird Gottesdienst gehalten, und einmal im Jahre ein großes Fest gefeiert."

Das ist die einzige Merkwürdigkeit der Stadt, mit Ausnahme des Jahrmarktes.

„Die Hauptstraße besteht aus zwei Reihen kleiner Kaufläden oder Buden, die während des Jahrmarktes an die Kaufleute und Händler vermiethet werden, die mit ihren Waaren hieher kommen. Das Zusammenströmen des Volkes ist in dieser Zeit so groß, daß die Stadt nicht hinreicht zu ihrer Aufnahme und sie im freien Felde übernachten müssen. Die Zahl, versicherte man mich, ist selten geringer als 20,000. Bei allen diesen Vortheilen hat die Stadt Esquipulas, so seltsam es auch klingen mag, keineswegs den Anschein von Wohlstand, sondern gleicht einem armseligen unbedeutenden Dorfe."

Einige Tage darauf hielten die Reisenden in der Hacienda des Don Joaquin San Martin, früher Gouverneur des Staates Guatemala.

„Don Joaquin war gerade auf seinem Gut, und auf unsere Anfrage, ob er uns erlaube, einige Stunden unter seinem Dache zu ruhen, antwortete er auf die höflichste Weise: „sein Haus stände uns ganz zu Diensten." Auch war das kein leeres Compliment, denn zugleich befahl er, für Hrn. M. und mich ein Mittagmahl zu bereiten, und für unsere Arrieros und Maulthiere Sorge zu tragen. Das Mahl, das uns auf einer langen Tafel, mit einer Bank auf jeder Seite, gereicht wurde, nahmen wir in einer geräumigen Halle ein, wo, außer einigen Meubeln von roher vorzeitlicher Form, Ackerbaugeräthschaften verschiedener Art nebst Sätteln, Zäumen, Säbeln, Jagdflinten und Hängematten lagen. Das Haus war ein großes, festes Gebäude, mit dem gewöhnlichen Hof in der Mitte und von einem Corridor umgeben. Hinter dem Hause war ein großer Hof oder eine Einfriedigung, worin 2 bis 300 Pferde gebrannt wurden. Der größere Theil waren Füllen, wild wie im Stande der Natur und flüchtig wie Rehe. Sie galoppirten und sprangen in dem Hofe wild herum; mehrere Männer waren beschäftigt sie eines nach dem andern einzufangen, was sie vermittelst des Lazo oder der Schleife bewerkstelligten, die sie dem Thiere über den Hals oder an den Fuß warfen und es dann zu Boden rissen, wo dann das glühende Eisen an die zuckenden Schenkel gebracht wurde.

„Die Güter in diesem Theile des Landes werden hauptsächlich zur Rindvieh- und Pferdezucht gebraucht, wofür die großen ausgedehnten Weideplätze jeden Vorschub leisten. In der That konnten wir ganze Heerden in den Ebenen umher weiden sehen. — Die Pferde sind dort so wohlfeil, daß ich mir für 12 oder 15 Dollars eines aus Hunderten hätte aussuchen können. Der Preis der Ochsen steht in gleichem Verhältnisse. Der Werth der Pferde scheint auf ihrer Zucht zu beruhen, denn sobald sie gehen und traben gelernt haben, gelten sie fünf- bis sechsmal mehr als anfänglich."

(Fortsetzung folgt)

Erdbeben in Perthshire. Das fast jährlich wiederkehrende Erdbeben in dieser Grafschaft hat neuerlich die Städte Crief und Strathearn heimgesucht, glücklicherweise nicht so heftig, daß dadurch Unheil angerichtet worden wäre. (Litterary Gazette vom 26 October.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 124 u. 125** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Gedichte von Mrs. Norton. — **Volupté.** (Fortsetzung.) — **Der Philosoph Aristippos an eine Lampe, welche ihm Lais geschenkt hatte.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124 u. 125.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 November 1839.

Gedichte von Mrs. Norton.

Caroline Elisabeth Sarah Norton, die zweite Tochter von Thomas, die Enkelin von Richard Brinsley Sheridan, ist in London geboren. Bald nach der Vermählung mit ihrer Mutter (der Tochter des Obersts und der Lady Elisabeth Callander), bekam ihr Vater die Auszehrung, und es wurde ihm gerathen, den Versuch zu machen, ob ein wärmeres Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich wäre. Seine Gattin begleitete ihn nach Madeira und später aufs Cap, wo er nach einem Siechthum von zwei bis drei Jahren starb. Seine noch junge und schöne Frau kehrte nach England zurück, um sich hier mit der Erziehung ihrer Kinder zu beschäftigen — eine Aufgabe, der sie sich mit ausnehmendem Eifer widmete, indem sie die schönsten und in der Regel eitelsten Jahre des weiblichen Lebens in völliger Abgeschiedenheit von der großen und fröhlichen Welt zubrachte, gleichgültig gegen die Lockungen der Gesellschaft und selbst ihre persönliche Behaglichkeit zum Opfer bringend, um das Wohl ihrer Kinder zu fördern und ihren Geist zu bilden. Dieser trefflichen, talentvollen und gebildeten Mutter verdankt ohne Zweifel Mrs. Norton viel von ihrem literarischen Ruhm, der, ein neues Glied der langen Kette forterbenden Genius, bis jetzt beinahe durch ein ganzes Jahrhundert hinläuft. Ihre Schwester, die Gattin des Capitain Price Blakwood, ist ebenfalls eine Schriftstellerin von bedeutendem Talent und Geschmack, obwohl sie anonym geblieben ist, und den literarischen Ruhm nicht gesucht hat. Die Schwestern pflegten in ihrer Jugendtagen gemeinschaftlich zu schreiben, und noch war keine von beiden zwölf Jahre alt, als sie zwei kleine Bücher mit Gedichten und Bildern heraus gaben, unter dem Titel: „der Dandy's Ball" und: „die gereisten Dandys," beides Nachahmungen eines damals sehr beliebten Genre's von Caricaturen. Wir glauben aber, daß selbst schon viel früher Mrs. Norton Gedichte geschrieben, welche sie jetzt drucken zu lassen sich nicht schämen dürfte. Ihre Neigung zum Schreiben ward jedoch von ihrer Mutter mehr gedämpft als ermuntert; lange Zeit wurden Feder, Tinte und Papier der jungen Dichterin versagt und poetische Bücher ihr vorenthalten, in der Absicht sie zu ernsteren und nützlicheren Beschäftigungen zu veranlassen. Aber trotz dem erreichte ihr thätiger und kräftiger Geist bald sein mit Vorliebe verfolgtes Ziel. Im Alter von siebzehn Jahren schrieb sie „Rosaliens Leiden," und obgleich sie erst einige Zeit nachher im Druck erschienen, hatte sie doch kaum die Mädchenjahre zurückgelegt, als sie sich schon den ausgezeichneten Ruf erwarb, welcher lange schon an ihrem Namen, den sie als unverheirathet führte, haftet.

Neunzehn Jahre alt ward Miß Sheridan vermählt mit dem ehrenwerthen George Chapple Norton, Bruder des dermaligen Lord Grantley. Er hatte sich schon drei Jahre früher um sie beworben, aber ihre Mutter hatte es verschoben, die Verlobung ins reine zu bringen, bis ihre Tochter mehr fähig seyn würde, selbst ihre Wahl zu treffen. Während dieser drei Jahre hatte sie die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen früher Tod eine ihrem Geist und Gemüth gemäßere Verbindung vereitelte. Als Mr. Norton wieder um ihre Hand sich bewarb, erhielt er sie. Es ist überflüssig zu sagen, daß diese Ehe nicht glücklich war; die Welt hat die Verleumdungen vernommen, welche über diese Frau ergingen; und ein Verdict der Freisprechung aus dem Munde Aller, die einen Augenblick sie hatten anhören müssen, konnte schwerlich ein Ersatz und eine Genugthuung seyn für die grausamen und niederträchtigen Verdächtigungen, mit welchen sie verfolgt worden war.

Mrs. Norton hat, außer mehreren Romanen und Erzählungen, zwei Bände Gedichte herausgegeben: „Rosaliens Leiden," und „der nie Sterbende." In jenen ist die Geschichte eines zu Grunde gerichteten Landmädchens behandelt; das andre Gedicht gründet sich auf die Sage vom ewigen Juden. Der Gegenstand des letztern namentlich war nicht gut gewählt — ein Umstand, den die Verfasserin dadurch erklärt, daß sie angibt, sie habe bis zu ihrer Verheirathung weniger Bücher aus dem Gebiet der Fiction gelesen als die meisten jungen Leute. Godwins St. Leon und der wilde Roman von Maturin waren ihr

unbekannt; und sie wähnte zu erfinden, während sie in der That nur den Schritten ihrer Vorgänger folgte.

Mrs. Norton ist außerordentlich schön; ihre Gestalt ist ausnehmend anmuthig und würdevoll und ihre Züge sehr fein und edel geschnitten; aber sie besitzt jene geistige Schönheit, mit welcher gewöhnlich ein gewisses stolzes Wesen gepaart ist. Sie nimmt einen hohen Rang ein unter den Schriftstellerinnen, deren unser Zeitalter eine lange und glänzende Reihe aufzuweisen im Stande ist. Ihr Geist ist hoher Art; aber sie hat noch weit nicht das Zenith ihres Ruhmes erreicht.

Ihre Poesie zeichnet sich durch Anmuth und Kraft aus. Es fehlt ihr vielleicht an jener Gabe der Erfindung, wodurch sich einige ihrer Zeitgenossinnen so sehr auszeichneten; aber ihre Schöpfungen sind voll Gedanken; in Allem was sie geschrieben hat, findet man nie ein Zeichen von Armuth; im Gegentheil, ihre Ideen scheinen zu groß und zu überströmend für ihre Verse, und sie drängt weit öfter ihren Stoff zusammen, als daß sie eine Schilderung mit entbehrlichen Worten ausmalte.

Die Trauernden.

Tief ruht sie, die unser Aug' entzückt
An manchem sonn'gen Tag;
Nicht lächelnd mehr sie an uns blickt;
Ihr Leben rafft' Ein Schlag.
Doch drüben ist eine lichte Welt,
Wo Schlaf und Tod nicht erscheinen;
Dort weilt, die uns war in Liebe gesellt —
Drum, warum müssen wir weinen?

Das Herz ist kalt, deß Gedanken klar
Das Auge zu lesen bot;
Und bleich liegt sie, die so reizend war,
Als dürft' ihr nahn kein Tod.
Doch wir wissen, ihr Geist ist glücklich jetzt,
Wo wachen die Sel'gen, die Reinen;
Engel haben den Kranz ihr aufgesetzt; —
Drum, warum müssen wir weinen?

Aus goß ihrer Stimme Silberklang
Ins Ohr des Glückes Gruß;
Frohsinn entquoll selbst ihrem Gang,
Wenn leicht hinschwebt' ihr Fuß.
Nicht Schritt, nicht Stimme süß mehr klingt,
Nur Leid und Schweigen sich einen;
Doch wir wissen: an Gottes Thron sie singt;
Drum, warum müssen wir weinen?

Der Wange Rose! des Augenlieds Saum —
Wie ein Schatten so leicht — er war
So schön wie man's auf Erden sah kaum —
Und das glänzend goldne Haar!
Doch thut sich mehr auf dieß Augenlied nicht,
Aus dem Schlaf, bei des Morgenroths Scheinen;
Sie ist dort, wo kein junges Herz mehr bricht;
Drum, warum müssen wir weinen?

Jene lichte Welt ist rein und froh;
Dieß ist eine Welt voll Gram;
Soll'n wir trauern daß ihre Seel' entfloh,
Weil uns nicht mit sie nahm?
Wir bergen sie unter dem stillen Moos;
Eine Haarlocke läßt du den Deinen!
Wir geben zurück dich in Gottes Schooß!
Ach! warum müssen wir weinen?

Das Mutterherz.

Als du, mein Erstgeborner, kamst zu Welt,
Zart, schüchtern, hold, das Kleinod meiner Brust,
Da hat ein Schauer mir das Herz geschwellt,
Das dich begrüßt, von kaum mehr ird'scher Lust,
Ich dachte: tiefer, stärker sey noch keine
Liebe gewesen als für dich die meine!

Zärtlich und treu, über dein Alter klug,
Das Herz gestimmt zu sanfter Frömmigkeit,
Zum Weinen schon ein rauhes Wort genug —
Doch mildem Tadel auch das Ohr bereit —
Folgsam, begütigt schnell, freundlich gesinnt,
Und harmlos heiter — so warst du, mein Kind!

Nicht gern bliebst du allein; warst stets um mich,
Lustwandelnd in des Sommerabends Schimmer;
Ließ'st mich auch nicht allein; gern schlichst du dich,
Wenn ich da lag betrübt, durchs dunkle Zimmer;
Lag krank ich, saß'st du zu des Bettes Fuß,
Wachsam, die Fieberhand drückte dein Kuß.

O Knab'! oft an deinesgleichen schon sich hat
Des Lieblichsten Vergänglichkeit gezeigt!
Frisch, aber kraftvoll nicht — leicht welk und matt,
Der Blume gleich, die sich im Regen beugt;
Doch schlang um die Geliebten sich mit Kraft
Dein Herz, wie Bienen, daß kein Sturm sie rafft.

Dann kamest du, mein lust'ger Junge! dreist
Unter dem Baum dich tummelnd und beim Feuer
Mit nie umwölkter Laune, freiem Geist,
Nie ruhen lassend deiner Seele Steuer;
Die Brust von unzähmbarer Lust gedehnt,
Dem Sonnstrahl gleich, der sich zur Erde sehnt.

Dein war der Freude jauchzender Gesang,
Der süß von ros'gen Kinderlippen tönet;
Dein der verwegne Sinn, den nichts bezwang,
Das muntre Herz, das keinem Grame fröhnet.
Und manch schalkhaftes Wort und kecker Spaß
In deinem lachend blauen Auge saß.

Dein war, gewinnend Herzen, manche Kunst,
Mit Zärtlichkeit den kalten Ernst bekämpfend,
Schmeichelndes Lächeln, wandelnd Streng' in Gunst,
Das innige Flehn, den Zorn mit Thränen dämpfend;

Im Herzen war mir neue Lieb' erwacht;
Mit dir ist sie erschöpft! hab' ich gedacht.

Zuletzt tratst du, der Kleinste, in die Welt,
Den lachend deine Brüder Kaiser nannten,
Weil deine Brust des Herrschens Geist geschwellt,
Weil dir beim Fürstenspiel die Wangen brannten;
Weil du in kind'schem Treiben dich gebläht
Mit einem Anflug kom'scher Majestät.

Und oh! wohl glichst du einem Königskind!
Entschlossenheit und Glück in feur'gen Augen —
Der Wuchs, der Mund, die Stirn so fürstlich sind
Wie sie für Helden, nicht für Träumer taugen;
Stattlich ist, wie das Haupt du trägst, die Art,
Und Stolz im sichern Gang sich offenbart.

Ungleich den beiden! doch sofort ließ ich,
Die alle weitre Liebe schon verschworen,
Gelten die Ansprüch' all unweigerlich,
Und keiner hat beim Zuwachs doch verloren;
Zersplittert wurde nicht der Liebe Schatz;
Für Alle war im Mutterherzen Platz!

Das Kind der Erde.

Mit jedem Tag sie mehr die Kraft verläßt;
Schwer drückt des Todes Hand ihr Angesicht;
Doch klammert sie sich an die Erde fest:
„Ich will ja sterben, doch, oh! jetzt noch nicht!
Nicht jetzt, wo Blüthen aus den Knospen dringen,
Die Luft verwandelnd in ein Balsammeer,
Wo Vögel solche frohe Lieder singen,
Und meinen Fuß umflicht ein Blumenheer!
Schon' meiner, Gott! richt' auf mein Angesicht!
Ich will ja sterben — doch, oh! jetzt noch nicht!"

Zum Sommer ist der Lenz herangereift,
Die neue Jahrszeit im Triumph zog ein;
Schon an den Höhepunkt der Sonnball streift,
Oh! muß der Schönheitsblick der letzte seyn?
„Laß mich nicht sterben, während Land und Triften
In Licht die stille Himmelsfürstin hüllt,
Während mit trunknem Summen in den Lüften
Mein schläfrig Ohr des Berges Biene füllt!
Mein Aug ist trüb, und fahl mein Angesicht —
Ich will ja sterben, doch, oh! jetzt noch nicht!"

Sommer ist hin; in Herbstes Farben mild
Prangt reif die Frucht; es schwankt das goldne Korn;
Der Jäger rasch verfolgt das flücht'ge Wild,
Ruft sein Halloh, und stößt ins muntre Horn.
„Schon' mein ein Weilchen, mich noch umzusehen
Auf weiten Wiesen und am stillen Fluß!
Stumm durch die fahlen Blätter zu erspähen
Der Abendstrahlen röthlichen Erguß.
Kühler umspielt der Wind mein Angesicht;
Ich will ja sterben, doch, oh! jetzt noch nicht!"

Wild pfeift der Sturm; allwärts Schneewolken, grau,
Ergießen ihre weißen Flocken leis;
Vorüber ist der Herbst; unhold und rauh
Tritt Winter her, sein Mantel starr von Eis.
Und noch tönt das Gebet: „So froh beisammen
Drängt sich am warmem Herd der Brüder Schaar;
Es lodert unser Feu'r in lust'gen Flammen;
Stimmen ertönen frisch und hell und klar.
Schon' mein, o Gott, richt' auf mein Angesicht;
Ich will ja sterben, doch, oh! jetzt noch nicht!"

Wieder ins Land der Lenz die Fahne trägt,
Wieder von Blumen voll die Beete sind,
Der wilde Vogel keck die Schwingen regt,
Doch bei den Todten ruht der Erde Kind.
„Dich wird nie wecken mehr der Sonne Schimmer
Der roth sich durch das Ladengitter gießt!
Der Freunde Nahn bricht deinen Schlummer nimmer,
Vertrauter Liebe Ton dein Ohr sich schließt!
Schatten des Tods verschlei'rt dein Angesicht;
Lang säumtest du — ist jetzt dir wohler nicht?"

Volupté.

(Fortsetzung.)

Der erste Band seiner Portraits littéraires ist vorzugsweise dem 17ten und 18ten Jahrhundert gewidmet; die beiden Bände der Nouveaux Portraits dagegen enthalten Artikel über lebende Autoren. Die moralisch überaus schätzenswerthe Discretion des Kritikers, persönliche Verhältnisse zu schonen, eine große Neigung, den Tadel unter einem bedingten Lob oder guten Rath zu verbergen, ohne dieß die Schwierigkeit aller zeitgenössischen Kritik, diese und noch einige andere Umstände bringen es mit sich, daß diese neuen Kritiken bei vielen kostbaren Eigenschaften doch nicht den objectiven Werth der alten haben. Sainte-Beuve ist in all seinem Lobe aufrichtig, und wo er nicht loben kann, da schreibt er nicht.

Sainte-Beuve ist aber nicht nur ein großer Kritiker, er ist auch ein bedeutender Dichter, und hat als solcher eine ganz eigenthümliche Stellung in der zeitgenössischen französischen Literatur. Er hat sich ein in Frankreich neues Genre geschaffen, die häusliche, moralische Poesie, die Poesie des Stilllebens. Er ist Salis, Hölty und Tiedge in Einer Person, ja er macht Miene auch etwas von Witschel und von Wessenberg anzunehmen, wie er denn in seinem Roman Volupté in die Fußstapfen des Philoso-

phen Jacobi und anderer Verfasser didaktischer Romane getreten ist.

Sainte-Beuve gab sein erstes Bändchen Gedichte als angeblichen Nachlaß eines verstorbenen Studenten Joseph Delorme heraus. Die Form ist in diesen ersten Gedichten die Hauptsache. Der Inhalt ist so zu sagen ein versificirtes Tagebuch, worin die domestica facta, persönliche Erlebnisse des alltäglichen Lebens die Grundlage und den Ausgangspunkt der Poesie bilden. Delorme ist seinem Gemüthszustand nach in der Rousseau'schen Weltanschauung befangen, er ist schwermüthig, sentimental, wie junge Leute fast immer sind. In seinen Consolations macht sich ein neues Element geltend, Wordsworth, oder allgemeiner gesagt, die englische See-Schule. Die Consolations sind wesentlich religiösen Inhalts, dann ist es das alltägliche Leben dessen stiller Gang hier beschrieben wird. Der Ausdruck ist so gesucht schmucklos, daß er oft zur Prosa herabsinkt. Dieß ist aber durchaus nicht Unfähigkeit von Seiten des Dichters; nach dem einfachsten Anfang erhebt sich in manchen Gedichten allmählich sein Flug zu einer bedeutenden Höhe. Diese Weise zeugt nicht nur von der poetischen Kraft Sainte-Beuve's, sondern auch, und ganz besonders, von seiner künstlerischen Geschicklichkeit.

In den Consolations liegt schon der Keim zu dem Roman Volupté. Wenn dieß einmal ein sociales Factum ist, muß man es dem Dichter Dank wissen, wenn er den Muth hat, einem solchen Factum ins Auge zu sehen. Und hier zeigt sich gerade Sainte-Beuve's Größe und Reinheit. Der von ihm behandelte Stoff würde unter der Feder der meisten Autoren widerlich, unschön, unmoralisch geworden seyn; Sainte-Beuve behandelt ihn mit Sicherheit, ohne je unzart zu werden. Wie hat er nun seinen Gegenstand aufgefaßt? Wenn man das Buch nur aus der Mehrzahl französischer Anzeigen kennt, so sollte man glauben, Sainte-Beuve habe, als der entgegengesetzte Pol der verworrenen St. Simonistischen Tendenzen, einen ascetischen Tractat geliefert; aber nein, wir haben ein rein menschliches Buch erhalten, ein Buch, das aus Mangel an stofflichem Interesse nie ein großes, das aber immer ein auserlesenes Publicum und dieses sicher haben wird, weil es ein Meisterstück tiefster Kenntniß der menschlichen Natur ist.

Sainte-Beuve stellt uns die Degradation der Seele eines Individuums dar, das, in sündhafter Zersetzung des seiner Natur und Wesenheit nach Verbundenen, von der Liebe nur das natürliche Element sich herausgenommen hat. Die Folge dieser Hingebung an den sinnlichen Genuß ist für den, der ihr verfallen, ein immer tieferes Versinken in moralische Schwäche, die zu keiner Aufopferung, zu keiner Liebe mehr fähig ist. Die immer wachen Sinne, die im Genuß nach Begierde schmachten und nie sagen: es ist genug, zehren allmählich alle moralischen Kräfte, besonders die Willenskraft, auf, und wenn ein Augenblick kommt, wo ein solcher Mensch lieben möchte, zu lieben glaubt, vielleicht Liebe einflößt: dann beginnt er möglicherweise ein neues Leben, er schreitet weit genug vor, um einem Weibe für immer seine Ruhe zu nehmen, auf der Mitte des Weges aber erschrickt er vor der Vollendung des Angefangenen; die Kraft verläßt ihn, er hat nicht den Muth, den Ernst seiner neuen Stellung zu tragen; wie ein zur Zerstreuung Gewöhnter nicht sich zu sammeln, in sich zu gehen, alle seine Gedanken auf Einen Punkt zu richten vermag, so sehnt sich der Libertin nach der Willkür und Ungebundenheit zurück, die wahre Liebe erscheint ihm als einförmig, langweilig, als eine Waare, die er zu theuer bezahlt, indem seine ganze Person gefordert wird. So kehrt er auf halbem Wege um, und ergreift wieder das Leben, wie er es bis dahin geführt. Er selber ist unglücklich dabei; aber was kann er thun? die Willenskraft hat ihn verlassen.

Amaury, der Held des Romans von Sainte-Beuve, steht in solcher Verfassung drei Frauen gegenüber, die er eine nach der andern zu lieben versucht und wieder verläßt. Nichts ist einfacher als diese Geschichte, nichts wahrer. Die drei Frauen sind mit Meisterhand geschildert, hier finden wir wirkliche Menschen, keine Automaten oder Abstractionen. Weil jede eine bestimmte, scharf ausgeprägte Individualität hat, so sehen wir drei Weisen der Liebe, drei Species derselben Genus. Nur von G. Sand in Darstellung solcher innerlichen Ereignisse übertroffen, ist Sainte-Beuve, was dichterische Vermittlung übertrifft, der Schriftstellerin überlegen. — Als Amaury drei Wesen, alle drei zum Glück bestimmt, durch sich unglücklich sieht, da verzweifelt er und wird Priester. — —

Hören wir nun wie sich der Verfasser selbst über seinen Roman, dessen Herausgeber er sich nennt, und den er für die Selbstbekenntnisse eines in Nordamerika vor wenigen Jahren Verstorbenen ausgibt, in einem Vorwort ausspricht:

„Der eigentliche Zweck dieses Buchs ist die Analyse eines Hangs, einer Leidenschaft, eines Lasters sogar, und des ganzen Seelengebiets, das dieß Laster beherrscht, und dem es Ton und Farbe verleiht, der Seele nach ihrem schmachtenden, müßigen, sich anschmiegenden, verborgnen und in sich gekehrten, geheimnißvollen und verstohlenen, bis zur Spitzfindigkeit träumerischen, bis zur Weichlichkeit zärtlichen, kurz nach ihrem wollüstigen Elemente. Daher der Titel Volupté, der freilich das Unbequeme hat, daß er sich nicht sogleich von selbst in seiner rechten Bedeutung darbietet, und die Vorstellung von etwas Lockenderem erweckt, als sich gebührt. Der Titel, etwas leichtsinnig angekündigt, konnte nicht mehr zurückgenommen werden, und der Herausgeber ist auch der Meinung, daß Personen, welche bedenklich genug wären, wegen eines zweideutigen Titels sich zu entfernen, in der That wenig verlören, wenn sie ein Buch nicht läsen, dessen Moral, so ernst sie auch ist, sich doch an weniger reine und vorsichtige Herzen wendet. Was dagegen solche betrifft, welche gerade durch das, was Andre abschreckt, angezogen werden könnten, so ist, wenn sie nicht finden was sie suchten, das Unglück nicht groß. — Unter die Gewissensfragen, die sich der Herausgeber lange Zeit stellte, gehört auch die: läuft eine solche in guter Absicht geschilderte und auseinander gesetzte, aber ganz im engsten Vertrauen behandelte Idee, eine Art Generalbeichte über eine so schwierige Seelenangelegenheit, wobei die ernste und zärtliche Person, von welcher sie herrührt, sich selbst so oft anklagt, von der Strenge des Ziels abzuirren

nicht gegen die Gesinnungen und Bestrebungen des Christen, wenn sie in solcher Weise aus der Brust entlassen wird, wo er sie niedergelegt hatte, und die er dadurch heilen wollte? Diese delicate Heilung eines solchen Lasters durch homöopathische Methode, soll sie anders versucht werden als im verschwiegenen Dunkel und in einem bestimmten Ausnahmsfall? Diese Frage hat mich lange beschäftigt. Aber wenn ich dann einen Blick auf die Zeit geworfen habe, in der wir leben, auf diesen Wirrwarr von Systemen, von Wünschen, von Gefühlen, von Geständnissen und Nuditäten aller Art, dachte ich am Ende, die Veröffentlichung eines wahren Buchs dürfte wohl kaum ein Uebel weiter seyn, und es könnte wohl da und dort für Manchen etwas Gutes daraus entspringen."

Das Buch selbst beginnt mit einem Brief des seine Geschichte Erzählenden an den Herausgeber, worin er diesen, der in ähnlichen Zuständen und geistigen Bedrängnissen sich befinde, wie er selbst in frühern Zeiten erfahren habe, ermahnt, den Muth nicht sinken zu lassen, nicht zu verzweifeln, aber alles Ernsts seine Kraft aufzubieten, um sich aus den Netzen eines Hangs, eines Lasters zu befreien, das die unglücklichsten Folgen habe. Dann folgen die Bekenntnisse, aus welchen wir Fragmente folgen lassen.

„Ich war siebzehn bis achtzehn Jahre alt, als ich in die Welt trat; die Welt selbst that sich damals allmählich wieder auf und suchte sich nach den Stürmen der Revolution wieder ins Geleis zu bringen. Ich war bis dahin, in der Stille des Landlebens begraben, ganz isolirt geblieben, viel studirend und träumend; ernst, fromm und rein. Ich hatte eine segensreiche erste Communion gefeiert, und während der nächstfolgenden zwei oder drei Jahre hatte sich die Wärme meines religiösen Gefühls nicht gemindert. Meine politischen Gesinnungen richteten sich nach denen meiner Familie, meiner Provinz, der geplünderten und geächteten Minderzahl. Diese keuschen Jahre, gleichsam eine solide Ersparniß, ohne Arbeit und Mühe angelegt und vorauserhoben auf die Verderbniß des Lebens, dehnten sich bei mir weit in die Zeit der Mannbarkeit hinein, und erhielten meiner Seele, bei einem schon kräftigen Denken, etwas Einfaches, Bescheidnes und unbefangen Kindliches. So gelehrig und anspruchlos, bei einer stets zunehmenden Geistesnahrung, hätte man mich für sicher halten sollen vor allem Unheil. Wie erzeugte sich nun bei diesen geregelten Neigungen, dieser Nüchternheit der Phantasie, bei dieser gesunden Zucht, in aller Stille die Idee der Wollust? Denn schon keimte sie, schon gewann sie allmählich Herrschaft über mich durch tausend Wendungen und unter treulosen Masken. Ich hatte zum Lehrer im Latein bis etwa in mein dreizehntes Jahr einen Mann von ausnehmender Herzenseinfalt, von völliger Unkenntniß der Welt gehabt, der aber dem Unterricht sehr gut gewachsen war. Kein Zweifel war ihm je gekommen, keine Leidenschaft war in dieser immer gleichmüthigen Seele erwacht, in der sich nie etwas regte als eine wohl zu entschuldigende Eitelkeit, wenn es sich um den Sinn einer Stelle bei Virgil oder Cicero handelte. Da er bisher, ich weiß nicht aus welcher Bedenklichkeit oder Trägheit, nie das vierte Buch der Aeneis gelesen hatte, fiel ihm ein, es mich exponiren zu lassen, und das that ich vortrefflich. Er ließ es mich auch auswendig lernen und hersagen. Ebenso übersetzte ich bei ihm die wollüstigen Oden des Horaz an Pyrrha u. a., ich lernte Ovids Tristia kennen; ein paarmal fragte ich ihn nach der eigentlichen Bedeutung von Ausdrücken, die er allgemein und ungenauer übersetzte; er antwortete, ich würde es später erfahren; ich erröthete und fragte nicht mehr. Wenn ich laut vor ihm die Dichter übersetzte, kamen Stellen vor, die mir dunkle Ahnungen von etwas Wollüstigem erweckten, die mir den Schweiß auf die Stirne trieben, und über die ich wie über feurige Kohlen hinglitt. Ein sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Schloß des Grafen von... in meinem fünfzehnten Jahr, wo ich sehr trübgestimmt und fremd war, entwickelte in mir den gefährlichen Hang zu einer innern Weichheit und Weichlichkeit, welchen bisher meine regelmäßige Lebensart gezügelt hatte. Ein unerklärlicher Ueberdruß des Aufenthalts zu Hause bemächtigte sich meiner; ich ging tief in die Wälder hinein und recitirte unter strömenden Thränen den Psalm: wir saßen an den Wasserbächen Babylons; meine Stunden verstrichen in einer monotonen Vergessenheit aller Dinge, und oft mußte man mich aus dem Park zum Essen holen. Abends hörte ich im Salon Clarissa vorlesen, und dabei dauerte meine Zerstreuung ganz ungestört fort, wie unter einer schmachtenden und klagenden Musik. Zu Hause griff ich dann nach den andern elegischen Dichtern außer Ovid; die melancholischen Abschnitte gefielen mir vorzüglich, und ich sagte mir unzähligemale solche Stellen, die ich selbst kaum verstand, her. Eine neue, unbekannte Welt regte sich schon in meinem Innern. Indeß hatte ich keine Gelegenheit, weibliche Personen meines Alters zu sehen. Ueberdieß wäre ich bei solchen Begegnungen sehr scheu und schüchtern gewesen, gerade in Folge meines keimenden Verlangens. Mein übertriebnes Schamgefühl von damals war selbst schon etwas Krankhaftes."

„Im Alter von siebzehn bis achtzehn Jahren nahm der geheime Hang meiner Seele, indem er tiefer wurde, eine seltsame Gestalt an. Es kam mir eines Tags die Befürchtung in den Kopf, daß ich von einer Art Häßlichkeit ergriffen sey, welche reißende Fortschritte machen und mich ganz entstellen würde. Eine eisige Verzweiflung folgte auf diese vermeintliche Entdeckung. Ich wunderte mich, daß nicht auch schon andere diese Entdeckung an mir gemacht haben sollten und unter den jungen Leuten meiner Bekanntschaft war ich immer mit Vergleichungen beschäftigt, und beneidete die einfältigsten Gesichter. Es gab ganze Wochen, wo meine Tollheit sich verdoppelte, und die Furcht, dereinst nicht geliebt zu werden, mir keine Ruhe ließ. Aber das war nur eine eigenthümliche Wendung, eine unerwartete List der Sirene, die mit uns geboren ist, die sich von Anfang an eingedrängt hat und triumphiren will in unsern Herzen; es war nur eine treulose Tücke, mich gewaltsam loszureißen vor den einfachen Bildern der idealen und enthaltsamen Schönheit, mich schneller dem sinnlichen Zug in die Hände zu führen, indem sie mir die Häßlichkeit in Aussicht stellte. Es war eine unverdächtigere, aber sicher greifende Weise, die ewige Schmeichelei zu erneuen, die uns zu unsern Neigungen hindrängt, und mir auf eine scheinbar entsetzliche Weise, ohne meine Grundsätze zu

sehr zu empören, jene im Grunde sich immer gleichen, honigsüßen Räthe einzuprägen: zu eilen, zu guter Zeit die erste Blume zu pflücken, und von Stund' an die flüchtige Anmuth des Lebens zu benützen. Das einzige Ergebniß dieser tollen Einbildung war denn, mich unversehens weit zurückzuwerfen von dem Punkt, auf dem sie mich getroffen. Meine milde sittliche Gemüthsverfassung kehrte nicht wieder; meine gesunden Lebensgewohnheiten veränderten sich. Das einmal vor meinen Blicken aufgestiegne Bild des Weibes blieb mir immer gegenwärtig, ergriff mein Wesen und vertilgte darin die Spuren früherer Eindrücke. Meine Religion erblaßte." — —

Er erzählt wie er auf einem benachbarten Schlosse die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Mädchens, Amelie de Liniers, gemacht und sich ein, wiewohl nie in Worten ausgesprochnes, zartes aber inniges Verhältniß zwischen ihnen angeknüpft. Bei einer Jagdpartie kam ihm dieß erst recht zum Bewußtseyn; er erlaubte sich eifersüchtige Vorwürfe; diese hörte sie zwar nicht an, sie schnitt sie ab und beleidigte ihn dadurch; aber ihr Benehmen am Abend überzeugte ihn, was er ihrem Herzen sey. Noch mehr öffnete sich ihm ihr Herz bei einem Gespräch, wo er sie von seinen romantischen Entwürfen und Planen für die Zukunft unterhielt.

„Liebe, keimende Liebe, oder wie nun das heißen mag, was dir verwandt ist, die unsichre Stimme, die in uns seufzt und jubelt, die verworrene Melodie, welche, einmal wenigstens im Leben, zur Erinnerung an Eden, der Schöpfer uns auf den Flügeln unseres Frühlings zusendet, — Wahl, Gelübde, Verheißung; vergönntes Glück, das sich mir damals anbot und ich ausschlug, welches nachdenklichere Herz ist nicht in Unruhe gerathen, ist nicht beinahe schaudernd zurückgebebt im Augenblick, wo es dich an sich pressen, dich ergreifen sollte! Kaum hatte ich das Schloß aus dem Auge verloren und war der erste Ungestüm meines Pferdes erschöpft, als ich den Zügel sinken ließ und träumerisches Sinnen mich allmählich überwältigte. „Wie, sagte ich bei mir selbst, mich festbannen, mich hier festbannen, wenn auch mitten im Glück?" Und gegenüber diesem ernsten Gedanken zitterte ich am ganzen Leib. Eine, fast bis zum Ohnmächtigwerden schmerzliche Ahnung stieg aus meinem innersten Wesen empor und rief mir, in ihrer wohl begreiflichen weichlichen Verzagtheit zu, ich solle warten, es habe für mich die Stunde der entscheidenden Entschlüsse noch nicht geschlagen. Die Welt, Reisen, die zahlreichen Abenteuer des Kriegs und der Höfe, die geheimnißvollen Combinationen, in welchen die Jugend so verschwenderisch ist, öffneten sich meinen Blicken in einer unendlichen Perspektive, und versammelten sich, schwammen in beweglichen Gestaltungen, je nach dem Spiel des blassen Lichts, über dem Saum der Gebüsche. Ich hatte meine Lust daran, Gemüthsbewegungen, Unglück sogar, mir im voraus zu vergegenwärtigen; ich sprach bei mir selbst: „ich werde einst an diesen Ort wiederkehren, nachdem ich mich in der Ferne in allerlei Welthändel gemischt, nachdem ich meine Seele oft erneut haben werde; reich an Vergleichungen, gereift durch frühzeitige Erfahrung werde ich wieder hier eintreffen. Dieser milde Mond wird, wie heute Abend, das Buschwerk beleuchten und die Haselnußstauden und einen weißlichen Schafpferch, dort unten, unter dem dichten Dunkel; Licht und Traurigkeit, alle diese Reflexe von heute, alle diese Spuren von mir werden dann wieder da seyn. Aber sie, werde ich sie noch finden, wird sie mich vergessen haben?" — Und diese ohne Zweifel bittern Wechselfälle, die ich mir unter unbestimmten Thränen vor die Seele rief, lächelten mich an in dieser Ferne und machten mich das Leben in der Gegenwart empfinden. Durch solche dädalische Krümmungen des Gedankens brachte mich auf Irrwege die treulose Unbeständigkeit, das Schooßkind des menschlichen Herzens!" — —

Er erzählt dann weiter, wie er mit der Familie Couaën, auf dem Schlosse gleiches Namens, bekannt geworden und diese Bekanntschaft eifrig gepflogen habe, hauptsächlich wie er sich selbst beredet, weil er durch den Herrn von Couaën in die politische Thätigkeit eingeführt zu werden hoffte; und dieß war auch wirklich der Fall, denn dieser Edelmann, ein Mann von großen Talenten, edlem Charakter und von der unerschütterlichsten Anhänglichkeit an die Sache der vertriebnen Königsfamilie, war fortwährend mit Planen zu Gunsten ihrer Wiedereinsetzung beschäftigt, und stand an der Spitze der Gleichgesinnten in der Provinz. Der Jüngling fand auf dem Schloß viele ihm bisher unbekannte Personen, mit welchen er sich mehr oder minder befreundete, und ohne die Hoffnungen des Herrn von Couaën theilen zu können, trat er doch bei seinen Planen nicht zurück. Nach Gastine kam er seltner, und Amelie de Liniers entschuldigte die Sparsamkeit seiner Besuche mit eben dem Motiv, mit welchem er seine häufigen und langen Besuche in Couaën vor sich rechtfertigte; sie glaubte der Drang nach Thätigkeit und Handeln ziehe ihn dorthin, und ließ sich deßwegen das Opfer, welches sie dabei zu bringen hatte, in zärtlichem Stolz auf ihren Geliebten, gern gefallen. Aber ein geheimer Magnet war auch die Frau von Couaën, eine geborne Irländerin, Mutter von zwei Kindern, aber noch sehr jung, schön, fromm.

„Wie mir Frau von Couaën bei den ersten Besuchen erschien, darüber habe ich wenig zu sagen, als daß sie in der That sehr schön war, aber eine jener fremden und seltnen Schönheiten, an welche sich das Auge erst gewöhnen muß. Noch nach einer sechsmonatlichen Bekanntschaft war meine Ansicht von ihr sehr schwankend, meine Empfindungen gegen sie befanden sich in einer schwebenden Ungewißheit, die, weit entfernt Gleichgültigkeit zu seyn, vielmehr von der allerzartesten und feinsten Verehrung für sie und von meiner übermäßigen Bedenklichkeit herrührte, mich selbst in Betreff ihrer zu befragen. War sie anwesend, so begrüßte ich sie, ohne doch viel das Wort an sie zu richten; ich antwortete ihr beinahe ohne mich an sie zu wenden, ich sah sie, ohne sie anzublicken; so benimmt man sich etwa in Anwesenheit einer jungen, ihr Kind stillenden Mutter. Sie war wie ein keusches, dem Auge verbotenes Bild, über das mein Blick beim Eintreten eine Wolke ausbreitete, und beim Weggehen zog ich einen Vorhang über meine Erinnerungen. Aber wer kennt die Listen der bösen Absicht und die geheimen Auskunftsmittel und Zugeständnisse, die in uns vorgehen? Vielleicht dienten Wolke und Vorhang nur dazu, die Unruhe beim ersten Anfang zu ersparen, und der Angewöhnung zu erlauben,

im Schatten und Dunkel seine noch nicht sichtbaren Keime zu vervielfältigen."....

„Fräulein von Liniers opferte gern das Vergnügen, mich so oft zu sehen wie früher, dem, was sie für den Weg zu meinem Emporkommen hielt. Unsere Gespräche, selbst wenn wir ganz allein waren, verließen allmählich die gewohnte Dämmerung und die Umgränzung unserer eigenen Gefühle und waren mannichfacher geworden, weniger mit leiser Stimme gefühlt und mehr pikant und glänzend; den Ueberfluß von Stoff, den ich von auswärts mitbrachte, ließ sie nicht allzu zärtlich, zu rührend oder matt werden. So entwarf ich denn unterhaltende Schilderungen der Personen, der Conflicte, in die ihre Eigenliebe kam, von ihrer Eitelkeit und Anmaßung, und rühmliche Schilderungen von Herrn von Couaën und seiner Kaltblütigkeit, mit der er immer unter all diesen Erhitzungen eine verständige, kluge Haltung sich bewahrte. Wenn ich über die Marquisin schwieg, so ließ Fräulein von Liniers sich angelegen seyn, meine schwachen Schranken niederzureißen in Betreff eines Gegenstandes, der sie mehr als jeder andre anzog. Die Erscheinung der jungen Frau, der Charakter ihrer Schönheit (denn sie hatte sie bis dahin noch nie gesehen), ihr Wesen und ihre Haltung, die Benützung ihrer Stunden in Gesellschaften, die so verschieden von ihr waren, das Alter ihrer zwei Kinder, welches das schönere sey und ob das Mädchen seiner Mutter gleiche; was weiß ich Alles! ob sie in ihrer Aussprache etwas Ausländisches habe, ob sie die Sprache so gut spreche wie wir, ob sie sich gern über ihre Familienerinnerungen und über ihr erstes Vaterland auslasse?... Diese tausenderlei Fragen drängten sich auf den Lippen des Fräuleins von Liniers, ohne alle eitle Neugier, ohne das mindeste Regewerden von rivalisirender Koketterie, mit einem wohlwollenden und wahren Interesse, wie Alles was einer solchen Seele voll Anstand und Schicklichkeit entfloß. Ich konnte mich der Erfüllung so vieler natürlicher Wünsche nicht entziehen, und einmal im Gang, vergaß ich mich in den Erzählungen und Entwicklungen. Da sie selbst mit eigenen Händen den Schleier wegzog, mit welchem ich dieß anmuthige Plätzchen in meinem Innern zu verhüllen gemeint war, glaubte ich, es sey mir wohl auch erlaubt in solchen Augenblicken einen Blick hineinzuwerfen, der meinem Zwang ein Ende machte, und eine Oeffnung, die ich nicht selbst veranlaßt hatte, zu benützen, um auch meinerseits mir zum Bewußtseyn zu bringen, was mein Gedächtniß bereits in sich schloß. Wenigstens habe ich nicht den Anfang der Enthüllung gemacht, murmelte ganz leise mein Gewissen; und inzwischen drang ich immer tiefer hinein und vorwärts und die Erzählungen, die ich machte, nahmen kein Ende. Ganz Castine war nur noch das Echo der geheimen Wunder von Couaën. Wenn die Gefühle, über die ich mich in der Folge entsetzte, von da an in mir sich zu fernen und dunkeln Punkten zu gestalten anfingen, so geschah dieß in Folge solcher Unterhaltungen, wo unser Wort, voll von seinem Gegenstand, und aufgefordert ihn wieder zu erfassen, in uns dessen erste Umrisse umschreibt." —

(Fortsetzung folgt.)

Der Philosoph Aristippos

an eine Lampe, welche ihm Lais geschenkt hatte.

Von Th. Moore.

„Dulcis conscia lectuli lucerna."

Mart. XIV. 39.

„O, halt, sprach Lais, wie so gern ich's hätte,
„Die treue Lampe werth, die manche Nacht
„An deiner Freundin einsam trautem Bette
„Mit ihrem kleinen Lichtchen hat gewacht.

„Sie sah oft feucht von Thränen meine Wangen,
„Sie sah mein Auge ruhn auf ihrem Licht,
„Und hört' im Schlaf mich seufzen und verlangen
„Nach des Geliebten holdem Angesicht.

„Sie wußt' es wohl, wie mir die Wange brannte,
„Wann frei die Phantasie begann ihr Spiel;
„Sie sah, wie ich mich wandte, glühend wandte,
„Und wie statt deiner ich geküßt den Pfühl;
„Sie hörte meinen Wunsch,, dich hier zu wissen,
„In deinem Arm zu ruhn und dich zu küssen.

„Drum halt' die Lampe werth! — sie wird oft leiten
„Dir deinen Schritt durchs heil'ge Musenthal,
„Und hell wird leuchten dir ihr sel'ger Strahl,
„Wenn je dein Auge liest von goldnen Zeiten,
„Vom Glanz des Himmels, Schöpfung der Natur,
„Von Allem, was nur trägt der Schönheit Spur.
„O, glaube, die dir Lampe dir gegeben,
„Sie liebt dich mehr, als selbst ihr eignes Leben!" —

Ja, theure Lampe, bei der Reize Fülle,
Die dort gesehn dein mitternächt'ger Schein, —
Beim Grazienarm, der aus des Bettes Hülle
Sich streckte auf die Stirn von Elfenbein:

Beim vollen Busen, halb dem Blick entzogen,
Bei ihrer Lippen süßem Seufzerwehn;
Beim Schleier, dessen Falten niederwogen!
Auf ihre Rosenwangen blendend schön:

So lange diese Zauberreize walten,
So lang das Herz mir glühet liebevoll,
Will diese goldne Lampe werth ich halten;
Von meiner Lampe nichts mich trennen soll!

Und oft soll, wie sie liebreich hat verkündet,
In der Begeistrung lenken mir ihr Strahl
Den Schritt, der pfadlos sich in Irren windet,
Leicht durch der Dichtung labyrinth'sches Thal.

Drum leuchte, wenn die Hand das Buch erhebet,
Wo noch der Hauch des Ghiers uns entzückt
Wo noch, obgleich sein Leib uns längst entrückt,
Doch glühend fort des Barden Seele lebet!
Auch sollst du strahlen auf die sanftern Lieder
Des Sängers dort von Askras traur'gen Matten,
Zu dem die Musen nächtlich stiegen nieder,
Zu bringen ihm der Weihe heil'gen Stab,
Gepflückt vom grünsten Baume, dessen Schatten
Kastalias krystallnen Quell umgab. —
Dann einer reinern Lehre zugewendet,
Beschauen wir, was der Baum der Weisheit spendet,
Und folgen, wohl gelenkt vom goldnen Faden
Der Wissenschaft, den mystisch dunkeln Pfaden,
Wo die Natur fern unsern Augen liegt
Und weit durch Wunderlabyrinthe fliegt.

So wird mein Herz dann lernen tief erkennen,
Wie flüchtig diese schöne Welt vergeht,
Wo, was noch sah die Morgenstrahlen brennen,
Schon vor der Nacht verrinnet und verweht.

Putz' ich dein Feuer, will ich dir verkünden:
„Der Strom des Seyns rinnt schnell und schnell hinaus;
„Die Zeit, die deine Flamme heißt verschwinden,
„Löscht dort auch jenen Sonnenhimmel aus!"

O, kann der Erde Macht, vereint im Bunde,
Nicht fesseln eine federleichte Stunde,
Und soll der Eindruck, den wir heut' empfinden,
Schon morgen in dem Zeitenstrom verschwinden,
Wer steht dann still, die Frage zu erheben,
Warum die flücht'gen Schätze uns gegeben,
Die sonn'gen Tage und der Nächte Schatten,
Die kurze, aber süße Freuden hatten,
Die zum Genuß uns schuf des Himmels Huld?
(Sie zu verachten, wär' strafbare Schuld!)
Wer wird, wenn eine Rose er sich pflücket,
Erst fragen, warum ihn ihr Duft entzücket?
Er denkt nur an den blendend schönen Glanz,
Der alle Blumen überstrahlt im Kranz;
Er denkt nur an den Seufzer, den sie spendet,
Mit welchem sie ihr süßes Leben endet.

O Sinnenlust, du einz'ges Gut der Erde,
Nur eine kleine Stunde dir geweiht, —
Bei meiner Lais Lippen! — gleicht am Werthe
Des Weisen himmlischer Unsterblichkeit!

Drum weg mit aller Weisheit finstern Lehren,
Weg mit den Sprüchen, die durch harten Zwang
Die süßen Freuden uns zu pflücken wehren!
Denn ach! der Quell der Sinne strömt nicht lang,
Woraus die Seele, um sich zu erquicken,
Trinkt Lieb' und Leben, — seliges Entzücken.

O theure Lampe, darzu nicht geschenkt,
Zu leuchten auf ein unbelebtes Blatt, —
Was Lais auch von tiefer Weisheit denkt,
Was scheinbar auch mit Ernst gesagt sie hat;
Es war nur Scherz! — mir sagen ihre Augen,!
Daß du zu süßrem Dienst seyst zu gebrauchen.

Und wann sein Auge schließt nach weiten Reisen
Der Himmelswanderer im Westen dort;
Wann Seher spähen in den lichten Kreisen
Nach ihrem künft'gen sel'gen Wohnungsort;
Da trüg' ich's nicht, daß ich daheim verbliebe.
Ich schleiche mich bei mildem Sternenschein
Flugs nach dem weichen Lager meiner Liebe,
Du, treue Lampe, sollst mein Führer seyn!

Sanft sey ihr Schlummer, daß er sie erquicke!
Laß nicht sie träumen von so nahem Glücke,
Bis meine feur'gen Seufzer hauchend glühn
Auf ihrer Frühlingswange ros'gem Blühn,
Und ich die Locken lüfte, die hernieder
Sich gießen über ihre Augenlieder,
Bis sanft ich küsse ihrer Stirne Pracht
Und bis mit süßem Staunen sie erwacht!

Doch wenn sie träumt, so sey's von dem Entzücken,
Das beide wir empfunden ganz so rein,
So daß es schien, als wär' es nur allein
Für uns geschaffen, um uns zu beglücken!
Dann werd' ich küssen ihre heiße Wange
Und ihren Busen sanft sich heben sehn;
Dann hör' ich sanft sie lispeln, leis und bange,
Und höre sie um Schonung bittend flehn.
Und seh' ich ängstlich seufzen sie und glühen,
Als wollt' aus ihrer Brust die Seel' entfliehen,
Und ist das Mädchen himmlisch hochbeglückt,
Dann in die Arme sink' ich ihr entzückt.

O süße Lais, welche Himmelsfreuden
Erwarten mich in diesem Augenblick!
Ihr Weisen, kommt und schauet diese Freuden,
Und wo bleibt eures Kaltsinns Ruhm und Glück?

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Häusliche Feste der Litthauer.

Auch bei den häuslichen Festen der Litthauer zeigt sich noch die originelle Eigenthümlichkeit, die sie inmitten ihrer Nachbarvölker bewahrt haben. Die werdende Mutter läßt für die Frucht, die sie unter ihrem Herzen trägt und für sich selbst in der Kirche durch den Pfarrer nach der Predigt eine Fürbitte sprechen. Ist das Kind geboren, so sendet der Vater zu den Nachbarn und Freunden, damit ihnen das frohe Ereigniß verkündet werde, worauf bei der Wöchnerin die Weiber erscheinen und ihr Weißbrod und Eier zum Geschenke anbieten. Naht die Zeit der Taufe, so ladet der Vater die Pathen mit den Worten ein: „ich bitte dich zu Gevatter bei einem Kinde, das mir Gott gegeben!" — worauf der Eingeladene antwortet: „ich danke dir! du redest gute Worte!" — Erscheinen nun die Pathen im Hause, um mit dem Neugebornen zur Kirche zu wandern, so sprechen sie zu den Eltern folgenden, feststehenden Spruch: „Glück sey dir mit deinem Sohne! Gott gebe, daß du ihn gesund erziehen mögest! Gott füge es, daß er auf der Bank der Männer sitzen möge, wie wir!" und fügt nach vollzogener Taufe dann noch den Glückswunsch hinzu: „Sey gesund mit deinem Sohne oder mit deiner Tochter!" worauf dann, wie bei allen Festen der Litthauer, ein solenner Schmaus folgt.

Hat der litthauische Jüngling (Barsdutas, einer, dem der Bart wächst), sein Auge auf eine Jungfrau geworfen, die ihm passend zur Lebensgefährtin scheint, so erwählt er sich unter seinen Freunden einen Freiwerber (Pirszlys), den er bittet, zu den Eltern des Mädchens zu reiten (denn reitend wird bei den Litthauern Alles abgemacht), sie zu grüßen und zu fragen, ob sie ihm ihre Tochter zur Ehe geben wollen? — Der „Pirszlys" entledigt sich dieses Auftrags und kehrt mit einem Gruß, aber ohne alle sonstige Antwort zurück, denn die Etikette bedingt es, daß der Freiwerber in derselben Angelegenheit noch einmal erscheine, und nun erhält er für den heurathslustigen Barsdutas entweder einen Korb oder die gewährende Zusage, die Seitens der Braut dadurch symbolisch ausgedrückt wird, daß sie dem Freiwerber für den Bräutigam ein Schnupftuch übergibt, wogegen sie von diesem ebenfalls eins erhält. Der Freiwerber putzt bei der Rückkehr sein Pferd zum guten Zeichen für den erwartungsvollen Bräutigam mit grünem Strauch und Kraute. Im Falle der Zusage ist er zugleich von den Eltern der Braut zum Chargé d'affaires ernannt, um über die Angelegenheiten der Mitgabe u. dgl. zwischen Schwiegereltern und Schwiegersohn zu verhandeln. — Am nächsten Sonntage begeben sich Braut und Bräutigam mit ihren beiderseitigen Freunden und Verwandten zur Kirche, hören die Predigt, lassen sich durch den Pfarrer zu ihrem Vorhaben Gottes Segen erflehen und verloben sich am Schlusse des Gottesdienstes, nachdem der Geistliche eine kurze Anrede gehalten, vor dem Altar, jedoch ohne Ringe zu wechseln. Hierauf begibt sich die ganze Gesellschaft in den Krug (wie dort das Dorfwirthshaus heißt) „'x Swalgus" — „zum Anschauen" — d. h. sich gegenseitig kennen zu lernen, was — wie immer — durch starkes Trinken celebrirt wird. Von hier aus begibt sich, mit „Rauten" (ein Kraut, das bei den Litthauern in großem Ansehen steht) geschmückt, die Braut mit ihren Eltern nach Hause; kurze Zeit darauf folgt ihr der Bräutigam mit den seinen, denen dann schon die Braut mit mehreren Mädchen entgegenkommt. Ein Freund des Bräutigams, Uzgereys (Zutrinker) genannt, trinkt der Braut ein Glas Bier mit einem Glückwunsche zu, was sie erwiedert. Dann begeben sich alle ins Haus, wo sich der Bräutigam bei seinen künftigen Schwiegereltern für seine Braut bedankt, diese herzhaft abküßt, ihr einige kleine Geschenke macht und dann das stereotype litthauische Alpha und Omega — ein Schmaus — die Feierlichkeit beschließt. — So ungefähr gestaltet sich eine litthauische Verlobung.

Einige Zeit nach dieser ist es Pflicht der Braut, ihre künftige Schwiegermutter zu besuchen, und diese mit einem weißen Kopftuch (Skepeta), und einem bunten National-Frauenrocke (Marginne), so wie mit einem Hemde zu beschenken, sie auch damit eigenhändig zu bekleiden. — Naht dann die Zeit der Hochzeit, so reitet ein zum Gastbitter (litth. Kwelys, deutsch in dortiger Gegend auch Platzmeister genannt) erwählter Freund des Bräutigams mit Flitterkranz am Hute und buntem Blumenstrauße an der Brust und am Arme, auf einem ebenfalls

mit Bändern und grünem Rautenstrauch geschmückten muthigen Pferde (Zirgas) zu den zur Hochzeit Einzuladenden, und zwar nach altem Herkommen, alter Sitte und Erlaubniß, mit dem Pferde bis ins Zimmer, wo er vom Roß herab nach hergebrachtem Formular eine kurze Rede spricht, die, Seitens des Bräutigams, der Braut und der Schwiegereltern aus vielen Glückwünschen (labos Dienos) besteht, und mit der Bitte schließt, man möchte zu der bevorstehenden Hochzeit Theil nehmen am kirchlichen Gebet und Gesang, so wie an dem darauf folgenden Schmause, eine Einladung, die mit vielen schönen Complimenten, Seitens der Geladenen, gern angenommen wird.

(Schluß folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Abreise aus Tebris. — Zug des Schahs nach Teheran. — Aufenthalt in dieser Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Von den ersten Tagen meines Aufenthalts in Teheran kann ich nichts Bemerkenswerthes sagen, weil ich nichts sah außer dem Hause des englischen Gesandten, wo asiatischer Keif und englischer Comfort in glücklicher Mischung vereint waren. Nach einigen Tagen wurde ich mit mehreren Europäern eingeladen, bei einem der Oheime Mohammed Schahs, Hussein Ali Khan Kadschar, zu speisen. Das Gastmahl war auf sieben Uhr Abends bestimmt. Es war Winterszeit, Mitte Decembers, und obwohl es nicht kalt war, so war es um sieben Uhr doch schon dunkel, und wir mußten einige Polizeidiener mit Fackeln, die an Stangen gebunden waren, mitnehmen; außerdem waren wir von unsern Leuten mit ungeheuren Laternen begleitet. Nachdem wir auf diese Weise einen großen Theil der Stadt durchzogen, kamen wir endlich in das Haus Hussein Ali Khans. Der geehrte Wirth kam uns entgegen, und führte uns in die zu unserm Empfange bestimmten Zimmer. In einem großen, mit reichen Teppichen bedeckten und mit Gold und hellen Farben ausgeschmückten Saale war zur Seite für uns ein Tisch in europäischer Weise gedeckt, in der Mitte des Saales aber ein großer Kaschemirshawl als Tischtuch für die Perser ausgebreitet, und drei ungeheure Leuchter mit dicken, krummen Talgkerzen darauf gestellt. Vor dem Beginne des ersten Ganges, d. h. ehe man die Pfeifen brachte, suchte uns der Wirth mit allen möglichen verschiedenen Complimenten zu unterhalten, was aber nicht lange dauerte, denn die behenden Kaliandschis zögerten nicht, mit ihren Waffen zu erscheinen. Jeder beschäftigte sich mit Rauchen als einer wichtigen Arbeit, die Complimente schwiegen, und wir sahen, daß alles irdische Wesen — ebenso wie der Ruhm — nur Rauch sey. Nach Beendigung dieser großen Ceremonie brachte man uns einige ungeheure Schüsseln mit verschiedenen, ziemlich widerlichen Süßigkeiten, da sie großentheils aus einem Gemisch von Mehl, Hammelsfett und Zucker bestanden. Aber der unangenehme Geschmack wurde reichlich durch die Menge ausgeglichen. Indeß hielt uns dieß Gericht nicht lange auf, denn nach den Süßigkeiten brachte man uns abermals Pfeifen, und abermals war alles Rauch, ebenso wie die Complimente des Wirths. Hierauf kam in kleinen Tassen duftender Mokkakaffee ohne Zucker, dann wieder Pfeifen und ein garstiger Thee, der bis zum Syrup versüßt war. Damit war die Einleitung zum Abendessen geschlossen, es folgte ein kurzer Entreact, dann begann erst das Essen, gründlich und tief, worüber und mit was es schloß ich Folgendes berichte.

Beladen wie Kamele traten Diener herein und trugen auf den Schultern eine Menge Brode, flach wie Pfannenkuchen, und gaben jedem eine Portion, die einen Mann acht Tage hätte nähren können. Die erste Schüssel bestand aus Hammelskäse, Knoblauch, Radieschen, wohlriechenden Kräutern u. s. w., dann kamen Eierkuchen, Bosbaschi (Suppen), Phisindschan, süßsaure Saucen aus Fleisch mit Mandeln, Rosinen u. s. w.; Kebab, gebratenes Fleisch; Pilaus mit Fleisch, Rosinen, Safran und Mandeln. Zum Schluß setzte man ungeheure, ganz am Spieße gebratene Hämmel mit Kopf und Füßen auf, was keinen sehr appetitlichen Anblick darbietet, wegen der ungewöhnlichen Aehnlichkeit eines so gebratenen Hammels mit einer getödteten Katze. Für unsern europäischen Tisch zählte ich 99 Schüsseln: ich weiß nicht, ob dieß eine symbolische Zahl ist, wie die 99 Namen Allahs, nur kann man daraus schließen, in welcher Menge und Mannichfaltigkeit Alles aufgetragen wurde. An Wein und Sorbet war kein Mangel, und die wahren Gläubigen tranken, trotz des Verbots des Propheten, sehr häufig aus Versehen Wein statt Scherbet, unter der Firma von uns Kafirn, und wälzten alle Sünde auf uns Ungläubige.

Nach Beendigung des Mahls und vollzogener Waschung erschienen Musikanten und Tänzer. Die Instrumente, welche unser Ohr ergötzten, waren die Surna, eine Art Geige mit drei Saiten, ein anderes nach Art der Zigeunercymbel, endlich Trommeln und Pauken von allen möglichen Größen. Unter den Musikern befand sich ein bekannter Sänger, Mullah Kerim, ein Liebling des verstorbenen Feth Ali Schah; nachdem er ordentlich getrunken, unterhielt er die Gesellschaft mit lustigen Liedern, die einigen unserer Volkslieder glichen; sie bestehen aus Phrasen, die jede für sich zwar etwas bedeuten, die aber keinen Zusammenhang haben und keinen allgemeinen Gedanken darstellen. Endlich wollte unser Wirth uns auch noch mit Tänzen unterhalten; diese Idee war nicht sehr glücklich, wie denn die persischen Tänze statt munter zu machen, Bangigkeit einflößen. Der Pantomime, welche den Haupttheil des Tanzes bildet, ermangelt aller Grazie, und hat nicht einmal den wilden Charakter, der uns manchmal bei den Belustigungen ungebildeter Völker anzieht. Mir scheinen diese Tänze erniedrigend für die Menschheit. Nach ihrer Beendigung gaben alle Anwesenden den Tänzern einige Ducaten, und hierauf trennte sich die Gesellschaft um Mitternacht. Das Mahl dauerte also, mit allen Anhängseln, fünf geschlagene Stunden.

Am folgenden Tage verkündete der Kanonendonner bei Sonnenaufgang, daß der Fastenmonat, der Ramasan, beginne, während dessen die wahren Gläubigen den Tag über weder trinken, noch essen, noch rauchen; erst nach Sonnenuntergang wird

der Hunger und Durst gestillt, und dieser erfreuliche Augenblick wird in größern Städten mit Kanonenschüssen, in kleineren und in Dörfern mit Gewehrfeuer oder sonst einem lauten Klang angekündigt. Die Perser halten dieß Fasten streng, und viele schlafen, um sich die fromme Enthaltsamkeit zu erleichtern, fast den ganzen Tag, wobei sie sich nur für die verordneten fünf Namas oder Gebete wecken lassen. Während des ganzen Fastens beschäftigen sie sich so wenig wie möglich mit weltlicher Eitelkeit, und darum ist dieser Monat für Geschäfte jeder Art ganz verloren.

Leute, die mit den schönen Künsten unbekannt sind, können an den Gebäuden der Asiaten nichts Malerisches sehen: man muß tief fühlen, und die Architektur genau kennen, um besondere Schönheiten an diesen Palästen und Tempeln zu entdecken, die für den einfachen Beobachter, der sich auf die in seinem Vaterlande üblichen Schönheitsformen beschränkt, als Ausgeburten der äußersten Geschmacklosigkeit erscheinen müssen. In dieser Beziehung muß man den Palast des Schah betrachten: hier kann man die für den Eingeweihten auf die höchste Stufe der Vollendung getriebenen Feinheiten kennen lernen, die für den Nichteingeweihten nur Unförmlichkeiten sind. Aber daran ist kein Zweifel, daß die Asiaten, namentlich die Perser, das Innere ihrer Häuser nicht in allen Theilen mit gleichförmiger Kunst zu behandeln wissen, und die Disharmonie zwischen dem Luxus in der einen Ecke und den Schmutz in der andern nicht fühlen. Die Mischung von Reichthum mit Aermlichkeit fällt dem an solche Variationen nicht gewöhnten Auge auf. Z. B. der Saal, in welchem der berühmte Pfauenthron, Takhtitaus, steht, jener Thron, den Nadir Schah aus Indien mitgebracht haben soll, ist ganz mit geblätteltem Gold überzogen, und mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besäet, so daß man seinen Werth gar nicht schätzen kann; die Decken im Saale sind prächtig, und überdieß an den Seiten mit reichen Shawls bedeckt, aber blickt nach der Thüre — sie hält kaum in den Angeln; seht auf die Treppe, die in dem Saal führt — sie ist krumm, und geht dem Verfall entgegen. Beim Anblick dieses Pfauenthrones, den die Perser rühmen als ein Wunder, als ein ruhmvolles Andenken der Eroberungen Nadir Schahs, sprach unser Begleiter von den großen Eigenschaften jenes Herrschers, und führte zur Bekräftigung seiner Worte die Verse eines persischen Dichters an, welche in der Uebersetzung also lauten:

„Der krumme Säbel Nadirs ist das Pfand des Sieges. Wenn sein Angesicht von Unwillen entbrennt, mit welchem Feuer flammt dann jene Sonne. Wenn die Liebe seine Wangen röthet, erglüht nicht stärker die Morgenröthe."

Das ist orientalische Poesie, das sind Vergleichungen, würdig der Söhne des Landes der Sonne.

Einer der Säle des Palastes ist höchst seltsam meublirt: der ganze Boden steht voll Porcellan und Glassachen, welche von Europäern geschenkt wurden; Theekessel, Tassen, Karafen, Waschbecken, Becher, Gläser, Schüsseln, Milch- und Kaffeekannen, Saucieren stehen in Unordnung durch einander auf dem Boden; nur Raum zum Durchgang ist frei gelassen und ein kleines Plätzchen, wo Feth Ali Schah sich zum Empfange seiner Gäste niedersetzte. Der Speisesaal für den Sommer ist sehr gut ausgedacht: an der Decke ist ein ungeheurer aus Leinwand zusammengenähter Fächer befestigt, der durch zwei Diener vermittelst eines Seiles in Bewegung gesetzt wird; der so hervorgebrachte Wind erfrischt das ganze Zimmer.

Die Abtheilung des Palastes, welche von Tadscheddouletschei, der ersten Gemahlin Feth Ali Schahs eingenommen war, gilt in Teheran für das Schönste in der Welt; und sie ist auch wirklich gar nicht übel.

Aus dem Palast ging ich durch die krummen und schmutzigen Straßen nach dem Orte, wo einst die Wohnung des unglücklichen Gribojedow stand. Die Trümmer stehen noch, man sieht die Reste der Zimmer und Bäder; die blutige Begebenheit malt sich vor den Augen: 45 Menschen fielen als Opfer eines barbarischen Aberglaubens; sie fochten wie Löwen, und kamen mit einander um. Ihr trauriges Schicksal muß jeden Russen, der diese Stelle besucht, mit Entsetzen durchschauern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisende A. G. Glascott.

Dieser englische Seecapitän hat in den letzten zwei Jahren, namentlich in Gesellschaft mit dem Consul Braut, Armenien und Kurdistan durchreist, und hatte Gelegenheit, viele geographische Nachrichten über dieß wenig bekannte Land zu sammeln. Er untersuchte hauptsächlich das Thal des Murad-Su oder des östlichen Euphrats, und nahm den See Wan trigonometrisch auf, erstieg den Suvan Dagh, der eine Höhe von mehr als 9000 Fuß erreicht, und entwarf eine schöne Karte von einem großen Theile des umliegenden Landes. (Athenäum vom 26 October.)

Chronik der Reisen.

Montgomery's Reise nach Guatemala.

(Fortsetzung.)

In St. Salvador, damals der Hauptstadt — von 15,000 Einwohnern, 50 Meilen vom stillen Meere — brachten sie einige Tage sehr angenehm zu. Hier genoß Hr. Montgomery die Gastfreundschaft des französischen Konsuls, eines alten Offiziers von Napoleon und Mitglieds der Ehrenlegion. Auch lernte er den Staatssecretär, Alvarez, kennen, der ihm eine Schutzwache von 50 Mann mitgab. Der Offizier, der ihn begleitete, wird so beschrieben:

„Er war ein langer, athletischer, junger Mann, ein halber Indianer, auf einem mächtigen Maulthiere reitend. Er war in weiße Baumwolle gekleidet, Kragen und Aufschläge seiner Jacke roth, seine Beine mit Rodilleras (große Ledergamaschen) bedeckt und seine Fersen mit schweren Sporen bewaffnet. Er trug einen breitkrämpigen Glanzhut mit einer Goldborte; ein gelber Gürtel war dicht um seine Hüften geschlungen, aber sein Dolch, statt im Gürtel zu stecken, war am rechten Knie außen an der Schnur der Rodilleras befestigt. Ein goldenes Epaulett schmückte seine rechte Schulter, und ein ungeheurer langer Degen mit einem eisernen Stichblatt, groß wie eine Punsch-

dem Essenden auf der einen Seite der Bader einem Hadschi Meschhedi oder Kerbelai *) den Bart scheert, und auf der andern einem Kranken zur Ader gelassen wird. Alles dieß geschieht öffentlich. Außerdem ist der Bazar der Sammelplatz für alle Neugierigen und Schwätzer; hier werden die Stadtneuigkeiten erzählt: wem etwas auf der Seele brennt, oder die Zunge nach Arbeit lechzt, der läuft auf den Bazar, sammelt um sich einen Haufen Einfaltspinsel, und setzt ihnen mit aller möglichen Genauigkeit auseinander, was er weiß und was er nicht weiß. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die Perser große Freunde von Erzählungen sind. Ich sah in Teheran auf einem kleinen Platze vor dem Bazar einen Menschen sitzen, neben dem ein Bock lag, um ihn her drängte sich eine Menge von bärtigem Publicum, und er erzählte um Geld eine Menge seltsamer Historien. Wollt ihr die Tausend und Eine Nacht verstehen, so hört diese Erzähler; ihre List, gleich der der Scheherasade, besteht darin, ihre Erzählungen so lang wie möglich zu machen, um, wenn sie an dem einen Tage nicht zu Ende gehen, auch am folgenden das Publicum anzulocken. Der Bock ist natürlich nur aus Charlatanerie da: eine Erzählung neben dem Bock, der, ich weiß nicht warum, verurtheilt ist, auf der Erde den Teufel vorzustellen, muß natürlich sehr interessant seyn. Aber nicht nur der Bock gab der Sache eine Originalität; einige Schritte davon war eine hohe Stange in den Boden gesteckt, und auf dieser Stange steckte ein abgeschnittener Menschenkopf, unten an der Stange lag der Rumpf zu dem Kopfe, der einem Muselmann gehörte, welcher des Diebstahls überführt und an dieser Stelle drei Tage zuvor hingerichtett worden war.

Die Straßen von Teheran sind, seit die Stadt erbaut wurde, nie ausgekehrt worden, noch hat jemand die Nothwendigkeit davon gefühlt, und wer Lust hat, kann hier die Anatomie aller Thiere studiren. Die sterblichen Reste von Kamelen, Eseln, Maulthieren, Pferden, Hunden und Katzen liegen auf den Straßen, bis irgend ein hungriger Hund das Fleisch frißt und die Zeit selbst die Knochen zerstört. Das Klima von Teheran gestattet eine solche unverzeihliche Nachlässigkeit, denn in einem andern Orte würde bei einer solchen Unreinlichkeit die halbe Einwohnerschaft sterben; hier ist die Trockenheit der Luft so groß, daß Körper, ohne der Fäulniß unterworfen zu seyn, größtentheils austrocknen. Im Allgemeinen muß man sagen, daß die Wahl des Ortes zum Bau von Teheran nicht sehr glücklich war: auf allen Seiten von mehr oder minder hohen Bergen umgeben, liegt die Stadt völlig in einer Grube, so daß, man mag nach einer Seite hinaus gehen wo man will, man nach 5 oder 6 Wersten sich in gleicher Höhe mit den Spitzen der Bäume befindet, die in Teheran wachsen. Leichte, die Luft erfrischende Winde berühren darum die Stadt gar nicht, aber heftige Orkane hausen lange darin. Zwei Bäche, die aus den nahe liegenden Bergen herabkommen, haben die schwere Obliegenheit, ganz Teheran und die Umgegend mit Wasser zu versorgen; die Stadtbewohner wissen aber auch ihre kostbaren Gewässer zu schätzen. Von diesen Bächen führen unterirdische Röhren fast in alle Straßen von Teheran, und aus diesen leiten andere Seitenröhren das Wasser in die Bassins der Häuser. Auf diese Weise kommt das Wasser der Reihe nach zu allen, und jeder Hauswirth muß sich dann auf eine Woche oder fünf Tage versehen. Im Sommer ist der Wassermangel fühlbar, namentlich darum, weil das 6 bis 7 Tage im Bassin stehende Wasser unangenehme und ungesunde Ausdünstungen erzeugt, welche man zu den Ursachen der zahllosen Krankheiten zählen muß, welche in Teheran zur Sommerszeit wüthen.

*) Einem, der nach Meschhed oder Kerbela gepilgert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Litthauer in Ostpreußen.

Häusliche Feste der Litthauer.

(Schluß.)

Am nächsten Sonntag begeben sich sämmtliche Männer zu Pferde, die Frauen zu Wagen, zur Trauung in die Kirche, nachher zum Branntweintrinken in den Krug, und von da in das Haus der Braut, wo vorher gebetet und ein litthauisches geistliches Lied gesungen, dann aber zum „lecker bereiteten“ Mahle geschritten wird, bei welchem der „Platzmeister“ eine bedeutende, auf Ruhe, Ordnung und gute Bewirthung sehende Person vorstellt. In der Hand einen, mit grüner Raute umflochtenen Stab tragend, stellt er durch einen Schlag mit demselben auf den Tisch, bei etwa ausbrechendem Zank, augenblicklich die Ruhe wieder her, so wie er, mit demselben an die Zimmerdecke stoßend, dem Wirth andeutet, daß es an Trinken fehle. — Nach vollendetem Schmause — der, nebenbei gesagt, öfters mehrere Tage hinter einander fortwährt — wird die Braut, oder vielmehr nun junge Frau, von ihrer Mutter mit dem unterscheidenden Gewande für verheirathete Frauen (Pamusztim) und dem Frauenkopfputz (Kykas) bekleidet, wobei sich die ganze Gesellschaft bemüht, ihr allerlei Possen vorzumachen, um sie dadurch zum Lachen zu bewegen. Bleibt sie dessen ungeachtet ernsthaft, so setzt sie sich dadurch bei den Gästen in großen Respect; läßt sie sich aber zum Lachen verleiten, so verliert sie dadurch viel von ihrem moralischen Werth. Ist alles zur Abfahrt der jungen Frau bereit, so führt ihre Mutter sie dreimal um den Herd herum, setzt sich dann in der Stube nieder, nimmt ihre Tochter auf den Schooß, weint mit ihr, küßt und liebkost sie, und geleitet sie endlich, auf Bitten des Bräutigams, zum Brautwagen (Palag's), der mit Reifen überspannt und mit Leinwand, auf welche buntes Papier und Bänder genäht, bezogen ist. Auf dem Wagen nimmt nun die junge Frau mit ihrer Brautjungfer (Draugala) Platz; vor demselben reitet der junge Ehemann mit dem Platzmeister und seinen Freunden; hinter dem Brautwagen fährt ein anderer, „Kraitis“ — Brautschatz genannt — auf dem sich der Kleider- und Wäschkasten und das übrige Mobiliar der Braut befinden. Vor der Abfahrt, die stets bei dunkelndem Abend vor sich geht, reiten schon zwei nahe Verwandte der Braut in ihre neue Hei-

math voraus, um dort „das Bett der jungen Frau zu beschützen,“ was auch wörtlich dadurch geschieht, daß sie sich auf dasselbe setzen und Acht geben, daß ihm Niemand zu nahe kommt und es verunreinigt. Ein kurzer Schmaus in der Wohnung der jungen Eheleute folgt nun nach, worauf zuletzt die junge Gattin von zwei alten Frauen in die Brautkammer geführt, und so das ganze Fest beschlossen wird.

Von diesem frohen, einen neuen Lebensabschnitt bezeichnenden, Feste wenden wir uns zu dem letzten, ernstesten, die Lebenswanderung beschließenden: „Tod und Begräbniß.“ — Der Kranke erfreut sich häufigen Besuchs seiner Nachbarn, die ihn nach seinen Leiden fragen, aufrichtig beklagen, und beim Weggehen gegen ihn den Wunsch aussprechen: „Ich befehle dich in Gottes Schutz! Gott gebe, daß du gesund werdest, damit wir beide wieder gesund zusammen kommen!“ Worauf der Kranke antwortet: „Gott gebe es!“ („Diewa duk!“) Fühlt der Kranke, daß er sterben muß, so ordnet er mit einer bewundernswerthen Ruhe alles an: wie man ihn begraben, wie es in Zukunft mit seiner Wirthschaft werden, ja, wen seine Wittwe heirathen soll. — Ich selbst weiß mich zu erinnern, daß ein sterbender litthauischer Bauer kurz vor seinem Tode seine Frau und die Umstehenden ersuchte, „ihn aus dem Bette herauszunehmen, und auf die Bretter zum Sterben niederzulegen, weil, wenn dieß im Bette geschahe, es dann schwer wäre, mit seiner unbeholfenen Leiche umzugehen!“ Eine Ruhe, die man in solchen Augenblicken wohl selten an gepriesenen Helden wahrnehmen wird. — Hat nun der Kranke seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, so läßt er den Pfarrer holen, nimmt das Abendmahl, und stirbt mit dem tröstenden Glauben „in den Himmel zu kommen,“ den er sich nach seinen einfachen, kindlichen Begriffen ausgemalt hat. — Der Todesfall wird den Nachbarn und Freunden angezeigt, dann in der Kirche „der Seele nachgeläutet“ („poduszia,,) und des Nachts bei der Leiche gewacht und geistliche Lieder gesungen. Länger als drei Tage darf der Todte nicht unbegraben bleiben, „damit er unter und nicht auf der Erde verfaule.“ Auch darf das Grab nicht eher, als am Begräbnißtage gegraben werden, damit es keine Nacht leer bleibe, „weil dann immer Einer in der Familie nachstirbt.“ — Während die Leiche fortgetragen wird, erheben besonders die Weiber ein heulendes Klagegeschrei: „O, o! warum bist du gestorben? Hast du nicht zu essen und zu trinken gehabt? Warum bist du denn gestorben? Hast du nicht dein gutes Geschäft gehabt? O, o! warum bist du gestorben?“ — Oder auch: „O, o! mein Liebchen, mein Herzchen! Jetzt hast du alle deine Winkelchen vergessen! Jetzt hast du, mein Liebchen, mich allein gelassen mit meinen Kinderchen! Wo werde ich nun bleiben? Wo werde ich mein Häuptchen niederlegen? Ich kann ja mit dir nicht in die schwarze Erde kriechen! Ich werde in der Welt nur Noth leiden müssen!“ — Man legt die Leiche stets mit dem Gesichte gegen Osten ins Grab; ehe dieses mit Erde gefüllt wird, steigt ein Freund oder Verwandter des Verstorbenen noch einmal hinab, und legt diesen, wenn er durch das Tragen seine Lage verändert, wieder zurecht, auch wohl auf beide Schultern etwas Erde und — was jetzt schon größtentheils aus der Mode gekommen ist, außer in den Gegenden am Niemen und nach der Stadt Memel zu — noch etwas Geld unter den Kopf; auch setzt man wohl einen Krug mit Bier den verstorbenen Männern in den Sarg, „damit sie auf der langen Reise nicht Durst leiden.“ — Ich erinnere mich in meiner frühen Jugend auch noch den hieher gehörigen abergläubischen Gebrauch der Litthauer angesehen zu haben, daß man auf dem Wege von der Sterbewohnung nach dem Kirchhofe an den Kreuzwegen einen Strohwisch hinlegte: „damit der Geist des Verstorbenen, wenn er die erste Nacht nach seiner Beerdigung seine Familie besuche, um seinen Dank für die ihm erwiesene letzte Ehre abzustatten, unterwegs auf dem Stroh ausruhen könne!“ — Nach dem Begräbniß findet ein Trauermahl statt, wozu aber kein Geflügel geschlachtet, auch kein Weizenbrod gebacken wird. Zu dem letzten irdischen Wohnort, dem Gottesacker, wählt der Litthauer gewöhnlich eine Anhöhe oder einen Berg, gleich als ob man die Todten schon auf Erden dem Himmel näher bringen wollte. Die Gräber schmückt nur ein einfaches, hölzernes Kreuz, und nur die Weiber trauern, und zwar, sonderbar genug, weiß.

Zu den Festen der Litthauer gehört auch noch die Falka, ein Schmaus nach der Ernte, wie überhaupt Falka jede Mahlzeit nach einer vollendeten Arbeit genannt wird, wozu viele Hände erforderlich waren, denen man dafür keine Bezahlun in Geld bietet. Gewöhnlich werden diese Falkas von den Gutsbesitzern den Bauern der Nachbardörfer gegeben, die nach Aufhebung des Scharwerks jenen aus Gefälligkeit bei der Ernte beigestanden haben. Wenn die letzte Korngarbe gebunden, flechten die Weiber und Mädchen einen Kranz aus Kornähren mit Feldblumen, der Plonis heißt. Der Vorhauer — Vormäher — trägt diesen Kranz nach dem Gutsgebäude voran, gefolgt von der ganzen, Erntedainos singenden Schaar. An der Thüre wird er dem Herrn mit einem Glückswunsch übergeben und dann im Hausflur aufgehängt, wo er gewöhnlich bis zum folgenden Jahre bleibt. Dabei herrscht dann noch die scherzhafte Sitte, daß die Hausbewohner die Arbeiter tüchtig mit Wasser bespritzen, vermuthlich als Zeichen der Abkühlung nach der erhitzenden Arbeit. Ein Schmaus und Tanz beschließt den festlichen Tag.

Daß bei einer so sangliebenden Nation, wie die litthauische, auch wohl Nationaltänze nicht fehlen, versteht sich von selbst. Ich selbst habe nur den sogenannten Heppurinnis oder Huttanz gesehen, bei welchem vier Paare, wobei die Männer mit Hüten versehen, sich wie im französischen Contretanz gegenüber stellen, und dann, indem sie eine sehr einfache Melodie im Zweiviertel Tacte selbst dazu singen, recht hübsche Touren ausführen, wobei bald die Hände in die Hüften gestemmt, bald mit abgezogenem Hute geschwenkt und gegrüßt wird. Die Haltung, besonders der Tänzerinnen, ist dabei leicht, frei und natürlich, sowohl in ihren eigenthümlichen Nationaltänzen, wie auch beim Walzer und einer Art Galoppade, die von ihnen häufig getanzt werden.

Auf eine freundliche Weise befremdend ist es, daß der Lit-

thauer gar keinen Hang zum Spiel, wenigstens nicht zum Kartenspiel verräth, so wie er auch selbst in seiner Sprache gar keine Benennung dafür hat. Bei ihren gewöhnlichen Zusammenkünften unterhalten sie sich mit Gesprächen oder mit Absingung von Dainos, die bekanntlich in das Leben des Volks bedeutend eingreifen.

Chronik der Reisen.

Montgomery's Reise nach Guatemala.

(Schluß.)

Hiezu fügen wir noch die Beschreibung des Generals Morazan, wie sie der Verfasser gibt.

„Er war einfach gekleidet und schien gegen 40 Jahre alt zu seyn, klein von Gestalt und etwas dunkler Gesichtsfarbe. In seinem Benehmen und Gespräch war eine Art Zwang oder Zurückhaltung sichtbar, doch war sein Gesicht voll Ausdruck und seine Augen strahlten von Geist.

Seine eigenen Talente in Verbindung mit günstigen Umständen haben den General Morazan auf die hohe Stufe erhoben, die er jetzt einnimmt. In frühern Zeiten war er Schreiber im Comptoir eines Kaufmannes. Später trat er in die Armee, und durch Heurath erwarb er bald darauf einiges Vermögen. Er ward schnell befördert, und so in die Lage gesetzt, thätigen Antheil an den politischen Verhältnissen zu nehmen. Er verband sich mit der damals sogenannten Volkspartei, und war so thätig und gewann solchen Einfluß, daß er bald als ihr Führer galt. Seine Talente als Soldat und Staatsmann verschafften seiner Partei bald das Uebergewicht, und von einer Stufe zur andern eilend, gelangte er endlich zur Präsidentschaft. Als er so weit gekommen war, entfernte er von sich alle Parteifarben und politische Parteilichkeit, und zögerte nicht, für eine Zeit die Civilgewalt niederzulegen, um die Armee in Person anzuführen. Diese Politik hat seine Macht und seinen Einfluß eher vermehrt als vermindert, denn er wird jetzt von Männern aller Parteien gesucht und gepriesen. Sie sehen in ihm den Anker ihrer Hoffnung, oder den Lootsen, der das Schiff des Staates sicher durch die Stürme, die es umtoben, in den Hafen bringen wird."

Der folgende Tag bringt die Reisenden in die weiten fruchtbaren Ebenen, welche Guatemala umgeben (28 Tagereisen von Izabal). Die Stadt hat gegen 25,000 Einwohner, und steht mitten in einer herrlichen grünen Ebene, von Bergen umgeben. Die Umgegend ist voll Haine und Gärten; die Häuser niedrig, doch luftig, und nehmen einen großen Raum ein. Springbrunnen und Piazzas, in Folge des Klima's, sind in Menge vorhanden; die einzigen schönen Gebäude sind die Kirchen. Die Einwohner, gleich denen der andern großen Städte — und das sind die einzigen civilisirten Theile Guatemala's — folgen ziemlich ganz den Sitten Altspaniens; sie sind gesellig und gastfrei. Gesellschaften sind häufig; Tanzen und Reiten die Lieblingsvergnügungen; Wagen jeder Art fast ganz unbekannt; Erziehung und Künste stehen sehr tief. Es ist eine Universität da, doch wenig Studenten, und außerdem ist sie das einzige Institut zum Unterrichte der Jugend.

In Guatemala gibt uns der Verfasser ein wenig mehr statistische Bemerkungen. Die Bevölkerung von Centralamerika beträgt gegen 2 Millionen, wovon ein Viertheil Weiße sind, Indianer 685,000, einige Schwarze und mehr als 700,000 Indinos, eine Mischung der drei andern Classen. Der größere Theil des Landes ist unbewohnt, obgleich der Boden außerordentlich reich ist; das Klima, einen kleinen Strich an der Küste ausgenommen, ist köstlich. Die Abwechslung des Thermometers nach Fahrenheit im Innern beträgt während des Jahres nicht über 15°. Regelmäßig dauert die „trockene Jahreszeit" sechs Monate; doch der Boden ist überall reich an schönen Quellen, obgleich diese zum Theil warm sind des vulcanischen Charakters vieler Gegenden wegen. So von Natur begünstigt, bringt Guatemala fast alle Pflanzen Europa's und Westindiens neben seinen eigenen, die ihm allein angehören, hervor. Es hat auch Gold- und Silbergruben, obgleich man ihnen wenig Aufmerksamkeit schenkt und sie nur wenig ausbeutet. Der Naturforscher findet hier reichen Stoff. Die Vögel sind ihrer Schönheit wegen berühmt, besonders der Quesal.

„Sein Gefieder, sagt der Verfasser, ist von einem metallisch goldenen Grün, die Flügel ausgenommen, die mit glänzenden rothen und schwarzen Flecken bedeckt sind. Der Kopf ist mit einem weichen seidenen Busch kurzer Federn von herrlichem Grün verziert. Aber der auszeichnende Charakterzug des Vogels, und in welchem seine eigenthümliche Schönheit besteht, ist das Gefieder seines Schwanzes, der aus drei oder vier lockern wehenden Federn, von reichem Grün mit Goldstaub bedeckt, besteht. Diese Federn sind abgestuft (barred) und gegen 3 Fuß lang. Sie werden von den Eingebornen Amerika's als Kopfschmuck getragen."

Man sagt, der Quesal habe zwei Thüren an seinem Neste, damit er seinen schönen Schweif beim Umdrehen nicht beschädigen dürfe. Die Indianer halten den Vogel für heilig. Der Oriole *) zeichnet sich durch sein hängendes Nest aus; der Verfasser sah fünfzig an einem Baume hängen, jedes an einem leichten Faden.

Hrn. Montgomery's Rückkehr zur Küste geschah wieder unter einer Bedeckung von Regierungstruppen. Er nahm einen neuen Weg, doch, ob dieser gleich wieder seine Abenteuer hatte, so waren sie doch den erwähnten gleich.

Miscellen.

Der Reisende Vigne. Dieser Reisende ist kürzlich nach England zurückgekehrt, nachdem er fünf Jahre namentlich in Indien, Kaschmir u. s. w. zugebracht hatte. Die Bombay Gazette bemerkt, er sey so glücklich gewesen in Kleintibet und Iskardoh einzudringen, was in neuern Zeiten keinem Europäer gelungen zu seyn scheint. Er hat die sogenannten „Altäre Alexanders" auf einer Anhöhe am Setledsch besucht, und ein Portfolio mitgebracht, das reich an landschaftlichen Skizzen ist, die Portraits angesehener Männer, wie Randschit Singh, Dost Mohammed, des Schah von Kleintibet u. s. w., enthält, nebst einem schönen Panorama des Thales von Kaschmir und der Stadt Cabul. (Athenäum vom 26 October.)

*

Küchengärten um Paris. Aus einer neuerlich von Hericart de Thury entworfenen Statistik geht hervor, daß die in der Umgegend von Paris angelegten Küchengärten 50 Millionen Franken abwerfen und 300,000 Personen Unterhalt gewähren. Früchte und Blumen werfen gleichfalls mehrere Millionen ab.

*) Hier wahrscheinlich der Spottvogel von Guiana.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Sorge des Litthauers für seinen Magen.

Wenn wir versucht haben, in den vorigen Abschnitten eine Skizze der geistigen Fähigkeiten des Litthauers zu geben, so wollen wir uns jetzt im Gegensatz mit seinem Körper und dessen materiellen Anhängseln beschäftigen, und zuvörderst einen Blick auf seines Leibes Nothdurft, sowohl flüssige als compacte, werfen.

Daß der Litthauer den Branntwein liebt, haben wir schon vorher bei Gelegenheit seiner häuslichen Feste erwähnt, und wenn nun noch hinzugefügt wird, daß sowohl Männer wie Frauen denselben so lieben, daß sie ihn bei gesellschaftlichen Zusammenkünften aus einer Schüssel, mit Honig vermischt, mit Löffeln zu essen pflegen, so kann man sich denken, daß die auch in Preußen in neuerer Zeit sich constituirt habenden Mäßigkeitsvereine bei den Litthauern nicht viele Mitglieder zählen dürften. Der Gebrauch des Branntweins war übrigens in dieser Gegend vor etwa 200 Jahren noch fast ganz unbekannt; seit der Einwanderung der deutschen Colonisten, namentlich der Salzburger, hat die Lust an diesem Getränke reißende Fortschritte gemacht, und dadurch neue Nahrung erhalten, daß die dortigen zahlreichen königlichen Domänenämter auf die Brau- und Brennerei, als einen Zweig des Einkommens, fundirt wurden. In einer alten kurfürstlichen Instruction vom 5 Mai 1604, in der viele Verordnungen über Getränke vorkommen, wird des Branntweins als eines Verkaufsartikels in den Dorfkrügen noch gar nicht erwähnt, dagegen ausdrücklich ausgesprochen: daß die deutschen Trendelkrämer und Schotten (Trödler und Verkäufer) außer dem Jahrmarkte mit Branntwein und kleinen Waaren sich nicht einschleichen sollen, sondern „solche Umstreicher mit Waaren, Pferdt und Wagen aufgehalten, und uffs Haus Insterburgk zur Rechtfertigung geschickt werden müssen.“

Ein ursprünglich litthauisches Nationalgetränk, das aber durch den Branntwein schon sehr verdrängt worden, ist der Meth, wie schon die Namenableitung von Medus, Honig, darauf hindeutet, der besonders im benachbarten russischen Litthauen in großer Menge, und zwar aus Honig und Wasser, verfertigt wird, und, wenn er ein hohes Alter erreicht hat, ein in seinen Wirkungen Arzenei ähnliches Getränk liefert. — Ein anderes, ächt litthauisches Fabricat ist der Alus, eine Art Bier, das sich die Litthauer in ihrer Wirthschaft zu festlichen Veranlassungen selbst zu verfertigen pflegen. Es wird aus Malz gebrant, das halb aus Hopfen, halb aus Gerste besteht, und viel gelinder als das gewöhnliche Biermalz gedarrt ist; daher auch die blaßgelbe, fast ins Weiße fallende Farbe des Alus und der liebliche, süße Geschmack, der leicht zum Zuvieltrinken verleitet und schnell berauscht.

Auch das gewöhnliche Bier wird von dem Litthauer nicht verachtet, wie dieß die oben erwähnte landesherrliche Verordnung an einer andern Stelle bezeugt, wo es heißt: „daß bei Hochzeiten nicht mehr als eine, bei Kindstaufen nur eine halbe Tonne Bier getrunken werden soll.“ Das gewöhnliche Getränk des Litthauers ist das „Puspyme,“ eine Art Halbbier, und der „Skinkis.“ Der letztere wird bereitet, indem man klein gebrocktes Brod mit siedendem Wasser überschüttet, und, nachdem es sich abgekühlt, Hefen zusetzt, um es in Gährung zu bringen. Auf diese Weise entsteht ein etwas säuerliches Getränk, das in der Hitze kühlend ist und im Sommer bei der Ernte von den Litthauern gern getrunken wird. Aehnlich diesem „Skinkis“ der Litthauer ist der Quaß in Rußland, den dort Vornehme und Geringe als angenehmes Getränk lieben. Der deutsche Provincialismus in Ostpreußen für den „Skinkis“ ist „Schemper,“ ein Wort, das schon den alten Preußen bekannt war und von ihrem Götzen Zembaris (sprich Schembaris), dem Gott der Erde (auch Pargrubios genannt) abgeleitet ist, zu dessen Feste, wie man bei alten Geschichtschreibern findet, ein eigenes Getränk gebraut wurde. Als eine solide, genießbare, nationelle Flüssigkeit ist noch die kalte Schale zu erwähnen, unter der man sich aber nicht das deutsche Getränk dieses Namens, Bier, Wasser, Citronen, Zucker und Zwieback, sondern einen Abguß von Sauerampf und gehackten Blättern der rothen Rüben vorstellen muß, wozu etwas saurer Rahm und Essig gegossen und dann als Suppe mit Löffeln genossen wird. Den Gutschmeckern kann es als ein treffliches Gericht empfohlen

werden, das in Polen und Rußland auch auf den Tafeln der Vornehmen zu erscheinen pflegt.

Wenn wir jetzt von den nationellen Getränken der Litthauer zu ihren Nationalspeisen übergehen, so will ich, so viel mir möglich, mich befleißigen, genau die Ingredienzien der Gerichte anzugeben, in der Hoffnung, vielleicht manche Leserin zu einer Probe zu bewegen, eine oder die andere Speise zu bereiten, und ihre Zunge über „gut oder schlecht" entscheiden zu lassen. Als höchst genießbar empfehle ich zuerst die „Schaltenoße," frischer Käse, den man schmackhafter durch einen Zusatz von Zucker, Eiern, Rosinen und Korinthen macht, dann mit dünngerolltem Weizenteig umhüllt, so daß ungefähr halbe Hand große, gefüllte Kuchen entstehen, die man mit einer gebräunten Buttersauce servirt. — Ein zweites, und zwar das beliebteste litthauische Nationalessen ist der „Szuppinis," der aus dickgekochten, weißen Erbsen besteht, die mit Mehl und einigen andern Bestandtheilen zu einem Pudding geformt und mit einer Sauce von Speck und Zwiebeln gegessen werden. In der Fastnachtszeit herrscht die Gewohnheit, in dem Erbsenkessel zugleich einen Schweinskopf mit abzukochen, wodurch der Szuppinis einen eigenen Wohlgeschmack erhält. — Ein drittes, ebenfalls beliebtes Gericht, das aber einem nichtlitthauischen Gaumen schlecht behagen würde, ist der „Kisseel," ein Haferbrei, der acht Tage nach dem Kochen in einer Schüssel stehen bleibt, bis er versauert und zäh geworden ist, worauf man ihn mit übergossener Milch genießt.

Ein anderes, eigenthümliches Leibessen des Litthauers ist der Barszei (Bartsch), eine Suppe, die aus rothen Rüben (Beten genannt), zubereitet wird, welche im Herbste abgekocht, klein gehackt und in besondern Gefäßen eingesäuert werden, wozu dann noch die Blätter der Rüben (Plik-Barszei) und saurer Rahm kommen. Bemerkenswerth ist es, daß bei keinem litthauischen Hochzeitschmaus ein dicker Reißbrei mit Milch, Zucker und Zimmet fehlen darf, ein Gericht, daß nur ausschließlich bei dieser festlichen Gelegenheit, sonst aber nie gegessen wird. Als Festtagsspeise ist noch der „Pirag" (die Piroggi der Russen), ein Kuchen aus Weizenmehl, Eiern und Butter, zu erwähnen, so wie ein ähnliches dünnes Gebäck mit einem Aufstrich von Honig, das in längliche Streifen geschnitten „Daili Riekelei" heißt.

Schlüßlich führen wir noch an, daß die Aufmerksamkeit des Litthauers für seine Leibessen von jeher nicht gering gewesen seyn muß, da mehrere Ortschaften in dortiger Gegend Namen führen, die an jene Gerichte und deren Ingredienzien erinnern, so z. B. Pliken (von dem oben erwähnten Plik-Barszei), Pobeten (rothes Rübenland), Barten (von den angeführten Barszei abgeleitet), Kapustigal (von Kapusti, Kohl, Kohlgegend rc.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Abreise aus Tebris. — Zug des Schahs nach Teheran. — Aufenthalt in dieser Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

In Teheran werden, wie behauptet wird, — denn mit Genauigkeit läßt sich hier unmöglich etwas bestimmen, — neunzehn Karawanserais gezählt, welche den Kaufleuten und Tschalwadars, d. h. Frachtführern, als Aufenthaltsort dienen. Diese Tschalwadars bilden eine Kaste, die von der übrigen Bevölkerung völlig abgesondert ist. Ehrlichkeit ist ein Hauptzug ihres Charakters. Ihre Kleidung gleicht nicht der in Persien allgemein üblichen; statt des langen Oberrocks tragen sie eine Art Kittel mit drei ausgeschnittenen Löchern für die Hände und den Kopf, welcher letztere, statt der gewöhnlichen Mütze aus Hammelfell, stets mit einem Kalpak aus weißlichem Filz geziert ist. Sie haben ihre eigene Zunftsprache, so daß man öfters nicht verstehen kann, wovon sie sprechen. Die Maulthiere, auf denen sie ihre Lasten transportiren, leben dermaßen mit ihnen zusammen, daß sie ihre Wünsche auch ohne Peitschencommentar völlig verstehen. Ich sah und hörte, wie ein Tschalwadar, wenn sein Maulthier aus Faulheit oder einem andern Grunde nicht mehr fort wollte, ihm ganz gutmüthig zuredete, und das Thier auch, wie wenn es ihn verstünde, aufs neue seine Kräfte anstrengte.

Zu den bemerkenswerthen Gebäuden in Teheran gehört auch die Moschee des Schahs, deren kleine Kuppel vergoldet ist; alle Mäuler in Persien schreien Wunder darüber, und staunen über die Freigebigkeit Feth Ali Schahs, welcher Teheran mit einem glänzenden Punkt verschönerte. Indeß war die Freigebigkeit nicht übermäßig, denn zur Vergoldung dieser kleinen Kuppel gehörten nicht viel Ducaten, aber von einem Knauser war auch das zum Erstaunen. Außer dieser Moschee bieten sämmtliche mohammedanische Tempel, deren man 31 zählt, und zwei armenische Kirchen wenig Bemerkenswerthes, selbst in Bezug auf orientalische Architektur dar.

Die Stadt zerfällt in Quartiere, und jedes Quartier hat seinen besondern Namen, das der Armenier, Schimrun, das von Schah Abdul Azim u. s. w. Außer diesen Quartieren ist noch ein besonderer Stadttheil, die Ark oder Citadelle, wo sich der Palast des Schahs, einige Moscheen, die Casernen der Sarbasen und die Häuser der wichtigsten Hofbeamten befinden. Die Citadelle ist etwas reinlicher als die übrigen Theile von Teheran; sie ist von einer steinernen Mauer umgeben, auf der hie und da Kanonen stehen, und am Thore befindet sich eine Wache; in der Nacht wird das Thor geschlossen, und dann kann man nur mit einem Polizeibegleiter oder mit einem Ausweis der Polizei durch. In der Nacht sind die Straßen nicht beleuchtet, und kein ordentlicher Mensch steckt dann ohne Laterne seine Nase vor die Hausthüre hinaus, weil man im entgegengesetzten Falle bei den Gruben und Löchern im Pflaster durch einen Fehltritt der persischen Sorgsamkeit für Ordnung und Reinlichkeit seinen Tribut zahlen kann. Von Dieben aber hat man nichts zu fürchten, weil nächtlicher Raub auf den Straßen, wenn auch nicht völlig unbekannt, zum mindesten sehr selten ist, und ich entsinne mich nicht, daß ich während meiner Anwesenheit in Persien von irgend etwas der Art gehört hätte. Dieß ist ein großer Vorzug vor den großen, wohl erleuchteten Städten unsers gebildeten Europa's. In Persien kann man mitten unter Volkshaufen gehen, wo man will, seine Seiten- und Hintertaschen mit allem Möglichen füllen — man hat nichts

zu besorgen. Frengistan kann sich einer so exemplarischen Ehrlichkeit nicht rühmen.

Bei Tage sind die Straßen von Teheran mit Bettlern von allen asiatischen Völkern und in allen möglichen Aufzügen angefüllt. Große Städte leiden immer durch das Zudringen der zerlumpten Repräsentanten der Armuth oder Faulheit, aber nirgends zeigt sich diese unglückliche Classe in einem so elenden und so widerlichen Zustande als in der Hauptstadt Persiens. Es ist kein Zweifel, daß dieß eben so sehr aus dem gänzlichen Mangel an Sorge für alte und unvermögliche Leute von Seiten der Regierung, als von den sehr wenig zahlreichen Arbeiten herkommt, womit die Volksmasse beschäftigt werden könnte. Wie soll man sie beschäftigen, wie ihr die Mittel zum Unterhalt geben, wenn sie aus was immer für Gründen nicht von der Bearbeitung des Bodens leben kann? In Europa gibt es Städte, wo man unaufhörlich eine Menge sowohl Privat- als öffentliche Gebäude ausführt, zum Bau und zur Unterhaltung der Straßen sind Hände nöthig, man muß Canäle reinigen oder neue graben, es gibt eine Menge Fabriken u. s. w., aber von dem Allem findet sich in Persien nichts. Der Bau eines Hauses in Teheran oder Tebris erfordert zehnmal weniger Hände, als in Petersburg, Paris, London oder irgend einer andern Hauptstadt Europa's. Die Armuth in Persien fließt indeß auch noch aus manchen andern Ursachen: die Unfruchtbarkeit des Bodens, der Mangel an schiffbaren Flüssen, die Schwierigkeit der Handelsverbindungen, selbst das für den Faullenzer so günstige Klima, alles das hindert die Entwicklung der Volksthätigkeit bedeutend. Hiezu nehme man noch die Regierungsform, die alle Vortheile denen überläßt, welche schon vortheilhaft genug gestellt sind durch ihren Rang oder ihren Reichthum, eine Lage, wo das Eigenthum des Schwachen durch nichts geschützt ist, wo jeder Provincialgouverneur völlig Herr über das Privatvermögen ist, und Niemand von seinem Thun Rechenschaft ablegt. Er hat die Provinz in Pacht, und wenn die Zeit eintritt, wo der Pachtschilling gezahlt werden soll, so nimmt er Capitalien auf in die Kreuz und Quere: die Beutel der Schutzlosen öffnen sich mit oder wider Willen vor seiner Habgier, und werden auf die schonungsloseste Weise geleert. Wer gestern noch reich war, der geht heute mit dem Bettelsack durch die Welt, und seine Familie stirbt oft Hungers unter den Mauern des statthalterlichen Schlosses.

Dieß ist noch nicht Alles. Betrachtet die zahllose Menge Khane, welche durch die maßlosen Erpressungen der Provincialgouverneure und ihrer Helfershelfer ruinirt sind, und nach Teheran gehen, um an den Thoren des königlichen Palastes, wo sie Schutz gegen die Bedrückungen habsüchtiger Satrapen zu finden hofften, und wo ihre durch die unerbittliche Schaar der Hofleute erstickte Stimme nicht durchdringt, vor Hunger umzukommen. Wie kann dieß auch anders seyn? Die Prinzen-Gouverneure, größtentheils mit sehr zahlreichen Familien belastet, und an den Luxus des Hofes gewöhnt, an dem sie erzogen sind, brauchen weit mehr Geld, als ihre Mittel zulassen. Woher das übrige nehmen? Natürlich von ihren Helfershelfern. Und diese? von den Khanen. Und diese? von den Bey's. Und diese? vom Volk. Daher die Bettler; die Rechnung ist sicher, kurz und einfach.

Unter den Umgebungen Teherans sind mehrere sehr bemerkenswerthe Orte.

Kasri Kadschar, das Schloß der Kadscharen, ein sieben oder acht Werste von der Stadt liegender Palast, hat eine sehr malerische Lage. Er ist am Abhange eines Berges auf Terrassen gebaut: wenn man auf ihn zugeht, glaubt man ein Haus mit drei Etagen zu sehen, während in der That jede dieser Etagen unabhängig von der andern auf dem Boden steht. Vor dem Palast breitet sich ein großer Garten aus, einer der besten in Persien; er hat viel Wasser und schöne Lauben, namentlich hohe Weiden; ihre Zweige hängen in langen Büscheln und so poetischen Formen herab, und ihr Grün ist so dunkel, daß man sich nichts Schöneres denken kann. Ein Dichter könnte sie mit den seidenen Locken eines reizenden Mädchens vergleichen. Ueber die Zimmer von Kasri Kadschar kann ich nichts sagen, sie gerathen in Verfall, wie die meisten öffentlichen Gebäude in Persien.

Geht man über diesen Palast hinaus noch neun Werste weiter, in der Richtung nach Norden, so betritt man eine Reihe blühender, an den Bergen hin zerstreuter Ansiedlungen: dieß ist Schimrun. Das Grün, wovon man in Persien auf dem Felde keinen Büschel sieht, umgibt einen hier auf allen Seiten; hier ruhen die Augen aus, die Bergluft erfrischt die Brust, das Aroma blühender Fruchtbäume erfüllt die Luft, so daß, wer gerade aus dem schwülen, kothigen Teheran herauskommt, wohl glauben könnte, hier beginne bereits das Paradies Mohammeds. Schimrun ist ein reizender Ort, und wenn euch einmal der Einfall kommen sollte ihn zu besuchen, so laßt euch gerade nach dem Bethaus führen, das über dem Grabe Imam Zade Salegs erbaut ist. Die Natur hat dieß Grabmal mit einer reizenden Platane geziert, von der ganz Persien mit Ehrfurcht spricht; ohne von ihrer Höhe und ihren ungeheuren Aesten zu reden, unter denen mehrere Häuser Platz hätten, hat sie an der Wurzel nicht weniger als 36 Arschinen im Umkreis.

Auf der andern Seite von Teheran, acht Werste südöstlich von seinen Mauern, liegen die Trümmer der berühmten Stadt Rei. Was man von ihrer frühern Größe sagt, gleicht so ziemlich einem Mährchen, indeß ist kein Zweifel, daß Rei eine der größten Städte Asiens war. Die persischen Geographen, aus welchen Chardin seine Nachrichten entlehnte, sagt: „Rei war in 96 Quartiere getheilt, in jedem Quartier waren 46 Straßen, in jeder Straße 400 Häuser und 10 Moscheen; außerdem waren in dieser Stadt 6400 Straßen, 1600 Bäder, 15,000 Minarets, 12,000 Mühlen, 1700 Canäle und 13,000 Karawanserais." Chardin fügt bei, daß er nicht wage, die Zahl der Häuser in der ganzen Stadt anzugeben, weil er nicht glauben könne, daß hier auch nur halb so viel Menschen gewesen seyen. Nach der obigen Berechnung kämen allein 1,766,400 Häuser heraus. Wie dem auch seyn mag, die Trümmer von Rei sind auf einer ungeheren Strecke zerstreut, aber wenig hat sich in einer solchen Form erhalten, daß es einen Begriff von der frü-

deren Pracht der Stadt geben könnte. Nur ein vierundzwanzigeckiger Thurm ist ziemlich ganz, man kann aber nicht errathen, wozu er diente, indem er von oben bis unten nirgends ein Fenster hat. An einer der gegen die Stadt zu liegenden Feldhöhen ist ein ungeheurer Stein bearbeitet, auf dem einst Basreliefs ausgehauen waren, denen man ein hohes Alterthum zuschreibt. Jetzt sieht man von diesen Basreliefs nichts mehr, dagegen aber eine andere Abbildung. Der verstorbene Feth Ali Schah ging einst unter den Trümmern von Rei spazieren, und als er diesen Stein sah, kam er auf den erhabenen Einfall, die alten Basreliefs heraushauen und an ihrer Stelle, zur Freude der in Persien reisenden Antiquare, sich selbst zu Pferde abbilden zu lassen.

Wenn man von den Umgebungen Teherans spricht, so muß man auch eines schönen, hart an den Mauern liegenden Gartens gedenken, der den Namen Lälesar führt. Hier finden sich nichts als Rosen, aber Rosen von allen möglichen Formen, Größen und Farben. Wenn diese „Lieblinge der Nachtigallen" in voller Blüthe stehen, so hat weder das Auge noch der Geruch etwas zu wünschen übrig. — Das Dorf Schah Abdul-Asim und andere in der Nähe von Teheran liegende Dörfer haben ein sehr prosaisches Ansehen, und bieten nichts dar, was den Blick und die Aufmerksamkeit fesseln könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

Den 29 Junius marschirten 50 Elminaer, die zur besondern Bedeckung des Generals bestimmt waren, nach Chama, um den folgenden Tag nach Saccondee weiter zu ziehen, und die Barkassen und Canoes nahmen Lebensmittel und Güter ein. Den 30 marschirten der Obristlieutenant Bosch mit den Elminaern und der Hauptmann Maarschalk mit den Freibürgern*) und Aschantiner Recruten aus, während ein Theil der europäischen Truppen eingeschifft wurde. Den folgenden Morgen begab sich der General mit den übrigen Truppen an Bord, um nach Saccondee, von wo aus der Feldzug eröffnet werden sollte, zu segeln.

Den 1 Julius, des Vormittags um 11 Uhr, wurden die Anker gelichtet, und ein mäßiger Südwestwind gab uns die Hoffnung, daß wir bald den Ort unserer Bestimmung erreichen würden. Unsere Hoffnung beruhte jedoch auf dem Wind, und man weiß, daß dieser sehr oft die Erwartungen täuscht. Montags verloren wir, was wir Sonntags gewonnen hatten, und die folgenden Tage kamen wir nur sehr wenig weiter.

Dienstag den 3 wurde ich durch ein Signal an Bord des Rhoon en Pendrecht beschieden, wo der General mir den Befehl ertheilte, eine Abtheilung meiner Equipage nach Chama zu schicken, um das dortige Fort St. Sebastian zu besetzen und den Commandant, Hrn. Peter Bartels, gefangen zu nehmen.

Dieser, von Geburt ein Tapoeyer, wurde beschuldigt, daß er mit dem Feind in Verbindung stehe oder wenigstens gestanden habe, und die eigentliche Ursache des Todes der HH. Maessen und Cremer gewesen sey. Der General hatte darüber noch einige Nachrichten erhalten, eben als wir die Rhede von Elmina verließen, und verlangte nun, daß ich mit der Amphitrite nach Chama segeln sollte, um den erwähnten Befehl auszuführen. Er erinnerte mich übrigens an den Charakter dieses Mannes, der, wenn er sich schuldig fühlte, zu Allem im Stande wäre; ich kannte ihn ebenfalls von dieser Seite, und dachte meine Maaßregeln danach einzurichten.

Den 4 hatten wir Chama noch nicht erreicht, und der General fing nicht ohne Ursache an zu befürchten, daß diese Verzögerung das Mißtrauen der Neger erwecken könnte. Da wir aus Elmina ein Canoe mitgenommen hatten, rieth ich dem General, sich dessen zu bedienen, und von den unsere Schiffe begleitenden Fischern rimadores oder Ruderer anzunehmen, um ihn nach Saccondee zu bringen. Dieß geschah. Einige Stunden, nachdem der General uns verlassen hatte, berichtete man mittelst Signals von dem Rhoon en Pendrecht: „Bartels ist mit einem Canoe aus Chama bei uns an Bord gekommen." Ich befahl auf demselben Weg, ihn aufzuhalten, und gab meinem ersten Officier, Hrn. Zoutman, den Auftrag, sich nach dem Rhoon en Pendrecht zu begeben, und den Beschuldigten in seiner Gegenwart arretiren zu lassen.

Bei dieser völlig unerwarteten Maaßregel erschrack Hr. Bartels nicht wenig; er entgegnete jedoch nichts, als daß er nicht wisse, womit er diese Behandlung verdient habe. Nachdem seine Papiere mit Beschlag belegt waren, wurde ihm eine Schiffshütte als Aufenthalt angewiesen; übrigens wurde er so behandelt, wie es sich ziemt gegen jeden, dessen Schuld noch nicht erwiesen ist. Bei seiner Ankunft hatte er gesagt, er wolle den General um Pulver und Blei bitten, indem er eine Anzahl Neger, und darunter vierzig seiner eigenen Sklaven, angeworben und bewaffnet hätte, um gegen die Hantas mit ins Feld zu ziehen. Die Rimadores, die ihn hergebracht hatten, obgleich freie Leute, mußten wir vorläufig gefangen halten, damit die Sache nicht ruchbar würde, ehe wir Chama besetzt hätten.

Erst den 6 erreichten wir diesen Ort, wo wir vor Anker gingen. Ich ernannte den Lieutenant der zweiten Classe Wouterß zum Commandanten der Chama'schen Expedition, und schickte ihn nebst dem Junker Geerling und einem Detaschement von 20 Mann mit der Barkasse ans Land, welche ebenfalls gewaffnet wurde, um im Nothfall die Landung zu decken, wenn, gegen meine Erwartung, das Schicksal des Bartels schon bekannt geworden und sein Anhang so zahlreich wäre, daß man es wagte Gegenwehr zu bieten. Dieß war jedoch der Fall nicht, und kaum war eine Stunde verstrichen, so wurde von dem Fort das Signal gegeben, daß Alles in Ordnung und die Sklaven ins Gefängniß geworfen wären. Als die Barkasse an Bord zurückkam, hatte sich der ohnehin schwache Wind gänzlich gelegt, und ich blieb daher, um meiner Equipage einige Ruhe zu gönnen, bis zum folgenden Morgen vor Anker. Der Rhoon en Pendrecht hatte inzwischen seinen Weg fortsetzen wollen, folgte aber bald unserem Beispiel.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hierunter versteht man überhaupt diejenigen, welche nicht zu den Negern gehören und keine Beamten sind. Fast alle sind Tapoeyer, d. h. Mulatten oder Farbige.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Krönung des Schahs. — Fortdauernder Aufenthalt in der Hauptstadt.

Aber es ist Zeit, nach Teheran zurückzukehren; denn uns rufen wichtige politische Ereignisse dorthin. Wir verließen den jungen Schah, ausruhend von der Anstrengung der Reise und des Ceremoniells. Sein Schlummer gehörte nicht zu den ruhigsten, denn mitten im Traume schreckten den Besitzer der Hauptstadt die Hartnäckigkeit der Herren von Masanderan und Schiras, von denen sich jeder gleichfalls Schah und gesetzlichen Thronfolger von Iran nannte. Mulk Ara, Schah von Masandaran, ließ indeß nicht lange auf sich warten: er erkannte, daß seine Macht gegen die Mohammed Schahs nicht hinreiche, entschloß sich zu nichts, was zu Blutvergießen, großen Ausgaben und im Falle des fast sicheren Mißlingens zu unvermeidlichem Verderben führen mußte, und ließ sich somit bewegen, vor dem Sohne Abbas Mirza's, seinem Neffen, das Knie zu beugen. Mulk Ara entsagte seinen ehrgeizigen Planen und erschien in Teheran, wo er vor Sr. Majestät tief sich beugte, und, wie sich von selbst versteht, sich so unschuldig und unwissend stellte, daß er des Vergangenen mit keinem Worte erwähnte, sich den ehrfurchtsvollsten Diener des „Königs der Könige" nannte; Mohammed Schah stellte sich, als glaube er seinen Worten. Man sagt, Mulk Ara habe, um den Schah für die Zukunft noch besser zu überzeugen, demselben eine Menge reicher Geschenke gemacht.

Silli Sultan, der gestürzte Schah von Teheran, und sein Wessir, saßen inzwischen unter Arrest. Der Kaimakam Mirza Abul Kasim verlor seine Zeit nicht umsonst. Da Niemand den wahren Inhalt des königlichen Schatzes kannte; so befragte der Kaimakam den Wesir Silli Sultans, ob er nicht mit seinem Herrn sich in das Geld Feth Ali Schahs getheilt habe, und wo dasselbe hingekommen sey. Der alte Wesir schwor aus Leibeskräften, es sey nur eine Kleinigkeit weggekommen, und an verschiedene Personen vertheilt worden. — „An wen namentlich?" — „An den und den." — „Gut." — Alle diese wurden vorgefordert und ermahnt, die von dem temporären Schah empfangenen Summen herauszuzahlen. Einige thaten es ohne Murren, andere gezwungen, und die Sache schien beendigt; allein der alte Fuchs, der Kaimakam, selbst von treulosem Charakter, glaubte auch nicht, daß der Wesir ihm die ganze Wahrheit gesagt habe. Keine Schwüre konnten ihn davon überzeugen, und er nahm zu Martern seine Zuflucht. In den December- und Januarnächten, wo in Teheran die Kälte auf neun Grad und darüber steigt, führte man den armen Wesir nackt heraus in den Hof, und übergoß ihn mit Wasser, wie im „Eishause," um die gewünschten Geständnisse zu erhalten. Das Resultat dieser peinlichen Befragung ist mir unbekannt.

Während diese Qualscenen vor dem Gefängnisse Silli Sultans vorgingen, kam die Zeit der Krönung Mohammed Schahs heran. Mehreremal wurde der Tag dazu festgesetzt, und wieder verschoben. Endlich erfuhr Silli Sultan, der in strengem Gewahrsam saß, und nur in dem auf allen Seiten von hohen Mauern eingeschlossenen Hofraum freie Luft schöpfen durfte, daß sein Neffe am 19 Januar gekrönt werden sollte. Die Gefängnißluft hatte seinen Stolz gebrochen, er vergaß seine sechswöchentliche Herrschaft, seinen ganzen Haß gegen seinen Rivalen, und aus einem stolzen Ehrgeizigen wurde er plötzlich ein niedriger Schmeichler. Er bat Mohammed Schah, wie um eine Gnade, wie um ein Glück, um die Erlaubniß unter den übrigen der Krönung anwohnen zu dürfen. Der Schah staunte nicht wenig über die Bitte Silli Sultans: er konnte nicht begreifen, welches Vergnügen dieser Mensch an seiner eigenen Beschämung finden könne, gewährte ihm indeß die verlangte Erlaubniß.

Die Krönung des Schahs ging in dem großen Palaste vor sich, in dem ungeheuren Thronsaale, mit denselben Ceremonien, wie der Selam im Nigaristan, nur mit dem Unterschied, daß das Publicum weit zahlreicher war. Die ganze Zeit über feuerte man Kanonenschüsse ab, und Silli Sultan war en amateur anwesend, als man seinem Feinde die ihm von seinem Haupte gerissene Krone aufsetzte. Er war die kläglichste Figur in der Versammlung, stand jedoch ganz ruhig da, ohne die Verachtung aller Anwesenden gegen ihn zu bemerken: seine Gesicht drückte

nichts aus, als die vollkommenste Ergebenheit gegen denjenigen, der auf dem Throne saß.

Die Krönung Mohammed Schahs war durch einige Gnadenbezeugungen bezeichnet, durch die Austheilung von Kaftans, Säbeln, Löwen- und Sonnenorden, als Zeichen für ehrenvolle Dienste u. s. w. Unter anderen erfuhr auch ich die Gnade des Schahs, indem ich mit dem Löwen- und Sonnenorden zweiter Classe und einem Kaschemirshawl beschenkt wurde. Der Firman, den ich bei Ertheilung des Ordens von Sr. Majestät erhielt, ist zu merkwürdig, zu originell für Europäer, als daß ich ihn nicht meinen Lesern mittheilen sollte. Hier folgt die Uebersetzung:

„Im Namen des Allmächtigen!

„Allerhöchste Verordnung: Bande der Freundschaft und des guten Einverständnisses vereinigen jetzt die zwei großen Mächte, Iran und Rußland, mit so festen Banden, daß die gegenseitigen durch ihr Benehmen ausgezeichneten Unterthanen das Ziel des Wohlwollens der regierenden Herrscher seyn müssen. In Betracht, daß der hohe und vornehme, tapfere und verständige Vorstand christlicher Würdenträger, Capitän Barun Kurf, getrieben von Gefühlen der zwischen den genannten Staaten bestehenden Eintracht, sich unter dem siegbringenden Steigbügel Unserer Majestät zur Zeit Unseres Zuges von Tebris nach Teheran befand, und durch seine mannichfachen Mühseligkeiten und Dienste Unsere Aufmerksamkeit auf sich zog; haben wir ihm die Insignien des Löwen- und Sonnenordens zweiter Classe verliehen, um dadurch die Würde seiner Person zu zieren, und ihn zum Gegenstand der Achtung und der Ehrenbezeugungen von Seite der Beamten beider Mächte zu machen. Diesen allerhöchsten Firman sollen Unsere Secretäre in das Reichsjournal einrücken, und diese Urkunde als ächt ansehen. Gegeben zu Teheran im Monat Silkade des Jahres 1 0."

Am Anfange des Firmans befand sich das Siegel des Schahs mit folgender bescheidener Inschrift: „Der Ruhm des Landes und des Glaubens, die Zierde des Zeitalters und das Vorbild der Tugenden, Mohammed Schah, der Besitzer der Krone und des königlichen Ringes." Der Firman war auf den Seiten und zwischen den Zeilen mit verschiedenfarbigen Arabesken und Vergoldungen geziert. Auf der Kehrseite befindet sich die Unterschrift und das Siegel des Wesirs und einiger Mustouphis.

Was alle die Lobsprüche meiner Person betrifft, so hoffe ich, daß der Leser sie nicht für baare Münze von Seite der persischen Regierung nehmen, und die Einrückung dieses Firmans nicht als eine Prahlerei von meiner Seite ansehen wird, sondern bloß als ein Muster orientalischer Phraseologie, die nichts bedeutet, als das Vermögen, hochtrabenden Unsinn zu schreiben.

Noch blieb eine ungelöste Frage übrig: was wird Schiras thun, die reichste und eine der blühendsten Provinzen von Iran? Was werden ihre Gouverneure, Hussein Ali Mirza und Hassan Ali Mirza, die Söhne Feth Ali Schahs, dazu sagen? Von dieser Seite her kamen keine tröstlichen Nachrichten: die Unordnungen zwischen Teheran, Isfahan und Schiras dauerten fort, wie früher, die Bakthiaris und Schahsevén plünderten die Reisenden und Karawanen wie bisher. Alle schriftlichen und mündlichen Warnungen, welche Mohammed Schah an die Gouverneure von Schiras ergehen ließ, führten zu nichts; man mußte zu wirksameren Mitteln schreiten, ein Heer schicken, und sie mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen. Wem soll man aber das Commando anvertrauen? Natürlich dem Sir Henry Bethune. Sir Henry wirft sich in seine Kriegsrüstung, zieht seine ungeheuren Courierstiefel mit den goldenen Sporen an, seine Cuirassierhandschuhe, seinen Hut mit den vielfarbigen Federn, setzt sich zu Pferde, und führt das unüberwindliche Heer zu neuem Ruhme. Für den Fall des Erfolgs wird der Eunuch, Manutscheher Khan, mit der Armee geschickt, um nach der Niederlage der Prinzen Hussein und Hassan die Verwaltung der Provinz von Schiras zu übernehmen. Hussein flößte keine Furcht ein, er galt für einen leeren, charakterlosen Menschen, aber Hassan war ein kräftiger und gefährlicher Gegner.

Inzwischen regierte der Kaimakam Persien und den Schah unbeschränkt, und das Vertrauen, das er bei dem Monarchen genoß, ließ sich nur mit dem Hasse und der Abneigung vergleichen, welche das Volk gegen ihn hegte. Sein Sohn war erster Wesir, und diente ihm als schweigsames Werkzeug bei allen seinen Ränken. Der Kaimakam galt für den klügsten Mann in ganz Persien: sein Ruhm war ohne Zweifel verdient, aber seine Sittenlosigkeit gestattete ihm nicht, seinen Verstand zum Wohle der Einzelnen oder zum Vortheil des Staats anzuwenden. Er war grausam: als er sich noch bei Abbas Mirza befand, warf man, ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Gelegenheit, tausend Turkomanen ins Gefängniß, und dreihundert von ihnen ließ man die Augen ausstechen. Der Kaimakam war mit dieser Grausamkeit noch nicht zufrieden, sondern ließ sich die ausgestochenen Augen bringen, und zählte selbst mit einem Stöckchen ab, ob die Zahl voll sey. „Ziemt es sich für ihn, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben," rief mein Freund Mirza Ali aus, der mir den Vorfall erzählte: „dieß ist die Sache der Ferraschen!" Bei dem verstorbenen Schah indeß hatte er nicht so viel Freiheit, jetzt aber steigt seine Gewalt mit jedem Tage, und er war nicht mehr der Diener, sondern der Beschützer seines Monarchen. Viele argwöhnten, und nicht ohne Grund, daß er die Absicht habe, die Dynastie Feth Ali Schahs zu stürzen, und sich auf den Thron zu setzen.

Die Willkürlichkeiten, welche sich der Kaimakam gegen seinen Herrn erlaubte, sind bei einer so despotischen Regierung, wie die persische, fast unbegreiflich. Der junge Schah hatte einem Bettler zwei Ducaten geschenkt, und gab an demselben Tage dem Gärtner von Lalesar eine kleine Summe für überbrachte Blumen. Der Kaimakam ereiferte sich entsetzlich über eine solche Verschwendung, sagte, der Schah gebe zu viel aus, und zog am folgenden Tage dieß Geld von dem ab, was für den Tisch Sr. Majestät bestimmt war. Der Schah wagte kein Wort zu sagen. Das war noch eine Kleinigkeit. Die Gemahlin des Schahs lebte noch in Tebris, und er wünschte ihr ein Geschenk von 1000 Ducaten zu schicken, der Kaimakam wollte

Digitized by Google

aber nicht einwilligen. Der Schah, welcher nicht so viel baares Geld bei sich hatte, schrieb insgeheim einen Rakam (Befehl) an den Beglerbeg von Tebris, daß er dieß Geld auszahlen solle. Da aber das große Siegel beim Wessir, dem Sohne des Kaimakam, sich befand, so wagte der Schah nicht, ihn darum zu ersuchen, und drückte unter den Rakam das kleine Siegel, das er als Thronfolger gebraucht hatte. Der Kaimakam aber, der seine Augen und Ohren allenthalben hatte, erfuhr es, und schrieb sogleich nach Tebris an den Beglerbeg, er solle nicht vergessen, daß aus der Casse nicht das Mindeste genommen werden dürfe ohne einen Befehl mit dem großen Siegel des Schah, und wenn er diese Regel überschreite, so solle es ihm schlecht gehen. Der Befehl des Schahs blieb unvollzogen, und der unumschränkte Gebieter über Leben und Vermögen aller Iranier verschluckte auch diese Beleidigung. Nun noch ein Zug, welcher beweist, in welcher Unterwürfigkeit der Kaimakam Mohammed Schah hielt, und in welchem Grade dieß bekannt war. Bald nach dem Tode Feth Ali Schahs, als Mohammed sich rüstete, nach Teheran zu gehen, saß eines Tages einer seiner Ferraschen an der Schwelle eines Saals, und spielte, da er die Anwesenheit seines Herrn nicht vermuthete, mit einer Katze, welche sich von ihm losmachte und in den Saal lief. „Wohin willst du gehen, dummes Thier," sagte der Ferrasche; „wenn du so hungrig bist, darfst du nicht zum Schah gehen, der hat nichts, geh' zum Kaimakam, da wirst du sicherer satt werden." Der Schah beklagte sich hierüber gegen den Kaimakam, der aber nicht für gut fand, der Sache eine weitere Folge zu geben.

Einen seltsamen Gegensatz bildeten damals in Teheran die fühllose Unterwürfigkeit des Schahs unter den Kaimakam und der Haß seiner nächsten Verwandten gegen diesen unumschränkten Minister; das Schimpfen gegen ihn war allgemein. Die vorsichtigen Perser vergaßen ganz ihre angeborne Heuchelei über der Freude, etwas Beißendes gegen den Kaimakam sagen zu können. Mirza Ali, mein Lehrer in der persischen Sprache, hielt es sogar für ein Verdienst vor Gott; er trank einmal Punsch bei mir, und als ich bemerkte, daß er das Gebot des Propheten übertrete, erwiederte er gutmüthig, Gott werde ihm diese schwere Sünde verzeihen, in Anbetracht, daß er eifrig auf den Kaimakam schmähe.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberschwemmungen und Erdbeben in China.

Hr. Edouard Biot hat kürzlich eine Reihe von Memoiren begonnen, welche eine Geschichte der Ueberschwemmungen, Erdbeben und Veränderungen der Erdoberfläche in China geben sollen, in so weit sie in alten chinesischen Werken verzeichnet sind. Zwei dieser Memoires wurden der französischen Akademie der Wissenschaften vorgelesen. In dem ersten sind die Ueberschwemmungen abgehandelt; von den zwei bedeutendsten, welche dieß Land verheerten, heißt die eine die von Yao, und ist aus dem 22sten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die andere, viel ältere, soll im 33sten Jahrhundert vor Chr. stattgefunden haben in der Zeit Fo-hys, eines Häuptlings der östlichen Berge von Tibet, der die Einwohner China's vor sich hertrieb. Die Bücher, welche dieser Katastrophen erwähnen, schreiben sie keinem übermäßigen Regen oder einer andern bestimmten physischen Ursache zu, Hr. Biot ist aber aus andern geologischen Daten geneigt zu glauben, 1) daß in der Wüste Gobi früher Binnenseen existirt haben müssen, welche sich durch einen Arm des gelben Flusses oder durch die Schlucht von Tsi-schi entleerten. 2) Daß die Ueberschwemmung von Yao durch das gleichzeitige Aufsteigen zweier großer Gebirgketten, die sich auf den Karten finden, veranlaßt wurde, von denen die erste den Lauf des gelben Flusses, die zweite den des großen Kiang ablenkte, Centralchina mit Seen und Sümpfen bedeckte und den Lauf mehrerer Flüsse änderte. In dem zweiten Memoire finden sich Angaben über Erhebung des Bodens, Erdbeben u. s. w. nach den chinesischen Annalen, und diese Erscheinungen stimmen mit den im ersten Memoire enthaltenen Thatsachen auf eine merkwürdige Weise zusammen. Die Erdbeben scheinen in ihrem Resultate so schrecklich gewesen zu seyn, wie die von Südamerika.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Unsere weitere Reise war nicht günstiger, und mit Aufwand aller Kräfte gelang es uns, erst den 10 die Rhede von Saccondee zu erreichen. Zehn lange Tage für eine Entfernung von nur acht Seemeilen! Kaum waren wir angekommen und noch waren die Anker nicht ausgeworfen, so wurde mit der größten Eile mit der Ausschiffung der Truppen und des Proviants ein Anfang gemacht. Noch denselben Tag erhielt ich eine Depesche von dem General, worin er mir meldete daß die drei zu den expeditionären Truppen gehörigen Aerzte sämmtlich krank wären, so daß der Oberarzt Schillet allein für den ganzen Dienst zu sorgen hätte, mit der Bitte, wo möglich einen der Schiffsärzte ans Land zu schicken. Da wir bis jetzt wenig Kranke an Bord hatten, und ich in einigen Tagen das Detaschement aus Chama zurück erwartete, ließ ich den Chirurgus dritter Classe, Elot, ans Land gehen, um Hrn. Schillet zu unterstützen. Zugleich vernahm ich von dem General, daß sich ein höchst wichtiges Ereigniß zugetragen hatte. Bonsoe, der König der Hantas, war nämlich von einem der Boutry'schen Caboceër, die nach Elmina gekommen waren, um sich zu unterwerfen, an uns ausgeliefert worden, und befand sich im Gefängnisse zu Saccondee. In einem vorläufigen Verhör vor dem Oberbefehlshaber hatte er seine Schuld bereits eingestanden; hinsichtlich des Todes der HH. Marssen und Cremer jedoch ausgesagt: Peter Bartels hätte ihm den Rath gegeben, bewaffnet nach Boutry zu kommen; er selbst habe durchaus keine feindlichen Absichten gehegt, sondern als er bei Hrn. Marssen keine freundschaftlichen Gesinnungen zu finden glaubte, sich zurückziehen wollen, als dieser sein Gewehr abfeuerte; in diesem Augenblick habe Bartels, der sich damals zu Boutry aufhielt, ihm zugerufen, daß sie feige Kerls wären, um mit einer solchen Uebermacht vor zwei Weißen das Feld zu räumen, und Feuer geben sollten; dieser Schimpf habe seine Neger erbittert und sie zum Losbrennen ihrer Flinten aufgeregt. — Daß Bonsoe jetzt in unsere Macht gerathen war, war ein großer Schritt näher zu unserem Ziel. —

Saccondee liegt auf einer Anhöhe, ist, wie alle Negerdörfer, höchst unregelmäßig gebaut, und erstreckt sich bis an das Fort Oranje,

welches auf einem schroff aus dem Meer emporsteigenden Felsen liegt. Dieser bildet mit einem Riff, welches von seinem Fuß weiter in das Meer hinausläuft, eine kleine Bay, wodurch es mit Schaluppen möglich und mit Canoes sehr leicht wird zu landen. Das Fort befand sich, als wir auf der Küste ankamen, in einem sehr schlechten Zustande. Der erste Lieutenant, van Kuyck, Commandant der Artillerie, hatte sogleich die nothwendigen Ausbesserungen verordnet, die unbrauchbaren Kanonen wegnehmen und andere auffahren lassen, während der General dort eine Besatzung von 25 Mann zurückgelassen hatte. Diese fanden wir jetzt in höchst traurigem Zustande; der Commandant und der größte Theil der Mannschaft war krank; Verpflegung und Lager der Kranken war elend, und zwei Soldaten waren bereits gestorben. Der hier zurückgebliebene Chirurg war selbst krank, so daß der Arzt des Merwede den Dienst sowohl an Bord, als am Land wahrnehmen mußte. Der Raum im Fort war so beschränkt, daß das Gefängniß Bonsoe's und das Hospital sich in demselben Saal befanden. Die Gesunden wollte der General gern an dem Kriegszuge Theil nehmen lassen, und da er keinen Officier als Commandanten dieses jetzt für uns sehr wichtigen Postens zurücklassen konnte, übertrug er mir den Befehl über die Küste von Boutry bis Elmina, und zugleich die Sorge für das Fort Oranje; während er befahl, die Barkassen nach Taccorari zu schicken, um die Bewegung der Truppen zu unterstützen, und bei dem Angriff auf dieses Krom von der Seeseite mitzuwirken.

Den 11 früh Morgens setzte die Armee sich in Bewegung, nachdem man mit den Lastträgern die größte Mühe gehabt hatte. Die meisten dazu angewiesenen Mannschaften hielten sich verborgen, und es gelang uns nicht, außer der Munition, mehr als für sieben Tage Lebensmittel mitzunehmen, wenn sie auch ausschließlich für den Gebrauch der europäischen Truppen bestimmt würden.

Sogleich nach dem Abmarsch ging ich mit dem Lieutenant Stort ans Land, um die erforderlichen Maaßregeln zu nehmen. Von beiden Schiffen wurden einige Mannschaften detaschirt, um die Besatzung des Forts zu verstärken; die Kranken wurden von dort an Bord des Merwede gebracht, wo sie besser verpflegt werden konnten; dem Oberchirurg Dumont wurde der Dienst auf sämmtlichen Schiffen übertragen, denn auch an Bord des Rhoon en Pendrecht waren 55 Soldaten krank zurückgeblieben. Auch den gefangenen König von Hanta ließ ich sicherheitshalber an Bord des Transportschiffes bringen, indem der schlechte Zustand seines Gefängnisses bei der schwachen Garnison mich seine Entweichung befürchten ließ.

Inzwischen setzte die Armee (3 bis 4000 Mann stark) ihren Marsch längs dem Strande fort. Einem Volk von größerer Energie, welches nur einiges Gefühl von seiner Kraft hätte, wäre es sehr leicht gewesen, hier einen Feind aufzuhalten. An der einen Seite von dem Meere begränzt (welches, selbst wenn Hunderte von Schaluppen gefolgt wären, keine Retraite darbieten würde, indem nirgends ein Landungsplatz ist), an der andern Seite von schroffen, mit dem dichtesten Gebüsch bewachsenen Felsen umringt, hätte eine geringe Macht, wenn sie sich hier in Hinterhalt gelegt hätte, uns großen Schaden zufügen können. Um uns möglichst dagegen zu sichern, wurden bei jedem Paß etliche Hundert Neger in den Wald geschickt, welche Fürsorge jedoch sehr überflüssig war. Man zog an den gefährlichsten Stellen, an den Felsen, wo der Commandeur Tonneboeyer überfallen und mit seiner Abtheilung niedergemetzelt wurde, vorbei, ohne einen Schuß zu thun. Gegen 11 Uhr langte der Vortrab vor Taccorari an, einem Krom, das auf einem Berggipfel liegt, und wohin nur ein einziger steiler und sehr beschwerlicher Fußpfad führt. Die Bewohner dieses Kroms hatten unter ihrem Caboceër Diabonee an dem Aufstand und dem Mord des Hrn. Tonneboeyer wirksamen Antheil genommen; noch vor zwei Tagen hatten sie ihre Trommeln bis in der Nähe von Saccondee hören lassen, gleichsam um uns herauszufordern; von den Barkassen aus hatte man noch denselben Morgen den Rauch von ihren Hütten aufsteigen sehen — und nun zeigte sich kein lebendiges Wesen in dem sonst so bevölkerten Ort. Der General traute dieser Stille nicht; die Artillerie warf einige Bomben in das Dorf, und die Barkassen eröffneten gleichfalls ihr Feuer auf dasselbe und den umliegenden Wald — kein feindlicher Schuß antwortete uns, und ohne Hinderniß rückte man in Taccorari ein, welches so leicht zu vertheidigen gewesen wäre.

Wenn sich hier ein tapferer tüchtiger Officier mit nur hundert Soldaten hätte vertheidigen müssen, so würde ein zahlreiches und gut geordnetes Corps einen heißen Tag gehabt haben. Hier keinen Widerstand zu leisten, wo jede Hütte, jeder Fuß breit Grund vertheidigt werden könnte, war das Bekenntniß der Feigheit und des Vorsatzes, jedem Gefecht auszuweichen. Die Furcht vor den Weißen und ihre geistige Ueberlegenheit möge den Vorwurf der Feigherzigkeit lindern, wegnehmen kann sie ihn nicht. Nicht in gleichen Kräften, nicht in Uebermacht zeigt sich der wahre Muth, aber gegen die Uebermacht zu kämpfen, das ist es, was ein Volk erhebt.

Nur ein einziger tödtlich verwundeter Neger wurde in dem Dorfe gefunden, von dem man jedoch nichts vernehmen konnte. Alle Hütten waren völlig leer; nur einige irdene Gefäße mit Wasser fand man, welches aus Vorsicht ausgegossen wurde. Der einzige Nutzen, welchen das Krom uns gewährte, war, daß wir in demselben ein gutes Obdach für die Nacht hatten. Gegen Abend kamen die in den Wald ausgesandten Neger zurück; sie hatten einige Gefangene gemacht, die zufällig ihnen begegnet waren, aber nirgends waren sie auf Gegenwehr gestoßen.

Die Nacht ging ruhig vorbei, und mit Tagesanbruch sammelten sich die Truppen wieder auf dem Strand, an der andern Seite des Kroms, um den Marsch nach Boutry fortzusetzen. Es wurde jedoch ziemlich spät, ehe die Lebensmittel heruntergeschafft waren und man sich in Bewegung setzen konnte. Die Hitze war unerträglich, und der tiefe Sand verhieß einen mühseligen Marsch. Gegen 11 Uhr erreichte das Heer den Hwien, einen ziemlich breiten Fluß, der im Sommer austrocknet, doch worin jetzt etwa vier Fuß Wasser stand. Der Uebergang bot ein malerisches Schauspiel dar. Die Landschaft, fruchtbar und reich wie überall, war hier flacher und lieblicher, als die erhabene, aber wilde Natur, die uns so oft umgab. Die Scene auf dem Vordergrunde gab ihr ein ungewöhnliches Leben; die vielfarbigen Kriegscostume der Neger, wunderbar contrastirend mit den europäischen Uniformen; ein Theil der Truppen in dem Wasser, mit Kleidern und Waffen auf dem Kopfe, die übrigen an dem Ufer zerstreut; die Lastträger mit Fässern beladen; die Artilleristen mit auseinandergelegten Kanonen; die Officiere in ihren Tragkörben, während aus dem Hintergrunde dicke Rauchwolken aus dem Wald emporstiegen, und uns zeigten, daß unsere Buschneger nicht müßig waren in dem Niederbrennen der verlassenen feindlichen Kroms — dieß Alles lieferte den Stoff zu einem herrlichen Gemälde.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1839.

Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

Die ungarischen Schäfereien.

Bekannt genug ist die Anekdote, welche man von dem Fürsten Esterhazy erzählt, der nämlich einem Engländer eine Wette abgewonnen haben soll, indem er behauptete, es habe sein Vater mehr Schafknechte, wie er Schafe. Dieser nämlich hatte ihm seine Schäfereien gezeigt und sich auf deren Zahl etwas zu Gute gethan. Nachfolgendes ist ein ziemlich genauer Nachweis des Schafstandes auf den fürstlich Esterhazyschen Besitzungen in Ungarn. Schafe und Hämmel sind 270,000 Stück, wozu noch gegen 60,000 Stück Lämmer kommen, so daß der ganze Stand über 300,000 Stück beträgt. Als Sprungwidder sind über 4000 Stück erforderlich. An Wolle wird jährlich ungefähr 6000 Centner gewonnen, und der Durchschnittspreis kann auf 80 fl. Conv. Münz für den Centner angenommen werden. Die Besitzungen des Fürsten ziehen sich fast durch alle Comitate, und die Zahl seiner Beamten und des sämmtlichen Dienstpersonals beläuft sich über fünftausend. Die Bevölkerung derselben steigt auf 700,000 Seelen. Nach allen diesen Daten kann man sich einen ungefähren Calcul von seinen Einkünften machen.

Obgleich nun dieser Magnat seinem Besitzthum nach in Ungarn der größte ist, so gibt es deren noch mehrere, die sich ihm mehr oder weniger nähern. So z. B. zählt man auf den Besitzungen des Grafen Festetics 75,000 Schafe, auf denen Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl über 60,000, auf des Fürsten Grassalkowics eben so viel. Außerdem gibt es noch eine bedeutende Anzahl von Magnaten, welche sämmtlich Schäfereien besitzen, deren Zahl sich über 30,000 Stück beläuft.

Bei dieser Gelegenheit ist es passend, das Verdienst eines Deutschen um die erste Gründung und Ausbreitung der veredelten Schafzucht in Ungarn und mittelbar auch in Deutschland geltend zu machen. Er hieß Holzmeister und kam im Jahre 1790 in jenes Land, trat, wenn ich nicht irre, bei dem Grafen Hunyady in Dienste, unternahm aber bald auf eigene Hand Pachtungen, auf denen er veredelte Schafe aufstellte. Ihm kaufte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Graf Magnis in der Grafschaft Glatz mehreremal Schafe ab und gründete damit seine berühmte Schäferei, die bis zum Jahre 1812 als erste in den Reihen der schlesischen glänzte. — Seit jener Zeit hat die ungarische Schafzucht mehrere Phasen durchlaufen, auf denen sie bald vor-, bald rückwärts ging. Mehrere Originalstämme sind aus Spanien bezogen, und überhaupt kein Geld gespart worden, um sie auf den höchsten Gipfel zu heben. Wenn dieß jedoch bis jetzt nicht ganz gelingen wollte, so liegen wohl ohne Widerrede die Ursachen davon in der hie und da mangelnden Sachkenntniß und Industrie. Neuerdings ist unweit vom Plattensee südlich eine Schäferei von rein sächsischem Stamme auf Actien gegründet worden, die gegenwärtig etwas über 700 Stück stark ist, bereits aber über 30,000 Gulden Conv. Münze kostet. Sie wird mit Sorgfalt und Rationalität behandelt, und kann wohl erfreuliche Fortschritte machen.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Krönung des Schahs. — Fortdauernder Aufenthalt in der Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Der geehrte Mirza Ali besuchte mich ziemlich oft, und vertrieb mir durch seine Gespräche die Langeweile, welche mich, die Wahrheit zu sagen, in Persien oft befiel, namentlich während meines Aufenthalts in Teheran. Mein Quartier war groß, aber wegen der Winterkälte, welche in heißen Klimaten zwar nicht lang, aber sehr empfindlich ist, namentlich nach der Hitze, die den Körper durchglüht und in Schweiß versetzt hat, mußte ich mich auf ein enges, dunkles Loch beschränken, welches allein einen ordentlichen Kamin hatte. Im Allgemeinen verstehen es die Perser nicht, sich gegen die Kälte zu schützen: erstens weil der Sommer sehr lang ist, und man den Winter hundertmal darüber vergißt, und zweitens wegen der angebornen Sorglosigkeit der Perser. Dieß Unvermögen, sich warm zu halten, er-

streckt sich nicht bloß auf die Wohnungen, sondern auch auf die Kleidung, versteht sich des gemeinen Volks. Die offene Brust und der Mangel an warmer Fußbekleidung verursachen viele Krankheiten und Todesfälle zur Winterszeit. Während meines Aufenthalts in Persien kamen auf dem Wege zwischen Teheran und Tebris eine Menge Menschen vor Kälte um.

Wie gesagt, mein werther Freund und Lehrer, Mirza Ali, besuchte mich oft. Am Kamin sitzend, er auf den Fersen und ich mit dem Kinn auf die Kniee gestützt (eine malerische Stellung), schwatzten wir über dieß und jenes. Er sprach mir von den Ansichten der Perser über die Erschaffung der Welt, über Adam und Eva, und ich erzählte ihm dagegen von Europa. Er log oft ganz erklecklich, und ich machte mich dann meinerseits nicht wenig über ihn lustig. Alle diese Albernheiten, die mir jetzt in der Erinnerung ziemlich widerlich und abgeschmackt vorkommen, unterhielten mich ungemein in den Mauern des langweiligen und schmutzigen Teheran, als auf Befehl Jupiters der Himmel uns mit Regen übergoß und Aeolus seine Backen aufblies, als wolle er allen Rechtgläubigen die Mützen von den Köpfen reißen. An einem dieser poetischen Tage trat Mirza Ali mit Koth bis ans Kniee bespritzt in meine Cajüte. Nach den vorläufigen Complimenten und der Ueberreichung einer Pfeife sollte es zum Gespräch kommen, allein Mirza Ali hatte einen so bösartigen Husten, daß das Zimmer von dem furchtbarsten, krampfhaften Gehuste widertönte, und ich glaubte, der Arme werde den Geist aufgeben. Nach fünf Minuten endlich wurde es ruhig, und nun fuhr er sogleich in seine Hosentasche, holte seine Tabaksdose heraus, aus der er aber statt des Tabaks einige kleine Kügelchen nahm, und sie alsbald in den Mund steckte. „Was macht Ihr?" fragte ich ihn.

„Ich curire mich von dem verfluchten Husten, der, wie Ihr seht, mein Inneres und meine Brust hohl macht, daß ich keuche wie ein Esel unter einem Weinschlauch," entgegnete Ali Mirza.

„Der Vergleich ist gut, aber sagt mir nur, was ist das für ein Arzneimittel?"

„Das sicherste gegen eine Menge Krankheiten, Opium."

Dieß Heilmittel schien mir so neu und seltsam, daß ich laut auflachte; es ist dieß ein Pröbchen von persischer Medicin. Die persischen Aerzte theilen alle Krankheiten in hitzige und kalte, und in Folge dessen werden auch die Speisen eingetheilt in erhitzende und kühlende. Die Unterscheidungen sind oft merkwürdig genug. Ein Hahn z. B. ist eine erhitzende, eine Henne aber eine kühlende Speise. Der Wein ist ein Arzneimittel, und das Gesetz des Propheten gestattet ihn anzuwenden in Krankheitsfällen, wenn der Arzt ihn verschreibt als ein Mittel zur Heilung.

Die rohen Begriffe der Perser von der Kunst Aesculaps sind Ursache, daß eine Menge europäischer Charlatane sich in Persien aufhalten, und sich für Aerzte ausgeben. Während meines Aufenthaltes in Tebris lebte dort ein Deutscher, der auf den Einfall kam, Bier zu brauen. Das Bier wurde abscheulich, und der arme Deutsche, der von seiner schlechten Waare nicht das Mindeste absetzen konnte, stand in Gefahr, Hungers zu sterben. Dem geschah aber nicht so; der Deutsche sitzt nicht lange mit leerem Magen da. Ich will ein Doctor werden, dachte der Brauer. Gedacht, gethan; er nahm ein altes Kästchen mit Messern, Scheeren und Zangen, in ein zweites Kistchen steckte er einige Gläser mit Arzneien, wickelte alles dieß in ein buntes Schnupftuch, nahm es unter den Arm, den Hut auf den Kopf und Marsch! Mit dem schönen Vorsatz, die arme Menschheit von Krankheiten zu befreien, trat er in das Haus eines kranken Persers, den er kannte und dem er benachbart war, und bot seine Dienste an. Der Kranke, der ihn als einen schlechten Bierbrauer kannte, und keinen Anlaß hatte, ihn in Folge dessen für einen guten Arzt zu halten, zeigte einigen Zweifel an seiner Wissenschaft und erklärte ihm, daß er seine Arzneien nicht nehmen werde, als wenn er selbst gerade eben so viel zu sich nehme; vergebens versicherte der Deutsche dem Perser, er sey ganz gesund, und habe keine Arzneien nöthig, der Perser ließ sich nicht abwendig machen, und da der Deutsche sah, daß er seinen Patienten nicht anders überreden könne, entschloß er sich, um Geld zum täglichen Brod zu bekommen, zu der verzweifelten That, und verschluckte einerlei Dosis mit dem Kranken, nun rathet was? — Glaubersalz. Die glänzenden Folgen lassen sich denken, um so mehr, als die Dosis ziemlich stark war. Einige Tage nachher kam der Doctor-Bierbrauer zu mir, bleich und erschöpft von der Wirkung des Heilmittels, und zeigte mir an, er sey im Dienste des Schah angestellt als Arzt bei dem Bataillon von Karabag. Der gute Mann war früher in Frankfurt Roßarzt gewesen.

Der gute, gewissenhafte Arzt hat in Persien mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen: er muß entweder ein Erzcharlatan seyn, oder der Praxis ganz entsagen, weil der Perser um keinen Preis Arzneien nimmt, wenn er sich nicht zuvor mit einem Astrologen berathen hat. Muß er vor dem Einnehmen der Medicin nur Einmal niesen, dann mag der Doctor mit seiner Medicin nur immer abfahren, der Kranke nimmt sie um keinen Preis; nies't er aber zweimal, dann ist es etwas Anderes, dann bitten wir um eine Gnade für den Magen.

Einer meiner russischen Bekannten und ich besuchten einst den Prinzen Malek Kasim Mirza; das Wetter war rauh, und obgleich wir ritten, nahmen wir doch zur Vorsorge unsere Galoschen. Mein Begleiter hatte Kautschuk-Galoschen an. Mulek Kasim Mirza nahm uns sehr freundlich auf, erzählte von seinen Liebhabereien, und schimpfte auf den Kaimakam; ohne dieß Thema lief damals kein Gespräch in Teheran ab. Dabei kam er auf die alte Madame Lamariniere, und schämte sich, daß er sie bis jetzt noch nicht einmal für ihre Lectionen bezahlt habe, da der Kaimakam ihm kein Geld gebe, und die ganze königliche Familie aushungern wolle. Ein Prinz von Geblüt kann des Jahres nicht weniger als 2000 Ducaten ausgeben, erhält aber nur 400 oder 500. Zum Beweis der Armuth der Mitglieder des königlichen Hauses erzählte er, daß vor noch nicht langer Zeit einer der Prinzen genöthigt gewesen sey, seinen Dolch auf dem Bazar gegen eine unbedeutende Summe zu verpfänden. Die Klagen Sr. Hoheit unterhielten uns wenig; wir blieben eine

halbe Stunde bei ihm sitzen, und brachen dann auf. Beim Hinausgehen sahen wir ein ungeheures Zusammenlaufen der Diener des Prinzen. Sie standen im Kreise umher, und betrachteten mit Blicken der Neugier und des Schreckens etwas, das auf den Boden lag. Manchmal ertönte Geschrei und Gelächter.

„Wallah! hier sitzt der Teufel, der Kaimakam!"

„Rühre es an!"

„Wai! wai! wie es hüpft. Es ist wirklich lebendig!"

„Nimm dich in Acht, es beißt."

Diese Worte und die bestürzten Gesichter der Perser erregten unsere Neugier. Wie sehr aber erstaunten wir, als wir dem Kreise näher traten, und sahen, daß der Gegenstand des Schreckens nichts anderes war, als die Galoschen von Kautschuk. Ohne in Erklärungen einzugehen, zog mein Freund die Galoschen an, und die Perser gaben ihm ganz verdutzt das Geleit, als einem Menschen, der die Macht besitze, die Wohnung des Teufels, oder was eben so viel heißt, des Kaimakams, mit Füßen zu treten.

Die Zeit des Nourus, des neuen Jahres, kam heran, was bei den Persern auf die Frühlings Tag- und Nachtgleiche fällt. Dieß Fest soll, nach dem Geschichtschreiber Mirkhond, von Dschemschid, dem dritten Könige aus der Dynastie der Pischdadier eingesetzt worden seyn. Bei diesem Feste werden besondere, ganz kleine goldene und silberne Münzen geschlagen. Der Schah schickte jedem von uns einige solcher Münzen und einen ungeheuren Teller voll Confect und Zucker. Der Selam am Hofe war sehr glänzend; außer den gewöhnlichen Ceremonien wurde den Großbeamten Geld ausgetheilt, und Scherbet in ungeheuren Tassen präsentirt. Am Ende führte man einen großen, mit verschiedenfarbigen Lappen gezierten Elephanten in den Garten; als der Kornak dem Schah sich näherte, ließ er den Elephanten seine Verbeugung machen, und gehorsam dem Willen des Führers ließ sich die ungeheure Masse dreimal auf die vordern Kniee nieder. Sodann führte man den kolossalen Schmeichler hinweg, als er aber am Bassin vorüberging, steckte er seinen Rüssel hinein, sammelte eine tüchtige Menge Wasser, und bespritzte zur großen Belustigung der Fernstehenden die in der Nähe befindlichen Hofleute.

Nach dem Mittagessen fanden auf dem großen Meidan verschiedene Darstellungen statt, Seiltänze, Kämpfe von Pehlwanen (Ringer), häßliche Tänze und andere Belustigungen. Für die Europäer und die Regierungsbeamten waren auf den Dächern der Häuser Zelte aufgeschlagen, das übrige Publicum sammelte sich auf dem Platze. Am Abend waren alle Bazars reich illuminirt: die beleuchteten Waaren in den Buden, die Stücke von Gold- und Silberpapier und die bunten Laternen gaben ihnen ein schönes und originelles Aussehen. Diese Illumination dauerte drei Tage. Außerdem wurde am ersten Tage auf dem großen Meidan ein schönes Feuerwerk abgebrannt, das, wie man sagt, in dem Arsenal zu Tebris verfertigt worden war. Am folgenden Tage bot sich uns ein noch interessanteres Schauspiel dar: Mohammed Schah, welcher sich viel mit seinem Heer beschäftigt, wollte sich gerne vor den Europäern mit der Kunst seiner Artillerie brüsten. Er ordnete ein Scheibenschießen mit Kanonen und congreve'schen Raketen an, und lud uns ein, bei der Probe gegenwärtig zu seyn. Wir zogen fünf Stunden weit vor die Stadt hinaus nach dem bestimmten Orte. Die Artillerie bestand aus 12 Kanonen und zwei Laffetten für congreve'sche Raketen. In der gewöhnlichen Entfernung von der Batterie wurde eine Scheibe aufgestellt, und neben derselben ein Esel angebunden, den man der Ehre würdig hielt, das Hauptziel der Schüsse zu seyn. Das arme Thier machte, als fühle es seine Bestimmung, die kläglichste Figur. Die Artilleristen unter dem Befehle englischer Officiere und Sergeanten, waren an ihren Geschützen beschäftigt. Eine Menge vom Schah eingeladener Prinzen und einige Große erwarteten die Ankunft Sr. Majestät. Unter den Prinzen befand sich auch Mohammed Weli Mirza, der Gouverneur von Yezd, und der Held des blutigen Vorfalls mit dem unglücklichen Kasim Khan. Vergebens suchte ich auf seinem Gesichte den Ausdruck von Bosheit oder Unmenschlichkeit: in seinem Aeußern glich er völlig seinen übrigen Brüdern, aber dieß beweist vielleicht nur, daß auch in ihnen die Keime thierischer Wildheit liegen, die nur Gelegenheit hervorzubrechen erwarten. Der Schah kam an, die Soldaten stellten sich an ihre Plätze, der Toptschi Baschi (Artilleriecommandant) begab sich zu Sr. Maj. mit dem Rapport und dann begann auf das Commando des englischen Officiers das Feuern. Es geschahen etwa 40 Schüsse, von denen einige halb, zwei ganz glücklich waren. Die eine Kugel schlug gegen die Scheibe, die andere riß dem armen Esel die Schnautze ab; doch erbarmte sich jemand über das arme Thier, und hieß es vollends tödten, um seine Qual abzukürzen. Endlich wurden noch vier Raketen abgeschossen: eine davon zerbarst auf der Stelle, doch ohne ein anderes Unglück anzurichten, als daß sie dem englischen Sergeanten den Bart verbrannte. Der Schah war entzückt über das glückliche Schießen, und ihm antworteten im Chor alle Prinzen und Hofleute, versichernd, daß sie in ihrem Leben nichts Aehnliches gesehen hätten. Dann verlief sich das Publicum, nachdem es sich viel an der abgerissenen Eselsschnauze ergötzt hatte.

(Schluß folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Corps sich an dem andern Ufer wieder gesammelt hatten, wurde der Marsch, der immer beschwerlicher ward, fortgesetzt. Manchmal erstreckten die Felsen, den Strand unterbrechend, sich bis ins Meer hinein, und man war gezwungen durch enge Schluchten einen Weg zu suchen, wo der dichte Wald das Austrocknen des Bodens verhinderte, und man daher bis über die Kniee durch den Schlamm waten mußte. Der General, der sich der aus Negern bestehenden und von dem Obristlieutenant Vesch befehligten Vorhut angeschlossen hatte, hatte allmählich einen starken Vorsprung vor dem Hauptcorps gewonnen, und gegen 5 Uhr Pompondee erreicht, ein Krom, dessen Bewohnern Sicherheit ihres Eigenthums versprochen worden, weil sie an dem Auf-

stande keinen Theil genommen, sondern sich bei Zeiten an die Regierung zu Elmina gewendet hatten, um ihre Unterwerfung zu bezeugen. Dessen ungeachtet war das Dorf verlassen; nur das Oberhaupt mit drei der vornehmsten Einwohner erwartete den General, der sich jedoch hier nicht aufhielt. Da er aber an der andern Seite aufs neue einen Bergpaß vorfand, welcher noch beschwerlicher war, als alle frühern, schickte er dem Hauptmann Reignac den Befehl, die Truppen nicht weiter vorrücken zu lassen, sondern in Pompondee zu übernachten. Der ganze Weg von hier bis Boutry war höchst beschwerlich, wie schon daraus erhellt, daß die Entfernung nicht mehr als anderthalb Stunden beträgt, und die Artillerie den folgenden Tag von Morgens sechs bis Abends fünf Uhr arbeiten mußte, um vier leichte Feldstücke und vier Handmörser mit der Munition vor Boutry zu bringen. Der General verfolgte jedoch seinen Weg, und erreichte gegen Sonnenuntergang das Fort Batestein, nachdem die Buschneger, die zu Taccorari in den Wald geschickt waren, um uns von jener Seite zu decken, und die jetzt an den Strand zogen, um in den dortigen Kroms zu übernachten, ihm begegnet waren. Ihrer Aussage zufolge hatten sie Alles verlassen gefunden, und drei feindliche Kroms geschleift.

Das Fort Batestein bei Boutry liegt ungefähr 200 Fuß hoch auf einem Hügel, welcher sehr schwer zu besteigen ist, vorzüglich in der Regenzeit, wenn der Lehmboden durchweicht ist und man bei jedem Schritt ausgleitet. Es besteht aus einem starken viereckigen Gebäude, welches gegen jeden Angriff von Negern, die von einer Belagerung oder einem Sturm durchaus keinen Begriff haben, gut vertheidigt werden könnte. Da es jedoch längere Zeit keine Besatzung hatte, war es an einigen Stellen ziemlich verfallen. Das Krom Boutry liegt an dem Fuß des Hügels, an der einen Seite von dem Meer und übrigens von dem Wald begränzt. Obgleich der General den Einwohnern, weil sie den König Bonsoe ausgeliefert und übrigens an dem Aufstand und dem Mord des Hrn. Tonneboeyer keinen Theil genommen hatten, Sicherheit ihrer Personen und Besitzungen versprochen hatte, fanden wir das Krom fast völlig verlassen. Nur der vornehmste Caboceër und einige wehrhafte Männer waren da geblieben.

Den folgenden Tag gegen Mittag kam die Armee, welche die Nacht in Pompondee zugebracht hatte, zu Boutry an, und um 7 Uhr des Abends war Alles in Ordnung, die Lebensmittel und Munition auf das Fort gebracht; die Truppen in den Negerhütten und die Neger im Freien gelagert. Bei dem Appel fehlten zwei Soldaten, die wahrscheinlich den Beschwerden des Marsches unterlegen waren.

Inzwischen hatte der General des Morgens dem Commandanten des benachbarten englischen Forts Dircove, Hrn. Swanzy, seine Ankunft zu Boutry melden lassen, und dieser hatte bald darauf dem Oberbefehlshaber seine Aufwartung gemacht. An Versprechen ließ der Hr. Swanzy es nicht fehlen; wenn Hantas in sein Krom kämen oder in seine Macht fielen, könnten wir auf ihre Auslieferung rechnen. — König Ennimir von Waſſa sandte einen Boten, um anzufragen, welche Kroms er schonen sollte. Der General ließ ihn erinnern, daß er seiner Verbindlichkeit genüge, wenn er den Hantas keinen Durchzug verliehe, daß er aber jedenfalls die Kroms an der Küste verschonen müsse. Auf den Bericht, daß die Buschneger nicht weit vom Hwien einige Hantas entdeckt hatten, wurde eine Verstärkung dahin geschickt; der Feind hatte indeß ihre Ankunft nicht abgewartet, sondern sich zerstreut und die Flucht ergriffen.

Den 15 fertigte der General einen Botschafter*) ab, um in dem Wald Hanta'sche Caboceër aufzusuchen, und, wenn er deren fände, ihnen Verzeihung zu versprechen, wenn sie mit ihrem gewaffneten Gefolge nach Boutry kommen und sich unterwerfen wollten; allein wir überzeugten uns immer mehr, daß das Land ganz verlassen war. Das Hauptkrom von Hanta, Boſſuwa, lag in geringer Entfernung von Boutry an dem Strande, welcher eben hier wieder von ins Meer hinausreichenden Felsen unterbrochen wurde, so daß wir, um dieses Nest zu zerstören, ein Defilé von wenigstens einer halben Stunde hätten passiren müssen. Dieser Weg war aber für den Augenblick unzugänglich, und der General fing also damit an, daß er, um denselben zu öffnen, die Bäume und das Gestrüpp weghauen ließ, welche mühevolle Arbeit in ein paar Tagen vollbracht war. Die Folgen der ausgestandenen Beschwernisse blieben übrigens nicht aus, und schon hatten wir viele Kranke.

Wir können hier nicht umhin, den guten Geist der europäischen Truppen zu loben. Viele hatten sich mit Mühe von Taccorari bis Boutry fortgeschleppt. Einige erlagen, fielen nieder, sammelten wieder einige Kräfte, schlossen sich nachkommenden Negern an, mit dem schmerzlichen Gefühl, daß sie vielleicht bald nicht mehr weiter können würden, ohne von den Schwarzen bei ihrer beispiellosen Gleichgültigkeit gegen das Leiden ihrer Nächsten einige Hülfe erwarten zu dürfen, und dennoch wurde keine Klage vernommen. Es war nicht schwer sich geistige Getränke zu verschaffen, denn fast jeder Neger führte seine Flasche mit Rum bei sich, und dennoch hatten wir uns über keinen Mißbrauch zu beschweren; jetzt bei einiger Ruhe hörte die Ueberspannung auf, und viele wurden ernstlich krank. Die Mittel zur Verpflegung waren natürlich unvollkommen. Die Hängematten und Decken hatte man aus Mangel an Lastträgern zurücklassen müssen. Zwar waren von Taccorari aus einige abgeschickt, um diese Effecten zu holen, allein sie kamen nicht vor dem 16 an, und diese Verbesserung bedeutete für die Kranken nur wenig, da sie dennoch auf dem Boden liegen bleiben mußten. Einige waren auf das Fort gebracht, allein hier hatte man nur wenig Raum, und der einzige Vortheil, den sie vor den im Krom gebliebenen genossen, war die höhere Lage, und daher weniger ungesunde Luft des Forts.

(Fortsetzung folgt.)

*) Solch ein Botschafter erhält einen Stab mit silbernem Knopf, auf welchem das holländische Wappen geschnitten ist, welches ihm in Kriegszeiten dieselbe Sicherheit gewährt, als bei uns die Fahne eines Parlementärs. Der Stab deutet immer an, daß der, welcher ihn trägt, mit einer Sendung beauftragt ist, und gibt seinen Botschaften einen officiellen Charakter. Auch bei der Zusammenrufung oder Citation von Oberhäuptern und andern wird dieser Stab gebraucht; einer solchen Citation nicht Folge zu leisten, wird als Widersetzlichkeit gegen die gesetzliche Gewalt betrachtet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 126** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An den Epheu.** Von Sulicia Hemans. — **Volupté.** (Fortsetzung.) — **Einsamkeit.** Von Kirne White.

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 November 1839.

An den Epheu.

Von Felicia Hemans.

Wie konnte Laune einst mit dir
  Den Gott bekränzen und den Wein?
Wie konntest du des Mahles Zier,
  Gesell der Rebe seyn?
Deine Heimath ist, wo jeder Klang
  Des Jubels lange ist verhallt,
Wo einst ertönte voller Sang,
  Und nun nicht mehr erschallt.

Der Römer wand mit Jubellaut,
  Wenn sein Adler auf dem Schlachtenfeld
Auf besiegte Kön'ge hingeschaut,
  Dich um des Siegers Zelt.
Doch hingst du, dem Triumph geweiht,
  In frischen Zweigen auch herab,
Lieber hast du die Einsamkeit
  Um des stolzen Siegers Grab.

Wo der Sänger und Helden Grabmahl steht,
  Der Söhne des grauen Alterthums,
Wo traurig flüsternd der Windhauch geht
  Durch die hohen Hallen des Ruhms,
Wo des Großen und des Schönen Spur
  Zu tilgen eilt der Zeiten Tanz,
Da weilest du auf öder Flur,
  Der Grabesstätte Kranz.

Du legest dich im classischen Land
  Um gefallner Götter Altar herum,
Und breitest deines Schleiers Gewand
  Auf Städte, öd' und stumm.

Verlassne Königesitze und
  Die hohen Bogen, dem Sieg gesetzt,
Und alle Pracht auf dem Erdenrund
  Gehören dir zuletzt.

Wo Italiens blauer Himmel lacht,
  Ließ manchem hohen Götterhaus
Die Zeit nichts von der alten Pracht,
  Als deinen wilden Strauß.
Und in der Wolken Schooß erhöht,
  Auf moderndem Thurm, an des Rheines Rand,
Wehst du, wo Banner sonst geweht,
  Und schmückst den Felsenstrand.

Hoch aus der Luft schaun die Horste herab,
  Wo einst ein stolzes Geschlecht gehaus't;
Der Mächt'gen Name ruht im Grab,
  Ist ohne Spur verbraus't.
Doch du bist da — dem Bergessturm
  Trotzt unverrückt dein helles Laub;
Du klimmst hinan den höchsten Thurm,
  Und steigst hinab zum Staub.

Das athmende Bild aus Parischem Stein,
  Das in den Marmorhallen entzückt,
Das Leben, womit der Maler sein
  Gemälde reich geschmückt,
Der Acanthus, den vom Korinth'schen Dach
  Man schön gemeißelt wehen sah,
Dieß Alles ist hin — und was bleibt nach?
  Du, du allein bist da.

Wohin wir schauen, sehen wir,
  Wie Menschenmacht in Trümmern steht,
Und kein Wunderwerk der Welt je dir
  Und dem Verfall entgeht.

Wenn auch seinen Bau der Mensch so kühn
Voll Schönheit, Anmuth, Stärke nennt,
Die Zeit vergeht — dir, Immergrün,
Gehöret alles am End'!

K. Bockelmann.

Volupté.

(Fortsetzung.)

Er berichtet weiter, wie er sich auf dem Schloß Couaën mit philosophischen Schriften beschäftigt, wie diese allmählich in ihm den Glauben zersetzten, aber seine vermeintliche Philosophie doch seine Gefühle nicht zügelte, sondern diese in ihm, beim Anblick der Marquisin, sogleich die Oberhand gewannen.

„Dennoch war ich noch nicht wirklich von Liebe ergriffen, nein, mein Freund! noch war ich es nicht! In jenen Hainen, wo ich, ein Buch in der Hand, zur Entschuldigung meiner Einsamkeit im Fall daß mir Jemand begegnete, vor Abend mich erging; in meinen köstlichen Nachmittagen, während jener Herbstzeit des Tages, wo die blendende Hitze des Himmels sich auflöste in ein klares, so weit hin verbreitetes Licht, und wo die geheime Stimme des Herzens in uns am deutlichsten ist, befreit von der Schwere des Mittags und von den zahllosen Wünschen des Morgens; in diesen Augenblicken der Träumerei, auf den Bänken der Lauben, in der Baumschule oder an dem klaren Weiher, überall wo ich herumstreifte, nannte ich nie einen Namen, ich hatte keine Chiffre einzugraben, ich trug kein Bild mit mir herum. Frau von Couaën verscheuchte Fräulein von Liniers, ohne selbst zu herrschen; andre Erscheinungen gesellten sich dazu; über keine wurde ich unruhig; ein Bauer, der mit seiner Schäferin sich traf, schien mir ein König. So, wenn ich keinen bestimmten Gegenstand meiner Liebe hatte, verlangte ich darum nicht minder elendiglich darnach; die einfachen Freuden und der Genuß dieser Stunden und Orte war nichts desto weniger durch meine überströmende Sinnlichkeit vergiftet. Es kommt eine Zeit im Leben, wo eine schöne Landschaft, die warme Luft, ein langsamer Spaziergang im Schatten, eine freundschaftliche Unterhaltung oder das Nachdenken, die Betrachtung, ohne alles Weitere das Herz befriedigen; der Traum vom menschlichen Blick weiß nichts Besseres zu ersinnen. Aber in der lebhaften heißen Jugend dienen alle natürlichen Güter nur als Rahmen und Begleitung für einen einzigen Gedanken. Wenn dieser Gedanke unerfüllt bleibt, wenn das Wesen, welches mit Mäßigung zu suchen Gott den meisten Menschen gestattet hat, nicht gleich anfangs gefunden wird, so lästert das Herz; man wird bitter, man verirrt sich; man stampft mit dem Fuße auf den keimenden Rasen, man zertritt die bescheidnen Blumen desselben, man reißt die Knospen von den Zweigen am Wege; man stößt mit zürnendheißen Nüstern den milden kühlenden Zephir zurück, man beleidigt und höhnt mit verzweifelnden Blicken das herrliche Geschenk dieses Lichts. Und diese süßen Landschaften, diese warmen Plätzchen, die im Alter der gesteigertsten Sinnenempfänglichkeit uns als bittere, öde Wüsten erschienen, und die später, wenn unsre Sinnlichkeit sich mindert, sie ausfüllen, lassen doch nur im erstern Fall dauernde Spuren in uns zurück. Sobald sie zum Glücklichseyn hinreichen, verdrängen, vermischen sie sich und werden vergessen; nur diejenigen leben in der Erinnerung mit einem ewigen Zauber fort, die oft im Alter der glühenden Ungeduld unerträglich scheinen.

„In dem Alter, in welchem ich damals stand, erscheinen Sinnlichkeit und Liebe unserm Auge nur als Eines; man verlangt nach Allem, was den Sinnen schmeichelt, man glaubt Alles lieben zu können, wornach man verlangt. Ich gab mich blind dieser Täuschung hin. Das Herz ist in dieser Krisis so voll von Kräften ohne Gegenstand und von unbekanntem Umfang; das äußere Leben und unser eigenes sind für uns so wenig geschieden; ein so rascher Phosphorglanz fährt, unsre Blicke entzündend, vorüber; solche Strahlenergüsse strömen funkenweise aus und regnen auf Alles um uns hernieder; sobald die Stimme des Verlangens sich erhebt und wenn keine andre mächtigere Stimme ihr Einhalt thut, zittert unser ganzes Wesen von einer so magnetischen Erregung, daß man, auf das Zeugniß so vieler Anzeichen hin, nicht glauben kann, daß nicht die Liebe in uns seyn sollte, bereit, mit ihrem unversieglichen Enthusiasmus die immer neuen Vollkommenheiten, über die sie gebietet, und die Ewigkeit ihrer Verheißungen zu verfolgen. Aber man gehe weiter und folge diesen Lockungen; man verwehre dem Verlangen nicht jenes bezaubernde Wort, das es einem zuflüstert; man versiegle nicht für immer die Sinne unter der unverletzlichen Binde des Geheimnisses, indem man sie als Brandopfer der makellosen Vermählung der himmlischen Braut darbringt; oder man beschränke sie nicht bei guter Zeit auf den heiligen Kreis der Ehe, auch unter dem Auge der göttlichen Liebe: man gehe weiter und koste ein wenig diese eiteln Wonnen! Wie schnell tritt die Scheidung der Sinne und der Liebe ein! Schmerz oder Ueberdruß offenbart dann ihren tiefen Unterschied! In dem Maaß als die Sinnlichkeit irgendwo vorrückt und sich entfesselt, versiegt die ächte Liebe und zieht sich zurück. Je verschwenderischer und willfähriger die Sinne werden, desto mehr zieht die Liebe sich zusammen, wird arm oder geizig; bisweilen löst sie sich geradezu von ihnen ab, bricht alle Bande mit ihnen, flüchtet sich, platonisirend, auf die Höhe eines unzugänglichen Gipfels, während die Sinne unten im Thal sich den dicken Strömungen der schweren Dünste hingeben. Je mehr dann die Sinne sich hastig und gierig auf ihre Nahrung werfen, desto mehr sublimirt sich die Liebe, vermöge einer Art von Repressalien in ihrem Wesen. Aber diese widersprechende Thätigkeit ist unheilvoll. Wenn die Sinne allzusehr im Widerspruch und in der entgegengesetzten Weise als die Liebe thätig sind, tödten sie sie in der Regel, so verschieden sie auch von ihr sind; indem sie sich aufzehren, schwächen sie die Kraft zu lieben in uns. Denn wenn auch die Sinnlichkeit im Menschen keineswegs dasselbe ist mit der Liebe, so besteht doch in dieser Welt eine vorübergehende, darum aber doch reale Verbindung zwischen der Liebe und der Sinnlichkeit, zum Behuf des untergeordneten Zwecks der natürlichen Fortpflanzung der Gattung und die legitime Harmonie der Ehe. Daher die an-

scheinende Vermischung, in der sie anfänglich sich darbieten; daher auch beim Uebermaaß der Diversionen der Sinnlichkeit und über eine gewisse Zeit hinaus der Untergang des Vermögens zu lieben; aber eine absolute Verbindung, eine Identität besteht zwischen ihnen nicht. Bei einer ziemlichen Anzahl von stürmischsinnlichen Naturen, welche nicht von der Religion ihre Leitung empfingen, die aber doch durch das Laster oder die Eitelkeit nicht ganz verdorben sind, unterscheidet, wenn die Sinnlichkeit ihr erstes Feuer ausgeworfen und ihre Heftigkeit weniger Geräusch und Tumult im Innern macht, die kranke Seele deutlicher unter ihrer Stimme die Stimme der Liebe, die Stimme des Bedürfnisses der Liebe. Diese Stimme, die man in der Einsamkeit und besonders in der zweiten Jugend hört, ist weit entfernt von der Frische und Melodie, welche ihr die Sinnlichkeit während ihrer Vermischung geliehen. Etwas herb, verändert und leidend, nicht mehr jungfräulich wie an der Schwelle des keuschen Hymen, nicht mehr schmeichlerisch-berückend wie beim Fest der falschen Genüsse, sondern ernst, enttäuscht, wahrhaft und nackt in ihrer Klage, fordert sie in dieser Welt ein Herz, das wir lieben können und das uns liebe — auf ewig. Oh! gegen diese Stimme, mein Freund, wenn der Mensch sie zu verstehen, wenn er ihren wahren Sinn sich zu übersetzen weiß, möchte ich mich nicht streng aussprechen! Sie ist in der Zwischenzeit zwischen der Berennung der Verirrungen bis zur Verhärtung und Verstockung ein erhabner Aufruf des Unendlichen in uns, eine schmerzliche Protestation, in menschlicher Form, unsrer unsterblichen Instinkte und unsrer Liebefähigkeit. Für den der sie in seinem Busen wieder erwärmt und ihr lange zuhört, kann sie das Signal zur glücklichen Umkehr werden. Sey es nun daß, auf ihrer Bahn nicht findend die unvergleichbare Seele, nach welcher sie sich flehend sehnt, die erschöpfte aber muthige Seele weiter hinaus schreite, und in ihrem Ekel vor aller Zerstreuung, in ihrem wachsenden Durst nach Liebe, losgerissen und reuig, erst Halt macht bei der höhern Quelle, in die sie sich versenkt, oder sey es, daß sie vermöge eines seltnen Findens, welches auf dieser Pilgerschaft der allererfrischendste Segen ist, endlich die ersehnte Seele entdecke, ihr entgegen eilt, sich ihr zu erkennen gibt, die Weihe empfängt und mit ihr und durch sie in die Regionen der ächten Liebe sich erhebt. In diesem Fall bildet die menschliche Liebe gleichsam eine makellose Stufe zu dem Throne der Unvergänglichkeit. Aber wenn dieß Schicksal schön ist, lobenswerth und sehr süß selbst in seinen Opfern, so darf man sich doch auch dessen Gefahren und Schattenseiten nicht verhehlen; indem eines dem andern eine Stütze seyn will, muß man befürchten einander zur Klippe zu werden. Willst du wissen, ob die menschliche Liebe die du empfindest, rein und des Vertrauens werth bleibe, ob sie dich fortwährend auf gesunde Weise reife und vorbereite, so sage dir selbst die Worte eines sanftmüthigen Meisters vor: „die Liebe ist vorsichtig, demüthig und aufrichtig; sie ist weder weichlich noch leichtsinnig, noch dem Eiteln ergeben; sie ist nüchtern, keusch, beständig, voll Ruhe und an allen Pforten der Sinne von Schildwachen bewacht!“ das muß man sich fragen und darüber sich prüfen, und das kann Einem bei jedem Schritt Aufschluß geben, ob die menschliche Liebe, der man folgt, sich dem Ziele nähere, ob ihr Weg gewiß der rechte sey. Andre, ich weiß wohl, sind strenger als ich, und reißen sie ohne Bedenken weg von dem Pfade des Heils; ich aber kann nach so vielen Proben nicht umhin nachsichtig gegen sie zu seyn. Eines Tags glaubte der Sänger Laura's, der gelehrte und melodische Petrarka, in einer Woche frommer Zurückgezogenheit den großen Augustinus, seinen verehrten Schutzheiligen, zu sich eintreten zu sehen, der zu ihm redete. Und der große Heilige, nachdem er den zitternden Gläubigen beruhigt, fing an ihn zu befragen, und er prüfte sein Leben als aufmerksamer Leiter und Führer und gab über Alles seinen Rath; die weltliche Ehre, das Studium, die Poesie und der Ruhm zogen nach einander vorüber, und als er an Laura kam verbot und entfernte er sie. Aber Petrarka, der sich vor jeder Entscheidung des Heiligen gebeugt hatte, schrie hier voll Schmerz auf, und flehte auf den Knieen ihn, der über Dido geweint hatte, an, ihm den Gedanken an Laura zu lassen. Und warum auch, o du zartfühlendster der Lehrer, wenn es mir gestattet ist, in aller Demuth zu fragen, warum wolltest du sie ihm nicht lassen? Ist es denn schlechthin verwehrt, eine Creatur der Wahl in der Idee zu lieben, wenn man, je mehr man liebt, um so mehr sich bereit und tüchtig fühlt zu glauben, zu leiden, zu beten; wenn man, je mehr man betet und sich erhebt, um so mehr Lust und Trieb zum Lieben in sich spürt? und was ist denn zumal Arges daran, wenn dieß einzige Geschöpf schon todt und uns entrissen ist, wenn es sich schon, für uns, auf dem jenseitigen Ufer der Zeit, bei Gott befindet? Die göttliche Liebe, von welcher alles Gute ausströmt und durch die Alles sich erhält, kann uns vorgestellt werden als thronend auf dem Altar, den Niemand mit Augen geschaut hat, noch schauen wird; und von da schleudert sie ihr Licht, von da strahlt und erschüttert sie; sie durchdringt in verschiednem Grade und bewegt alles Leben, und wenn sie ganz rein und ungemischt unsre Herzen erreichte in dieser sterblichen Welt, würde sie sie nicht berauschen noch blenden, sie würde sie erglänzen machen wie Krystall, würde sie zur Stunde schmelzen, sie austrinken, wären sie auch vom härtesten Diamant, etwa wie die Sonne, ihr bleiches Abbild, die Erde verzehren würde, wenn ihre Strahlen ganz rein herabdrängen. Aber wie die Atmosphäre in der Natur da ist, wunderbar und beinahe unsichtbar, und die Sonne aufnimmt und empfängt, und die Erde überkleidet, und ihr das Feuer von oben ausbreitend vertheilt in mannichfachem Licht und ermäßigter, erträglicher Wärme: so ist, der reinen, göttlichen Liebe entgegenkommend, für die gläubigen Herzen hienieden die Menschenliebe vorhanden, die keine Rast und keine Leere kennt, die alle Menschen umarmt, sie zwischen Gott und den Einzelnen stellt, und in der menschlichen Sphäre der Seelen jene wohlthätige Vertheilung der heiligen und heißen Quellen bewirkt.“ — — —

„In den Hainen von Couaën verfolgte ich unter tausend Gestalten das Phantom, das mich in seine Wolke einhüllte, das mir auf Stirne und Augen lastete, aber dessen Antlitz ich nicht deutlich zu schauen vermochte. Nichts war für mich verderblicher, als diese beständige Hingebung an einen solchen Gegen-

stand. In solcher Weise brütend, dumpf hinschmelzend in Einem heißen Gedanken, ziehen die Sinne und die Liebe unsre übrigen Kräfte und alle unsre Grundsätze in ein dunkles Gemisch hinein. Es ist eine langsame innere Verwüstung, gleichsam eine unterirdische Auflösung, über die man bei der ersten Entdeckung wohl erschrecken darf. Während bei dem wahrhaft reinen Jüngling, der seine Gedanken zügelt, alle Tugenden der Seele, wie auch alle Organe und Elemente seines leiblichen Wesens fester und stärker werden, und die anständige Fröhlichkeit, die Empfänglichkeit für einfache Freuden und Genüsse, die Energie des Wollens, der unverletzliche Glaube an die Freundschaft, die Heiligkeit der Eide, die Freimüthigkeit des Worts und selbst eine gewisse Derbheit, welche der Verkehr mit der Welt schon abschleifen wird, ein treffliches Naturell ausmachen, wo jede Eigenschaft ihren passenden Platz einnimmt und wo Alles einander trägt und unterstützt: so gehen hier, bei der illusorischen Keuschheit, vermöge jenes von ihr begünstigten, lang fortgehenden Auflösungsprocesses, die innersten Fundamente unter und zersetzen sich; die natürliche und christliche Ordnung der Tugenden kommt in Verwirrung; das eigentliche Wesen der Seele selbst wird erweicht. Man bewacht die Außenwerke, aber das Innere versinkt; man hat keine unerlaubte That begangen, aber man bereitet einen allgemeinen Umsturz in sich vor. Diese lügnerische Keuschheit ist ohne Zweifel auf die Länge schlimmer, als anfänglich eine mäßige Unenthaltsamkeit wäre." —

(Fortsetzung folgt.)

Einsamkeit.

Von Kirke White.

Es ist nicht mein dürftig Loos,
Das die Trauer auf mich goß,
Schmerz ist's nicht, den ich bewein',
'S ist nur, daß ich ganz allein.

Gern schweif' ich durch Thal' und Wald,
Wenn der Landmann heimwärts wallt,
Gern weil' ich am Waldes-See,
Wo der Sterne Bild ich seh';

Doch wenn mir der Abendwind
Leise Töne klagend bringt,
Dann hüllt Schmerz den Geist mir ein,
Schmerz, daß ich so ganz allein.

Dürr ist's Blatt im Herbst und todt,
Schwimmt dahin im Abendroth,
Möchte nicht wie's Blatt vergehn,
Unbeweint von hinnen gehn.

Zieht der Wind durch Wald und Flur,
Einen Sang dann hör' ich nur,
Niemand lächelt mir im Glück,
Gibt den Seufzer mir zurück.

Nur im Traum mir Glück erblüht,
Das mich lächelnd an sich zieht,
Ich erwach' — es war nur Schein! —
Ach, ich bin ja ganz allein.

Mairr.

Lowe Almquist.

Dieser schwedische Dichter, der Verfasser des phantastischen Romans „Tintomara," ist gegenwärtig mit einer Weltgeschichte beschäftigt, die weniger eine äußere, d. h. politische und Regentengeschichte der Länder und Völker, als eine innere, nämlich eine Geschichte der Nationalitäten in ihren Beziehungen zum Weltgeiste werden soll. Kein anderer Dichter, etwa Goethe ausgenommen, hat sich wohl so sehr wie Almquist in den poetischen Formen der verschiedensten Nationen versucht. So schrieb er ein Lustspiel „Ninon de Lenclos" im Charakter der französischen Komödie, ein Drama „Ramido Marinesco" voll spanischer Gluth und an Calderon'sche Darstellungen erinnernd, ein italienisches Maskenspiel „Signora Luna" im Geiste Gozzi's und Goldoni's, einen Roman „die Urne," der in Deutschland spielt und sich an deutsche Muster lehnt, und endlich sogar eine japanesische Erzählung „der Palast." Gleichwohl dringt Niemand so sehr, als Almquist, auf die Bewahrung schwedischer Nationalität und ihre Freimachung von dem Bestreben der neueren Zeit, den Weltbürgersinn auf Kosten geistiger und physischer Eigenthümlichkeit und Kräftigkeit auszubilden. Er behauptet, daß in den höheren Classen der Gesellschaft das Erziehungs-System in England und in Frankreich, in Deutschland und in den scandinavischen Ländern ganz gleich sey und eben darum auf eine Verflachung hinauslaufe; was sich des kindlichen Geistes bemächtigen und ihm eine eigenthümliche Richtung geben soll, das muß aus den Sitten und Gewohnheiten der Heimath hervorgegangen und auf die sittliche Stellung des Volkes berechnet seyn, dem der werdende Mensch angehört.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1839.

Nachrichten über Abyssinien.

Es sind der Redaction zwei ziemlich umfassende Manuscripte über dieß merkwürdige Land zugekommen, das in neuerer Zeit so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das eine führt den Titel:

„Bemerkungen und Zusätze zu der Schrift: „Reise in Abyssinien im Jahre 1836, von A. v. Katte." (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1838.) Von C. Kielmaier, 1839."

Das zweite von demselben Verfasser führt die Aufschrift:

„Ereignisse in Abyssinien in den Jahren 1836—1838."

Da der Inhalt des ersten ohne Zugrundlegung der Schrift Hrn. v. Katte's nicht wohl verständlich ist, so müssen wir es deßhalb vorerst bei Seite legen, und geben bloß die Vorrede davon, weil sie das allgemeine Urtheil über Katte's Schrift enthält, deren wir auch im vorigen Jahre gedacht haben (siehe Nr. 339), und fügen das zweite an, was sowohl hinsichtlich der Aufzählung der in neuerer Zeit nach Abyssinien gereisten Europäer, als wegen der Bemerkungen über den innern Zustand von Abyssinien überhaupt ungemein interessant ist.

Im Monat Mai 1837, etwa 6 Monate nach der Rückkehr des Hrn. v. Katte aus Abyssinien, betrat auch ich dieß sogenannte Paradies von Afrika. Von älteren und neueren Journalen und Reisebeschreibungen, die über dieses Land und den Charakter seines Volkes Aufschluß geben, irre geleitet, glaubte ich hier eine edle Nation zu finden, die, durch frühere Kriege mit den Mohammedanern und Gallas, und in neuerer Zeit durch unaufhörliche innere Zwistigkeiten zerrüttet, nach Ruhe und Ordnung und einer allgemeinen durchgreifenden Verbesserung ihres Zustandes sich sehnen, und mit Begierde alle Mittel und Gelegenheiten, solche ins Werk zu setzen, ergreifen werde. Zudem war Abyssinien damals stets von einem Einfall von Seite Mohammed Ali's, Pascha's von Aegypten, bedroht, dessen disciplinirten Truppen es, auch mit Anstrengung und Vereinigung aller seiner Kräfte, nothwendig hätte unterliegen müssen — ein Umstand, der mich eine um so günstigere Aufnahme in diesem Lande hoffen ließ, indem die abyssinischen Fürsten ihre Schwäche, Mohammed Ali gegenüber, wohl einsahen, und ich mit der Absicht nach Abyssinien kam, der Civilisation dieses Landes meine Kräfte zu widmen, und vorerst bei einem der dortigen Fürsten einen Anfang mit Organisirung einer regelmäßigen Truppe zu machen; wobei ich die gewisse Hoffnung hatte, sobald ein Fürst meinen Planen geneigt und auch nur ein kleiner Versuch gemacht gewesen wäre, von mehreren andern Militärs und den nöthigen Handwerkern thätig unterstützt zu werden, und in kurzer Zeit wäre man — da das Land zum Vertheidigungskriege wie geschaffen ist — im Stande gewesen, einen Angriff Mohammed Ali's abzuweisen. Hätte man aber von dieser Seite aus nichts zu befürchten gehabt, so würde die disciplinirte Truppe zu Realisirung einer neuen innern Organisation Abyssiniens verwendet worden seyn, d. h. der sie besitzende Fürst wäre nach Unterwerfung und Unterdrückung aller übrigen kleineren oder minder mächtigen Fürsten und Parteien — zum Alleinherrscher des ganzen Landes gemacht, neue, feste Gesetze und zweckmäßige Verordnungen wären eingeführt, und so das Land aus seinem elenden, an Anarchie gränzenden Zustande gerissen worden.

Noch jetzt bin ich von der Ausführbarkeit dieses Planes vollkommen überzeugt, sobald nämlich ein energischer Fürst dafür gewonnen werden könnte. Aber Abyssiniens Fürsten erheben sich leider in keiner Beziehung über ihr Volk, und dieses „will nichts Neues und nichts Besseres," als das ist, was es seit Jahrhunderten besitzt, und nach Jahrhunderten gerade so besitzen wird, wie jetzt, wenn es nicht durch Stock und Eisen zur Annahme des Bessern gewaltsam gezwungen wird. So roh und traurig es auch klingen mag, so ist dieß dennoch das einzige Mittel, das die Abyssinier aus ihrer Stumpfheit erwecken, und zu einer bessern Ueberzeugung bringen kann.

Das größte Hinderniß für einen Fremden, der unter diesem Volke etwas leisten will, ist, daß auch fast ohne Unterschied alle Individuen gleich erbärmlich, und die wenigen bessern Ausnahmen so ungemein selten sind, daß sie wie einige Tropfen süßen Wassers spurlos im weiten Ocean verschwinden; und sodann, daß dieses Volk, trotz seiner gränzenlosen Schlechtigkeit

Digitized by Google

und seines tiefen, bittern Elends, gleichwohl einen hohen Grad von Eitelkeit und eine mir unerklärbare Einbildung von seiner eigenen Vorzüglichkeit hat, die ihm durchaus nicht erlaubt, etwas Fremdes und Besseres aufkommen zu lassen.

Bei diesem Zustande der abyssinischen Fürsten und ihrer Unterthanen mußte denn auch ich meinen Zweck in diesem Lande ganz und gar verfehlen, und es, nachdem ich ein Jahr meiner Jugend unter dem elendesten Volke der Welt verloren, mit ganz andern Gefühlen verlassen, als ich es betreten hatte.

Die allgemein herrschende Unordnung in Tigre, der Haß des Fürsten Ubie, dessen Gebiet ich durchziehen mußte, hauptsächlich aber die geringen Mittel, über die ich zu verfügen hatte, verhinderten mich, meinen Plan, nach Gondar und von da nach Schoa zu reisen, auszuführen, in welch letzterem Lande und bei dessen König Sähälä Salässe mehr Hoffnung für einen Europäer vorhanden ist, zur Civilisation Afrika's etwas beitragen zu können.

Im Monat August 1838 nach Cairo zurückgekehrt, hatte ich im Sinne, meine in Tigre gemachten Erfahrungen durch Artikel in öffentlichen Blättern dem europäischen Publicum mitzutheilen, indem ich es für Zeit und Pflicht hielt, die sich für Abyssinien interessirenden Europäer endlich einmal — nach so vielen falschen Berichten, die über dieses Land und Volk existiren, — so weit ich es kennen lernte, durch wahre Berichte darüber aufzuklären. Die Ankündigung von Hrn. v. Katte's Reise in Abyssinien, die ich in der Allgemeinen Zeitung las, bestimmte mich jedoch, bevor ich etwas schriebe, die Erscheinung dieser Schrift abzuwarten, theils um nicht vielleicht in zwei gleich auf einander folgenden Relationen überflüssiger Weise dasselbe zu schreiben, wie er, theils um nicht durch unabsichtliche Widersprüche und verschieden lautende Berichte über einerlei, an sich gleichgültige Gegenstände, oder Angelegenheiten, die sich seit der Zeit verändert haben u. s. w., neue Verwirrungen zu verursachen, und Anlaß zu unnöthigem Streite zu geben.

Vor kurzer Zeit nun kam mir Hrn. v. Katte's Reisebeschreibung in Händen, und mit wahrem Vergnügen durchlas ich sie. Hr. v. Katte hat trotz seines kurzen Aufenthalts in Abyssinien alles Interessante und Wissenswerthe über dieses Land so gut aufgefaßt und zusammengestellt, daß es gewiß nur wenig zu wünschen übrig läßt. Was seine Schilderung des abyssinischen Volkscharakters betrifft, so hat Hr. v. Katte eher noch zu viel Gutes an ihm gelassen, als zu wenig; wiewohl dieß gewissermaßen gut, ja fast nothwendig ist, weil nämlich eine ganz vollkommen wahre Schilderung und ganz nackte Darstellung der Erbärmlichkeit dieses Volkes allen Glauben übersteigt, und den Verfasser somit bei allen, die nicht das Unglück hatten, in Abyssinien selbst gewesen zu seyn, als Lügner, oder wenigstens als einen mit Uebertreibung Schreibenden darstellen würde. Hr. v. Katte hat nun, wie billig, nichts Gutes von den Abyssiniern gesagt, und, worüber er zu entschuldigen, nicht gerade Alles, was er Schlechtes über sie hätte sagen können.

Ich bin überzeugt, daß Hr. v. Katte in seiner Schrift keine Unwahrheit berichten wollte, denn er ist der erste Reisende, der ein treues, richtiges Bild über die Verhältnisse dieses Landes und den Charakter seines Volkes gegeben hat; — gleichwohl finden sich in seiner Reisebeschreibung einige unabsichtliche Irrthümer, die theils von falschen Berichten, die ihm gemacht wurden, herrühren, theils daher, weil der Verfasser selbst, wegen seines kurzen Aufenthalts im Lande, über das er schreibt, eben doch nicht im Stande war, Alles, was er sah und hörte, gehörig zu prüfen und zu würdigen.

Um diese mir bekannten Fehler und Irrthümer in Hrn. v. Katte's Reisebeschreibung zu berichtigen, finde ich mich — durchdrungen von denselben Gefühlen und Gründen, wie sie der Verfasser in seiner Vorrede ausspricht, nämlich „künftigen Reisenden Belehrung zu ertheilen, und durch Aussprechung seiner Meinung und Ueberzeugung, ohne die Wahrheit zu verschleiern, die europäische Lesewelt über fremde Länder und Völker aufzuklären" — veranlaßt, einige Punkte, gleichsam als Beitrag oder Nachtrag zu Hrn. v. Katte's Relation zu geben. Letztere selbst kann, meiner Ansicht nach, hiedurch nichts verlieren denn sie ist so gut gegeben, daß, wer einmal in Abyssinien war, sich bei Durchlesung derselben öfters mitten in dieses Land zurückversetzt glaubt, und für die Leser der auf Abyssinien Bezug habenden Schriften werden auch diese Bemerkungen und Nachträge nicht ganz ohne Nutzen seyn.

Ich selbst kam nicht viel tiefer ins Innere Abyssiniens, als Hr. v. Katte, allein ich trieb mich ein ganzes Jahr lang unter diesem Volk in den verschiedensten Umständen herum, und bin also nur durch meinen längern Aufenthalt in den Stand gesetzt, über Manches genauer zu urtheilen und richtiger zu berichten, als Hr. v. Katte.

Von meinen persönlichen Reiseabenteuern schweige ich, denn wer diese von Einem Reisenden in Abyssinien gelesen hat, weiß sie eigentlich von Allen; nur das bemerke ich, daß ich nie — während meines ganzen Aufenthalts in diesem Land, und obwohl ich den Weg von Massaua bis Adoa dreimal hin und her, also sechsmal im Ganzen machte — weder ein freiwilliges noch erzwungenes Geschenk gemacht habe. Welche Scenen ich, um dieß consequent durchzusetzen, mitmachen mußte, kann sich nur der denken, der das von Hr. v. Katte entworfene Bild von diesem Volke richtig in sich aufgefaßt hat. Möge dieses Bild in neuen Auflagen von Geographien — besonders in Ritters sonst so vorzüglichem Werke — und in andern Schriften über Länder- und Völkerkunde gleichfalls zu Grunde gelegt, und nicht im alten Schlendriane fort und fort von Abyssiniens Gastfreundschaft und seinem ritterlichen Volke gefabelt werden, in Vergleich mit welchem Europa's feigste Juden noch wahre Helden sind!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Krönung des Schahs. — Fortdauernder Aufenthalt in der Hauptstadt.

(Schluß.)

Dieses Frühjahr war noch durch ein Fest bezeichnet, das sehr dazu beitrug, den Schah und seine Regierung bei der

trägen Erwartung der Nachrichten über einen Erfolg der Schiras-expedition zu zerstreuen; ich meine den Kurban-Beiram, oder das Fest der Opferung. Während vier Tagen vor dem Fest führte man ein mit Shawls und andern Decken verziertes Kamel durch die Stadt, und sammelte Geld bei dem Klang von Glocken; dieses Geld soll an die Armen vertheilt werden: ich weiß nicht ob es geschieht, daß aber viel Geld eingesammelt wird, ist gewiß. Am Tage des Kurban Beiram selbst gingen wir um 8 Uhr Morgens vor die Stadt hinaus und blieben am Doulet-Thor, um den Zug mit anzusehen. Vorn gingen Ferraschen des Schahs mit langen Stäben und säuberten den Weg; hinter ihnen kam die städtische Musik und ein verziertes Kamel, das aber so schwach und hinfällig war, daß es kaum die Füße bewegen konnte; nach diesem ritt ein Prinz, gekleidet in ein Gewand von Goldstoff und die Lanze in der Hand, einer der jüngern Söhne Feth Ali Schahs, ein Knabe von 14 Jahren; weiterhin führte man drei Maulthiere, behangen, wie das Kamel; am Ende erschienen Khans, Mirzas, Beks, Agas zu Pferde, und ein Schwarm zu Fuß gehenden Volks. In geringer Entfernung von der Stadt hielt der Zug an dem zur Opferung bestimmten Hügel. In dem Augenblick, wo man das Kamel entkleidete, stürzte es plötzlich nieder und verschied. Da man nun ein todtes Kamel nicht opfern konnte, so gerieth Alles in Bewegung, und ein neues mußte herbeigeschafft werden. Zum Glück, oder vielmehr zum Unglück, weideten in der Nähe einige Kamele, deren Eigenthümer unbekannt war; ohne weitere Ceremonie ergriff man das erste, dessen man habhaft wurde, band ihm die Füße und legte ihm den Kopf gegen Osten, worauf der Prinz näher trat und ihm mit der Lanze das Herz durchbohrte. Kaum hatte die Spitze das Thier getroffen, so stürzten sich einige Leute darüber her und zerrissen das Opfer in wenigen Augenblicken in Stücke: der eine nahm den Kopf, der andere den einen, der dritte den andern Fuß u. s. f. Dem Prinzen steckte man ein Stück Fleisch an die Lanze, den Rest legte man auf die Parademaulthiere, und so ging der Zug zurück nach der Stadt. Die Eilfertigkeit, womit man das geopferte Kamel in Stücke reißt, kommt daher, weil jedes Quartier der Stadt seinen Antheil haben muß, und die Quartiers-abgeordnete scheuen sich, ohne Kamelfleisch zu bleiben. Der Prinz ritt gerade nach dem Palaste des Schah; bei seinem Eintritt in den Hof feuerte man die Kanonen ab, der Schah empfing das Stück Kamelfleisch und schenkte dem Prinzen dagegen einen reichen Kaschmirshawl.

Um die Mittheilung über die Festlichkeiten und die Trauertage, welche zum Andenken gewisser Begebenheiten eingesetzt wurden, mit einem Male zu beendigen, muß ich noch etwas über den Moharrem sagen. Moharrem ist der Monat der Trauer für die Perser, welche in dieser Zeit den Tod Husseins, des Sohnes Ali, beweinen, der auf Befehl des Khalifen Jezid in Kerbela ermordet wurde, weil er als rechtmäßiger Nachfolger Mohammeds das bessere Recht auf den Thron hatte.*) Die Feier dieses Monats ist glänzend in Teheran. In den ersten Tagen werden an verschiedenen Punkten der Stadt hohe, schwarze Zelte aufgeschlagen. Innerhalb derselben sitzt auf einer Erhöhung ein Mullah, und liest mit lauter Stimme die Geschichte dieser merkwürdigen Tage. Das Volk accompagnirt mit gräulichem Weinen, Schluchzen und Jammern. Am Abend sammeln sich die Haufen der Betenden aufs neue an den Zelten, zünden Fackeln an, und drei Stunden, ja manchmal die ganze Nacht hindurch schluchzen sie, schlagen sich auf die Brust, und schreien mit lauter Stimme: Hussein, Hassan; ja einige gehen im Fanatismus so weit, daß sie sich schwere Wunden beibringen. Um diese Zeit ist in Teheran ein solches Geschrei auf den Straßen, daß man glauben könnte, der Feind habe die Stadt mit Sturm genommen und massacrire die Einwohner. Am 10ten Tage des Moharrem ist die Hauptvorstellung auf dem großen Platze. Alle Umstände der Ermordung Husseins werden bildlich dargestellt, und die merkwürdigste Person dabei ist der Eltschi Frengi (der europäische Gesandte), welcher damals sich am Hofe Jezids befunden haben soll, um Begnadigung der Familie Husseins bittet, und Jezid die Ermordung des heiligen Mannes verwirft. Das Seltsamste ist, daß dieser Eltschi Frengi eine so drollige Vogelscheuche darstellt, daß ich nicht begreifen kann, wie die Perser bei allem Jammer das Lachen über dieses Ungethüm halten können. Das Costume, in das man ihn kleidet, und die Sprünge, die er macht, sind ganz unbeschreiblich. Hier ist auch noch zu bemerken, daß man im Allgemeinen in Persien die Rappen nicht liebt, da nach der Tradition der Mörder Husseins einen schwarzen Hengst geritten haben soll.

Endlich trafen Nachrichten von Sir Henry Bethune ein; seine ungeheuren Courierstiefel und seine Cuirassierhandschuhe hatten in Schiras Schrecken erregt, die Nachrichten waren gut. Nach einem glücklichen Marsch traf die Armee des Schahs einige Tagreisen von Schiras auf das feindliche Heer. Der Kampf begann und dauerte etwa eine Stunde. Getödtet und verwundet wurden auf beiden Seiten gegen zehn Menschen, und der Sieg blieb auf der Seite Sir Henry's. Die Sieger machten einen forcirten Marsch, und die Gouverneure von Schiras, welche eine so schnelle Entwicklung nicht ahnten, sahen sich auf einmal zu ihrem Erstaunen durch den Anmarsch der Armee des Schahs gegen Schiras in ihrem Spaziergang gehemmt. Man verhaftete sie sogleich und schickte sie unter starker Bedeckung nach Teheran, aus Furcht, die Anhänger Hassan Ali Mirza's, deren es viele in Persien gab, möchten ihn auf dem Wege befreien. Diese Nachricht erfreute den Schah ungemein, aber das Volk, das, man weiß nicht recht warum, Hassan Ali Mirza besonders achtete, wollte seine Gefangennahme nicht glauben, und es ging das Gerücht, er habe sich befreit, und sammle ein Heer. Indessen schickte der Schah der Bedeckung den geheimen Befehl entgegen, seinem geliebten Oheim auf der letzten Station vor Teheran die Augen auszustechen. Am Vorabend vor der Ankunft Hassan Ali Mirzas verbreitete sich das Gerücht von seiner Blendung in der Stadt. Niemand wollte es glauben. Am Morgen waren alle Mauern der Stadt mit Volk besetzt, vor die Thore aber ließ man, weil Unordnungen befürchtet wurden, Niemand hinaus. Zum Gefängniß des Prinzen von

*) Sein älterer Bruder Hassan war kurz zuvor vergiftet worden.

Schiras war der Thurm Burdschi-Nusch hart an der Stadt bestimmt. Alle Augen waren auf den Weg nach Schiras gerichtet. Endlich erschien der Zug: in der Mitte ritt Hussein Ali Mirza, und hinter ihm erschien auf zwei Maulthieren ein bedeckter **Takhtirewan**, eine Art Kiste mit vier Stangen, welche an den Rücken der Maulthiere befestigt werden. Der Zug ging nach dem Thurme. Hussein Ali Mirza stieg ab, der Takhtirewan wurde geöffnet, und heraus stieg, von zwei Ferraschen unterstützt, ein Mann, dessen Kopf um die Augen her mit einem blutigen Shawl umwunden war. Dieß war der unruhige Hassan: alle erkannten ihn, nach wenigen Minuten waren die Mauern leer, die Volksmenge zerstreute sich schweigend nach Hause, nachdem sie sich von der traurigen Wahrheit überzeugt hatte.

Dieß Paar ausgestochene Augen öffnete Mohammed die Herrschaft über ganz Persien, aber er war ein Sklave in seiner Hauptstadt. Die Sachen hatten sich keineswegs gebessert, und das Land füllte sich augenblicklich mit neuen Unordnungen. Die wahren Freunde des Schahs, an die er sich in der Noth wandte, riethen ihm, vor Allem den Kaimakam von den Geschäften zu entfernen. Aus dem Gespräche des Schahs mit den Hofleuten ersah man, daß ihm der Kaimakam herzlich zuwider war, aber Mohammeds Benehmen stimmte mit seinen Worten nicht zusammen; er überhäufte vielmehr wie früher seinen **Atabek** mit Schmeicheleien und Gnadenbezeugungen, und war, wie früher, sein unterthänigster Diener. Die oben von mir erzählten Beispiele von dem kecken Benehmen des Kaimakam gegen den Schah sind keineswegs übertrieben, und man könnte sie zu Tausenden aufzählen.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag erhielt der General aus Saccondee Depeschen mit der Anzeige von der Ankunft des Kauffahrteischiffes Menado, zufolge dessen der Obristlieutenant Bosch sogleich nach Elmina abreiste. Der Hr. Swanzy sandte uns heute vier gefangene Hantas, und auch unsere Neger hatten deren einige im Walde gefunden und eingebracht. Alle erklärten einstimmig, daß die Großen sich bei Zeiten mit ihren Weibern, Sklaven und beweglichem Gut geflüchtet, und tiefer im Lande verborgen, oder in dem Wassa'schen Reich eine Freistätte gesucht hätten. Obschon hiedurch das Betragen des Königs von Wassa in zweideutigem Licht erschien, vernahmen wir doch später, daß er nicht uns, sondern die Flüchtlinge betrog, indem er, schon längst und fast immer in Feindschaft mit den Hantas, jeden, der auf seinem Gebiete Schutz suchte, zum Sklaven machte, und so aus diesem Kriege großen Vortheil zog.

Wir müssen jetzt wieder auf einige Augenblicke nach Saccondee zurückkehren.

Wir hatten dem Verlangen des Generals gemäß die Lebensmittel ausgeschifft und auf das Fort gebracht, von wo aus sie durch Lastträger weiter geschafft werden sollten. Schon den ersten Abend suchten einige unserer Gefangenen zu entfliehen, aber ihr Versuch schlug fehl, und sie wurden strenger bewacht; dennoch wagten sie es die folgende Nacht wieder, und jetzt mit besserem Erfolg. Ein Geräusch machte die Schildwache aufmerksam, und sie machte Lärm. Der Commandant Eschauzier eilte herbei, während die Gefangenen die Thüre zu erbrechen suchten. Sein Befehl, Feuer zu geben, brachte sie zur Ruhe, worauf man fand, daß ihrer schon drei entkommen waren, indem sie unter der Mauer weg ein Loch durch den Sand gegraben hatten. Vergebens wurde ihnen nachgesetzt; die dunkle Farbe ihrer Haut begünstigte in der Finsterniß ihre Flucht. Die übrigen ließ ich den folgenden Tag in Ketten legen.

Den 13 kam das Schiff Menado, welches den 28 Mai von Helvoet abgesegelt war, bei uns auf der Rhede vor Anker, und brachte Depeschen und Briefe für den General mit, die ich ihm sogleich nachschickte, mit der erwünschten Nachricht, daß der Zustand unserer Kranken sich nicht verschlimmerte, und wir bis jetzt nur einen Soldaten verloren hatten. Der Obristlieutenant Bosch, der zufolge dieser Depeschen eiligst nach Elmina zurückkehren mußte, kam den folgenden Abend bei mir an Bord, und brachte mir den Befehl des Generals, mit dem Rhoon en Pendrecht und dem Menado nach Boutry zu kommen, um Lebensmittel herbeizubringen, indem es fortwährend unmöglich blieb, Träger in hinlänglicher Anzahl zu erhalten. Ich beeilte mich diesem Befehl nachzukommen, und schon den 15 Morgens vor Sonnenaufgang wurde mit der Einschiffung angefangen. Hätte diese Arbeit lange angehalten, so wäre wahrscheinlich der größte Theil unserer Mannschaft ihr erlegen. Schon die Ausschiffung war schwierig gewesen, obgleich wir damals noch einige Neger hatten, die uns behülflich waren, um Alles auf das Fort zu schaffen, und es auf ein paar Tage nicht ankam. Jetzt aber war buchstäblich kein einziger Neger da, der uns hätte helfen können, und jede Stunde konnte kostbar seyn, indem wir auf der Fahrt von Elmina hieher erfahren hatten, wie Windstille und widrige Strömungen uns aufhalten konnten. Unaufhörlich fuhren die Barkassen hin und zurück, und nach dieser ermüdenden Arbeit mußten die Matrosen durch die Brandung waten, die schweren Fässer und Kisten durch die schmutzigen und ungangbaren Gäßchen des Dorfes von dem Fort in die Schaluppe bringen und dann an Bord rudern.

Gegen Mittag hatte der Rhoon en Pendrecht einen guten Vorrath eingeladen, weßhalb ich ihn mit dem Menado voraussegeln ließ; Abends 6 Uhr folgte ich mit der Amphitrite, welche den übrigen Vorrath eingenommen hatte, und dieses Mal trafen wir es so günstig, daß wir den 17 vor Boutry ankamen. Den Commandant des Merwede ließ ich in Saccondee zurück, um bei der Ablösung, welcher ich baldigst entgegen sah, das dortige Detaschement an Bord zu nehmen und nach Chama zu segeln, dort ebenfalls die detaschirten Truppen aufzunehmen und dann in Elmina unsere Ankunft abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Prophezeyung vom Sturze der jetzt in China herrschenden Dynastie. Die Gazette de France vom 2 und 3 Nov. enthält das Schreiben eines französischen Missionärs in Macao, Namens Torrette, worin dieser den Streit der Engländer und Chinesen schildert, und am Ende bemerkt: der Himmel weiß, wie dieß enden soll. Eine alte Tradition sagt, daß die jetzige Dynastie nicht über 200 Jahre herrschen soll, und sie ist bereits in ihrem 195sten."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1839.

Die Moschee Moskau's.

Jenseits der steinernen Brücke, wenn man der Tatarenstraße zufährt, kommt man in einen Stadttheil, in welchem sich die Gassen besonders bequemlich zwischen den Häusern hinschlängeln, wo diese besonders klein und niedrig sind, die Gehöfte und Gärten aber desto größer. In dieser Stadtgegend liegt auch das kleine Gotteshäuschen, das sich die mohammedanische Gemeinde Moskau's gebaut hat.

Da wir bei dem Besuche, den wir ihr abstatteten, Alles verriegelt fanden, so traten wir zunächst in das Gehöfte des Molla's, der in ihrer Nähe wohnt. Hier stand, wie in einem Gasthof, Alles voll mit Fuhrwerk und Pferden. Die Tataren sind hauptsächlich Fuhrleute, und dieß ist auch hier fast ihr einziges Gewerbe, ebenso wie in Petersburg, wo man sie sehr häufig als Kutscher findet. Im Hofe spielten eine Menge kleiner geschorner Köpfe herum, denn die Leute rasiren schon den kleinen drei- und vierjährigen Kindern den Schädel so blank, wie einen Todtenkopf, wenn sie bei uns gerade mit der lieblichsten Lebensfülle der Locken erscheinen. Die Wohnung, welche die hiesigen Mohammedaner ihrem Oberhaupte angewiesen haben, zeugt schon genug von der Armuth, in welcher sie hier leben, über die uns auch der Molla gar viel klagte. „Es ist kein Gemeingeist in der Gemeinde," sagte er, „denn es fehlt ihr der eigentliche wohlthätige Stamm ansäßiger Bürger. Sie ist in zu großer Bewegung, und es fluthet immer Neues ab und zu. Sie betrachten Moskau nicht als ihr Vaterland, und alle schmücken lieber ihre Moscheen in der Krim oder in Kasan, als die hiesige, an die keine Erinnerungen sie fesseln." — Die ganze Umgebung des kleinen, dünnbärtigen, tatarischen Molla's bestätigte mir diese Klagen. Sein Haus schien uns so baufällig, daß wir lange an der Schwelle zaudernd standen, ehe wir auf seine freundliche Einladung den Eintritt wagten. An seiner Wand hing nichts, als sein dicker, weißer Turban; denn er war ein Hadschi, der seine Reise nach Mekka schon glücklich vollendet hatte. An seiner Seite erhob sich ein kleines Mädchen vom Diwan, der er das Lesen gelehrt hatte, und die sich nun mit ihrem arabischen ABC-Buche vor die Thüre setzte. — Der Molla sagte mir, daß er vom Mufti von Orenburg abhänge, der, wie der Krim'sche Mufti, unmittelbar unter dem Kaiser stände. Diese beiden Muftis seyen große Herren, und hätten Generalsrang, während er selber nur eines der unbedeutendsten unter den mohammedanischen Lichtern sey. Unter seinen Büchern waren mehrere interessante orientalische Schriften, die es hier um so mehr waren, da sie so ganz unter dem Kaffeezeng verpoltert und auf Sopha und Tisch heimlich umherliegend als lebendiges und alltägliches Hausgeräth erschienen. — Seinen Koran wickelte er aus einem äußeren Umschlage von russischer Fabrik hervor, darauf entnahm er ihn der zweiten Hülle eines seidenen Tuches, und zeigte ihn dann selbst in einem Einbande, der mit ächtem Kaschemirshawl überzogen war. Je weniger Literatur die Orientalen haben, desto kostbarer halten sie ihre wenigen Bücher, und desto genauer kennen sie dieselben. — Der Tataren (Sunniten), sagte er, lebten in Moskau 120, und Perser (Schiiten) etwa 25 bis 30. Die letzteren haben hier eine kleine Betstube bei einem Kaufmanne, wie die Sunniten in Petersburg, und haben gar keinen Verkehr mit den Tataren.

Der Gehülfe des Molla's, der uns zur Moschee führte, bot uns unterwegs Schlafröcke zum Verkauf an; denn er sey, sagte er, zugleich auch „Schlafrock-Tatar." Er bediente sich dabei dieses deutschen Wortes „Schlafrock," und wir wunderten uns nicht wenig, daß einer Sache, die so weit aus Osten kommt, wie die bucharischen Schlafröcke, eine Benennung, so weit aus Westen her, entgegenkommen mußte, wie das deutsche Wort Schlafrock, welches übrigens auch sonst in ganz Rußland eingeführt ist, und fast dafür zu zeugen scheint, daß man den Schlaf, und was damit zusammenhängt, nirgend so verbreitet findet, als in Deutschland.

Das kleine Haus, das hier zu Ehren Allahs errichtet ist, und bei dem die Priester noch mit Schlafröcken handeln müssen, und dabei selber keinen tragen dürfen, hat auf derselben Baustelle schon einen Vorgänger gehabt, der aber 1812 von dem Franzosenfeuer dasselbe erduldete, was so viele russische Kirchen davon erlitten. Darnach war die Gemeinde lange Zeit nicht im Stande, das Nöthige zu einem neuen Häuschen zusammen-

zubringen, bis vor 12 Jahren ein wohlhabender Tatar das jetzige Gemäuer aufführen ließ. Er bekam es aber auch nicht ganz fertig, und das Haus ist jetzt nur mit einem Nothdache versehen. Es ist nicht einmal im Innern mit Kalk beworfen, und so ohne alle Verzierung, daß es unheimlich einfach zu nennen ist. Ich begreife gar nicht, warum es noch nicht einem der umherwohnenden reichen, christlichen Herren in den Sinn gekommen ist, einmal das recht christliche Werk auszuführen, den armen Mohammedanern ihren Tempel in ordentlichen Stand setzen zu lassen. Allein die armen Tataren wissen nicht aus der Erfahrung, unter dem Einflusse welcher herrlichen Religionsgesetze sie leben. Im Gegentheile haben ihnen die, welche von diesen Principien durchdrungen seyn sollten, einen schönen Teppich weggenommen. Der einzige Punkt, worin doch auch selbst diese armen Leute es sich nicht haben versagen können, Aufwand zu machen, sind die Teppiche, welche den Boden ihrer Moschee decken. Es sind einige von russischer Fabrik, einer aber ist aus Aegypten über Konstantinopel hieher gewandert; er kostet ihnen 3000 Rubel, und hatte einen Bruder, der ganz so schön gewirkt und ächt gefärbt war, wie er, den ihnen aber die Russen stahlen.

Ich war auf allen diesen Teppichen ganz in Gedanken mit Stiefeln herumgegangen, und bat deßwegen den Priester um Verzeihung, als ich auf einmal bemerkte, daß er auch eben so gut Stiefeln anhatte, wie ich. Als ich mich darüber wunderte, zeigte er mir seine Galoschen, die er bei der Thüre ausgezogen hatte. Ich bemerkte später, daß die Mohammedaner das Ausziehen der Galoschen überall genügend finden. Es muß ihnen daher wohl weniger um die Entblößung des Fußes (wie bei unserer Hauptentblößung) oder um die Vermeidung des Lärms, den die Stiefeln verursachen, zu thun seyn, als um das Schmutzeintragen von außen zu verhüten.

Nachrichten über Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich meine Ansichten über Hr. v. Katte's Reise in Abyssinien im J. 1836 ausgesprochen, theile ich nun die wichtigsten politischen Ereignisse Abyssiniens vom J. 1836 bis 1838 mit, und beginne mit einer Angabe sämmtlicher Europäer, die in neuerer Zeit Abyssinien betreten haben, so wie der Zwecke und Absichten, die sie in dieses Land führten, so weit mir nämlich solche bekannt sind.

Nach Salts zweiter Reise in Abyssinien im J. 1810 waren die englischen Missionäre Hr. Gobat und Kugler im J. 1830 die ersten Europäer, die aufs neue dieses Land betraten, um die nunmehr ins Amharische übersetzten heiligen Schriften zu verbreiten, und wo möglich den Cultus der Abyssinier zu verbessern. — Kugler starb in Adoa, und wie Hr. Gobat im J. 1833 nach Europa zurückkehrte, betrat Hr. Rüppell mit seinem Gehülfen Martin, Abyssinien, um die Wissenschaften durch neue Entdeckungen zu bereichern. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren kehrte Hr. Rüppell nach Europa zurück, während sein Gehülfe Martin in Abyssinien blieb, und gegenwärtig noch in den amharischen Provinzen Godscham und Begember für Hrn. Rüppell arbeitet.

Gobat und Kugler. Rüppell u. Martin.

Hr. Gobat kam sodann zum zweitenmal, begleitet von einem andern Missionär, Hrn. Isenberg, nach Abyssinien. Seiner geschwächten Gesundheit wegen mußte Hr. Gobat im J. 1836 das Land abermals verlassen. Hr. Isenberg blieb in Adoa, bis er im März 1838 von Dedschedmatsch Ubie Befehl erhielt, das Land zu verlassen. *Gobat u. Isenberg.*

Im J. 1835 machten die beiden Franzosen Hr. Tamisier und Combes ihre Reise nach Schoa und wieder zurück. Ueber ihren Zweck dabei ist mir nichts bekannt. *Tamisier u. Combes.*

Am Ende des Jahres 1835 oder Anfang 1836 kam der famöse Judenmissionär Wolf nach Abyssinien, sich für den neuen Abuna des Landes ausgebend. Ohne den Falaschas einen Besuch abgestattet zu haben, kehrte er nach kurzem Aufenthalt in Adoa zugleich mit Hrn. Gobat nach Arabien zurück. *Wolf.*

Nach ihm kam im J. 1836 Hr. v. Katte mit dem großartigen Entschlusse, Afrika von Osten nach Westen zu durchreisen. *v. Katte.*

Am Ende des Jahres 1836 wurde Hr. Blumhart der Mission in Adoa als Verstärkung zugeschickt; er blieb daselbst bis zum 10 März 1838, an welchem Tage er gleichfalls auf Ubie's Befehl das Land verließ. *Blumhart.*

Auf ihn folgte im J. 1837 ein Franzose, Hr. Depron, in welcher Absicht ist mir nicht bekannt. Dieser Reisende kam nur bis Halai. Hier gerieth er mit dem Schum, der nach bekannter, löblicher abyssinischer Sitte ein Geschenk von ihm verlangte, hierüber in Streit, und weil es bei diesen Debatten oft sehr lebhaft und stürmisch zugeht und in der Regel das ganze Dorf daran Antheil nimmt, so schloß Hr. Depron aus dem, was um ihn her vorging, man habe im Sinn, ihn zu berauben oder gar zu ermorden, was den Leuten in Halai nicht einfiel, da Hr. Depron noch einen Begleiter und einen maltesischen Bedienten bei sich hatte — Leute genug, um hier das Aeußerste abzuwenden. Allein in ihm hatte einmal die Furcht die Oberhand, und er beschloß zu entfliehen. Er verließ Halai mit seiner Begleitung, seine Effecten im Hause des Schum zurücklassend, und schlug zu Fuß den Rückweg nach Massaua ein. — Der Schum von Halai, in der Hoffnung, Hrn. Depron zurückzubringen, und sich mit ihm auszugleichen, schickte ihm zwei seiner Leute nach, die ihn zur Rückkehr nach Halai bewegen sollten. Hr. Depron dagegen, in diesen Leuten, die ihm von weiter Ferne zu halten zuriefen, zwei Verfolger sehend, die ihm nach dem Leben trachteten, schoß sein Gewehr nach ihnen ab, jedoch in einer Entfernung, die das Treffen unwahrscheinlich macht. Dieß war hinreichend, die Leute des Schum von weitern Versuchen, Hrn. Depron zurückzubringen, abzuhalten; sie kehrten nach Halai zurück, und Hr. Depron des Weges un- *Depron.*

kundig, verirrte in den Pässen des Taranta. — Indessen hatte der Gouverneur von Massaua, damals Hassan Effendi, von diesen Vorfällen Nachricht bekommen; dieser schickte sogleich seine Soldaten ab, Hr. Depron im Gebirge aufzusuchen und nach Massaua zurückzubringen. Hier angekommen, gab Hr. Depron an: „er sey in Halai schlecht behandelt worden, man habe seinen Koffer erbrochen und geplündert, und Versuche gemacht, ihn zu vergiften oder auf andere Art ums Leben zu bringen, er sey deßhalb entflohen, man habe ihm Mörder nachgeschickt, deren einen er durch einen Schuß getödtet und den andern schwer verwundet habe." — Hassan Effendi schickte sogleich seinen ersten Secretär nebst einigen türkischen Soldaten ab, mit dem Auftrag, diese Angelegenheit an Ort und Stelle, in Halai selbst, zu untersuchen. Nach Verfluß von einigen Tagen kam der Secretär zurück und brachte den Schum von Halai nebst Zeugen von da nach Arkiko, so wie Deprons Effecten nach Massaua, woselbst nun großer Diwan gehalten wurde. Das Resultat der Debatten und der Untersuchung war, daß Depron wirklich einen Mann von Halai erschossen habe, für dessen Ermordung seine Verwandten 400 Thaler Blutgeld verlangen, oder sich — wofern ihnen diese Summe nicht ausbezahlt werde — am ersten durchreisenden Europäer rächen und Entschädigung nehmen würden. Sodann wurde, obschon Hr. Depron dieß nicht zugeben wollte, der Koffer, der ganz unversehrt aussah, geöffnet, und in demselben nicht nur nicht zu wenig, sondern sogar — zu Deprons und der Europäer großer Schmach — zu viel darin gefunden. Depron hatte nämlich während seines Aufenthalts in Massaua bei dem Gouverneur Hassan Effendi logirt, und diesem war während dieser Zeit ein ziemliches Quantum Seide und Blei gestohlen worden, weßhalb er einen seiner Diener im Verdacht hatte, denselben prügeln ließ und fortjagte. Und nun, nachdem Deprons Koffer geöffnet war, lag die vermißte Seide und das Blei des Gouverneurs oben in dem Koffer. Alle Anwesenden waren erstaunt und wagten kaum zu fragen, wie dieß komme. Depron voll Verlegenheit, wußte nichts zu sagen, als: „ich bin der Graf v. Depron, Pair von Frankreich; ich denke dieß genügt, um zu beweisen, daß ich nicht gestohlen habe; mein Bedienter hat diese Sachen, ohne daß ich's ahnte, eingepackt." Der Gouverneur schwieg, ließ die gestohlenen Sachen bei Seite legen und schloß den Diwan, indem er den durch den angeblichen Mord betheiligten Halaiern versprach, die Sache an die betreffenden Regierungen (Mohammed Ali und das französische General-Consulat in Alexandrien) zu berichten. Den Depron behielt er gleichwohl in seinem Hause, nahm ihn ein Paar Tage später kostenfrei auf seinem eigenen Schiffe nach Dschidda mit, woselbst er ihn, ohne von dem Vorgefallenen irgend etwas auszusagen, entließ. — Depron spielte in Dschidda unter den dortigen Europäern eine große Rolle, erzählte auch mir viel von seinen Thaten und Gefahren in Abyssinien, und reiste dann nach Indien.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Während wir solchergestalt beschäftigt waren und mancher Matrose vor Abmattung krank wurde, hatte der General den 15 den Hauptmann Hoybergen mit einer Abtheilung nach Pompondee geschickt, um zu recognosciren, und hauptsächlich um zu sehen, was unsere daselbst campirenden Neger verrichteten. Eine kleine Abtheilung von diesen war den vorigen Tag von einem Trupp Hantas angegriffen worden und hatte einen Todten und einige Verwundete gehabt, worauf die sämmtlichen Neger wieder landeinwärts zogen, von Zeit zu Zeit einige Gefangene oder abgeschnittene Köpfe nach Boutry sandten, und das Hanta'sche Hauptkrom Bossuma, so wie mehrere Kroms im Walde bis auf den Grund zerstörten. Wiederholt berichteten sie, daß viele Hantas auf Dircove eine Zuflucht gefunden hatten, welches eine ernsthafte Correspondenz sowohl mit dem dortigen Commandanten Swanzy, als mit der englischen Oberbehörde zu Cape Coast Castle veranlaßte. Von beiden Seiten wurde jedoch das Gegentheil betheuert, und bedauert, daß man uns in dieser Angelegenheit nicht wirksamer unterstützen konnte. Andere Nachrichten meldeten, daß holländisch Acquedah, zwischen Dircove und Axim gelegen, noch von den Einwohnern besetzt wäre und viele Flüchtlinge aus andern Kroms aufnähme. Demzufolge schickte der General dem Commandanten von Axim, Hrn. Pignari, den Befehl, 300 Aximer über Acquedah nach Boutry marschiren zu lassen, und beorderte von hieraus eine starke Abtheilung, um ihnen entgegen zu ziehen, und so die Hantas einzuschließen. Dieß letztere Detaschement mußte über Dircove marschiren, und die Neger dieses Kroms trauten den Elminaern nicht, welches der Commandant Swanzy nicht undeutlich zu verstehen gab, weßhalb der General ihm einen Unterofficier der Truppen und zwei Caboceër aus Elmina als Geiseln schickte. Hr. Swanzy empfing erstern sehr freundlich, und ließ ihn sogleich zurückgehen mit einem Brief an den General, worin er schrieb, daß er gegen uns nicht das geringste Mißtrauen hege und keine Geiseln von uns begehre, daß er jedoch, des argwöhnischen Charakters seiner Neger wegen, die beiden Elminaer gern zurückbehielte.

Indessen wurde der Zustand der Kranken täglich schlimmer; einen traurigen Anblick gewährten bei dem Appel die beiden Compagnien, von denen kaum 40 Mann unter die Waffen kommen konnten, während man den 20 schon 15 Todte zählte. Es war vorauszusehen, daß in kurzem auch die übrigen bis jetzt gesund gebliebenen den verderblichen Einfluß des Klima empfinden und keinen Dienst mehr würden verrichten können, ungeachtet des nicht genug zu rühmenden Eifers des Oberchirurgus Schillet und seines Gehülfen.

Den 18. Tags nachdem wir vor Boutry angekommen waren, begab ich mich zu dem Oberbefehlshaber ans Land. Meines Erachtens mußte der Feldzug hier ein Ende nehmen. Deutlich schien es, daß die Hantas nie zu einem Haupttreffen zu zwingen seyn würden; mehrere ihrer Großen befanden sich in unserer Macht, und es schien also hinreichend für unsern Zweck zu seyn, eine starke Abtheilung unter einem tüchtigen Commandanten in Boutry zurückzulassen, damit der Feind verhindert würde sich zu erholen und wieder zu sammeln. Zu wünschen war es zwar, daß wir noch einige Caboceer in Händen bekämen, damit

andere sich unterwürfen, allein dieses war nicht wahrscheinlich, so lange eine so bedeutende Macht in dem Herzen ihres Landes stand; vielmehr mußte man erwarten, daß sie sich immer weiter entfernen würden, und die gänzliche Entvölkerung des Landes mußte davon die Folge seyn. — Der General stimmte meiner Meinung völlig bei, und auch die Wahl eines Commandanten hielt uns nicht lange auf. Niemand war für diese Stelle besser geeignet, als der Hr. van der Eb. Seit vielen Jahren hatte er sich an der Küste aufgehalten; war genau bekannt mit den Sitten und Eigenheiten der Neger, und bei den Einwohnern geachtet und beliebt; endlich genoß er einer Leibesbeschaffenheit, welche ihn fähig machte sehr große Beschwerlichkeiten auszuhalten. Wir wußten Niemand, der ihm den Vorzug streitig machen konnte, und es wurde ihm der Befehl zugesandt, das Commando von Elmina jetzt dem Obristlieutenant Bosch zu übergeben und schleunigst nach Boutry zu kommen.

Den 21 erhielt ich von dem Lieutenant Stort die Anzeige, daß ein Theil der Besatzung zu Chama sehr krank war. Der Merwede lag vor Saccondee, und der Arzt dieses Schiffes hatte durch seine eigenen Kranken und die auf dem Fort schon mehr als zu viel Beschäftigung; der Chirurg dritter Classe, Rapparini, welcher wegen Krankheit dort zurückgeblieben war, konnte noch keinen Dienst verrichten. So lag das Detaschement zu Chama ohne alle ärztliche Hülfe. Meiner Bitte um schnelle Ablösung dieses aus vierzig meiner besten Matrosen bestehenden Corps glaubte der General noch nicht willfahren zu müssen, indem wir doch in kurzem bei der Rückkehr nach Elmina auch diese Mannschaften abholen könnten; als jedoch den 25 die Nachricht einlief, daß jetzt die ganze Chama'sche Besatzung mit dem Commandanten krank daniederliege, erhielt der Merwede Befehl, die Schaluppe hinzuschicken und alle Kranken an Bord zu nehmen.

Der General hatte mir sein Vorhaben mitgetheilt, an dem König der Hantas, Bonsoe, die Todesstrafe vollziehen zu lassen an demselben Ort, wo der Mord an den HH. Maessen und Cremer verübt war, weßhalb ich dem Lieutenant Stort den Befehl geschickt hatte, ihn nach Boutry bringen zu lassen. Leider kam dieser Befehl drei Tage zu spät an, und wir wurden dadurch noch länger aufgehalten, während der Gesundheitszustand der Truppen es wünschenswerth machte, diesen Ort baldigst zu verlassen. Mit Erlaubniß des Generals wurden alle Kranken eingeschifft, und wem bekannt ist, wie wenig Bequemlichkeiten und wie viele Beschwerden ein Schiff für einen Kranken hat, wird begreifen, wie es am Lande beschaffen seyn mußte, da das erstere vorgezogen wurde.

Indessen bereitete der Oberbefehlshaber Alles zu unserer baldigen Abreise vor. Die gefangenen Hantas wurden unter Escorte der Freibürger nach Elmina gesandt. Der General ernannte den Hrn. van der Eb zum Vicegouverneur der Küste zwischen Axim und Saccondee, mit Inbegriff der Forts St. Anthonie, Batestein und Oranje; setzte seine Instruction auf, erließ die weitern Verordnungen, welche jetzt nöthig waren, und gab dem Kriegsgericht ausführlich die Punkte auf, worüber Bonsoe, der den 25 auf die Amphitrite gebracht war, verhört werden sollte. Den folgenden Morgen erschien er vor dem Kriegsgericht. In seinem Verhör suchte er sich nur selten zu entschuldigen, wiederholte aber seine frühere Erklärung, daß Bartels die eigentliche Schuld des ganzen Vorganges trage. Uebrigens vernahm man wenig Besonderes von ihm, und einstimmig wurde er zum Galgen verurtheilt. Dieß Urtheil wurde den 26 von dem General bestätigt, und den folgenden Tag vollzogen. Als es ihm angekündigt wurde, war mehr Erstaunen als Schrecken oder Schmerz in seinen Zügen zu lesen, und eine Stunde vor seinem Tode rauchte er seine Pfeife so ruhig, als ob er nichts zu befürchten hätte. Des Morgens 9 Uhr kamen die Truppen unter den Waffen, und wurde dem Gefangenen angezeigt, daß es Zeit sey; langsam und ruhig stand er auf und folgte der Wache. Die Runzeln auf seiner Stirn, die spärlichen Haare auf seinem Scheitel und sein grauer Bart deuteten auf ein hohes Alter; dennoch war sein Schritt noch fest, und auf dem beschwerlichen Wege verschmähte er jede Stütze. Bei dem Galgen wurde ihm abermals sein Urtheil vorgelesen; keine Klage entschlüpfte seinen fest verschlossenen Lippen, und unbeweglich stand er da, als seine Hände gefesselt wurden. Aus eigenem Antriebe schritt er bis unter den Galgen, und — mit den Worten: „Muß ich allein für so viele büßen!“ — steckte er den Kopf in die tödtliche Schlinge. Noch ein Augenblick, und der Negerkönig, der mehr aus Schwachheit und Furcht vor seinen Großen, als aus böser Neigung gesündigt hatte, war nicht mehr!

Mit einer Art Bewunderung hatte ich diese Seelenruhe beobachtet, und fragte mich, woher dieser Muth entspringen möge? Ich hatte einige gefangene Hantas mit der größten Gleichgültigkeit die Köpfe ihrer getödteten Landsleute tragen sehen, wenn unsere Neger von einem Streifzuge zurückkehrten; ich hatte sie mit demselben Schicksal bedrohen sehen, und sie zitterten nicht; ich hatte gesehen, daß das Messer ihrer Feinde aufgehoben schien, um ihrem Leben ein Ende zu machen — und sie lächelten, und sollte dieß alles Geistesstärke, sollte es Muth seyn? Dasselbe Volk verkauft feigherzig für einige Unzen Gold sein Oberhaupt; dieselben Todesverächter lassen ihre Wohnungen, ihre Gärten dem Feinde zur leichten Beute, verbergen sich in unzugänglichen Gegenden, sehen ihre Besitzungen verbrennen oder zerstören, ohne einen Versuch zu wagen, um den Feind zu vertreiben — dieses Volk sollte muthig seyn? Ich kann es nicht glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Unterricht in Aegypten. In einem Briefe des Generals Edhem Bey, Ministers des öffentlichen Unterrichts, der vor 15 Jahren in Paris seine Erziehung erhielt, heißt es hierüber: „Die Schulen gehen gut; Hekekian Bey beschäftigt sich gegenwärtig mit Errichtung einer Schule, welche man die Schule der Prinzen nennt, und wo die Söhne Sr. Hoheit eine ihrem Stand angemessene Erziehung erhalten sollen. Die Uebersetzung der Geometrie von Legendre ins Arabische ist vollendet, und man wird den Druck bald möglichst beginnen; auch hat man die Elemente der Algebra zu übersetzen angefangen. Große Schwierigkeit verursacht die Uebersetzung der technischen Wörter, und der (bereits durch mehrere Werke bekannte) Refah-Effendi ist besonders beauftragt, im Verein mit den gewöhnlichen Uebersetzern ein Dictionnaire der technischen Worte zu entwerfen. (Franz. Bl.)

Abermalige Reise Hrn. Combes nach Abyssinien. Nach dem Echo du Monde Savant vom 6 November ist Hr. Combes abermals mit zwei Lieutenants vom Generalstab, Galinier und Ferret, nach Abyssinien abgereist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Litthauisches Nationalcostume.

Zu den wenigen europäischen Völkern, die seit Jahrhunderten ihre Nationaltracht beibehalten haben, und in diesem Falle der Alles verändernden Mode keinen Tribut bringen, gehören auch die preußischen Litthauer. — Wie wir stets den Damen den Vorrang einräumen, so beginnen wir auch hier mit der Garderobe derselben, und bemerken demnach zuvörderst, daß das litthauische weibliche Geschlecht sich in den verschiedenen Gegenden des Landes auch verschieden trägt, so daß man nach dem Anzuge leicht den Wohnort unterscheiden kann. In der Gegend zwischen Gumbinnen und Tilsit ist die Abwechselung des Costume's der Frauenzimmer so groß, daß sich fast in jedem Dorfe irgend eine, wenn auch nur geringe Verschiedenheit in demselben herausfinden läßt. Eine in ganz Litthauen herrschende gleichmäßige Sitte ist die, daß die Mädchen mit bloßen, geflochtenen Haaren gehen, wogegen die verheiratheten Frauen dieselben ganz mit einem Tuche verhüllen. In der Tilsiter und Ragniter Gegend tragen die Mädchen das Haar in zwei, achttheilig geflochtenen Zöpfen, die ganz enge um den Kopf gewunden werden, und um welches sie dann ein buntes, bei Trauerfällen ein schwarzes Band binden. Eine Braut unterscheidet sich durch einen Kranz von grüner Raute auf der linken Haarflechte, oder durch eine hohe, schwarzsammetne Haube, „Wainikkas" genannt, in deren Innerm die Haarflechten oberwärts gebogen sind, und die oben am Rande mit einem Rautenkranz eingefaßt ist. Dieser Aufsatz ist ungefähr einen halben Fuß hoch und steif, so daß er fast die Figur einer russischen Popenmütze hat, dagegen aber oben offen ist, so daß man die Haarflechten zwischen dem grünen Blumenkranze hervorragen sieht. — Sonderbar sieht der Kopfputz der jungen Frauen, „Kykas" genannt, aus, den sie nach der Hochzeit anlegen: es ist dieß eine Art Hut von feiner, weißer Leinewand und von Spitzen, die über einen Biegel gelegt, in Form eines Rades den Kopf umgeben, und der bei einigen an den Krempen noch eine gefältelte, herabhängende, einige Zoll lange Einfassung hat, die zum Theil das Gesicht verdeckt. Daß dieser, noch jetzt getragene Kopfputz sehr alt ist, dürfte man nach dem alten preußischen Chronikenschreiber, Simon Grunow, folgern, welcher erzählt, daß er im Jahre 1409 in einem Kloster zu Elbing das „Hütlein" der Pogosania, einer Tochter Waidewuts, — des altpreußischen Königs, der unter seine zwölf Söhnen sein Gebiet vertheilte, nach deren Namen noch jetzt die einzelnen Districte Ostpreußens und Litthauens ihre Benennungen (z. B. Samland von Saymo, Natangen von Natango u. s. w.) behalten haben — gesehen, und dieses gerade so, wie der noch jetzt gebräuchliche Kykas aussieht, beschreibt.

Abgesehen von den einzelnen kleinen Abweichungen der Frauentracht in den verschiedenen Districten des Landes, können wir folgende als Norm annehmen. Ein weißes Hemd (oben gewöhnlich aus feinerer Leinwand bestehend, als da, wo es nicht sichtbar ist) umschließt den Hals und schmiegt sich um die volle Brust, diese Schönheit des weiblichen Körpers eng bezeichnend. Von der Achsel, wo es mit allerlei Arabesken von buntem Bande besetzt ist, fällt es in weiten Aermeln bis zur Hand hinab. Ein rothes Mieder, ohne Aermel, und bis zum Busen hinaufgehend, bildet mit dem weißen Hemde einen angenehmen Farbencontrast. Statt des Rockes wird an einem schmalen Gürtel ein buntgewürfeltes Stück Zeug, das nur wenig bis übers Knie hinabgeht, um die Taille befestigt, und da es auf diese Art auf der Seite offen bleibt, so zeigen sich bei jeder lebhaften Bewegung des Körpers dem Auge leicht die Schönheiten einer runden Hüfte und eines wohlgeformten Beines. Eine kleine Schürze, die mit bunten Bändern querstreifig so besetzt ist, als ob vier bis fünf immer kleinere Schürzen übereinander gebunden wären, gehört noch mit zum Anzuge, und heißt „Marginnis." Farbige, gewöhnlich rothe Strümpfe, mit bunten Zwickeln, umschließen die, durch den kurzen Rock nicht verhüllte Wade, und sind mit seidenen Strumpfbändern befestigt, welche die Mädchen in den geschmackvollsten Mustern selbst weben; gewöhnlich wird ein litthauischer oder auch deutscher Vers in diese Bänder gewebt, die ihrer Zierlichkeit wegen auch in den höhern Ständen sehr gesucht werden. Die meisten Frauenzimmer tragen im Winter, wenn sie zur Kirche, oder zu andern Gelegenheiten ausfahren, einen

langen, bis über die Kniee herabhängenden Pelz, „Pamusztinnis“ genannt, von Lämmerfellen, mit dunkelblauem Tuch überzogen, und am Halse, an den Schultern, Handgelenken, Hüften und am Saume mit grünen und gelben Schnüren besetzt. Außerdem wird dann auch noch gewöhnlich über den Pelz und zugleich über den Kopf ein großes, weißes Laken, „Drobullis,“ geschlagen.

Die Tracht der Männer ist bei allen Litthauern fast ganz gleich, so daß große Versammlungen derselben einen militärischen Anblick gewähren. Im Sommer tragen sie weiße Drillichkittel, „Trinyczei“ (von „Trinytis,“ Drillich) genannt, im Winter Röcke aus einem weißen, dicken Wollenzeuge, das aus der Wolle der eigenen Hausschafe von ihnen selbst verfertigt wird, und in der Provincialsprache „Wand“ heißt. Der Rock hat die Form der polnischen Kurtka, wird, statt mit Knöpfen, mit kleinen Haken zusammengehalten, und ist an den Aermeln mit einem Aufschlage versehen, der durchweg entweder grün oder blau ist. Dieser Rock heißt „Sezupan.“ Um die Taille tragen einige, deren Vorfahren sich angeblich in dem Kriege mit den Schweden ausgezeichnet, wo die Litthauer eine bewundernswerthe Tapferkeit zeigten, einen handbreiten, gelben, ledernen Gürtel, der, wie sie behaupten, von den Schweden erbeutet ist. Zu dem Anzuge gehören noch weite Beinkleider und Stiefel, im Sommer auch wohl nur Sandalen. Als Kopfbedeckung ist jetzt fast durchgehends eine preußische Militärmütze, blau mit rothem Streifen, gebräuchlich; die Kopfbedeckung der am kurischen Haff wohnenden Litthauer dagegen ist eben so originell, wie zweckmäßig, und besteht aus einer blautuchenen Mütze, die ganz die Form eines altdeutschen Helms hat, nicht nur den Kopf, sondern auch den Hals und die Schultern bedeckt, und vor dem Gesicht, gleich dem Visir eines Helms, eine Klappe hat, die bei stürmischem Wetter heruntergezogen werden kann, und dann auch das Gesicht schützt. Das blonde Haar trägt der Litthauer lang, bis auf die Schultern hängend.

Zu bemerken ist noch, daß man selten eine Litthauerin im Festtagsanzuge sehen wird, die nicht ein feines, weißes Taschentuch in der Hand trüge, und wo möglich die Finger mit einigen silbernen, oder auch nur Ringen von unedlem Metall besteckt hätte.

Nachrichten über Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Während diese Geschichte mit Depron vorfiel, kam der Naturforscher, Hr. Schimper, nach Massaua, woselbst er den Verhandlungen im Diwan mit anwohnte, und diesen Vorfall den französischen und deutschen General-Consuln in Alexandrien berichtete. Sodann reiste er nach Adoa, wo er lange Zeit mit angestrengter Thätigkeit arbeitete. Im März 1838 erhielt er vom Dedschesmatsch Ubie gleichfalls Befehl, das Land zu verlassen, allein da er seine gemachten Sammlungen nicht im Stiche lassen wollte und doch keine Mittel zu deren Transport bis Massaua hatte, so blieb er, und wußte es durch Geschenke dahin zu bringen, daß ihm von Ubie ein längerer Aufenthalt in Abyssinien gestattet wurde. Zu seinem Glücke und zur Rettung seiner Sammlungen erhielt er gerade damals vom dänischen Consul in Alexandrien, Hrn. v. Dumreicher, eine kleine Summe Geldes, die ihm dieser aus eigenem Antrieb, besser berechnend als der Verein in Eßlingen, daß Hr. Schimper ohne Geld seyn müsse, gerade zu rechter Zeit zuschickte. — Hr. Schimper ist noch in Abyssinien, wahrscheinlich im Semen-Gebirge, kann aber aus Geldmangel sehr leicht in große Verlegenheit und in den Fall kommen, seine Sammlungen — wenigstens zum Theil — im Stiche lassen zu müssen.

Schimper.

Bald nach Hrn. Schimper, im Mai 1837, kam ich selbst in Adoa an. Ueber meine Zwecke und Absichten in Abyssinien und über das Fehlschlagen derselben, habe ich mich in meiner Bemerkung über Hrn. v. Katte's Reisebeschreibung deutlich und hinlänglich ausgesprochen. — Im März 1838 hätte auch ich auf Ubie's Befehl das Land verlassen sollen, allein ich gehorchte dem fürstlichen Befehl nicht, und blieb bis es mir selbst gefällig war seinen Raubstaat zu verlassen.

Kielmaier.

Im Junius 1837 kam ein engl. Capitän, Thorn, nebst einem deutschen Tischler, Keller, in Adoa an. Der englische Capitän hatte im Sinne, Handelsverbindungen mit Abyssinien anzuknüpfen, allein er verlor die Geduld unter diesem elenden Volke, und reiste nach Ausstehung aller möglichen Drangsale, zu deren Vermehrung sein Landsmann, Hr. Coffin, nicht wenig beitrug, mit einer Schiffsladung Maulthiere, die er in Halai und seiner Umgegend zusammenkaufte, nach einem Aufenthalt von einem Vierteljahr wieder ab. Sein Begleiter, Keller, entschloß sich, in Adoa zu bleiben und arbeitete daselbst für die Missionäre.

Thorn u. Keller.

Nach Capitän Thorn, gleichfalls im Junius 1837, kamen die Franzosen, HH. Aubert und Dufay nach Abyssinien, abgeschickt vom französischen Generalconsul in Alexandrien, um Deprons Mordgeschichte zu untersuchen, im Fall der Mord wirklich begangen worden sey, das verlangte Blutgeld zu bezahlen, und die Circulation der Europäer in Abyssinien möglichst zu erleichtern. — Ein größerer Mißgriff in der Wahl der Personen zu diesem wichtigen und höchst lobenswerthen Zwecke hätte von Seiten des betreffenden Consulats nicht leicht gemacht werden können; denn unbesonnener ist wohl noch keine gerichtliche Untersuchung von Europäern angefangen worden, und erbärmlicher noch keine beendigt worden, als diese. Anstatt, wie sie beauftragt waren, ihre Klage vor den Landesfürsten Ubie zu bringen, und durch dessen Gewicht und Untersuchung der Wahrheit auf die Spur zu kommen, fingen sie, die durch zwei Dolmetscher sich verständigen mußten, unbekannt mit allen Verhältnissen des Landes und dem Charakter des schlechten Gesindels in Halai, die Untersuchung selbst gleich bei ihrer Ankunft in letzterem Orte an, und ließen sich sodann durch intrigante, in der Untersuchungssache betheiligte Personen persuadiren, statt zu Ubie selbst zu seinem Vasallen, dem Dedschesmatsch-Cassai, zu gehen, und diesem, dem sie den Königstitel beilegten, die Untersuchung zur Ent-

Aubert u. Dufay.

scheidung vorzulegen. Hier verführte sie ihre Nationaleitelkeit, dem Cassai die Summe von 200 Thalern anzutragen, wofern er ihnen ein Certificat ausstelle, daß ihr ehrenwerther Landsmann, Hr. Depron, keinen Mann erschossen habe (was auch wirklich, der Eidschwüre der Halaier ungeachtet, höchst wahrscheinlich ist), und wofern er dieß beschwören lasse. Cassai war natürlich hiezu gleich bereit, ließ das Certificat schreiben, und steckte das Geld, so wie einige von den Geschenken, die eigentlich für Ubie bestimmt waren, in die Tasche. Als es aber am andern Tage beschworen werden sollte, blieben die Halaier — ganz natürlich des Blutgeldes wegen, das sie einzuziehen hofften, — auf ihrer alten Aussage, Depron habe einen ihrer Leute erschossen. Vergebens verlangten nun die beiden französischen HH. Abgeordneten von Sr. Majestät dem König Cassai die Bestechungssumme zurück, die war gut aufgehoben; Cassai lachte ihnen ins Gesicht, und behandelte sie verächtlich. Doch schlichtete er endlich den Streit: er veranlaßte die Halaier, sich mit einer kleinen Summe zu begnügen, und somit war die Geschichte beendigt. — Hierauf begaben sich die Gesandten zu Ubie, der sie aber, da er nur gleichsam den Rest der Geschenke bekam, und mit Neid und Aerger an die Summe dachte, die ihm Cassai weggeschnappt, sehr kalt aufnahm. — Nachdem sie hierauf eine Reise nach Gondar gemacht, und durch ihr höchst unkluges Benehmen die Circulation der Europäer in Abyssinien eher erschwert als erleichtert, und es den Abyssiniern, die sie für die scharmanteste Nation, für die Franzosen Afrika's, erklärten, in Gemeinheiten mancher Art zuvorgethan hatten, kehrte Hr. Aubert im Januar 1838 nach Aegypten zurück; Hr. Dufav hingegen blieb in Abyssinien, und soll in Schoa seyn.

Krapf. Im November 1837 kam Hr. Krapf zur Verstärkung der Mission nach Adoa. Er hatte gerade Zeit, seine Geschenke dem Dedschesmatsch Ubie zu Füßen zu legen, der ihm zum Danke dafür drei Monate hernach, im März 1838, mit den andern Missionären des Landes verwies.

d'Abbadie. Pater Joseph. Am 1 März 1838 kamen die Franzosen, HH. v. Abbadie, zwei Brüder, nebst einem katholischen Priester, Pater Joseph, nach Abyssinien; erstere mit einer wissenschaftlichen Reise in diesem Lande, wahrscheinlich gemeinschaftlich mit Pater Joseph, politisch-religiöse Plane verbindend. Ubie erlaubte ihnen am 10 März im Land zu bleiben. Die Hrn. v. Abbadie reisten später nach Gondar, Pater Joseph blieb in Adoa.

Lefevre u. Comp. Gegenwärtig ist eine neue Gesellschaft von vier Franzosen, unter Leitung eines Hrn. Lefevre, in Auftrag der französischen Regierung auf dem Wege nach Abyssinien. Wissenschaftliche Forschungen in jeder Beziehung sollen ihr Auftrag und der Zweck ihrer Reise seyn. Sie sind im März d. J. von Kairo, ihren Weg über Kenne und Kosseir nehmend, abgereist, und werden zuerst Tigre, sodann die übrigen Provinzen Abyssiniens und zuletzt auch Schoa bereisen.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Es ist keine Todesverachtung, welche die Neger in ihren letzten Augenblicken so ruhig seyn läßt; aber die Verachtung eines Lebens, welches sie in ihrer dummen Fühllosigkeit nicht zu schätzen wissen, und wovon sie nur die gröbsten und unedelsten Genüsse kennen. Gold und Rum sind dem Neger die höchsten Güter, und wenn nun ihre Religion sie vielleicht lehrte, daß an beiden in einer andern Welt unerschöpflicher Vorrath seyn würde, wäre es dann nicht erklärlich? Inzwischen dürfen wir nicht vergessen, daß ihre von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Ehrfurcht vor den Weißen einigermaßen als Entschuldigung für ihre Feigheit gelten kann, denn es ist nicht zu läugnen, daß ein Volk, welches im Stande ist die größten Beschwerlichkeiten zu ertragen, sich mit Wenigem zu begnügen, und welches jeden Augenblick bereit ist dieses Leben zu verlassen (welches davon auch die Ursache seyn möge) alle Anlage hat, ein unüberwindliches und mächtiges Volk zu werden. Bei den Negern besteht jedoch hiergegen ein großes Hinderniß: eine unüberwindliche Faulheit, welche ihnen jede Arbeit zuwider macht Manchmal baten die Großen uns um etwas Rum. „Geht nach Saccondee, war die Antwort, um ihn zu holen, oder schafft uns Träger, und wir werden ihn euch geben; hier haben wir keinen.“ Obgleich sie wußten, daß dieses die Wahrheit war, wiederholten sie doch täglich ihre Bitte, ohne sich selber die Mühe geben zu wollen, die Erfüllung ihres Wunsches möglich zu machen. Mehr dergleichen Züge von dummer Faulheit könnten angeführt werden. —

Die Leiche des Bonsoe wurde Nachmittags ins Meer geworfen, damit die Hantas nie einen Fetisch davon machen könnten

Sogleich nach der Execution fing die Einschiffung der Truppen und Güter an. Die Aximer, welche Hr. Pignari abgeschickt hatte, kamen heute mit den Elminaern von Acquedah zurück. Sie hatten dieses Krom verlassen gefunden und zerstört, und brachten einige im Wald aufgegriffene Gefangene mit, wofür sie eine gute Belohnung erhielten, und sogleich den Rückmarsch antraten.

Hr. van der Eb bezog mit einer Besatzung von vierzig Mann das Fort, und des Abends war Alles zum Abzug in Bereitschaft, als noch zwei Hanta'sche Caboceer gefänglich eingebracht wurden, unter welchen sich Diabone, einer der Haupträdelsführer, befand.

Den 28 Julius Morgens um 11 Uhr kam der General an Bord der Amphitrite, und sogleich wurden die Anker gelichtet, indem ein günstiger, obgleich schwacher Wind uns nach Saccondee trieb. Dichte Rauchsäulen stiegen hie und da von dem Strand auf. Es waren die feindlichen Kroms, die uns bis jetzt als Lager gedient hatten, und darum geschont waren, und welche die Elminaer Neger unter dem Hauptmann Maarschalk nun in Brand gesteckt hatten; vorzüglich Taccorari, welches, so wie Bossuwa, bis auf den Grund zerstört wurde. Gegen Abend erreichten wir Saccondee. Hier fanden wir den Merwede, von welchem ich die Matrosen, die von der Amphitrite nach Chama detaschirt gewesen und alle krank waren, wieder übernahm. Alle befanden sich in bedenklichen Umständen; sechs dieser Leute wurden bald ein Opfer der Krankheit, und die übrigen erholten sich nur sehr langsam.

Den folgenden Morgen segelten alle unsere Schiffe (denn auch der Merwede hatte hier jetzt nichts mehr zu verrichten) nach Elmina ab, wo wir denselben Abend, nach einer Abwesenheit von 29 Tagen, anlangten. Der General ging sogleich ans Land, und bat mich, ihm sobald als möglich zu folgen. Der Commandant des Merwede wurde angewiesen, Alles, was er für Elmina an Bord hätte, schleunigst auszuschiffen, und sich fertig zu machen, um auf den ersten Befehl nach Holland absegeln zu können. Der Rhoon en Pendrecht mußte die Kranken ans Land setzen, nebst den Soldaten, welche nicht zu denen gehörten, die zuerst nach Java gebracht werden mußten, und daher an Bord blieben.

Den 6 August segelte der Merwede mit den Rapporten des Generals nach Helvoet ab. Denselben Tag wurden hundert afrikanische Rekruten, nach Java bestimmt, auf dem Rhoon en Pendrecht eingeschifft, um mit den siebzig an Bord gebliebenen europäischen Soldaten unter Befehl des Lieutenants der Artillerie, van Kuyck, nach Ostindien gebracht zu werden. Dieses Schiff segelte den 7 nach seiner Bestimmung ab, nachdem wir von dem Capitän Schaap, der uns bei unserer Unternehmung nach Kräften unterstützt hatte, den herzlichsten Abschied genommen hatten.

Den 8 fand die Installation des Obristlieutenants Bosch als Gouverneur der holländischen Besitzungen an der Küste von Guinea statt. Nach Ablauf dieser Feierlichkeit legten der Gouverneur und die neu ernannten Beamten den Eid zu Händen des Oberbefehlshabers ab, während diejenigen, die schon früher an der Küste angestellt waren, den ihrigen erneuerten mit Bezug auf den Handel, welcher ihnen von nun an, unter welchem Namen auch, als niederländischen Beamten durchaus verboten wurde, wogegen jedem eine erhöhte Besoldung gewährt wurde. — Indem ich nun dem General berichtete, daß die Amphitrite segelfertig wäre, und ihn bat, den Tag der Abreise zu bestimmen, vernahm ich, daß er noch einige Nachrichten aus dem Hanta'schen und Antwort von dem König von Wassa, den er hieher beschieden hatte, so wie Antwort auf einen an den König von Ashantee geschickten Brief erwartete, und noch eine ganz neue Instruction für den Gouverneur der Küste aufsetzen müsse.

Hinsichtlich unserer Verhältnisse zum König von Ashantee diene Folgendes zur Erläuterung.

Es ist bekannt, daß wir in diesen Ländern Hülfstruppen für Ostindien anwerben. In unsern eigentlichen Besitzungen jedoch ist die Zahl der jährlich angeworbenen sehr gering; die meisten müssen wir aus dem Innern erhalten. Zu Ende des Jahres 1836 wurde der General Verveer, unser jetziger Oberbefehlshaber, mit einer Sendung an den König von Ashantee beauftragt, um durch dessen Vermittlung diese Werbung möglich und einträglicher zu machen. Dieses gelang. Der General wurde aufs freundschaftlichste empfangen. Der König versprach jährlich tausend Mann zu liefern, und wir würden ihn, gegen Bezahlung, mit Waffen versehen. Die meisten dieser Soldaten sind Donkos, ein von den Ashantinern unterdrückter Volksstamm; diesen erkaufen wir die Freiheit unter der Bedingung, daß sie sich verbindlich machen, für kürzere oder längere Zeit in unsern Dienst zu treten. Man denke hier nicht an einen verhüllten Sklavenhandel. Der Donko erhält vorher seine Freiheit und einen Freibrief als Beweis davon, und die Annahme geschieht in derselben Art, als bei unsern Werbedepots. Wäre es aber auch anders, so würde es doch nicht schwer zu vertheidigen seyn. Der Donko, einmal angenommen, genießt die Nahrung, die Kleidung, die Behandlung, alle Vorrechte unserer Soldaten, und dieß wird doch wohl keine Sklaverei genannt werden? Ueberdieß ist das Schicksal, welches seiner in seinem eigenen Lande wartet, vielleicht unerträglicher, als sogar Sklaverei bei uns seyn würde; ein Spielzeug der Launen seines Herrn, bei dessen Tod er auf dem Grabe geschlachtet wird, um ihm, nach ihren Begriffen, fortwährend dienen zu können. Folgender Brief des niederländischen Agenten an dem Hofe des Königs von Ashantee, Hrn. Huydecoper, gibt davon einen officiellen Beweis.

Commassie,*) 10 August 1838.

An den Commandanten von Elmina.

Ihr Schreiben von dem 16 des vorigen Monats habe ich mit den 50 Unzen Gold richtig erhalten. Heute habe ich in dem Depot zwölf Mann, und werde so bald als möglich das Transport absenden. Ich würde schon mehrere angenommen haben, allein der Tod des Prinzen Edoe Saai Kran und dessen Begräbnißfeier, welches Niemand einige Ruhe vergönnt, haben es verhindert; in drei oder vier Tagen hat die Feier (sogenanntes Costume) ein Ende. Sechs und dreißig Männer und Weiber nebst vier Knaben sind bis jetzt geschlachtet worden. Haben Sie die Güte, dem General die Nachricht seines Todes mitzutheilen. — — — **)

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der niederländische Agent: J. Huydecoper.

Man muß einen Transport dieser Donkos gesehen haben, um sich einen Begriff von ihrem Erstaunen und ihrer Freude zu machen, wenn sie gekleidet werden (Hemd, Hosen, Jacke und Mütze) und eine gute Wohnung erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Abdel-Kader und die Culuglis. Abdel-Kader setzt nach den neuesten Nachrichten seine Verfolgung der Culuglis im Innern fort, augenscheinlich weil sie seiner religiösen Aenderung widerstreben, und die Culuglis in Constantine sich auf die Seite der Franzosen neigen.

*) Hauptkrom oder Stadt des Reichs Ashantee.

**) Als der General Verveer bei seinem eben erwähnten Aufenthalt in Commassie von einer Krankheit ergriffen wurde und in einem heftigen Fieber lag, wurden, ohne daß seine Begleiter es verhindern konnten, auf Befehl des Königs eine Anzahl dieser Unglücklichen vor seiner Wohnung abgeschlachtet, um, nach einem priesterlichen Orakelspruch, die Gottheit zu versöhnen, welche den „weißen General" krank gemacht hatte. — Ich habe dieses aus dem eigenen Munde des Generals gehört.

Anm. des Eins.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 127 u. 128** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verschwörung.** Schauspiel in fünf Acten. — **Volupté.** (Fortsetzung.) — **Unfug der Kritiker in England.** — **Der Geist der Liebe.** Aus Lalla Rukh.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127 u. 128.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 November 1839.

Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verschwörung.

Schauspiel in fünf Acten.

Eine englische Zeitschrift bemerkt über dieß neue Drama Bulwers (welcher, sonderbarerweise die Sujets zu seinen drei bis jetzt erschienenen Schauspielen aus französischen Begebenheiten genommen hat) Folgendes: das Drama Richelieu, welches auf der Bühne einen so ausgezeichneten Triumph davon trug, wird ohne Zweifel vielen Lesern schon vertraut seyn, und sie werden darin große Fortschritte gegenüber von den zwei frühern Dramen desselben Verfassers erkennen. Die Aufmerksamkeit auf scenischen Effect, die glückliche Benützung und Handhabung der Bühnenereignisse, welche der Dame von Lyon so große Gunst bei den Besuchern des Theaters erworben, zeigen sich noch deutlicher und vollkommner in den Acten und Scenen Richelieu's, der seinem eigensten Wesen nach ein Stück zur Aufführung ist. Der Gegenstand ist zudem vom höchsten Interesse und der Knoten ist mit ausnehmendem Geschick angelegt und verwickelt, so daß vom ersten Auftreten des Cardinals an bis zur Schlußscene die Erwartung und Aufregung fortwährend in größter Spannung erhalten wird. Der Charakter Richelieu's ist nicht durchaus so, wie wir uns diesen tiefen und wunderbaren Staatsmann, den Gründer der großen französischen Monarchie, zu denken pflegten; aber wo so viel Zweifel und geheimnißvolles Dunkel herrscht, da darf wohl auch Verschiedenheit in der Ansicht oder in der Auffassung des Gegenstandes sich geltend machen, und bei einem so vielseitigen, so umfassenden und so wechselnden Manne, wie der große Cardinal war, welcher nie in ganzer Lebensgröße dargestellt wurde noch es je werden wird, können selbst verschiedene Brustbilder, die unter sich nur eine schwache Aehnlichkeit haben, dem Original, in verschiedenen Phasen seines Wesens und seiner Entwicklung, gleichen.

Folgende geistvolle Stelle, welche Richelieu darstellt, wie er die Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, ist in großem Sinne gedichtet, und gibt unsers Dafürhaltens eine richtige Auffassung der Hauptleidenschaft des großen Staatsmannes und des Zweckes, den er beständig verfolgte, nämlich: aus dem damals getheilten und zerrissenen französischen Gebiet Ein festes compactes Ganze zu machen.

Richelieu.

So, fassen woll'n sie mich hier im Palast?
Errathen kann ich ihren Plan nicht; aber
Zu zahlreich ist hier meine Dienerschaft;
Der Streich von einem einzigen Verräther
Lähmt leicht die Treu' von Tausenden; bist, Joseph,
Du Huguets sicher? Denk', wir haben seinen
Vater gehenkt!

Joseph.

Aber den Sohn habt Ihr
Erkauft! ihn überhäuft mit Gunstbezeugung!

Richelieu.

Geschwätz! Was ist erwies'ne Gunstbezeugung?
Hat in vertrauten Stunden er dir nie
Gesprochen von den Gunstbezeugungen,
Die er erwartet erst, auf die er rechnet?

Joseph.

Ja! eines Obersts Rang und Adelsbrief!

Richelieu.

Was! Huguet!

(Huguet tritt herein, um Richelieu etwas zu sagen, der ihn aber nicht bemerkt.)

Huguet (beiseite).

Ist von mir die Rede? still!

(Er schlüpft hinter eine span'sche Wand.)

Richelieu.

Oberst und Edelmann! Ei mein bescheidner
Huguet, daraus kann nimmer etwas werden!
Doch bleibt er uns gewiß — denn wir versprechen's,
Und sorgen, daß der König es verweigert.

Ah! Könige sind oft für den Minister
Gar nützlich und bequem! Auch Huguet kommt
Dabei zu kurz nicht; Philosophen sagen:
Süßer als der Besitz sey Hoffnung; ja!
An Huguet wollen wir die Probe machen.
Genoss'ne Gunst stopft unsrer Hunde Bauch,
Macht schläfrig sie im Dienst, stumpf den Geruch
Und lähmt die Eile; künft'ge Gunst, mein Joseph,
Wirkt hung'rige, begier'ge Dankbarkeit,
Und kecken Eifer, der aus jedem Köter
Macht einen Cerberus. Ja, du hast Recht,
Dieser Verrath gestaltet furchtbar sich;
Einmal jedoch zermalmt wird seine Asche
Düngen den Boden unsrer Macht, und reifen
Solch volle Garben goldner Größe, daß
Der ganze Sommer meines Lebens soll
Neben dem Herbst als unfruchtbar erscheinen.
(Huguet hält drohend seine Hand empor und schleicht hinaus.)

Joseph.
Die Heil'gen mögen es gewähren!

Richelieu (feierlich).
Ja!
Des schönen Frankreichs willen geb's der Himmel!
Deinthalb, mein Vaterland, nur deinethalb,
So wenig es die Menschen glauben, sind
Mühsal und Angst Begleiter meines Lebens!
Ich hab' dich groß gemacht und schön, aufs Haupt
Den alten Römerlorbeer dir gesetzt,
Zu Füßen Nationen dir gelegt!
Kein Puls in meinem Ehrgeiz, dessen Schläge
Nicht deinem Herzen Maaß und Tact entlehnte!
In alten Zeiten lebten Patrioten
Und starben für die Freiheit —

Joseph.
Wie Ihr leben
Und sterben wollt, dem Despotismus dienend.

Richelieu.
Nein, falscher Mönch, nicht für den Despotismus!
Nein! für den Purpur und die Größe, drein
Der Staat sich kleidet. Ich hab' lieb mein Land
Nicht wie Venediger, Engländer, Schweizer —
Nein! wie ein Edler und ein Priester Frankreichs!
„Alles für Frankreich!" ist mein ew'ger Spruch!
Das ist die Axe der rastlosen Räder,
Die sie belebt, daß sie mich vorwärts führen!
Mit meinem Vaterland hab' ich verschlungen
All mein Geschick und meine Leidenschaften —
Meine Verbrechen, meine Tugenden —
Für es gehaßt, geliebt, Plane geschmiedet
Und Menschenblut vergossen, wie die tiefe
Klugheit toskan'scher Weisen denen räth,
Die groß ihr Vaterland zu machen trachten.
Jenseits der Marken Frankreichs kann mein Herz
Nicht reisen, aber dieß Gebiet füllt es
Bis an die fernste Gränze aus; so lang
Ich leb', sind Richelieu und Frankreich Eins.
Wir Priester, welchen wehrt als Jünglingen
Die Kirche, einer Braut uns zu verloben,
Welchen sie in der Mannesjahre Mühsal
Verweigert die mittragende Genossin,
Denen im welken Alter sie versagt
Die süßen Blüthen eines zweiten Frühlings,
Der aus dem Vaternamen lächelt — wir
Sind doch nicht heil'ger als die andern Menschen,
Sind unterthan der Menschlichkeit Bedingung,
Der Liebe! Und weil uns die Wirklichkeit
Unfruchtbar ist, hauchen wir Leben nur
Dem kalten Marmor ein des Idealen;
So, Frankreich, hab' in deiner unsichtbaren,
Im Geist empfangnen Herrlichkeit und Größe,
Hab' ich, mein Vaterland! ein Wesen mir
Gestaltet, das ich lieben kann. Was sind
Die Prachtgewänder da, der Prunk, das Schloß?
Armseliger, vergänglicher Kindertand!
Zwei Dinge nur sind in der Welt unsterblich:
Ruhm und ein Volk!
(Huguet tritt ein.)

Huguet.
Mein Herzog-Cardinal,
Eu'r Eminenz verlangte mich zu sprechen
Zu dieser Stunde

Richelieu.
Hab' ich? Ja, ganz recht,
Huguet! Also Ihr habt belauscht Gespräche
Seltsamer Art unter den Ehrenmännern,
Von Fallen, Netzen, Richelieu gestellt?
Gut, gut! wir wollen sie zu Schanden machen;
Laßt mich bedenken — die Bewaffneten,
An deren Spitz' ihr steht — wie viele?

Huguet.
Zwanzig
Mein Herzog.

Richelieu.
Alle zuverlässig?

Huguet.
Ja —
So, für gewöhnliche Gelegenheiten;
Bei schweren Fällen würd' ich wenigstens
Drei Viertel davon wechseln.

Richelieu.
Ja, und was
Nennt schwere Fälle Ihr?

Huguet.
Große Bestechung!

Richelieu (zu Joseph).
Welch Glück! er weiß doch einige, die fest
Gegen große Bestechung sind!

Huguet.

Das sind
Wahrhafte Edelleute, welche das
Gesetz verletzt, und denen lieb ihr Leben,
Und die nach Gold nicht fragen; Gnade kann
Ihnen allein Eu'r Eminenz gewähren;
Und darum könnt Ihr Euch auf sie verlassen.

Die Stelle, welche wir zunächst mittheilen, hat durch Macready's Spiel auf der Bühne eine große Wirkung hervorgebracht. Die Scene ist im Sitzungssaal.

Erster Secretär.

Die Angelegenheiten Portugals,
Sire, sind höchst dringend; nur ein kurzer Monat
Ist es, daß ein Rebell der Herzog von
Braganza war.

König Louis.

Und ist es noch.

Erster Secretär.

Nein, Sire,
Das Glück hat ihn begünstigt. Er ist jetzt
König von Portugal — gekrönt — und bittet
Um ungesäumten Beistand gegen Spanien.

K. Louis.

Wir wollen ihn ihm nicht gewähren gegen
Seinen rechtmäß'gen König. Graf, was sagt Ihr?

Baradas.

Nein, Sire.

Erster Secretär.

Doch Spanien ist Eu'r schlimmster Feind.
Was immer Spanien schwächt, muß Frankreich stärken.
Der Cardinal würde die Hülfe schicken;
(feierlich)
Das Gleichgewicht Europa's, Sire, bedenkt!

K. Louis.

Der Cardinal! Das Gleichgewicht Europa's!
Wir wollen es in Ueberlegung ziehn.
Nun, Graf?

Baradas.

Ja, Sir! verschiebet den Entschluß.

Erster Secretär.

Aber —

Baradas.

Verschiebet den Entschluß, Herr!

Joseph.

Hm!

Zweiter Secretär.

Die Angelegenheiten Englands, Sire,
Höchst dringend; Karl hat eine Schlacht verloren,
Die über seines Reiches Hälft' entscheidet;
Er bittet, Sire, um Geld und Truppenhülfe.

K. Louis.

Die soll er haben. — Baradas?

Baradas.

Ja, Sire!
(O die Depesche. All mein Blut ist Feuer!)

Richelieu (mit schwacher aber sehr klarer Stimme).

Mein König! —
Verzeiht! — verloren ist die Sache Karls!
Ein Mann hat sich erhoben, Cromwell heißt er,
Ein großer Mann! Die Truppen, die Ihr Karln
Zu Hülfe schicktet, würden nichts ausrichten —
Das Geld verschleudert werden! Haltet ein!
Bedenkt, Sire!

K. Louis.

Ja, bedenken! Baradas,
Was meint denn Ihr dazu?

Baradas.

Bedenkt's, Sire!

Joseph.

Hm!

K. Louis (beiseite).

Es reut mich halb! Einen Nachfolger geben
Dem Cardinal! Rings um mich wanken Throne
Und Dynastien schwinden! Nur der Boden,
Den er bewacht, ist sicher vor Erdbeben.

Joseph.

Noch ist nicht ganz verdunkelt unser Stern!
Ihr gabt genau doch auf den König Acht?
O hätten die Depesche wir!

Richelieu.

Ach Joseph! —
Kind! könnt' ich dir doch helfen!

(Ein Herr tritt ein und flüstert Joseph etwas zu, der eilig hinaus geht.)

Baradas (zum Secretär).

Tretet ab, Herr.

Zweiter Secretär.

Aber —

Baradas.

Schweigt, Herr.

Dritter Secretär (geheimnißvoll).

Sir, die höchst dringende
Geheime Correspondenz — Berichte von
Spionen, Deserteuren und von Ketzern,
Giftmischern, Mördern — Planen gegen Eure
Person!

K. Louis.

Meine Person? O ja, höchst dringend!
(König Louis durchgeht die Papiere.)

(Joseph tritt wieder ein mit François, dessen Schärpe mit Blut befleckt ist. François hält sich hinter der Dienerschaft des Cardinals und dadurch dem Anblick von Baradas und den der Andern entzogen, fällt er Richelieu zu Füßen.)

François.

Oh! gnädiger Herr!

Richelieu

Du blutest!

François.

Nur geritzt —

Gelungen ist's (gibt ihm ein Packet).

Richelieu (den Inhalt durchmusternd).

Still!

Dritter Secretär (zum König).

Sire, die Spanier

Verstärken an den Gränzen ihre Macht.

Der Herzog Bouillon —

Richelieu.

Halt — in dieser Sache —

Hier — ein Papier, Sire! lest es selbst, dann nehmt

Des Grafen Rath an.

(De Beringhen tritt hastig ein und zieht Baradas bei Seite. Richelieu gibt dem Secretär ein offnes Pergament.)

Baradas (von de Beringhen wegstürzend).

Was? es dir geraubt?

Ha! halt!

Joseph.

Zurück, Sohn! Euch trifft jetzt die Reihe.

Baradas.

O Hölle! die Depesche!

K. Louis.

Ist an Bouillon

Gerichtet und Orleans unterzeichnet!

Baradas auch! mit unsrem Feind, dem Spanier,

Ein Bund! unser italisch Heer — was! gegen

Paris zu führen! den König selbst festnehmen!

Meine Gesundheit sey der Ruh' benöthigt!

Die Abdankung mich unterschreiben lassen!

Mein Bruder Orleans Regent! O Heil'ge

Des Himmels! Das die Männer, die ich liebte!

(Baradas zieht den Degen, sucht zu entfliehen, wird aber festgenommen. Orleans, der schneller zu entwischen versucht, begegnet Josephs Auge und bleibt stehen. Richelieu sinkt zurück.)

Joseph.

Tragt Sorge für den Cardinal!

Baradas (für sich).

Er stirbt!

Und mir glück's noch, den König zu beschwatzen.

K. Louis (auf Richelieu losstürzend).

Richelieu! Cardinal! Ich danke ab!

Und herrsche du!

Joseph.

Ach! ach! zu spät! er wird

Ohnmächtig!

K. Louis.

Herrsche, herrsche Richelieu!

Richelieu (schwach).

Mit unumschränkter Macht?

K. Louis.

Ganz unumschränkter!

Oh! lebe! wenn für mich nicht, doch für Frankreich!

Richelieu.

Für Frankreich!

K. Louis.

Oh! dieser Verrath! das Heer!

Orleans, Bouillon! Himmel! und die Spanier!

Wo sind sie in acht Tagen?

Richelieu (sich rasch erhebend).

Mir zu Füßen!

Wenn der geschickte Schauspieler den Fuß auf die Papierrolle setzt, welche die Angabe von den einzelnen Umständen der vereitelten Verschwörung gegen Richelieu's eignes Leben enthält, ist die Wirkung auf das dichtgedrängte Haus wahrhaft galvanisch.

(Schluß folgt.)

Volupté.

(Fortsetzung.)

Ganz zum Bewußtseyn kam ihm seine Liebe zu der Frau von Couaën eines Abends, als sie ihn aufforderte, sie zu einer einsamen verlassenen Capelle auf einem Berg zu begleiten, wo sie ein Gebet für ihre todkranke Mutter in Irland verrichtete.

„Ich trat mit ihr einen Augenblick in das niedere Schiff; aber als ich sie knieen sah, ging ich hinaus, aus einer Art von Schamgefühl, weil ich fürchtete, eine ungehörige, fremde Gemüthsbewegung mit einer so reinen Anrufung Gottes zu vermengen. Ich dachte, es sey besser, wenn ihr Taubenseufzer allein zum Himmel emporsteige. Hiebei verhehlte ich mir die Kraft dieses göttlichen Actes, welchen Jesus auch die Geringsten unter uns gelehrt hat; ich vergaß, daß jedes Gebet gut, angenehm ist; daß das Gebet selbst des beflecktesten Menschen, wenn es vom Herzen kommt, das eines Engels verstärken kann. Ein Gedanke hat mich seither oft beschäftigt. Wenn ich in jenem Augenblick der Krisis auf den Knieen mit Inbrunst für sie und ihre Mutter gebetet hätte: hätten sich dann wohl nicht manche der schlimmen Umstände und Einflüsse, die ich nicht zu beschwören wußte, hiedurch anders gestaltet in der Zukunft meines Lebens und vielleicht auch des ihrigen? Ein verdienstlicher Act dieser Art, geübt an der Quelle und am Entstehungspunkt meines Gefühls, wäre er wohl nicht im Stande gewesen, dieses selbst anders zu gestalten und seinen Lauf anders zu bestimmen? denn die Gebete guter Art, selbst wenn sie nicht ihren nächsten Zweck erreichen, haben doch, ohne daß wir es wissen, andre wohlthätige Wirkungen zur Folge; sie schlagen oft in den Tiefen der Gottheit irgend eine verborgene Feder an, die, um in Thätigkeit zu treten, nur diese Berührung erwartete, und wodurch die Führung einer Seele eine ganz veränderte Richtung erhält. Aber, obgleich ich vermöge der Wirkung dieses Anblicks auf mich, des Spaziergangs und der Eindrücke dieses Abends, mich in einer ächtreligiösern Stimmung befand, als ich seit langer Zeit empfunden hatte, führte ich doch jenen Impuls nicht aus. Ich verließ Frau von Couaën, in der

Capelle auf den Knieen liegend, und trat zu den Trümmern eines Wachtthürmchens am Rand der steilen Felsen der Meeresküste; der weite leere Raum, der brüllende Abgrund, die rothe Scheibe des halbversunknen Tagesgestirns, ergriffen mich und ich versank in Träumerei. Ich träumte wachend, und das, mein Freund, ist zwar ganz und gar nicht das Gleiche wie Beten, aber es ist dasjenige, was bei den weltlichen Seelen die Stelle des Gebets vertritt, eine unbestimmte Empfindung, welche sie auf behagliche Weise von jeder Anstrengung des Willens entbindet. Ihr wißt es wohl, mein Freund, Träumen ist: nichts wollen, die Empfindung und Stimmung des Augenblicks auf gut Glück und ohne Absicht an die Dinge hingeben und sich ohne Maaß und Ziel über das Universum hin ausbreiten und erweitern, indem man sich mit allem was man empfindet, vermischt, während das Gebet etwas Gewolltes ist, demüthig, gesammelt mit gefalteten Händen und selbst in seinen innigsten und inbrünstigsten Bitten gekrönt mit Uneigennützigkeit. Diese selbstsuchtlose Kraftanstrengung vorzüglich war es, was mir an jenem Abend fehlte und was mir das Gebet verliehen hätte.“ — —

„Als wir in den Hof traten, lief Frau von Couaën zuerst leichten Schrittes ihrem Gatten entgegen und kam seinen Fragen zuvor mit einigen Worten, die ich nicht verstand, die aber wohl den Zweck dieses Spaziergangs erklärten. Er nahm ihre eifrige Rechtfertigung mit Milde auf, und schien sich darüber zu freuen, unbeweglich und lächelnd, ein wenig vorgebeugt, und sein ganzes Wesen sprach eine sehr zarte Gefälligkeit und Freundlichkeit aus. Nachdem sie zu Ende war, umschlang er sie mit seinem Arm wie ein vergnügter Vater, und hob sie beinahe bis zu sich empor und küßte sie auf die Haare, denn sie versteckte die Stirne. Ein plötzlicher Schwertstreich hätte mich nicht anders getroffen; mein Herz und meine Augen hatten in der Dämmerung des sinkenden Tages nichts von dieser keuschen Scene verloren; mein wahnsinniges Reich hatte ein Ende. Ich begriff mit bittern Empfindungen was ich bisher nur undeutlich geahnt hatte, was von diesem Abend an der quälende Stachel meiner Nächte ward: wie weit die kleinste Liebkosung der Liebe, die gewöhnlichste Vertraulichkeit der Ehe, die lebhaftesten Zeichen und Erweisungen der Freundschaft hinter sich läßt. Das ist in der That die ewige Strafe der unklugen, ungehörigen Freundschaften, auf die man sich einläßt; das ist der nagende, zerstörende Wurm. Die begehrliche Jugend, die nichts nur halb will, erzürnt sich über eine Ungleichheit, bei der ihr Stolz wie ihre Sinnlichkeit betheiligt ist; sie bewegt immerdar, sie wendet nach allen Seiten unablässig diesen eifersüchtigen Gedanken. Und von diesem bis zu den gefährlichsten braucht es nichts weiter als daß man sich widerstandlos weiter drängen läßt; man steht da auf dem Abhang der schlimmsten Pfade!“

Er erzählt, wie er sich angewöhnt habe, die Frau von Couaën oft und lange stumm anzuschauen; sie beachtete es nicht, oder schien es nicht zu beachten; aber eines Tages fragte ihn ihr jüngstes Kind, warum er die Mutter so ansehe?

„Du fragtest mich, schönes Kind, unter den Weiden des Canals, warum ich deine Mutter so ansehe; und ich hätte es dir beinahe sagen können, selbst wenn du mich zu verstehen vermocht hättest, so viel Achtung und Ehrfurcht lag in diesem Anschauen. Darum, weil die Schönheit, jede Art von Schönheit, nichts so Leichtes, nicht etwas Jedem sogleich Zugängliches und Verständliches ist; darum, weil es jenseits der alltäglichen Schönheit eine andre gibt, in die man sich erst muß einweihen lassen und zu der man langsam die Stufen hinauf steigt, wie die eines Tempels oder eines heiligen Hügels. Es gibt in dieser Welt eine Schönheit für die Sinne, es gibt auch eine Schönheit für die Seele; die erstere, fleischlich, dunkel, unmittelbar sichtbar und erkennbar; die zweite von der Art, daß sie vielleicht dem einfältigen Auge nicht minder auffällt, aber dabei doch erheischt, daß man sich mehr erhebe, daß man ihr durchsichtiges Wesen durchdringe und ihre verhüllten Symbole erfasse. Idol und Symbol, Offenbarung und Schlinge, das ist die doppelte Gestalt, worin sich seit Eva's Zeit die menschliche Schönheit dem Auge darstellt. Ebenso wie in uns Sinnlichkeit und Liebe ist, so gibt es außer uns, jenen entsprechend, zwei Arten von Schönheit. Die wahre Schönheit, mehr oder minder gemischt, mehr oder weniger vollkommen, ist oft schwer zu empfinden und zu spüren in dem was sie Reines hat; sie erscheint uns spät, so wie die ächte Liebe in uns nur langsam sich sondert und scheidet. Das Kind begreift die Schönheit nicht; rothe und glänzende Farben, die ihm lebhaft ins Auge fallen, machen für es das seltsame Bild derselben aus. Der heranwachsende junge Mensch, der sie verfolgt und anbetet, geht beinahe immer fehl; in seinem blinden, stürmischen Ungestüm sieht man ihn auf den Knieen plumpe Steine am Weg umfassen, als wären es Porphyrstatuen der Göttin. Meist müssen die Sinne schon ein wenig abgestumpft seyn, damit das klare Bewußtseyn der Schönheit in uns aufgehe. Glücklich dann derjenige, der diese zögernde Schönheit zu würdigen weiß, wer noch bei Zeiten sich ihr ergibt und sich ein Herz schafft, würdig sie abzuspiegeln! Der Wollüstling, der die Schönheit empfindet und versteht, ist ihr Fluch; er entweiht sie mit seiner Huldigung; er ist nur bestrebt sie herabzuwürdigen und zu schwärzen; statt sich durch sie zu erheben, erniedrigte er sie gern zur lüsternen Liebe; er stürzt sie für immer herab und opfert sie. Die edle Schönheit dagegen, wenn die Seele, welche in ihr wohnt, ihrem Princip treu geblieben ist, wird nicht untergehen mit dieser irdischen Hülle; sie wird verdienen auch in andern Verhältnissen zu bestehen, noch gehoben und geadelt nach der Wahrheit, gereinigt nach der Liebe, und in dieser neuen Gestalt, die sich nicht mehr ändern wird, wird dem, der ihr hienieden diente, erlaubt seyn, sie fortwährend zu lieben; es ist uns ein Bedürfniß, dieß zu hoffen, und nichts, o mein Gott, verwehrt uns, es zu glauben. So jung, so unwürdig ich damals war, und so wenig klar ich mir damals diese Unterscheidungen zu machen wußte, ahnte ich sie doch schon damals, wenigstens in ihrer Nähe. Ich machte jeden Tag Fortschritte im Verständniß dieser so ganz innerlichen Seele und der vollendeten Form, welche mir sie veranschaulichte. Ich erfaßte mehr und mehr das Symbol. Aber entging ich ganz der Schlinge? verweilte ich, indem ich unter dem Alabaster nach der Lampe forschte, nicht zu sehr bei den äußern

Umrissen und Formen? Suchte mein hastender, gieriger Blick denn wirklich immer und einzig nur zu begreifen und zu verstehen? wollte er nicht manchmal auch selbst verstanden seyn und fragen? Zog er sich nicht manchmal auf Augenblicke zurück, betroffen von der Ruhe und dem harmlosen Antlitz, womit er aufgenommen wurde, wie wenn dieß eine abschlägliche Antwort wäre?

„Und dann auch die gleichgestimmteste und haltungsvollste Schönheit hienieden hat nothwendig ihre Stunden der Schwäche und Verdunklung; sie bietet uns ihr ideales, ewiges Element nicht in einem beharrlich gleichen Licht dar. Es gibt Monate und Jahreszeiten, wo sie Ermattungen unterworfen ist. Sie erhebt sich in einem Gewölke, das sie nicht verläßt und das sie mit einer treulos schmeichlerischen Wärme umkleidet. Ihre Augen schwimmen, ihre Arme sinken nieder, ihr Körper vergißt sich in unbegreiflichen Gebärden; ihre schmeichelnde Stimme dringt ans Herz und tödtet. Wenn man sich ihr nähert, so nimmt die innere Bewegung überhand, die Unruhe wird ansteckend; jede Miene, jedes Wort von ihr scheint eine Gunst. Man möchte sagen, ihre Haare, nachlässig auf dem Haupt zusammengebunden, wollen sich an solchen Tagen beim leisesten Seufzer lösen und einem das Antlitz überschwemmen; ein Duft von Wollust steigt wie aus einem Blumenkelch aus ihr empor; Trunkenheit und Gift! fliehe, fliehe! jede Frau ist in gewissen Stunden verführerisch!"

(Fortsetzung später.)

Unfug der Kritiker in England.

In den letzten Jahren ist ein merkwürdiger Wechsel eingetreten in den Verhältnissen zwischen Autoren und Kritikern. Da in neuern Zeiten die Bücher zugänglicher wurden, vermöge der Bücher-Clubs (Lesegesellschaften), und der Methode, sie in wohlfeilen periodisch erscheinenden Bänden auszugeben, haben die Berichte darüber, welche sonst einen wichtigen Bestandtheil der Reviews und Magazine bildeten, an Interesse und Werth in demselben Verhältniß abgenommen. Daher sind auch die Reviews in Bedeutung und im Absatz zurückgekommen. Weder die Lesegesellschaften noch die reicheren Classen warten jetzt mehr die Urtheile der Kritiker in den Reviews ab. Die Auskunftsmittel, zu welchen diese Veränderung die Kritiker getrieben, könnten lächerlich scheinen, wenn etwas so Betrübendes Gegenstand der Lustigkeit werden könnte. Der Reviewer, der mächtige Mann, an dessen mit Tinte getränkter, scharfer Feder sonst die entscheidenden Urtheile über Ruhm und Schicksal hingen, ist jetzt ein bloßer Mitbewerber der Autoren geworden, der eben auch die von dem Publicum verlangte Belehrung liefern soll, — er muß jetzt Artikel schreiben, die nicht ein Wort über die Bücher enthalten, deren Titel darüber stehen; er muß jetzt einfach seine eignen Data und Räsonnements mittheilen, und die Form der Kritik dazu benützen, seine Abhandlungen und Dissertationen an Mann zu bringen. Wollte er ein neues Buch kritisiren, so müßte er die Aushängebogen haben, eh' es ausgegeben wird; sonst hätte sein Artikel nichts Frisches und sein Urtheil fände kein Publicum. Dieser Umstand nöthigt ihn, mit Begierde und Haß sich jedes verdienstvollen Buchs zu bemächtigen, das nur zur Privatmittheilung gedruckt worden, und mit einiger Aufopferung der strengen Gerechtigkeit und vielleicht zu Gunsten der parteilichen Vorliebe, der Welt die Frische und Schönheit der sprudelnden Quellen der Poesie und Beredsamkeit anzupreisen, die ohne ihn und seinen Geschmack und Unternehmungsgeist vielleicht für immer versiegelte Brunnen geblieben wären. Daher kommt es, daß die Reviews, welche das Eigenthum großer Buchhändler sind, dann und wann einen Artikel aus einem später erscheinenden Buche erhaschen und mittheilen; und von diesem Umstand rührt es her, daß man mit Review-Artikeln dem Geschmack des Publicums auf den Zahn fühlt — daß Bücher beurtheilt werden, ehe sie geschrieben sind, indem der Autor ein paar auserlesene Fragmente, und der Kritiker einen unterhaltenden Commentar liefert. Wenn der Pfiff einschlägt, erscheint das Buch; wenn nicht, so wird es vergessen. Sonst pflegte der Kritiker der Antagonist seines Autors — jetzt ist er sein Plünderer. Die fortschreitende Civilisation erlaubt jetzt dem Kritiker nicht mehr, es zum großen Zweck und zur Ausgabe seines Artikels zu machen, zu beweisen, wie so weit überlegen er den Autoren an Kenntnissen und Talent sey. Immer aber kann er noch den Stolzen und Trotzigen spielen gegen Autoren, die keine Aushängebogen schicken. Ein kurzer aber bitterer Angriff, sechs bis zwölf Seiten, zeigend daß ein populärer Autor ein Narr, ein Lügner, ein Ungläubiger und ein Lump ist, gewürzt mit schlechten Späßen und Unanständigkeiten, wird immer noch genug Aufmerksamkeit erregen, um sich der Mühe zu verlohnen. Die commerciellen Interessen der Reviews erheischen, daß man einen Autor entweder plündert und ihn unsinnig ausposaune, oder, wenn man ihm das Seinige läßt, ihn angreife und verleumde. Das sind die Hörner; wenn er sich widersetzt, wird er durchbohrt. Ein Freund von uns sah bei einem Spaziergang in einem Unterholz, wo Hopfenstangen gezogen werden sollten, ein Schaf, das seine Füße auf einen jungen Baum setzte, ihn hinunterbog, mit der Wucht seines Körpers niederhielt und dann die jungen zarten Sprossen des Baums abfraß. Unsrer Phantasie erschien dieß Schaf als das Autor-Schaf; als einsichtsvoller, beharrlicher, ehrlicher Autor, der nur das benützen und genießen will, was seine Kraft und Geschicklichkeit errungen haben. Da war aber auch ein anders Schaf, das sich nicht die Mühe nehmen mochte, den Baum selbst niederzudrücken, sondern lieber, als ein Freund von Plagiarismus, von den jungen Sprossen herunterfraß, wo solche schon heruntergebogen waren. Das war das Kritiker-Schaf. Das Schaf, welches den Baum herunterbog, das Autor-Schaf, duldete im Ganzen das Benehmen seines Gegners eine Zeitlang sehr geduldig, aber am Ende überwältigte des Kritikers Plagiarismus die Geduld des Autors — die Räuberei schien unerträglich; die mühelose Behaglichkeit, womit der Kritische die köstlichen Baumsprossen sich behagen ließ, erschöpfte jede Langmuth; und endlich stieß das Schaf, welches den Baum heruntergebogen, mit dem Kopf — der Baum schnellte wieder hinauf;

es konnte die Sprossen nicht mehr erlangen und alles was es gewonnen hatte, war — ein Kampf. Sich überzeugend, wie unangenehm es sey, sich herumzukämpfen, statt Sprossen zu fressen, entschloß sich am Ende das fragliche Schaf wieder, den Baum herabzuziehen. Sein kritischer Freund nahm an seinem Genusse wieder Theil, und nachdem er so den Autor nachgiebig und mürbe gemacht, thaten sie mit einander ihr Bestes, sich's schmecken zu lassen. Dieß ist der jetzige Zustand der literarischen und kritischen Welt; dann und wann ist ein unerfahrnes Schaf, ein junger Dichter oder dergleichen närrisch genug, mit den Hörnern zu stoßen — ein Verfahren, das ihn bald klüger macht; aber das Sichberuhigen ist allgemein. Eine Folge von der fraglichen Praxis ist die: daß das Kritisiren aus der periodischen Literatur verbannt wird durch das Ausziehen — eine viel bequemere und leichtere Aufgabe. Gegenwärtig ist es der Brauch, die Aushängebogen an die periodischen Blätter zu schicken, auf die der Verleger oder der Autor sich verlassen kann, die auserlesensten Stellen auf einen besondern Bogen gedruckt, damit das Citiren erleichtert werde. Dieß läßt sich nicht umgehen — es ist das Fatum. Der Autor, der sich dieser Praxis entziehen will und seine Bücher ganz jungfräulich dem Publicum darbieten, indem er auf Subscription herausgibt, oder es unterläßt, den Zeitschriften Exemplare zuzuschicken, der hat ganz gewiß Vernachlässigung und Verdruß zu erwarten. Alle Arrangements der kritischen Literatur sind gegen ihn. Das System des Citirens und Ausziehens ist fest gegründet. Es war einmal ein großer Neufundländer Hund, ein tüchtiges, gescheidtes Thier, gutmüthig, von pünktlichen, ordnungsliebenden, exemplarischen Sitten, der alle Tage mit seinem Groschen im Maul zum Laden des Fleischers im Dorf ging, und mit einem großen Stück Fleisch für seinen Groschen zu seinem Häuschen zurückkehrte. Dieser Hund nun bedeutet in unserm Bild den Autor. Er war beneidet von all den kleinen Kötern des Orts; sie konnten seinen Reichthum, seinen Groschen, seine Pünktlichkeit und sein Fleisch nicht ansehen, ohne den Wunsch, auch daran Theil zu haben. Daher steckten zwei kleine Hunde die Köpfe zusammen, und entwarfen einen Plan, vermöge dessen sie Gelegenheit zu erhalten hofften, unsern achtbaren Autor-Hund seines frischerkauften Gutes zu berauben — einen Auszug von seinem Gericht zu machen. Als er wie gewöhnlich heimtrabte, seine Atzung im Maul, griff ihn einer der kleinen Hunde von hinten an und schnappte ihm nach den Beinen. Er legte sogleich das Fleisch auf den Boden, um den Angreifer zu züchtigen, als, gemäß der vorhergetroffenen Verabredung, der andere kleine Hund, ein kritischer kleiner Geselle, es plötzlich packte und damit davon rannte — als einem hübschen Citat oder Auszug. Nun wußten die beiden kleinen Hunde gewisse Löcher in einer Mauer in der Nähe, durch welche sie bequem schlüpfen konnten, die aber für den großen Hund, wenn er sie verfolgte, zu passiren unmöglich war. So den gedoppelten Vortheil benützend des übereinstimmenden Verfahrens und ihrer Kleinheit, wußten die kritischen Köter lange Zeit Tag für Tag ihr Auszugs-System so gut fortzuführen, daß ihr Anblick schon genügte, um den Autor-Hund aus purer Angst vor ihren Diebereien in schnellstem Lauf fliehen zu machen. Aber vergesse man es nicht, die Reizbarkeit des Autors ist es, die ihm verderblich wird — er ist, wenn man ihn nicht beunruhigt, ganz sanft und achtbar, aber im Augenblick, wo er hinter sich klaffen hört, beißt er, und das Fleisch ist fort. Wir unsers Theils wünschten nur die Autoren zu überzeugen, daß alle diese Einrichtungen zu ihrem Besten gereichen — sie würden zu populär und zu reich werden, wären sie im Besitz aller der Vortheile, die ihnen die jungfräuliche Neuheit ihrer Bücher gewähren könnte; und wie die Bischöfe einen guten Theil von den Reichthümern dieser Welt für sich nehmen, damit ihre Heerden nicht zu reich werden, um durch das Nadelöhr zu passiren, so nehmen die Kritiker das Mark und den Saft aus den Büchern, damit die Autoren nicht berauscht werden vom Erfolg und nicht übermüthig durch ihr Glück.

In Folge der veränderten Verhältnisse zwischen Autoren und Kritikern sind geißelnde Artikel schätzbarer für die Reviews geworden. Es ist in der That ein sehr pikantes Lesen um solche Artikel; selbst wenn geistlos, sind sie doch nicht langweilig. Wenn es im Interesse der meisten Menschen liegt, artig und anständig selbst gegen ihre Feinde zu seyn (nach dem Grundsatz des Spaniers, der den Teufel: „gnädiger Herr!" anredete), weil sie ihnen einmal in die Hände fallen können, so macht der Kritiker hievon eine Ausnahme. Je boshafter und persönlicher er seinen Artikel abfassen kann, desto besser, vorausgesetzt daß er genug Tact und Geschmack hat, die Bosheit seiner Leser mit sich fortzuziehen. Daher ist es wohl dieser Umstand, der das Daseyn eines sehr merkwürdigen Dings in der englischen Literatur: Exoterismus genannt, erklärt. Es gibt verschiedene gescheidte und unterhaltende Schriftsteller, welche eine ansehnliche Berühmtheit und ziemlichen Absatz ihrer Schriften der Regelmäßigkeit verdanken, womit sie ihre Journale durch Angriffe auf Männer und besonders auf Frauen würzen. Die Moralität der Controverse bei diesen Menschen ist die Furcht vor dem Libellgesetz und vor den Duellregeln, weiter nichts. Sie sind der Meinung, in der Politik und Literatur sey gegen einen Gegner Alles erlaubt, was gefahrlos ist; wenigstens ist dieß die einzige Moralität, die sie ausüben. Im gemeinen Sprachgebrauch werden ihre Angriffe mit dem seltsamen oben angeführten Worte: Exoterismen genannt; ein Wort von mysteriöser Abkunft und Bedeutung. Philologen und Lexikographen sind getheilter Ansicht über seine Abstammung; wir können unsre Leser nur belehren, welche Bedeutung der Sprachgebrauch dem Worte leiht. Wenn ein Mann ein Freund vom Schimpfen, wenn er ein Geschöpf ist, das davon lebt, und wenn er, um die Worte eines großen Schöngeists anzuführen, „einen wunderbaren Zuwachs von Muth an den Tag legt, wenn er ein Weib angreift, so wird er ein Exoterite genannt. Wenn ein General von großem und wohlverdientem Ruf — der größte Marschall eines großen Volkes, ankommt, um die Glückwünsche einer Nation am Fuß des englischen Throns bei Gelegenheit der Krönung einer jungen Königin darzubringen — wenn ein Schriftsteller, statt großherziger Bewunderung eines ausgezeichneten Genius und stolzer, edler Erhabenheit über nationale Vorurtheile und die armselige Asche alter Streitigkeiten, eben diesen Augenblick wählt zur Fa-

brication eines Gewebes von unwürdigen Insinuationen, die sich an die jämmerlichsten Köpfe und Herzen richten; — wenn während von den prachtvollen Flügeln der Westminsterabtei die versammelte Aristokratie des Reichs, und von den dichtgedrängten Straßen und Gäßchen der Hauptstadt die sich sauer arbeitende Demokratie Englands sich vereinigen, um aus männlichem Herzen einen Jubelruf der Bewunderung ertönen zu lassen für einen alten, tapfern, mit Ruhm bedeckten Feind, wenn da, in solcher Stunde des Enthusiasmus und nationaler Großmuth, ein Schriftsteller sich findet, der mit schwacher Stimme aus dem Kothe hervor schwache, armselige, gehässige Lügen flüstert, so ist der Name, der ihn für jeden kenntlich macht, der eines „Crokeriten."*) Wenn eine Frau, deren Namen durch Verleumdung befleckt, deren Ehre gefährdet wurde durch Schwachsinnigkeit,**) ein Verdict der Freisprechung davon getragen hat von ihren Landsleuten, und ihr Gatte selbst ihre Unschuld erklärt; wenn dann eine Rotte von Leuten sich findet, die, unter dem Schirm der Namenlosigkeit und von Gesetzen, welche keine Genugthuung gewähren für die schmählichste Beleidigung, welche Worte einem Menschen zufügen können — für die Befleckung des guten Rufs einer Frau, sie dennoch mit frecher Stirne fort und fort als eine Schuldige verschreien, so ist dieß, welches Vehikels sie sich auch bedienen mögen, eine Rotte von Crokeriten. Wenn ein Schriftsteller, welcher sorgfältig und geschickt bei Angriffen auf Männer Ausdrücke vermeidet, die zum Duell führen könnten, ohne Bedenken Dinge veröffentlicht, welche keine Antwort bekommen können von Weibern, die sich nicht schlagen können, so ist der Mann oder das Wesen ein Crokerite. Wenn der glückliche Sykophant eines ausschweifenden Königs hohnlächelt über einen begabten Mann, verarmt durch Leiden für seine ehrliche Ueberzeugung, weil er arm ist, so ist dieß Hohnlächeln ein Crokerismus. Wenn ein Mann, der ohne sein Verdienst Ohren hat zu hören, spottet über eine Frau, weil sie taub ist; ein Mann, der nicht lahm ist, sich lustig macht über einen Hinkenden, ein Sehender über einen Erblindeten, und wenn dieser freche Spötter nicht einmal die Entschuldigung der Kinder für sich hat, welche: Kahlkopf! dem Propheten in der Schrift zuriefen, da er weder jung noch unbesonnen ist, so ist der gewissenlose Spötter mit dem schwarzen Herzen und der Seele von Schlamm — ein Crokerite!

(London and Westminster Review.)

---

*) Erst neulich enthielt das Quarterly Review wieder einen Aufsatz gegen die Königin.

**) Ohne Zweifel ist die berühmte Mrs. Norton gemeint.

Der Geist der Liebe.

Von Th. Moore.

Aus Lalla Rukh.

Rings glühet ein Geist mit duftigem Wehen,
So Luft, als Erde beherrschend er kreist;
Wo Wangen erröthen, da ist er zu sehen,
Wo sich Lippen berühren, da ist der Geist.

Sein Hauch ist erquickend, wie Blüthendüfte,
So schwimmendes Auge erfreuet so sanft,
Wie wenn auf den Fluthen hinkräuseln die Lüfte
Um Wasserlilien an Baches Ranft.

O Heil dir, Heil dir, du mächtiges Feuer,
Du Geist der Liebe, der wonnig belohnt,
Die Mondnacht ist deine heiligste Feier,
Und nimmer, wie heute, süß lächelt der Mond!

Bei des Starken und Holden
Vereinender Gluth,
Wie sich Wellen vergolden
An der Sonne Gluth:

Bei der Thräne, die fließet,
Wenn Leidenschaft glüht,
Wie der Regen sich gießet
Aus der Wolke, die sprüht:

Bei der Lieb' erstem Zagen
In der jungen Brust,
Bei der Trennung Klagen,
Bei des Wiedersehns Lust:

Bei dem Glück, das die Erde
Empfangen von dir,
(O, wenn ewig es währte,
Der Himmel wär' hier!)

Beschwören wir dich, du bezauberndes Feuer,
Dich Geist der Liebe, der wonnig belohnt;
Die Mondnacht ist deine heiligste Feier,
Und nimmer, wie heute, süß lächelt der Mond!

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1839.

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1836 bis 1838.

Nach dieser Uebersicht der europäischen Reisenden in Abyssinien gehe ich an Erörterung der Ereignisse in diesem Lande selbst.

Bei meiner Ankunft im Mai 1837 herrschte scheinbar in ganz Abyssinien Ruhe und Friede. Die Dedschesmatsche Ubie und Cassai hatten sich am Ende vorigen Jahrs versöhnt, und ersterer seinem Vasallen seine Tochter zur Ehe und sogar eine Gebietsvergrößerung gegeben. Ubie war in Maizachlo, seiner Residenz in Semen, Cassai in Adigrat; auch von den entfernten Provinzen des Reichs, von Amhara und Schoa, ließ sich nichts Beunruhigendes vernehmen. — In Adoa waren damals von Europäern die zwei englischen Missionäre, Isenberg und Blumhardt, der Naturforscher Schimper und ich, anwesend; die Stimmung des Fürsten gegen dieselben schien, wenn auch nicht sehr geneigt, doch wenigstens keine ungünstige zu seyn. Zwar hatte Ubie, dem ich meine Plane und die Absicht, warum ich gekommen, vorlegen und meine Dienste anbieten ließ, keine Lust hierin einzugehen, sey es aus Mißtrauen, oder weil es ihm, sich selbst, seine Truppen und sein Regierungssystem für das non plus ultra von Vollkommenheit haltend, unnöthig und überflüßig schien, etwas daran zu ändern; allein er hatte kurz vorher den Missionär Blumhardt, der ihn in Maizachlo besuchte, gut aufgenommen, und ihn, der hauptsächlich in der Absicht gekommen war, Ubie's Stimmung gegen die Mission kennen zu lernen, und sich nöthigenfalls gegen die unablässig wiederholten Angriffe der Priester und ihre Verleumdungen zu vertheidigen, hinsichtlich der Stimmung der Priester und ihrer Intriguen gegen die Mission beruhigt.

Die Priesterschaft hatte jedoch der Mission den Untergang geschworen, und zeigte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihren unversöhnlichen bittern Haß. So z. B., als im Junius und Julius 1837 drei zur Mission gehörige kleine Kinder starben (zwei von Hrn. Isenbergs Familie und das dritte von der eines zur protestantischen Kirche übergetretenen Knechtes), gaben die abyssinischen Priester nicht zu, daß dieselben auf dem christlichen Kirchhof von Adoa beerdigt würden, weil, wie sie sagten, diese Kinder nicht in ihrer Kirche getauft worden, und also auch keine Christen gewesen seyen.

Die Missionäre glaubten dessen ungeachtet, auf Ubie's wiederholte Versicherungen trauend, daß nämlich unter seiner Regierung in seinen Provinzen alle Religionsparteien, die verschiedenen christlichen Secten, die Mohammedaner, Juden (Falaschas) und Heiden (unter den Galla) — alle mit einander Religionsfreiheit, gleiche Rechte und gleichen Schutz genießen sollten, — nunmehr festen Fuß in Abyssinien fassen zu können. Ihre bisherigen Arbeiten und ihr Wirkungskreis beschränkte sich auf Uebersetzen der heiligen Schriften in die Landessprache, in Ausübung eines häuslichen Gottesdienstes mit ihren Leuten, von welchen zwei förmlich zur evangelischen Kirche übergetreten waren, und in gründlicher Unterweisung zweier andern Knaben (eines mohammedanischen und eines christlichen) und eines Mädchens, von denen man Hoffnung hegen durfte, daß man mit der Zeit Früchte des ertheilten Unterrichts erleben werde. — Nunmehr war ihr Plan und Bestreben, ihren Wirkungskreis zu erweitern, eine Schule zu errichten, mehrere Kinder zur Erziehung aufzunehmen, und — da ihnen nicht erlaubt wurde, in einer abyssinischen Kirche Gottesdienst zu halten — eine eigene Kirche zu gründen. Ihr bisheriges Wohnhaus (ein etwas vergrößertes und besser eingerichtetes abyssinisches Haus) war für diese Absichten und Plane nicht passend; sie beschlossen daher selbst zu bauen, und sich ihren Planen für die Zukunft gemäß einzurichten. Mit Beobachtung aller im Lande üblichen und gültigen Rechtsformen kauften sie einen Platz zu Haus und Garten, und ließen nun mit allem Eifer am Bau eines Wohnhauses und einer Schule arbeiten.

Am 19 Junius mit eintretender Regenzeit kam ein Bote des Königs von Schoa zu den Missionären nach Adoa, mit der Einladung von Seite des Königs, es möchte einer oder mehrere von ihnen und überhaupt von Europäern in sein Land kommen; zugleich bat er um Arzenei für seine Augen. Durch Hrn. Martin, Gehülfen des Hrn. Rüppells, der damals in Schoa beim Könige sich aufhielt, hatte dieser nähere Auskunft über die Mission in Adoa erhalten, und als Freund der Euro-

päer beschlossen, sie in seine Nähe zu ziehen. — Hr. Isenberg schrieb dem König in einer langen Abhandlung über den Zweck der Mission, ihre Ansicht in Glaubenssachen u. dgl., und versprach, wofern der König diese Lehre in seinem Lande verbreitet wünsche, daß einer der Missionäre zu ihm kommen werde. Ein Deftera (Schreiber) und zwei Knechte Hrn. Isenbergs reisten, nebst dem königlichen Boten, im October 1837 nach der Regenzeit ab, um dem Könige von Schoa Hrn. Isenbergs Abhandlung, Arzenei und einige andere Kleinigkeiten zu übergeben, und seine Antwort nach Adoa zurückzubringen. Sie nahmen ihren Weg über Antalo, Lasta und durch das Gebiet der Edschow-Galla, wurden abwechselungsweise von Abyssiniern und Galla beraubt und gefangen, langten jedoch endlich glücklich beim Könige von Schoa an, und kamen nach ungefähr acht Monaten (im Mai 1838), nachdem die Mission schon aus Tigre vertrieben war, auf dem Wege über Gondar zurück bis in diese Stadt, wo sie das Schicksal der Missionäre erfuhren, und wieder umkehrten. Sie sollen mit allen Erfordernissen zu einer Reise, mit Knechten, Sklaven, Maulthieren, ja selbst mit Geld vom Könige versehen und ausgerüstet gewesen seyn, um Europäer in sein Land zu bringen, und Hr. Dufay, der damals gerade in Gondar war, benutzte die Gelegenheit, und reiste mit dieser Escorte nach Schoa, woselbst er vom Könige gut aufgenommen worden seyn soll.

Die Regenzeit, die vor der Mitte Junius anfing, verstrich ohne politische Neuigkeiten und Ereignisse von einigem Werth. Einige Schum hatten zwar — wie alljährlich zu dieser Zeit — ihre kleinen Kriege unter sich, was jedoch ohne weitere Störung des Ganzen vorübergeht.

Der Capitän Thorn mit dem deutschen Tischler Keller, die HH. Aubert und Dufay, sowie Hr. Krapf, hatten während und nach der Regenzeit die Zahl der Europäer in Abyssinien vermehrt.

Bei Ankunft der HH. Aubert und Dufay in Adoa ereignete sich ein, den Argwohn und die feindselige Stimmung der Abyssinier gegen die Europäer hinlänglich bezeichnender Vorfall. Es wurde nämlich, was bisher nie geschehen war, sogleich, nachdem sie ein Haus in Adoa bezogen hatten, durch den Gouverneur dieser Stadt und den Zolleinnehmer Pascha Senu eine strenge Visitation aller ihrer Effecten vorgenommen. Obwohl anfangs die betheiligten Franzosen, so wie sämmtliche andere hiebei anwesende Europäer aufs eifrigste dagegen protestirten, so mußten sie sich doch endlich darein ergeben, indem von den Behörden beschworen wurde, daß es auf des Dedschesmatsch Ubie Befehl geschehe, um, wie sie sagten, nachzusehen, ob die Fremden keine Kanonen, oder sonst die Sicherheit des Landes und die Ruhe seiner Fürsten gefährdende Effecten mit sich führten.

Bei der darauf folgenden Ankunft des Hrn. Krapf wurde diese Scene wiederholt, und zwar nicht im Hause, wie früher bei den beiden Franzosen, sondern auf einem großen, freien Platze, außerhalb der Stadt, im Beiseyn und zum großen Jubel der Einwohnerschaft von Adoa und der ganzen Umgegend, und zwar mit einer Genauigkeit, die allen Glauben übersteigt. Um zu sehen, ob keine Kanonen darin versteckt seyen, mußten nicht bloß die Kisten überhaupt, sondern jedes Kleidungsstück, Hemd u. s. w., jedes Schächtelchen, groß oder klein, die Reiseapotheke, mit Einem Worte jeder einzelne Bestandtheil der Effecten dieses Missionärs geöffnet, auseinandergelegt, und den hohen Behörden gezeigt werden, wobei natürlich deren Habsucht nicht wenig gereizt wurde. Einen vollen Tag beinahe dauerte die Scene; endlich zählten sie das Geld, und berietben sich nun, ob sie den fünften oder zehnten Thaler als Zoll nehmen wollten. Da sie aber hierüber nicht einig werden konnten, so wurde die mitgebrachte Summe des Missionärs einstweilen notirt, und die Entscheidung über die Bestimmung des Zolls auf Ubie's nahe bevorstehende Ankunft verschoben. Die Missionäre mußten jedoch beschwören, den von Ubie noch zu bestimmenden Zoll nachträglich bereitwillig zu entrichten.

Vergleicht man mit solchen Vorfällen das, was Hr. v. Katte in seiner Reisebeschreibung S. 81 den Ubie sagen läßt: „in meinen Staaten hat kein Europäer, von welcher Nation er sey, irgend eine Abgabe zu bezahlen, noch irgend ein tributartiges Geschenk zu machen. Er reist frei, und seine Effecten sind die meinigen; wer sich an ihnen vergreift, begeht dasselbe Verbrechen, wie wenn er mich selbst antastet;" so hat man Mühe, aus diesen sich so auffallend widersprechenden Reden und Thatsachen klug zu werden!

Nach der Regenzeit wurde Ubie täglich in Tigre erwartet; man sagte, er habe im Sinne, dem Dedschesmatsch Hailu in Hammasen und dem Nalb von Arkiko Besuche abzustatten; bei letzterem, um ihn auszuplündern, bei ersterem, um seinen Tribut einzuziehen. Endlich nach langem, angstvollem Harren der Tigriner passirte er mit seiner Bande im December 1837 den Takasse, und kam am 2 Januar 1838 nach Axum, und am 8 desselben Monats nach Adoa, wo er bei Bet Johannes, eine kleine Stunde südwestlich von der Stadt, sein Lager schlug.

Die Europäer von Adoa hatten dem Fürsten schon bei seiner Ankunft in Axum einen Besuch abgestattet, und der neuangekommene Missionär Krapf überreichte ihm bei dieser Gelegenheit die für ihn mitgebrachten, nicht unbedeutenden Geschenke, die, wie sich von selbst versteht, huldreich auf- und angenommen wurden. Zugleich beschwerte sich damals Hr. Isenberg über das Benehmen des Gouverneurs und Zolleinnehmers von Adoa in Betreff der an Hrn. Aubert und Dufay, und später an Hrn. Krapf vorgenommenen Visitation ihrer Effecten. — Ubie erklärte, es sey nicht auf seinen Befehl geschehen (obwohl dieß früher von den angeführten Behörden beschworen worden war), und ertheilte dem Schum Wussen und dem Zolleinnehmer Pascha Senu einen Verweis, ohne jedoch viel Werth auf diese Sache zu legen.

Die Stadt Adoa war nun der tägliche Tummelplatz der Leute aus Ubie's Lager; besonders aber war sie an den Markttagen von den sogenannten Soldaten überschwemmt, die hier, was sie nur immer brauchen konnten, in der Regel ohne Bezahlung wegnahmen, was auf einmal eine schnelle Theurung veranlaßte. Auch der Bau des Missionshauses war ein Hauptgegenstand ihrer Neugierde, sie erklärten es für eine Festung

und setzten die albernsten und abgeschmacktesten Gerüchte darüber in Umlauf, deren Hauptinhalt folgender war; dieses Haus oder Festung werde für einen fränkischen König erbaut, der, sobald es fertig sey, kommen und sowohl das Haus als ganz Abyssinien in Besitz nehmen werde. Es seyen vom Hause an bis nach Massaua unterirdische Gänge angelegt, die voll Soldaten, Pferden und Kanonen stecken, welche, sobald der König da sey, hervorkommen, das Land erobern und die Religion der Missionäre dem Volke aufdringen werden ꝛc. Alle diese ohne Zweifel hauptsächlich von den Priestern erfundenen Thorheiten, die ich wirklich fast zu schreiben und mitzutheilen Anstand genommen habe, fanden unbegreiflicher Weise allgemein Glauben und Eingang, und der Haß gegen die Franken wurde hiedurch nicht wenig genährt und gesteigert.

Am 10 Januar wurde durch den Alaka (Kirchenvorsteher) Kiddane Mariam von Adoa, Jedermann, wer nur immer mit den Missionären zu schaffen hatte, ihre Arbeiter, Knechte, ja wer sie nur in ihrem Hause besuchte, feierlich excommunicirt, wodurch die Missionäre genöthigt waren, ihre Arbeiten ein Paar Tage einzustellen. Sie gingen jedoch sogleich zu Ubie, sich darüber zu beschweren, und der Fürst, der sehr aufgebracht über das Betragen der Priester war, oder wenigstens sich so stellte, befahl, den Bann sogleich wieder zu lösen. Dieß geschah, allein der Haß der Priester blieb derselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Nordafrikanische Münzen.

Das Echo du Monde Savant vom 6 November enthält einige nähere Angaben über die Münzsammlung des bekannten deutschen Reisenden Honegger. „Diese Sammlung, die reichste und vollständigste, welche noch über Nordafrika existirt, wird das Interesse der Numismatiker und Paläographen in gleichem Maaß erregen; die Inschriften der punischen Münzen werden zahlreiche Materialien für diese Sprache liefern, über die wir noch so wenig wissen. Erst nach sechsjährigen angestrengten Arbeiten und mühsamen Reisen gelang es Honegger, eine fast vollständige Sammlung der Münzen der drei großen Perioden Carthago's zu machen von der Gründung der Stadt bis auf die Zerstörung derselben durch Scipio, dann von Cäsar bis auf die Zerstörung durch die Vandalen, und endlich von Genserich bis auf Hassan, der an der Spitze der Araber im Jahre 696 nach Chr. diese Stadt dermaßen zerstörte, daß sie nie wieder sich erhob. Alle diese Münzen von Gold, Silber und Erz sind vollkommen erhalten, die von der punischen Sammlung sind in dem vortrefflichen Werke Mionnets nicht beschrieben, und viele davon sind einzig; ihre Umschriften sind um so kostbarer, als sie nebst einigen Inschriften die einzigen historischen Denkmäler dieser unglücklichen Stadt sind, die wir nur aus römischen und griechischen Autoren kennen. Honegger besitzt auch noch vierzehn punische Inschriften und eine große Menge bis jetzt unbekannter römischer. Die erstern namentlich sind für Geschichte und Paläographie von hohem Interesse.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Abreise aus Commassie nahm der General zwei Knaben, den Sohn und den Neffen des Königs von Ashantee, mit dessen Zustimmung mit nach Holland, wo sie gegenwärtig eine gute Erziehung erhalten. Unter den Geschenken, welche man jetzt mitgebracht hatte, befand sich ein Gemälde für den König von Ashantee, die Portraits des Generals Verveer und der beiden Prinzen in Lebensgröße enthaltend, und gemalt von Radeen Saleh, einem jungen javanischen Prinzen, der ebenfalls in Holland erzogen wurde, und zu den verdienstvollen Künstlern gehört. Zugleich mit diesem Geschenk und den Briefen der jungen Prinzen an den König hatte der General auch einen Brief über einige nähere Bestimmungen des früher mit demselben geschlossenen Vertrags abgeschickt, worauf er die Antwort durchaus abwarten müßte.

Ich bat den General, einstweilen mit der Abfassung der Instruction für den Gouverneur anzufangen, und die nöthigen Befehle zur Beendigung der übrigen Geschäfte zu geben, indem mancherlei Ursachen die baldige Abreise der Amphitrite sehr wünschenswerth machten. Die Lebensmittel der Amphitrite waren nur bis Ende October berechnet, und bei dem Zustande des Takelwerkes mußten wir wünschen, noch vor der Jahreszeit der Stürme den Canal zu passiren. Außerdem waren ohne Ausnahme alle Matrosen, die ans Land detaschirt gewesen waren, unfähig für den Dienst, und es war nicht vorauszusehen, daß ihre Kräfte ihnen fürs erste erlauben würden, an irgend einer Arbeit Theil zu nehmen; endlich konnte ein längerer Aufenthalt uns noch mehr Hände rauben, indem das Wetter jetzt so ungesund war, daß selbst unter den Negern eine allgemeine Krankheit herrschte. Nur zu bald erfuhren wir dieses.

Den 13 befand der General sich unwohl; ich erhielt noch von ihm die Erlaubniß, den Menado absegeln zu lassen, und den mehrerwähnten W. Bartels mit demselben von dieser Küste zu entfernen. Unverweilt wurde daher angefangen mit der Einschiffung einer zweiten Abtheilung europäischer und schwarzer Truppen unter Befehl des Hauptmanns de Reignac. Vergebens suchte ich jedoch den Befehl zu Beendigung der übrigen Geschäfte zu erwirken oder die Hauptpunkte der Instruction für den Gouverneur zu vernehmen, indem der General bereits zu krank war, um sich hiemit oder mit etwas Anderem zu beschäftigen. Da ich also am Lande nichts ausrichten konnte, kehrte ich an Bord zurück. Den 15 lichtete der Menado die Anker, um seine Reise nach Java fortzusetzen.

Am Morgen des 16 erhielt ich einen Brief von dem Oberarzt Schillet, der mich, auch im Namen des Gouverneurs, bat, ans Land zu kommen, da die Krankheit des Generals eine sehr ernsthafte Wendung genommen hätte. Begleitet von meinem Oberchirurg Dumont folgte ich sogleich dieser Einladung, und der Zustand, worin ich den General, der uns kaum mehr erkannte, fand, war leider höchst bedenklich. Die beiden Aerzte gaben eine schriftliche Erklärung, daß der General, selbst bei der schleunigsten Genesung, doch sehr lange Zeit außer Stande seyn würde, sich mit irgend etwas zu beschäftigen, und daß sie nur im Fall einer schnellen Abreise, wenn die frische Seeluft ihre Bemühungen unterstützte, hoffen dürften, ihn zu erhalten.

Ich befand mich in einer sehr schwierigen Lage. Im Range der nächste nach dem Oberbefehlshaber, lag jetzt eine schwere Verantwortung auf mir. Der General hatte immer verschoben, mir, für den Fall eines Unglücks, eine Instruction zu geben; auch die Hauptpunkte der Instruction für den Gouverneur waren mir unbekannt. So konnten wir indessen die Küste nicht verlassen; es mußten einige Vorkehrungen getroffen werden. Der Gouverneur, Hr. Bosch, war nicht besser unterrichtet als ich. Ich beschloß also einen Rath, aus dem Gouverneur und zwei der höchsten Beamten bestehend, zusammenzusetzen, um mich mit ihm zu berathen und gemeinschaftlich Beschlüsse zu fassen. Vor Allem ließ ich das Kriegsgericht sogleich seine Arbeit wieder anfangen.

Wenige Tage bevor der General krank wurde, hatte er noch einen Brief an die englischen Behörden zu Cape Coast geschrieben, um sich zu beklagen, daß, nach allen Berichten, die Hantas sich fortwährend auf ihrem Gebiete, vorzüglich zu Dircove, verbargen; die Antwort war sehr befriedigend gewesen, und das Schreiben hatte Früchte getragen, denn den 11 hatten wir von dem Vicegouverneur die Nachricht erhalten, der Commandant von Dircove hätte ihm angezeigt, er würde, den Befehlen aus Cape Coast zufolge, die Hantas vertreiben und einige Gefangene ausliefern. Der Vicegouverneur hatte sich darauf mit einem Theile der Besatzung und einem hinlänglichen Negercorps an die Gränze begeben; bald erschien der Feind, und einige Kugeln wurden gewechselt. Zwei der Hantas wurden getödtet, und zwei und zwanzig gefangen genommen und nach Elmina geschickt; die unserigen hatten nur einen leicht Verwundeten. Seitdem brachten die Patrouillen, die der Vicegouverneur in den Wald schickte, oder lieferte der Commandant von Dircove täglich mehrere Gefangene, die alle nach Elmina gebracht wurden, so daß deren Zahl den 19 bereits bis sechzig gestiegen war. Einige waren schuldig, aber die meisten konnten natürlicherweise nicht gestraft werden; auch schien es mir jetzt Zeit zu werden, in Hinsicht auf Hanta andere Maaßregeln zu nehmen, weßhalb ich sogleich den obenerwähnten Rath zusammenrief. Nachdem ich ihn mit der dringenden Nothwendigkeit unserer baldigen Abreise bekannt gemacht hatte, fragte ich die Mitglieder um ihre Meinung über die Resultate, die wir uns von der stattgefundenen Expedition versprechen dürften. Alle urtheilten einstimmig, daß wir Ursache hätten uns zu dem Erfolge Glück zu wünschen. Hr. K. Bartels, ein Mann, dessen Meinung durch seinen langen Aufenthalt an der Küste und seine Kenntniß der hiesigen Verhältnisse hier Alles gilt, sagte, er sey überzeugt, daß der Schrecken über die Züchtigung der Hantas auf lange Jahre die heilsamsten Folgen für unsere Autorität haben würde. Nun eröffnete ich dem Rath die bisher gemachten Bestimmungen und den Inhalt der Instruction des Vicegouverneurs. Ich verbarg meine Meinung nicht, daß diese eine gänzliche Entvölkerung des feindlichen Landes zur Folge haben würden, welches unser Zweck nicht seyn könnte. Denn erstlich würde dadurch das wenig angebaute Land zur völligen Wildniß werden, welches für uns selber schädlich wäre; zweitens würden die herumirrenden Hantas dadurch eine leichte Beute der Wassas und Fantees werden, und so diese nur durch Furcht im Zügel gehaltenen Feinde der Elminaer einen wohlfeilen Zuwachs an Sklaven erhalten. Da der Rath meine Ansicht theilte, beschlossen wir, nunmehr friedliche Gesinnungen an den Tag zu legen, um die Ruhe unter den streng gestraften Aufrührern wieder herzustellen, die früher gegebenen Befehle zu mildern, und nur den Beschluß zu handhaben, daß weder Bossuma noch Taccorari je wieder aufgebaut werden, und sogar kein einziger Neger sich dort aufhalten dürfte, welches als Widersetzlichkeit gegen uns angesehen werden würde. Der jetzige Augenblick war gerade sehr günstig, um einen Beweis unserer Versöhnlichkeit zu geben.

Ein Caboceër, Kwaku Ebrien, Haupt des Kroms Apredo, hatte sich vor ein paar Tagen freiwillig in unsere Macht begeben, um sich zu unterwerfen, mit der Bitte, wieder als niederländischer Unterthan angenommen zu werden. Diesen ließ ich jetzt vor den Rath bringen. Erst stellte ich mich, als ob wir seine Bitte nicht gewähren würden; ich verwies ihm seine späte Rückkehr zum Gehorsam, erinnerte ihn, daß es nur an unserem Willen gelegen hätte, seine ganze Nation auszurotten, lobte ihn aber, daß er dennoch Vertrauen genug zu uns hätte, um Verzeihung von uns zu hoffen, die ihm denn auch geschenkt werden sollte. Nachdem er bescheiden auf Alles geantwortet hatte, ließ ich die Bibel herbeibringen,*) um ihm darauf den Eid der Treue abzunehmen. Wir standen alle ehrerbietig auf, und indem ich die schon ausgestreckte Hand des Negers zurückwies, ließ ich ihm durch den Dolmetscher die hohe Bedeutung dieser Handlung vorhalten, und ihn fragen, ob er die Strafen kenne, die seiner warteten, wenn er seinen Eid bräche? Der Neger zitterte und nickte bejahend, worauf er die Hand auf das Buch legte und den ihm vorgesagten Eid nachsprach. Nach dieser Feierlichkeit befahl ich ihm, in sein Krom zurückzukehren, sich dort als ruhiger Unterthan niederzulassen, und auch die übrigen Großen zur Unterwerfung zu ermahnen und an feindlichen Handlungen zu verhindern, selbst, wenn es seyn müßte, mit Gewalt. Noch zwei Negern von minderem Rang schenkten wir heute die Freiheit; beide ließen sich in Elmina nieder.

Denselben Tag sprach der Kriegsrath das Todesurtheil gegen fünf der vornehmsten Theilnehmer an dem Aufstand aus, welches den 20 vollzogen wurde. Nachmittags wurden die Leichen ins Meer geworfen, so wie es auch mit Bonsoe geschehen war. Einige Worte über das Zweckmäßige dieser Maaßregel und die Nothwendigkeit der Verurtheilungen selber dürften hier nicht überflüssig seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber Dampfbootunfälle. Die zahlreichen Unfälle, welche sich seit einigen Jahren auf Dampfbooten ergaben, haben eine lange und umständliche Untersuchung veranlaßt, die nun gedruckt erschienen ist, und worüber mehrere englische Blätter, namentlich das Athenäum vom 26 October, die entschiedene Bemerkung machen, es gehe daraus hervor, daß fast alle Unfälle aus strafbarer Nachlässigkeit und groben Fehlern hervorgingen. Dieß, bemerken die Blätter, ist wenigstens in so weit tröstlich, als es beweist, daß diese Unfälle nicht nothwendig mit dem Gebrauche des Dampfes überhaupt zusammenhängen. Was indeß für Mittel gegen diese groben Nachlässigkeiten ergriffen werden sollen, darüber ist man noch so wenig einverstanden wie früher.

Christenverfolgung in Tonkin und Cochinchina. Die neuesten Nachrichten aus Tonkin und Cochinchina zeigen an, daß zwei spanische Bischöfe nebst einigen eingebornen Priestern und drei Europäern den Märtyrertod erlitten haben; außerdem sind drei andere europäische Priester vor Hunger und Elend in den Gebirgen umgekommen. (Franz. Bl.)

*) Es gibt merkwürdigerweise kein Beispiel, daß ein Neger einen auf das heilige Buch des weißen Gottes abgelegten Eid gebrochen hätte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1839.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1838.

Wan. — Schulzs Tod.

Ich entließ hier den vertrauten Diener, welchen mir Scherif Bey mitgegeben hatte, und gab ihm einen Brief an seinen Herrn, der mich gebeten hatte, ihm Nachricht von meiner glücklichen Ankunft im Schloß von Paswack zu geben. Mahmud Khans Leute gaben mir eine Bedeckung von Reitern, mit welchen ich meine Reise gegen Wan fortsetzte, an dem See hinab und an seinen sandigen Ufern hin. Nach drei Stunden kam ich an den Mauern eines zerfallenen Schlosses vorbei, deren Umrisse in der beginnenden Dunkelheit eben noch sichtbar waren. Dieß ist das alte Schloß von Wastan, das ehemals ein königlicher Palast war, aber jetzt ein Haufen von Ruinen ist. Am Fuße liegt das Dorf Wastan, das gänzlich von Kurden bewohnt ist, und wo man mir einen großen, leeren Stall ohne Feuer anwies, wo ich mich, ohne auf mein Abendessen zu warten, in meinen Pelzmantel hüllte und einschlief. Am Morgen bei Tagesanbruch schickte ich einen Reiter zum Pascha von Wan mit einem Brief vom Seraskier von Erzerum, machte mich gemächlich auf den Weg und kam bald ins Angesicht der Stadt, welche in einer tiefen Bay am östlichen Ufer des Sees liegt. Im Sommer muß der Anblick reizend seyn, denn die Lage der Festung ist kühn und pittoresk, und die Stadt, welche bei näherer Ansicht nicht viel besser als Kars ist, liegt in der Mitte ausgedehnter Gärten. Die Stadt ist als sehr alt anerkannt, Saint Martin sagt, daß sie nach einer armenischen Tradition von Semiramis erbaut worden sey und den Namen Semiramgerd getragen habe. Diese Nachricht scheint durch die Nachforschungen von Professor Schulz bestätigt, welcher auf einer der Keilinschriften, welche das Schloß enthält und die er abgeschrieben hatte, den Namen Semiram gelesen haben soll.*)

*) Dieß ist nicht ganz richtig. Schulz fand den Namen von Semiramis nicht auf den Inschriften, sondern in dem heutigen Namen eines kleinen Flusses, der sich in der Nähe der Stadt in den See ergießt, und noch Semiram-su heißt.
Anm. d. U.

Die Stadt zerfiel später, wurde nach der Zeit von Alexander dem Großen von dem König Wan wieder erbaut, der ihr seinen Namen gab, zerfiel später wieder und wurde von Valarsaces, Bruder von Arsaces, dem ersten König Armeniens von der parthischen Dynastie, im Jahre 150 vor Christus wieder hergestellt. Die Seldschuken, Tamerlan, die Turkomannen, und am Ende im Jahre 1533 die Türken bemächtigten sich ihrer, und diese letztern haben sie noch im Besitz.

Wir ritten mehr als eine Meile zwischen hohen Gartenmauern, ehe wir an das Stadtthor kamen, das unter dem südlichen Abhang des Felsen liegt, auf dem das Schloß steht. Hier erwarteten mich einige Leute des Pascha's, welche mich in die Stadt und in den Palast führten, wo Zimmer für mich bereitet waren. Sobald ich mich meiner schweren Stiefel entledigt hatte, ging ich zum Pascha, der in einem abgesonderten Flügel wohnt. Ich war angenehm überrascht, als ich hörte, daß mich der alte Pascha Persisch anredete, denn Türken sprechen es selten, obgleich sie es gewöhnlich hinlänglich verstehen, um die Werke der persischen Dichter zu lesen. Ishak Pascha ist ein gebildeter, angenehmer Mann, zwischen 60 bis 70 Jahren; er trug die europäisirte Tracht, welche der Sultan eingeführt hat, fragte um Details über die Ungnade des Seraskiers von Erzerum, welche gerade während meiner Anwesenheit dort bekannt geworden war, und rief meinen Tataren Ibrahim an seine Seite und befragte ihn mit leiser Stimme und großem Interesse darüber. Ibrahim kniete nach türkischer Sitte auf ein Knie und legte bei jeder Frage des Pascha's seine Hand auf sein Herz und seine Stirne, aber troß dieser förmlichen Höflichkeit war sein Betragen vollkommen ungezwungen und das des Pascha's vertraulich. Diese Tataren des Gouvernements sind privilegirte Leute, und in einem Lande wie die Türkei, wo Nachrichten langsam reisen, ist ihre Ankunft in einem entfernten Winkel des Reichs, wie Wan, ein wahres Ereigniß.

Das Wetter war so schlecht, und die Straßen so voll Schnee und Schmutz, daß es unmöglich war, auszugehen. Ich hätte gewünscht, das Schloß zu sehen, das von ungemeiner Festigkeit ist, da es auf einem Felsen steht, der abschüssig aus der

Ebene hervorsteht, ohne Verbindung mit andern Höhen, allein man macht allen Fremden Schwierigkeiten, welche die Vorsicht nicht gehabt haben, sich mit einem Befehle des Seraskiers zu versehen. Das Schloß enthält einige keilförmige Inschriften, und Eine ist außen am Schloß an dem Abhang, auf dem es sich erhebt, angebracht. Man sagt, daß der unerschrockene deutsche Reisende Schulz sich an Stricken hinabließ, und so in der Luft hängend die Inschriften abschrieb. *) Gegen Abend wurde ich durch ein Geräusch gestört, das vor meiner Thür entstand, und eine Truppe tanzender Knaben, geschminkt und geschmückt, stürzten ins Zimmer. Ich bin kein Bewunderer dieser Unterhaltung, und schickte sie sogleich wieder weg. Sobald mein Essen, das man mir von dem Tische des Pascha's sendete, vorüber war, erhielt ich eine Einladung zu ihm zu kommen, und wurde durch eine Reihe Gemächer in ein kleines, bequemes Zimmer geführt, das an den Harem stößt. Ein rother Divan ging rings herum, und große, zinnerne Platten, welche an die Wand hinter dem Feuerplatz genagelt waren, warfen die angenehmen Strahlen eines großen Feuers von Fichtenholz zurück. Auf dem Divan saßen neben dem Pascha zwei der schönen langhaarigen Katzen, wegen deren Wan berühmt ist, und deren Schwänze fast wie Fuchsschwänze sind. Ich drückte meinen Wunsch aus, wo möglich über Dschulamerk nach Persien zurückzukehren, aber der Pascha versicherte mich, daß außer der Gefahr, unter den Hakkaris, einem wilden kurdischen Stamm, zu reisen, die Wege völlig ungangbar seyen. Es war in der Nähe von Dschulamerk, wo der unglückliche Schulz im Jahre 1829 ermordet wurde. Man sagt, daß der Mord von einem Diener vollbracht wurde, welchen der Chef des Districts mit ihm geschickt hatte, und der ihn mit seiner eigenen Flinte erschoß, während er an einer Felsenwand hinkletterte, um eine Inschrift zu suchen, welche der Mörder ihm angezeigt hatte. **) Der Grund, warum ich wünschte, diese Gegend zu bereisen, war, den Hauptsitz der Nestorianer, oder wie sie sich nennen, Kaldani, zu sehen, die ein sehr interessantes Volk sind, von denen ich später einige in Urumia traf. Die wenigen Europäer, denen es gelungen ist, dort einzudringen, beschreiben die Gegend als fast unzugängliche Thäler zwischen steilen Gebirgen. Es blieb mir aber nichts übrig, als den einzigen mir offenen Weg über die Ebene von Salmas und am Ufer des Sees von Urumia hin zu nehmen.

Unser Raum erlaubt uns nicht, Wilbraham auf seiner Rückreise nach Persien, und auf seiner Excursion nach Ghilan und den Ufern des kaspischen Meeres zu folgen.

*) Es ist sonderbar, wie schnell sich die Sage selbst an Ort und Stelle corrumpirt; seit 10 Jahren ist keine Reise nach Persien erschienen, welche nicht von Schulz redete, und es ist selten ein wahres Wort daran. Schulz ließ sich nicht an Stricken von den Mauern von Wan hinab; die Inschriften sind auf einer senkrechten Wand eingehauen, an welcher eine breite, in den Felsen gehauene Treppe hinlief. Diese Treppe wurde von den Truppen, die Tamerlan in Besatzung dort ließ, abgesprengt, allein nicht so genau am Felsen hin, daß nicht ein bis zwei Fuß breit davon übrig geblieben wären. Auf diesen schmalen Streifen stieg Schulz täglich heraus, vor ihm die Felsenwand mit den Inschriften und hinter ihm ein Abgrund von 6 bis 800 Fuß, bis er die vielen und sehr langen Inschriften vollständig abgeschrieben hatte. Nach den letzten Nachrichten ist der Stich dieser Inschriften endlich auf Kosten der asiatischen Gesellschaft in Paris vollendet worden, aber der Druck des Reisejournals noch nicht.

Anm. d. U.

**) Auch dieß ist nur sehr theilweise wahr. Schulz kam mit einer kleinen, persischen Bedeckung nach Dschulamerk, und wurde von dem Chef in das Schloß eingeladen, wo er im Absteigen vom Pferde in den Rücken geschossen wurde. Der Chef hatte eine Blutrache gegen den englischen Oberst Monteith, damals in persischen Diensten, weil dieser seinen Neffen erschossen hatte, und ermordete daher den unglücklichen Schulz, als den ersten Franken, den er in seine Gewalt bekam. Anm. d. U.

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1836 bis 1838.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit (Januar 1838) schien für Abyssinien eine neue günstige Periode eintreten zu wollen, und diesem Lande vielleicht eine gänzliche Ummwendung seines bisherigen elenden Zustandes bevorzustehen. — Eine Abtheilung der Truppen Mohammed Ali's im Sennaar hatte unter dem dort commandirenden Kurschid Pascha einige Streifzüge, verbunden mit Plünderung, ins angränzende abyssinische Gebiet gemacht, war jedoch, da die Soldaten mit großer Unordnung dabei verfuhren, und sich bei den Plünderungen zu sehr zerstreuten, von den Truppen des Ras Ali und Dedschesmatsch Comfu mit einigem Verluste wieder zurückgedrängt worden. Allein bis die Nachricht hievon nach Tigre kam, hatte die Fama alle Umstände ins Tausendfache vergrößert. Es hieß hier: „Mohammed Ali sey entschlossen, Abyssinien zu nehmen, seine Truppen, 20,000 bis 30,000 Mann stark (es war ein Bataillon, das aber die abyssinische Furcht so stark machte) mit unzählbaren Kanonen stehen zwei Tagemärsche von Gondar, und eine gleich starke Macht liege an der Gränze, bereit, jeden Augenblick vorzurücken." — Dedschesmatsch Ubie, der, wie es scheint, in der Noth seine Schwäche wohl einsieht, war, wie ganz Tigre, in Angst und Schrecken, denn unbeschreiblich ist ihre Furcht vor den zwei Worten „Türken und Kanonen." In dieser verzweifelten Lage, den Verlust seines Landes fürchtend, und unfähig, sich selbst zu helfen, ließ Ubie die beiden französischen Abgeordneten und die englischen Missionäre zu sich kommen, und trug ihnen vor, daß er gesonnen sey, mit Frankreich und England Freundschaftsverbindungen anzuknüpfen, und sie um Vermittelung oder Hülfe gegen Mohammed Ali anzusprechen. Sie möchten ihm angeben, wie diese Sache einzuleiten und ins Werk zu setzen sey. — Gleich erstaunt wie erfreut hierüber, verließen die Franken den Fürsten, um sich über diese wichtige Angelegenheit weiter zu berathen.

Als dem Ubie nach mehreren Conferenzen endlich begreiflich gemacht worden war, daß Frankreichs Hülfe fern, hingegen die Englands durch seine Macht in Indien nahe sey, und es nicht beider Mächte bedürfe, um ihn vor Mohammed Ali zu schützen, sondern daß eine derselben genüge, und er sofort sich für die

eine oder andere zu entscheiden aufgefordert wurde, so erklärte er sich für England; und die Missionäre schlugen ihm nun vor, eine Gesandtschaft nach England zu schicken, und durch diese seine Angelegenheiten und Wünsche der Regierung vorzulegen. Ubie meinte zwar anfangs, man könne dieß Alles durch einen Brief an den König von England eben so gut berichten; auch dachte er nicht anders, als daß dann mit umgehender Post die ersehnte Hülfe — einige Tausend englische Soldaten mit Kanonen — ungesäumt in Abyssinien ankommen, die Türken aus seinem Gebiete hinausjagen, und dann wieder nach England zurückkehren würden. Als ihm aber weiter erklärt und entwickelt wurde, daß England die verlangte Hülfe zwar schwerlich verweigern, aber für die Kosten der Ausrüstung so wie für die Unterhaltung der Truppen einen billigen Ersatz verlangen werde, und hierüber von beiden Seiten feste, gültige Bestimmungen gemacht werden müßten, was nicht durch Briefe, sondern durch hiezu bevollmächtigte Gesandte geschehen könne und müsse, so schien ihm zwar bei dem Gedanken an die Kosten etwas bange, die augenblickliche Noth und die Alles überwiegende Angst vor den Türken behielt jedoch die Oberhand, und er beschloß, drei Gesandte nach England zu schicken, und bat sich von den Missionären aus, daß einer von ihnen die noble Gesandtschaft begleiten möchte, was diese versprachen.

Der Alaka Habeta Salasse (unstreitig hiezu der würdigste und passendste von Ubie's Großen), der Mönch Wolda Michael, der schon eine Reise nach Aegypten und Jerusalem gemacht, und daher etwas Weltkenntniß hat, auch ziemlich gut arabisch spricht, und wahrscheinlich Tecla Georgis, der Königssohn, sollten die Gesandtschaft bilden.

So standen die Angelegenheiten am Ende Januars 1838, als Ubie Nachricht erhielt, sein Vasall und Tochtermann, der Dedschesmatsch Cassai von Agame, ziehe seine Leute gegen ihn zusammen. — Schon seit seiner Ankunft bei Adoa hatte Ubie vergeblich auf Cassai — den er zu sich beschieden hatte, theils um sich mit ihm gemeinschaftlich über die abyssinischen Angelegenheiten zu berathen, theils um seinen Tribut in Empfang zu nehmen — gewartet; allein sowohl er, als der gleichfalls an Ort und Stelle beschiedene Dedschesmatsch Hailu von Hamasen, erschienen nicht, und schickten auch kein Geld.

Die Absendung der Gesandtschaft nach England wurde nun — als minder wichtig — von Ubie verschoben; zuerst sollte Cassai gezüchtigt und der sehnlich erwartete Tribut eingezogen werden (vielleicht zur Bestreitung der Gesandtschaftskosten, um keinen der vergrabenen Schätze öffnen und erheben zu müssen), und dann nach beendigtem Feldzuge die Gesandtschaft abgehen.

Aus diesem Benehmen der abyssinischen Fürsten — ganz abgesehen von der Erbärmlichkeit ihrer bewaffneten Haufen — ist zur Genüge ersichtlich, wie leicht es für Mohammed Ali, oder überhaupt für jede Macht wäre, sich zum Herrn von Abyssinien zu machen. Anstatt in einer scheinbaren oder wirklichen Gefahr gegen den gemeinsamen Feind sich zu verbinden, und vereint zu operiren, verfolgt ein jeder nur sein eigenes Interesse und seine eigenen Zwecke. Ubie, anstatt auf die Nachricht von einem Einfall der ägyptischen Truppen, in Abyssinien schnell über den Tacasse zurückzukehren, und sich nebst seinen Vasallen mit Ras Ali zu verbinden, bleibt in Tigre sitzen, gönnt dem Ras Ali den Schlag, den er ebenfalls erlitten, und sucht das Unheil von sich und seinem Gebiet durch eine schnelle Verbindung mit einer europäischen Macht, mit England, abzuwenden, dessen Hülfe er sich so sicher und so nahe vorstellt, daß er die Absendung der deßhalb nöthigen Gesandtschaft wohl noch bis nach Unterwerfung eines rebellischen Vasallen verschieben zu können glaubt, obwohl die Türken nach seiner und der allgemeinen Meinung in Tigre nur noch wenige Stunden von Gondar entfernt standen.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Viele der uns unterwürfigen Negerstämme hatten die Beleidigung, welche uns durch den Mord der HH. Maessen und Cremer zugefügt wurde, tief empfunden; besonders die Elminaer hatten sich sehr aufgebracht darüber bezeigt. Hr. Tonneboeyer war bei ihnen nicht sehr beliebt; als er jedoch vorrücken wollte, um die Mörder zu strafen, erboten sie sich freiwillig, und baten sogar dringend, sich dem Zug anzuschließen. Der Commandeur glaubte ihrer Hülfe nicht zu bedürfen, und wenn nicht frühere Beispiele ihn einigermaßen berechtigt hätten, auf unsere sittliche Kraft fast eben so viel als auf eine zahlreiche Macht zu vertrauen, so könnte man wirklich nichts auffinden, was diese vermessene Weigerung rechtfertigte. Er ward geschlagen, und nur wenige von seiner Abtheilung kehrten zurück. Die Sache hatte jetzt eine zu ernsthafte Wendung genommen, als daß Hr. van der Ab, welcher nun die oberste Leitung der Colonie übernehmen mußte, aus eigener Autorität mit den geringen zu seiner Disposition gebliebenen Mitteln die Feindseligkeiten hätte fortsetzen können, und es hatte für die Neger den Schein, als ob die ganze Sache in Vergessenheit gerathen würde. Vierzehn Tage vor unserer Ankunft wußte man an der Küste noch nichts von der Expedition. Mit Frohlocken hatten die Neger uns empfangen, und, was auch übrigens ihre Fehler seyn mögen, sie verdienen das Lob, daß sie mit Freuden und treuer Ergebenheit die Waffen für uns ergriffen hatten. Sie wußten, welchen Werth wir darauf gesetzt hatten, den aufrührerischen König und seine Großen in unsere Macht zu bekommen, und unser Wunsch war erfüllt. Die Umstände hatten verhindert, das gerichtliche Verfahren gegen die letztern früher einzuleiten; die Neger konnten das nicht begreifen, und gaben schon nicht undeutlich zu verstehen, daß sie glaubten, wir würden die größten Taugenichtse verschonen, und spielten kein reines Spiel. Eine verderblichere Meinung für unsere Gewalt, welche so durchaus auf sittliche Macht gegründet ist, konnte schwerlich bei unsern schwarzen Unterthanen aufkommen. — Daß die Verurtheilten nach unsern Gesetzen das Leben verwirkt hatten, werden wir wohl nicht zu sagen brauchen, und nach dem Obenbemerkten wird wohl Jedermann zugeben, daß hier die schleunigste und am meisten Eclat machende Entscheidung die beste war. Während Elmina noch über unser Betragen in Zweifel

war, erhob sich plötzlich ein Galgen an dem Ufer des Flusses, und nach wenigen Stunden sahen sie ihren Wunsch erfüllt, und den an Weißen verübten Mord aufs neue fürchterlich geahndet. Was das ins Meerwerfen der Leichen betrifft, erinnern wir an das früher Gesagte von der Verehrung der Neger für ihre Todten. Durch diese Maaßregel wurde demnach nicht nur der Verurtheilte, sondern auch sein Geschlecht mit ihm gestraft, und wir verhinderten mögliche Händel zwischen Elmina und Hanta über das Ausliefern der Gebeine.

Eifrigst hatten wir uns inzwischen mit dem Abfassen einiger Verordnungen beschäftigt, welche gesetzliche Kraft haben sollten, bis der Minister der Colonien nähere Befehle und Instructionen gesendet haben würde; Vieles ordnete ich mündlich mit dem Gouverneur und dem ersten Buchhalter, und nachdem so alle Vorkehrungen getroffen waren, brachten wir den kranken General den 20 an Bord, und verließen den folgenden Mittag die Rhede von Elmina.

Lange, sehr lange, wird die Erinnerung an unsern Aufenthalt in diesen Gegenden lebendig bei uns bleiben. Es wurden keine Schlachten geliefert, aber wir wagen es zu behaupten, daß diese Expedition unsere Gewalt mehr befestigt hat, als wie uns bei den glänzendsten Siegen hätten versprechen dürfen. Wir haben zwar keine Schlachten geliefert — aber sie nicht vermieden, sondern gesucht; hiedurch ist unsere Macht für die Neger gleichsam noch ein Geheimniß geblieben; sie haben gesehen, daß unser Arm weit reicht, und daß die Strafe, wenn auch spät, darum nicht weniger sicher traf. Neger sind gegen Neger in den Streit gezogen, ihr gegenseitiger Haß hat zugenommen, und Angreifer und Angegriffene fühlen mehr als je, welchen Werth unser Schutz für sie hat, wie wichtig es ist, daß sie uns zu Freunden haben, um in ihrem Nachbar keinen gefährlichen Feind zu sehen, der jeden Augenblick ihre Besitzungen mit Zerstörung bedroht.

Mit welchem Vergnügen würden wir also einer Küste Lebewohl gesagt haben, wo unsere Bemühungen mit dem besten Erfolg gekrönt wurden, wenn nicht der traurige Zustand unseres Oberbefehlshabers und so vieler andern, die sowohl auf dem Land als an Bord noch ernstlich krank waren, unsere Freude niedergedrückt hätte. Kein fröhlicher Marsch begleitete das Lichten der Anker; die Befehle wurden mit verhaltener Stimme gegeben, als ob wir einen Feind überrumpeln wollten; kein „Hurrah für Holland, Jungens!" ermunterte das Schiffsvolk, und der Tag unserer Abreise erschien eher als ein Tag des Schmerzes, denn als ein Tag der Freude.

Bevor wir jetzt von der Küste Abschied nehmen, wollen wir noch einige Zeilen dem so sehr gefürchteten Klima von Guinea widmen.

Man kann sich davon keinen bessern Begriff machen, als indem man das hiesige Klima vergleicht mit einem sehr heißen Sommer in Holland. Der niedrigste Stand des Thermometers war 70°, der höchste 90° nach Fahrenheit. Die Atmosphäre war feucht, und zwar so sehr, daß man selbst mitten am Tage nichts trocknen konnte. Dieses wirkte besonders schädlich auf dem Schiffe, wo es eine beengende Hitze unter dem Deck verursachte, die wir kaum durch allerhand Verrichtungen mäßigen konnten. Auf der Rhede war es indessen nicht so ungesund als am Land, welches wir den dichten Nebeln zuschrieben, die des Nachts aus den Wäldern emporstiegen und längere Zeit über dem Lande hängen blieben. Zu unserem Glück war die Regenzeit dieses Jahr sehr früh eingetreten, so daß die Regenschauer während des Feldzuges schon selten waren, sonst hätten wir noch mehr Leute verloren.

Bei unserer Abreise waren zwei Aerzte und dreißig Unterofficiere und Soldaten von unsern Truppen gestorben, und von denen, welche an der Küste geblieben waren, um mit einem dritten Transport nach Java zu gehen, waren die meisten krank. An Bord waren die Debarquirten, von denen wir schon sechs begraben hatten, alle noch sehr schwach. Wir hatten also einen Sechstheil unserer Truppen verloren, und außer dem Schiffsvolk waren 180 Mann unter ärztlicher Behandlung gewesen; es wäre also ungereimt, wenn wir die Küste von Guinea gesund nennen wollten; allein wir glauben doch, daß das Klima an sich nicht so ungesund ist, als Manche behaupten, und der Name der Küste: „Grab der Europäer," vermuthen lassen könnte. Gewiß ist Krankheit und Sterblichkeit unter Truppen, besonders bei einem Feldzug, ein schlechter Maaßstab, um klimatische Verhältnisse danach zu beurtheilen. Der Soldat schont selten seinen Körper, wenn er dadurch auch nur den geringsten oder kürzesten Genuß entbehren muß. Oefters sah ich ihrer einige sich bei der größten Hitze in dem Meere baden; das strengste Verbot konnte dieses nicht verhindern, weil es dann heimlich geschah. Unmäßiger Genuß geistiger Getränke, so verlockend bei der Hitze, weil man zufolge der unaufhörlichen Ausdünstung keine Trunkenheit spürt, und sie deßhalb für unschädlich hält, und andere Ausschweifungen, für welche sich hier die reichlichste Gelegenheit darbietet, sind bei dem Soldaten an der Tagesordnung, und erschöpfen in kurzem seine Kräfte. Wer mit unsern Kriegen in andern Besitzungen, besonders in Ostindien, bekannt ist, weiß, daß Krankheiten nicht weniger Opfer hinraffen, als die mörderischsten Gefechte. Wir müssen also nicht bei den Truppen stehen bleiben, sondern untersuchen, ob das Klima wirklich auch auf andere Europäer, die sich dort niederlassen und sich gewöhnlichen Geschäften ergeben, einen so verderblichen Einfluß äußert.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Markt von Nishnei-Nowgorod. Auf diesen Markt kamen im J. 1858 an russischen Waaren für . . 115,682,500 R.

im J. 1858	an russischen Waaren für . .	115,682,500 R.
	an fremden europäischen Waaren für	17,510,000 —
	an asiatischen Waaren	25,200,000 —
im J. 1859	an russischen Waaren . . .	182,557,000 —
	an fremden europäischen Waaren	15,055,000 —
	an asiatischen Waaren	25,905,000 —

Von den asiatischen Waaren lieferte China das Meiste, nämlich im J. 1858 für 18,200,000, im J. 1859 für 19,800,000 R., wahrscheinlich großentheils Thee. Von den russischen Waaren machten die Baumwollen-, Wollen-, Seide- und Halbseide-, Leinwand- und Hanfwaaren nebst Metallen das Meiste, nämlich über 80 Millionen aus. Von den fremden nicht asiatischen Waaren machten die Droguerien fast den dritten Theil, nämlich 5 Millionen aus; außerdem waren Wein, Baumwollen-, Seide- und Galanteriewaaren, je zwischen 2 und 5 Millionen, die bedeutendsten Gegenstände. (Russisches Journal des Ministeriums des Innern. Junius 1839.)

Erdbeben in Schottland. Nach den schottischen Zeitungen dauern die Erdstöße in Perthshire (s. Nr. 313) fort, und haben sich sogar bis nach Fifeshire ausgedehnt. Diese Erscheinungen sind seit undenklichen Zeiten in der Nähe von Creiff und Comrie vorgekommen, aber noch nie hörte man davon, daß sie so lange gedauert und so weit bin sich erstreckt hätten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber religiöse und geistige Ausbildung des preußischen Litthauers.

Die in dem preußischen Litthauen herrschende Religion ist die lutherische; so viel ich über diese Angelegenheit erfahren, zweifle ich, daß es in ganz Litthauen, sofern es zu Preußen gehört, auch nur Eine katholische Familie gibt, obgleich bei Tilsit in Drangowsken eine katholische Kirche vorhanden, die wohl nur zur Benutzung der wenigen, in jener Gegend wohnenden deutschen Katholiken und der häufig des Handels wegen dorthin kommenden Polen dient. Ueber die Einführung des Protestantismus in Preußisch-Litthaven berichtet der alte, preußische Pfarrer Lepner, in einem von ihm 1690 erschienenen Werkchen Folgendes: „Als die dicke, päpstliche Finsterniß durch den Mann Gottes, Dr. Martinum Lutherum, und andere rechtgläubige Gottesgelehrten ist entdeckt und vertrieben worden, ist das helle Licht des Evangeliums auch in unserm Preußisch-Litthauen (davor Gott ewig gelobt und gepriesen sey) aufgesteckt worden. Dieß geschah 1525 durch den erlauchten Herrn Albrecht, Markgrafen zu Brandenburg, der, nachdem er letzter Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen gewesen, in gemeldetem Jahre das Ordenskleid ablegte und evangelisch-lutherisch wurde, auch durch die früher katholischen, jetzt lutherischen Bischöfe, Georg von Polenz und Eberhard Queis die erste Kirchenordnung ausschreiben ließ.“ — Anfangs soll es große Mühe gekostet haben, den Litthauern die lutherische Religion beizubringen, da es wenige Prediger gab, die der litthauischen Sprache mächtig waren. So wurde denn in der ersten Zeit seltsam genug durch Dolmetscher gepredigt, so daß der Pfarrer einen Satz deutsch von der Kanzel hersagte und der auf dem Chore stehende Dolmetscher der Versammlung diesen Satz litthauisch wiederholte, wobei es zu wunderlichen Auslegungen Veranlassung gab, wie z. B. ein Dolmetscher die Worte aus der Epistel am Pfingstsonntage: „Parther, Meder und Elamiter,“ mit „Bartel von Cremitten“ (Cremitten ist ein Dorf, 4 Meilen von Königsberg belegen), und ein anderer: „Creter und Araber“ mit „Kröten und Raben“ übersetzt haben soll. — Markgraf Albert, Freund und Beförderer der Wissenschaften, war der erste, der in dieser Hinsicht auch etwas für die Litthauer that und den lutherischen Katechismus und ein geistliches Gesangbuch in ihrer Sprache drucken und unter sie vertheilen ließ. — Fähige Köpfe der litthauischen Jugend bezogen später auch die bald darauf im Jahre 1543 gestiftete Universität zu Königsberg, und so traten dann mehrere, zu jener Zeit nicht unberühmte Gottesgelehrte als Lehrer und Seelsorger des Volks hervor, unter welchen besonders Stanislaus Rapagelanes, Martin Mosvidius, Johann Bretkius, der letztere als erster litthauischer Bibelübersetzer zu erwähnen seyn möchten. — Man kann dem preußischen Litthauer das Lob ertheilen, daß er in seiner Art, hauptsächlich sofern es das äußerliche Ceremoniell betrifft, religiös ist, die Kirche als einen heiligen Ort betrachtet und darin ein ernstes, stilles, andächtiges Betragen beobachtet. Wenn er in das Gotteshaus tritt, so verneigt er sich gegen den Altar und kniet dann nieder, um in dieser Stellung das Vaterunser herzusagen, so wie er auf diese Art auch alle Kirchengebete verrichtet. — Etwas, das den, der zum ersten Mal eine litthauische Kirche besucht, befremdet, ist folgende Gewohnheit. Kommt nämlich in der Predigt eine besonders rührende und herzergreifende Stelle vor, so beginnt einer aus der Versammlung gewöhnlich überlaut zu seufzen und zu stöhnen, gleichsam um dadurch anzuzeigen, wie sein Gemüth ergriffen, und auch andere zu gleicher Theilnahme zu ermuntern. — Wenn der Litthauer irgend ein Unternehmen beabsichtigt, so läßt er für das glückliche Gelingen desselben von dem Prediger in der Kirche beten, und ist es gelungen, auch wieder danken. Den Geistlichen, der bei dieser Gelegenheit kräftige und eindringliche Worte gebraucht, schätzt der Litthauer weit mehr, als einen solchen, der sich dabei nur kurz faßt. Während dieser Fürbitten und Danksagungen betet die Versammlung, hauptsächlich aber die Frauen, sehr eifrig und andächtig mit. Der Inhalt derselben ist entweder eine Bitte um Erhaltung der Gesundheit und zeitlichen Habe, für Personen, die zur Heurath schreiten, für das Vieh, das im Frühjahr zum erstenmal auf die Weide getrieben werden soll, dann Dank dafür, wenn der Bauer sein Getreide gut verkauft hat, für die Erhaltung des Viehs nach geendigter Hütung u. dgl. m.

Digitized by Google

Ein oder zweimal im Jahre geht der Litthauer zum Abendmahl und verrichtet diese religiöse Handlung mit der größten Ehrfurcht und Andacht. Wenn er vom Tisch des Herrn zurückkommt, so reicht er allen, die in seiner Nähe sind, die Hand zum Zeichen der brüderlichen Versöhnung, wobei sie sich gewöhnlich folgendermaßen anreden: „Ich wünsche, daß du ein würdiger Gast Gottes gewesen seyn mögest; Gott schenke dir Vergebung der Sünden und den Frieden der Seele, und führe dich dereinst gesund im Herzen und mit Freude von dannen!"

So religiös und fromm der Litthauer hiernach, wenigstens was die äußern Religionsgebräuche betrifft, genannt werden könnte, so hängt er doch noch an vielen alten, von seinen Vorfahren ererbten, abergläubischen Gebräuchen. Heult der Hund, so hat dieser den Tod gesehen, der nächstens Jemand abholt; — der Storch auf dem Dache bringt Glück in die Wirthschaft und schützt vor Feuersgefahr; der Begrabene kommt in der Nacht nach seinem Begräbnisse zu seiner Familie, um sich für die ihm erwiesene letzte Ehre zu bedanken; in der Weihnachtsnacht zwischen 11 und 12 Uhr kann das Vieh sprechen, „er hat es selbst gehört." — Das sind Sachen, die, mag man es kaum glauben, dennoch von vielen Litthauern geglaubt werden. Ein evangelischer Pfarrer in Tilsit warf in freundschaftlichem Eifer seinem dortigen katholischen Collegen, der, nebenbei gesagt, ein aufgeklärter, wackrer Mann war, vor, daß er noch den abergläubischen Gebrauch, die Austheilung geweihten Johanniskrauts am Johannistage, das wunderbare Kraft besitzen solle, von Seiten des Priesters an gläubige Seelen beibehalte. „Daran," antwortete der katholische Geistliche, „seyd ihr Schuld, ihr lutherischen Herrn Amtsbrüder! die größte Anzahl derer, die von mir solches Kraut holen, sind litthauische Lutheraner. Warum bedeutet ihr sie nicht, daß es Aberglauben ist?" — Das letztere thun wohl die lutherischen Geistlichen, doch hat dieser eine halbe Stunde lang sich die Lunge müde gesprochen, so lächelt der litthauische Bauer und meint: „Unser Herr Pfarrer ist zwar ein guter, lieber, gelehrter Mann, aber das Ding versteht er doch nicht!" Ich war einst selbst Zeuge, wie ein Geistlicher diese Replik zu hören bekam und sich nicht enthalten konnte, im Aerger auszurufen: „Der liebe Gott macht Menschen, aber manche sind auch darnach!"

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1830 bis 1838.

(Fortsetzung.)

Am 20 Januar brach Ubie mit seinem Lager bei Bet Johannes auf. Ich glaube hier, da ich Gelegenheit hatte, den Ausbruch und Abmarsch des ganzen Corps mit anzusehen, den Lesern einen richtigen Begriff von abyssinischem Militär und seiner Marschordnung geben zu müssen, besonders da Hr. v. Katte in seiner Reisebeschreibung, zu meiner nicht geringen Verwunderung, hierüber nicht ganz richtig berichtet hat.

Jeder erwachsene Abyssinier trägt in der Regel, so oft er sein Haus verläßt, Lanze und Schild, und an der rechten Seite einen, nicht herabhängenden, sondern horizontal hinausstehenden, krummen Säbel von der ungeschicktesten Form, die sich nur denken läßt, der jedoch nicht sowohl als Waffe, sondern vielmehr eben als großes Messer zum Schlachten des Viehes, zum Zerschneiden des Fleisches beim Essen, und im Kriege hauptsächlich nur zum Abschneiden der Geschlechtstheile an den Gefangenen benutzt wird. — So einherschreitend scheint jeder Abyssinier Soldat zu seyn; eigentliche Soldaten sind aber nur die Knechte der Fürsten und der übrigen Großen des Landes; jeder derselben hält so viele Knechte, als er ernähren kann, und diese seine Knechte sind zugleich auch seine Soldaten. Aus ihrer Zahl und der Art ihrer Ausrüstung ist der Reichthum und die Größe des Herrn ersichtlich. Je mehr einer berittene, oder mit (Lunten-) Gewehren versehene Knechte hat, desto größer ist sein Ansehen. An militärische Uebungen irgend einer Art ist nicht zu denken, von einer Eintheilung in Abtheilungen, von Absonderung der berittenen von den Leuten zu Fuß, der mit Gewehr bewaffneten von den mit Lanzen versehenen, mit einem Worte, von Ordnung und Zweckmäßigkeit ist auch keine Spur zu sehen, und die Abyssinier haben hievon gar keine Idee. — Macht der Fürst zu irgend einem Zweck einen Zug, so sammelt er die großen und kleinen Gouverneurs der Provinzen, Städte und Dörfer um sich, und diese mit ihren und des Fürsten eigenen Knechten bilden nun das Militär, und nebst ihren Weibern, Kindern u. s. w. — die Armee. Wenn man daher einen im höchsten Grade ungeordneten Haufen schmutziger, zerlumpter Kerls, ähnlich einer ungeheuren Bande von rußigen Kesselflickern und Zigeunern, theils zu Fuß, theils beritten mit Pferden oder Maulthieren, bewaffnet mit Lanze, Schild und Säbel, und hie und da mit einem elenden Luntengewehre, theils springend, theils langsam gehend, oder Viertelstunden lang auf den Boden hinhockend, wie es jedem gerade beliebt, lachend und scherzend, in der Regel jedoch sich schimpfend und streitend, gefolgt von einer gleich großen Zahl von Weibern, Küchen- und Trinkgeschirre oder kleine Kinder auf dem Rücken tragend, von einer Menge Knaben und Mädchen, nebst einer gleichfalls nicht unbedeutenden Zahl zusammengeraubter Ochsen, Kühe, Esel und Schafe — alles ganz zufällig bunt durcheinander gemengt und vermischt, in langem, langem Zuge mit schändlichem Geschrei und Lärmen daherziehend, — wenn man einen solchen Haufen eine Armee nennen darf, so besaß Dedschesmatsch Ubie bei diesem seinem Marsche nach Agame eine Armee von etwa 12,000 bis 14,000 Seelen, worunter kaum die Hälfte combattante Männer, und gegen ein Drittel beritten. (Wie Hr. v. Katte — ein Officier — von dieser Armee sprechend, sagen konnte, sie beobachte eine gewisse Ordnung beim Marsche, und wie er sich der Ausdrücke „General, höchste Officiere" u. s. w. bedienen mochte — kann ich kaum begreifen; denn da ist weder Ordnung, noch Soldat, noch Officier, sondern ein Zug abyssinischer Schum (Dorfschulzen) mit ihren Knechten und Weibern.) An der Spitze des Zuges war der „Fittanrari," der auch im Lager mit seinem Haufen etwas vorgeschoben ist, mit Musik; und

ungefähr in der Mitte, umgeben von einem dichten Haufen, ritt der Fürst auf einem mit kleinen Glocken und Schellen reich behängten Maulthier, und gleichfalls, wie der Fittaurari, von Musik begleitet, bestehend aus Pauken und langen Blasinstrumenten, von der größten Aehnlichkeit, sowohl in der Construction als im Tone mit einem Instrumente, das ich in Deutschland und in der Schweiz an mehreren Orten bei den Kuhhirten öfters gesehen habe. Zwei Tage dauerte der Aufbruch des Lagers und der Abmarsch, und der weitere Verlauf und das Resultat des Feldzugs mußte natürlich solchen Anordnungen entsprechend seyn.

Dedschesmatsch Cassai, anstatt dem Ubie das Eindringen durch die Defilée's von Agame zu verwehren, was er mit wenig Mannschaft sehr leicht hätte bewerkstelligen können, versammelte einige seiner Großen um sich (wahrscheinlich auch den englischen Agenten Hrn. Coffin), ließ eine Menge Vieh, Getreide und sonstige Lebensbedürfnisse auf einen von Natur festen, und für Abyssinier fast unbezwinglichen Punkt im Gebirge Haramat bringen, und schloß sich dann, begleitet von seinen Freunden und Weibern, ohne auch nur die geringste Anstalt zum Schutz und zur Vertheidigung seines Landes getroffen zu haben, ganz beruhigt in seine Festung ein, sein Land dem Feinde, und seine Unterthanen ihrem Schicksal überlassend. — Ubie rückte also ungehindert vor, aber weit entfernt, einen Versuch zu machen, den Cassai auf seinem Berge anzugreifen, oder ihn zu belagern und auszuhungern, und auf diese Weise seiner Person habhaft zu werden, begnügte er sich, die Provinz auszuplündern, und einige Dörfer, worin ihm von den aufs Aeußerste gebrachten Agamern einige Hunderte seiner Leute bei der Plünderung erschlagen worden waren, in Brand zu stecken. Als endlich in dem rein ausgeplünderten Lande nichts mehr zu finden war, womit Ubie seinen Troß noch länger hätte nähren und sich halten können, ließ er durch die Priester — deren Geschäft dieß ist — des Tributs wegen mit Cassai unterhandeln; und da Cassai versprach und beschwor, ihn in kurzer Zeit zu bezahlen, so schloß Ubie Frieden, und zog sich aus Agame zurück. So endigte nach einem Monate dieser Kesselflickerfeldzug, und im Triumph kehrte Ubie am 20 Februar nach Adoa zurück, wo er auf derselben Stelle, wie früher, bei Bet Johannes ein Lager schlug.

In dieser Zwischenzeit hatten sich die Umstände an der Gränze von Sennaar geändert: die ägyptischen Truppen hatten sich mit Verlust zurückgezogen, und die Nachricht hievon — gleichfalls nicht wenig übertrieben, denn man erzählte von vielen tausend Gefangenen, die man gemacht, und Gewehren und Kanonen, die man erbeutet habe — war schnell nach Tigre gekommen. — Ubie hatte also Englands Schutz und Hülfe für sein Land und seine Person nicht mehr nöthig, und statt des früher gehegten Wunsches einer Verbindung mit England schienen ihn nun ganz andere Plane zu beschäftigen.

Als nach seiner Rückkehr die Missionäre ihn in seinem Lager besuchten, empfing er sie kalt, und als die Rede auf die früher besprochene und auf diesen Termin festgesetzte Absendung der Gesandtschaft nach England kam, erwiederte Ubie, er erwarte jetzt seinen Tochtermann Cassai, und wolle sich vorerst gemeinschaftlich mit ihm über diese Angelegenheit berathen und besprechen.

Am 1 März 1838 kam der jüngere Hr. v. Abbady nebst dem katholischen Priester Pater Joseph nach Adoa, den Fürsten um Erlaubniß ins Land zu kommen, und um ein Geleite für seine in Massaua liegenden Effecten u. s. w. zu ersuchen. Hr. v. Abaddy ließ durch einen Boten dem Ubie seine Ankunft melden, und um Audienz bitten. Der Bote kam zurück mit der Nachricht, der Fürst sey jetzt nicht zu sprechen, Habeta Salasse und Tecla Georgis würden jedoch den folgenden Tag aus dem Lager in die Stadt kommen, und die Neuangekommenen besuchen. Allein sie kamen nicht, sondern Tecla Georgis schickte einen kurzen Brief an den Missionär Isenberg, worin er ihn im Namen des Fürsten fragte: „Wer die neuangekommenen Franken seyen, ob sie zu seiner Partei gehörten, wer sie in das Land geschickt habe, und was sie wollten?“ Ferner meldete er, daß der Fürst sehr aufgebracht sey über die Ankunft so vieler Europäer in seinem Lande. Durch den Boten, der diesen Brief brachte, ließen Tecla Georgis und Habeta Salasse zugleich einige Effecten abholen, die sie vor dem Feldzuge nach Agame in Hrn. Isenbergs Haus deponirt hatten, und ließen sagen, sie scheuten sich, selbst zu kommen, weil Ubie es nicht gern sehe, daß sie so oft zu den Franken gehen.

In demselben Tone und eben so kurz beantwortete Hr. Isenberg den Brief des Tecla Georgis: die Fremden seyen Franzosen, und gehörten nicht zu seiner Partei, wer sie geschickt habe, und was sie wollen, wisse er nicht, und er sey nicht befugt, sie darüber auszufragen; wenn der Fürst es wissen wolle, solle er die Fremden vor sich lassen und sie selbst fragen.

Am 5 und 6 Januar hatte Hr. v. Abbady Audienz bei Ubie, erhielt Erlaubniß, ins Land zu kommen, und einen von Ubie's Leuten zur Begleitung und zum Schutze für sein Gepäck; er reiste jedoch nicht sogleich ab, sondern blieb vorerst noch ein paar Tage in Adoa.

(Fortsetzung folgt.)

Hindu-Ballade.

(Aus dem Asiatic Journal. October.)

Aus einem indischen Blatt entlehnen wir folgende Probe indischer Balladen. Sie ist aus neuerer Zeit, und daher um so interessanter, da sie die Gesinnung des indischen Volkes gegen die englische Regierung zeigt, und zugleich, in welchem Lichte die Hindu die Engländer zu sehen gewohnt sind. Der Fuchs ist nämlich die englische Politik, der Bär ihre Kriegsmacht. Da die englische Uebersetzung, der wir nacharbeiten, nur prosaisch ist, so muß natürlich auch die unserige dasselbe seyn.

1.

Der Löwe von Pendschab erwacht' aus seinem Schlaf und schnaubte laut in die Luft;
Er streckt' seine mächt'ge Tatze aus und schüttelt seine zottige Mähne;
Dann schrie er: „Ha, ha! gib mir mehr Land an dem Flusse,
Wo Frucht so üppig wächst und junge Mädchen gleich Reben sind.“

2.

Das sagt' er dem englischen Bär, doch der englische Bär schüttelt seinen Kopf,
Und streckte auch eine Tatze aus und sagte: „Nein, nein."
Aber der englische Bär geht nirgends ohne seinen Freund, den Fuchs,
Und der Fuchs trat in den Rath und sprach, als sey er ein Pundit.

3.

Maharadsch! du willst mehr Land — wir fürchten zu verlieren, was wir hatten;
Die Ruß-walah-Schlange liegt zusammengeballt hinter jener Bergkette;
Die Schakals von Sind haben das angränzende Land,
Wir wollen es nehmen, und unter uns theilen auf gewisse Art.

4.

Da regten sich der Tiger von Nepal und das Krokodil des Osten,
Und sie sagten: „Sieh, der Bär hat das Land verlassen, mehr zu suchen;
Ha, ha, der Bär ist ein ghasa, alter Narr, und der Fuchs viel zu schlau.
Doch wir wollen ihr Haus anfallen indeß sie fern sind, und verbrennen ihre Häuser und Kinder."

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Obgleich wir nicht behaupten wollen, daß für diese jene Ungesundheit eingebildet ist, sondern es dafür halten, daß die Krankheiten an der Küste von Guinea, wenn auch weniger heftig, weniger entscheidend als in Ost- und Westindien, das Leben in seinen feinsten Organen angreifen und miniren, so glauben wir doch, daß dieses nicht dem Land allein zuzuschreiben, sondern auch noch einer zweiten Ursache, die großen Einfluß ausübt — dem Mangel nämlich an geselligem und civilisirtem Umgang. Der Mangel an Gesellschaft, vorzüglich mit gebildeten Frauen, und an Vergnügungen und Erholung muß nachtheilig wirken auf die Aufgeräumtheit, die man dann oft in dem reichlichen Genusse des Weins und geistiger Getränke sucht. Dadurch haben sehr Viele ihr Leben verkürzt oder ihr Körperleiden erschwert. Jedermann weiß, daß vor nicht gar langer Zeit, als Ost- und Westindien noch Zufluchtsörter waren für Verschwender, oder Leute, die in Europa nicht mehr fortzukommen wußten, auch diese Besitzungen das Grab der Europäer genannt wurden. Der zunehmende Handel, die Schätze, die dort erworben werden konnten, bewogen tüchtige und verdienstliche Männer, sich daselbst niederzulassen; allmählich bildete sich eine europäische Gesellschaft, und Niemand spricht mehr von der früher so gefürchteten Ungesundheit.

Dieses findet sich nicht in unsern afrikanischen Besitzungen; die wenigen Bequemlichkeiten, die geringe Anzahl der Europäer, die sich hier ansiedelten, die niedrige Stufe der Aufklärung, worauf die Eingebornen stehen, die Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen — Alles wirkt zusammen, um die Munterkeit des Geistes (jenes wesentliche Vorbeugungsmittel gegen viele Krankheiten in den Tropenländern, wenn es mit Mäßigkeit in Speise und Getränk vereinigt ist) zu unterdrücken, und es immer schwieriger zu machen, wirklich verdienstliche Männer zu finden, die sich hieher begeben wollen.

Endlich sehen wir dieselben Väter, die ihre Söhne nach Europa schicken, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen, ihre Töchter vernachlässigen und aufziehen in all den Dummheiten eines ungebildeten Volkes, ohne sie auch nur die holländische Sprache erlernen zu lassen, ohne ihnen die geringste Kenntniß dessen, was einer Frau zur Zierde gereicht, beizubringen, ohne irgend einen andern Sinn bei ihnen aufzuwecken, als den für Gold und Putz. Daher unterscheidet sich die Tochter eines hiesigen Europäers in nichts als in der Farbe von den Negerfrauen. Derselbe Vater verkauft, oder, wie man es hier nennt, verheurathet seine Tochter an den zuerst sich meldenden oder meistbietenden Europäer, und somit geht vielleicht das kräftigste Mittel verloren, um ein Familienleben möglich zu machen, welches gewiß ein kräftiges Prophylacticum gegen Krankheiten, und außerdem für die Eingebornen ein heilsames Beispiel seyn würde. Doch wenn man zu Elmina über diese Punkte spricht, glaubt man sich genug zu entschuldigen mit der Antwort: „Ja freilich, aber das ist so der Brauch auf der Küste."

Wir müssen gestehen, daß wir alle, der eine mehr, der andere weniger, eine Abspannung und Schlaffheit empfanden, die wir in andern Ländern unter dem heißen Himmelsstrich, und vorzüglich bei einem so kurzen Aufenthalt, nie gekannt hatten; es ist jedoch die Frage, ob wir dieses nicht ebenfalls größtentheils denselben Ursachen beimessen müssen. Gäbe es hier mehr Europäer, wäre die Verbindung mit dem Mutterlande lebendiger, dann würde man auch besser sorgen für Vieles, was uns zum Bedürfnisse geworden ist, z. B. Gartenfrüchte, Fleisch, Gemüse u. s. w., Artikel, die jetzt gar nicht zu haben waren. In allen unsern übrigen Besitzungen weichen wir sonst nicht von unsern Gewohnheiten ab, und wie man auch behaupten möge, daß man sich in einem fremden Lande nach denen der Eingebornen richten müsse in Hinsicht auf die Nahrungsmittel, lehrt die Erfahrung das Gegentheil, wenn man wenigstens nicht ganz naturalisirt ist. Aber wenn man den Kranken Erbsenbrei statt Suppe, Speck statt Fleisch geben muß, Hühner nur selten, Gemüse gar nicht zu haben sind, dann ist es kein Wunder, wenn die verlornen Kräfte nicht zurückkehren, und daß bei Gesunden, die in vier Monaten keine Erfrischung genossen haben, und berechnen können, sie in abermaligen zwei Monaten noch nicht zu bekommen, die Energie sich verliert. Auch der Officier empfindet so gut als der Matrose diese Entbehrung, wenn gleich sein Tisch mit in Blech verwahrten oder getrockneten Gemüsen, Schinken, geräuchertem Rindfleisch u. s. w. und einem guten Glas Wein reichlich versehen ist.

Indessen hofften wir, daß die frische Seeluft eine günstige Wirkung auf Kranke und Gesunde haben würde, und traten wohlgemuth unsere Reise an.

Der Zustand des Generals ließ mich, obgleich noch einige günstige Zeichen sich vorfanden, schon den ersten Tag das Schlimmste befürchten. Nur selten erwachte er aus dumpfer Betäubung zu einigem Bewußtseyn, und dann schien ihn die Hoffnung zu beseelen, daß Veränderung der Luft ihm Genesung bringen würde. Manchmal glaubten wir, daß seine eisenfeste Constitution den Sieg über die Krankheit erringen würde; allein den 22 August Nachmittags halb fünf Uhr hatte er den letzten Streit ausgestritten — der General war nicht mehr!

Hier schließen wir den Auszug aus des Capitäns Tengbergen Bericht. Die Rückreise bot wenig Merkwürdiges dar; die Kranken erholten sich allmählich, und den 17 October erreichte man die Rhede von Texel, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1839.

Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

Der Wein und der Tabak in Ungarn.

Es läßt sich dreist behaupten, daß, wenn man dem Ungar die hier genannten Producte entziehen wollte, man ihm einen großen Theil seiner Nationalität rauben würde. Man höre nur einen recht patriotischen Ungar, wie er unter allen Gütern, die der Himmel seinem geliebten Vaterlande verliehen hat, fast allemal den Tabak zuerst und diesem zunächst den Wein nennt. In der That ist beides von vorzüglicher Güte, nur gibt es unter beiden auch Mittelgut, ja mitunter so schlechte Waare, daß man darnach ein sehr nachtheiliges Urtheil fällen würde. Die Gegenden, wo beides wächst, und die Art der Behandlung tragen unendlich viel zu seiner Güte bei. — Das Weintrinken hat in neuerer Zeit, seitdem die Homöopathie und die Wassercur aufgekommen, sehr abgenommen, und man trifft, besonders unter den gebildeten Classen, eine Menge von Individuen, die fast nur Wasser trinken. Da nun der Handel mit Wein ins Ausland nicht mehr so florirt, wie ehemals, so sind die Preise sehr gesunken, und es lohnt der Weinbau bei weitem nicht mehr so, wie ehemals. — Im Allgemeinen muß man überdieß den Weinbauern den Vorwurf machen, daß sie weder auf die Auswahl der Reben, noch auf die Behandlung des Weines bei der Kelter die gehörige Sorgfalt verwenden, weßhalb denn das Product, mit Ausnahme der renommirten Sorten, nicht die Güte und den Ruf hat, den es sonst, vom Boden und Klima begünstigt, wohl haben könnte.

Vom Tabak läßt sich in mancher Hinsicht dasselbe behaupten. Wo man ihn mit Sachkenntniß pflanzt und pflegt, da gewährt er ein Product, das dem besten amerikanischen um wenig nachsteht. Aber welch eine Menge schlechte Waare erzeugt das Land auch! Der Erzeuger wird freilich durch die bestehenden Verhältnisse wenig ermuthigt, mehr Mühe und Sorgfalt anzuwenden, weil ihm diejenigen, so die Lieferungen der Regierung übernommen haben, die Waare abdrücken, und er für seinen Fleiß nicht den entsprechenden Lohn verdient. Vom Tabakrauchen kann man behaupten, daß es in Ungarn mit einer gewissen Kunstfertigkeit betrieben wird, und daß dabei mitunter eine Leidenschaftlichkeit herrscht, die man sich kaum vorstellen kann. Man beobachte nur einmal einen Ungar, wenn er die Pfeife stopft, wie er sich da vom Deutschen unterscheidet. Letzterer bedarf dazu beider Hände, ersterer nur der Rechten. Mit dem Daumen, dem Mittel- und Goldfinger faßt er den Pfeifenkopf, taucht ihn ganz in den Tabak und stopft mit bewundernswerther Fertigkeit mit dem Zeigefinger. An diesem Kriterion allein erkennt der ächte Ungar sogleich den Ausländer. Ueber die Manie, welche für Pfeifenköpfe herrscht, habe ich schon früher einmal berichtet.

So sehr viel nun aber auch in Ungarn Tabak geraucht wird, so wird dennoch fast die Hälfte des erzeugten Productes ausgeführt. Ein großer Theil der österreichischen Erbstaaten wird von hier aus versorgt. Den Hauptgewinn dabei machen die Lieferanten. Getrocknet wird er meistentheils an der Sonne, welcher er, sobald er geschnürt ist, ausgesetzt wird. In den Gegenden, wo der Hauptanbau desselben ist, wie unter andern im Heveser Comitate, sieht man im Herbste alle Gebäude mit Tabak dermaßen umhangen, daß man kaum weiß, wie es hinter diesem Vorhange aussieht.

Dem Consum des Weines thut der viele Branntwein, welchen die überall neu angelegten großen Brennereien liefern, vielen Eintrag. Dennoch geht am Ende Alles auf — ein Beweis, wie viel in Ungarn getrunken wird. Sieht man die Hauptzüge von Weingebirgen am Neusiedler- und am Platten-See, sodann die von Ofen gegen Stuhlweißenburg, ferner die am Matragebirge bis nach Erlau, wiederum die in der Hegyalla und reiht an dieselben die vielen kleinen an, so begreift man kaum, wo all der hier erzeugte, auf so viele Millionen von Eimern sich belaufende Wein hinkommt. Und doch war z. B. in diesem Jahre, nachdem die drei letzten eine knappe Weinwachsung gegeben hatten, schon ein gewisser Mangel bemerkbar, der sich im allgemeinen Consumo zeigte, so daß man sich auch in der Hinsicht über die heurige reiche Lese freute. Im Lande wird meistentheils der Wein schon, wenn er ein halbes Jahr alt ist, getrunken, und nur die guten Sorten, welche meist zur Ausfuhr bestimmt sind, werden aufs Lager gelegt.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber religiöse und geistige Ausbildung des preußischen Litthauers.

(Schluß.)

Die Erinnerung an die Götter ihrer heidnischen Vorfahren lebt auch noch jetzt unter dem Volke fort, und die Namen der altlitthauischen Dreieinigkeit: „Perkunos, Pikollos und Potrimpos," hört man noch oft. „Perkunos granja: der Donnergott wirft etwas nieder!" sagt der Litthauer, wenn der Donner rollt; „Perkunos ispire: Perkunos hat ausgeschlagen wie ein Pferd!" wenn das Gewitter einschlägt. — „Potrimpos (der mit Aehren bekränzte Götterjüngling) ist uns gnädig," so viel als „die Feldfrüchte gerathen gut." — „Pikollos (der bleiche, greise Todtengott) hat ihn abgerufen," für: „er ist gestorben," — Auch Giltine, die strafende Göttin, die durch plötzliche Todesfälle, Pest und ansteckende Krankheiten blühende Geschlechter hinrafft, ist noch nicht vergessen, denn ein litthauischer Fluch lautet: „Kad tavve Giltine nusmaugta!" daß dich Giltine erwürgen möge!" So auch „Giltine sukka, Giltine smaugia, die Todesgöttin würget!" eine Redensart, die der Litthauer in neuerer Zeit bei der Cholera gebrauchte. — Der Litthauer ist geneigt, an eine absolute Bestimmung zu glauben; daher sein leichtes Trösten bei Unglücksfällen, so wie auch dieser Glaube wohl ein Grund seiner Furchtlosigkeit und daraus folgenden Tapferkeit im Kriege seyn dürfte. „Lak laima latet! so spann es Laima (die Schicksalsgöttin!)" ein Ausdruck, der auf den Glauben an ein unabwendbares Fatum hindeutet. „Unterirdische," kleine Geister, ähnlich den Elfen Britanniens, von den Litthauern „Puschkaiten" genannt — ein Name, von dem ich nicht mit Bestimmtheit angeben kann, ob er vorchristliche Götter des Volks bezeichnet — werden vom Litthauer in Ehren gehalten, weil der, in dessen Hause sie sich zeigen, Glück in der Wirthschaft hat. Man thut darum auch Alles, um diese freundlichen Erdgeister an sich zu fesseln, setzt ihnen zur Labung Milch hinter den Ofen und wirft Salz ins Feuer, wenn dieses knistert, denn dann „verlangt der Puschkait Salz." — Die Namen der alten Götter haben sich noch bis jetzt in den Benennungen mehrerer litthauischen Dörfer erhalten, z. B. Potrimpen, Perkunlauken, Puschkaiten u. a. m., vielleicht weil jene Orte früher die Hauptverehrungsplätze der genannten Götter waren.

Es ist bekannt, daß die Altvordern der preußischen Litthauer Anhänger derselben Religion waren, wie die alten Preußen, wobei man annehmen könnte, daß jene als Einwanderer aus fernem Osten sie erst von diesen, den preußischen Urbewohnern, erhalten haben mögen, wenn wir nicht der Vermuthung Raum geben wollen, daß beide Völker, wofür die Gleichheit ihrer Sprache zeugt, Eines Stammes waren. Herodot und Strabo sprechen von zwei Göttern der Geten, deren Namen auch den Byzantinern gleichbedeutend waren: Giweleisis und Zamolxis — Worte, die sich in dem Altpreußischen und Litthauischen mit denselben Begriffen verbunden wieder finden. So hatten auch beide Völker ein Romowe mit der heiligen Eiche, unter deren Laubdach Perkunos, Pikollos und Potrimpos verehrt wurden; das der alten Preußen nämlich unsern der Stadt Schippenbeil (im ostpreußischen Bezirke Natangen), bei dem Gute Romsdorf — vermuthlich nach und nach zusammengezogen aus Romowesdorf — wo eine kleine, gemauerte Säule die heilige Stätte unserer Altvordern bezeichnet; dagegen das Romowe der Litthauer nach Kojalowitsch (Histr. Lith.) am Ausfluß des Flüßchens Dubissa in die Memel (Niemen) zu suchen wäre. An denselben Orten wohnte auch der Oberpriester jedes Volks, der Criwe Criwaito, von dem ein uralter Gebrauch sich noch bei den jetzigen Litthauern erhalten hat. Das äußere Zeichen nämlich, durch welches die Macht des Criwe bei den alten Preußen und Litthauern angedeutet wurde, war die „Criwule," ein krummer Stab (von Kreiwas, krumm), den er umhersandte, wenn er das Volk versammeln wollte, und von dem vielleicht der Priester selbst seinen Namen erhalten haben haben mag. Noch heutzutage findet man bei jedem Schulzen eines litthauischen Dorfes einen solchen Stab, der gewöhnlich aus der Wurzel eines jungen Baumes besteht und folgende Form hat: Die Wurzel bildet den untern, krummen Theil, der Stamm des Bäumchens den obern, der gerade, aber nicht lang seyn darf, im Verhältnisse, wie die vorstehende Figur es zeigt. Will der Schulze die Bewohner des Dorfes versammeln oder einen Befehl ankündigen, so schickt er die Criwale oder das Krummholz zu dem nächsten Nachbar, der es gleich weiter senden muß, bis es vom letzten Bauern wieder zum Schulzen zurückkommt. Dieses Amtszeichen steht in großer Achtung, und kein Bauer darf, nach Umgang der Criwale, von der Versammlung zurückbleiben. Davon existiren auch die gebräuchlichen litthauischen Redensarten: „I Krivvule eimi," ich gehe ins Schulzenamt, und „isz Krivvules parcimi," ich komme vom Schulzenamt.

Von der preußischen Regierung wird nach Kräften gewirkt, um eine gesunde Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten. Bis zur Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I, Vater Friedrich des Großen, gab es in Preußisch-Litthauen noch keine Landschulen; die Errichtung dieser ist das Werk des genannten Herrschers, dem Litthauen in jeder Hinsicht viel zu verdanken hat. Er reiste öfter im Lande umher und besprach sich mit dem wackern Pfarrer Engel in dem Dorfe Szillen und dem Dr. Th. Schulz; nach mehr als 2jähriger, ununterbrochener Bemühung und durch ein für jene Zeiten sehr bedeutendes Geschenk von 50,000 Thalern, brachte es der Monarch endlich dahin, daß 1700 Schulen im Lande angelegt wurden, und daß der größte Theil der Landleute schreiben, rechnen und lesen lernte. Jetzt, nachdem in Seminarien, z. B. in dem zu Karalene bei Gumbinnen, junge Leute zu Volksschullehrern wissenschaftlich erzogen werden, und auf der Universität zu Königsberg ein eigener Lehrstuhl der litthauischen Sprache durch den Professor Dr. Rhesa zur Ausbildung künftiger litthauischer Pfarrer besteht, zeigen sich die wohlthätigen Folgen solcher fürsorglichen Maßregeln Friedrich Wilhelms III in dem freiern Aufschwung, der sich bei dem mit natürlichem Verstande ohnehin begabten Volke erfreulich kund gibt.

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1836 bis 1838.

(Fortsetzung.)

Vier Tage darauf, am 10 März, wurden die drei englischen Missionäre, HH. Schimper, Keller und ich — also alle früher angekommenen und gerade in Adoa anwesenden Europäer (Hr. Dufay war damals in Gondar) ins Haus des Alaka Kiddane Mariam berufen, woselbst, als wir hinkamen, außer dem Alaka, der Gouverneur von Adoa, mehrere Schums von der Umgegend, und eine Menge Priester und Soldaten versammelt waren. Der Alaka und der Gouverneur eröffneten uns mit triumphirender Freude im Namen Ubie's dessen Befehl — Abyssinien schleunigst zu verlassen. Die Gründe und Veranlassung zu dieser Maßregel wurden uns nicht gesagt, und uns jede Anfrage und Besuch beim Fürsten verboten. In drei Tagen sollten wir uns rüsten, und nach diesem Termin abreisen. Wir verließen das Haus, und Hr. Isenberg schrieb sogleich an den Fürsten, ihn um einigen Aufschub bittend, indem es ihm unmöglich sey, in Zeit von drei Tagen die zur Abreise nöthigen Anstalten zu treffen, worauf Ubie eine Woche Frist einräumte. An demselben Tage wurde das neuerbaute, jedoch noch nicht ganz vollendete Haus der Missionäre durch feierliche Procession, den Alaka Kiddan Mariam mit einem großen Kreuz aus der Kirche an der Spitze, als Gut seiner (des Alaka's) Kirche in Beschlag genommen, und obwohl einer der Missionäre im Hause wohnte, die Thüren gewaltsam erbrochen, mancherlei Unfug verübt, und eine Wache vom Gouverneur hineingelegt.

So handelte Ubie, ein Fürst, von welchem Hr. v. Katte (S. 85 seiner Reisebeschreibung) sagt, er sey der einzige abyssinische Fürst, der es werth wäre, von Europa unterstützt und in der Ausführung seiner Plane befördert zu werden.

Was eigentlich die Veranlassung für Ubie zu diesem, gerade im jetzigen Moment so auffallenden, Befehle gewesen seyn mag, ist mir bis heute noch nicht ganz klar; folgende Umstände zusammen mögen ihn jedoch ohne Zweifel zu diesem Schritte bestimmt haben.

1) Ubie — wie alle Abyssinier — ein Freund der Dunkelheit, ist kein Freund der Europäer, welche Aufklärung in seinem Lande und unter seinem Volke verbreiten wollen; deßhalb konnte er auch die Missionäre niemals aufrichtig lieben, er liebte bloß ihre Geschenke.

2) Das zufällige Zusammentreffen ungewöhnlich vieler Europäer in seinem Lande in Zeit von fünf Vierteljahren erregte seine Angst und sein Mißtrauen im höchsten Grade. In keiner Beziehung über den Geringsten seines Volks erhaben, glaubte er alle oben erwähnten thörichten, von den Priestern erfundenen und von den Soldaten verbreiteten Gerüchte von einem fränkischen Könige, der erwartet werde u. s. w., und argwohnte, diese Europäer kämen als Vorboten, um das Land auszukundschaften, und seine Besitznahme später um so leichter zu machen.

3) Der Einfluß der Priester auf ihn, der erbittertsten Feinde der Missionäre und der Franken überhaupt, die nimmer ruhten und den Fürsten stets bestürmten, die Missionäre, die einen Umsturz der bestehenden Religion beabsichtigen, aus dem Lande zu verweisen, und die gerade jetzt am eifrigsten hieran arbeiteten, weil sie wußten, daß die Missionäre sich im Lande festzusetzen, eine eigene Kirche zu gründen, und ihren Wirkungskreis weiter auszudehnen, ernstlich entschlossen waren.

4) Der Bau des Hauses. Dieses, im Vergleich mit einem gewöhnlichen, bürgerlichen Hause einer Landstadt Deutschlands immer noch geringe, aber freilich im Vergleiche mit den abyssinischen Ställen sehr feste, große und prächtig eingerichtete Gebäude, reizte ihren Neid und ihre Habsucht; der Alaka, der Gouverneur, und der Zolleinnehmer, die drei mächtigsten Männer Adoa's, und alle drei geschworne Feinde der Europäer, wünschten es zu besitzen, und ohne Zweifel hatte Ubie selbst auch Lust danach; um zu ihrem Zweck zu gelangen, mußten natürlich die Herren des Hauses, die Missionäre, fort.

5) Auch die von Schoa aus an die Europäer ergangene Einladung von Seite des dortigen Königs mag bei Ubie zu dem Vorgefallenen beigetragen haben. Denn obwohl er selbst die Europäer nicht liebt, und keinen lange in seinem Lande haben will, so kennt er doch gewiß die Ueberlegenheit und Wichtigkeit derselben recht gut, ob er es gleich nicht zugesteht, und gönnt sie deßhalb auch keinem Nachbarstaate. Ohnehin steht Ubie mit dem Könige von Schoa nicht ganz gut, und er ermangelt daher nicht, jeden, der nach Schoa reisen will, nach Kräften hieran zu verhindern.

6) Obwohl bei einem Abyssinier eigentlich keine Scham zu suchen ist, so schämte sich Ubie doch vielleicht der erbärmlichen Rolle, die er in der Gesandtschaftskomödie gespielt hatte, oder er fürchtete üble Folgen davon, die er durch Entfernung der Missionäre abwenden zu können glaubte. Endlich

7) waren vielleicht die damals neuangekommenen Europäer nicht ganz ohne Einfluß bei diesem Ereigniß. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an ihre Ankunft in Abyssinien ein politisch-religiöser Zweck geknüpft ist, bei dessen Ausführung ihnen die Protestanten vielleicht im Wege zu stehen schienen. Sie mögen daher bei ihren Conferenzen mit Ubie durch Aeußerungen und Geschenke mit zu dem beigetragen haben, was jedoch ohne ihre Dazwischenkunft auch — nur vielleicht etwas später — vorgefallen wäre. Beide legten es darauf an, sich bei den Priestern beliebt zu machen, und besuchten deßhalb häufig die Kirche u. s. w. Auffallend ist es immer, daß sie allein ungestört bleiben durften.

Welche Gründe übrigens immerhin den Fürsten zu diesem Schritte veranlaßt haben mögen, jedenfalls hat er ein schreiendes Unrecht an den Missionären begangen. Unzähligemal hatte er ihnen seinen Schutz versprochen, und Religionsfreiheit, wie allen seinen andern Unterthanen, zugesagt; erst kurz zuvor bei der Ankunft des Missionärs Krapf hatte er seine Zusagen erneuert, und dessen Geschenke in Empfang genommen; er hatte ihnen erlaubt, Grund und Boden in seinem Lande anzukaufen, ein Haus zu bauen, und also sich gleichsam einzubürgern, und nun, ohne ihnen einen Vorwurf machen zu können, ohne ihnen einen Grund seines Verfahrens anzugeben, ohne ihnen ein

rechtmäßiges Eigenthum zu garantiren, oder sie für die gemachten Auslagen zu entschädigen, verzagt er sie.

Die Missionäre machten nun Anstalten zur Abreise. Wir andern, mit in den Befehl eingeschlossenen, Europäer wollten einen Versuch wagen, ob wir nicht bleiben könnten, und verhielten uns vor der Hand ganz ruhig; Hr. Schimper, dem, um seine Sammlungen zu retten, hieran am meisten gelegen war, machte einige gut angebrachte Geschenke, und mehrere Große versprachen nun, sich bei Ubie für uns zu verwenden.

Am 13 März reisten die Missionäre ab, der Plackereien von Seite der Ortsvorsteher Adoa's, die stets frecher und unerträglicher wurden, müde, ohne die für ihren Transport nöthigen Thiere und Leute in erforderlicher Anzahl erhalten zu haben. Sie waren genöthigt, einen großen Theil ihres Haus- und Küchengeräthes, so wie eine Menge Bücher zurückzulassen; sie schenkten auch vieles ihrer Dienerschaft und andern Bekannten des Hauses; um jedoch letzteres zu verhindern, stellten der Alaka und der Gouverneur ihre Knechte auf, mit dem Befehl, den Personen, welche etwas erhielten, die Geschenke wieder abzunehmen, damit das Zurückbleibende ja alles in ihre Hände fiele. — Bei dem Durchzuge durch einen Theil der Stadt begleiteten viele der Einwohner weinend die Abziehenden, doch hörte man von einigen Dächern herab auch Jubel und Freudentöne.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Charles Texier in Kleinasien.

Mehrere Briefe von Charles Texier aus Scala-Nova, Ala-Schehr und Pera im Monat Junius, Julius und August geben interessante Nachrichten über die wissenschaftlichen Resultate der Fahrt von Smyrna nach Konstantinopel. In diesem ersten Theile der Reise hatten sich die HH. Texier, de La Bourdonnaye und de La Guiche an Hrn. Jaubert und seine beiden Gefährten angeschlossen. Mit ihren Dienern, Führern und dem Gepäck machten sie eine kleine Karawane aus, die in dem elenden Lande nicht immer hinreichende Nahrungsmittel fand. Ohne den Vorrath von einigen Säcken Zwieback wären sie oft völligem Mangel an Lebensmitteln preisgegeben gewesen. Aus dieser höhern Rücksicht haben sie sich nicht lange genug in Orten aufhalten können, die für die Wissenschaft ein großes Interesse hatten. So fanden unsere Reisenden in Magnesia am Mäander, jener Stadt, die Xerxes dem Themistokles, als er Gastfreund der Perser geworden war, mit noch zwei andern, gegeben hatte, um aus ihren Einkünften seinen Brodbedarf zu beziehen, nicht einmal ein wenig Mehl, und sie sahen sich genöthigt, in aller Eile weiter zu gehen, gerade als sie eine der schönsten archäologischen Entdeckungen in den Ruinen jenes Dianentempels angefangen hatten, den Strabo sowohl in Bezug auf die Größe seiner Verhältnisse, als der Zahl der Gaben selbst über den derselben Göttin zu Ephesus setzt.

„Der Tempel, sagt Hr. Texier, ist in einem Viereck eingeschlossen von welchem ein Theil durch die äußern Tempelmauern gebildet wird. Um diese Einfriedigung lief ein Porticus, wie zu Aizani und bei den meisten großen Temenos Asiens. Der Tempel hat jonische Säulenordnung, Hexastyle und Peripteros. Er hat dreizehn Seitensäulen. Augenscheinlich ist er durch ein Erdbeben niedergeworfen worden, vermuthlich von demselben, das die Tempel zu Teos, Branchidae und Priene zerstörte. Die Säulen haben an der Basis 5 Fuß 2 Zoll im Durchmesser, und sind aus Marmorblöcken zusammengesetzt; das Capitäl ist von ausgezeichneter Vollendung. Eine große Anzahl liegt noch auf dem Boden, aber alle Steine der Cella sind zur Verfertigung von Grabsteinen benutzt worden.

„Kaum hatten unsere Griechen die Erde etwas weggeschaufelt, als wir herrliche Fragmente von Friesen entdeckten, die nur dünn mit Erde bedeckt und vollkommen erhalten waren; wir gruben in kurzer Zeit fünf oder sechs Stücke aus. Diese Bruchstücke stellen den Kampf zwischen den Athenern und Amazonen dar, in einer Vollendung, die man sich kaum denken kann. Wir brachten den Tag zu, unsere Arbeiter in ihren Nachgrabungen zu leiten, und kehrten am Abend nach Gumisch zurück. Hier brachten unsere Leute uns die unangenehme Nachricht, daß das Dorf sich gänzlich außer Stand sähe, uns mit Lebensmitteln zu versehen; man hätte einen Mann nach Sokia geschickt, um Mehl zu kaufen.

„Am folgenden Morgen kehrte ich in die Ruinen zurück, um die Basreliefs reinigen zu lassen, damit ich sie abzeichnen könnte. Das eine stellt das Gefecht eines Atheners gegen zwei Amazonen dar, eine von ihnen ist zu Boden geschlagen und hält ihn bei den Knieen; die andere hat er bei den Haaren erfaßt und stößt ihr das Schwert in die Brust. Die Pferde sind nach Art derjenigen des Parthenon ausgeführt. Die einzige Unvollkommenheit, die ich bemerkt habe, ist aber in der antiken Sculptur erlaubt, nämlich: die Kämpfer zu Fuß ergreifen die Amazonen zu Pferde bei den Haaren; die Verhältnisse der Figuren sind also nicht genau, doch die einzelnen Figuren sind ohne Tadel. Dieser Fries hat viel Aehnlichkeit mit dem in Phigalia. Die Gruppen, bewundernswürdig vertheilt, sind von einander abgesondert."

Von welchem bedeutenden Werthe der Besitz dieser Bruchstücke wäre, kann man aus dem Preise schließen, den der Prinz-Regent von England 1814 für den Besitz der Marmore von Phigalia bezahlte, die jetzt das brittische Museum schmücken. Sie wurden mit 75,000 Fr. bezahlt. Die Vergleichung, die Hr. Texier zwischen diesen berühmten Bruchstücken und den in Magnesia ausgegrabenen zieht, ist sehr genau, und der Gegenstand scheint derselbe, wie wir nach der ausführlichen Beschreibung der Bruchstücke von Phigalia schließen können, die vor kurzem in dem großen Werke über die Expedition in Morea gestochen und erläutert worden sind.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 129** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Literarische Verunglimpfungen von Frauen in England. — Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verschwörung. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 November 1839.

Literarische Verunglimpfungen von Frauen in England.

Wie sollen Frauen im Streit behandelt werden? Diese Frage, sagt eine englische Zeitschrift, der wir diesen Artikel entnehmen, ist uns nie stärker aufgedrängt worden, als im jetzigen Augenblick (kurze Zeit nämlich nach dem Erscheinen des bekannten „Briefs an die Königin," der zuerst dem Lord Brougham, nachher Roebuck zugeschrieben wurde).

Die Moralität in Controversen ist der Literatur und literarischen Journalen etwas so ganz Neues, daß manche (wie jener Mann, der sehr erstaunt war, als er hörte, er habe, ohne es zu wissen, sein ganzes Leben lang Prosa gesprochen) überrascht seyn werden, wenn man ihnen sagt, es gebe so etwas, wie Moralität in der Controverse. Aber die Literatur ist moralischen Gesetzen so gut unterworfen wie künstlerischen, und selbst Kritiker sind, wie gewöhnliche Sterbliche, an moralische Verantwortlichkeit gebunden; sie sind nicht nur abhängig von ihren gegenseitigen Ansichten, sondern sie müssen es sich auch gefallen lassen, nach den strengsten und ernstesten Maaßstäben beurtheilt zu werden; sie sind nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch dem Gericht des Gewissens und Gottes verantwortlich. In der edelsten und erhabensten Bedeutung ihres Berufs sind literarische Männer und Frauen die Schüler und Jünger der Wahrheit und Schönheit. Nach dem gemeineren Gesichtspunkt sind sie die mit der Belehrung Gewerbetreibenden, die Händler mit Kenntnissen, und sie haben daher dieselbe Verpflichtung wie andere Gewerbs- und Handelsleute.

Die Frauen sind nicht durch das Gesetz geschützt gegen die schlimmsten Verleumdungen, denen sie preis gegeben werden können, wenn sie nicht eine specielle Vernachtheiligung und Schaden beweisen können. Sie haben auch nicht einmal den armseligen Schutz des Zweikampfes, weil alle Gefühle ihrer Natur sich vereinigen, um ihre Brüder und Gatten abzuhalten, daß sie nicht den Handschuh für sie aufnehmen. Wir könnten mit Beispielen von Verunglimpfungen von Frauen ganze Bände füllen; wir wollen aber hier nur einige wenige Proben von Mißhandlungen von Frauen — bekannten Frauen — durch anonyme Männer namhaft machen, und jede Probe gehörig charakterisiren, um solchen Abscheu vor dieser Praxis im Publicum zu erwecken, daß es durch seinen Widerwillen sie niederhält, bis die Gesetzgebung für die Unterdrückung dieses Unfugs in der Literatur Sorge trägt.

Die Königin ist die erste Dame, von deren Mißhandlung durch anonyme Schriftsteller wir sprechen wollen. Als im zarten Alter von achtzehn Jahren dieß junge, blühende Mädchen durch die Verfassung auf den brittischen Thron berufen wurde — da wurde, glauben wir, dieser Thron ein Gegenstand größeren Interesses für ganz Europa, als er während vieler Generationen gewesen war; und im Lande selbst wurden ohne Zweifel von verschiedenen Parteien verschiedene Empfindungen gehegt, aber Gleichgültigkeit herrschte nirgends. Ein menschliches Interesse ward dem blendenden Prunk zugesellt — das Königthum erhielt einen weitern Reiz durch Weiblichkeit — die höchste Person des Reichs warb alle Sympathien für sich als ein jugendliches Mädchen. Wahr ist es, daß den stellenjägerischen Tories ihre Thronbesteigung ein arger Dorn im Auge war. Wahr ist es, daß unter der allgemeinen Freude und Neigung, welche damals unter dem Volk herrschten, man aus dem Munde von Männern dieser Classe konnte Flüche murmeln hören auf die Gesetze, welche die Königin in ihre mächtige Stellung einsetzten, und eben so wahr ist, daß Robert Peel, wer auch immer der erste Urheber und Vater des Einfalls gewesen, sie mit Marie Antoinette verglich, einem glänzenden Stern, der in Blut unterging. Aber das waren die einzigen Ausnahmen. Sonst herrschte nur Ein Gefühl der Sympathie, nur Eine Hoffnung auf Wohlwollen und gute Gesinnungen.

„An diesem jugendlichen Haupte hängen
So viele Hoffnungen, als an den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen."

Diese Gesinnungen sind noch nicht verschwunden. Zwar hat

die Königin wenig gethan, um diese Gesinnungen gegen sie zu steigern, aber sie hat auch nichts gethan, was sie verändern müßte.

Obgleich wir unsern Spaß gehabt an der Caricatur, halten wir doch die Satyre darin nicht für gerecht — der Caricatur von ihr, welche Britannia darstellt, als Patronin des Drama's; — die Königin, wie sie die „Löwen" tätschelt, die auf Shakspeare herumtreten. Die Königin, obgleich sie anfangs, als der Löwe Neuheit noch seine Macht behauptete, häufiger Drury Lane als Covent-Garden Theater besuchte, hat seither durch ihre häufige Anwesenheit bewiesen, wie geneigt sie sey, die edeln Bestrebungen unsers Macready in einer großen nationalen Sache — in der Wiedereinführung Shakspeare's auf der Bühne und unter dem Volk, zu würdigen. Es war ein passendes und lobenswerthes Gefühl, welches die Besorgniß einflößte, daß diese Leistungen von der Inhaberin des Throns nicht gebührend gewürdigt werden möchten; es war ein richtiger und gebildeter Geschmack, der die Befürchtung hegte, es fehle der Königin an dem Gefühl der gehörigen Huldigung und Verehrung für Shakspeare — einen Mann, in wahrer Größe ihren ganzen Stamm überragend — und für die bewundernswerthen, auserlesenen Darstellungen seiner großen Schöpfungen, wie sie Covent-Garden bietet, den Lear, Othello, Hamlet und Prospero von einem Macready, dem ersten tragischen Schauspieler seiner Zeit, und eine Hermione, Miranda, Cordelia und Desdemona von Miß Helen Faucit, einer jungen Schauspielerin von unvergleichlicher Anmuth, Kraft und Zartheit, um die übrigen ausgezeichneten Acteurs hier nicht zu nennen; — aber wie löblich auch die Gesinnungen seyn mögen, welche jene Besorgnisse eingaben, die Königin verdiente sie nicht; denn wir zweifeln, ob es Ein Mitglied der höhern Classen gibt, das häufiger als sie durch seine Anwesenheit die Bemühungen ermuntert, die jetzt gemacht werden, das ächte Drama zu heben und zu befestigen.

Der „Brief an die Königin," sein anmaßender und plumper Ton, ist allgemein bekannt. Es ist ohne Zweifel wahr, daß ein Mädchen von zwanzig Jahren noch keine große Befähigungen zur Regierung besitzen kann; wir könnten Redner von sechzig Jahren namhaft machen, die keinen Atom davon besitzen; aber es ist nicht wahr, daß eine junge Dame von zwanzig Jahren ein Kind ist, und jeder, der ihr intelligentes Antlitz gesehen, weiß, daß die Vergleichungen, durch welche die Beschuldigung völliger Unfähigkeit gegen die Königin insinuirt werden soll (mit Louis XIV und Heinrich VI), ebenso indelicat als falsch sind. —

(Schluß folgt.)

Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verschwörung.

(Schluß.)

Eine andere höchst effectvolle Scene ist die, wo Mauprat plötzlich seiner Gattin begegnet, welche er in diesem Augenblick den Lüsten des Königs preisgegeben und in den Armen des schwachsinnigen Louis glaubt.

De Mauprat.

Dir lügen deine Sterne, Cardinal!
Die ränkevolle, tück'sche Seele mag
Dir gegen Könige und Heere helfen,
Und äffen die in Kampf verflochtne Welt;
Doch machtlos ist sie gegenüber jetzt
Eines entschloss'nen Mannes Schwert, auf dessen
Stirn du hast Schmach gehäuft.

Richelieu.

Ich athme auf!
Er ist kein Miethling! That ich dir ein Leid?
Hüt' dich vor Muthmaßung, Verdacht und Lügen!
Zu groß bin ich den Leuten, als daß sie
Die Wahrheit von mir reden sollten.

De Mauprat.

Dich
Verklagen deine Thaten, Cardinal!
Ein Krieger, hingerissen in heißer Jugend
Zu einem Staatsverbrechen, hat sein Leben
In deine Hand gelegt; du führtest nicht
Den Todesstreich; doch über seinem Haupt
Schwebte, an deiner Launen Sommerfaden,
Das Beil; — er litt des kühnen Geistes Hölle,
Der Ungewißheit Dämmerangst; dein Tod
Hätt' ihn befreit, — er betete nicht drum.
Er that nichts, ihn herbeizuführen. Einst
Berief Ihr ihn — äfftet ihn mit Verzeihung —
Ihr häuftet auf ihn Reichthum, und Ihr ließt
Ein Engelsantlitz ihm zum Paradies
Die Erde wandeln —

Richelieu.

Nun?

De Mauprat.

Hieß dieß Erbarmen?
War's eines Cäsars großmuthsvolle Rache?
Nein, Cardinal! Judas, nicht Cäsar, war
Hiefür das Vorbild! Ihr habt ihn vom Tod
Gerettet, und der Schande preis gegeben,
Ihn aufgespart, ein Spott zu seyn der Welt,
Aussätz'ger Vorwurf seinen todten Vätern,
Ein Ziel für die Verachtung künft'ger Zeit —
Dienstfert'ger Kuppler, ja, ein Pandarus
Dem eignen Weib und dem großmächt'gen Buhler!
Da machte jenes erste Hauptgesetz
Des Menschenherzens, das den ersten Brutus
Gekrönt hat mit des Patrioten Namen,
Nicht des Rebellen, als Tarquinius fiel,
Das Elend Fürsten ebenbürtig — mich
Verzweifelten erhob es zu der Höhe
Deines Geschicks! Erwarte kein Erbarmen!
Schau, ich bin Mauprat! (er nimmt seine Maske ab).

Richelieu

Auf die Knie! und flehe
Um Gnade; aber, sag' ich dir, du sollst
Die Beute solcher bittern Reue werden,
Daß ich, trüg' Haß ich gegen dich, dich hieße
Zustoßen, daß mir meine Rache würde.
Zu retten meine Julie vor dem König,
Verzieh ich dein Verbrechen dir dem Tapfern;
Und als du blind und hastig bietend selbst
Die Hand zur Schmach, vor der du dich entsetzt,
Dein Haus ließst offen stehn dem Ehrenschänder:
Da fand in diesen Armen deine Gattin
Den Schutz und Schirm, der ihr nicht ward bei dir.
(Er geht an eine Seitenthüre.)
Julie de Mauprat — Julie!
(Julie tritt ein.)
Meine Zeugin
Sieh hier!

De Mauprat.

Ha! welches Wunder! ist's ein Traum?
Du, meine Julie! deine liebe Hand dieß?

Julie.

Zerrissen zwischen uns ist jedes Band
Hinfort. Wenn dieser alte Mann nicht war,
Hätt' ich wahrhaftig jetzt vielleicht verloren
Das Recht, das mein nun, zu verachten dich!

Richelieu.

Hört Ihr sie wohl?

De Mauprat.

So hast wohl ihr Gemüth
Vergiftet du mit böslicher Verleumdung!

Julie.

Nein, Herr; entschuldigt hat er dich trotz Allem,
Was an sich der Wahrheit Gepräge trug.
Dein Freund, ja, dein Vertrauter Baradas,
Hat selbst deine Nichtswürdigkeit entdeckt.

De Mauprat.

Nichtswürdigkeit?

Julie.

Ja, daß du selbst dich um
Die Schmach bewarbst.

De Mauprat.

Baradas! Himmel, oh!
Wo ist dein Donner? So getäuscht! verrathen!
Vernichtet! du, du konnt'st ihm doch nicht glauben?
Du liebst mich doch? Liebe zehrt nicht von Lügen!

Julie (bei Seite).

Ihn lieben, ach! doch schweige still, mein Herz!
Ich habe dich geliebt — wie innig, das
Könnt' nur ein Weib erkennen, wenn jetzt Frauen
Mich hörten; doch für immer floh mein Traum!
Fahr' wohl! Vorüber ist jetzt Alles.

Richelieu

Nein!
Das, meine Tochter, sind die blendenden
Nebel der morgendlichen Liebe nur,
Aus ihres Lichtes Ueberfluß entsprungen
Herolde eines sel'gen Sommermittags.
Nimm ihre Hand und sprich die Wahrheit aus,
Von welcher überströmt Eur Herz: daß dieser
Graf Judas, dieser eingefleischte Trug,
Nie schlimmer log, als wenn er deiner Julie
Sagte, daß sie ihr Adrian nicht liebe,
Außer, wenn er beredet Adrian:
Daß Julie fähig war ihn zu verrathen.

Julie (De Mauprat umarmend).

So liebst du mich? du liebst mich noch? du ward'st
Verleumdet nur!

De Mauprat.

Ach, konntest du dran zweifeln?

Richelieu.

Ha! nicht so blind wie du ist selbst der Maulwurf!
Baradas liebt dein Weib; auf ihre Hand
Hofft' er — er trachtete, dem Will'n des Königs
Zu dienen, als der Mantel, welcher deinem
Stumpfsinn als des Centauren giftiges
Gewand erschien; noch jetzt hofft er aus deinem
Leichnam zu machen deines Bettes Schemel!
Wo blieb dein Witz, Mann? Ha, wie Glas sind diese
Anschläge; selbst die Sonne scheint durch sie.

De Mauprat.

O gnäd'ger Herzog, könnt Ihr mir vergeben?

Richelieu.

Ja, und dich retten!

De Mauprat.

Retten! gräßlich Wort!
Oh! rette dich! es wimmeln diese Säle
Von deinen Feinden; schon lechzt durst'ger Mord
Nach deinem Blut.

Julie.

Mord!

Richelieu.

Still! weg mit der Frau!
Still! still! ein Schrei, ein Ruf, ein Athemzug,
Zu laut, schon würd' aus seiner tück'schen Lauer
Den Tod aufscheuchen! An die Thür' und horche!
Und jetzt, zur Flucht!

De Mauprat.

Nein, nein! durch meine Brust
Soll'n ihre Klingen gehn, dein Herz zu treffen.

Das Stück hat indessen auch scharfen Tadel gefunden. Eine Zeitschrift läßt der dramatischen Geschicklichkeit, womit es behandelt ist, alle Gerechtigkeit widerfahren, spricht ihm aber

ein höheres poetisches Verdienst ab: „diese Art von Drama ist auf der englischen Bühne beinahe ganz neu; jedenfalls ist sie noch nie mit so viel Tact und Geschick ausgeführt worden. Wenn die eifrigsten Bewunderer des Verfassers zugeben müssen, daß es mehr das Product des Schauspielschreibers als des Dramatikers, kurz, daß es wenig mehr ist als ein Melodrama in fünf Acten, so muß man andrerseits großmüthig gestehen, daß es hier das erste in seiner Gattung ist. Es findet sich darin der Tact und das Geschick, die man von einem so erfahrenen Schriftsteller erwarten durfte, aber dabei auch eine Gedrängtheit der Diction und der Handlung, die man von einem Romanschreiber kaum hoffen konnte. Im Styl der Ausführung erinnert uns Richelieu manchmal an Byrons: die beiden Foscari, bei mehr Lebendigkeit, aber weniger Tiefe; der Effect ist meist komisch, auch wo die Situationen ihrem Charakter nach tragisch sind. Auch zieht sich eine Ironie durch den Dialog hin — zwar nicht die köstliche Shakspeare'sche Ironie, nein! und auch nicht die Sokratische, aber die Ironie des Mannes von Welt. Es ist nicht die poetische oder philosophische Ironie, wir wiederholen es, sondern die Ironie der Gesellschaft. Manchmal, wir bekennen es, verletzte sie unsre Gefühle und beleidigte unsre Empfindung. Wir müssen erst noch mehr verhärtet werden, bis wir sowohl die Tugenden als die Laster der Menschen verachten lernen; wir sind noch zu neu und fremd in der herben Wirklichkeit des Lebens, wir haben zu kurz erst die Haine der Musen verlassen, wir stehen noch zu frisch unter dem Einfluß schöner Phantasien, als daß wir mit ganzem Herzen auf diese kalten, prosaischen Ansichten vom Handeln und von den Motiven der Menschen eingehen könnten. Auch das demokratische Wesen — das Allerunpoetischste was es gibt — womit das Stück getränkt ist, hat, unsers Dafürhaltens, viele der besten Abschnitte verdorben. Die Art wie Louis XIII geschildert wird, ist abschreckend für unsre loyalen Sympathien. Wäre selbst diese Auffassung der Natur und der Geschichte treu (was wir nicht gemeint sind zuzugeben), so verlangt doch das Interesse einer idealen Darstellung, daß jeder auftretenden Person etwas Ideales zugetheilt werde. Man betrachte einmal den Unterschied zwischen den Bösewichtern eines Ford und eines Shakspeare! Wie gemein und verächtlich sind sie bei jenem, wie trefflich charakterisirt und in mancher Beziehung bewundernswerth bei diesem!" — — —

„Wir sind nicht ganz zufrieden mit dem Material des vorliegenden Stücks. Es steht an Würde demjenigen nach, welches die Geschichte darbietet. Wo bleibt die Königin Mutter, Marie von Medicis? wo die Königin selbst, Anna von Oesterreich? Hätte nicht die Verbannung der erstern ein edleres Motiv abgegeben, als die gemeinplätzliche Liebesgeschichte des Melodrama's? Folgender gedrängte Bericht von dem in dem Drama behandelten historischen Thema scheint überreich an Motiven; wir geben ihn in den Worten eines neuern Historikers:

„Louis XIII, obgleich ein Monarch von schwachem Geist, hatte doch eine gewisse kriegerische Neigung und Sinnesart. Er ging ein auf die Plane Richelieu's für die Vergrößerung Frankreichs, und focht an der Spitze seiner Heere sowohl in seinem Königreich als in Italien. (Wer, der das fragliche Drama gesehen oder gelesen, hätte das von Louis XIII geglaubt? Wir sagen Euch, Sir E. L. Bulwer, all Eure demokratischen Verstellungen von königlicher Schwäche sind armselige Schmähungen!) Richelieu war ein Mann von wirklich erstaunlichem Genius. Er negociirte einmal zu gleicher Zeit mit allen und gegen die meisten Fürsten Europa's. Sein Hauptzweck war, das Haus Oesterreich zu demüthigen; er wollte einen Herzog von Mantua, unabhängig von dem König von Spanien, einsetzen; er hatte im Sinn, die österreichischen Besitzungen in Flandern aufzuregen und hatte Gustav Adolph, König von Schweden, zu einer Landung in Deutschland vermocht. Aber während er diese großen Entwürfe betrieb, untergrub eine furchtbare Cabale am Hof heimlich seine Macht. Gaston Herzog von Orleans, des Königs Bruder, verabscheute den Cardinal; Marie von Medicis war eifersüchtig auf die Macht, die sie selbst hatte steigern helfen, und die meisten vom Adel waren seine heimlichen Feinde. Der große Mann, dessen Unerschrockenheit allen Lagen gewachsen war, unterdrückte diese Cabalen auf eine Weise, welche ganz Europa erstaunen machte. Der Marschall von Marillac, einer der ihm gefährlichsten Edelleute, ward an der Spitze einer Armee verhaftet und wegen Hochverraths verurtheilt und hingerichtet. Der Herzog von Orleans verließ das Land, aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal, und die Königin Mutter, von allem Einfluß auf die Regierung entfernt, beschloß ihre ehrgeizvolle Laufbahn in freiwilliger Verbannung in Brüssel."

In diesen historischen Details sind gewaltigere Elemente zu Collisionen und Kämpfen als in den vorliegenden dramatischen — und in wie vortheilhaftem Licht hätte sich der überlegene Cardinal darstellen lassen müssen im Kampf mit so gewaltigen Gegnern! Da hätte sich in der That der Mann von Genie in hohen Würden und Ehren gezeigt! Aber dazu hätte es Genie bei dem Dichter bedurft; und Sir E. L. Bulwer besitzt unglücklicherweise nur Talent und kann wohl einen artigen Roman oder ein Schauspiel schaffen, aber kein Kunstwerk.

Richelieu ist das Product eines begabten Mannes; freilich kein Gold, aber die beste Art von Surrogat. Wenn nicht so werthvoll, so ist es auch nicht so schwer. Das Theaterpublicum zieht oft das Flittergold wegen seiner Leichtigkeit dem ächten Gold vor, das zuweilen durch sein Gewicht unbequem wird. Der Hauptcharakter fordert auf zur Vergleichung mit Shakspeare's, Wolsey und Lear; der Unterschied zwischen ihnen bezeichnet und mißt gerade auch den Unterschied zwischen dem Dichter und dem Schauspielschreiber."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1839.

Der Zaubermüller. *)

Die Nachricht von der Krankheit eines mir sehr werthen Verwandten veranlaßte mich, so ein 700 Werste mit Postpferden zurückzulegen, um ihn noch vor seinem Ende zu sehen. Es war Abend, als ich an seinem prächtigen Landhaus ankam, und das Herz wurde mir schwer bei dem Gedanken, daß für den Besitzer desselben vielleicht alles Irdische schon beschlossen sey. „Und er sollte todt seyn!" dachte ich — „eine reizende Gattin, liebliche Kinder, ein ungeheures Vermögen und noch nicht 30 Jahre alt."

Als ich an der von zwei Reihen Säulen eingefaßten und hell erleuchteten Treppe aus dem Wagen stieg, hörte ich den Klang von Musik.

„Wie geht es dem Grafen?" fragte ich rasch zwei lange Lakaien, die mir entgegen kamen.

„Gott sey Dank, er ist gesund und hört eben Musik."

„Sind Gäste da?"

„Ja."

Beruhigt über den Kranken, und nicht Willens, das Concert durch meine Erscheinung zu unterbrechen, ging ich unter dem Geleite des Majordomus in die mir angewiesenen Zimmer, kleidete mich um, verlangte Thee, und wollte eben zu dem Wirthe mich begeben, als er selbst mit mehreren seiner und meiner Freunde mich aufsuchte. Umarmungen, Fragen und Gelächter folgten einander, und nun kam es heraus, daß der Graf nicht krank gewesen, und nur, da er sich in seinem Dorfe langweilte, auf den Einfall gekommen war, sich krank zu stellen, um uns alle zu veranlassen, zu ihm zu kommen. Ein Fest, eine Belustigung wechselte nun mit der andern, und die Zeit, die ich in *** zubrachte, ließ lange Erinnerungen in mir zurück.

Ich werde bei einer andern Gelegenheit darauf zurückkommen, und jetzt nur eine dort vernommene Erzählung mittheilen.

Das Abendessen ging gegen zwölf Uhr zu Ende. Jetzt ist die gute Zeit der Abendessen vorüber! jetzt — gibt man nur eine Tasse Bouillon, ein Stück Butterbrod, und versichert, dieß sey sehr comfortabel! . . . Allerdings ist es leichter für den Magen der Gäste und die Tasche des Wirths, ich bedaure aber sehr die patriarchalische Sitte der Nachtmahlzeiten. Im Hause des Grafen war diese Sitte indeß noch nicht abgekommen, und das Abendessen zog sich, wie bemerkt, bis gegen zwölf Uhr hinaus. Die Damen und auch viele von den Männern begaben sich in ihre Zimmer, aber der Hauswirth und etwa sechs von uns blieben im Speisesaale sitzen, um nach Abräumung des Tischtuchs noch eine Pfeife zu rauchen. Wir sprachen über dieß und jenes, und endlich fiel die Rede auf die Zauberei. Einer behauptete, man könne unmöglich die geheimen und unbekannten Kräfte der Natur abläugnen, und folgerecht könne man auch nicht läugnen, daß Zufall oder Wissenschaft irgend Jemand einen Theil dieser Geheimnisse enthüllen, und ihn in den Stand setzen könnte, außerhalb des Kreises der gewöhnlichen Wirksamkeit des Menschen thätig zu seyn. Andere dagegen bemühten sich, die Behauptung aufzustellen, daß, wenn es geheime Kräfte in der Natur gebe, sie doch nie hervorträten, und daß es also so gut sey, wie wenn sie gar nicht vorhanden wären, was sich dadurch beweisen lasse, daß Niemand jemals einen Zauberer getroffen habe.

Der Streit erhitzte sich; Alle sprachen darein, nur Alexander Iwanowitsch L . . . nahm keinen Theil daran, rauchte ruhig seine Pfeife, und schien an etwas ganz Anderes zu denken. Er war ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, von erprobter Redlichkeit, und wir alle achteten ihn ungemein. Als der Streit hitzig wurde, stand Alexander Iwanowitsch L . . . von seinem Stuhle auf, lehnte die Pfeife an die Wand, trat dann zu uns, und sagte: „Hören Sie, meine Herren!" Wir alle wandten uns gegen ihn, und schwiegen. „Hören Sie, meine Herren! Halten Sie mich für einen ehrlichen Mann?"

*) Der Redaction kommt nach und nach die Mehrzahl der bessern russischen Zeitschriften zu, und sie wird in dem Maaße, als es Zeit und Raum gestatten, mehr und mehr Auszüge aus dieser noch zu wenig beachteten Literatur liefern, von der meist nur größere Werke und Romane, selten aber die kleinere flüchtige Tagsliteratur zu uns dringt. Wir theilen hier einmal zur Probe eine kleine Erzählung von einem Ungenannten aus den „Literaturbeilagen zu dem russischen Invaliden" (Nr. 20 v. d. J.) mit, welche nebst den „Vaterländischen Memoiren," wohl die reichste Aehrenlese aus der russischen Literatur darbieten.

„Was ist das für eine Frage?" sagte der Wirth. „Wenn wir Sie nicht für einen ehrlichen Mann hielten, wären Sie nicht hier."

„So ist es nicht gemeint," entgegnete L . . .; „ich frage Sie alle, sind Sie überzeugt, daß ich nicht zum Scherz lügen werde?"

„Gewiß, gewiß," riefen alle, wie im Chor.

„Nun so hören Sie, was mir passirte, — wirklich und wahrhaftig passirte. Dieß entscheidet in gewissem Sinne Ihren jetzigen Streit."

Wir setzten uns um ihn her, und er begann.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1836 bis 1838.

(Schluß.)

Kaum hatten sie ihr Haus verlassen, so stürzte eine schon seit zwei Tagen dasselbe umlagernde Schaar von Ubie's Leuten und ähnlichem Gesindel aus Adoa selbst hinein, das Zurückgelassene zu plündern und zu zertrümmern. Letzteres schien hauptsächlich ihre Lust zu seyn; denn eine Menge für sie brauchbarer Sachen oder Seltenheiten in diesem Lande, z. B. europäische Tische, Stühle, Küchengeschirr von Eisen, Thüren, Fenster mit Glasscheiben, Fensterläden, einige sogenannte Schwarzwälderuhren, und eine Menge anderer Sachen nahmen sie nicht, wie man denken sollte, zu ihrem Gebrauche, nein, sie ruinirten und zertrümmerten dieß in tausend Stücke und ließen es liegen. Viele hundert Bücher, größtentheils in ihrer Sprache, amharische Uebersetzungen der heiligen Schriften, trugen sie in der Stadt herum, zerrissen sie unter Jubelgeschrei, oder warfen sie in den an der Stadt vorbeifließenden Bach.

Endlich kamen der Gouverneur und der Alaka, und machten dem Unfuge des tollen Haufens ein Ende; sie jagten das Gesindel hinaus, und nahmen nun von dem Hause und den traurigen Resten des zurückgelassenen Eigenthums der Missionäre förmlich Besitz, indem sie ihre Knechte hineinlegten und die Thüren schlossen; von den noch brauchbaren Effecten theilten sie unter sich, was ihnen gefiel, und warfen den Rest und die Trümmer auf die Straße. Von all diesem Unfuge hatte Ubie genaue Kunde, allein er that nichts, dieses Unrecht zu verhindern und zu verbieten, mit dem zurückgelassenen Gut und Eigenthum der Vertriebenen auf eine solche Weise zu verfahren.

Durch nicht unbedeutende Geschenke an baarem Gelde, Waffen und andern Sachen hatte Hr. Schimper einige Tage nach der Abreise der Missionäre den Haß des Alaka, des Gouverneurs und einiger andern Hauptschreier beschwichtigt, und für seine Person die Erlaubniß vom Fürsten erhalten, im Lande zu bleiben. Allein wegen Kellers und meiner wurde stets noch debattirt. Der Alaka Habeta Salasse und Tecla Georgis besuchten uns häufig und sagten, Ubie habe es nicht gerne, wenn wir im Lande blieben, er werde uns zwar nicht gewaltsam vertreiben, jedoch Allem aufbieten, uns zu verhindern, über Gondar nach Schoa zu reisen, was unsere Absicht war. Sie riethen uns, Geschenke zu geben, wozu wir aber gar keine Lust und keine Mittel hatten, und versicherten, daß selbst die Missionäre, wofern sie dem Fürsten und ihren ärgsten Feinden Geschenke gegeben hätten, wohl nicht vertrieben worden wären. — Wir ließen dem Fürsten sagen, daß wir etwas später, sobald es uns beliebe, gehen würden, und mit Ausnahme des Kidden Mariam und dessen Schwiegervater in Adoa, die stets Geschenke von uns wollten, ließ uns so ziemlich Jedermann in Ruhe.

Am 17 März reiste Hr. v. Abbady nach Massaua zurück, um seinen Bruder und seine Effecten von dort abzuholen. Pater Joseph blieb ungestört in Adoa, und ging fleißig in die Kirche.

Somit waren denn die Gemüther und Leidenschaften der verschiedenen Parteien wieder ziemlich beruhigt, und jeder trieb seine Geschäfte nach wie vor. Nur der Fürst selbst schien der Folgen wegen ängstlich und besorgt zu seyn. Als daher einige Wochen nach dem Vorgefallenen ein englisches Schiff in Handelsgeschäften in den Hafen von Massaua einlief, was dem Ubie, der Leute in Massaua hatte, sogleich gemeldet wurde, so schickte er, in der Meinung, dieses Schiff sey schon von England angekommen, um Mannschaft ans Land zu setzen, und ihn für sein elendes Benehmen zu züchtigen, sogleich den Alaka Habeta Salasse zu Hrn. Schimper, mit dem Auftrag, er solle einen Brief an den Capitän des Schiffes und einen andern an den König von England schreiben, und Ubie's Verfahren gegen die Missionäre rechtfertigen. Wir lachten natürlich über diesen sonderbaren Auftrag, und Hr. Schimper ließ dem Fürsten sagen, er verstehe nicht englisch; Ubie solle den Brief nur amharisch schreiben lassen, die Missionäre würden ihn dem Könige von England schon übersetzen.

Anfang Aprils war Adoa und die Umgegend von Ubie und seinem Troß so ausgesogen, daß die Lebensmittel ungeheuer im Preise stiegen, und die Armee schaarenweise die Stadt und das Land verließ, und über den Takasse nach Woggara und Gondar hinüberzog. Endlich kam es so weit, daß die Soldaten, denen, trotz Ubie's Befehlen, von den Einwohnern nichts mehr geliefert wurde, Adoa plünderten; kein Haus wurde verschont, selbst die Kirchen nicht, in welche man Vieles geflüchtet hatte; auch unser Haus wurde angefallen, allein mit tüchtigen Peitschenhieben über ihre Köpfe jagten wir das Gesindel zurück; selbst ein Großer ließ dem andern, was er gestohlen hatte, wieder stehlen, so daß der Alaka Habeta Salasse uns um Erlaubniß bat, das, was seine Leute für ihn geplündert hatten, in unserem Hause, als dem einzigen respectirten Platze, aufbewahren zu dürfen. Nachdem dieser Unfug ein paar Tage gedauert, und ein großer Theil der Einwohner deßhalb die Stadt verlassen hatte, auch nichts mehr in derselben zu finden war, ließ Ubie in Adoa ausrufen und bekannt machen, daß er seinen Soldaten verboten habe, zu plündern, die Leute sollten nur ruhig in der Stadt bleiben.

Ubie war damals in großer Verlegenheit, und wußte nicht, was er thun sollte. Cassai hatte in dem im Februar in Agame

geschlossenen Frieden versprochen, mit seiner Mannschaft zu ihm zu stoßen, und seinen schuldigen Tribut (1800 Thlr.) mitzubringen; allein der Termin, auf welchen er dieß zugesagt, war längst verstrichen. Aufs neue einen Einfall in Agame zu machen, war unmöglich, weil das Land rein ausgesogen war, Tigre aber konnte ihn jetzt auch nicht länger ernähren; er mußte also entweder seine Stellung verändern, und sich in eine bisher verschont gebliebene Provinz ziehen, wodurch Cassai Lust bekommen, und die Bezahlung seines Tributs vergessen hätte, oder er mußte einen Theil seiner Leute entlassen, wobei er Gefahr lief, von Cassai und Hailu in Hammasen vereint angegriffen, und aus Tigre verjagt zu werden. — Jedoch eines von den Uebeln mußte er wählen, und er entschloß sich zu letzterem. Er entließ sämmtliche Schums der Provinzen Schire und Tigre mit ihren Leuten in ihre Heimath, und behielt nur die Mannschaft von Semen und Woggara bei sich.

Gerade um diese Zeit schickte Cassai, wahrscheinlich nicht wissend, was im Lager vorging, und daß Ubie einen großen Theil seiner Leute entließ, anstatt selbst zu kommen und anstatt der schuldigen 1800 Thlr., 500 Kleider (Stücke Baumwollenzeug, eines im Werth von ungefähr 1 Thlr.) an Ubie, der hierüber nicht wenig aufgebracht war. Er befahl dem Gouverneur und dem Alaka Kiddane Mariam von Adoa das Haus der Missionäre zu räumen, und ließ die 500 Kleider nebst den Leuten Cassai's, die diesen Theil des Tributs überbracht hatten, in das nunmehr zum Staatsgefängniß gemachte Missionsgebäude in Verwahrung bringen, bis der Rest des schuldigen Tributs in Geld angelangt sey. (Wie lange dieß angestanden haben mag, kann ich nicht angeben, da ich Adoa bald hernach verließ, allein wohl sehr lange, vielleicht gar bis auf den heutigen Tag; denn Cassai hat kein Geld, und sein Land ist ausgeplündert; die 500 Kleider, die er an Ubie schickte, hatte er, gleich nachdem er seine Festung im Gebirge Haramat verlassen, einem Schohostamme bei der Salzebene, den Taltals, auf einem Streifzuge, zu dem ihn wahrscheinlich der Hunger trieb, nebst einigen Viehheerden abgenommen.)

In der Mitte Aprils war die Noth und das Elend so groß, daß Ubie auch mit seinen wenigen Leuten sich nicht mehr in der Gegend von Adoa halten konnte, und da nun Schire, Tigre und Agame in gleicher Lage, Hailu und Cassai aber ihren Tribut immer noch schuldig, und diese Einkünfte für Ubie bestimmt verloren waren, wenn er jetzt über den Takasse zurückging, so beschloß er, in das bis jetzt verschonte Hammasen zu ziehen, dort vollends die kurze Zeit zuzubringen, die ihm noch vor der Regenzeit am rechten Ufer des Takasse zu verweilen vergönnt war, und seine Geschäfte mit Hailu abzumachen.

Während Ubie zu diesem Zuge Vorkehrungen traf und die Schum von Schire und Tigre mit ihren Leuten abermals bei Adoa zusammenströmten, verließ ich Ende Aprils 1838 Abyssinien, und alle mir indessen seit einem Jahre zugekommenen Nachrichten sind von der Art und aus so unsichern Quellen, daß ich es nicht wage sie auf diesem Wege zu veröffentlichen; so viel scheint mir indeß gewiß zu seyn, daß weder Hailu noch Cassai ihren Tribut bezahlten, sondern gemeinschaftlich einen Versuch machten, den Ubie aus Tigre zu verjagen, was ihnen wohl hauptsächlich aus dem Grunde gelungen seyn mag, weil dieser ohnehin vor der Ende Mai's beginnenden Anschwellung des Takasse diesen Fluß passiren, oder sich entschließen mußte, die ganze Regenzeit in Tigre zuzubringen, was dieses Jahr wegen des Mangels an Lebensmitteln für so viel Volk eine Unmöglichkeit war.

Wie dem auch sey, eine alljährliche Wiederholung und Erneuerung dieser und ähnlicher Scenen ist seit Jahren die traurige Geschichte Abyssiniens, und wird es seyn, so lange bis eine fremde Macht, Schoa, Aegypten oder europäischer Einfluß, dieser Anarchie und diesem gränzenlosen Elend ein Ende macht.

Der Westen Abyssiniens genoß in diesen zwei Jahren einer nur durch den Einfall der Truppen Mohammed Ali's kurz unterbrochenen Ruhe von außen; im Innern sind die Verhältnisse zwischen Ras Ali und seinem Vasallen ungefähr dieselben, wie die zwischen Ubie und seinen Tigrinern. Auch scheint in der Hauptstadt des Landes, Gondar, die Sicherheit der Fremden ebenso oder noch mehr gefährdet zu seyn, als in andern Städten, wie wenigstens aus einem Briefe von Hrn. Dufay zu schließen ist, der uns damals in Adoa befindlichen Europäern meldete, daß er mitten in der Stadt Gondar auf einem öffentlichen Platze von den Soldaten des Ras Ali angefallen und gänzlich geplündert worden sey, so daß er auch gar nichts als was er gerade auf dem Leibe trug, gerettet habe. Durch Verwendung eines sehr angesehenen Mannes und Freundes der Europäer, des Lik-Atko in Gondar, bekam er jedoch den größten Theil seiner geplünderten Effecten wieder zurück.

Auch im Süden des Reiches, in Schoa und bei den angränzenden, verschiedenen Stämmen der Galla scheint in dieser Zeit keine Veränderung und keine politische Neuigkeit von einigem Interesse und Einfluß auf das Ganze vorgefallen zu seyn. Die Galla scheinen in neuerer Zeit mit den in Besitz genommenen Theilen und Provinzen des ehemaligen abyssinischen Gebietes sich zu begnügen, und die Abyssinier im ruhigen Besitz der Reste des alten Reiches lassen zu wollen; jedoch läßt sich hierüber nichts Bestimmtes sagen, denn in diesen Ländern ist Alles in Nacht und Dunkel eingehüllt. Tigre liegt von Schoa und den Galla-Stämmen schon zu ferne, um sichere Nachrichten von diesen Völkern und ihrem Treiben einzuziehen; entweder man erfährt da gar nichts, oder nur Falsches und Uebertriebenes. (So war kurz vor meiner Abreise von Tigre dort allgemein die falsche und grundlose Nachricht verbreitet, der König von Schoa sey gestorben). Allen Rapporten nach, sowohl von Fremden als von den Eingebornen selbst, scheint übrigens Schoa's König, Sahala Salasse, Alleinherr in seinem Lande und respectirt von den ihn und sein Land umgebenden Galla-Stämmen, ein mächtiger und kluger Fürst zu seyn, den Werth und die Vorzüge europäischer Cultur und Sitten anerkennend, bemüht durch eigene Energie und fremde Mithülfe den Zustand seines Landes und seiner Unterthanen möglichst zu verbessern, und deßhalb geneigt, mit Europäern Verbindungen anzuknüpfen, und solche in sein Land und seine Dienste aufzunehmen.

Möchten einige wackre Männer aus verschiedenen Ständen sich zu dem Zwecke verbinden, diesem König ihre Dienste anzubieten und so eine politische Reform in diesem Lande vorzunehmen, die von diesem wichtigen Punkte aus von unabsehbaren Folgen für Afrika's Civilisation und für Entdeckungen in allen Fächern der Wissenschaften seyn müßte; und möchte dann das Resultat ihrer Unternehmung ein erfreulicheres und besseres seyn, als dasjenige war, das die in Tigre zu gleichem Zwecke gemachten Versuche zu Tage gefördert haben.

Suez im April 1839.

E. Kielmaier.

Dr. Turnbull.

Wir haben bereits in Nr. 288 eines neuerfundenen Mittels gegen die Taubheit gedacht, und führen nun aus einem im London and Paris Observer vom 10 November citirten Blatte (the European) Folgendes noch an: „Dr. Turnbull hat nun seine Entdeckung so weit vervollständigt, daß er nicht nur gewöhnliche Fälle von Taubheit heilt, sondern auch Leute, die taubstumm geboren sind, wenn nur kein organischer Fehler des Ohres dabei stattfindet. Kürzlich fand eine öffentliche Probe statt. Personen von jedem Alter und aus verschiedenen Theilen des Landes waren anwesend, die von Kindheit an taubstumm oder seit mehrern Jahren taub gewesen, und deren Gehör vollkommen wieder hergestellt worden oder in bester Heilung befindlich war. Manche Fälle waren so außerordentlicher Art, daß die Anwesenden ihren Augen und Ohren nicht trauen wollten. Sehr interessant war es, wie Leute, die taubstumm geboren waren, zu sprechen versuchten. Mehrere hatten in wenigen Wochen solche Fortschritte gemacht, daß sie die gewöhnlichsten Worte mit merkwürdiger Deutlichkeit aussprechen konnten." Wenn dieß nicht übertrieben ist, so verdient das Mittel des Dr. Turnbull gewiß alle Beachtung.

Chronik der Reisen.

Charles Texier in Kleinasien.

(Schluß.)

Erzerum, den 15 September 1839.

Seit zwölf Tagen, wo wir von Trapezunt abreisten, sind wir nur durch Gegenden ohne Bäume und Menschen gekommen; es sind sehr hohe vulcanische Berge, wo wir in der Nacht viel von der Kälte gelitten haben, da wir uns kein Feuer machen konnten. Der erste Khan, wo wir übernachteten, liegt 5500 Fuß über dem Meere, und am dritten Tage gingen wir im Schnee über den Gipfel eines 8000 Fuß hohen Gebirges. Ich stelle dreimal des Tages Beobachtungen mit dem Barometer an, so daß wir vollkommen die Gestalt und Höhe des Landes kennen, das wir durchziehen. Uebrigens gibt es keine Denkmäler der Kunst. Wir gingen nach Kars und den Ruinen von Any, einer großen armenischen Stadt, deren Denkmäler noch nie gezeichnet wurden; von Any nach Bayazid und von Bayazid nach Van. Wir durften nicht daran denken, den Ararat messen zu wollen, denn der Schnee bedeckte ihn schon, und wir eilen Schiras zu erreichen durch die Gebirge von Kermanschah, in denen der Obrist Robinson so viele interessante Ruinen gefunden hat. Wir werden die Monumente von Persepolis und Schapur sehen, und erst im nächsten Frühjahr nach Bagdad kommen. In diesen Ländern ist es nicht, wie in Kleinasien; man muß große Strecken durchwandern, um etwas Merkwürdiges zu finden, und die Städte sind durch Wüsten getrennt.

Kars, den 17 September 1839.

Die 100 Lieues, welche ich von Trapezunt bis hieher durchwandert bin, haben keinen Baum, nicht einmal einen Strauch aufzuweisen; doch ist der Boden fruchtbar an Getreide; aber die Kurden plündern, wie es die Araber in Algier machen. Der ganze Berg Soramli, bei Kars, ist vulcanisch, aber etwas Merkwürdiges, das ich bemerkt habe, ist ein großes Lager von Obsidian, oder vielmehr der Mittelpunkt eines Ausflusses von vulcanischem Glas, das mehrere Stunden in der Runde den Boden mit seinen Trümmern deckt. Dieses Gestein, das sich in Fragmenten von jeder Form, doch meistentheils abgerundet mitten in Trachyten und vulcanischen Schlacken findet, zeigt sich in immer zahlreichern Stücken, bis es endlich den ganzen Boden mit glänzend schwarzen Bruchstücken bedeckt und ihn ganz schwarz macht. Die größten Massen sind zweimal so groß als ein Kopf, doch gibt es auch welche, die einen Kubikzoll nicht überschreiten. Ihr Bruch (cassure) ist muschelförmig, von glänzendem Schwarz, am Rande durchsichtig und von der Farbe des Rauchquarzes (quartz enfumé). Dieses große Lager hat mehr als 600 Schritte Ausdehnung.

In Kars ist die Pest, morgen gehen wir nach den Ruinen von Any.

Der National, welcher in seinem Feuilleton diese beiden letztern Briefe mittheilt (die erstern sind aus dem Echo du Monde Savant), macht hierüber noch folgende Bemerkung:

Es ist klar, daß diese beiden Briefe, die hier im Auszuge stehen, der öffentlichen Bekanntmachung nicht bestimmt waren, die man ihnen gegeben hat; doch da man einmal darüber verfügt hat, ist es unsere Schuldigkeit, sie mit einem kleinen Commentar zu begleiten. Zuerst sagt Hr. Texier, das Land zwischen Erzerum und Trapezunt sey ohne Bäume und Bewohner. Es ist sehr wahr, daß die Bäume dort selten sind; was die Einwohner betrifft, so wollen wir es erst untersuchen. Die Reisenden stimmen alle in der Behauptung überein, daß auf allen Seiten von Trapezunt die hohen Spitzen der Berge mit griechischen und armenischen Klöstern bedeckt sind. Gehen wir nun nach Erzerum, so findet man die Ebene mit Dörfern besäet, deren Zahl nicht weniger als 95 ist. Zwischen Trapezunt und Erzerum beträgt die Entfernung höchstens 50 Stunden. Erzerum, die Niederlage für den Handel zwischen der Türkei und Persien; Trapezunt, das nach Konstantinopel Hanf, Leinwand, Tabak, Wachs und Metalle ausführt, und nach Rußland sein trockenes Obst, seine Stoffe und seinen Wein schickt, müssen wenigstens einige Verbindung unter sich haben, einige Khans auf der Straße. Daran kann Niemand zweifeln. Es ist also ein arger Irrthum, einen Raum von 50 Stunden so zu entvölkern, wahrscheinlich um etwas Wunderbares einer Reise zu geben, die ohnedieß kein Interesse darbieten würde.

Abneigung der Amerikaner gegen Bäume. Grund macht in seiner Aristocracy in America die Bemerkung, daß die Amerikaner (doch wohl nur die eigentlichen Yankees) eine seltsame Abneigung gegen Bäume und Stauden jeder Art haben, und daß eine mit Gras angesäete weite Fläche in ihren Augen das Ideal einer Landschaft ist. Sie sehen in ihrem Eifer für Civilisation Bäume als ein Merkmal der Barbarei an, und rotten sie aus, wo sie solche finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1839.

Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

Die Städte und das Postwesen in Ungarn.

Drei Kategorien gibt es, in welche die ungarischen Städte zu bringen sind. Nämlich es gibt königliche Freistädte, Kronstädte und Mediatstädte. Erstere stehen unmittelbar unter der Regierung, und haben auch ihren Abgeordneten beim Landtage, die zweiten, in der Zips gelegenen, bilden sich ein noch größeres Vorrecht ein, indem sie zwar keinen Abgeordneten haben, jedoch mit allen ihren juridischen und polizeilichen Angelegenheiten nicht unter einem Comitate und dessen Gericht stehen, sondern ihre eigene innere Staatsverwaltung haben, und in allen ihren Angelegenheiten unmittelbar an die Krone (den König) recurriren. Es sind deren bekanntlich sechzehn, und Iglo oder Neudorf ist der Hauptort, wo ihre obersten Beamten wohnen und gewählt, und wo alle Versammlungen der Deputirten aus allen sechzehn Städten gehalten werden. Mehrere dieser Städte sind wahre Nester, und so verfallen, daß man sich eines beängstigenden Gefühls nicht entschlagen kann, wenn man durchreist; und dennoch haben ihre Bürger ganz den Stolz der ehemaligen Bürger der deutschen freien Reichsstädte. Die königlichen Freistädte sind die besten, und meistentheils auch die wohlhabendsten im Lande, und man muß erstaunen, wenn man hört, daß sie allesammt (irre ich nicht, einige dreißig an der Zahl) nur einen einzigen Abgeordneten beim Landtage haben, während jeder Comitat deren zwei, und außerdem noch den Obergespan dabei hat. Das in der gegenwärtigen Zeit so besonders widersinnig Hervortretende wird es noch mehr, wenn man z. B. die kleinsten Comitate, wie den Tornaer mit 20,000 Seelen und den Turoczer mit 40,000 Seelen annimmt, und sie mit ihren drei Vertretern den sämmtlichen Freistädten, die nur Einen haben, gegenüberstellt, und bedenkt, daß zu diesen Städten auch die Weltstadt Pesth mit 80,000 Einwohnern, mit ihrem Großhandel und ihrer Gewerbthätigkeit gehört.

Die Mediatstädte stehen alle unter der Botmäßigkeit der Herrschaften, zu denen sie gehören, und da ihnen alle Freiheit mangelt, welche zum Emporkommen von Handel und Gewerbe erforderlich ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie alle mehr oder weniger das Ansehen von großen, volkreichen Dörfern behalten. Was ihr Emporblühen noch mehr hindert, ist der Umstand, daß viele derselben, gleich den Dörfern, unter mehreren Herren stehen, deren verschiedene Interessen sich durchkreuzen, und die Ausführung jeder Gemeinnützigkeit hindern. In dieser Zurücksetzung der Städte liegt ein Hauptgrund, daß Handel und Gewerbe in Ungarn so schwer aufkommen und keinen großartigen Aufschwung nehmen können. Dazu kommt aber noch das über alle Vorstellung mangelhafte Postwesen. Erst ganz kürzlich hat Pesth eine Haupt-Posterpedition bekommen, und früher konnte man kein Geld von hier absenden, oder hier empfangen, sondern alles mußte bei dem Postamte zu Ofen aufgegeben und abgeholt werden. Man vergleiche damit das Postwesen in England oder in Preußen.

In den kleinern Städten, die nicht gerade an einer Hauptstraße liegen, sind gar keine Postämter, und man muß die Briefe und was man sonst mit der Post befördert haben will, mit besondern Boten zu einer Posterpedition, die oftmals viele Meilen entfernt ist, schicken. Nach all dem kann man sich einen Begriff machen, wie es auf dem Lande in den Dörfern ist. Dort lebt man in der That so unbekannt mit der übrigen Welt, daß man oft nicht weiß, was in der Nähe vorgeht, und vom Auslande nimmt der gemeine Mann gar keine Notiz. Nur die Cavaliere (d. i. die größern adeligen Grundbesitzer) halten Zeitungen, unter allen aber vorzugsweise die Allgemeine Zeitung, und bleiben auf diese Art mit der übrigen Welt in Verbindung.

Die königlichen Freistädte, so wie die 16 Kronstädte haben ihre eigene, unabhängige Stadtverwaltung, und ihre Magistrate haben die ausübende Gewalt, so wie die Mitglieder derselben sämmtlich die Vorrechte des Adels genießen. Viele derselben sind ohnedieß adelig. Ehrfurchtgebietend sind die Sitzungen dieser Magistrate in den größern Städten, wie z. B. in Pesth. Die wachestehenden Soldaten präsentiren vor jedem Mitgliede das Gewehr, eine Menge Diener stehen an der Thür und verrichten im Nu jeden Auftrag. Oben am Tisch, der auf

einer Estrade steht, sitzen die Bürgermeister und Senatoren, und unten und an den Seiten das schreibende und expedirende Personal. Man glaubt im alten Rom zu seyn, wenn man dieß Alles sieht und mustert.

Die Bürger der königlichen Freistädte genießen ebenfalls eine Menge der Vorrechte des Adels, wie unter andern die Befreiung von allen Wegmauthen, nur müssen sie sich behufs derselben mit einem Certificate ihrer Magistrate versehen. Da bekanntlich in ganz Ungarn keine Auflagen und Taxen bezahlt werden, so haben auch die Bürger in den Städten volle Freiheit, ohne weiteres ein Gewerbe zu treiben, welches sie wollen, nur versteht es sich von selbst, daß sie als Bürger zu allen städtischen Lasten und Abgaben gezogen werden.

Der Zaubermüller.

(Schluß.)

Ich war 19 Jahre alt, als ich den Lehrcurs in der Landmesserschule vollendete, und gleich aus der Schule in das Gouvernement N . . . geschickt wurde, um die Grundstücke der Kronbauern auszumessen. Stellt euch vor, wie es mir war, in meinem neunzehnten Jahre gerade aus der Hauptstadt in ein kleines, entlegenes Dörfchen, in eine enge Bauernstube mit rauchigem Ofen und schmierigem Boden versetzt zu werden, wo es von Ungeziefer und kleinen Kindern wimmelte. Meine Herren! seitdem sind fast 40 Jahre verflossen, Sie sind gewöhnt, mich mit diesem grauen Kopfe und diesem dicken Bauche zu sehen, und mich als einen gesetzten, kaltblütigen Mann zu betrachten, aber vor 40 Jahren war ich ein schlanker Bursche, in meiner Brust schlug ein glühendes Herz, und in meinem Kopfe spukte etwas, dem ich damals keinen Namen zu geben wußte, — Ihre jetzigen rosigen Phantasien!

Rings um das Dorf war auf 15 Werste weit nichts als Wald und Sumpf, durch den ich keine gar zu angenehmen Spaziergänge mit dem Astrolabium und der Meßkette machen mußte. Aber die Jugend! ich ging oft 7 Werste weit in einem fort über Stock und Stein, durch Gräben und Morast, ohne Müdigkeit zu fühlen. Aber die durch die Einförmigkeit erzeugte Langeweile war so arg, daß es mich jetzt noch schüttelt, wenn ich daran denke. Nur Eine Abhülfe gab es dagegen, — ich ging nach der Mühle. Diese stand eine halbe Werst vom Dorfe, an einem rasch dahin fließenden Bache. Sie lächeln, und glauben vielleicht, es handle sich von einer niedlichen, artigen Müllerstochter, — aber nein, mein Antonytsch war unverheurathet, er hatte kein hübsches Töchterlein, dagegen einen aufgeweckten Kopf und eine fertige Zunge. Er erzählte mir Mährchen und wahre Begebenheiten, und hörte gern von unsern Petersburgischen Schulen reden, mit Einem Worte, ich konnte mit ihm mich unterhalten, und in meiner damaligen Einsamkeit war dieß keine kleine Sache. Jeden Tag ging ich zu ihm, und oft auch besuchte er mich. Wir bewirtheten einander mit Thee, und ich ihn manchmal mit Branntwein, den ich selbst nie trank. Damals war der Thee auf dem Lande noch nicht so allgemein im Gebrauche, wie jetzt, aber ich erhielt ihn pfundweise und theilte mit Antonytsch.

Etwa drei Wochen waren verflossen, seit ich mich in dieser unbekannten Ecke des Gouvernements N . . . niedergelassen. Anfangs betrachteten mich meine Hausleute ganz scheu, aber bald gewöhnten sie sich an mich, so daß, als ich einmal spät Abends aus der Mühle nach Hause kam, meine Hausfrau in einem Anfalle von Offenherzigkeit oder Schwatzhaftigkeit zu mir sagte: „Aber, Herr, — mußt du mit Antonytsch umgehen?"

„Warum?" entgegnete ich, über die unerwartete Frage erstaunt.

„Du weißt, es gibt ein Sprüchwort: sage mir mit wem du gehst . . . und siehe . . .

„Ist Euer Müller kein ehrlicher Mann? Ich bin doch alle Tage mit ihm zusammen, und ich versichere Euch, gute Frau, ich habe nichts Schlimmes an ihm bemerkt."

„Mag seyn, aber er steht in schlechtem Rufe."

„Ist er etwa ein Zauberer?" fragte ich lachend, da ich des Volksaberglaubens gedachte.

„Du mußt nicht lachen! Alle Welt sagt von ihm, er habe Umgang.... Du weißt." Mit diesen Worten bekreuzigte sie sich.

Wirkte nun die Ueberzeugung, mit der die Frau sprach, auf mich ein, oder verlockten mich meine eigenen Ansichten von der Möglichkeit eines Umgangs mit Geistern — Ansichten, die ich dem Lesen Eckartshausens verdanke, den jetzt Niemand mehr liest — genug, meine jugendliche Einbildungskraft ward durch den seltsamen Zufall entzündet, und der Gedanke, daß mein Freund, der Müller, vielleicht wirklich ein Zauberer sey, ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe. Mit den Bewohnern der unsichtbaren Welt in Verbindung zu seyn, über Geister zu gebieten, höher als gewöhnliche Menschen zu stehen — das wäre eine gar schöne Sache gewesen. Mit Ungeduld erwartete ich den Aufgang der Sonne, und sobald es Tag war, ging ich zum Müller.

Der kluge Alte merkte augenblicklich, daß ich nicht in meiner gewöhnlichen Stimmung sey, und fragte: „was ist dir, Alexander Iwanowitsch?" Ich platzte ohne alle Umschweife geraden Weges heraus: „ist es denn wahr, Alter, daß du ein Zauberer bist?"

Der alte Mann sah mich unter den grauen, herabhängenden Augenbrauen hervor scharf und durchdringend an, strich dann seinen langen, weißen Bart, schwieg eine halbe Minute, und sagte endlich: „willst du denn, Herr, auf jedes alberne Geschwätz hören."

Antonytsch war somit durch eine scherzhafte Wendung ausgewichen, und ich hatte nichts erfahren. Aber den Gedanken, daß er wirklich ein Zauberer sey, daß ich früher oder später sein Schüler seyn, und wie Aladdin in Tausend und Einer Nacht die Lampe führen würde, brachte keine scherzhafte Wendung mir aus dem Kopfe. Hiezu kam noch die jugendliche Vorneigung zu allem Uebernatürlichen, und die alten Ammenmährchen, von denen ich aus meiner Kindheit her wußte, daß es wirklich Zauberer auf dieser Welt gebe, und daß sie nicht sterben, ohne einem andern ihre Wissenschaft mitgetheilt zu haben. Seit

dieser Zeit sprach ich mit Antonytsch bei jeder Zusammenkunft fast von nichts Anderm, als von Zauberei, und er schien mir aufmerksamer und immer aufmerksamer zuzuhören. Einmal kam ich am frühen Morgen zu dem Müller, den ich in tiefe Gedanken versunken, auf einem großen, mit Schimmel bedeckten, halb in die Erde gesunkenen Stein hart am Ufer des Baches nahe an der Stelle sitzen sah, wo mit Geräusch das vom Wasser fortgestoßene Rad sich drehte, daß der Schaum bis zum Müller hinflog, und ein feuchter Staub auf seinem kahlen Haupt sich lagerte. Ein starker Wind lüftete seinen aufgeknöpften weißen Kittel, und trieb seinen langen, bis auf den Gürtel reichenden Bart hin und her. Ich gestehe, in diesem Augenblick kam es mir sehr natürlich vor, ihn für ein außerordentliches Wesen zu halten! Ich stand zwei Schritte von ihm, und er bemerkte mich immer noch nicht.

„So tief in Gedanken, Alter,“ begann ich endlich, und klopfte ihn auf die Schulter. Der alte Mann erhob sich rasch in seiner ganzen Länge — er war sehr groß — trat einen Schritt zurück und ballte die Faust, sobald er aber mich erkannte, sagte er: „Puh! ich hätte nicht so erschrecken sollen! kommt, Alexander Iwanowitsch, ins Ofenzimmer!“

Die Magd wärmte das Wasser in dem kupfernen Theekessel; wir tranken Thee zum Imbiß, und kamen allmählich ins Gespräch: „Vergebens, Antonytsch, verbirgst du dich vor mir; ich weiß es gewiß, du bist kein gewöhnlicher Mensch .... wenn du wolltest, könntest du auch mich unterrichten.“

„Unterrichten? Vielleicht willst du lernen, was ich, wie die Leute sagen, gewissermaßen weiß. — Möglich, daß ich auch etwas verstehe — vielleicht willst du etwas aufschnappen.“

„Wie das? ich wünsche sehnlichst, daß du mich lehrest, was du weißt — ach, Antonytsch, ich sehe wohl, du liebst mich nicht, du willst mir nicht die Freude machen ....“

„Eine schöne Freude, Herr! Du wirst zittern ....“

„Wer? .. ich? ... ich zittern .... nichts in der Welt soll mich erschrecken ...., käme der Teufel selbst, käme ....“ Ich prahlte dermaßen, daß ich selbst an meine Furchtlosigkeit glaubte. Es ist eine bekannte Sache: im neunzehnten Jahre hat es mit einem solchen Prahlen nicht viel auf sich. Zudem lüstete mich nach Aladdins Lampe, und um diese zu erlangen, fühlte ich eine unendliche Herzhaftigkeit und Kraft in mir.

„Sprichst du wirklich wahr, oder scherzest du nur?“ fragte der Alte, indem er durchbohrende Blicke auf mich richtete.

„Hier ist nicht zu scherzen,“ erwiederte ich, „unterrichte mich, Antonytsch, ich bitte dich.“

„Geh jetzt nach Hause, und komme gegen Abend zu mir. — Wir wollen dann sehen! ...“

Ich will Sie nicht langweilen, meine Herren, mit der Aufzählung der Ideen, die sich mir in Erwartung der sehnlich gewünschten Dunkelheit durch den Kopf drängten. Endlich begann die Sonne sich zu senken, und ich ging nach der Mühle. Mein Herz schlug heftig, ob vor Furcht, die ich mir aber nicht gestehen wollte, oder aus einem andern Gefühle, das jede Erwartung von etwas Außerordentlichem begleitet, will ich nicht entscheiden. Es war September; graue Wolken zogen am Himmel hin, ein feiner Regen rieselte herab, ein scharfer Wind pfiff in den Fichten und Tannen des nahen Waldes. Die Bäume schwankten und knarrten, und der dumpfe Schlag des Mühlrades schallte weithin in der Dämmerung. Ich werde diesen Abend nie vergessen.

Antonytsch kam mir am Wehr entgegen.

„Ach! so kommst du doch, Herr! bist du nicht andern Sinnes geworden?“

Ich versicherte den alten Mann lange meines festen Willens, lange rieth er mir ab, den furchtbaren Dingen, wie er sagte, nahe zu treten, endlich aber von meinem festen Entschluß überzeugt, sagte er: „Nun, wenn du willst, so sey es. Folge mir.“

Wir gingen hinab dem Bach entlang nach der Badstube. Vor derselben angekommen, suchte der Müller nochmals mich auf andere Gedanken zu bringen, und gab mir noch einmal zu bedenken, ob ich in meinem Entschlusse fest sey.

„Fest, fest,“ sagte ich, fühlte aber bereits, ich weiß selbst nicht wie, meine Knie zittern, und eiskalt überlief es mich.

„Nun, Herr, fürchte dich nicht, es geschieht dir kein Leid; thue alles, was ich dir sage, und fürchte dich nicht.“

Wir traten in die Badstube. Die Sonne war eben am Untergehen, und in der Badstube war es noch ziemlich hell, so daß man die Gegenstände deutlich unterscheiden konnte. Uebrigens bemerkte ich nichts Besonderes darin; es war eine einfache russische Badstube mit der schwarzen Kamenka.*)

„Kleide dich aus,“ sagte der Müller.

Ich kleidete mich aus, und behielt nur das Hemd an.

„Zieh auch das Hemd aus.“ Ich zog es aus.

„Gut ... nun fürchte dich nicht, es geschieht dir kein Leid,“ ... fuhr er halb flüsternd fort, indem er sich hinter mich stellte. Dann sagte er laut: „Hier ists!“

Bei diesem Worte sprang unter der Kamenka ein Frosch hervor, ein gewöhnlicher, grüner Frosch, und setzte sich auf den Boden gerade mir gegenüber.

„Fang an,“ schrie der Müller.

Der Frosch fing an sich aufzublasen, und den Mund aufzusperren. Mir schwindelte bereits der Kopf, und es dunkelte mir vor den Augen, indessen, ich schwöre es Ihnen, sah ich, wie der Frosch immer größer und größer wurde, immer breiter und breiter riß er den Rachen auf, und siehe da — die untere Kinnlade lag am Boden, die obere stieß an der Decke an.

„Steig hinein,“ sagte mir der Zauberer.

Ich war völlig weg, und wenn ich auch gewollt hätte, so hätte mir doch die Kraft gefehlt, mich von der Stelle zu rühren.

„Steig hinein,“ schrie er mit entsetzlicher Stimme. ... Ich wälzte mich bewußtlos am Boden.

Ob wenig oder viel Zeit verfloß, während ich so ohne Besinnung da lag, was in dieser Zeit mit mir vorging, erinnere ich mich nicht. Als ich die Augen aufschlug, lag ich auf dem Bette des Müllers, und er selbst stand vor mir mit einem Glase Wasser, in das er etwas hineinzischelte.

*) Dieß ist die Stelle, wo die Backsteine glühend gemacht und dann mit Wasser begossen werden, um Dampf zu erzeugen.

„Da, Herr, trink," sagte er zu mir, und reichte mir das Wasser, nachdem ich kaum die Augen aufgeschlagen hatte.

Ich trank es aus, war völlig hergestellt und stand auf.

„Du wärest nicht mehr am Leben, Alexander Iwanowitsch, wenn ich nicht dein Gastfreund wäre," murmelte Antonytsch finster. „Aber höre! Wo du auch seyn magst, nah oder fern, wenn du, so lange ich lebe, irgend etwas von dem, was vorging, erzählst — merke dir, du magst nah oder ferne seyn — so drehe ich dir den Hals um."

Ich gab ihm die bündigsten Versicherungen, daß ich in keiner Weise etwas herausplappern würde. Er erschien mir so furchtbar, daß ich dieß Versprechen hielt, gleichviel, ob er den Gedanken gehabt hätte, seine Drohung zu erfüllen. Wider Willen muß ich dieß versichern. Und seit dieser Zeit, meine Herren, sind nahe zu 40 Jahre verflossen, und dieß ist das erste Mal, daß ich mich entschloß, den Vorfall zu erzählen. Antonytsch muß lange todt seyn. Der Vorfall mag Sie überzeugen, daß es Dinge gibt, die weder Sie noch ich zu erklären im Stande sind, die aber nichtsdestoweniger doch existiren.

Chronik der Reisen.

Expedition der Recherche.

(Aus dem Journal du Havre.)

Die Corvette Recherche, Commandant Fabvre, die im Junius vergangenen Jahres von Havre auslief, um in den Norden eine wissenschaftliche Reise zu machen, ist in unsern Hafen wieder eingelaufen. Wir waren so glücklich, uns über ihre Expedition folgende Berichte, die wir uns unsern Lesern mitzutheilen beeilen, zu verschaffen:

Die Recherche nahm nach ihrer Abfahrt von Havre ihre Richtung gegen die Faröer, deren astronomische Lage festgestellt worden ist. Während ihres kurzen Aufenthalts zu Thorshavn, der Hauptstadt dieser Inseln, konnte man auch einige Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit anstellen, und einige Notizen über den Handel, die Industrie und die einfachen und gastfreundlichen Sitten der Bewohner dieser von Bäumen entblößten und den Stürmen zweier Meere, die sich daran brechen, und deren Gränzen sie mit Schettland und Island bilden, preisgegebenen Inseln sammeln.

Die Expedition verließ Thorshavn am 1 Julius, kam am 12 zu Hammerfest an, und begann nach einigen Tagen Ruhe die Fahrt nach Spitzbergen. Die Insel Cherie (Sorde?), die im vergangenen Jahr auf einen Umfang von 10 Lieues von einer undurchdringlichen Eismasse umgeben war, war diesesmal zugänglich. Die Recherche landete an der Küste, wobei man im Stande war, ihre geographische Lage zu bestimmen, und zu Land für die Wissenschaft sehr interessante geologische Untersuchungen anzustellen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß ein längerer Aufenthalt gestattet hätte, dieselben noch weiter auszudehnen; allein diese Insel ist beinahe ganz unzugänglich, und der Nebel und Wind zwangen öfters die Fahrzeuge, die wegen des Robbenfanges dahin gefahrnen Fischer daselbst zu verlassen.

Von der Insel Cherie aus segelte die Recherche in einen der Häfen im Norden von Spitzbergen. In Folge des fortwährend entgegengesetzten Windes, Schnees und der Nebel konnte sie erst am 31 Julius den 80sten Grad der Breite erreichen, und sofort in der Madeleinen-Bay sich vor Anker legen.

Während des Aufenthalts auf dieser Rhede, wo das Schiff fortwährend von ungeheuren Eisstücken umgeben war, besuchte die Schiffsmannschaft den Ankerplatz von Smeerenberg und die Hackluyts-Spitze, das nordwestliche Ende von Spitzbergen. Trotz des anhaltenden Schnees nahmen die Hydrographen den Plan der Madeleine- und Hamburg-Bay auf, auch wurden von den an Bord befindlichen Officieren und einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission von Viertelstunde zu Viertelstunde und zehn Tage nacheinander zu Land magnetische und meteorologische Beobachtungen angestellt. Jeder beschäftigt sich damit, die im Programm für die Expedition vorgeschriebenen Untersuchungen anzustellen.

Es war kein Schiff in diesen Strichen zu sehen. Die wenigen Fischer, welche an diese Küsten kommen, hatten sich im Süden der Insel aufgehalten. Viele Gräber zeugen von der Anwesenheit von Schiffsfahrern, welche früher zum Wallfischfang bis hieher gekommen waren. Auf einer der Spitzen der Madeleine-Bay befinden sich noch über zweihundert solcher Grabhügel, und die ungeheuren Felsen waren nicht immer im Stande, die fleischfressenden Thiere vor den Leichnamen dieser Menschen zurückzuhalten, die auf diesem schauderhaften Boden eine Laufbahn endeten, die ohne Zweifel von Mühseligkeiten und Anstrengungen erfüllt war, von denen wir unter unserem glücklichen Himmelsstrich uns keine Vorstellung machen können. Der Anblick dieser Gräber erhöhte noch das traurige Aussehen dieser mit Schnee bedeckten und von ewigen Eismassen umgebenen Küsten, wo das Daseyn von Erde nur durch die flachen sandigen Ufer, an denen sich das Meer bricht, und durch die Gräten der Berge, die zu rauh und zu spitzig sind, als daß sich der Schnee an denselben festhalten könnte, bezeichnet ist.

Am 16 August nach beendigten Arbeiten verließ die Recherche Spitzbergen, und erhielt Nachricht, daß das beständige Eis, das sich in dieser Jahreszeit mit dem Lande vereint, schon feststehe. Die Rückfahrt wurde zur Bestimmung eines Theiles der höchsten Spitzen der westlichen Küste der Insel verwendet, und zugleich wurden die in der Madeleine-Bay gemachten Beobachtungen mit den obigen vereinigt. Auf dieser mühseligen Fahrt segelte die Recherche, wie im verflossenen Jahre, beständig allein.

Am 29 August verließen die Mitglieder der wissenschaftlichen Commission die Recherche, um ihre Rückkehr nach Lappland anzutreten. Der Abschied war nach den gemeinschaftlich ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren schmerzlich.

Auf ihrer Rückfahrt nach Frankreich besuchte die Recherche Bergen, Mandal und Christiania. Ihre Anwesenheit in diesen Häfen, in die noch kein französisches Kriegsschiff eingelaufen war, machte eine sehr günstige Wirkung, und lange Zeit bewahrten die Officiere am Bord die Erinnerung an die wohlwollende und herzliche Aufnahme, die ihnen daselbst zu Theil geworden.

Die Mannschaft des Schiffes zeigte sich fortwährend der von ihr bei einer so schwierigen Reise gehegten Erwartungen würdig; trotz der beständigen Feuchtigkeit, die unter diesen hohen Breiten herrschte, war der Gesundheitszustand vollkommen gut; wahrscheinlich verdankt man dieß den wollenen Kleidern und andern durch die Sorgfalt der Regierung für diese besondere Expedition an Bord gebrachten Gegenständen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 11.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bei G. Reichardt in Eisleben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Musterblätter für Zeichner.

Neueste und vollständige Zeichnenschule für Lehrer und zum Selbstunterricht.

Von

Otto Warmholz.

100 Blätter Imperialquart=Format. 4 Thlr. od. 7 fl. 12 kr. rhein.

Systematische Zeichnenschule

für Zeichnenlehrer, so wie für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 72 Vorlegeblätter, enthaltend: die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menschlicher Figuren — das Landschaftszeichnen.

Von

Otto Warmholz.

2te verbesserte Auflage. Royalquart. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. rhein.

☞ Dieß Werk ist auch in 6 einzelnen Abtheilungen, jede zu $\frac{1}{3}$ Thlr. od. 36 kr. rheinisch zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholz'schen Zeichnenwerke erschienenen Beurtheilungen räumen denselben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, so wie wegen der zweckmäßigen Anschaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes, den ersten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage der Zeichnenschule vergriffen war. Diese neue Auflage entspricht auch in der äußern Ausstattung allen Anforderungen, die ein gesteigerter guter Geschmack stellen kann. — Die jetzt erst neu herausgegebenen 100 Musterblätter (die ebenfalls eine systematisch geordnete vollständige Zeichnenschule bilden) bieten ganz besonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet sind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu fesseln. Lithographie, Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben und ist in allen Buch= und Musikhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Polyphonomos

oder

die Kunst, in sechsunddreißig Lectionen sich eine vollständige Kenntniß der

musikalischen Harmonie

zu erwerben.

Ein Lehrbuch

zugleich zur

Weckung und Förderung einer ächten musikalischen Bildung,

von

Hofrath Dr. Gustav Schilling.

52 Bogen gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. — 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr. C.=M.

Indem wir dieses Werk nun hiemit vollständig einem musikliebenden Publicum übergeben und zur gefälligen Beachtung aufs angelegentlichste empfehlen, dient zum Beweise seiner außerordentlichen Gediegenheit wohl schon die einfache Thatsache, daß noch vor seiner Vollendung sowohl eine holländische als englische Uebersetzung davon besorgt wurden, und daß alle bisher erschienenen Recensionen darüber in den geachtetsten Zeitschriften es als eine „merkwürdige und in seiner Art einzig dastehende Erscheinung auf dem Gebiete der musikalischen Litteratur" darstellen!

Weise und Stoppani in Stuttgart.

Im Verlage der Gebr. Schumann in Zwickau sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

E. L. Bulwers Werke 58ster Theil; enthält: **Richelieu,** oder die Verschwörung. Ein geschichtliches Lustspiel in fünf Acten. Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann. Broschirt 6 Gr.

Früher sind erschienen: Eugen Aram, 4 Thlr. Pelham, 4 Thlr. England und die Engländer, 3 Thlr. Der Verstoßene, 4 Thlr. Paul Clifford, 4 Thlr. Die Pilger am Rhein, 2 Thlr. Devereux, 4 Thlr. Pompeji's letzte Tage, 4 Thlr. Falkland, 1 Thl. Der Gelehrte, 3 Thlr. Rienzi, 4 Thlr. Die Herzogin de la Walliere, 1 Thl. Athens Aufschwung und Fall, 5 Thlr. Ernst Maltravers, 4 Thlr. Alix, 4 Thlr. Die schöne Lionesserin, 1 Thl. Calderon und O'Neill, 1 Thl. Leila, 2 Thlr. Asmodeus aller Orten, 1 Thl.

Bulwers treffliche Werke haben solchen Anklang in Deutschland gefunden, daß es sehr überflüssig wäre etwas hierüber zu sagen.

Chevalier Robert

von

Charles Diedier.

Aus dem Französischen

von

Julius Schoppe.

2 Thlr. Broschirt. Ladenpreis 2 Thlr.

Durch die Uebersetzung dieses Romans, die sich so fließend wie das Original liest, ward unsere Litteratur durch ein Erzeugniß vermehrt, das sowohl durch die verschiedenartigen Charaktere, die es darstellt, wie auch durch das bis auf das letzte Capitel sich steigernde Interesse der Geschichte und vorzüglich durch den Schauplatz, auf welchem es sich bewegt, jeden Gebildeten anziehen muß. Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Veilchenkranz

unter den Sternen gewunden zum Morgen= und Abendopfer evangelischer Festandacht. Vom Verfasser der wahren evangelischen Kirche.

In elegantem Umschlag geheftet. 18 Gr.

Wahrhaftig ein Gewinde, wie von Veilchen, so still und bescheiden, und doch so voll Innigkeit und Erquickung: Nicht lange, ermüdende Betrachtungen; seelenvolle, bald glaubensfrohe, bald wehmüthige Ergießungen eines tiefen Gemüthes. Die Freude und der Schmerz finden hier ihre Sprache, ihre Nahrung. Des trefflichen Büchleins äußere Ausstattung, deren Schönheit sofort zur nähern Bekanntschaft einladet, eignen es besonders zu einem Geschenk für das schöne Geschlecht, so wie für Confirmanden.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DAS WESERTHAL

von

Fr. Dingelstedt.

Mit 36 Stahlstichen.

Supplement zum malerischen u. romantischen Deutschland.

Erste Lieferung.

In monatlichen Lieferungen, jede mit 3 Stahlstichen und Text à 8 gGr. Quart-Ausgabe 12 gGr.

Kassel, im September 1839.

Theodor Fischer.

Preisermäßigung des Calderon von Gries.

Eine in Stuttgart beabsichtigte Ausgabe des *Calderon* (ohne Angabe des Uebersetzers!) veranlafst uns, die in unserm Verlage erschienene, allgemein als vortrefflich anerkannte Uebersetzung der

Schauspiele Calderons

von **J. D. GRIES**,

7 Bände in grofs Octav, auf englischem Druckpapier, welche im Ladenpreis 17 Thlr. kostet,

auf 6 Thlr. herabzusetzen.

(Die Bände 4—7 werden zur Complettirung unvollständiger Exemplare einzeln à 1 Thlr. erlassen.)

Zugleich zeigen wir ergebenst an, dafs *von dieser Uebersetzung* binnen kurzem eine

wohlfeile

Ausgabe in Taschenformat, wie Schiller,

mit dem Bildnisse Calderons

erscheinen wird, welche zur Erleichterung der Anschaffung *bandweise*, in mäfsigen Zwischenräumen, ausgegeben werden soll. — Ausführliche Ankündigungen und Druckproben werden ehestens in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Bei der hohen Meisterschaft, mit welcher der berühmte Uebersetzer des *Torq. Tasso* und *Ariost den grofsen spanischen Dichter* in unserer Muttersprache wiederzugeben wufste, werden die Verehrer desselben sich wohl nicht versucht fühlen, der erwähnten Stuttgarter Ausgabe den Vorzug zu geben, bei deren vorläufiger Ankündigung nicht einmal der Name des Uebersetzers genannt wurde! — Wir sehen daher einer recht günstigen Aufnahme *unserer Ausgabe*, die sich auch durch elegante äufsere Ausstattung empfehlen wird, mit vollem Vertrauen entgegen.

Bestellungen auf die *Grofs-Octav-Ausgabe* beliebe man *baldigst* zu machen, da der Vorrath completter Exemplare nur noch gering ist, und eine neue Ausgabe in diesem *Format* so bald nicht veranstaltet werden dürfte.

Nicolai'sche Buchhandlung in **Berlin.**

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons.

Gr. 8. Geh. Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der achten Auflage darthun.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Königreich Böhmen;

statistisch-topographisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer,

Ehrenmitglied der Gesellschaft des vaterländischen Museums.

Siebenter Band.

Klattauer Kreis.

Mit einer Titel-Vignette, die Ruine Schwihau darstellend. gr. 8. 1839. Geb. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der Klattauer Kreis gehört unter diejenigen Theile Böhmens, welche bisher im Allgemeinen weniger bekannt waren als die übrigen Kreise. Die physisch-geographische Einleitung von Hrn. Prof. Zippe macht in Hinsicht der Gebirgsbildung auf wichtige Verhältnisse aufmerksam und berichtigt manche bis jetzt herrschend gewesene irrige Ansicht. Der topographische Haupttheil des Werkes ist mit derselben Vollständigkeit und Sorgfalt wie bei allen vorigen Kreisen behandelt worden.

Die bereits erschienenen Bände enthalten:

1.	Band	den	Leitmeritzer	Kreis.	Preis	2	Rthlr.	8	gGr.
2.	"	"	Bunzlauer	"	"	2	"	8	"
3.	"	"	Bidschower	"	"	2	"	—	"
4.	"	"	Königgrätzer	"	"	2	"	8	"
5.	"	"	Chrudimer	"	"	1	"	16	"
6.	"	"	Pilsner	"	"	2	"	4	"

Die bisher erschienenen sieben Bände kosten demnach 14 Rthlr. 12 gGr.

Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde.

Von

ohann Gottfried Sommer.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

gr. 8. 1839. Broschirt. 1 Thlr. 3 gGr.

Mit dieser dritten Abtheilung ist der zweite Band des Werkes geschlossen. Sie umfaßt die Beschreibung der österreichischen Monarchie, eines der vornehmsten europäischen Reiche, dessen Natur- und andere Merkwürdigkeiten der Herr Verfasser in möglichster Vollständigkeit dargestellt hat, so daß man ungeachtet des ihm vergönnt gewesenen engen Raumes keinen bedeutenden Gegenstand vermissen wird.

Die Preise der früher erschienenen Abtheilungen sind:

1. Band	. . . . .	1 Rthlr.	15	gGr.
2. " 1. Abtheilung		—	18	"
2. "		—	21	"

Demnach kosten beide Bände complet 4 Rthlr. 9 gGr.

Die obenerwähnte dritte Abtheilung des zweiten Bandes ist auch unter dem besondern Titel zu haben:

Das Kaiserthum Oesterreich,

geographisch-statistisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer.

(Aus dessen Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde besonders abgedruckt.)

gr. 8. 1839. Brosch. 1 Rthlr. 3 gGr.

Dieser besondere Abdruck eignet sich vorzüglich zur Anschaffung für unbemittelte Lehrer und zu einem Leitfaden sowohl beim öffentlichen als Privat-Unterricht.

Neuestes wort- und sacherklärendes

Verdeutschungs-Wörterbuch

aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Deutschen bis jetzt, in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben.

Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildeten Menschen überhaupt von

Johann Gottfried Sommer.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. 1839. Geb. 2 Rthlr. 8 gGr.

Der ungeachtet der vielen ähnlichen Arbeiten dieser Art stattgefundene schnelle Absatz der vierten Auflage dieses Werkes spricht für die Fortdauer des allgemeinen Beifalls, dessen es sich beim gesammten deutschen Publicum erfreut. Diese fünfte Auflage ist nicht nur in allen ein-

zelnen Artikeln genau durchgesehen und auch jede Seite in Hinsicht der Verdeutschungen und Erklärungen verbessert, sondern auch mit zahlreichen neuen Fremdwörtern vermehrt worden, die gegenwärtig, besonders in Zeitungen, häufig vorkommen, aber in andern Verdeutschungswörterbüchern größtentheils vermißt werden.

Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde
für angehende Schafzüchter und Wirthschaftsbeamte.

Verfaßt von
Dr. Löhner,
Mitgliede der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag, und mehrerer in- und ausländischen Landwirthschafts-Gesellschaften; Geschäftsleiter des Schafzüchter-Vereins für Böhmen u. s. w.
Herausgegeben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen.
Mit einer lithogr. Tafel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Gr. 8. 1835. Broschirt 1 Rthlr.

Reise durch Deutschland,
in besonderer Beziehung auf
Ackerbau und Industrie.

Von
Dr. Alexander von Lengerke,
Ehren- und correspondirendem Mitgliede der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Kassel, Karlsruhe, München, Wien, Breslau, Dresden und Königsberg.
Mit 7 lithographirten Tafeln und einer Titel-Vignette, Hohenheim darstellend.
gr. 8. 1839. Geb. 3 Rthlr. 8 gGr.

Freunde und Kenner des Landbaues, insbesondere aber praktische Landwirthe, welche sich eine statistische Uebersicht der deutschen Landwirthschaft zu verschaffen wünschen, werden dazu in der Begleitung des Verfassers ein gewiß willkommenes Mittel finden. Die Wanderung desselben beginnt von Holstein, geht nach Braunschweig und Kurhessen, von hier durch Westphalen nach Rheinland, ins Nassauische, dann nach Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg, Bayern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pommern und durch Mecklenburg zurück in die Heimath. Nicht nur daß der Reisende sein beständiges Augenmerk auf die landwirthschaftlichen und industriellen Productionsverhältnisse der genannten Länder richtet: er widmet auch den obwaltenden Zuständen der Wiesenwirthschaft und des ökonomischen Unterrichtswesens specielle, ein hohes Interesse in Anspruch nehmende Untersuchungen. Nebenher hat er in seinen vom Felde der Wissenschaft gepflückten Aehrenkranz manche, dem Terrain der Kunst, der Ethnographie oder anderem Boden entsprossene Blume gewunden und dadurch dem hübsch stylisirten und auch äußerlich trefflich ausgestatteten Berichte das oft Trockene und Langweilende ähnlicher Darstellungen benommen.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich v. Raumer.
Neue Folge. Erster Jahrgang.
Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von F. W. Barthold. — II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von E. Münch. — III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen von K. G. Jacob. — IV. Die Entwicklung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von Ed. Kolloff. — V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von F. W. Schubert. — VI. Die Philosophie und die Philosophen des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Von F. v. Raumer.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830–39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830–34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835–39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1839. **F. A. Brockhaus.**

Bei L. Schreck in Leipzig erscheint:

Schiller Ausgabe
von
J. J. Rousseau's sämmtlichen Werken,

in 10 bis 12 Bänden, Subscriptionspreis $3\frac{1}{3}$ Thlr.
Deutsch von E. Große und Dr. J. G. Hauschmann.

Rousseau's Werke sind allen Vätern und Müttern, allen Erziehern und Lehrern, allen Gebildeten unentbehrlich.
Der erste Band erscheint in einigen Tagen. Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Unterhaltungen der Seele
mit
Gott und dem Erlöser.

Ein Andachts-, Haus- und Erbauungsbuch zum täglichen Gebrauch für alle Stände; verbunden mit ausgewählten Bibelstellen und einem Anhange von 366 der vorzüglichsten ältern und neuern Kirchenlieder.
gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
Leipzig bei Wienbrack.

Bei Wilh. Kaiser in Bremen ist erschienen:

Reise in Griechenland
von
Prof. E. Greverus.
In 8. brosch. 1 Thlr. 12 gGr.

In Nr. 80 des Litteraturblattes zum Morgenblatt, sagt der Recensent:
„Es thut wohl, dem kräftigen und wackern „Fünfziger auf seiner Reise zu folgen, denn „überall ist sein Muth frisch, sein Herz ge„sund, seine Laune heiter, sein Urtheil klar „und unumwunden."

Die Jesuiten von Professor Jordan.

Die so eben erschienene Schrift des
Dr. Sylv. Jordan,
Professors der Rechte zu Marburg,

Die Jesuiten
und der Jesuitismus

hat bereits außerordentliche Sensation bei Protestanten und Katholiken erregt. Noch niemals ist der Orden mit mehr Sachkenntniß und Freimüthigkeit geschildert worden wie in der genannten Schrift, die für 20 Gr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen für meine Söhne

von A. v. Kotzebue.
Neue Auflage.
Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Einladung zur Subscription auf eine neue wohlfeile Taschenausgabe von

C. M. Wielands sämmtlichen Werken.

In der Unterzeichneten erscheinen:

Wielands sämmtliche Werke

in 36 Bänden kl. 8.,

auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich; Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Klopstock, Thümmel ꝛc.

Die Ausgabe erscheint im Laufe eines Jahres vollständig.

Der Subscriptionspreis für alle 36 Bände ist: 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man entrichtet nur immer den Betrag der abgelieferten Bände.

Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden.

Die erste Abtheilung gibt in 24 Bändchen die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke; die zweite, in 12 Bändchen, die übrigen Schriften litterarischen, philosophischen, historischen und politischen Inhalts.

I. Abtheilung in 24 Bändchen und 4 Lieferungen.

Preis: 8 Rthlr. — oder 14 fl. 24 kr.

Jede Lieferung, aus 6 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band: I., II. Don Sylvio von Rosalva. — III. Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damon. Psyche. das Leben ein Traum. Aspasia. — IV., V., VI. Agathon. — VII., VIII. Goldener Spiegel. — IX. Danischmend. — X. Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora u. Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo. — XI. Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald. — XII. Idris und Zenide. Pervonte oder die Wünsche. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia. — XIII., XIV. Die Abderiten. — XV. Der neue Amadis. — XVI., XVII. Peregrinus Proteus. — XVIII. Agathodämon. — XIX. Diogenes von Sinope. Hexameron von Rosenhain. — XX. Oberon. Wielands Biographie. — XXI. Menander und Glycerion. Crates und Hipparchia. Koxkox und Kikequetzel. — XXII., XXIII., XXIV. Aristipp. —

Die zwei ersten Lieferungen, Band 1—12, sind fertig, die dritte, Band 13—18, erscheint Mitte November; und die vierte, Band 19—24, Ende December; also die ganze Abtheilung jedenfalls vor Ende 1839.

II. Abtheilung in 12 Bändchen und 4 Lieferungen.

Preis: 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Jede Lieferung, aus 3 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band: XXV. Die Natur der Dinge. Moralische Briefe. Antiovid. Der Frühling. Balsora. Zemin und Gulindy. Serena. Der Unzufriedene. Melinde. Selim und Selima. — XXVI. Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Die Prüfung Abrahams. Hymne auf Gott. Psalmen. Erinnerungen an eine Freundin. Cyrus, ein Heldengedicht. — XXVII. Araspes und Panthea. Bonifaz Schleichers Jugendjahre. Der Stein der Weisen. Die Salamandrin und die Bildsäule. Göttergespräche. Gespräche in Elysium. — XXVIII. Dramatische Werke. Lady Johanna Gray. Clementine von Porretta. Die Wahl des Hercules. Alceste. Rosamunde. Pandora. Das Urtheil des Midas. Singgedicht. — XXIX. Vermischte Aufsätze litterarischen, philosophischen und historischen Inhaltes. — XXX. Euthanasia. Vermischte Aufsätze. — XXXI. Aufsätze über die französische Revolution. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten. Marc Aurel an die Römer. Lustreise ins Elysium. Göttergespräche. — XXXII. Gespräche unter vier Augen. Vermischte Aufsätze. — XXXIII. Vermischte Aufsätze. — XXXIV. Vermischte Aufsätze. — XXXV. Vermischte Aufsätze. Aristophanes. — XXXVI. Vermischte Aufsätze.

Die erste Lieferung, Band 25—27, erscheint am 1 März 1840; die zweite, Band 28—30, am 1 Mai 1840; die dritte, Band 31—33, am 1 August 1840; die vierte, Band 34—36, am 1 September 1840: wonach also binnen Jahresfrist sämmtliche Werke in den Händen der Subscribenten sind.

Wieland, obgleich ein halbes Jahrhundert lang ein Liebling der deutschen Nation, hat doch für seine Werke noch lange nicht die Verbreitung gefunden, welche sie verdienen: hauptsächlich, weil das Volumen und der hohe Preis der früheren Ausgaben alle unbemittelten Käufer nothwendig zurückschrecken mußten. Wir glauben deßhalb mit gegenwärtiger Ausgabe, welche durch ihre

Vollständigkeit, Eleganz und Wohlfeilheit

für alle Stände und Vermögensverhältnisse gleich geeignet ist, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen.

Die Trennung des Ganzen in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden, setzt auch den unbemitteltsten Freund der schönen Litteratur in den Stand, seine Wünsche zu befriedigen. Wer, aus Rücksichten der Sparsamkeit, oder wegen Mangel an Interesse für das rein Wissenschaftliche, nicht absolute Vollständigkeit, sondern nur die geschätztesten und populärsten Werke verlangt, der findet solche in der ersten Abtheilung von 24 Bänden

um den außerordentlich niedrigen Preis von 8 Rthlrn.

Wir glauben daher auf die lebhafteste Theilnahme zählen zu dürfen, indem wir die Gebildeten aller Stände hiemit zur Subscription einladen.

Vorräthige Exemplare sind in allen soliden Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im October 1839. **G. J. Göschen**'sche Verlagshandlung.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Rückreise nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Pest. — Rückkehr nach dem Araxes.

Mohammed Schah wollte die Krone seinen Nachkommen sichern, zugleich den Grund zu einer gesetzmäßigen Thronfolge legen, und erklärte deßhalb seinen vierjährigen Sohn Nasireddin Mirza zum Nachfolger. Der Firman hierüber wurde nach Tebris geschickt, wo der junge Prinz sich befand, und da ich ein großer Liebhaber von solchen Schaustellungen (Temascha) war, reiste ich ohne Verzug aus Teheran ab, wo ich auch in der That nichts mehr zu thun hatte. Ich hatte alles gesehen, was möglich war; mit dem Eintritte der Hitze schüttelte mich das Fieber, und somit erforderte es die Vorsicht, Teheran zu verlassen, und nach Tebris zu gehen, um zu sehen, was dort bei Gelegenheit der Ernennung des „Weliegda" (Thronfolgers) vorgehe. Es bot sich mir eine schöne Gelegenheit zur Abreise: der russische Gesandte ging gleichfalls nach Tebris, ich schloß mich seinem Gefolge an, und so ging es fort.

Unser alter Bekannter, Ali Khan, hatte aus besonderer Neigung zu den Russen sich die Erlaubniß ausgewirkt, der Mihmandar des russischen Gesandten zu seyn. Mihmandars nennt man in Persien die Leute, welche angesehenen Personen vorausreisen, um für Nachtlager, Proviant und Fourrage zu sorgen. Solche Leute haben gewöhnlich einen schriftlichen Befehl von der obern Behörde bei sich, in Folge dessen jede Stadt und jedes Dorf, wo der hohe Reisende anhält, ihm eine bestimmte Menge Hühner, Eier, Hammel, Butter, Holz, Gerste u. s. w. liefern muß. Abgesehen von der unbegränzten Anhänglichkeit Ali Khans an die Russen stoß sein Wunsch, der Mihmandar des russischen Gesandten zu seyn, auch aus andern nicht minder wichtigen Ursachen, namentlich aus financiellen Rücksichten. Erstens erhält ein Mihmandar für seine Mühe gewöhnlich ein reichliches Geschenk, und zweitens bezahlen die Russen alles, was man ihnen in Städten und Dörfern liefert, stets in baarem Gelde; der Mihmandar aber erhebt kraft des geschriebenen Befehls, den er bei sich hat, alles unentgeltlich, gibt Niemand einen Groschen, und steckt die russischen Ducaten in seine weiten Taschen.

So machten wir uns an einem schönen, d. h. an einem heißen Tage gegen Ende Aprils, nachdem wir ein tüchtiges Frühstück bei dem englischen Gesandten eingenommen, auf den Weg. Ali Khan, der seine alten Knochen schonen wollte, ritt zu größerer Bequemlichkeit nicht auf einem Pferde, sondern auf einem Maulthiere. Am dritten Tage nach unserer Abreise nahmen wir unser Nachtlager in Kischlok. Unsere Zelte wurden aufgeschlagen, wir setzten uns in denselben nieder, tranken Thee, und rauchten aus orientalischen und europäischen Pfeifen nach Herzenslust; draußen vernahm man das leichte Geprassel der glühenden Kohlen, und über ihnen briet an einem eisernen Spieß eine saftige Schischlyk. Die Pferde fraßen ihre Gerste, die Kamele knurrten zufrieden an ihrem Futter, mit Einem Worte, Alles befand sich wohl. Die Sonne sank nieder, die Abendröthe entflammte den Himmel, und in der Luft war eine eigenthümliche Wärme, als solle man sich dem lockenden Keif nicht zu sehr überlassen. In solchen Augenblicken kann man aber der Versuchung nicht widerstehen. Gerade wollte ich das Zelt des Gesandten verlassen, und mich in das meinige begeben, um den Keif in vollem Maaße zu genießen, als plötzlich meine glänzenden Plane in Trümmer gingen. Die Thüre des Zeltes that sich auf, und an derselben erschien die runzlichte Fratze Ali Khans, die von einem ungewöhnlichen Ausdrucke belebt war.

„Was gibt's Neues?" fragte ihn der Gesandte durch den Dolmetscher.

„Es ist," erwiederte der Khan, indem er eilfertig die Pantoffeln abnahm, und ins Zelt trat, „so eben ein Courier aus Teheran angekommen mit einem Brief vom Wesir, und einer Zusendung für den Weliegda vom Schah."

„Was sendet denn der Schah seinem Sohne?"

„Was ich nicht meinem Ferraschen schicken möchte. Wallah, Se. Majestät hat das Geschenk nicht gesehen; das ist ein Schelmstreich von dem Satanssohne, dem Kaimakam."

„Wovon sprecht Ihr denn, ich verstehe Euch nicht, was für ein Geschenk?"

„Wollt Ihr nicht selbst sehen und urtheilen." Mit diesen Worten befahl Ali Khan seinem Diener, einen Bündel herbeizubringen, öffnete ihn selbst, und zeigte uns ein „Khelat" (Ehrenkleid) und einen Dolch, die der Schah seinem Sohne bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Thronerben geschenkt hatte. Dolch und Kleid zeigten sich wirklich als unbedeutend: die Steine am Dolch waren schlecht, platt, farblos, und verdienten keineswegs den Namen kostbarer Steine. Das Kleid war aus ziemlich schlechtem Goldstoff zusammen genäht. Ich war in meinem Herzen mit Ali Khan völlig einverstanden, daß diese Geschenke allzu ärmlich für einen persischen Thronfolger seyen, namentlich wenn man an den Reichthum dachte, in welchem der Kaimakam und seine Söhne schwammen. Ali Khan setzte jetzt sein früheres Thema mit Variationen fort.

„Der Hundssohn," sagte er von dem Kaimakam, „wie wagt er es, die Zuflucht der Welt so niedrig zu betrügen, fürchtet sich dieser abscheuliche Mensch nicht, daß der Schatten Allahs auf Erden einmal befiehlt, ihm seinen hirnlosen Kopf vor die Füße zu legen. Möchte doch irgend ein ehrlicher Mann das Grab nicht nur seines Vaters, sondern auch seiner Vorväter bis ins zwölfte Glied verunreinigen."

„Mein lieber Khan,", erwiederte ich ihm, „Ihr habt nun genug gegen diesen armen Kaimakam vorgebracht, und wie es scheint, schon über das Maaß gegen ihn losgezogen."

„Ueber das Maaß! Ihr wißt noch nicht Alles, ich will es Euch aber erzählen. Wartet ein wenig, und Ihr sollt andere Dinge hören, die nicht besser sind. Ihr wißt, als wir Teheran verließen, sagte mir der Schah, er wolle zur Belohnung für den ausgezeichneten Eifer dem geehrten Emir Nizam, der seit dem Ausbruch Sr. Majestät aus Tebris Aderbeidschan so vortrefflich verwaltete, daß in der ganzen Provinz nicht die geringste Unruhe, oder sonst ein Grund zur Unzufriedenheit war, einen mit kostbaren Steinen besetzten Dolch verleihen, und diesen Dolch mir einhändigen, um ihn dem alten, hochgeehrten Emir Nizam zu übergeben. Als ich dieß hörte, schickte ich sogleich einen besondern Boten mit einem Brief an meinen Freund ab — denn Ihr wißt, der Emir Nizam ist mein vertrauter Freund — und benachrichtigte ihn darin von dem neuen Zeichen der Gnade des Schahs. Ich erhielt aber den Dolch bei meiner Abreise nicht; der Kaimakam sagte mir, er sey in der Arbeit bei einem der ersten Meister in Teheran, und ich würde ihn auf dem Wege zugleich mit den für den Weliegda bestimmten Sachen erhalten. Nun sind diese elenden Geschenke für den Thronfolger angekommen, der Dolch meines Freundes aber nicht, und ich höre keine Sylbe davon. Urtheilt nun selbst, ist das kein Teufelssohn, dieser Kaimakam, wenn er es wagt, dem Willen Sr. Majestät des Padischah ungehorsam zu seyn, und ehrliche Leute so frech zu betrügen. Was soll ich nun thun? soll ich mich meinem Freund, dem Emir, vorstellen mit einem schwarzen Gesicht? Er wird mich einen Lügner nennen. Wie soll ich mich entschuldigen? Der Emir wird mich für einen Dummkopf, für einen einfältigen Jungen halten, der den Worten des bekannten Lügners und Betrügers, des Kaimakam, getraut habe? Das ist schrecklich! Wallah! Billah! Wenn der Kaimakam hier wäre, ich würde ihm den Bart ausraufen, und ihn den Hunden hinwerfen."

Ich weiß nicht, wie lange noch die Klagen und Verwünschungen Ali Khans, die gleich einer raschen, lebendigen Quelle aus seinem Munde strömten, fortgedauert hätten, wenn nicht die Stunde des Gebets geschlagen hätte. Sein Diener trat herein, und zeigte ihm an, daß es Zeit zum Gebete sey, und daß in Kischlok der Mullah bereits zum Gebete gerufen habe. Unser Nasaktschi Baschi trat aus dem Zelt, hörte aber nicht auf in den Bart zu brummen, und Allah und den Propheten um Hülfe anzurufen. Das Gebet schien ihn indeß zu stärken und einigermaßen zu trösten, denn nach einiger Zeit trat er, da er von dem Gesandten zum Abendessen eingeladen worden war, wieder in das Zelt und sprach kein Wort mehr von dem Kaimakam. Vielleicht hielt er die Ausbrüche seines Zorns zurück, um nicht zur Essenszeit in Aufregung zu gerathen, und dadurch die Verdauung zu stören.

Am andern Morgen machten wir uns früh auf den Weg, und kamen bis um 6 Uhr Abends nach Kaswin. Der Prinz-Gouverneur, der zeitig benachrichtigt worden war, daß der russische Gesandte noch an diesem Tage in der Stadt eintreffen werde, schickte ihm einige angesehene Leute entgegen, an deren Spitze sich sein Wessir, Namens Kuli Khan, befand. Diese Herren erwarteten den Gesandten sechs Werste von der Stadt. Außer ihnen befanden sich unter den Entgegenkommenden die Kedchodas (Aeltesten) der umliegenden Dörfer, Ferraschen mit langen Stäben, und die Polizei mit einer Art von Schilden. Der Polizeimeister bot dem Gesandten mit einem tiefen Bückling eine Schüssel mit Zucker und Zuckerkand an.

Man quartierte uns in dem zum Palast des Prinzen gehörigen Garten, in einem von Tamas Schah erbauten Lusthause ein. Kaum hatten wir uns darin eingerichtet, als man uns im Namen des Prinzen eine Menge Confect von allen möglichen Formen und Geschmäcken, so wie Gefrornes, brachte. Hier ist zu bemerken, daß die Vornehmen, welche dem Gesandten entgegengegangen waren, es für ihre Pflicht ansahen, ihn bis zu der ihm angewiesenen Wohnung zu begleiten, wo sie eingeladen wurden mit einzutreten. Dieß geschieht jetzt immer. Man muß Thee trinken, was kein unbedeutender Umstand ist, weil der Wesir es für seine Pflicht hält, die Honneurs zu machen, der Gesandte aber sich schon als zu Hause betrachtet, und seine Gäste bewirthen will. Bei solchen Gelegenheiten springen die beiderseitigen Diener, wie man sagt, fast aus der Haut, um mit ihrem Thee den andern zuvorzukommen. Dieser Eitelkeitsstreit endigt gewöhnlich damit, daß der Thee des Gesandten schon herumgereicht wird, wenn die Perser sich noch bedenken, wie die Sache anzustellen sey, sich besprechen, der eine nach dem, der andere nach jenem greift, und darüber rasend werden, daß die feindliche Seite die Oberhand erhalten hat. Solche Manöuvres kamen auch in Kaswin vor.

Gegen 7 Uhr Abends begaben wir uns zum Mittag- oder Abendessen, wie man will, nach der Wohnung des Prinzen-

Gouverneurs. Der Palast war schön, das Abendessen ziemlich geschmackvoll; doch ist zu bemerken, daß Se. Hoheit uns nach europäischer Weise bedienen wollte, d. h. das Essen wurde nicht auf den Boden, sondern auf den Tisch gestellt. Messer und Gabeln entlehnte man dazu bei dem Gesandten. Der Prinz saß mit uns am Tische, und nahm anfangs die Speisen nach unserer Weise, was ihn aber bald langweilte. Ich weiß nicht, zerstach er sich den Mund mit einer Gabel, oder stieß ihm bei der europäischen Weise, den Magen zu füllen, ein anderer Unfall zu, genug, er zog es bald vor, zu seinen heimischen Gewohnheiten zurückzukehren; er saß mit hinaufgezogenen Beinen auf dem Stuhl, schürzte die Aermel hinauf, und fing die persischen Nationalgerichte mit den Fingern aus den Schüsseln heraus.

Am folgenden Morgen vertheilte der Gesandte nach Gebühr Geschenke für die Bewirthung, Uhren, Tuch, Thee und dergleichen, worauf wir Kaswin verließen. Das Geleit war eben so wie der Empfang.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen im Himalaya.

(Von Emma Roberts.)

Es ist unter den Europäern, welche Hindustan besuchen, um ihr Glück zu machen, gewöhnlich, in der heißen Jahreszeit, wo die Hitze in den Ebenen unerträglich wird, die Gebirge aufzusuchen, und hier in der mittlern Bergregion die mannichfachen Reize einer Natur zu bewundern, die noch viel zu wenig selbst denen bekannt ist, die Jahre lang in jenem wunderbaren Lande zugebracht haben. Jetzt sind es besonders zwei Punkte, die die Europäer zu solchen Ausflügen gewählt haben in der Gebirgsmauer, welche die Ebenen Indiens von den Wildnissen Tibets und der Tatarei trennt; unter diesen liegt Massuri auf einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere, und vielleicht bequemer als Simla, da es den Ebenen näher ist und leichtern Zugang bietet; wogegen Simla den Vortheil einer bessern Anlage, Bauart und besserer Wege hat. Auch können diejenigen, welche die entferntern Gegenden besuchen wollen, von hier aus leicht in die höhern Schneeregionen kommen; ein Weg ist gebahnt worden, der den Reisenden leicht und sicher zu seinem Ziele führt; Posthäuser oder Bungalows sin in Entfernungen von 8 oder 12 Meilen errichtet, und ohne Gefahr besonderer Unbequemlichkeit oder Ermüdung kann man in das Innere der Himalayakette eindringen und bis zu den Gränzen der chinesischen Tatarei kommen. Wer die Fußpfade nicht verschmäht, mit denen sich die Eingebornen begnügen, macht Ausflüge nach den Quellen des Ganges und Dschumna, unter beständiger Gefahr seines Lebens und seiner Gliedmaßen, doch kann man auch ohne diese Fährlichkeiten die Gebirgslandschaften kennen lernen.

Das Himalayagebirge ist in eine Anzahl kleiner Staaten zertheilt, von denen viele sehr arm sind, da der jähe Absturz des Berges es schwierig macht, einen bedeutenden Theil des Landes zu bebauen, und das Volk es nicht versteht, verborgene Quellen des Reichthums sich zu öffnen. In Bezug auf Anmuth der Gegend, Wohlstand und Ansehen kommen wenige jener Fürstenthümer Bissahir gleich, einem ausgedehnten Gebiete, das eine Strecke Gebirgsland zwischen dem Setledsch und Dschumna umfaßt und Kanawar in sich schließt, das jenseits der Schneeberge liegt. Es wird von vielen Strömen befruchtet, und die Thäler, die ihrem Laufe folgen, sind reich an Naturschönheiten. Die Hauptstadt Rampur, eine kleine Stadt am Setledsch, ist zwar an sich unbedeutend, bekommt aber große Wichtigkeit, da sie der Stapelplatz für den Handel der Gebirgsgegenden ist, und die zahlreichen Dörfer, die man in diesem Lande allenthalben findet, sind meistens gut gebaut und mit allen Bequemlichkeiten versehen, die ihre Bewohner bis jetzt schätzen gelernt haben.

Die nördlich angränzende Provinz Hangerang gränzt an die chinesische Tatarei, und ist durch einen Paß zugänglich, der 14,800 Fuß über das Meer sich erhebt. Die Bewohner haben die gewöhnliche tatarische Gesichtsbildung, flache Nasen, kleine langgedehnte Augen, hervortretende Backenknochen, und ihre plumpen Stiefel, seltsamen Mützen, rohen Kleider machen sie den Abbildungen des Tataren-Costume's gleich, die wir in alten Reisebeschreibungen sehen. Viele Europäer leiden sehr von der dünnern Luft, die man spürt, wenn man nach dem Paß von Hangerang hinaufsteigt, doch ist dieß nicht bei allen auf dieselbe Weise der Fall. Das Land bietet einen eben so neuen Anblick dar als die Bewohner; die Gebirge sind kahl, von leichtbröckelndem Schiefer, und zeigen nur in der nächsten Nähe der Dörfer dürftige Fruchtbarkeit, obgleich es schon Orte gibt, wo eine größere Ebene, von den hohen Gebirgen beschützt, mit Aprikosenbäumen und dem üppigsten Grün prangt; doch dann ist das Klima unerträglich heiß, da die hohen steilen Felswände die Strahlen der Sonne zurückwerfen und jeden Luftzug hemmen. Die Bewohner von Hangerang sind gegen die Reisenden höflich, und gestatten ihnen, die äußern Vorhallen ihrer Tempel, zuweilen sogar diese selbst zu betreten. Ihr Betragen ist offen, sie sind außerordentlich gutmüthig, und haben ein Ansehen von Unabhängigkeit, das stets empfiehlt, nur auf Schönheit haben beide Geschlechter sehr wenig Ansprüche, die größere Anzahl ist nach europäischen Begriffen abschreckend häßlich. Desto vortheilhafter zeichnen sich die Schaf- und Rinderheerden der Tatarei vor denen anderer Gegenden aus. Das Yak findet sich in Hangerang, gedeiht aber in niederern Gegenden nicht, wenn man auch dann und wann einen Bullen hält, um ihn mit einer gewöhnlichen Kuh zusammenzubringen, denn die Zucht dieser gewaltigen Thiere wird sehr geschätzt. Der Yak ist sehr stark und schön, wenn auch etwas wild im Aeußern, was von seinem langen seidenartigen Haare herkommt, das alle Theile seines Körpers, sogar die Füße, bedeckt, und ihm mit seinem dicken buschigen Schweif ein zottiges Ansehen gibt; auch seine Augen haben etwas Wildes, obgleich es in Wahrheit ein sanftes gelehriges Thier ist, und vom Landmann zu allen Arbeiten gebraucht wird. Diejenigen, welche einen weißen Schweif haben, sind am meisten geschätzt, denn der weiße buschige Kuhschweif ist in ganz Indien das Zeichen von Größe und ausgezeichnetem Reichthum. Die schwarzen sind zwar auch hie und da in den Ebenen zu sehen, doch werden sie nicht besonders geschätzt, und stehen verhältnißmäßig in sehr geringem Preis. Schwarze Schwänze sind natürlich im Vaterlande des Yak im Ueberflusse vorhanden, doch da das Vorurtheil zu Gunsten der weißen besteht, werden sie selten nach ausländischen Märkten geschickt. Die tatarischen Schafe sind ungeheure Thiere mit außerordentlich feiner Wolle; auch die Shawl-Ziege, die nicht ungewöhnlich in Hangerang

ist, ist recht hübsch; beide werden als Lastthiere gebraucht, und tragen Korn und Salz in Säcken von 5 bis 6 Pfund Gewicht, die auf beiden Seiten herabhängen. Verwundert sieht der Reisende, der sich kaum überzeugen kann, daß das Yak ein Hausthier ist, diese wildscheinenden Thiere am Pflug, und begegnet längs der Bergpfade langen Reihen von Schafen und Ziegen, verhältnißmäßig beladen.

Die Schneeberge öffnen hier mehrere Thore zu dem Lande an beiden Seiten. Wenn man über einen steilen Vorsprung des großen Raldang steigt, der bis zum Setledsch hinabgeht, sieht man jäh in eine Gegend von überraschender Schönheit. Zwischen wildzerrissenen Klippen bahnt sich der Setledsch brausend seinen Weg, Schneefelder und blühende Thäler wechseln vor dem erstaunten Auge, und führen den Reisenden auf schwindelnden Bahnen nach dem Gipfel des Harang, der sich fast 12,000 Fuß über das Meer erhebt. Ein steiler Abhang leitet in das Thal des Baspa, eines wilden, reißenden Gebirgsstromes, der fast in fortdauernden Katarakten hinab in die Tiefe stürzt, um sich mit dem Setledsch zu vereinigen.

Das Thal des Baspa ist seiner Schönheit wegen berühmt; die Dörfer sind alle schön gelegen und im Allgemeinen wohl gebaut. Im ganzen Himalaya gilt der Gebrauch, zu Ehren der Götter Jahrmärkte und Feste zu feiern, bei welchen Gelegenheiten die Gottheiten, die zu allen Tempeln in der Umgegend gehören, an einen passenden Platz, meist an die Ufer eines Flusses, gebracht werden, und wenn sie so bei einander sind, die Huldigung des Volkes erhalten, die auf eine fanatische Weise dargebracht wird. Ob sie sich gleich zu dem Glauben bekennen, der ihnen von Braminen gelehrt wird, die aus den Ebenen heraufsteigen, so sind sie doch keineswegs orthodox in ihrem Glauben. Mahadeo ist der Lieblingsgott der Gebirge, und auch die zerstörende Macht wird mit schrecklichen Thieropfern verehrt. Das Verlangen nach Opfern, das sich im Wüthen vor Krankheiten zeigt, die, wie man glaubt, aus dem furchtbaren Appetit dieser rachsüchtigen Göttin entspringen, wird mit dem Blut der Schafe und Ziegen gestillt. Daneben hat aber auch jeder Berg, Wald und Fluß seine besondere Schutzgottheit, die ebenfalls verehrt werden muß. Einige sind mit einfachen Gaben zufrieden; Weihrauch von duftenden Kräutern und Beeren des Waldes, besonders Wachholder, ist den Göttern geheiligt. Andere verlangen bedeutendere Gaben, und manche schwierige Gebirgspässe würden die Eingebornen nicht zu betreten wagen, ohne zuvor einen Widder geopfert zu haben; jeder Zufall, der den Pilgern auf dem gefahrvollen Pfade begegnet, wird der Unterlassung des erwarteten Opfers zugeschrieben. Die Hörner der so geschlachteten Thiere bilden einen Theil der Tempelverzierungen, oder wo die herrschende Macht kein Heiligthum, von Menschenhand errichtet, besitzt, werden sie an die Bäume gehängt, oder an die rohen Brücken befestigt, die ein unsicheres Mittel bieten, einen wüthenden Strom oder furchtbaren Abgrund zu überschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Salzgehalt der Meere.

(Revue britannique. October 1839.)

Hr. Marcet hat über den Salzgehalt in den verschiedenen Meeren bemerkt, daß derselbe im südlichen Ocean stärker sey als im nördlichen, und zwar in dem Verhältniß von 1,02919 zu 1,02757, während die Gewässer um den Aequator eine Durchschnittszahl zwischen beiden bilden. Hr. Daubeny, Professor der Chemie zu Oxford, bestätigt dieß, indem er sagt, daß dieß ganz mit dem Erfolg seiner Versuche übereinstimme. Er fand das Wasser, das er am Aequator unter 84° 50' O. L. v. Gr. geschöpft, und jenes, welches er in der Bay von Neapel eine bedeutende Strecke vom Ufer entfernt, oberhalb der Insel Ischia, geschöpft, in dem Verhältniß von 100 zu 95,5, während das Wasser, welches man unter der Linie im atlantischen Meere 21° 50' W. L. schöpfte, einen noch bedeutendern Salzgehalt zeigte, und mit demjenigen, das man unter der östlichen Länge geschöpft hatte, im Verhältniß von 107,5 zu 100 stand. Dieses Resultat stimmt mit den Forschungen, die Hr. Lenz, welcher den Capitän Kotzebue auf seiner Reise um die Welt begleitete, vollkommen überein. Dieser Naturforscher hat sich durch zahlreiche Versuche überzeugt:

1) daß der atlantische Ocean einen stärkern Salzgehalt hat als die Südsee, und daß der indische Ocean, der sie verbindet, gegen seinen westlichen Theil, wo er sich dem atlantischen Meere nähert, einen stärkern Salzgehalt hat, als gegen Osten, wo er sich an die Südsee anschließt;

2) daß in jedem dieser Oceane ein Maximum des Salzgehaltes gegen Norden, ein zweites gegen Süden sich finde, wovon jedoch das erstere von dem Aequator entfernter sey als das letztere. Das Minimum zwischen diesen beiden Punkten ist in dem atlantischen Meer einige Grade südlich vom Aequator entdeckt worden, im stillen Meere jedoch sey dieser Punkt bis jetzt noch nicht bestimmt;

3) daß in dem atlantischen Meere der westliche Theil mehr Salzgehalt habe, als der östliche; in der Südsee scheine der Salzgehalt nicht zu wachsen;

4) daß wenn man gegen Norden vorrückt und von dem Punkt ausgeht, wo der Salzgehalt am stärksten ist, die specifische Schwere des Wassers fortdauernd in dem Maaße abnimmt, als man weiter gegen Norden kommt;

5) daß vom Aequator bis 45° N. B. das Wasser von seiner Oberfläche an bis zu einer Tiefe von 1000 Ellen (brasses) denselben Salzgehalt habe.

Diese letztere Angabe kann jedoch nicht als bestimmt betrachtet werden, weil die Instrumente, um Wasser aus solcher Tiefe zu schöpfen, noch zu unvollkommen sind — mit Ausnahme jedoch desjenigen, welches erst kürzlich Hr. Biot erfunden hat, und womit die auf der Bonite befindlichen Seefahrer wiederholte Proben angestellt haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 130** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Literarische Verunglimpfungen von Frauen in England. (Schluß.) — **Der Oberpriester des Apollo an eine delphische Jungfrau.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilag: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Nr. 130.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 November 1839.

Literarische Verunglimpfungen von Frauen in England.

(Schluß.)

Die ehrenwerthe Mrs. Norton trat in der Welt der Literatur und der Fashion auf, beinahe noch so jung als die Königin, und sie trat auf, geschmückt mit drei schimmernden aber gefährlichen Auszeichnungen — sie war eine Sheridan, eine Frau von Genius und eine Schönheit. Bei dem dermaligen Stand der Moralität unter den Männern der höhern Classen in London, wo in manchen Kreisen es vielmehr eine Auszeichnung, als etwas, dessen man sich zu schämen hätte, ist, den guten Ruf einer Frau bloßgestellt zu haben, genügt schon eine jener Eigenschaften, die Antastung des guten Namens ihrer Besitzerin zum Zielpunkt einiger Dutzende von angenehmen und ehrenwerthen Schwarzfüßen und Schönherren zu machen. *) Die scandalsüchtigen Zeitungen machten sehr bald die Mrs. Norton zu ihrem Thema — eine Frau, die, ehe sie das drei und zwanzigste Jahr erreicht, sich schon als glückliche Dichterin und Novellistin ausgezeichnet hatte, die Aller Augen durch ihre Schönheit, Aller Ohr durch den Reiz ihres Gesprächs bezauberte — eine so begabte und ausgezeichnete Frau konnte nicht leicht, was auch ihr Benehmen seyn mochte, zumal wenn bekannt wurde, daß ihr häusliches Leben kein sehr glückliches sey, sie konnte nicht leicht den Verleumdungen der Gesellschaft entgehen, und wirklich verrichteten sie auch ihr Werk redlich. Was folgte ist allbekannt; es wurde eine Untersuchung gegen sie angestellt; sie wurde freigesprochen; ihr Gatte selbst hat seither ihre Unschuld bezeugt. Nächst den Opfern der Vorsehung ist man wohl Menschenliebe und Barmherzigkeit am meisten den Opfern der Gesellschaft schuldig. Statt dessen aber, weil diese Dame ihre Kinder liebte, und weil sie glaubte, daß wenn ein zorniger oder schlechter Gatte verhindert würde, einer Mutter zu untersagen, ihre Kinder zu sehen oder von ihnen zu hören, sobald ein andrer Mann, ein ernster und verantwortlicher Richter, der Ansicht sey, daß dem Ehemann jene Macht beschränkt werde; weil sie, im Gegensatz mit der Ansicht eines an Talent und Urtheilskraft unendlich unter ihr stehenden Kritikers, glaubte, eine solche Beschränkung werde dem Supremat des männlichen Geschlechts keinen wesentlichen Eintrag thun — einem Supremat, das sie anerkennt und billigt, hat eine periodische Zeitschrift einen Artikel gegen sie publicirt, worin, neben dem daß ihre Immoralität zum voraus angenommen wird, drei falsche Behauptungen des Kritikers zur Grundlage von mehr als hundert Seiten voll Tadels gemacht werden. Er behauptet, Mr. Serjeant Talfourd habe seine Infants' Custody-Bill auf Anstiften der Mrs. Norton im Unterhaus eingebracht. Durch das Zeugniß Mr. Haywards ist bewiesen, daß sie einander erst kennen lernten, als die Bill schon einige Zeit eingebracht war. Darauf werden folgende Bemerkungen gegen jene beiden Personen gegründet: „Hat nach all seinen neuerlichen Bemühungen in der Sache der Frauenemancipation das ehrenwerthe und beredte Mitglied von seiner schönen Clientin keinen köstlicheren Sold, keinen süßeren Lohn bekommen?"

Obgleich Mrs. Norton in ihrer bekannten Novelle: „Das Weib," die Lehre von der Gleichheit der Geschlechter bekämpft, und vor Jahren schon ihre Abneigung gegen die über diesen Gegenstand im Schwang gehenden Meinungen erklärt hat, schreibt ihr doch der Kritiker eine Schrift zu, welche dieselben mit Heftigkeit verficht. Ihre angebliche Vertheidigung dieser Lehren ist für den Kritiker der Grund, sie und ihre Angelegenheiten vor das Publicum zu ziehen, der Vorwand, den er ergreift, seinen Glauben an ihre Schuld auszusprechen, und sie der Verwünschung aller Guten und Tugendhaften in der Gesellschaft zu überantworten. Ein anonymer Aufsatz ist erschienen im Metropolitan Magazine, und der Kritiker nimmt keinen

*) L. E. L. (Landon) war nur Dichterin und Novellistin; sie besaß weder Schönheit noch hohe Geburt; und doch wurde, wie wir hören, ihr Leben getrübt und verfinstert, weil gewisse Männer zu gutmüthig waren, Verleumdungen, welche für den guten Namen der Dichterin moralisch tödtlich waren, als beleidigende Anschuldigung gegen sie (die Männer), zu ahnden.

Anstand, die Mrs. Norton sofort für die Verfasserin auszugeben und demnach sie zu beurtheilen in der Weise, daß er sagt: „Wenn eine Frau von den Ansichten, welche in jenem Aufsatz ausgesprochen sind, heirathete, so beginge sie einen Meineid, wie nur eine Teufelin einen Frevel, wie ihn nur eine Bestie begehen könnte." Ferner: „Lust mag da seyn, auch wo keine Liebe ist; und es würde uns nicht überraschen, zu erfahren, daß diese Schriftstellerin ebenso berüchtigt sey wegen landkundiger, wenn auch nicht bewiesener Galanterien, als die Verfechter ihrer Emancipationslehren es gewöhnlich sind."

Der Kritiker schreibt der Mrs. Norton jenen Artikel zu, nicht bloß so, als wenn er einem Gerücht nachspräche, sondern als ob sie selbst sich zu der Autorschaft bekannt hätte, die Eigenthümer jener Zeitschrift aber haben ausdrücklich erklärt, daß Mrs. Norton mit jenem Artikel gar nichts zu thun habe!

Lady Morgan war Jahre lang die Zielscheibe solcher Verunglimpfungen, und wir glauben die Wirkungen hievon in den über sie herrschenden Meinungen noch bis auf die heutige Stunde zu spüren. Eine der schlimmsten Folgen dieses Unfugs ist, daß, wenn er eine Reihe von Jahren gegen eine Schriftstellerin fortgesetzt wird, er am Ende seine Wirkung thut; das nicht weiter denkende Publicum bekommt — man weiß selbst nicht woher und wodurch? — den Eindruck, daß diese oder jene Schriftstellerin eine Person sey, die schon sehr oft in Reviews angegriffen worden sey — eine Person, der man häufig unehrenhafte Dinge nachgesagt, und so verknüpfen sich Vorstellungen von Unehrenhaftigkeit und Verachtung in manchen Köpfen mit einem Namen ohne allen Grund und alle Erkundigung. Weggehend über die verächtlichen Insinuationen der Armuth und dergleichen, welche den größern Theil der Angriffe auf diese höchst geistreiche und glänzende Schriftstellerin ausmachten, wählen wir als Beispiele der Art, wie man gegen sie verfuhr, folgende Fälle aus. Sie ward angeklagt der Lüge. Wenn man die gegen sie vorgebrachten Beweise ansieht, so stellt sich heraus, daß sie die Schilderungen des Herzogs von St. Simon von dem sittenlosen Hofe Louis' XIV lebendig und munter nennt, während der Kritiker darin schwarze Gemälde der Sittenlosigkeit erblickt. Die Hauptlüge, deren sie sich schuldig gemacht, besteht darin, daß sie das Verfahren der englischen Regierung, als sie Napoleon nach St. Helena schickte, ungroßmüthig findet, während der Kritiker es billigt und rühmt. Sie wird ferner angeklagt: der Frechheit. Der Beweis: „In einem nicht sehr delicaten Satze macht es Lady Morgan d'Alembert heftig zum Vorwurf, daß sein Verhältniß zu Mademoiselle de l'Espinasse zu platonisch gewesen sey; sie hätte es gern etwas substantieller gehabt." Lady Morgan selbst aber sagt: „Die Akademie war für d'Alembert eine zweite Mademoiselle de l'Espinasse. In seinem Verhältniß zu beiden zeigt sich keine Spur von Energie des Charakters oder von geistiger Männlichkeit — Alles war Schwäche und Unterwürfigkeit! Er brachte die Liebesbriefe der Einen seinen Nebenbuhlern und begünstigte die Tyrannei der Andern in seinen Reden." — Wie man sieht, ist die plumpe Gemeinheit ganz von der Erfindung des Kritikers.

Von der Madame d'Houdetot spricht Lady Morgan: „Beklagend, daß sie zu spät kam, um diese interessante und außerordentliche Frau zu sehen, aber gelegentlich habe sie mit solchen verkehrt, welche einst das Glück gehabt, mit ihr zu leben, und mit Entzücken ihre Spuren verfolgt in den feinen Cirkeln, deren Seele sie einst war." Hier fügt wieder der Kritiker, der Madame d'Houdetot als eine sehr tadelnswerthe Person bezeichnet, selbst das, was er als den Gipfel von laxer Moral bei Lady Morgan tadelt, hinzu, wenn er sagt; „Lady Morgan ist so bildlich in ihren Ausdrücken, daß wir fürchteten, wie tadelnswerth auch das Aussehen seyn mag, das sie in dieser Stelle dem Laster leiht, es wäre doch vielleicht unbillig, sie nach dem Wort und Buchstaben zu verstehen, und zu glauben, sie würde wirklich mit Entzücken in die Fußstapfen der Madame d'Houdetot treten."

Mrs. Austin ist unsers Wissens der Gegenstand nur von Einem Angriff geworden; aber es ist ein so merkwürdiges Pröbchen davon, wie leichtfertig solche böswillige Scribenten den Ruf einer Dame weglachen, daß wir es anführen müssen. Der Kritiker fand irgendwo, daß eine Mrs. A. dem Herzog von Devonshire einen Herrn Raumer, den Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen und eines Buchs über England, vorgestellt habe, und irrigerweise vermuthend, daß diese Dame seine Uebersetzerin, Mrs. Austin seyn müsse, erwähnt er ihrer folgendermaßen:

„Die Freundin und Bewunderin Herrn Raumers, Mrs. Austin, scheint sehr eifrig beflissen und auch glücklich in ihren Bemühungen gewesen zu seyn, ihn in die besten Whig'schen Cirkel einzuführen, denn wir erfahren, daß sie in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft in London, —

Als er stack in seinem Sonntagsstaat,
Um auszugehn mit Greten,

ihn in Devonshire-House einführte."

Mrs. Jameson, seit sie die Kühnheit gehabt, in ihrem schönen Buch: „Sommerstreifereien und Winterstudien in Canada," gewisse eigene Meinungen aufzustellen, ist häufig verunglimpft worden. Ein Torymorgenblatt beehrte sie in der That mit einer ganzen Ladung stumpfer Donnerkeile, weil sie, wie hoffentlich jede Frau, in der Wirklichkeit denkt: eine Frau sey die einzige Person, welche in der That die wirksame Wächterin und Schützerin ihrer eignen Ehre seyn könne. In verschiednen periodischen Blättern von wenig Ruf haben ihre Ansichten ihr verschiedentliche, seltsame Angriffe eingetragen; aber eines davon bekennt sich zu einem Grundsatz, über den wir einige Worte sagen müssen, damit nicht, wenn wir ihn ungerügt lassen, der Autor sich zu Schulden kommen lasse, darnach zu handeln. Er sagt: „Mrs. Jameson hat es so jedem, der ihr in ihrer Eigenschaft als Advocatin antworten will, unmöglich gemacht, sich nicht auch nach ihrem persönlichen Antheil an der von ihr mit solcher Wärme verfochtenen Sache zu erkundigen. Die Regeln der Höflichkeit verbieten uns dieß zu thun."

Ist es denn aber unmöglich, auf die Gründe zu antworten, die ein Schriftsteller für eine gegebene Meinung anführt, ohne

die besondere, davon ganz verschiedene Frage in Anregung zu bringen, welches persönliche Interesse denn der Schriftsteller bei der fraglichen Sache habe? sollen denn Streitfragen nach den Verdiensten ihrer Advocaten statt nach ihren eignen Verdiensten untersucht werden? Bis jetzt waren Schriftsteller von Logik und Wahrheitsliebe der Meinung, daß die für eine Behauptung angeführten Gründe und Thatsachen das Einzige seyen, worauf die darüber Verhandelnden ihr Augenmerk zu richten hätten.

Der Artikel über Miß Edgeworth, der am besten die Principien dieser Art von Kritikern veranschaulicht, ist ein Artikel über das Leben ihres Vaters, das sie zu Ende führte und herausgab. Das reine Leben und der wohlthätige Einfluß, den diese Dame geübt, ihre großen Talente und ihre ausgezeichnete Stellung in der Literatur helfen ihr nichts in den Augen des böswilligen Reviewers. Sie ist schuldig, eine zu hohe Meinung von ihrem Vater zu haben, und deßwegen wird sie beschuldigt, Geringschätzung des Ehebundes blicken zu lassen, der ihr das Daseyn gab. Mit völliger Unkenntniß der nähern Umstände ist folgende unmännliche Grausamkeit niedergeschrieben: „Der Mrs. Edgeworth Gedächtniß hätte dem Geist, wenn auch nicht dem Herzen des Mr. Edgeworth theuer seyn sollen, denn sie war, glauben wir, die Mutter seiner berühmten Tochter; aber, seltsam! weder die Dankbarkeit des Vaters, noch die Pietät der Tochter haben es der Mühe werth gefunden, auch nur die leiseste Aeußerung der Zärtlichkeit oder der Trauer der unglücklichen Mutter zu weihen. In der That, wenn die Hauskatze bei der Geburt ihrer jungen Kätzchen gestorben wäre, so hätte der Umstand nicht gleichgültiger erwähnt werden können; — und wirklich nur durch Vergleichung des Datums kommt man darauf, daß diese so vernachlässigte Dame die Mutter der Maria Edgeworth war, die jedoch reichliche Gelegenheit fand, ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen all die drei Frauen an den Tag zu legen, welche die Nachfolgerinnen ihrer Mutter waren."

Miß Martineau. Wir fanden es nicht möglich, Beispiele und Proben von den gröbsten und gemeinsten Angriffen zu geben, welche auf diese Dame von Schriftstellern der bisher geschilderten Kategorie gemacht wurden; wir wollen unsre Blätter mit keinen ihrer Unsauberkeiten beflecken. Miß Martineau war zufällig andrer Ansicht als das Review, welches jenen Kritikern hauptsächlich als Organ dient, über die neue Armengesetz-Bill; sie billigte schon im Jahr 1833 eine Maaßregel, der jene, mit langsamerem Urtheil, ein paar Jahre nachher auch ihren Beifall gaben. Aber dafür wurde sie zur Zielscheibe von Angriffen gemacht, wo jeder Spaß, den ein plumper und stumpfer Scribler über das Thema der Bevölkerung aufzutreiben wußte, über sie losgelassen wurde.

Ueber Mißhandlungen andrer Art können wir Proben liefern. Miß Martineau ist, wie Jedermann weiß, so taub, daß sie sich einer Ohrtrompete bedienen muß, was sie jedoch mit solcher Geschicklichkeit thut, daß es ihr in Wahrheit wenige Menschen zuvor thun in der Kunst, Belehrung und Notizen durch eigne Anschauung oder durchs Hören zu sammeln. Darauf wird auch folgende feine Weise angespielt: — — „Wir können diese Fragen nicht beantworten; aber der Miß Martineau Satz ist einfach und unläugbar — keine von diesen Personen könnte, muthmaßlicherweise, in ihrem jetzigen Zustand ein belehrendes Buch über Reisen schreiben, während, wenn eine derselben, nach dem Verlust von Augen und Ohren mit diesem trefflichen Werk bekannt werden und daraus lernen sollte, wie beobachten." u. s. w.

„In Betracht, daß es nur zwei blinde Reisende gibt, und unsers Wissens nur Einen stocktauben, können wir nicht umhin uns zu wundern, woher Miß Martineau diese kostbaren Notizen zusammengebracht haben mag."

Der Ekel und Widerwille, den unser Bericht über Verunglimpfungen von Frauen in jedem männlichen Herzen erregen muß, ist wahrscheinlich geringer als er von Rechtswegen seyn sollte, in Folge der laxen sittlichen Grundsätze, welche über den Punkt der Satyre im Schwange sind!

Der Oberpriester des Apollo an eine delphische Jungfrau.

Von Th. Moore.

Cum digno digna. *Sulpicia.*

„Wer ist die Jungfrau mit dem goldnen Haar,
„Mit luft'gen Füßen, mit den Augen klar,
„Die dort so süß an meinem Altar singt,
„Und deren Harfe mir so lieblich klingt?" —

Der schöne Gott, der hoch am Himmelszelt
Erhaben wandelt, und herab zur Welt
Den Tag ergießt, — also zu mir sprach,
Als sein Gestirn durch meine Zelle brach.

„Wer ist die Jungfrau mit dem goldnen Haar,
„Mit luft'gen Füßen, mit den Augen klar,
„Die dort so süß an meinem Altar singt,
„Und deren Harfe mir so lieblich klingt?" —

Aphelia ist es mit dem goldnen Haar,
Aphelia ist es mit den Augen klar,
Aphelia's Fuß ist luftig, ist so leicht,
Der süße Klang aus ihrer Harf' entsteigt!
Noch nie erschien in Delphi vor dem Gotte
Solch leichter Fuß in seiner Lorbeergrotte;
So sanft hat keine Harfe noch geklungen,
So süß empor kein Seufzer sich geschwungen!

„Dann sag' der Jungfrau, daß sie loser binde
„Der goldnen Locken reizend Prachtgewinde,
„Und laß' des süßen Auges schönes Bangen
„Noch feur'ger glühn für göttliches Verlangen!
„Denn Er, der von der Morgenthränen Quelle
„Die Welt umstrahlt mit blendend lichter Helle

„Bis dorthin, wo sein glänzend Licht sich neigt
„Und westwärts zu den Meernajaden steigt, —
„Sah nie in seinem Lauf durchs ganze Jahr
„Solch feur'ges Auge, nie solch goldnes Haar!
„Auch sag' ihr noch, er komm' in stolzer Pracht;
„Und seine Lippe, die so himmlisch lacht,
„Sie funkle glühend noch von Nektars Naß,
„Der perlend schäumet im olymp'schen Glas.
„Er eilet zu ihr aus dem Göttersaale
„Und läßt um ihren Kuß die Nektarschaale.
„Verbergen würd' er seinen Strahlenkranz,
„Die Welt hingeben selbst dem Dunkel ganz,
„Könnt' er verleben nur die Dämmrungsstunden,
„Von dieser Jungfrau weichem Arm umwunden!
„Sie würd' empfinden mehr als ird'sche Lust,
„Er mehr als himmlische an Weibes Brust!“

Es lieget eine Grotte dort am Hang,
Von dem krystallrein stürzt ein Bach entlang
Am dichtbelaubten Wald vom schönsten Grün,
Das je der Frühlingssonne Licht beschien.
Dort zeigt auf weichem Gras der jungen Flur
Sich oft so manche zartgedrückte Spur
Von der Najaden und des Pans Gestalt,
Daß noch der Thau warm ist, wenn hierher wallt
Der Jungfraun Schaar, wie es beginnt zu tagen,
Den Sitz zu küssen, wo Geliebte lagen.

„Dort, dort, so sprach der Gott, von Liebe trunken,
„Sobald die Dämmrung ist herabgesunken
„Und Geister bei des Mondes düsterm Schein
„Auf dunkeln Pfaden wandeln still, allein, —
„Dort werden finden wir das Hochzeitsbette;
„Und nie ward eine süßre Lagerstätte
„Von duft'gen Rosen jemals noch erbaut,
„Noch in Kronions Landen selbst erschaut!

„O sag' dem Gott, der so erhaben thront
„Und mächtig in des Ostens Tempeln wohnt,
„Die mit den Thürmen bei des Tageshelle,
„Sich spiegeln in des Euphrats flücht'ger Welle;
„O sag' ihm, wann er hehr in Majestät
„In dunkler Nacht zu seinem Liebchen geht,
„Umleuchtet von des süßen Feuers Duft,
„Vom Chor begleitet, der ihn preist und ruft;
„Sag' ihm, wenn auch auf einer goldnen Stätte
„Die schönste Priesterin umarmt er hätte,
„Doch würd' er, mit dem heil'gen Prunk geschmückt,
„Von süßer Wonne weniger entzückt,
„Als wenn mit Liebe, einfach, still und schlicht
„In einer Grotte bei des Mondes Licht
„Ihm eine Nymphe ruht an seiner Brust,
„Und ächte Flammengluth der reinsten Lust
„Ihm heiß entgegenströmt aus Lipp' und Aug',
„Zu heil'gen einen süßeren Gebrauch,
„Und ein Mysterion von höhrer Kraft,
„Als je gefeiert hat die Priesterschaft!“

O Heil ihr, die als des Apoll Geliebte
Dem Himmel bricht der Jungfrauschaft Gelübde!
O Heil der Jungfrau! — Seht, es strömet ganz
Um ihr Gewand ein hoher Himmelsglanz,
Daß seiner Strahlen Schimmer sie durchbebt,
Zur Gottheit sie, durchleuchtend, dann erhebt!
O Jungfrau, welch ein Schicksal wartet dein!
In dieser Nacht wird jeder Kuß dir seyn,
Den dir des Götterjünglings Lippe weiht,
Ein ächtes Siegel der Unsterblichkeit!
Fleug hin, Aphelia, fleug hin zur Grotte,
Verlier' die Welt, vereine dich dem Gotte!
Hier strömt ein gränzenlos entzückend Leben,
Das nur ein Weib kann fühlen, Gott kann geben!

An Nea,

als der Dichter ein Kind auf ihren Armen sah.

Von Demselben.

Das erste Kind, die Wonnegabe,
Die Psyche trug voll sel'ger Lust,
War nicht so schön als dieser Knabe,
Auch blüht' es nicht an schönrer Brust.

Wie wenn durch Rosenlauben schweiften
Zwei Täubchen zart und wohlgemuth;
So seine weißen Händchen streiften
Auf ihrer Lippen Purpurgluth.

Und als ihr dunkles Haar zur Seite
Aufs Kind entsank in voller Pracht;
Da schien's ein Bild verstohlner Freude,
Wie Amor im Gewand der Nacht.

Sie lächelt sanft, er lächelt wieder;
Ein gleicher Reiz in beiden glüht.
Es scheint, des Kindes zarte Glieder
Sind ihrem Arm erst jetzt erblüht.

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1839.

Der Glauben an Wehrwölfe in Polen.*)

Wehrwolf bedeutet bei den Polen und bei den Reußen einen Menschen, der durch Hexereien in einen Wolf verwandelt ist. Bei den Serbiern und Morlachen jedoch, eben so wie bei den Böhmen, bedeutet dieß Wort so viel wie Gespenst: auch hört man bei diesen slavischen Völkern keine den unsrigen hierin ähnlichen Sagen. Dem Aeußern nach sollen sich diese Unthiere nur durch ihre ungeheure Größe von den gewöhnlichen Wölfen unterscheiden. Sie zeichnen sich durch eine besondere Kühnheit aus, werfen sich blindlings auf alle Menschen, verwunden und tödten dieselben und sind vorzüglich nach jungem Blute begierig, weßhalb sie auch am meisten Kinder anzufallen pflegen. In wie weit ich diesen Gegenstand mit aller Aufmerksamkeit habe untersuchen können, sind die Erzählungen von Wehrwölfen jetzt noch größtentheils längs dem Bug in den reußischen Colonien der Woiwodschaft Podlachien bekannt. Am Dniestr habe ich fast nichts davon gehört, obwohl Adam Naruszewicz dort noch die Spuren der Herodotischen Neuren zu finden meint, die sich zu gewissen Jahreszeiten selber in Wölfe und dann wieder in Menschen verwandeln konnten.

Die Zauberer und Hexen haben, der Sage zufolge, die Gewalt, jeden Menschen in einen Wolf zu verwandeln. In der Woiwodschaft Podlachien, im Dorfe Chlopkow, unweit des Städtchens Losice, kam eine böse Hexe auf eine Hochzeit, um aus Rache für irgend eine Beleidigung die Neuvermählten in Wehrwölfe zu verwandeln. Sie drehte deßhalb ihren Gürtel zusammen, legte ihn auf die Schwelle und dann braute sie einen Trank aus Lindenholz und goß diesen gekocht den Leuten unter die Füße. So erzählte mir eine Bäuerin, welche diese Hexe persönlich gekannt hat — und das soll im Jahre 1821 oder 1822 geschehen seyn. Als die Neuvermählten mit den Hochzeitsgästen über die Schwelle des Hauses traten, wurde der Bräutigam mit der Braut und sechs Brautführern in Wehrwölfe verwandelt. Sie flohen aus der Hütte und liefen drei ganze Jahre in Wolfsgestalt um das Haus der Hexe mit furchtbarem Geheul herum. Als nun der Tag heran kam, an dem sie wieder entzaubert werden sollten, heulten sie kläglich an der Thür des bösen Weibes. Die Hexe trat mit einem Pelz heraus, bei dem das Haar nach Außen gewendet war. Damit bedeckte sie einen Wehrwolf nach dem andern und gab ihm dadurch wieder die menschliche Gestalt zurück. Dem Bräutigam jedoch, dem sie den ganzen Körper und nur den Wolfsschwanz nicht bedeckt, blieb dieser schon auf immer, und wenn er dann in seiner Jacke auf die Arbeit ging, bemerkte man durch die leinenen Beinkleider gar leicht die unbequeme Zierde.

„Obgleich die Hexenmeister," so sagt Stanislaw Duneczewski, der bekannte Herausgeber polnischer Kalender in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, „obgleich die Hexenmeister nicht das Wesen eines Menschen in Ochsen, Pferde oder andere Thiere zu verwandeln im Stande sind, so können sie ihn doch äußerlich in jede beliebige Bestie verwandeln und ihn auch allen Instinct derselben annehmen lassen."

Die folgende Erzählung gibt noch andere Arten an, auf welche die Wehrwölfe wieder in Menschen verwandelt werden können. Ein Soldat ging durch ein Dorf, in welchem gerade Hochzeit war. Der Bräutigam, von starkem Trunke glühend, hetzte die Hunde auf ihn los: dafür verwünschte ihn der Krieger und rief im Zorn: „Warte nur! du wirst sehen, wie bald dieselben Hunde dich anbellen werden." Sogleich war auch das Brautpaar nebst den Hochzeitsgästen in Wehrwölfe verwandelt, die unter Menschen und Vieh großen Schaden anrichteten. Dieß geschah im Jahre 1820: ein paar Jahre später hörte ich von Jägern aus der Umgegend, daß man kürzlich auf der großen Wolfsjagd drei Wehrwölfe getödtet, die während jener Hochzeit durch des Soldaten Fluch verwandelt worden waren. Die Beweise dafür waren unläugbar: denn unter dem Fell des einen Wolfes fand man eine Geige und andern Musikantenkram, unter dem zweiten das Hochzeitskleid des Bräutigams, unter dem dritten den Putz der jungen Braut. Noch vor der Jagd, gleich als die Geschichte bekannt geworden war, beschloß ein reußischer Bauer diese Wehrwölfe zu entzaubern. Zu diesem

*) Wehrwolf heißt im Polnischen Wilkolak von Wilk, Wolf, und ist dasselbe Wort, das wir im Neugriechischen als Vroukolakas, Vampyr, finden (siehe Nr. 128 v. d. J.). Das Obige ist aus Woycickis polnischen Volkssagen und Mährchen, übersetzt von Lewestam, entnommen.

Zweck nahm er ein gebratenes Ferkel, ein geweihtes Brod und eine Heugabel mit sich und ging in den Wald, um einem Wehrwolf zu begegnen, was ihm jedoch nicht glückte. Wenn er einen angetroffen hätte, so würde er ihm Ferkel und Brod vorgeworfen haben: der Wehrwolf hätte sich dann, nachdem er diese aufgefressen, auf ihn selber geworfen; doch würde ihn der Bauer mit der Heugabel auf den Kopf geschlagen und ihm dadurch seine ursprüngliche Gestalt zurück gegeben haben.

Das Wort Wehrwolf allein diente schon als Schreckmittel. Daher findet man bei den Polen auch mehrere darauf bezügliche Sprüchwörter. Man sagt: „er ist gefräßig wie ein Wehrwolf," und zwar nicht allein von starken Essern, sondern auch von muthigen Kriegern. Ferner sagt man noch: „er hat sich eingefressen wie ein Wehrwolf; — er hat sich in die Schüssel Grütze eingefressen, wie ein Wehrwolf u. s. w."

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Rückreise nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Pest. — Rückkehr nach dem Araxes.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege nach Siagdehen, der ersten Station nach Kaswin, sahen wir links den Wanderstamm der Dscheleiewen. Der Anblick ihres Lagers mahnte mich an die Zigeuner Puschkins. Zerrissene schwarze Zelte waren in der Ebene aufgeschlagen; Pferde, Schafe und Esel weideten rings umher. Ich wünschte, die innere Einrichtung des Lagers und das Leben und Treiben dieser hauslosen Wanderer zu sehen, gab meinem Pferde die Sporen, lenkte om Wege ab, und sprengte auf die Zelte zu. Damit meine Erscheinung im Lager den wandernden Söhnen der Freiheit nicht allzu seltsam erscheinen möge, wollte ich vorschützen, — was auch sehr leicht der Fall seyn konnte — daß ich von Durst gequält sey, und die Herren Dscheleiewen bitte, mit irgend etwas meine durstige Kehle zu erquicken. Ich reite heran, raffe alle meine Kenntniß der tatarischen Sprache zusammen, und wende mich mit meiner Bitte an einen grauhaarigen Greis. Der Alte stand auf, und ging, um mir einen Trank zu holen, während ich die Dinge, die mir vor der Nase lagen, anschaute. Allmächtiger Gott, welche schreckliche Unreinlichkeit! welches widerliche Gesindel! Kinder in zerrissenen, schmierigen Kleidern, halb nackt, wälzten sich auf der Erde herum mitten unter Mist und Schafen. Die Zeltlumpen hängen herunter, werden vom Winde hin und her gejagt, und eröffnen manchmal eine Aussicht ins Innere. Auch hierhin blickte ich mit Schrecken, und gestehe, ich habe nicht den Muth, was ich erblickte, zu beschreiben. Zum Glück erschien mein Alter bald mit einer Tasse in der Hand. Darin war saure Milch mit Wasser und Salz, ein sehr erfrischender Trank, der den Durst auf lange Zeit stillt. Aber wie mich entschließen, diese Milch auszutrinken da wahrscheinlich diese Tasse nicht reiner war, als das Uebrige, was ich gesehen hatte. Es war indeß nichts zu thun, als sich ein Herz zu fassen, ich that einige Schlücke, dankte dem Alten, und sprengte dann dem Gesandten nach, der, Dank dem verständigen, orientalischen Reisen im Schritt, noch gar nicht weit voraus war.

Den übrigen Theil des Weges legten wir wohlbehalten zurück, ohne alle Zwischenfälle, und ohne etwas Bemerkenswerthes zu sehen. In Miana, dem bekannten Vaterland der seltenen Wanzen, erhielt der Gesandte die Nachricht aus Tebris, daß die Gemahlin Sr. Majestät des Padischah, die sich noch in der Hauptstadt von Aderbeidschan befand, glücklich von einem Sohne entbunden worden sey. Unter der Regierung Feth Ali Schahs, wollüstigen Angedenkens, war die Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin die gewöhnlichste Sache von der Welt, ja fast eine alltägliche, da er seine Weiber nach Hunderten zählte, aber bei Mohammed Schah, der nur zwei Frauen hatte, war dieß anders, und darum brachte die Erscheinung eines neuen Schahzade, des ersten unter der Regierung des jungen Schah, den gebührenden Effect hervor.

Tebris, so nahe an unsrer Gränze, ist auch in seinem Aeußern von Teheran und andern persischen Städten so verschieden, und vergleichungsweise leben darin so viele Europäer, daß ich mich, als ich dorthin zurückkehrte, wenn auch nicht in meinem Vaterlande, doch in Europa glaubte. Hier wohnt unser Generalconsul, und indem ich ihn umarmte und an seinem freundschaftlichen Gespräch mich ergötzte, fühlte ich mich in Gedanken schon in mein Vaterland und zu meinen Verwandten versetzt.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Tebris feierte man die Ernennung Nasireddin Mirza's zum Thronfolger. Zu dem Ende wurde der vierjährige Prinz nach dem Khelat Puschan, dem vor der Stadt gelegenen Lustschlosse, geführt, das unsern Lesern aus der Schilderung der Umgebungen von Tebris bekannt ist. An dem von den Astrologen bezeichneten, glücklichen Tag, an welchem der junge Weliegd feierlich in die Hauptstadt von Aderbeidschan einziehen sollte, war der Khelat Puschan angefüllt mit einer Menge angesehener und neugieriger Leute. Neben dem Lustschlosse waren einige Zelte aufgeschlagen, das eine davon, reich verziert für den Thronfolger. Hier wurde mit lauter Stimme der Ferman Sr. Majestät des Schah vorgelesen, in welchem er seinen ältesten Sohn Nasireddin Mirza zu seinem Nachfolger erklärt. Nach diesem wurden die Fermane vorgelesen, welche die bekannten Geschenke des Khelats und des Dolchs begleiteten, die kürzlich den Unwillen Ali Khans, der gleichfalls anwesend war, so sehr rege gemacht hatten. Ich blickte ziemlich bedeutsam bald auf ihn, bald auf die Geschenke, er verstand mich und verzog sein Gesicht in gräulliche Fratzen. So lange die Fermane gelesen wurden, schoß man aus Kanonen und Semburels. Während man dem Prinzen das ihm von seinem erhabenen Vater verliehene Kleid anzog, pfropfte man ihm zugleich in die obere Oeffnung seiner Pelzmütze den Ferman, der ihn zum Weliegd ernannte. Nach Vollendung dieses glänzenden Selams, dem alle Hofleute in Tebris und die Vorsteher der Kaufmannschaft anwohnten, brach Sr. Hoheit nach Tebris auf. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung. Voran zog eine kleine Abtheilung Reiterei, dann Pehlewans, hinter diesen Tänzer und Musik, Ferraschen, Kam-

merdiener (Peischkhidmets) und ein Stallmeister (Mirokhor); dann kam der Thronfolger, der mit seinem Wärter auf einem Pferde saß, und von dessen Händen gehalten wurde; das Pferd führte ein Stallknecht am Zügel. Neben dem Thronfolger ritt der russische Gesandte, und hinter ihm eine furchtbare Masse von Khans, Beths, Mirzas u. s. w. Auf den Seiten gingen in einiger Entfernung von einander Sarbasen in voller Rüstung und Gholams sprengten hin und her, damit das Volk, das sich auf beiden Seiten drängte, nicht in den Zug sich mische. Diese ganze Polizeianordnung commandirte mein Freund, der Nasaktschi Baschi Ali Khan, welcher in seiner Eigenschaft als Wächter der Ordnung auf einem lichtbraunen Hengste mit einem ziemlich großen Commandostab in der Hand von einem Ende ans andere hin- und hersprengte. Mehrere Kurbans (Opfer) wurden gebührender Maaßen zu Ehren des neuen Weliegd am Wege geschlachtet; diesem aber wurde allmählich Alles zu viel, weil der Schlaf seine kindlichen Augen drückte, und schlafend zog er in seiner Hauptstadt ein, bedeutsam rechts und links mit dem Kopfe nickend, was die guten Leute für Verbeugungen nahmen. Das ganze Publicum begleitete ihn bis zum Thore des Palastes, dort nahm ihn der Eunuch unter seinen Schutz und trug ihn ins Harem, wir aber zerstreuten uns nach Hause. Besondere Festlichkeiten fanden bei der Gelegenheit nicht statt.

Dieß Ereigniß, obwohl es in der Erzählung nicht sehr bedeutend ist, und auch den Blättern meiner Erinnerungen keine besondere Färbung verleiht, war in der That doch sehr wichtig. Es kann die künftige Ruhe Persiens sichern, es kann das unglückliche Iran auf lange, oder auf immer von den furchtbaren Aufständen und blutigen Thaten befreien, welche bisher fast jede Thronbesteigung eines neuen Herrschers begleiteten. Selbst der Anfang der Regierung Mohammeds, obwohl eigentlich nicht durch Mord und innere Kämpfe bezeichnet, konnte sich doch nicht einer vollständigen Erhaltung der Ruhe rühmen. Wenn die vorgefallenen Unruhen sich auf ein einzelnes unbedeutendes Aufflackern beschränkte, so darf man dieß Niemand anders als dem wohlthätigen Einfluß der europäischen Missionen auf die öffentliche Meinung und der ungewöhnlichen Einfalt der Urheber dieser unverständigen Ruhestörungen zuschreiben. Wenn Nasireddin Mirza von seinem vierten Jahre an nur so lange als Thronfolger anerkannt wird, daß Jedermann sich an den Gedanken gewöhnt, in ihm den künftigen Schah zu sehen, so ist dieß ein sehr wichtiger Gewinn, der die Zukunft des Landes in hohem Grade sicher stellen kann.

Doch wir haben uns nicht mit dieser Zukunft, sondern mit der Gegenwart zu beschäftigen, und zwar mit dem Sturze eines Kolosses, bei dessen Namen einige Jahre hindurch ganz Persien zitterte, nämlich mit dem Falle Mirza Abul Kasims, des Kaimakams und Atabeks. Bald nach dem feierlichen Einzug des Thronfolgers in Tebris langte aus Teheran die Nachricht an, daß der Kaimakam auf Befehl des Schahs erwürgt w den sey. So sehr man auch den Kaimakam haßte, und so oft man ihm in der Stille ein baldiges Ende seiner Herrschaft prophezeyt hatte, so kam die Nachricht von seiner Ermordung doch so unerwartet, daß man sie gar nicht glauben wollte: man hatte dem jungen Schah nicht so viel Charakter zugetraut. Solche abgerissene Worte indeß geben dem Leser keinen genauen, vollständigen Begriff von diesem Vorfall, und zum gehörigen Verständniß der Sache will ich in einige Details eingehen, die dem Tode des Kaimakam lange vorangingen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Die Frauen von Bissahir sollen an Schönheit diejenigen anderer Provinzen des Himalaya übertreffen; doch sind die Reize, deren sie sich rühmen, nicht sehr besonders, ein Zug von Freundlichkeit und Gutmüthigkeit macht die Hauptreize der jungen Weiber aus, und nur die erste Jugend kann Anspruch auf Bewunderung machen, da der Einfluß des Wetters und schwere Arbeit bald jede Spur von Annehmlichkeit zerstört. Die Kleidung des Volkes ist besser — in Allem, nur im Punkte der Reinlichkeit nicht — als die, welche man an Orten findet, die weniger vom Gedeihen des Handels und der Manufacturen begünstigt werden. Die wollenen Tücher der Provinz sind mit Recht der Trefflichkeit der Arbeit und Güte des Stoffes wegen berühmt; große Massen Wolle erzeugt Bissahir, und viel wird auch von Tibet eingeführt. Die Kleider, welche die reichen Classen tragen, bestehen aus einer Art Zitz; doch wird das, weil es kostspielig ist, nur selten getragen, die Röcke der Frauen sind ohne Unterschied von Wolle gemacht, in breiten Streifen, meist roth und blau, gefärbt. Decken werden aus den gröbern Theilen der Wolle und ziemlich dick und undurchdringlich für den Regen gewoben. Gold- und Silberzierrathen, merkwürdiger ihres Reichthums als ihrer Zierlichkeit wegen, sind in Menge vorhanden; den Stoff zu denen, die von dem kostbaren Metalle sind, finden sie im Sande des Setledsch. Man sagt, er komme aus den sehr bedeutenden Goldbergwerken in Butan an oder ganz in der Nähe der Quelle des Flusses, der kleinere Stücke mit sich führt, und sie nach und nach auf seinem Lauf absetzt. Diejenigen Personen, welche ihren Lebensunterhalt durch Suchen nach diesem Golde gewinnen, bewohnen am Ufer des Flusses Hütten, und gewinnen es durch ein sehr einfaches Verfahren. Wenn sie eine ziemliche Menge Sand gesammelt haben, nehmen sie einen kleinen Theil auf Einmal, legen ihn auf eine flache, hölzerne Schüssel und waschen sie in einer schrägen Richtung mehrmals, wodurch die leichtern Theile abgespült werden, das Gold zurückbleibt. Wie alle Bergbewohner, zeigen die Menschen in Bissahir eine große Vorliebe für Blumen. Männer und Frauen schmücken sich im Himalaya reichlich mit Kränzen, und bei jeder Gelegenheit, wo ihre Götter zur Schau gebracht werden, schmückt man sie auch verschwenderisch mit Blumen. An den Märkten und Festen gibt das so geschmückte Volk keine unangemessene Vorstellung der Bacchanalien, da man ihren wilden, fanatischen Tanz, wenn sie, Hand in Hand verbunden, sich entweder im Kreise drehen, oder in einer Linie nach dem Klange zahlreicher Instrumente vorwärts und rückwärts sich bewegen, für eine Darstellung zu Ehren des rosigen Gottes halten könnte. Noch verstärkt wird dieser Gedanke durch die zahlreichen Libationen eines starken Getränkes, das entweder aus dem Safte der Traube gewonnen oder eine Distillation des Korns ist, und das Männer und Frauen ohne Bedenken zu sich

nehmen. Es geschieht nicht selten, daß bei diesen nächtlichen Orgien der größere Theil der Versammlung nicht im Stande ist, ihre Wohnungen zu finden, sondern berauscht im Tanze zu Boden fallen, und hier liegen bleiben, bis sie die Folgen des Getränkes verschlafen haben. Alle Bergbewohner in allen den verschiedenen Verzweigungen der zahlreichen Gebirgsketten, welche die Halbinsel Indiens durchschneiden oder begränzen, scheinen diesen periodischen Excessen unterworfen zu seyn. Dieselbe Beschreibung paßt auf die Personen, welche die entferntesten Orte bewohnen, und charakterisirt die Bergjäger in der Nähe von Radschmhal eben so, als die Eingebornen an den Quellen der Gebirgsströme, die dem Ganges, Dschumna oder Setledsch zufließen.

Rampur, die Hauptstadt von Bissahir, ist weniger gut gelegen, als irgend eines, selbst der kleinsten Dörfer, die dieser Provinz gehören. Sie ist auf dem linken Ufer des Setledsch gebaut, auf einem schmalen Landstreifen am Fuß eines hervorspringenden Armes eines steilen Berges, gegen 50 Fuß über dem Spiegel des Flusses, und wegen dieser eingeschlossenen Lage den größern Theil des Jahres hindurch außerordentlich heiß und unangenehm. Sie ist ein sehr heiliger und für den Handel günstig gelegener Ort, denn sie besitzt mehrere Tempel von nicht geringem Umfang; vier der vorzüglichsten sind Mahadeo und Kali geweiht. Diese Tempel unterhalten eine gehörige Anzahl von Braminen, um bei feierlichen Gelegenheiten den Dienst zu thun, und natürlich findet man auch Schaaren von Bettelmönchen in ihrem Umkreis, Byragies, Gossiens, Simpassies, Dschogis und alle die Abarten von Hindu-Fakirs.

Einer der Paläste des Radscha, der sich über der Stadt erhebt, ist ein großes, bequemes Gebäude, gut und fest gebaut, doch ohne Anspruch auf besondere Schönheit der Architektur, obgleich es auf der Südseite reich mit Holzschnitzwerk verziert ist. Die Terrasse, welche die Stadt und den Fluß beherrscht, dehnt sich an dieser Seite aus, und in der Mitte, etwas erhöht, ist ein kleiner Balken angebracht, wo sich der Radscha dem Volke zeigen kann, ohne von der Menge belästigt zu werden. An den Ecken dieses Gebäudes sind kleine Thürme angebracht, wie es gewöhnlich in den burgähnlichen Gebäuden der Gebirge der Fall ist; doch ist diese Schmucklosigkeit zum Theil durch Galerien gehoben, die um die drei Stockwerke herumlaufen; die beiden untern sind offen, und erlauben einen Blick in das Innere; die dritte ist aber mit Schirmen von hölzernem Gitterwerk verschlossen, das sehr geschmackvoll und künstlich geschnitzt ist. Hier sind die Gemächer der Frauen, denn nur Frauen vom höchsten Range halten es im Himalaya für nothwendig, sich zu verschließen.

Die Geschicklichkeit, welche die Bergbewohner bei der Verfertigung vieler Dinge zeigen, wozu sie nur rohe und wenig passende Werkzeuge haben, ist außerordentlich. Die Häuser sind hübsch und fest aus Stein erbaut, die mit Buchenstämmen zusammengefügt sind, eine Bauart, die mit einigen Verbesserungen auch von den europäischen Colonisten in den Gebirgen angenommen wurde; ihre Art mit Schiefer zu decken, wovon der Palast in Rampur ein herrliches Muster gibt, ist bewundernswürdig, denn sie ist eben so fest und dauerhaft, als zierlich. Nichts kann schöner seyn, als das Schnitzwerk in Holz, das, ähnlich den Marmorgittern in Delhi, die verschiedenen Gemächer trennt, schöne und bequeme Wände bildet, welche die Luft zulassen und doch den Blick ins Innere verwehren. Ein herrlicher Garten ist am Palast, im Hintergrunde von einigen schönen alten Pipal-Bäumen beschattet; doch die Hitze ist während der Sommermonate so groß, daß es kein angenehmer Aufenthalt ist, und daher verlegt der Radscha seinen Hof nach Dschuharak, wohin ihm die ersten Familien folgen. So scheint Rampur in der heißen Jahreszeit, so klein es ist, doch zu groß für die Zahl seiner Einwohner, und nur an den Märkten ist es mit Menschen erfüllt, sie werden dreimal im Jahre gehalten, von denen der im December der besuchteste ist.

Die Producte des flachen Landes und aus vielen andern Theilen der Welt werden hier gegen Wolle, Opium und Eisenerz umgetauscht, auch viele Ghunts, oder Bergpferde, werden nebst Schafen und Ziegen aus Tibet hieher zum Verkaufe gebracht: diese schönen Thiere leiden bald, wenn sie dem Einflusse der heißen Atmosphäre ausgesetzt sind; wenn sie auch in England recht gut fortkommen könnten, so bald sie einmal dort wären, so ist es doch nicht möglich, sie dahin zu bringen, ehe nicht eine Dampfschifffahrt auf dem Setledsch eingerichtet ist. Dieser Fluß, der hier 211 Fuß breit ist, wird auf verschiedene Weise überschritten. Während eines Theiles des Jahres vermittelst eines Dschola, einer Brücke, die aus zwei seitigen Seilen besteht, welche auf beiden Seiten an Pfeilern befestigt sind. Einige der Eingebornen hängen sich mit Händen und Füßen daran, und arbeiten sich so hinüber, andere befestigen ein Seil um ihren Leib für den Fall eines Unglücks, doch für diejenigen, die diese Ueberfahrt nicht gewöhnt sind und sie ungeziemend finden, wird ein hölzerner Sitz an die Seile gehängt und vermittelst eines Knabens hinübergezogen. Wenn der Fluß weniger unruhig ist, was meist im Winter eintritt, werden Büffelfelle, mit Luft gefüllt, ins Wasser geworfen, der Fährmann legt sich mit dem Leibe quer über die Haut und lenkt ihren Lauf durch eine schnelle Bewegung seiner Füße, die er horizontal ins Wasser senkt, und zugleich die gebrechliche Barke mit einem drei Fuß langen Ruder, das er in seiner rechten Hand hält, führt. Der Reisende steigt auf des Fährmanns Rücken, und wird, auf ihm reitend, hinübergeführt, in steter Gefahr, daß die Haut auseinandergeht, wodurch bei den vielen Felsen im Flusse selbst ein geübter Schwimmer in eine unangenehme Lage kommen würde. Zuweilen werden zwei oder mehrere Häute an einander gebunden, um oben einen Sitz anbringen zu können, und anständiger und bequemer über den Fluß zu fahren, was besonders bei vornehmen Personen geschieht. Um der Gewalt des Stromes wirksam zu begegnen, ist es zuweilen nothwendig, zwei oder drei Häute nebeneinander zu legen, und auf diesen Flößen kommen die Reisenden mit großer Schnelligkeit, und oft ohne einen Theil ihrer Kleider oder Körper naß zu machen, hinüber.

Unter den Früchten des Landes, die in Rampur zum Verkauf angeboten werden, ist besonders die Nuezza zu nennen, der Same einer Art Fichte, die hauptsächlich in Kunawar wächst, er ist süß, gleicht der Mandel im Geschmack und wird im Lande sehr geschätzt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Geognosie von Rußland. Der Professor Sokolow an der Universität Petersburg arbeitet an einem Leitfaden der Geognosie, und hat alle einzelnen geognostischen Schilderungen Rußlands gesammelt, um eine allgemeine Beschreibung und geognostische Karte daraus zusammenzustellen. (Journal des Minist. der Volksaufklärung. Jan. 1839.)

Quellen in der Krim. Der Adjunct der k. russischen Akademie, Hr. Köppen, legte derselben eine Abhandlung über die Temperatur von 180 Quellen der taurischen Halbinsel vor. (Diese ist bekanntlich sehr verschieden.) (Journal des Minist. der Volksaufklärung. März 1839.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Charakter und Körperbildung des preußischen Litthauers.

Der Charakter des Litthauers hat neben vielen guten Seiten auch seine übeln. Schon aus dem Vorigen haben wir theilweise ersehen, daß er dem Trunke sehr ergeben ist, worin er seinen Nachbarn, den Russen und Polen ähnt. Der Branntwein spielt in vielen seiner Lebensverhältnissen eine Hauptrolle: er ist für ihn ein unentbehrliches Requisit, um sich bei festlichen Zusammenkünften zum Frohsinn zu stimmen. Auch schließt der Litthauer nie einen Handel, ohne sich dabei einen „Magryczos,“ d. h. eine Zugabe von Branntwein zu bedingen, der von den Contrahenten gemeinschaftlich consumirt wird und oft mehr kostet, als der Handel werth ist. Durch Schnaps feuert man den Litthauer zur Arbeit an und erhält dafür von ihm alle nur möglichen Gefälligkeiten. Bacchus ist ihm verehrungswerther als selbst Venus, einmal an und für sich selbst und dann vielleicht auch als Folge, daß der erstere Gott die Herrschaft der meerentstiegenen Göttin zu schwächen pflegt. Darum huldigt der Litthauer auch wenig der ausschweifenden Sinnlichkeit in der Liebe, eine Bemerkung, die man aber nur wohl am männlichen Geschlechte macht, wogegen das weibliche sich zu dieser Art der Liebe mit vielem Feuer neigt, seine Neigung vorzugsweise dem nicht-litthauischen Manne schenkend, weßhalb litthauische Bauern auch ihre Töchter ungern zu Deutschen in den Dienst gehen lassen. Die Sitte, einem gefallenen Mädchen nicht zu erlauben, den Kopfputz einer unbescholtenen Jungfrau zu tragen, hat aufgehört, und mit dieser Sitte zugleich auch die Makel, die auf einem Mädchen ruhte, das einen Sprung über die Gränzen der Sittlichkeit hinaus machte. Hat ein solches nur Anlagen zur tüchtigen Hausfrau, so ist es sicher, noch den stattlichsten Mann zu bekommen. — Man könnte fast behaupten, daß die Unkeuschheit eine Tochter der neusten Zeit ist, herbeigeführt durch die Fremden, die in Litthauen einwanderten, da frühere Schriftsteller gerade Keuschheit als eine Nationaltugend dieses Volkes rühmen und als Beweis für die Sittenreinheit sprechen lassen, daß der Litthauer sogar keinen Ausdruck für „Tugend“ und „Laster“ hat. Jetzt gebraucht er für Tugend, das Wort „Nabaznyste,“ das eigentlich „Andacht“ heißt und für Laster „Piktenybe,“ eigentlich: das Böse.

Im Ganzen ist der Litthauer sehr ehrlich, und der Diebstahl kommt bei ihm verhältnißmäßig nicht öfter, wie bei einem andern Volke vor, mit Ausnahme des Pferdediebstahls, zu dem er eine angeborne Inclination zu haben scheint, wie dieß auch das Sprüchwort sagt, das im Munde seiner deutschen Nachbarn lebt, nämlich: „der Litthauer kommt mit einem Zaume zur Welt.“ Seine Liebe und Anhänglichkeit an sein Roß ähnt der des Orientalen, seine Unzertrennlichkeit von diesem Thiere der des asiatischen Steppenbewohners. Es ist eine seltne Erscheinung, einen Litthauer zu Fuße gehen zu sehen; mag auch die Kirche oder ein anderer Ort, wo er zu thun hat, in der nächsten Nähe liegen, so reitet er; selbst seine Frau und Tochter ahmt diesem Beispiele nach, und zwar in eben der Stellung zu Pferde sitzend, wie der Mann, was oft für das lüsterne Auge des Fremden einen interessanten Anblick gewährt. So empfingen, als im Sommer 1834 der Kronprinz von Preußen mit seiner Gemahlin die Provinz bereiste, 84 litthauische Mädchen in ihrer Nationaltracht zu Pferde die hohen Herrschaften eine Meile vor der Stadt Memel und ritten ihnen im scharfen Trabe bis zur Stadt vor, wo sie dem Königlichen Paare dann ein Gedicht, einen Blumenkranz, selbst gewebte Handschuhe und seidene Strumpfbänder überreichten. — Man könnte den Litthauer fast einen Centauren nennen, da er mit seinem Pferde gleichsam zusammengewachsen scheint. Um nun in den Besitz des ihm über alles theuern Thieres zu kommen, deren Race durch das in jener Gegend liegende königliche Hauptgestüt Trakehnen vortrefflich geworden ist, greift er zu dem traurigen Mittel Pferde zu stehlen, wogegen besonders die dortigen Gutsbesitzer, deren Haupterwerbzweig die Pferdezucht ist, sehr auf ihrer Hut seyn müssen. Die gestohlenen Pferde werden gewöhnlich an polnische Juden verkauft, die mit ihnen über die nahe Gränze reiten, und von dem Erlös des Verkaufs schafft sich dann der Dieb, scheinbar auf ehrlichem Wege, ein neues Roß an. So grassirend, wie ich mich erinnere, daß diese Pferdediebstahls-Manie hier vor zwanzig

Jahren war, so ist sie es auch noch jetzt, und keine Strafen sind vermögend, diejenigen zu bessern, die zu diesem Laster incliniren. So lese ich eben den monatlichen Bericht der königlichen Regierung zu Gumbinnen — der litthauischen Provincialhauptstadt — vom Monat Julius 1839, in welchem es heißt: „Nachdem die Strafzeit mehrerer Pferdediebe abgelaufen und diese wieder auf freien Fuß gestellt sind, nehmen die Pferdediebstähle wieder überhand." — Den schlechtesten Ruf in dieser Hinsicht besitzt ein zwischen Gumbinnen und Stallupönen gelegenes Dorf: Ribbinnen, in welchem, so viel ich weiß, fast kein einziger Einwohner seyn dürfte, der für sothanen Diebstahl nicht schon einmal gestraft wäre. Langwieriges Gefängniß und andere dergleichen Unannehmlichkeiten scheinen nichts zu fruchten; in neuerer Zeit hat man dorthin einen Gendarmenposten gelegt, bei dem jeder Einwohner, der das Dorf, wenn auch nur auf Stunden verlassen will, sich dazu einen Erlaubnißschein holt, wobei ihm dann genau berechnet wird, in wie viel Zeit er nach Besorgung seiner Geschäfte zurückgekehrt seyn muß. Bleibt er länger aus, so muß er durch schriftliche Beglaubigung der Ortsbehörden nachweisen, wo er so lange gewesen. — Der Markt in dem Städtchen Stallupönen gab den Ribbinner Bauern früher bequeme Gelegenheit zu dergleichen Diebstählen; der in jener Stadt wohnende Landrath des Kreises hat eine gute Methode erfunden, diesem Uebel zu steuern. Sobald sich nämlich Jemand aus dem genannten Dorfe auf dem Jahrmarkte blicken läßt, so wird er sofort, wenn er auch nichts verschuldet hat, arretirt und erst nach Beendigung des Marktes der Haft entlassen, damit er so der Versuchung entzogen wird. — Diesen, freilich etwas stark tadelnswerthen Fehler abgerechnet sind die Bewohner des Dorfes ganz leidliche, gefällige Menschen, wie ich einst selbst erprobt habe, als ich in der Nähe ihres Dorfes ein Rad brach und sie mir dabei die größte Dienstfertigkeit bewiesen. Es scheint fast, als ob sie etwas darauf halten, innerhalb ihrer Gränzen wackre, ehrliche Leute zu seyn und diese Tugend nur außerhalb aus den Augen setzen. —

Eine lobenswerthe Seite ist die Entschiedenheit im Charakter des Litthauers und seine Tapferkeit und Unerschrockenheit im Kriege, womit er zugleich aber Vorsicht und Ueberlegung verbindet. Befindet er sich einmal in die Lage versetzt, männlichen Muth zeigen zu müssen, so wetteifert er an Entschlossenheit mit jedem. Die ältere und neuere Geschichte liefern davon vielfache Beweise. Eine unbegränzte Tapferkeit bewiesen die Litthauer besonders im Jahr 1678 unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm in dem damaligen Kriege gegen die Schweden. Gehen wir noch weiter zurück, so stehen sie als Helden im Kampfe gegen den eroberungssüchtigen deutschen Orden da. — In neuerer Zeit hat das in Tilsit und Insterburg garnisonirende erste Dragonerregiment, das aus lauter Litthauern besteht, sowohl im siebenjährigen Kriege, als auch in dem letzten Kriege gegen Frankreich, ausgezeichneten Muth bewiesen; einzelne Fälle dürften für den Leser von Interesse seyn, wenn die Tendenz und der Raum dieser Blätter gestatteten, eine Kriegschronik dieser wackern preußischen Heeresabtheilung hier mitzutheilen. Als Curiosa nur Folgendes. Als im Feldzuge des Jahres 1758 ein schwedisches Streifcorps bei Fehrbellin mit dem litthauischen Dragonerregimente zusammentraf, sprengte ein Unterofficier des letztern auf die feindlichen Reihen los, riß einen schwedischen Officier beim Haarzopfe aus dem Gliede und jagte, von feindlichen Kugeln verfolgt, mit ihm als Gefangenen zurück. — In einer Schlacht des deutschen Kampfes gegen Napoleon stand das Regiment unthätig dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Der litthauische Dragoner Kubillis schwankte auf seinem Pferde hin und her, und antwortete, als ihm ein nebenstehender Officier fragte, ob er verwundet sey, höchst naiv: „Nein, mein Herr Lieutenant! Während des unnützen Schießens wurde mir die Zeit zu lang, und darüber bin ich ein bißchen eingeschlafen."

(Schluß folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Rückreise nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Pest. — Rückkehr nach dem Araxes.

(Fortsetzung.)

Zwei Monate nach der Blendung Hassan Ali Mirza's gingen Gerüchte, daß der Kaimakam, die vorsichtige Maaßregel des Herrschers, seinen Sohn Nasireddin zum Thronfolger zu ernennen, in Ausführung zu bringen sich ungemein beeile. Diese Gerüchte drangen bis zum Schah, und eine aufgefangene Correspondenz des Kaimakam mit einigen ihm ergebenen Großen im Innern Persiens bestätigte die Wahrheit der allgemeinen Stimme. Hiezu kamen noch die Klagen aller, die dem Throne nahe standen. Die Unzufriedenheit des Schahs über das unziemliche Benehmen des Kaimakam gegen ihn selbst stieg mehr und mehr in der Tiefe seines Herzens und wartete nur auf eine Gelegenheit, um wie ein Donnerschlag auf das Haupt des schuldigen Ministers zu fallen. Dieser Augenblick trat ein. Der Schah, welcher von allen Anführern seines Heeres Klagen erhielt, daß den Soldaten der Sold nicht ausbezahlt werde, benützte diesen Vorwand, um den Kaimakam zu strafen. Eines Morgens schickte er nach ihm, der Kaimakam zögerte aber, seiner Gewohnheit gemäß, zu kommen. Der Schah schickte zum zweitenmal und ließ ihm sagen, er solle augenblicklich kommen. Erstaunt über eine solche Strenge setzte sich der Kaimakam zu Pferde und ritt nach dem Palast. Als er nach den innern Zimmern gehen wollte, hielt ihn die Schildwache an. Der Kaimakam war wie vom Donner gerührt. „Der Schah befiehlt dir, hier zu warten," sagte die Schildwache. Der Kaimakam wollte diesen Worten nicht glauben, mußte aber dem vorgehaltenen Bajonnett sich unterwerfen.

Nach einiger Zeit erschien der Schah. Sein strenger Blick verkündigte nichts Gutes. „Warum ist den Sarbasen der Sold nicht bezahlt?" sagte er. „Es ist kein Geld da," erwiederte der Kaimakam mit seinem gewöhnlichen, etwas trockenen Tone. — „Wie? kein Geld, Spitzbube! Mein Schatz wird leer, und keiner von meinen Unterthanen genießt etwas davon. Du

stiehlst mir all mein Geld.“ Vergebens suchte sich Mirza Abul Kasim durch verschiedene Ausflüchte zu rechtfertigen, vergebens schwor er bei seinem Bart, und wiederholte tausendmal: La Illaha ill'allah! der Schah blieb unbeugsam. „Man wird dir meinen Willen kund thun,“ sagte der Schah; auf ein Zeichen von ihm schleppten die Ferraschen und Sarbasen den Kaimakam ins Gefängniß, und zwar in die untersten Räume eines Palastes vor der Stadt. Sein Sohn, der Wesir, wurde gleichfalls verhaftet. Sechs Tage saß er in Gewahrsam, soll aber die ganze Zeit über völlig ruhig gewesen seyn, und sich nicht über sein Schicksal beklagt haben, da er glaubte, der Zorn des Schahs werde vorübergehen, und er vielleicht mit größerem Glanze wieder auftreten. Diese Erwartung betrog ihn. Am siebenten Tage trat ein Abgesandter des Schahs in das Gefängniß, und zeigte ihm einen Ferman, worin ausgesprochen war, daß seine hinterlistigen Anschläge gegen die Person des Schahs in vollem Umfange entdeckt seyen, und daß wegen aller seiner Vergehen der Schah befohlen habe, ihn zu erwürgen. Die Vollstreckung der Strafe sey den dazu abgeordneten Leuten übertragen. Der Kaimakam war bestürzt, glaubte jedoch anfangs, man wolle ihn nur schrecken, überzeugte sich aber bald, daß die Sache kein Scherz sey, zitterte am ganzen Körper, erblaßte, und schrie mit verzweifelter Stimme: „Nein, du wagst es nicht, mich zu erwürgen!“ — „Wie? ich wage es nicht?“ erwiederte ruhig der Vollstrecker der Strafe; „das sollst du sehen! Ferraschen!“ Drei Ferraschen traten ins Zimmer. Der Kaimakam stand unbeweglich wie eine Bildsäule; der Tod schreckte ihn; er wollte noch etwas sprechen, aber in diesem Augenblick warfen sich zwei Ferraschen auf ihn, und preßten ihm heftig die Kehle zusammen. Sein verzweifelter Widerstand war schrecklich: er biß, zerrte und kratzte seine Henker, der mörderische Kampf dauerte eine Viertelstunde, endlich aber verließen den Unglücklichen die Kräfte, seine Kniee brachen zusammen, und er fiel mit seiner ganzen Schwere auf den Steinboden seines Gefängnisses nieder, ohne mehr zu athmen. Die Ferraschen hielten die Sache für abgethan, verließen das Zimmer, und ihr Anführer berichtete dem Schah über die Vollziehung seines Befehls. Als sie nach einiger Zeit zurückkehrten, um den Körper wegzubringen, setzte sie ein unerwarteter Anblick in Staunen und Schrecken. Der Kaimakam ging im Zimmer umher. Sobald er seine Henker bemerkte, warf er sich wie wüthend auf den ersten, der an der Thüre erschien: eine unglaubliche Kraft regte sich in den alten Gliedern, mit Einem Schlage warf er sie nieder, und die drei Henkersknechte konnten nicht mit ihm fertig werden: sie riefen noch andere herbei, und acht Ferraschen drückten ihn nur mit Mühe zu Boden. Nun warfen sie einen Haufen Matratzen und Kissen auf ihn, setzten sich dann sämmtlich darauf, rauchten ihre Pfeifen, und blieben zwei geschlagene Stunden in diesem schrecklichen Diwan unter allerlei Gesprächen sitzen, immer befürchtend, der Scheitan von Kaimakam werde zum zweitenmale wieder aufleben. Eine unmenschliche Scene, würdig orientalischer Katakomben! Ich gebe dieß nicht als strenge Wahrheit, aber so erzählte man sich die Sache in Teheran, und dieß ist schon genug.

So endete der berühmte Mirza Abul Kasim, bei dessen Namen ganz Persien zitterte. Es ist aber eine angenehme Pflicht, nach solchen Schreckensscenen eines edlen Zuges zu erwähnen, die indeß im Orient nicht selten sind. Ein Mann, dem der Kaimakam zur Zeit seiner Größe manche Wohlthaten erwiesen, hatte kaum das traurige Ende desselben erfahren, als er sich alles dessen erinnerte, was er ihm verdankte, seinen Körper von den Henkern um eine ansehnliche Summe kaufte, und ihn bei dem Dorfe Schah Abdul Azim der Erde übergab. Am Tage nach dieser Hinrichtung wurden Fermane des Schahs in ganz Persien herumgesendet, mit der Nachricht, daß der Kaimakam „von den Geschäften entfernt sey.“ Sein Plan soll darin bestanden haben, den Schah aus dem Wege zu räumen, der Form wegen den minderjährigen Sohn desselben als Herrscher von Iran auszurufen, und unter seinem Namen zu herrschen. Auch soll er die Absicht gehabt haben, mit der Zeit den ganzen Stamm der Kadscharen auszurotten, und dann das Reich unter dem Titel eines Schah zu regieren.

Die Nachricht von der Einkerkerung und dem Tode des Kaimakam verbreitete sich schnell in ganz Persien: alles freute sich ungemein, und segnete die Weisheit des Schahs, der endlich einen so verderblichen Menschen aus dem Wege geräumt habe. Seinen Kindern blieb ein kleiner Theil der väterlichen Güter, auf die sie auch geschickt wurden, um dort unter Aufsicht der Polizei zu leben.

(Schluß folgt.)

Aschenregen im Meere.

In der geologischen Gesellschaft zu London vom 6 Nov. wurde ein Aschenregen erwähnt, der am Bord des Roxburgh in der Nähe des Vorgebirges der grünen Inseln bemerkt wurde. Dienstags am 4 Februar lag das Schiff gegen Mittag unter dem 14° 51' N. B. und dem 25° 15' W. L., der Himmel war bedeckt, das Wetter neblicht, die Hitze unerträglich drückend, obgleich das Thermometer nur 72° F. (18° R.) zeigte. Plötzlich hörte der Wind um 3 Uhr des Nachmittags auf, erhob sich dann wieder aus Südwest, begleitet von Regen, und die Luft schien mit Staub erfüllt, der die Augen der Passagiere und der Mannschaft angriff. Mittags am 5 Februar lag der Roxburgh unter dem 12° 56' N. B. und 29° 15' W. L. — die Höhe des Thermometers war 72° F., die des Barometers 30° — der Stand, den es während der Reise von England gehalten hatte. Die vulcanische Insel Fogo, eine der grünen Inseln, war gegen 45 Meilen entfernt. Das Wetter war rein und schön, aber die Segel fand man mit einem sehr feinen, röthlich braunen Pulver bedeckt, welches sehr der verschiedenartigen Asche glich, die vom Vesuv ausgeworfen wird, und augenscheinlich nicht Sand, aus der afrikanischen Wüste hergeweht, war. Die Officiere des Roxburgh erzählten bei dieser Gelegenheit: Im Junius 1822 seyen die Segel des Schiffes Kingston von Bristol, das nach Jamaica fuhr, als es in der Nähe von Fogo vorbeiging, mit einem ähnlichen bräunlichen Pulver bedeckt worden, das stark nach Schwefel roch. In der Breite der Canarien, unter dem 35° W. L., hat man zwei- oder dreimal Aschenregen bemerkt. Bei Bombay fiel bei einer Gelegenheit die Asche einen Zoll tief auf das Verdeck der Schiffe, man glaubte, sie sey aus Arabien

hergeweht worden. Im Januar 1858 wurde von der Mannschaft eines Schiffes, das auf der chinesischen See fuhr, Staub bemerkt in beträchtlicher Entfernung von den Baschi-Inseln, auf deren einer man einen Ausbruch vorhergesehen hatte. Im Jahre 1812 fiel Asche auf ein Paketboot, das nach Brasilien segelte, als es 1000 Meilen vom Land entfernt war. (Athenäum.)

Scenen im Himalaya.

(Schluß.)

Die nächste Umgebung von Rampur ist nicht besonders schön, doch je mehr man sich vom Fluß entfernt, trifft man wieder sanfte Bergabhänge und kleine Ebenen, die in Gärten und Felder umgewandelt sind, Aprikosen- und Wallnußbäume wachsen in großer Menge, doch da ihre Zucht nicht verstanden wird, sind die Früchte von keiner besondern Güte. Wilde Trauben und Korinthen geben den Eingebornen ein Getränk, das berauschend wirkt und dem Wein ziemlich nahe kommt, besonders ist ein Aufguß von heißem Wasser auf die Trester der Korinthen sehr gewöhnlich bei den untern Classen des Volkes, da es wohlfeiler ist als das erstere. Weizen, Gerste, Reis und eine Menge kleiner Hülsenfrüchte wachsen hier, doch nicht hinreichend für den Bedarf, ein großer Theil muß von andern Orten eingeführt werden. Auch Tabak und Opium werden gebaut, doch nicht in Menge, der erstere ist, wie Alles, was bisher im Gebirge wuchs, sauer und schlecht. Gemüse sind Spinat, eine besondere Art Mohrrüben, Erbsen, Bohnen und weiße Rüben, aber die letztern bitter und ungenießbar. In manchen Gegenden des Gebirges ist das Ackerland so beschränkt, daß die verarmten Bewohner genöthigt sind, ihr elendes Daseyn mit Roßkastanien, unter einen kleinen Theil schlechtes Korn gemischt, zu fristen.

Die Bewohner des Himalaya vereinigen sich gern in Dörfern, einzelne Wohnungen sieht man nur selten. Doch zeigt die Menge von Aprikosenbäumen und die jetzt wüste liegenden Felder und Gärten deutlich, daß die Zahl der Bewohner bedeutend geschmolzen seyn muß; Krankheiten — die Pocken und die Cholera — sollen die Bevölkerung häufig decimirt haben. Manche Dörfer sind auf Felsen gebaut, die auf allen Seiten mit unergründlichen Schluchten umgeben sind, und zu denen nur ein Baumstamm führt, der über den schmalsten Theil des Abgrundes gelegt ist; wenn hier eine solche Krankheit ausbricht, müssen die Leute sterben ohne Freunde, die ihnen beistehen in ihrer Noth oder ihr unglückliches Schicksal beklagen.

Die Dörfer bestehen selten aus mehr als 25 bis 50 Familien, und liegen meist mitten an der Seite eines Berges, durch die hohen Gipfel vor Stürmen geschützt. Manchmal findet man sie auch in Thälern, doch nur in den höher gelegenen. Einige Häuser haben drei Stockwerke, doch gewöhnlicher sind zwei, wenige haben nur eines. Im Aeußern gleichen sie den malerischen Hütten der Schweiz sehr. Das Dach, das auf allen Seiten weit hervorsteht, bietet der Verandah oder dem Balcon einen Schutz, der entweder um das Haus herumgeht oder es mit dem Nachbarhause verbindet. Die Wände bestehen aus Holz und Steinen, fest miteinander verbunden und mit Lehm verklebt. Die Zimmer sind nicht sehr geräumig, doch bequem, und scheinen wohl gehalten, der Fußboden besteht aus Brettern von Cederholz, das Innere ist geweißt oder mit Lehm beworfen, der, wenn er gut geschlagen wird, eine schöne Art Stuck gibt. Der Herd steht in der Mitte und ist stets gut gefegt, doch der Rauch, der keinen andern Ausgang als Thüre und Fenster hat, und das Ungeziefer, das bei der Lebensart der Leute in großer Menge da ist, machen dem europäischen Reisenden den Aufenthalt entsetzlich, und diese ziehen stets den Kuhstall vor. Gewöhnlich steht das Rindvieh in der Hausflur, die Familie wohnt in den obern Gemächern, zu denen man entweder durch eine rohe Treppe von außen kommt, die nach der Verandah führt, oder durch ein gekerbtes Brett oder aufsteigenden Gang im Innern. Die Thüren und Fenster sind außerordentlich klein, die letztern nur mit hölzernen Läden verschlossen, da man bis jetzt noch keinen Ersatz für Glas gefunden hat. Da die Strenge der Jahreszeit häufig die Bewohner nöthigt, diese Oeffnungen zu schließen, so kann nur lange Gewohnheit sie mit dem Rauche versöhnen, der die ganze Atmosphäre erfüllen muß. Sie brennen Holz, das natürlich weniger unangenehm ist, als wenn sie Kohlen brennten; doch entsteht wohl nur hieraus der Ueberzug von Schmutz, der sich auf der Haut der Bergbewohner ansammelt, die, mit sehr geringen Ausnahmen, einen großen Widerwillen äußern, mit Wasser in Berührung zu kommen. Das Hausgeräth ist äußerst dürftig, und besteht nur aus einigen Küchengeräthen und einem Kasten, die Kleider zu verwahren. Diese können, nach ihrem Aeußern zu urtheilen, weder sehr mannichfach, noch kostbar seyn; doch bemerkt man unter den reichern Classen ein Streben nach Pracht, Gold- und Silberschmuck wird in Menge, oft von großem Werth, getragen. Verbrechen, in seiner schlimmeren Gestalt, scheint selten, doch auch die Tugenden im Charakter dieser Bergbewohner kann man nur negative nennen. Gegen einander scheinen sie freundlich und gefällig zu seyn, und weniger Werth auf Rang und Reichthum zu legen, als es selbst bei weniger civilisirten Gemeinden gefunden wird. Bei ihren öffentlichen Festen sieht man Reich und Arm, den zerlumpten Gast, dessen zerrissene Kleider kaum eine anständige Bedeckung gewähren, neben Personen in kostbarem Schmuck und in glänzenden Kleidern, und, wenn auch in Kasten getheilt, sind die Unterscheidungen unter ihnen weniger gehässig, als die man in dem flachen Lande findet.

Miscellen.

Alterthümer von Kiew. Seit einigen Jahren ist ein besonders Comité beschäftigt, in Kiew Nachgrabungen und andere Untersuchungen anzustellen. Kiew war bekanntlich die Hauptstadt der Großfürsten vor dem Mongoleneinfalle, hatte aber auch schon zu jener Zeit bedeutend gelitten, und war während des Mongolenjoches längere Zeit ganz verödet, wahrscheinlich mit Ausnahme weniger Kirchen und Klöster. Die Absicht scheint namentlich zu seyn, eine richtige Ansicht, eine Art Plan der alten Stadt zu erhalten. Das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (März 1839) enthält den Bericht des Comité's über die Arbeiten des vorigen Jahres; die Ausbeute war nicht bedeutend.

Nachrichten über Turkestan. In einer Sitzung der k. russischen Akademie wurde ein handschriftliches Werk über Chiwa, Bukhara, Chokand und den nordwestlichen Theil des chinesischen Reichs vorgelegt. Die einzelnen Nachrichten wurden von dem Präsidenten der asiatischen Gränzcommission, Generalmajor Gens, in Orenburg gesammelt und von Hrn. G. v. Helmersen zusammengestellt; das Werk soll im Druck erscheinen und mit einer Karte versehen werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1839.

Sleepy Hollow (das schläfrige Thal).*)

(Nach Washington Irving; aus Knickerbockers Magazine.)

Da ich jetzt, wahrscheinlich für den Rest meiner Tage, in der Nachbarschaft von Sleepy Hollow mein Zelt aufgeschlagen habe, so bin ich versucht, einige nähere Nachrichten in Bezug auf diese bezauberte Gegend zu geben, besonders da sie zu historischer Wichtigkeit gekommen ist durch die Feder meines verehrten Lehrers und Freundes, Diedrich, des weisen Geschichtschreibers von Neu-Niederland. Zudem finde ich, daß Viele sogar das Daseyn des Ortes in Zweifel gezogen haben, da sie nach dem seltsamen Namen und den seltsamen Geschichten, die davon unter dem Volke umlaufen, leichtsinnig das Ganze als eine Schöpfung der Phantasie, gleich dem Schlaraffenlande der Seeleute, verschrien haben. Ich muß gestehen, man hat nicht ganz Unrecht, zu zweifeln, da die Färbung, die der würdige Diedrich seiner Beschreibung des Thales gegeben hat, in diesem Falle von seinem gewöhnlichen nüchternen, wenn nicht strengen, Styl etwas abgewichen ist. Wahrscheinlich wurde er dazu durch seine Vorliebe für den Tummelplatz seiner Jugend und eine gewisse versteckte Anlage zur Romantik verleitet, die ihn beschlich, sobald er etwas besprach, was mit Holland in Berührung trat. Ich werde versuchen, den Leser für diesen liebenswürdigen Irrthum auf Seite meines ehrwürdigen und verehrten Freundes mit einem genaueren und statistischen Berichte über das Thal zu entschuldigen, obgleich ich nicht sicher bin, am Ende in denselben Irrthum zu fallen, von dem ich spreche, so mächtig ist der Zauber des Wortes.

Ich glaube, es war gerade die Seltsamkeit des Mannes, und die Idee des Mystischen und Träumerischen, die damit zusammenhängt, was mich zuerst in meinen jugendlichen Streifereien in das „schläfrige Thal" führte. Der Charakter des Thals schien seinem Namen zu entsprechen, der Schlummer verflossener Jahrhunderte lagerte sichtbar über ihm, es war noch nicht zum Geräusche der Vervollkommnung erwacht, welche die übrige Welt in Athem hielt. Hier herrschten noch gute, alte, lange vergessene Gebräuche, die Männer waren in selbst gefertigte, augenscheinlich auch selbst erzeugte, und von ihren Frauen gewebte Kleider gekleidet, die Weiber trugen noch die uralten, kurzen Röcke und Kleider mit den ehrwürdigen Sonnenmützen, holländischen Ursprungs. Der untere Theil des Thals war in kleine Höfe getheilt, ein jeder eine kleine Wiese und ein Kornfeld enthaltend, ein Baumgarten voll weitgespreitzter Apfelbäume, und ein Garten, worin die Rose, Ringelblumen und Herdstrosen den Grundbesitz des umfangreichen Kohlkopfes begränzen durften, und die aufstrebende Erbse und der stattliche Kürbiß gediehen, gränzte daran. Jeder hatte sein geräumiges, kleines Wohnhaus, voll von Kindern, mit einem alten Hute, der für den haushälterischen Zaunkönig (wren) an die Wand genagelt war; eine mütterliche Henne unter einem Vordach (coop) auf dem Grasplatz, gluckend um eine Brut herumschweifender Küchlein zusammenzuhalten; einen kühlen steinernen Brunnen mit dem moosbedeckten Eimer an dem langen Waagbalken aufgehängt, nach dem antediluvianischen System der Hydraulik, und das Spinnrad, das im Haus die patriarchalische Musik häuslicher Industrie summte.

Das Thal war zu jener Zeit von Familien bewohnt, die von den frühesten Zeiten dort gelebt hatten, und die durch häufige Heurathen unter sich so mit einander verschmolzen waren, daß sie eine Art natürlicher Gemeinde bildeten. Wie die Familien größer geworden waren, wurden die Höfe kleiner, denn jede neue Generation verlangte eine neue Unterabtheilung und Wenige dachten daran, aus dem heimischen Bienenstock auszuschwärmen. Auf diese Weise war jener glückliche, goldene Mittelstand hervorgebracht worden, der so sehr von den Dichtern erhoben wird, und in dem kein Gold und sehr wenig Silber zu finden war. Etwas, das ohne Zweifel viel beitrug, diese liebenswürdige Mitte aufrecht zu erhalten, war ein allgemeiner Widerwille gegen schmutzige Arbeit.

Die klugen Bewohner des schläfrigen Thals hatten in ihrer Bibel, das einzige Buch, das sie studirten, gelesen, daß die Arbeit ursprünglich dem Menschen als Strafe für die Sünde auferlegt worden war, betrachteten sie deßhalb mit frommem Entsetzen und erniedrigten sich nie bis zu ihr, außer in Fällen

*) Vergleiche hiemit „Wolfers Roost." Nr. 209 v. d. J.

der Noth. In der That schien im ganzen Thal gegen sie, als gegen einen gemeinsamen Feind, ein Bündniß und Einverständniß zu bestehen. War irgend wer durch die strenge Nothwendigkeit gezwungen, sein Haus auszubessern, seine Hecken zu flicken, eine Scheune zu bauen, oder eine Ernte einzubringen, so sah er es als ein großes Unglück an, das ihn berechtigte, den Beistand seiner Freunde anzurufen. Er rief also ein Bee oder ländliche Zusammenkunft aus, worauf alle seine Nachbarn gleich getreuen Verbündeten zu seiner Hülfe herbeieilten, das Werk mit der verzweiflungsvollen Heftigkeit träger Leute, die gern einer Arbeit los seyn möchten, angriffen, und wenn es vollendet war, aßen und tranken, jagten und tanzten, aus lauter Lust, daß so eine große Masse Arbeit unter so wenig Schweiß des Angesichts überwunden sey.

Doch darf man nicht vermuthen, daß diese würdige Gemeinde ohne ihre Zeiten eifriger Thätigkeit war. Sobald ein Flug wilder Tauben über die Gegend wegzog, war das ganze Thal in einem Augenblick plötzlich aufgewacht. Die Taubenzeit war gekommen: jedes Gewehr, jedes Netz wurde sogleich untersucht; der Flegel wurde in die Scheunentenne geworfen, der Spaten rostete im Garten, der Pflug stand müßig in der Furche, Jeder war mit Tagesanbruch auf dem Berge, auf dem Stoppelfeld, um die Tauben auf ihren periodischen Wanderungen zu fangen oder zu schießen.

Ebenso wenn das Wort ertönte: die Alose (shad) kommen den Hudson herauf, sah man auch die Ehrenmänner des Thals in Booten den Fluß bedecken, große Pfähle einschlagen, ihre Netze gleich riesigen Spinnweben über den halben Fluß ausspannen, zur großen Plage der Schiffer. So weise ist die Natur in ihren Gaben, durch die sie die ländlichen Geschäfte ausgleicht. Ein Faullenzer am Pflug ist oft sehr thätig mit der Vogelflinte und dem Fischernetze, und wenn ein Mann ein schlechter Landbauer ist, so kann er vielleicht ein ausgezeichneter Jäger seyn. Zum Fangen der Alose und wilden Tauben war im ganzen Lande Niemand mit den Burschen aus dem „schläfrigen Thale" zu vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Rückreise nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Pest. — Rückkehr.

(Schluß.)

Kaum war ein Monat nach diesem tragischen Tode des Kaimakam vergangen, so erschien in Teheran die Pest, und mit ihr ihre unzertrennliche Gefährtin in Persien, die Cholera. Der Schah, die Hofleute und alle vermöglichen Einwohner Teherans verließen alsbald die Stadt, andere zerstreuten sich in die Dörfer, oder wohnten in Zelten außerhalb der Mauern. Der Schah mit seiner nächsten Umgebung bezog ein Lager auf dem Wege nach Schimrun. Trotz dieser übrigens nicht sehr energischen und strengen Vorsichtsmaßregeln verschonte Pest und Cholera doch auch das Lager des Schahs nicht. Unter denen, welche den schrecklichen Krankheiten zum Opfer fielen, beklagte Se. Majestät auch den Verlust seines treuesten Dieners, des Ceremonienmeisters (Ischik Agassi) Mohammed Hussein Khan. Bei dem Mangel an allen Quarantaineanstalten ließ sich die Pest auch in Tebris nicht lange erwarten, und während ihre verheerende Kraft zu Teheran in voller Thätigkeit war, fing man auch schon in Tebris und der Umgegend an, ihre Opfer nach Duzenden zu zählen. Um einen Begriff zu geben, welche schöne Ansicht die halbgebildeten Perser, welche doch das Gesetz Mohammeds, der den Gläubigen die Freuden des Paradieses zu verschließen verbietet,*) nicht so gar streng halten, über die Art hegen, wie man die Verbreitung der Pest hindern könne, führe ich hier an, was sich in Tebris unter meinen Augen ereignete. Sobald die Pest ausbrach, setzte der Emir Nizam, der während der Minderjährigkeit des Thronfolgers Aderbeidschan verwaltete, den russischen Gesandten davon in Kenntniß, und fügte am Ende seines Briefes hinzu: „da ich weiß, wie wichtig es ist, der Pest gleich im Beginn Einhalt zu thun, schickte ich sogleich die Polizei in das Haus, wo sich die Pest gezeigt hatte, und ließ aus diesem, so wie aus den benachbarten Häusern außer den Kranken alles hinausjagen; sie sollen sich an andern Orten niederlassen. Die von ihnen hinterlassenen Sachen ließ ich verbrennen, und stellte an den bezeichneten Häusern Wachen aus, mit dem strengen Befehle, Niemand hineinzulassen."

Fasse ich alles, was ich in Persien sah, und was sich während meiner Wanderung ereignete, zusammen, so ergibt sich, daß ich im Laufe von neun Monaten Zeuge von folgenden Ereignissen gewesen war. Ein Schah stirbt, ein anderer besteigt den Thron. Drei Prinzen werden geblendet, und acht ins Gefängniß geworfen, ein vierjähriger Knabe aber zum Thronfolger ernannt. Dem Schah, der nur zwei Frauen hat, wird ein Sohn geboren; sein erster Minister erwürgt; Pest und Cholera treten in Teheran und Tebris auf. Es möchte schwer seyn, in so kurzer Zeit mehr wichtige Ereignisse zusammenzubringen. Indem ich dieß Verzeichniß betrachtete, fand ich, daß mir in Persien durchaus nichts mehr zu thun übrig sey. Eine Reise nach Süden an die Ufer des persischen Meerbusens zu unternehmen oder das Grab des Imam Riza in Meschhed zu besuchen, wäre sehr merkwürdig gewesen, aber dazu hatte ich keine große Lust; ich wünschte nach Hause zu kommen unter das Dach unsers etwas trüben, aber heimischen Himmels. Die dreibeinigen, aus dem Tschapar Khane (Posthof) zu Tebris genommenen Pferde wurde beladen; Alles war bereit, auch die Zeit mahnte mich an Don Quixote, und so ging es fort. So lange ich in Persien war, fühlte ich entsetzliche Langeweile, und jetzt, wo ich mich davon trennen sollte, fühlte ich doch, daß es nicht ganz leicht ging. Ich sehnte mich zurück in die dunkeln, kühlen, orientalischen Nächte, ich beklagte, was ich zurückließ, die Pfeifen, die persischen Complimente, den Scherbet, das Confect mit Hammelsfett, den langen Bart meines Mirza's, die Bazare, die Früchte, den dicken Kaffee, und die den Augen

*) Diese Phrase des Korans legen die Perser so aus, als wären alle Vorsichtsmaßregeln zur Abhaltung der Pest dadurch verboten.

undurchdringlichen Schleier orientalischer Mädchen und Weiber. Alles vermißte ich, nur nicht die Pest und die Cholera, — von diesen Schönen nahm ich gern auf immer Abschied, ohne mit ihnen auch nur eine kurze Bekanntschaft anzuknüpfen.

Und so lebe wohl Tebris, ob auf lange oder auf immer, ich weiß es nicht. Möge der Wind der Wohlfahrt unaufhörlich den Luxus und Reichthum der ganzen Welt dir zufächeln, dein Boden das Vorrathshaus seyn nicht nur für Asien und Europa, sondern auch für Jengi dunja (die neue Welt), deine Gärten blühen, wie Mohammeds Paradies, und deine Mädchen an Schönheit den unsterblichen Houri's gleichen!

Ziemlich langsam ging es vorwärts auf der endlosen, von dem Einfluß einer Juliussonne ausgedörrten Steppe, und so schleppte ich mich bis zum Arares, wo mich die russische Quarantaine aufnahm. Meine Effecten kamen zur Räucherung, ich selbst in eines der für die Reisenden bestimmten Häuser. Die Quarantaine war zur Zeit meiner Reise nichts weniger als schön, jetzt aber, höre ich, sollen Summen angewiesen seyn zur Aufführung neuer Häuser; das ist nicht überflüssig, und gewiß wird es jeder Reisende der vorsorglichen Regierung Dank wissen. Von Ordubad reiste ich über Nachitschewan und Eriwan nach Tiflis, und dann auf demselben Wege, den ich gekommen war, nach Petersburg zurück.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Charakter und Körperbildung des preußischen Litthauers.

(Schluß.)

Was die häuslichen Verhältnisse des litthauischen Bauern betrifft, so hat sich sein Wohlstand sehr gehoben, seit das lästige Schaarwerk abgeschafft worden ist, das ihn verpflichtete, für den Gutsbesitzer oder den Pächter königlicher Domänen, zu dessen Gebiet er gehörte, eine festgesetzte Anzahl von Tagen im Jahre zu arbeiten, wobei er nicht selten, war sein Herr streng, seine eigene Wirthschaft vernachlässigen mußte. Der Pächter königlicher Ländereien in Litthauen, welcher die Benennung Amtmann, Oberamtmann, Amtsrath führte und theilweise auch noch jetzt führt, konnte ehemals, weil die Dorfschaften ihm als sein Dienstgesinde bei den Feldarbeiten zugewiesen waren, wegen dieser Verfassung in ein patriarchalisches Verhältniß mit diesen seinen Dienstleuten treten. Er war wie der Vater in der Mitte seiner Hausgenossen, dem sie freudig gehorchten und ihn segneten, wenn er ihre Sprache redete und sie leutselig behandelte. Viele Namen solcher ehrwürdigen Väter ihrer Dorfschaften und Amtsbezirke werden noch heutigen Tages bei den litthauischen Familien mit Ehrfurcht und Liebe genannt, wogegen andere durch tyrannische Behandlung und Verachtung der litthauischen Sprache ein Denkmal der Verabscheuung in den Herzen der Nachkommen sich gestiftet haben. Oft hatten es dergleichen Herren mit ihren Bauern dergestalt verdorben, daß durch starke, militärische Hülfe dieselben zum Gehorsam zurückgebracht werden mußten und sogar dabei Blut floß, wie dieß in den Jahren 1775 und 1776 bei den Bauernaufständen in den königlichen Domänenämtern Prökuls und Heydekrug bei Memel geschah. Obgleich der Litthauer einen starren Sinn besitzt, so vermag gute Behandlung und die Vorstellungen und Ermahnungen eines Alten, Verständigen, der in der Gemeinde Vertrauen besitzt, sehr viel über ihn. Man hüte sich aber, ihn durch leere Versprechungen und Vorspiegelungen zu täuschen, wodurch man bei ihm Alles verdirbt. Zum Mißtrauen schon von Natur sich neigend, wird dieses bei dem Litthauer noch mehr durch langes und vieles Reden von seinen zu leistenden Pflichten und Verbindlichkeiten rege gemacht. Kurze, faßliche und bestimmte Befehle, besonders in seiner Landessprache, die er in hohen Ehren hält, gegeben, wirken auf ihn viel eher. — Zu jener Zeit des Schaarwerks (das der Litthauer mit dem merkwürdigen Ausdruck: „Baudziawa, die Plage, Strafe" bezeichnete), herrschte bei ihnen ein sonderbarer Gebrauch, ihre Töchter zu versorgen und zugleich dadurch sich ihre Arbeit zu erleichtern — ein Gebrauch, der auch jetzt noch fortdauert. Der Schwiegersohn ward nämlich in das Haus genommen und erhält dafür, daß er arbeiten muß gleich dem Knechte, weiter keinen Lohn, als Kleider und ein Stück Feld, um darauf Flachs und etwas Getreide zu bauen. Eben so machen sie es auch, indem sie die Schwiegertochter zu sich nehmen, die dann wieder die Dienste einer Magd verrichtet und ebenfalls etwas Flachsland erhält, um davon ihren Mann und ihre Kinder zu bespinnen. Erfreulich ist die Eintracht, die unter diesen litthauischen zusammengebrachten Familiengliedern herrscht, und der Gehorsam, mit welchem sich die Jüngern den Aeltern unterwerfen — eine Sitte, die an jene der Patriarchenwelt erinnert, wo Jacob und Rahel im Hause Labans für einen Theil der Heerde sieben Jahre lang diente.

Obgleich der Litthauer eine gewisse Art von Stolz besitzt und viel auf sich selbst hält, so daß er bei manchen Gelegenheiten äußert: „Ei, sieh! der Deutsche will fast so klug seyn wie der Litthauer!" — so ist er doch gegen Jedermann sehr höflich. In der Rede bedient er sich öfters der Ausdrücke: „Jusu miliste," Euer Liebden; „Jusu malone," Euer Gnaden; „Jusu sweikata," Eure Gesundheit. Zum Neujahr unterlassen Nachbarn und Freunde nie, einander mit folgenden Worten zu gratuliren: „Ich wünsche dir ein glückliches Neujahr! Gott gebe, daß du es wohl zu Ende bringest und das Ende erlebest!" — Trifft einer den andern bei der Arbeit, so ruft er ihm zu: „Padek Diewś," Gott helfe dir. — Jedermann, sey er Herr oder Bettler, den sie auf der Landstraße begegnen, grüßen sie freundlich mit den Worten: „Labs rits!" oder „Laba diena!" oder „Lebs wakaras!" d. h. Guten Morgen! Guten Tag! Guten Abend! — Gegen ihre Vorgesetzten, hauptsächlich aber gegen den König, hegen sie eine große Ehrfurcht. Den letzteren nennen sie gewöhnlich „Wiespati," Oberbeherrscher, derselbe Ausdruck, mit dem sie auch „Gott" belegen. — Wird einer von der Obrigkeit zu einigen Hieben (was bei renommirten, öfters ertappten Pferdedieben manchmal vorkommt) verurtheilt, so nehmen sie diese sehr geduldig hin, und meinen, daß sie eine „Pamokmnimas" — Belehrung — erhalten hätten.

In der Zeitrechnung bedient sich der Litthauer nicht der gewöhnlichen, nach den Monaten unseres Kalenders, obgleich er,

wie früher in diesen Blättern erwähnt, für jeden eine charakteristische Benennung hat, sondern rechnet nach Zeitpunkten, die für ihn eine interessante Bedeutung haben, z. B. „mein Großvater wurde im russischen Kriege (per Moskolus) geboren.“ — „meine Großmutter ist 15 Jahre nach der Pest (die 1710 in Preußen wüthete) geboren,“ — „mein Sohn heurathete in der Kornernte,“ — „meine Tochter starb in der Mistfuhre u s. w.“

Was nun noch die äußere Körperbildung des litthauischen Volkes betrifft, so ist der männliche Theil von hoher, kräftiger, dabei aber schlanker Gestalt, blühender Gesichtsfarbe und braunem Haar, das immer langgelockt getragen wird; in seinem ausdrucksvollen Gesicht zeigt sich häufig ein listiger Zug. Dazu kommt eine aufrechte Körperhaltung, durch die sich der Litthauer fast durchgehends auszeichnet. — Das weibliche Geschlecht darf, mit wenigen Ausnahmen, wohl mit Recht das „schöne“ genannt werden. Freilich finden wir bei ihm keine durch eine Schnürbrust, wohl aber durch die Natur gebildete Taille, dabei eine Fülle in der Körperform, wie sie der Orientale liebt, und wie wir, wenn wir das Volk aus dem Osten stammend betrachten, in dieser Körperbildung dafür einen Beweis finden möchten. Es ist dieß aber keine weichliche, erschlaffte Fülle, sondern eine durch Arbeit erstarkte der Gesundheit. Ebenso ist das Gesicht von runder, frischer Form, das Auge feurig, dabei aber eines ganz eigenen, schmachtenden Ausdrucks fähig, wenn man dem litthauischen Mädchen Worte des Herzens und der Liebe widmet. Eine muntere Regsamkeit gibt der ganzen Gestalt jene biegsame Anmuth, die dem Auge um so mehr wohlthut, da sich darin keine gekünstelte Ziererei, sondern eine reine Natürlichkeit kund gibt.

Und somit schließe ich diese skizzirten Nachrichten über das interessante, wenig gekannte Völkchen, in dessen Mitte ich heitere Jugendtage verlebte, und zu dem ich nach langen Jahren gern wieder zurückkehrte. Sollte einen Leser dieser Blätter das Schicksal einst dahin führen, so wünsche ich, daß er den Litthauer mit so vorurtheilsfreiem Blicke betrachten möge, wie ich ihn hier zu schildern versuchte.

Chronik der Reisen.

Vigne's Reisen in Centralasien.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 2 November gab Hr. Vigne, von dem wir schon in einem unserer frühern Blätter gesprochen haben, und der von einer siebenjährigen Reise durch Indien eben zurückgekommen ist, einen Bericht von seiner Reise, auf der er Kaschmir, Groß- und Klein-Tibet, das Pendschab, Cabul und andere Gegenden besucht hat.

Hr. Vigne verließ im Jahre 1832 England, ging nach Persien, durch Mazanderan, Teheran und Buschir, und segelte von da nach Bombay. Darauf ging er über Dschamba und Radschawar nach Kaschmir, wo er sich ziemlich lange aufhielt, bereiste die Provinz in vielen Richtungen, ging nach Tibet hinüber durch verschiedene Päße, so daß er im Stande ist, eine vollständige Karte bis zum Indus gegen Norden zu verfertigen. Von Kaschmir ging er über das Tafelland Deßu nach Iskardo, der Hauptstadt von Baltistan oder Klein-Tibet, einer Stadt am Indus, deren Lage bisher zweifelhaft war, und die, so weit wir wissen, bisher noch kein Europäer besucht hat. Diese Stadt nennt Hr. Vigne einen wilden, außerordentlichen Ort, und vergleicht sie mit Gibraltar. Die Sage der Einwohner ist, daß sie Griechen seyen, die Alexander den Großen begleitet hätten, und daß der Name Iskardo von Alexander herkäme, der im Osten Iskander heißt. Von Baltistan kehrte Hr. Vigne durch die Gebirge im Osten von Kaschmir nach Indien zurück, und besuchte mehrere der Hauptstädte der Gebirgsstaaten in diesem Theile des Himalaya. Dann ging er nach Ghizni, einem Ort, den neuere Ereignisse zu einem Gegenstande von großem Interesse gemacht haben; darauf kehrte er nach Cabul zurück, in dessen Umgegend er zahlreiche Ausflüge machte, ging im Frühjahre dieses Jahres von dort nach Ludiana, segelte von hier den Indus herab, erreichte Bombay, und kehrte über Aegypten nach England zurück.

Ein großer Theil dieser Reise, bemerkte Professor Wilson, sey ganz neu, und das, was schon früher besucht worden sey, nur unvollkommen beschrieben. Die Jesuiten hätten Berichte von ihren Reisen durch einen Theil dieser Länder gegeben, doch ihre Erzählungen seyen summarisch und meist mit Persönlichkeiten gefüllt. Bernier war ausführlicher und interessanter, doch seine Bemerkungen waren weniger mannichfaltig und umfassend, als die der Reisenden unserer Tage. Forsters Nachrichten über Kaschmir waren schätzbar aus Mangel von andern, aber seine Gelegenheiten waren gering und sein Aufenthalt kurz. Der Bericht von Moorcroft, der zehn Monate in der Hauptstadt von Kaschmir gewohnt hat, war weit vollständiger als irgend einer der frühern: er war seit einiger Zeit fertig zum Druck, doch ist seine Ausgabe verhindert worden, weil die Karte nicht vollständig war, die ihn begleiten sollte. Moorcrofts Reise in Kaschmir war auch nur auf den südlichen Theil beschränkt, und noch dazu vor 20 Jahren unternommen worden; seit der Zeit hat sich Vieles verändert. Der berühmte Jacquemont hat Kaschmir auch zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, doch dieser Theil seines Tagebuches ist noch nicht im Druck erschienen, und seine Untersuchungen, wie die Moorcrofts, waren hauptsächlich auf die Hauptstadt und das Thal beschränkt, in dem sie liegt, während Hr. Vigne den Vortheil gehabt hat, Orte zu besuchen, die durch physische und politische Hindernisse Moorcroft und Jacquemont verschlossen waren. Das Land nordöstlich von Kaschmir ist ganz neuer Boden, und der Besuch des Hrn. Vigne in Iskardo muß nothwendig vom höchsten Interesse seyn. Seine Beobachtungen auf dieser Seite werden sehr wesentlich zu unserer Kenntniß der Geographie dieses hohen Landstrichs und des Laufes des Indus von den Gränzen Ladakhs bis zu seinem Austritt nach den Ebenen Indiens beitragen. Professor Wilson bedauerte endlich, daß Hr. Vigne nicht im Stande gewesen war, den District von Nobra zu besuchen und den Lauf des Seiuk von seinem Einfluß in den Indus bis zu seiner Quelle zu verfolgen. Doch hat Hr. Vigne einen guten Theil des untern Bezirkes dieses nördlichen Zweiges besucht, und sorgfältig den Hauptarm des Flusses im Westen von Iskardo nachgewiesen, wohin er sich mit südlicher Richtung wendet, und durch die Gebirgsschranke bricht, die sich auf dieser Seite entgegenstellt. Die Gebirgsstaaten von Dschamba und andere auf dieser Seite sind ebenfalls jetzt zum Erstenmal besucht worden, und die hier erlangte Kenntniß hat uns befähigt, die Geographie des obern Theiles des Pendschab zu vervollständigen. (Athenäum.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1839.

Die Einnahme von Cabul.

Mit großem Triumphe haben die englischen Blätter die Erstürmung der Stadt und Veste Ghizni und die darauf erfolgte Einnahme von Cabul, so wie die Flucht Dost Mohammeds gemeldet. Die Erstürmung von Ghizni ist allerdings eine ausgezeichnete Waffenthat, welche nicht bloß den englischen Befehlshabern und ihren Truppen alle Ehre macht, sondern auch die schnelle Entscheidung des Kampfes herbeiführte, in Folge des großen Eindrucks, den sie machte. Das erste Ziel des Feldzugs ist somit erreicht, und das zweite und wichtigste, Herat mehr und mehr gegen Perser und Russen sicher zu stellen, kann jetzt nicht mehr fehlen. So weit stehen die Aussichten günstig, ob aber nicht der Sieg für die Zukunft so verderblich ist, als eine Niederlage nur immer hätte werden können, das ist eine andere Frage. Die Engländer haben ihren Einfluß nicht bloß, sondern den Umfang des zu schützenden Landes selbst um mehr als 100 geogr. Meilen weit westwärts ausgedehnt. Der Pendschab, früher ein unabhängiger Staat und die Vormauer gegen die Afghanen, ist jetzt der That nach ein Tributärstaat geworden, so gut als irgend ein anderer im Innern Indiens. Das neuerrichtete Reich Schah Schudscha's muß gleichfalls durch England selbst vertheidigt und geschützt werden, weßhalb zu Candahar und Cabul 8—10,000 Mann stehen bleiben und von England selbst erhalten werden müssen, denn es ist keineswegs zu erwarten, daß Afghanistan auch nur die Mittel besitzt, ein solches Heer zu unterhalten, vorausgesetzt, daß man es versuchen sollte, durch die Einkünfte des Landes die nöthigen Kosten zu decken. Afghanistan selbst hat während der ganzen Dynastie der Duranis nie die Kosten der Regierung und des Heeres gedeckt: dieß geschah einzig und allein durch den Tribut, welchen Sind zahlte, und die Einkünfte, welche das reiche Kaschmir abwarf. England hat also jetzt ein umfangreiches, armes, schwieriges Land zu schützen auf seine eigene Kosten und Gefahr, wobei es von seinem Schützling, Schah Schudscha, sehr schlecht unterstützt wird. Dieser hat kürzlich seinen von Burnes als in hohem Grade verächtlich beschriebenen Charakter bewährt, indem er einen Sohn Dost Mohammeds, der die Stadt Ghizni vertheidigt hatte, erschießen ließ. Dieser junge Mann, Namens Mohammed Heider Khan, war nach der Erstürmung von Ghizni in die Hände der Engländer gefallen: der Obergeneral, Sir John Keane, versprach ihm sein Leben zu schonen, und Schah Schudscha willigte ein, indem er in schön gesetzten Worten demselben bemerkte, er und seine Familie seyen zwar Rebellen gewesen, aber er wolle Alles vergeben und vergessen. Dieß geschah in Gegenwart Sir John Keane's, aber hinter dessen Rücken ward derselbe später erschossen. Dost Mohammed selbst entkam, wie aus mehreren Umständen hervorgeht, durch den Vorschub vornehmer Afghanen, die sich bereits dem Könige Schudscha unterworfen hatten.

Der Feldzug nach Afghanistan hat alle bösen Leidenschaften in Indien geweckt. Die Zeitungen sind voll von Berichten über einzelne Verschwörungen, die in den Mahratten- und Radschputenstaaten entdeckt wurden; gegen den Guicowar müssen die Engländer stets auf der Hut seyn, da man seit Jahren keinen Augenblick weiß, wenn er losbricht; die Amirs von Sind haben sich so verrätherisch und hinterlistig gezeigt, daß die Engländer wohl genöthigt seyn werden, sie ganz abzusetzen; in Bengalen ist man Mordbrennereien auf die Spur gekommen, die einen politischen Zweck zu haben scheinen, und auf der Seite von Birma ist Alles zu einem Kriege reif, denn die bereits von den Engländern getroffenen Anstalten lassen daran kaum mehr zweifeln, auch wenn der Beherrscher von Birma in Folge der raschen Beendigung des Feldzugs in Afghanistan gelindere Saiten aufziehen sollte. Ueberblickt man alle die einzelnen Symptome des bald passiven, bald activen Widerstandes gegen di Engländer, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß ein Plan existirt, die Engländer in ewiger Spannung und Unruhe zu erhalten.

Die Entfernung einer bedeutenden Armee nach Afghanistan hatte die partiellen Empörungen und Verschwörungen ins Leben gerufen, ob sie aber mit dem Siege der Engländer endigen, ist sehr ungewiß. Die Eingebornen Indiens, namentlich die Mohammedaner, sind über die auswärtigen Verhältnisse vortrefflich unterrichtet, und sie wissen recht gut, daß England sich durch das Vorrücken nach Cabul und Herat tief in die An-

Digitized by Google

gelegenheiten Persiens und Turkomaniens gemischt hat, welche jeden Augenblick die abermalige Absendung einer Armee in jene Länder veranlassen können. Zudem ist es kein Geheimniß, daß in Afghanistan der heilige Krieg gegen die ungläubigen Feringis gepredigt wurde, und es hatte sich kurz vor der Einnahme von Ghizni eine zahlreiche Schaar solcher heiligen Kämpfer in der Nähe des englischen Heeres gesammelt, sie schient aber auf die Nachricht von der Einnahme dieser Festung auseinander gestiebt zu seyn. Indeß werden die Nachwehen nicht ausbleiben. Wer immer den Gang der Dinge in Asien verfolgt hat, dem muß der von den Engländern errungene Erfolg mehr schimmernd als reell erscheinen, und eine Ausdehnung ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Besitzungen ist ein um so zweifelhafterer Gewinn, als e in den türkischen Angelegenheiten eine sehr unglückliche Rolle spielten, und ihr Ziel, die Sicherung der Verbindung über Aegypten, nicht erreicht haben.

Sleepy Hollow (das schläfrige Thal).

(Fortsetzung.)

Wie ich bemerkt habe, war es die träumerische Natur dieses Namens, die mich zuerst gewann, in der Ferienzeit der Jugend in diese einsame Gegend zu wandern. Doch vermied ich die volkreichen Theile des Thales, und suchte seine stillen Plätzchen weit hinten in den Falten der Berge, wo der Pocantico „seinen zauberhaften Strom hinschlängelt," bald schweigsam und dunkel durch feierliche Wälder, bald funkelnd zwischen den grasigen Ufern in frischen, grünen Wiesen, bald sich hinwindend an dem Fuße reicher Höhen unter den wiegenden Aesten von Buchen und Castanien. Tausend krystallene Quellen, an welchen die Gegend großen Reichthum hat, eilen die Berge herab, als wollten sie dem Pocantico ihren Tribut entrichten. In diesem Strome versuchte ich zuerst meine ungeübte Hand mit der Angel. Ich weilte gern an ihm, mit der Ruthe in der Hand, und sah auf meinen Kork, wie er in der Brandung sich drehte oder in dunkle Löcher versank unter gespaltenen Wurzeln und gesunkenen Holzstämmen, wo die größten Fische lauern. Gern folgte ich dem Strom in die braunen Nächte des Gehölzes, um mein Fischerzeug auszuwerfen, setzte mich auf Felsen unter hoch aufstrebende Eichen und auf rankende Weinstöcke, badete meine Füße in dem kühlen Strome und lauschte auf den Sommerhauch, der in den Wipfeln der Bäume flüsterte.

Meine knabenhafte Einbildungskraft bekleidete die ganze Natur um mich her mit idealen Reizen, und bevölkerte sie mit den Feenwesen, von denen ich in Poesie und Fabel gelesen hatte. Hier konnte ich meiner wachsenden Neigung zu wachenden Träumen und einer gewissen Vorliebe, die nüchterne Wirklichkeit mit meinen eigenen Launen und Einfällen zu färben und zu gestalten, frei nachhängen, wodurch ich oft das Leben etwas zu sehr einem arabischen Mährchen ähnlich machte, und dieser Alltagswelt zu viel Schein von Romantik beimischte.

Der große Versammlungsort des schläfrigen Thals jener Zeit war die Kirche. Sie stand außerhalb dem Thale, in der Nähe der Landstraße, auf einem grünen, mit Bäumen beschatteten Hügel, um den der Pocantico herumfloß, und sich dann in einen geräumigen Mühlenteich ergoß. Zu jener Zeit war die Kirche des schläfrigen Thals der einzige Ort des Gottesdienstes für einen weiten Umkreis. Es war ein ehrwürdiges Gebäude, zum Theil von Grund-, zum Theil von Backsteinen; die letzteren waren in den ersten Zeiten der Provinz aus Holland gebracht worden, ehe die Künste in Neu-Niederland zu solchen Fabricaten sich emporschwingen konnten. Auf einem Stein über dem Eingange waren die Namen der Gründer eingehauen: Frederick Filipsen, ein mächtiger Schutzherr der alten Zeit, der über einen großen Strich dieses Landes herrschte, und seine Herrschersitz in Yonkers hatte, und seine Frau, Katrina Van Courtlandt, aus dem mächtigen Hause der Van Courtlandt von Croton, das über einen großen Theil der Hochlande gebot.

Die geräumige Kanzel mit ihrem großen Schallbret (sounding-board) war gleichfalls frühzeitig aus Holland gebracht worden, so wie der Communiontisch von massiver Form und seltsamer Bildnerei. Dasselbe konnte man von dem Wetterhahn auf der Spitze des Kirchthums sagen, der als orthodox in allen windigen Angelegenheiten angesehen wurde, bis ein kleiner pragmatischer Nebenbuhler auf das andere Ende der Kirche über dem Altar gesetzt wurde. Dieser letztere trug und trägt immer noch die Anfangsbuchstaben von Frederick Filipsen, und eignete sich demzufolge große Bedeutung zu. Es erfolgte darauf der gewöhnliche Widerspruch, der stets unter Kirchenwetterfahnen besteht, die nie dahin gebracht werden können, in dem Punkte übereinzustimmen, aus welchem der Wind herweht, da sie wahrscheinlich aus ihrer Stellung die Neigung der Christen zu Schisma und Controvers angenommen haben.

Hinter der Kirche und eine sanfte Anhöhe sich hinanziehend war der geräumige Begräbnißplatz, in dem die ersten Väter dieser ländlichen Gemeinde schliefen. Hier waren Grabsteine der rohesten Sculptur, auf denen in holländischer Sprache die Namen und Tugenden vieler der ersten Ansiedler verzeichnet waren, nebst ihren Bildnissen, seltsam in Gestalt von Engeln ausgehauen. Lange Reihen von Grabsteinen, einer neben dem andern, mit ähnlichen Namen, doch verschiedenem Datum, zeigten, daß Generation auf Generation in denselben Familien sich gefolgt waren und in diesem letzten Versammlungsplatz unseres Geschlechts vereinigt worden war.

Laßt mich von diesem ruhigen Friedhof mit aller schuldigen Ehrfurcht sprechen, denn ich gestehe, sie soll die Achtlosigkeit meiner Knabenzeit gutmachen. Ich erröthe, indem ich die gedankenlosen Possen gestehe, mit denen ich mit andern jungen Burschen in seinem geheiligten Bezirke während der Zeit zwischen dem Gottesdienst mich herumgejagt habe, Schmetterlinge fangend, wilde Blumen pflückend oder miteinander wetteifernd, wer über die längsten Grabsteine springen könnte, bis wir von der finstern Stimme des Küsters zur Ruhe gewiesen wurden.

Die Gemeinde hatte in jenen Tagen einen wahrhaft ländlichen Charakter. Städtische Sitten waren noch unbekannt, oder blieben von den Landleuten der Umgegend unbeachtet. Dampfboote hatten noch nicht die Stadt mit dem Lande ver-

schmolzen. Ein wöchentliches Marktschiff von Tarrytown, die „Pachters Tochter" (Farmer's Daughter), von dem ehrlichen Gabriel Regna geleitet, war die einzige Verbindung aller dieser Gegenden mit der Hauptstadt. Eine ländliche Schöne jener Zeit betrachtete einen Besuch in der Stadt ganz in demselben Lichte, wie eine unserer modernen Modedamen einen Besuch in Europa, ein Ereigniß, das möglicher Weise einmal im Laufe des Lebens eintreffen kann, aber eher zu hoffen, als zu erwarten ist. Daher war der Anzug der Gemeinde meistens nach der uralten Mode, die im schläfrigen Thale existirte; oder wenn man zufällig von der holländischen Sonnenmütze abwich, oder ein helles Kleid von geblümtem Callico erschien, so machte das im ganzen Kirchspiel Aufsehen. Da der Domine gewöhnlich mehrere Stunden predigte, so wurde vorsorglich ein Eimer Wasser im Sommer auf eine Bank neben der Thür gestellt, mit einem Zinnbecher daneben, zum Troste derer, die entweder von der Hitze des Wetters oder der Dürre der Predigt durstig werden könnten.

Um die Kanzel und hinter dem Communiontisch saßen die Aeltesten der Kirche, ehrwürdige, graulöpfige Männer mit ausgedörrten (leathern-visaged) Gesichtern, die ich wie eben so viele Apostel mit Ehrfurcht betrachtete. Sie waren streng in ihrer Heiligkeit, hatten ein wachsames Auge auf meine kichernden Gefährten und mich, und winkten mit drohendem Finger bei irgend einem jugendlichen Plane, die Langeweile erzwungener Frömmigkeit zu heben. Eitel jedoch waren alle ihre Anstrengungen zur Wachsamkeit. Kaum hatte der Prediger eine halbe Stunde in einer seiner endlosen Predigten fortgesprochen, als es schien, als ob der einschlafernde Einfluß des schläfrigen Thales in dem Orte wehte: einer nach dem andern in der Gemeinde sank in Schlummer, die geheiligten Aeltesten lehnten sich zurück in ihre Kirchstühle, breiteten ihre Schnupftücher über ihre Gesichter, als wollten sie die Fliegen abhalten, während die Heuschrecken in den benachbarten Bäumen ihr eintöniges Sommerlied zirpten, alle wetteifernd mit den einschläfernden Worten des Domine.

Ich habe hier versucht, eine Idee vom schläfrigen Thal und seiner Kirche zu geben, wie ich mich ihrer aus den Tagen meiner Knabenzeit erinnere. Es war in meinen ersten Jünglingsjahren, nur wenig Jahre waren über mein Haupt weggezogen, als ich sie in Gesellschaft mit dem ehrwürdigen Diedrich wieder besuchte. Ich werde nie die Ehrfurcht vergessen, mit der dieser weise und treffliche Mann die alterthümliche Kirche betrachtete. Es schien, als wenn all sein frommer Enthusiasmus für die alte holländische Heimath bei dem Anblick in seinem Busen auftauchte. Die Thränen standen in seinen Augen, als er die Kanzel und den Communiontisch betrachtete; selbst die Backsteine, die aus dem Mutterlande gekommen waren, schienen die Saite kindlichen Gefühls in seinem Busen anzuschlagen. Er beugte sich fast ehrfurchtsvoll vor dem Steine über dem Eingang, der die Namen von Frederick Filipsen und Katrina Van Courtland enthielt, und betrachtete sie als die verbindenden Kettenglieder jener patricischen Namen, die einst an den Ufern des Hudson so berühmt waren, oder vielmehr als einen Schlußstein, der jene mächtige holländische Familienverbindung alter Zeiten schloß, die mit dem einen Fuß auf Yonkers, mit dem andern auf Croton sich stützte. Auch unterließ er nicht, mit Bewunderung den windigen Streit zu bemerken, den die beiden Wetterhähne seit undenklicher Zeit und mit wahrhaft holländischer Ausdauer geführt hatten; ob ich gleich leicht bemerken konnte, daß er es mit dem hielt, der aus Holland gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Hr. Boré in Armenien.

Wir befanden uns zu Erzingam, in der Nähe der Einöden, welche die Pilger Armeniens herbeiziehen, und meinten, ein Christ würde diese Gegenden nicht vollkommen untersucht haben, wenn er nicht auch am Grabe dessen niedergekniet wäre, der sie mit dem Lichte des Christenthums erleuchtete. Nicht aus bloßer Eitelkeit, uns in Schluchten und Thäler, wohin noch kein Franke gedrungen war, zu vertiefen, waren wir taub gegen den Rath der Armenier und Türken, die uns vorstellten, daß die Kurden in den Bergen von Aeim im Zustande offener Empörung gegen die Pforte Einfälle in die Umgegenden machen und diese bei Nacht sogar bis an die Thore der Stadt ausdehnen. Wir hatten gesehen, daß der Gouverneur derselben uns zwei Tage lang in dem Hause des Armeniers, der uns beherbergte, gleichsam wie Gefangene auf die Erlaubniß warten ließ, die Ruinen der Citadelle zu besehen, weil er fürchtete, das Volk möchte ein Aergerniß daran nehmen und uns insultiren. Das Oberhaupt seiner Haustruppen, ein alter Janitschar mit einem Schnurrbart so weiß wie sein Turban, kam, um uns im Vertrauen von dieser Wallfahrt abzubringen, wobei er uns gestand, der Mutesselim würde es nicht wagen, uns eine Escorte zu geben, indem eine solche die Angriffe der Rebellen weit mehr anlocken, als abhalten würde. Wir unterdrückten diese menschliche Furcht, und vertrauten auf den Schutz des himmlischen Heiligen, zu dessen Ehre wir einigen Gefahren trotzen wollten. Am Abend zuvor hatte Hr. Scafsi die Reise seinem geistlichen Vater, dessen Fest wir feierten, empfohlen, auch mußte der doppelte Schutz des heiligen Vincenz de Paula und des heiligen Gregors, beide Wohlthäter der Kirche und der Menschheit, unsere Häupter vor jeglicher Unthat schützen.

Wir verließen also die Stadt am 20 Julius, nur in Begleitung Alis, des amtlichen Trägers unseres Fermans, Abrahams, unseres getreuen armenischen Dieners, und eines andern jungen Armeniers, der uns als Führer dienen sollte. Die ersten Sonnenstrahlen berührten schon die Gipfel der Berge, und der von einem röthlichen Streifen eingefaßte Horizont kündigte dieselbe Hitze wie in den letzten Tagen an; wir eilten, die durch die Reverberation von dem sie begränzenden Kalkfelsen wie ein Backofen erhitzte Ebene zu verlassen, und kaum waren wir außerhalb der Stadt, so stießen wir auf zwei Reiter. Diese Leute waren uns wahrhaft von der Versehung entgegengeschickt worden; sie kamen des Marktes wegen nach Erzingam, als sie aber erfuhren, daß wir nach Tertan gingen, wollten sie uns diese Wanderung nicht allein machen lassen, kehrten wieder um, und boten uns aufs dringendste ihre Dienste an.

Der erste, Namens Mehemet, war bei dem Bey, dem Verwa-

sentanten der ottomanischen Autorität an den heiligen Orten, die wir besuchen wollten; als Vollstrecker seiner Befehle hatte er die Polizei des Kantons unter sich, und der Muth, mit welchem er diesem Amte vorstand, machte ihn zum Schrecken der Räuber. Er war seiner Abstammung nach ein Kurde, hatte ein feuriges Auge, viel Ausdruck in seinen Bewegungen und den ungestümen Muth der Männer seines Stammes. Gewöhnt, wie das flüchtige Pferd, das er ritt, an alle Strapazen, sahen wir ihm mit wahrem Vergnügen zu, wie er als Kundschafter auf den höchsten Gipfeln oder am Rande von Abgründen hinflog mit vorgehaltenem Karabiner, und seinen Hals über den Hals seines Renners vorgebeugt, dessen Mähne er manchmal zärtlich küßte.

Der andere war ein Armenier, Namens Serkis, ein schöner Typus seiner schönen Nation: er hatte ein stolzes Ansehen, das am Tage ihrer Freiheit allen ihren Kindern einen edeln Anstand geben mußte. Als Wächter der an dem lange Zeit unbekannten Grabe des heiligen Gregor erbauten Kirche bringt er sieben Monate des Jahres mit seiner Familie und seinen Heerden in dem Schnee, der ihn von der übrigen Menschheit trennt, begraben zu, und in den andern Monaten vergeht kein Tag, wo er nicht gegen die Kurden zu kämpfen hat, die tausenderlei Plackereien gegen ihn ausüben. Der unbesiegbare Widerstand, den er diesen Angriffen entgegenstellt, machte ihn in unsern Augen zum Helden.

Der Fremde schließt sich leicht an, hauptsächlich an Leute, die geneigt sind, seine Schwäche zu beschützen. Mehemet und Serkis sprachen bald offenherzig, wie alte Freunde, mit uns, und bemühten sich in ihrem freundlichen Eifer, allen, auch den kleinsten, Besorgnissen zuvorzukommen. Um uns sicher zu machen, vervielfachten sie die mehr oder minder schrecklichen Erzählungen ihres in einem fortwährenden Kampfe hingebrachten Lebens, wobei sie sich an Ali, der die neue türkische Uniform trug, mit den Worten wandten: „Auf jeden Fall werden die Kurden, wenn sie ein Opfer brauchen, mit dieser rothen Mütze Streit anfangen; mit den Franken haben sie keinen Streit auszumachen, denn sie achten und fürchten sie.“ Ali schien sich mit seinem ottomanischen Stolze über jeden Schrecken zu erheben, und mit Zuversicht zeigte er ihnen seinen Säbel und seinen Karabiner, von dem er an dem Tage von Koniah vergebens einen schönen Gebrauch gemacht hatte. Hierauf sang er eine seiner Lieblingsweisen. Bald jedoch sah ich, daß er ein langes weißes Tuch hervorzog und seinen Fez damit bedeckte, weniger vielleicht, wie er wiederholte, um sich vor der Sonnenhitze zu schützen, als um deren schreiende und bei den Kurden verhaßte Farbe damit zu verbergen.

Wir gelangten plaudernd an das steinige und ausgetrocknete Bett eines Baches, der durch das Schneewasser einige Monate lang zu einem Fluß anschwillt, und, da ihm nirgends durch einen Damm Schranken gesetzt sind, den fruchtbaren Boden der Ebene durchwühlt und zerreißt. Damals floß derselbe wie ein dünner Faden von Nordwest gegen Süden dem Euphrat zu, dessen gekrümmten Lauf man zur Linken bemerkt. Die Quellen des Kalle oder Wolfs liegen in der Nähe des andern Lykus, der in einer entgegengesetzten Richtung nach Neo-Cäsarea und von da nach dem alten Magnopolis läuft, wo er sich mit dem Iris vereint, und sich in der Folge in die Gewässer des schwarzen Meeres verliert.

In einiger Entfernung am südlichen Ufer befinden sich zwei Ruinen von Capellen, von denen man glaubt, sie seyen an der Stelle von Tiln, einem zum Begräbniß einiger Patriarchen, Nachfolger des heiligen Gregor, bestimmten Platz erbaut. Sein Sohn Aristages und der erste Merges, ruhmvollen Andenkens, ruhen daselbst; des Letztern Grab wurde im 12ten Jahrhundert aufgefunden. Wir betraten diese verstümmelten Heiligthümer, wobei ich bloß den Grabstein eines Bischofs, dessen Namen verlöscht war, fand, eine traurige Laune der Zeit und der Barbarei, die stets gegen die eiteln Ansprüche des Menschen verschworen ist.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Historische Sammlung des Professor Solowiew. Dieser machte, wie es scheint, im Auftrage der russischen Regierung im letzten Jahre eine Reise nach Schweden und Dänemark, hauptsächlich in der Absicht, Quellen für die russische Geschichte in den Archiven dieser Länder aufzusuchen. Er brachte eine reiche Ausbeute mit, die außer einigen größern Werken, z. B. einer handschriftlichen „Beschreibung des Zustandes von Rußland unter Zaar Alexei Michailowitsch,“ aus 241 mehr oder minder wichtigen Briefen und Actenstücken, namentlich aus der Zeit der falschen Dimitris, bestanden. Die meisten derselben sollen in die Sammlung historischer Actenstücke aufgenommen werden. (Auszug aus den Sitzungen der archäologischen Commission: Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. März 1839.)

•

Russische Forschungen im Lübecker und Königsberger Archive. Der russische Generalconsul Schlözer hat umfassende Forschungen über den Handel Lübecks mit Nowgorod in dem Archive der erstern Stadt angestellt. Ein Auszug daraus steht im Juniushefte des oben genannten Journals. Gleiches geschah im Königsberger durch den Russen Strojew, der dort im Archive des deutschen Ordens die für die russische Geschichte wichtigen Urkunden durchsuchte und abschreiben ließ. Die angeführten Actenstücke betreffen namentlich die Verhältnisse des deutschen Ordens im Anfange des 16ten Jahrhunderts, wo der letztere sich von dem polnischen Joche losmachen wollte.

•

Russische Chroniken. Ein Hr. Berednikow beschäftigt sich mit Zusammenstellung und Vergleichung der ältesten slavischen Chronikschreiber (Chronographen). Er hat kürzlich einige bulgarische untersucht, und sie, so wie die russischen, mit den byzantinischen Quellen verglichen: zur Vervollständigung verlangte er auch die Ermächtigung, zwei in dem Museum Rumänzow befindliche, eine serbische aus dem 15ten Jahrhundert und eine russische Chronik aus dem Jahre 1494, vergleichen zu dürfen. Er wird bald gegen 40 solcher Chroniken beisammen haben, und glaubt, daß ihre Zusammenstellung Manches aufhellen werde, was bisher in Nestor dunkel war. (ibid. Mai.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 131 u. 132** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Norwegische Gedichte. Uebersetzt von K. K. Kannegießer. — **Villemain's Vorlesungen über die französische Literatur.** — **Der sterbende Harold.** Nach Lamartine, von J. Duesberg. — **Nisard über Melanchthon.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131 u. 132.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 November 1839.

Norwegische Gedichte.

Uebersetzt aus „Visebog for Normänd. Christiania, 1837" von K. L. Kannegießer.

Wenn die Harfe schweigt bei geselligem Mahl,
Dann fehlt es der Freud' an Schwingen;
Drei hohe Worte sollen im Saal
Drum itzt zu den Saiten erklingen!
Normänner, wollt Vaterlandsfreund' ihr seyn,
So mischt die Stimmen von Herzen darein.

Seht dort die Tanne, wie stolz, wie kühn
Auf dem Berg, ob hoch er sich thürme!
Wie pranget der Wipfel, so frisch, so grün,
Wie lacht er der wüthenden Stürme!
So steht der Normann mit ruhigem Muth,
Wenn das Vaterland fordert sein Gut und Blut.

Seht, seht des Sarpen gewaltigen Sprung,
Er läßt sich nicht fassen, noch binden,
Ein Greis, doch an Kraft ist er ewiglich jung,
Ob auch Jahrhunderte schwinden.
So bleib' auch dem Normann unerschlafft
Die heimathschützende eiserne Kraft.

Seht, Norwegs Küsten umschäumet das Meer,
Wohl beben die Klippen alle,
Doch Brust an Brust, so stehn sie zur Wehr,
Mit Eintracht trotzend dem Schwalle.
So knüpfe der Eintracht heiliges Band
Jedweden Normann ans Vaterland!

J. S. Munch.

Bisweilen blitzt ein Schimmer
Vom ew'gen Glanz uns her,
Doch weilet er hier nimmer,
Er blinkt, und ist nicht mehr.

Der Unruh wird zum Raube
Dann die beklommne Brust. —
Wie im Gewand von Staube
Stirbt doch so schnell die Lust!

Doch, Klage, laß dir wehren!
Was hier kann weilen nicht,
Das muß zur Heimath kehren,
Zum stillen ew'gen Licht.

Hinfliegt der Freude Stunde,
Wie Schatten übers Feld,
Indeß auf Herzens Grunde
Erinn'rung fest sie hält.

Dort sitzt sie auf dem Throne,
Ruht in der Wehmuth Arm,
Sie flicht der Hoffnung Krone,
Und kränzt damit den Harm.

Und sieh, wie's jenseits flimmert,
Ein Strahl, so weit, so fern,
Vom Reich der Ahnung schimmert
Ein wunderheller Stern.

H. A. Bjerregaard.

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

Ueber dieß neueste Werk des berühmten französischen Schriftstellers, der als Lehrer einen ausgezeichneten Beifall genießt und sich auch auf dem Gebiete der Politik als (häufig opponi-

rendes) Mitglied der Pairskammer hervorthut, gibt Sylvester de Sacy folgendes Urtheil ab, das den Geist und die Methode des Literarhistorikers lebendig schildert:

Das Werk Villemains ist der Kritik vorangeeilt; die sechs Monate, seit welchen es in den Händen des Publicums ist, genügten, es der Zahl jener alten und trefflichen Bücher zuzugesellen, bei welchen man nur ihr Verdienst zu analysiren hat. Ohne gerade einen Lärm in der Welt zu machen, ohne jene Art von leidenschaftlichem Beifall zu erregen, wobei immer einige Laune und Willkür mitunterläuft, und wo ein so widriges Umschlagen des Urtheils zu befürchten steht, hat das Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts ganz einfach seinen Platz unter den Büchern eingenommen, die man in Achtung hält, nachdem man sie gelesen hat. Es hat die Greise bezaubert, die sich freuten, in den glänzenden und belebten Blättern Villemains gleichsam einen letzten Widerschein jenes literarischen und philosophischen Jahrhunderts wieder zu finden, in dem sie gelebt haben; es hat uns entzückt, uns deren Jugend auch sich traurig zu entfernen anfängt, durch die Erinnerung, durch die so ganz lebendige Vergegenwärtigung jener Morgen der Facultät der Literatur, die uns unsre Studien so versüßten und uns mit einem so brennenden Wissensdurst zu unsern Büchern zurückkehren machten; es hat allen denjenigen, welche die Literatur um ihrer selbstwillen lieben, welche die von ihr gewährten Genüsse über alle andren setzen, ein frohes Erstaunen bereitet durch jenen reinen Sinn für die Literatur als solche, den man dort athmet. Villemain hat eine wahre, ungekünstelte Leidenschaft, etwas so Seltenes heutzutage, und diese Leidenschaft ist die Liebe zur Literatur! Sie verbreitet sich wie eine sanfte Wärme über alles was er schreibt; sie ist seine Begeisterung, seine Seele. Man empfindet, wenn man ihn liest, etwas von dem Wohlbehagen, das er selbst fühlen muß, wenn er seine Ideen mit dem Lichtglanz einer schönen Sprache schmückt, wenn er mit Liebe einen geistvollen und schönen Satz vollendet. Man freut sich beinahe, als hätte man mit ihm einen so sinnreichen Ausdruck, eine so glückliche Wendung, ein so schlagendes und glänzendes Wort gefunden. Wer hat ein beredteres Gedächtniß als Villemain? und woher sonst stammt diese Beredtsamkeit des Gedächtnisses, als aus der Fühlsamkeit einer vom Schönen tief ergriffnen Seele? Wer versteht sich besser als er auf die Kunst, einen ganz neuen Geschmack in den einzelnen Stellen finden zu machen, die er anführt, oder vielmehr die er aus seinem Innern ablöst, wo sie, tief empfunden, gleichsam eingegraben stehen? Wer besitzt wie er die Gabe, die abgestumpftesten Eindrücke zu verjüngen durch die Jugend und Frische seiner persönlichen Eindrücke? Wenn man die Vorlesungen von Villemain liest (denn diese geschriebnen Vorlesungen haben noch die ganze Wärme und Natürlichkeit der freien Vorträge), so glaubt man, man lese zum erstenmal, man lese mit ihm Buffon und Montesquieu, Fontenelle und Voltaire, Diderot und Jean Jacques; man entdeckt mit Entzücken Verse von Lucrez, von Virgil, von Terenz, von Racine, die man auswendig wußte; man wünschte sich, von Allem entledigt zu seyn, um nur noch im einsamsten und verborgensten Winkel der Welt leben zu können unter dieser Familie von Dichtern und Denkern — dem Ruhm und Stolz des menschlichen Geschlechts!

Wo ist die für den Reiz der Literatur empfängliche Seele, die nicht diesen Traum geträumt hätte von einem ganz in Studium und Lecture sich versenkenden Leben? die sich nicht mit Wonne ausgemalt hätte das Bild einer kleinen, sichern, bescheidnen Zurückgezogenheit, wo sie nur mit dem Schönen und Wahren an sich sich zu beschäftigen hätte, wo sie nicht mehr die Menschen sähe mit ihren Leidenschaften, nicht mehr die Weltgeschäfte und Angelegenheiten mit ihrem Verdruß, die Geschichte und ihre furchtbaren Bewegungen und Stürme, als nur etwa durch den Strahl reinen Lichts hindurch, welche das Genie großer Schriftsteller ausgießt über Alles was es veranschaulicht? Welche reizende Morgen müßten das seyn, die man unter einer schönen Sonne, in einem düstern Laubgang, mitten in dem unermeßlichen, verworrenen und doch so süßen und harmonischen Geräusche des Landlebens damit zubrächte, bald eine Tragödie Racine's wieder zu lesen, bald die Geschichte der frühesten Welt, von Bossuet mit so majestätischer Anmuth erzählt! welche Wonne, sich nicht mitten aus diesen süßen Studien herausgerissen zu fühlen durch die Geschäfte, die Einen nach Haus zurückrufen! nicht im Grunde der Seele den störenden Gedanken mit sich tragen zu müssen an die Langeweile, die Einen für den Abend oder auf morgen dahin oder dorthin bestellt hat, und die, ach nur allzugenau die Stunde einhalten wird! und nur ins eigne Haus zurückzukehren, um die Bücher oder die Betrachtung zu wechseln, oder um sich jener uneingeschränkten Ruhe hinzugeben, welche süß ist, wie das Gefühl eines guten Gewissens! Heute ist es Montesquieu, der den Tag verschönern muß; morgen ist es Tacitus. Man schafft sich eine Art von ernstem Studium, man behält sich Erholungsstunden vor. Das eigentliche Wesen dieses Lebens ist eine vollständige Hingebung an die Literatur, ohne persönlichen Ehrgeiz, ohne eine andre Leidenschaft, als die: seinen Geist zu verschönern und zu läutern. Ein in solcher Art geordnetes Leben — wäre es wohl glücklich? Würde diese ewige Betrachtung nicht Ekel, Faulheit, vielleicht Wahnsinn erzeugen? Es ist wohl möglich. Besser ist, davon träumen als in wirklichem Besitz seyn; aber wenigstens wird man gestehen, daß die Vorstellung davon köstlich ist.

Diese Vorstellung ist mir hundertmal gekommen bei der Lecture des Werks von Villemain. Ich habe mir selbst mit Bitterkeit gesagt, daß ich nicht genug lese; ich habe mir selbst versprochen, die Stunden zu verlängern, welche Jeder, der das Leben versteht, für sich allein verspart, und die man nicht besser genießt, als wenn man sie zu Lieblingsstudien benützt. Ich habe mich gegen mich selbst verpflichtet, hunderterlei einfältige Geschäfte abzuschütteln, an die man sich im Leichtsinn bindet, um mir nicht bloß Stunden, sondern ganze Tage eine kleine Zahl von ganz geschäftsfreien Tagen zu erübrigen und zu gewinnen, welche gewissenhaft meinem eignen Genuß gewidmet seyn, nur mir und meinen Büchern angehören sollen. Villemain, mitten unter tausend Beschäftigungen, die auf ihm lasten, Mitglied des Raths der Universität, beständiger Secretär der Akademie, Pair von Frankreich und Redner der Opposition,

findet doch noch Zeit für seine unermeßliche, unermüdliche Lectüre! Wo ist das Buch, das er nicht gelesen hätte? wo der Dichter, dessen Verse er nicht auswendig wüßte, wie wenige auch dieser Dichter gemacht haben mag, welche es werth sind, im Gedächtniß behalten zu werden? Du erinnerst dich dunkel, daß Cicero dieß oder jenes gesagt haben muß; warte nur; du hast nicht nöthig deinen Cicero zu suchen und mit Mühe im Index zu blättern, auf dessen Verfertigung ein deutscher Gelehrter zehn Jahre verwendet hat; Villemain ist hier, hier ist die ganze Stelle, die du mit mehr Mühe hättest suchen müssen, als es Villemain kostete, sie auswendig zu lernen. Du stotterst die Hälfte eines Verses von Terenz her; Villemain ergänzt ihn mit jener Freiheit und jenem Feuer des Vortrags, die er, ich weiß nicht wie, auch seinen geschriebnen Citaten mittheilt. Du nennst irgend einen neuern lateinischen Dichter; Villemain hat ihn gelesen, vielleicht vor zwanzig Jahren, das heißt: er weiß ihn auswendig. Es gibt keinen Winkel in unserer französischen Literatur, welchen Villemain nicht sorgfältig durchforscht hätte. Eben im 18ten Jahrhundert, wo doch Jedermann geschrieben hat, kenne ich kein noch so geringes und verborgenes Verdienst, das Villemain nicht entdeckt hätte, und der fromme Mesenguy, dessen Namen ich ganz gewiß überall außer im Himmel vergessen glaubte, hat seine Stelle neben zwanzig Poeten, welche einmal in ihrem Leben durch einen glücklichen Wurf einen guten Vers machten.

Das ist nicht Alles. Die beiden Literaturen des Alterthums und die französische Literatur von ihrer Entstehung an bis auf das was man, ich fürchte, ihr Ende nennen muß, haben sich noch nicht in die ganze Zeit Villemains und in seinen Eifer zu lernen und zu vergleichen getheilt; Villemain kennt die englische Literatur so gut wie die unsrige. Das ist hin und wieder für uns betrübend; nicht als ob Villemain nicht ein leidenschaftlicher Bewunderer unsrer Literatur wäre; aber die Leidenschaft ist nur dann ausschließlich und fanatisch, wenn sie mit Unwissenheit gepaart ist. Villemain weiß es besser, als daß er glauben sollte, wir hätten Alles verschönert. Voltaire, der die Vergleichung mit Sophokles nicht dulden wollte, würde sich sehr ärgern, zu sehen, wie Villemain, bei aller ersinnlichen Achtung und Schonung, manchmal sich erkühnt, dem Shakspeare den Vorzug zu geben. Diese vergleichende Kenntniß der Literaturen erhebt die Kritik Villemains zur Höhe einer Analyse des menschlichen Geistes. Unter der Form der Literatur ist es eine tiefsinnige und einsichtige Philosophie, und die Gesetze des Geschmacks nehmen durch die Zusammenstellung alles dessen, was dem Menschen aller Zeiten und aller Länder gefallen hat, einen Charakter der Nothwendigkeit an, der sie mit Gott selbst oder mit der Natur der Dinge in unmittelbare Verbindung setzt. So viel Wissen, ich gestehe es, ist nicht gerade unerläßlich, um das Schöne und Wahre zu empfinden; die Menschen von Genie können es ganz wohl entbehren, und es gibt glückliche Jahrhunderte, wo der Geschmack gleichsam eine natürliche und einfache Grazie ist, die sich auf Alle und Jede ausgießt und die man bei der Geburt auf die Welt bringt; diese Grazie darf man von uns nicht verlangen. Wornach wir unsers Theils zu streben haben, das ist eine gelehrte Kunst, die weder die Poesie ist, noch die hohe Beredtsamkeit, aber die sie nachahmt durch die Anstrengung der Reflexion und durch ein tiefes Einkehren ins eigne Innere und in das Innere von Andern. Unsre Zeit ist die der Kritik. Verachten wir sie darum nicht; denn die Kritik hat auch ihren Platz und einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Literatur, und wollten wir naiv seyn, so würden wir nur lächerlich; unsre absichtliche Unwissenheit, um uns linkisch anzustellen, würde so wenig das Aussehen der Natürlichkeit und Begeisterung an sich tragen, als die Wissenschaft.

Villemain, der, meines Erachtens, so viel natürlichen Geist und angebornes Talent besitzt, als irgend Jemand, hat Alles gelesen. Nicht nur die Bücher kennt er, er weiß auch ihre Geschichte, ihre öffentliche und geheime Geschichte. Er weiß Einem zu sagen, an welchem Tag sie geboren sind, unter dem Einfluß welcher Constellation, wie sie ihr Glück gemacht, und oft auch, wie sie es verloren haben. Diese beinahe geheime oder wenigstens sehr vergeßne Geschichte der Bücher ist nicht minder nothwendig für die Literatur, als die Memoiren in der Politik zur Erklärung vieler Thatsachen es sind. Ein Buch ist nur ein abgerissenes Stück des Gedankens des Lebens eines Autors: der Autor selbst gehört seinem Jahrhundert an. Seinem Jahrhundert! das Wort klingt sehr ruhmsüchtig. Sein Genie ist abhängig von tausend kleinen Umständen, vom Ort seiner Geburt, von seiner Erziehung, von der Gemüthsart der Leute, in deren Gesellschaft er seine ersten Jahre verlebte. Das alles macht den Autor und das alles macht das Buch. Rousseau hat nie die Makel der Dienstbarkeit in sich auszulöschen vermocht, welche durch Scham und Stolz sich bis ins Innerste seiner Seele eingegraben hatte. Sie war unsichtbar für Jedermann; er allein sah sie, und immer — immer! Weder der Ruhm, noch der tolle Enthusiasmus der Welt, noch das Alter, noch die Philosophie, nichts hat die unglückselige Makel abgewaschen, die sich mitten unter den glänzendsten Erfolgen seinem Auge immer wieder darstellte; nichts brachte die Stimme zum Schweigen, die ihm zurief: Du bist ein Kammerdiener gewesen! Und ich weiß nicht, trotz Voltaire's elegantem Geist, trotz seinen Triumphen, seinem Hof von Königen — ich finde in der Frechheit eines großen Theils seiner Schriften immer wieder den unmäßigen und liederlichen Literaten aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts, der gern bei den großen Herren speiste und sich für seine etwas gemeine Schmiegsamkeit und Unterthänigkeit durch noch gemeinere Epigramme entschädigte und rächte! Die Pracht der Spitzen Buffons stimmt ganz vortrefflich zu dem Putz und dem Prunk seines Styls; die epigrammatische Form, welche Montesquieu oft seinen tiefsten Gedanken gibt, gehört einem Mann an, der, ehe er in seiner Zurückgezogenheit schrieb, in einer Gesellschaft geistreicher Frauen und gesuchter Geister gelebt hat. Kurz, es gibt fast kein einziges Buch aus jener Zeit, das Einem nicht auf jedem Blatt zuriefe: Welche Wirkung werde ich in den Salons zu Paris hervorbringen?

Daher muß man nicht nur wissen, was die Bücher sind, sondern auch, was die Verfasser gewesen sind; die Biographie

ist ein Hauptelement der Kritik. Villemain besitzt eine bewundernswerthe Kenntniß der geheimen Memoiren der Literatur. Er vergleicht die Werke mit dem Leben der Autoren, er weist das Buch im Menschen nach; er erklärt die Fehler des Geschmacks aus den Schwachheiten der Seele; und beinahe immer — Preis sey dafür gesagt der göttlichen Gerechtigkeit! — hat das Talent da fehlgegriffen, wo es um die Moralität nicht gut bestellt war. Will man im Augenblick den Unterschied sehen, welcher besteht zwischen der Sprache eines tugendhaften, einfachen, durchaus aufrichtigen Mannes und den gesuchten Wendungen eines durch und durch egoistischen Schöngeists? Eine Stelle von ausnehmender Einfachheit, entnommen einem Briefe des guten Rollin — eine im höchsten Grad kalte und lächerliche declamatorische Wendung, welche Fontenelle entschlüpfte und von Villemain aufgegriffen worden ist, setzen Einen in Stand, das Herz der beiden Männer zu beurtheilen. Rollin schrieb an den protestantischen und philosophischen König Friedrich: „Ew. Majestät steigt vom Throne herab zu Ihrem Diener und findet dadurch Mittel, ihn Sich gleichzustellen und zu Ihrem Freund zu machen. Ja, Sire, das werde ich seyn mein ganzes Leben lang. Aber das genügt mir nicht; wie lang habe ich noch zu leben? Ich wünsche es zu bleiben die ganze Ewigkeit hindurch." Dieser Eine Wunsch sagt viel. — Und nun hören wir den weisen Fontenelle, wie er in der Akademie den Cardinal Dubois, den Nachfolger von Dacier, empfing: „Welche Ehre," sagte Fontenelle, „für Herrn Dacier, dessen Name, durch seine Arbeiten schon verknüpft mit dem eines Platon, Plutarch und Marc Aurel, jetzt auch verknüpft seyn wird mit dem des Cardinal Dubois!"

Welche glückliche Zusammenstellung! Welcher Ruhm für Dacier, der den Platon übersetzt hatte, daß er gerade im rechten Zeitpunkt starb, um seinen Platz in der französischen Akademie dem Cardinal Dubois räumen zu können! Wie gut erfunden ist die Vergleichung zwischen Marc Aurel und dem nichtsnutzigen Cardinal, der die Geschicklichkeit im Betrügen so weit brachte, daß er selbst den Cardinalshut stahl! Welch ein Zuwachs zu den Lebensbeschreibungen großer Männer von Plutarch — das Leben eines Dubois! Ich bin gewiß, Dacier, in seiner hellenischen Aufrichtigkeit, hätte dem Cardinal Dubois nie ein solches Compliment gemacht! Er hätte die Lobsprüche übertreiben, hätte den Kammerdiener des Regenten mit dem Cardinal Richelieu vergleichen können, dessen Seelengröße Dubois weit nicht besaß, oder mit dem Cardinal Mazarin, der eben so schlau und corrupt war wie Dubois, aber ein besserer Staatsmann als er; er hätte dem Dubois den Ruhm sämmtlicher Cardinäle der Welt und sogar aller Päpste opfern können; aber Marc Aurel! aber Platon! aber Plutarch! oh! diese Männer hätte der gute Dacier allen Premierministern Frankreichs und Englands nicht zum Opfer gebracht! Man sieht wohl, daß Fontenelle über die Alten spottete, und daß er den Modernen beinahe dieselbe Ehre anthat!

Leider ist dieß, trotz edler Ausnahmen, einer der charakteristischen Züge des achtzehnten Jahrhunderts. Voltaire erkaufte die Freiheiten, die er sich herausnahm, um Schmeicheleien, die ihm nichts kosteten, die ihm glatt vom Munde flossen. Ein erster Minister durfte fast immer sich überzeugt halten, sein bester Freund zu seyn. Die reinsten Reputationen der alten und der neuen Geschichte, die verehrtesten Namen, die eines Sully, Colbert, Marc Aurel, Sokrates kommen ihm in die Feder, um ein Compliment abzurunden und um eine schmeichelnde Phrase aufzustutzen, was ihn doch nicht abhält, dem siebzehnten Jahrhundert bittre Vorwürfe zu machen wegen der prunkenden Lügen in einigen Widmungen und Leichenreden. Ja, das siebzehnte Jahrhundert war auch schmeichlerisch, aber es ist beinahe immer, selbst im Uebermaaß seiner Schmeicheleien, noch würdig, weil der Schmeichelnde sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung hält von dem, welchem er schmeichelt, und nicht die Manier und das Ansehen eines Kammerdieners hat, welcher die Schwächen und Fehler seiner Herren studirt, um sich desto mehr in ihr Vertrauen einzuschmeicheln. Es ist eine Huldigung, eine Anbetung, ein Cult, wenn man will, aber ein aufrichtiger Cult, welcher der Größe, der Geburt, den hohen Würden geweiht ist — Mächten, an welche das siebzehnte Jahrhundert noch glaubte. Diesen Glauben hatte das achtzehnte Jahrhundert nicht mehr. Es schmeichelt und lacht innerlich über seine Schmeicheleien. Es hat das Wesen eines Höflings, nicht eines unterwürfigen und ehrfurchtsvollen Unterthans. Voltaire zwar liebte von Natur die großen Herren, so sehr er sie verachtete. Seine epikuräische Philosophie ist ganz gemacht für die vornehmen Leute und Steuerpächter, besonders für die Leute, die einen guten Appetit, Maitressen und eine Theaterloge haben; sie hielte sich schwerlich aufrecht ohne 100,000 Livres Renten. So schmeichelte denn Voltaire den großen Herren, den Reichen, den Mächtigen, zufolge einem natürlichen Hang, der um nichts achtbarer ist; er näherte sich ihnen vermöge einer Uebereinstimmung in leichtfertiger Moral und im Geschmack für die Pracht und den Genuß. Er behagte ihnen und gewann sie durch libertine Gedichte, und verstand sich trefflich auf die Kunst, seine Keckheiten in der Philosophie und selbst in der Politik unter dem Deckmantel einer lüsternen Erzählung einzuschwärzen.

Es thut mir leid um das achtzehnte Jahrhundert, und um seine in andern Beziehungen so schöne Literatur; seine Unsittlichkeit ist ein Flecken, den selbst so viele Beredtsamkeit und Genie nicht auszulöschen vermögen. Man fragt sich unwillkürlich, ob es mit dieser Philosophie ernst war, ob sie in der That zum Zweck hatte, den menschlichen Geist zu erheben und zu läutern, indem sie ihn freier machte, oder die Leidenschaften zu beschwichtigen, indem sie das Herz verdarb. Ich kann nicht finden, daß im Alterthum Sokrates und Platon, Cicero und Seneka, die sich doch gewiß nicht durch die Vorurtheile und den Aberglauben ihrer Zeit Fesseln anlegen ließen, die Geistesfreiheit, welche sie sich nahmen, dazu benützt hätten, um auch die Zügel der Moral erschlaffen zu lassen, welche die Regel des Herzens ist, während durch ein zu beklagendes Verhängniß, ich weiß nicht was für eine Luft der Sittenverderbniß selbst aus den ernstesten Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts Einem entgegenweht; immer findet sich in ihren

Werken, welcher Art sie immer seyn mögen, ein geheimes Plätzchen für die Sittenlosigkeit. Man hat Mühe, sich eine klare Vorstellung von dem zu bilden, was sie Tugend nennen, obgleich dieß Wort unaufhörlich und jeden Augenblick unter ihrer Feder wiederkehrt. Bei Voltaire soll, scheint es, Tugend die Kunst seyn, das Leben so viel als immer möglich zu genießen, und den Genuß mit einem gewissen Anstrich von Eleganz zu schmücken. Bei Rousseau ist die Tugend eine Exaltation der Phantasie, eine Art von philosophischem Mysticismus, der ganz in Träumen, in erhabnen Gedanken aufgeht, und sich nie zu dem bescheidnen und irdischen Bestreben erniedrigt, die Handlungen zu regeln und sie dem bürgerlichen Gesetz der Pflicht zu unterwerfen. Selbst bei Montesquieu erhebt sich die Tugend nie über den ziemlich plumpen und vielleicht imaginären Typus, den uns die Alten von der politischen Tugend hinterlassen haben. Steigt man tiefer, bis zu gewissen Schriftstellern zweiten und dritten Rangs im achtzehnten Jahrhundert herab, oh! wahrhaftig, da ist die Tugend ganz einfach das schamlos sich spreizende, declamirende, mit sich selbst zufriedne Laster. Man gesteht doch wohl, daß die Bijoux indiscrets einen seltsamen Eindruck machen neben dem prächtigen Philosophentitel, und daß Leibnitz oder Descartes, um nicht weiter hinaufzugehen, Mühe gehabt haben würden, die Philosophie und die Idee der Tugend in Jacques le Fataliste zu erkennen.

Wenn man ein System nach seinem letzten Wort und den Geist eines Jahrhunderts nach seinem Schluß und Ende beurtheilen muß — wäre etwa die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ein ganz roher und grüner Epicuräismus, ein brutaler Materialismus? Hätte das achtzehnte Jahrhundert etwa die Moral so eng verschwistert mit dem Christenthum gebunden, daß es nicht dieses anzugreifen vermochte, ohne auch jene zu zerbrechen? Hätte es sich genöthigt gesehen, den schlechten Neigungen des Herzens das Wort zu reden, um den Glauben zu erschüttern, und seinen Weg durch die sittliche Verdorbenheit zu nehmen, um beim Unglauben anzukommen? dieß wäre ein großes Lob und eine herrliche Apologie für das Christenthum! Wahr oder falsch in einem uneingeschränkten, im allerstrengsten Sinn, müßte das Christenthum wenigstens eine sehr außerordentliche *relative* Wahrheit haben und sehr weit vorgeschritten seyn in der Kenntniß des Menschen, um sich mit seinen edelsten Trieben und Neigungen, mit allen moralischen und socialen Wahrheiten zu identificiren! Hat man die Verirrungen des achtzehnten Jahrhunderts jener Art von schwindelhaftem Zug zuzuschreiben, der die Geister von einem Uebermaaß zum andern treibt, und die Mitte in der Freiheit nicht besser zu halten weiß, als in der Unterwürfigkeit? Ist es ein dem Menschen verhängtes Gesetz, daß man sich nur frei macht vom Joch um in die Zügellosigkeit zu verfallen, und konnte Voltaire nicht der Apostel der Toleranz seyn, ohne sich dem Cynismus und der Gottlosigkeit in die Arme zu werfen? Oder ist endlich die Unsittlichkeit der Schriftsteller dieser Zeit ein Fehler, der in der Zeit selbst liegt? Liegt eine Entschuldigung ihrer Immoralität in der Heuchelei der officiellen Prediger der Moral, und die ihrer Gottlosigkeit in dem Unglauben der Diener des Glaubens, die, als sie selbst nicht mehr glaubten, doch noch verfolgten; die Entschuldigung ihres ungestümen Eifers, auf die socialen Mißbräuche und Wahrheiten gleicherweise hineinzuschlagen, in dem Mangel an öffentlicher Freiheit? Hätte Voltaire öffentlich in Paris drucken lassen dürfen, was in seiner Philosophie Gutes und Gesundes ist — hätte er dann vielleicht nicht in Holland seine schlüpfrigen Verse und diejenigen Bücher, wo der Skepticismus bis zur Gottlosigkeit geht, heimlich drucken lassen. Oder in jedem Fall hätte die Freiheit einer Concurrenz religiöser und sittlicher Geister Raum gegeben, welche sich die Aufgabe gestellt hätten, der Zügellosigkeit die Spitze zu bieten, welche durch die Parlamentsbeschlüsse, die Bastille und die Censur nur geadelt, aber nicht erstickt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der sterbende Harold.

Nach Lamartine, von J. Duesberg.

Das Tagesgestirn berührt der Berge Gipfel
Und zieht, so scheint's, zum Himmel auf die Strahlen;
Gleichwie der Fischer, auf dem Kahne sitzend,
Am Abende sein flimmernd Netz aufzieht.
Der mild're Glanz des Himmels läßt das Auge
Weithin den lichten Horizont umfassen;
Die Schatten gleiten leisern Flugs; es bleicht
Des Lichtes Widerschein in düstre Tinten,
Und wie ein buntes Prisma mischt der Tag
Verglimmend seiner Farben matte Schimmer.
Mit ihm zugleich erlöschen Wind und Welle,
Jedweder Laut, die Stimmen der Natur:
Des Abends Flügel scheinen in den Schlummer
Alles zu weh'n; der Himmel hat nur *einen*
Ersterbenden Strahl, der Tag nur *einen* Seufzer

Am Fuß einer Cypresse ruhet Harold.
Sein Blick durchirrt den Ocean, die Küste,
Des Himmels Räume; lauschend dem Geplätscher (?)
Der Wellen und der fernen Wälder scheint er
Mit einem Luftgeist leis sich zu besprechen,
Indessen ihm zur Seite scherzet Ada.
Ihr liebend Auge sorgsam auf ihn heftend
Knickt sie des Feldes Blumen, die zu Handen
Ihr sprießen, schmückt sich Haar damit und Busen
Und knüpfet Kränze, die in ihren Spielen
Auf Harold's Schooße lächelnd sie zerpflückt.

Des Pindus und des Oeta schroffe Gipfel,
Getroffen von des Tages letztem Strahl,
Erheben hinter ihnen ihre jähen
Felspyramiden, wo vom lichten Schnee
In funkelnd buntem Widerscheine prallend
Die Sonne weithin in den Abend blitzt;

Und tief das goldene Gewölk durchfurchend
Schien sie ein lodernd Schiff das in dem Sturme
Zu scheitern drohte an den Feuerfelsen.
In sanftem Abhang sich allmählich senkend
Verlor der Berge Fuß sich im Gewässer;
Wo einem zweiten Himmel gleich das Meer sich,
Durch zärtres Blau das Aug' erquickend, wölbte.
Weit von der Küste warf darüber hin
Der Arakynthos seinen Schatten; im Golfe
Wiegten sich seine Wälder, seine Felsen,
Leise geschaukelt in des Wassers Spiegel.
Das Alcyonenmeer, so hold den Schiffern,
Rollte die Fluthen nicht in schaum'ge Furchen.
Balsam'sche Lüfte kräuselten die Fläche,
Und sanft zerrann die Welle in der Welle,
Durch keinen Laut das holde Spiel verkündend.
Zu Zeiten nur sprang eine Woge auf,
Zerstäubte flatternd dann in goldnen Schaum,
Wie eine Blum' aus Licht das Meer bekränzend.
Und ringsum in der Landschaft, in den Tönen
Und Elementen war Ein Zauber Alles,
War Alles Anmuth, Wohllaut, Harmonie;
Und Seel' und Blick, allmählich sich aufschwingend,
Erhoben sich zum Tone der Natur,
Wie des Concerts entzückende Accorde
Das Herz zu hohem Schwung allmählich stimmen.

„Du triumphirst, unsterbliche Natur!
— Sprach er, — indeß dein schwach Geschöpf entzückt
Von Schönheit zu dir aufblickt, und vergeht
Und stirbt; du triumphirst, denn du lebst fort!
Und kümmert's dich? In deinem Schooße, wo
Des Lebens Fülle überströmt, drängt Wesen
Auf Wesen sich, und fruchtbar ist der Tod,
Die Zeit müht sich vergebens ab zu zählen
Die Reihe deiner Tage: das Jahrhundert
Es stirbt und stirbt, du zeugest stets dich wieder!
Ein Stern erlischt am Himmel, du zündest ihn
Von neuem an; es tobt in deinem Busen
Ein Vulcan, du zehrst ihn auf; das Meer begräbt
In seine Fluthen dich? Du trinkest sie!
Im Kampf der Großen geht ein Volk zu Grunde?
Gedüngt mit ihren Leichen schmückt die Erde
Das fette Schlachtfeld mit dem Gold der Ernten.
Der Grashalm welkt, zerknickt zu meinen Füßen,
Die Eichel stirbt, es fällt der Mensch, doch du,
Du siehst sie nicht; im Augenblick wo er
Vergeht, strahlst jünger du und herrlicher;
Und ach! wie jetzt, scheinst du ihm hold zu lächeln,
In deiner ganzen Schönheit dich entfaltend,
Unsterbliche, dem Sterblichen zum Hohn!

Wie? der dich liebt, liebst du den nicht, Natur?
Siehst ungerührt du unsere letzte Stunde?
O kannst du nicht, da ich auf ewig scheide,
Mit einem Trauerflore dich verhüllen?
Es wär' der Tod mir minder herbe, dächt' ich,
Daß etwas doch in dir jetzt um mich weint,
Daß bleicher morgen auf den Rasenhügel
Des Tages Himmelslicht mir scheinen wird;
Daß Wind und Welle, des Baumes fallend Blatt
Sprechen: „Er ist dahin, so laßt uns schweigen
Auf seinem Grab". Doch nein, du glänzest morgen
Wie heut! weinst du, Natur, so wein' um ihn!
Es hat kein Wesen je, gewebt aus Staub
Und Flamme, deinen reinen Elementen
So innig seine Seele wohl vermählt;
Kein ird'scher Geist hat besser dich verstanden;
— Mocht' ich, der Wälder heil'ge Schauer athmend
Und melancholisch leis' durch ihre Schatten
Wie durch ein düstres Grabgewölbe schreitend,
Mit meinem Tritt allein das Echo stören;
— Mocht' ich auf hohen Bergen, auf dem strahlend
Luftigen eis, des Donners Rollen hören,
Indeß, wie blutig Feuer, Schlag auf Schlag,
Der Blitz, dem Stoße des Gewölks entfahrend,
Gleich wie des Donners Aug mir leuchtete;
— Mocht' ich, dem Wind das Segel anvertrauend,
Mich weiden an dem Anblick einer Woge,
Die unter meinem Schiff in Schaum zerfiel
Und mich auf ihren mächt'gen Rücken wälzte,
Wie mit dem schwachen Kind ein Löwe spielt!
Du wardst mir heiliger, je mehr ich litt,
Je mehr von meinem wunden Herzen sich
Der Mensch entfernte, desto süßer klang mir,
Den Schmerz beschwörend in der Einsamkeit,
Jenem Asyl des Unglücks, deine Stimme.
Und selbst noch jetzt, in dieser letzten Stunde,
Vermiß' ich nichts, indem mein Aug' sich schließt,
Nichts als die Mittagssonne, deren Strahl
Den grauen Grabstein morgen mir vergoldet!

Ja, einsam und der Güter, die das Herz wünscht,
Beraubt, würde durch dich die Erde mir
Zum Eden, wo, beglückt durch deine Schönheit,
Ich meine Ewigkeit mir schaffen könnte.
Wenn eines andern Wesens Auge nur
Mein heiß Entzücken dann zurück mir strahlte,
Gleichwie, Natur, dein Gott in dir sich spiegelt!
Ich könnte! — — doch ich sterbe! so lebt wohl,
Ihr Sonnen, die des Himmels Bläue wiegt,
Ihr flammumkränzte Tage, holde Nächte,
Des Abends und des Morgens leise Schimmer,
Ihr Wälder, wo Aurorens Thränen funkeln,
Ihr hohen Berge, wo die Nacht verdampft,
Vergeh'nde Wolken, die der Abend röthet,
Harmon'sche Aeste, die der Wind durchbraust;
Der Lüfte Zaubertöne, Seufzer, Klagen,

Der Wasser Lispellaut! rastlose Wellen,
Anmuth'ge Segel, auf dem Meere fliehend,
Sturm, wo mit dem Blitz der Tag aufzuckt und stirbt,
Ihr Wogen, die gebläht gleich einem Busen,
Der Athem schöpft, bald Schiff bald Ufer küsset!
Harmonisches Concert der Elemente,
Ihr Töne, Pausen, Rehe, Wohlgerüche,
Natur, Natur, leb' wohl! denn meine Stimme
Fleht ja zu dir vergebens! du entschwindest
Dem Blick, der dich anbetet. Doch der Tod
Wird diesen Körper, und was in ihm denkt,
Mit dir nunmehr bald inniger vereinen:
Der Luft, dem Licht, dem Wasser wiedergeben.
Den Elementen wird mein Staub sich mischen.
Ja, wenn die Seele die verschloss'ne Hülle
Sollt' überleben, so wird sie — —"

Die Glocke,
Gleich einer Stimme welche weint, verkündet
Die letzte Stunde eines Sterbenden.

Nisard über Melanchthon.

Wir haben neulich eine in Frankreich erschienene Biographie Luthers, vom katholischen Standpunkt aus geschrieben, in diesen Blättern besprochen, und lenken jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine Biographie des berühmten Freundes und Mitstreiters des Reformators, Philipp Melanchthons, welche Nisard in der Revue des deux Mondes gibt. Es ist ein nicht zu übersehendes Zeichen von der Richtung, welche die solidere französische Literatur nimmt, daß solche gründlichere Studien Männern eines fremden Volkes gewidmet werden, Männern aus frühern Jahrhunderten und dazu noch Theologen, und nach katholischer Anschauung, ketzerischen Theologen. Auch das scheint uns beachtenswerth, daß die Arbeit Nisards eine Stelle findet in einer Zeitschrift, welche keinen eigentlich wissenschaftlichen Charakter hat, welche keinem bestimmten Fach dient, sondern in die Sphäre der Literatur fällt, und häufig Poesien und Novellen gibt, obgleich allerdings unverkennbar ihr Plan darauf geht, mit der Unterhaltung vielseitige und gründliche Belehrung zu verbinden. Wenn solche Aufsätze, wie wir nicht bezweifeln, in Frankreich ein Publicum finden, so muß es dort doch keineswegs an ernstern Geistern fehlen, und wir Deutschen dürfen uns wohl die Frage vorlegen, ob nicht der Geschmack der gewöhnlichen Leser bei uns verwöhnter sey, das heißt: eine minder kräftige und positive, minder substantielle Nahrung verlange? Der geschichtliche Sinn der Franzosen ist durch ihre eigne historische Bedeutung nicht wenig geweckt und gefördert worden, und an die Geschichte, wäre es zunächst auch nur mehr die politische Geschichte, lassen sich nach und nach gar viele, ja wohl alle Interessen anknüpfen. So lange neben der allerdings jetzt stagnirenden poetischen und ästhetischen Literatur in Frankreich eine tüchtige historische Literatur sich behauptet, darf man an der Zukunft ihrer Literatur überhaupt gar nicht verzweifeln.

Die neulich besprochene Biographie Luthers betrachtete den Reformator, wie natürlich, vom religiös-kirchlichen und politischen Gesichtspunkte; die vorliegende Arbeit über Melanchthon dagegen geht mehr vom culturgeschichtlichen Standpunkt aus. Nisard hat früher schon, unter dem Titel: Berühmte Männer aus der Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften (de la renaissance), das Leben und die Leistungen von Thomas Morus und von Erasmus dargestellt; als dritten Mann stellt er jetzt Melanchthon dar. Seine Arbeit verräth ein fleißiges und gewissenhaftes Quellenstudium und sorgfältige Benützung der ihm zu Gebote stehenden deutschen Vorarbeiten und Hülfsmittel, und der Stoff ist anziehend genug bearbeitet, um ihm einen größern Leserkreis zu gewinnen. Auch fehlt eines der wichtigsten Erfordernisse für eine Biographie: daß der Biograph wirkliche Liebe für seinen Helden habe, keineswegs; der Verfasser, der nirgends im mindesten zelotisch auftritt, hegt die größte Bewunderung vor Melanchthon, als humanistischem Gelehrten, und ist überzeugt von der Reinheit seines Charakters, von seiner tiefen Gewissenhaftigkeit. Da wir voraussetzen dürfen, daß das Historische unsern Lesern im Allgemeinen bekannt sey, wollen wir nur einige Stellen ausheben, worin der Verfasser Reflexionen über seinen Helden oder über die Ereignisse anstellt.

Er erzählt, wie in dem Streit Reuchlins mit den Kölnern Melanchthon sich seinem Oheim Reuchlin anschloß und ihm beistand, und schreibt:

„Der Handel dauerte noch ums Jahr 1517, aber der Streit wegen des Ablasses machte den Hader der Mönche in Köln vergessen. Im Grunde war es eins und dasselbe; die Reformation lag am Ausgangspunkt aller Fragen. Der alte mönchische Katholicismus, derjenige, den selbst ein Bossuet zurückweis't, versperrte damals dem menschlichen Geiste alle Bahnen, und so mußte wohl alle Wißbegierde, aller Widerstand, alle Gelehrsamkeit ihm entgegentreten und ihn angreifen. Alles war gut um den Krieg anzufangen, weil Alles dem Feind entgegenführte. Eine bibliographische oder grammatikalische Streitfrage hätte, in Ermanglung von andern, das unermeßliche Problem der Reformation in Anregung gebracht; da Alles reif war zur Erörterung und Entscheidung, hätte es an jenem Handel genügt, um Deutschland in Bewegung zu setzen, wenn nicht der Skandal des Ablaßhandels es ganz offen und bloß dargelegt hätte."

Ueber das Verhältniß zwischen Luther und Melanchthon spricht sich Nisard so aus: „Im Anfang erschien weniger Luther dem Melanchthon, als vielmehr Melanchthon dem Luther als ein außerordentlicher Mann. Der letztere schien damals halb erschrocken über die Kühnheit seiner Thesen gegen den Ablaß und hatte darein gewilligt, den Kampf nicht fortzusetzen, wenn seine Gegner auch schwiegen. Seine Lage war kritisch. So sah

ihn also Melanchthon von vorn herein nicht in seinem vollen Glanze, und der Zauber, von welchem Bossuet spricht, wirkte nicht so plötzlich. Luther hatte noch nicht seine Gelübde, noch nicht den Papst abgeschüttelt und er war seines Lebens noch nicht sicher. Der den Melanchthon nachmals „unsern Achilles" nannte, war damals noch ein Mönch, der selbst erschrocken war über den durch ihn veranlaßten Lärm. Melanchthon dagegen kam in Wittenberg an, von Reuchlin ausgezeichnet, der gelehrten Welt von Erasmus angekündigt, überall hin berufen, wo er nicht war, überall beneidet, wo er gewesen. Erasmus selbst hatte Deutschland mit keinen natürlicheren und anmuthigeren Blättern erfreut, als die Aufsätze dieses Knaben waren. Melanchthon besaß all das Feuer des ersten Kampfes und all die Zuversicht des ersten Erfolges. Auch er hatte eine Reformation unternommen, die des gelehrten Unterrichts, ohne welche die religiöse Reformation fehlgeschlagen hätte, und es ging ihm nach Wittenberg voran der Ruf eines Gelehrten und Schriftstellers, der in Deutschland weit seltner war, als der eines Theologen. So war denn der Enthusiasmus auf Seiten Luthers, gegenüber dem Neuangekommnen, und die vorhandnen Urkunden lassen darüber gar keinen Zweifel übrig. Während Melanchthon von Luther in mehr als gemäßigten Ausdrücken redete, als von einem trefflichen Mann und ächten Theologen, spricht Luther von ihm in seinen Briefen immer nur mit Staunen. Melanchthon lebte anfänglich ganz der Literatur und dem Unterricht. Dieser erste warme Eifer für die Wissenschaften war der Grund, warum er sich zuerst von Luther nicht mitfortreißen ließ. Was Bossuet in so starken Ausdrücken von der Wirkung sagt, welche Luthers Schriften auf die gebildeten Geister in Deutschland ausübten, galt für Melanchthon im Anfang nicht, der sich nicht einnehmen ließ, als nachdem er sich dazu vorbereitet hatte. Aber dann geschah es mit um so größerer Gewalt, als seine Bewunderung ihm als eine wohlüberdachte Zustimmung erschien.

Wäre Melanchthon die Wahl frei gestanden, so ist kein Zweifel, daß er von den beiden Aufgaben, welche die Männer des 16ten Jahrhunderts zu erfüllen hatten, der literarischen und der religiösen, die erstere gewählt hätte. Er besaß weder den Charakter noch die Geistesart, wie sie für einen religiösen Reformator erforderlich sind. Zu viel Zweifel, und statt aller Leidenschaft vorübergehende Empfindlichkeit und Erbitterungen mehr gegen die Ideen als gegen die Menschen; keine Freude am Aufsehen und Lärmen, Abneigung gegen die Menge, der er ihren brutalen, blinden, allen Sophismen preisgegebenen Glauben nicht verzeihen konnte; ein praktisches, methodisches Talent, ein reinlicher, positiver Geist, der sich weniger rührte um zu herrschen, als um zu gehorchen — das waren die auszeichnenden Charakterzüge Melanchthons. Vor Luther war jene Wahl möglich, nach Luthers Auftreten mußte man für ihn oder wider ihn seyn. Nach kaum einjährigem Aufenthalte in Wittenberg fing er an den Einfluß Luthers zu empfinden. Dieser kam in eine weit günstigere und sicherere Stellung. Die Reformation begann nach Maximilians Tod von neuem ihren Fortschritt. Der Geist Luthers, befreit von dem was er in seiner kecken Sprache Anfechtungen des Teufels nannte, und was in der That Zweifel und Furcht des Fleisches war, hatte seine ganze Kühnheit wieder gewonnen. Er gewann Melanchthon durch jene außerordentliche Mischung von feurigem Ungestüm und von Subtilität vermöge jener Herrschaft, die er über alle seine Freunde ausübte und die sie beinahe alle, wiewohl widerstrebend und knirschend, bis ans Ende seines Lebens unter seinem Joch hielt. Nach der Leipziger Disputation, an welcher auch Melanchthon einigen Antheil nahm, kam er nach Wittenberg zurück, ganz und gar für Luther gewonnen. Nicht nur nahm er an seinen Arbeiten Antheil, sondern er rühmte und erklärte sie auch in Vorreden. Er gab seine Predigten heraus, warf sich in seine Streitigkeiten, und wie es gemäßigten Geistern begegnet, welche eben ihre Unabhängigkeit verloren, und sich einem heftigen Meister ergeben haben, er zeigte sich selbst auch leidenschaftlich und beleidigend zuerst in pseudonymen Antworten an die Gegner Luthers, und später, unter seinem eigenen Namen, als er ihn gegen die Verdammung der Sorbonne vertheidigte. Die überschwänglichsten Lobeserhebungen waren jetzt in seinen Briefen an die Stelle der früheren nüchterneren Aeußerungen über Luther getreten.

Bald nahm er noch weitern Antheil an der Sache. Er verfaßte kleine leichtfaßliche Aufsätze über die neue Lehre zum Gebrauch der Kinder und der Ungelehrten, und diese Aufsätze kamen in alle Hände. Dadurch kamen die neuen Dogmen in die Menge, welche bisher von der Theologie Luthers nichts begriffen hatte, als den Geist der Auflehnung und Neuerung, der sich unter den Textauslegungen verbarg. Jetzt hatte sich Melanchthon ganz hingegeben. In ihm personificirte sich die Methode der Reformation wie in Luther ihre Idee. Er glaubte sich noch frei, glaubte sich zurückziehen zu können, wenn er des Streites müde sey; aber schon gehörte er nicht mehr sich, und war für die gemeinsame Sache so unentbehrlich geworden, wie Luther."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1839.

Ein chinesisches Gastmahl zu Maimatschin.

Nach einem Vertrage zwischen China und Rußland ist Kiachta der einzige Punkt, wo der Handelsverkehr zwischen beiden Staaten getrieben werden darf. Hier ist der ganze innere Handel des nördlichen Asiens zusammengedrängt, und man trifft die Agenten der reichsten Kaufleute von St. Petersburg. Eben so wie der russische Handel mit China seinen Sitz in Kiachta hat, haben die Chinesen an der gegenüberliegenden Gränze ihres Reichs in Maimatschin eine Niederlage errichtet. Ein großer, umschlossener Raum trennt beide Städte von einander. An der russischen Seite ist ein Thor in deutschem Geschmack mit einem Wachhause, und an der chinesischen Seite erhebt sich eine prachtvolle Einfahrt, die mit mythologischen Figuren und Inschriften geschmückt ist. Das Innere von Maimatschin trägt ganz den Stempel einer chinesischen Stadt. Die Straßen sind gut angelegt, aber eng, und man sieht, wenn man sie durchläuft, nichts als nackte Mauern, nur da und dort von einer Thür unterbrochen, die immer verschlossen bleibt, denn die chinesische Sitte verlangt, daß jeder in sein Haus verschlossen bleibe, und die Außenwelt nicht erfahre, was in demselben vorgeht. Hinter diesen düstern Mauern liegen die Wohnungen. Jede derselben hat einen sehr geräumigen Hofraum, in welchen die Wohnzimmer und die Läden der Kaufleute gehen. Die Wohnungen sind gewöhnlich sehr reich eingerichtet, man sieht lackirte Tische, Spiegel, Gemälde, und die Böden sind mit Matten belegt. Das wichtigste Geräthe in dem Empfangzimmer ist der Divan, eine große Art Sofa, auf welchen sich die Chinesen nach orientalischer Sitte mit gekreuzten Füßen niederlassen. Jede Privatwohnung hat ihr kleines Blumenbeet, dessen Pflege eine der Lieblingsbeschäftigungen dieses merkwürdigen Volkes ist. Das Eigenthümlichste und Auffallendste dieser Stadt ist, daß sich durchaus keine Frau darin befindet. Kein weibliches Wesen erhält die Erlaubniß, sich dort niederzulassen. Wahrscheinlich ist dieses Gesetz durch die Nähe der Europäer veranlaßt. Ein russischer General, welcher kürzlich Gelegenheit hatte, Kiachta und Maimatschin zu sehen, hat einem englischen Journal — dem Travellers Magazine — die Beschreibung eines cerimoniellen Besuches, welchen er bei Tzin-Hoé, einem vornehmen Chinesen und Dsargutschei oder Hauptagenten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, abgestattet, in folgender Weise mitgetheilt.

Es wurde abgeredet, daß ich die Einladung zum Mittagessen bei Tzin-Hoé für den andern Tag annehmen, und inzwischen einen Adjutanten an ihn schicken solle, um ihn auf die gebräuchliche Art zu begrüßen. Den nächsten Tag begab ich mich in Begleitung des Gränzaufsehers, des Zolldirectors, einiger andern Beamten und einer Abtheilung Kosaken nach Maimatschin. Unser Amphitryon empfing uns an der äußeren Thüre seines Gemaches, und führte, nachdem er uns auf englische Weise mit einem Händedruck begrüßt hatte, uns in sein Empfangzimmer, wo er sich auf seinem Divan niederließ. Man brachte uns sogleich Thee in vasenförmigen Tassen, deren Untersätze die Form kleiner Schiffe hatten; nach diesem wurden getrocknete und eingemachte Früchte umher gereicht. Nachdem diese vorläufigen Ceremonien beendet waren, stellten wir uns gegenseitig unsere Officiere vor. Die Unterhaltung zog sich anfangs an allgemeinen Gegenständen hin, wir sprachen von unserm Alter, unsern Familienverbindungen, unserer Stellung in der Gesellschaft, dann ging das Gespräch in Beschreibungen von Waffen und Kleidungen über, und endlich suchte der neugierige Chinese durch geschickt eingeworfene Fragen den Grund meiner Reise zu erforschen. Die Umwege, die ich ihn deßhalb machen sah, machten mir viel Spaß, und da ich durchaus keine Ursache hatte, ein Geheimniß daraus zu machen, so sagte ich ihm offen, daß ich auf Befehl des Kaisers die metallurgischen Anstalten in Nertschinsk besucht, und die Lust mich angewandelt hätte, auch diesen interessanten Punkt unserer Gränze zu sehen. Ich weiß nicht, ob er meinen Worten Glauben schenkte, doch schien er wenigstens davon befriedigt, und es wird mir gewiß die Ehre zu Theil, in einem Bericht an Se. himmlische Majestät zu glänzen. Unsere Unterhaltung wurde mit Hülfe eines Dolmetschers geführt.

Als angekündigt wurde, daß aufgetragen sey, traten der Dsargutschei und ich Hand in Hand in den Speisesaal. Die Tischgesellschaft bestand aus fünf Gästen, und der Tisch war nicht viel größer als ein gewöhnlicher Spieltisch. Vor jedem

standen zwei Untertassen von Porcellan, wovon die eine leer, die andere zur Hälfte mit Essig gefüllt war. Wir hatten unsre Gabeln und unsre Messer mitgebracht, die Chinesen hatten eine Art kleiner Speiler, die sie so geschickt mit den großen drei Fingern der rechten Hand zu führen wußten, daß es ihnen selbst gelang, flüssige Speisen damit zu verzehren. Die Speisen womit der Tisch besetzt war, waren in eben solchen Untertassen, wie die, welche wir statt der Teller vor uns hatten, und die Gerichte bestanden aus kleinen Stücken Schweinefleisch, Schaffleisch, Geflügel und in Fett gebratenem Wildpret. Man nimmt die Speisen in die leeren Tassen, und tunkt sie, ehe man sie ißt, in den Essig. Fleischspeisen, Gemüse, Kraut, Gurken, Blumenkohl und süßes Backwerk wurden der Reihe nach herumgegeben. Zweiundfünfzig Tassen wurden uns hintereinander angeboten. Ich versuchte die meisten, theils aus Neugierde, und dann, weil der Dsargutschei nach den Regeln chinesischer Höflichkeit nicht aufhörte, uns die vorzüglichsten Stücke vorzulegen. Das Essen schloß mit acht verschiedenen Suppen. Diese Anzahl ist der höchste Grad chinesischer Etiquette, welche verlangt, daß die Zahl der Speisen, die aufgetragen werden, mit der Achtung, die man für die eingeladenen Personen hegt, im Verhältniß sey.

Wir hatten unser Brod mitgebracht, denn die Chinesen bedienen sich nie desselben. Kleine Vierecke von Silberpapier wurden uns unaufhörlich angeboten, um uns den Mund abzuwischen. Das Getränke bestand in einer Art Reisbranntwein von unangenehmem Geschmack. Wasser wurde nicht gegeben, und die Gläser hatten die Form von Liqueurgläsern. Die Mahlzeit dauerte ungefähr eine Stunde, die Unterhaltung war belebt und heiter, und drehte sich um die Sitten der chinesischen Frauen. Gewiß kömmt eine chinesische Mahlzeit dem europäischen Geschmack nicht sehr vorzüglich vor, aber ihr gehacktes Schweinefleisch und ihre Backereien haben keinen unangenehmen Geschmack. Ihre Speisen sind sehr reinlich zubereitet, die Küchen sind sehr rein gehalten und die Feuerung ungemein geschickt eingerichtet. Im Ganzen zeichnet sich die chinesische Küche mehr durch die Verschiedenheit als die Masse ihrer Gerichte aus, und sie wäre wirklich nicht so übel, wenn das Fett etwas mehr gespart würde. Das Gewürz und namentlich der Knoblauch herrscht vor, und das Schweinefleisch ist ihr Lieblingsfleisch. Nach dem Mittagessen kehrten wir wieder in das Empfangszimmer zurück, wo uns Thee und vorzügliches Confect gereicht wurde. Dabei bemerkte ich, daß die Art, wie die Chinesen ihren Thee bereiten, sehr verschieden von der unsrigen ist. Ein großer Napf wurde zur Hälfte mit schwarzem Peco gefüllt, welcher der geschätzteste oder wenigstens derjenige Thee ist, welchen sie am häufigsten nehmen; sie gießen siedendes Wasser darüber, und nachdem er einige Zeit gestanden, wird er in Tassen umher gereicht, ohne daß Zucker dazu gegeben wird. Man gewöhnt sich leicht an diese Art, ihn zu trinken, durch welche wirklich das Aroma desselben sehr erhöht wird. Der Thee, den wir bei dem Dsargutschei tranken, war eine ganz vorzügliche Art.

(Schluß folgt.)

Sleepy Hollow (das schläfrige Thal).

(Fortsetzung.)

Zusammen schritten wir über den geräumigen Kirchhof. Mit tiefer Verehrung pflegte er die Grashalme und Dorngebüsche niederzudrücken, welche die bescheidenen, gebräunten, halb in die Erde gesunkenen Grabsteine verdeckten, auf denen in holländischer Sprache die Namen der Patriarchen alter Tage, der Ackert, der Van Tasselt und der Van Warts bemerkt waren. Als wir auf einem der Grabsteine saßen, erzählte er mir die Thaten vieler dieser Ehrenmänner, und mein Herz erschrack, als ich von ihren großen Thaten in den Tagen der Vergangenheit hörte und überlegte, wie achtlos ich einst auf ihren Gräbern gespielt hatte.

Von der Kirche ging der ehrwürdige Diedrich weiter in seinen Nachforschungen das Thal hinauf. Der Geist des Ortes schien seinem künftigen Geschichtschreiber zuzujauchzen. Die ganze Natur war lebendig, ihn zu begrüßen. Die Wachtel pfiff einen Gruß aus dem Kornfelde, das Rothkehlchen trillerte ein Loblied aus dem Baumgarten, die geschwätzige Elster flog von Busch zu Busch mit rastlosem Flug und rief seine Annäherung in allen möglichen Tönen aus, kehrte sich dann wohl auch um, und starrte forschend in sein Antlitz, als ob sie Kenntniß von seiner Physiognomie nehmen wollte; auch der Specht schlug laut an den hohlen Apfelbaum an, und guckte dann recht klug um den Stamm herum, um zu sehen, wie der große Diedrich seinen Gruß aufnahm, während das Eichhorn an der Hecke hinsprang, und dann und wann seinen Schweif über seinen Kopf wegwarf, als Zeichen seines Hussa!

Der würdige Diedrich verfolgte seine Forschungen im Thale mit charakteristischer Pietät, trat traulich in die verschiedenen Hütten, und schwatzte mit den einfachen Leuten ganz in ihrer einfachen Weise. Ich gestehe, mein Herz war mit Bewunderung erfüllt, einen so großen Mann zu sehen, eifrig nach Erkenntniß suchend und demüthig sich betragend, um die Gunst der Niedrigsten zu gewinnen. Geduldig saß er auf dem dreibeinigen, hölzernen Stuhle, streichelte die Kinder, und nahm eine schnurrende Katze auf seinen Schooß, während er die alte, holländische Hausfrau nach seinem Willen zu thun bewog, und ihr lange Geistergeschichten entlockte, die sie bei dem Schnurren ihres Spinnrades fortspann.

Seinen größten Schatz historischen Krams fand er jedoch in einer alten, ziemlich spukhaft aussehenden Mühle, die zwischen Felsen und Wasserfällen mit klappernden Rädern, brausenden Strömen und allen Arten unheimlichen Lärmens sich befand. Ein Hufeisen, das an die Thüre genagelt war, um Hexen und böse Geister abzuhalten, zeigte, daß diese Mühle furchtbaren Besuchen unterworfen war. Als wir ihr näher kamen, steckte ein alter Neger seinen ganz mit Mehl bestäubten Kopf aus einem Loche über dem Wasserrade, grinsend und die Augen verdrehend, und sah aus wie der Spukgeist des Ortes selber. Der erleuchtete Diedrich erkannte in ihm sogleich den, welcher ihm jene unschätzbare Kenntniß aufschließen könne, die man nicht in Büchern findet. Er winkte ihn herab aus sei-

nem Nest, und saß eine Stunde lang neben ihm auf einem zerbrochenen Mühlstein an der Seite des Wasserfalls, ohne das Geräusch des Wassers und das Klappern der Mühle zu beachten, und ich glaube wirklich, daß seinem Gespräche mit diesem afrikanischen Weisen und den köstlichen Offenbarungen der guten Frau mit dem Spinnrade wir die erstaunenswerthe, doch wahre Geschichte von „Ischabod Crane" und dem „Reiter ohne Kopf" verdanken, die seitdem die Welt in Verwunderung gesetzt und erbaut hat.

Doch ich habe genug von den guten alten Zeiten in den Tagen meiner Jugend gesagt; laßt mich von dem Thale sprechen, wie ich es nach einer Abwesenheit vieler Jahre fand, als es mir glücklich vergönnt war, die Tummelplätze meiner Kindheit noch einmal zu besuchen. Es war ein köstlicher Tag, als ich mich jener geweihten Stätte näherte. Der warme Sonnenschein war durch einen leichten Schleier gemäßigt, als ob er der Landschaft ein träumerisches Ansehen geben wollte. Nicht ein Lufthauch bewegte das Blattgewebe. Die breite Tappansee war ohne Bewegung, und die Schaluppen schliefen mit herabhängenden Segeln auf seiner spiegelnden Fläche. Rauchsäulen erhoben sich von dem brennenden Reisholz träg aus den Falten der Berge auf der andern Seite des Flusses, und breiteten sich langsam in der mittleren Luft aus. Das entfernte Brüllen einer Kuh oder das mittägliche Krähen eines Hahns, das nur schwach das Ohr erreichte, schien die schläfrige Ruhe der Gegend eher hervorzuheben, als zu stören.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Galizien.

(Mitgetheilt von Elsner.)

Von Bielitz, der gewerbthätigen Gränzstadt von österreichisch Schlesien, geht man über die Weichsel nach Biala, der ersten Stadt in Galizien. Vergleicht man diese beiden Städte miteinander und zieht daraus einen Schluß, so fällt er zu Gunsten des neu betretenen Landes aus, denn Biala ist ungleich besser gebaut, und verräth mehr Glanz und Leben, wie Bielitz. Niemand aber nimmt diesen Schluß für richtig, der da weiß, daß Galizien ein Theil des ehemaligen Polens ist. Die Gränzmauth, die militärische Besatzung und das viele Fuhrwerk, welches von Krakau und Lemberg her seinen Weg hier durch nach den österreichischen Staaten nimmt, geben Biala eine Lebhaftigkeit, wie sie nur wenig Städte von dieser Größe haben. Wenn man nun noch, wie dieß bei mir der Fall war, an einem Sonntage hier ist, und die Eleganz der Einwohner sieht, in welcher sich die neuesten Wiener Moden spiegeln, so gefällt man sich hier ungemein gut, zumal es auch nicht an comfortablen Gasthöfen fehlt. Im Ganzen herrscht hier das deutsche Wesen noch völlig vor, und nur in den untern Volksclassen erkennt man den Polen.

Die Straßen, welche von hier aus nach Krakau und Lemberg führen, sind beide gut und trefflich unterhalten. Dieß und die geringen darauf zu zahlenden Mauthen machen das Fahren angenehm. Ich schlug die nach Lemberg ein. Eine Menge Volk wandelte auf derselben, weil die Umgegend nach Biala eingepfarrt und weil im Allgemeinen der Pole sehr religiös ist. Auch nach Bielitz wanderten Manche, und dieß waren Protestanten, denn dort ist eine evangelische Kirche, die einzige in weiter Umgegend.

Das Landvolk zeichnet sich hier durch seine anständige und hübsche Tracht aus. Die Männer gehen meistentheils in blaues Tuch gekleidet, und im Schnitt der Kleider tritt schon ein wenig die ansprechende polnische Mode hervor. Die Frauen lieben, wie alle Slavinnen, das weiße Linnen, in welches sie sich sehr geschmackvoll zu kleiden wissen. Insbesondere ist die Art, wie sie ihren Kopfputz zu ordnen verstehen, wahrhaft malerisch. Ein feines weißes Tuch wird so zusammengelegt, daß alle vier Zipfel sichtbar bleiben, dann wird es über den Kopf in der Art geschlagen, daß es ungefähr einen halben Zoll über den Haaren herunter auf der Stirn liegt; die beiden Flügel werden nun zurückgebogen und an den Seiten mit Nadeln befestigt. So liegt es wie bei den Vestalinnen und wallt hinten in schönen regelmäßigen Falten herab. Das Gesicht tritt dabei in seiner ganzen Bildung hervor, aber keineswegs schroff, indem die ein wenig an den Seiten hervortretenden Falten des Tuches dieß verhindern. Begegnet man nun ganzen Zügen also geschmückter Frauenzimmer, wie dieß z. B. bei Wallfahrten der Fall ist, so gibt dieß das herrlichste Landschaftsbild, weil diese weißen Gestalten die dunkeln der Männer heben helfen. Und zu dem allem kommt noch, daß es unter diesen Frauenzimmern eine Menge von hübschen Gesichtern gibt, die den Typus der Slavinnen mit seinen feinen Zügen völlig rein darstellen.

Die Gegend von Biela nach Seipusch ist romantisch schön. Sie bietet ein fortwährendes Thal, welches wie ein weit ausgedehnter englischer Garten vor dem Auge ausgebreitet liegt. Zur Rechten erheben sich die Karpathen, die von Jablunka herüberstreichen, in den mannichfaltigsten Gruppen, zur Linken läuft eine hohe Hügelkette mit jenen fast parallel. Das Land in diesem Garten ist fruchtbar und gut angebaut.

Seipusch ist ein Städtchen, wie es deren in Polen viele gibt: schlecht gebaut und voller Juden. Aber es herrscht darin vieles Leben, da zwei Straßen sich hier scheiden, wovon die eine nach Lemberg und die andere nach Ungarn führt. In dem vor der Stadt liegenden Gasthofe nimmt man auf weit hinaus Abschied von guten Häusern der Art. Eine zum Park umgeschaffene bergige Waldpartie dient den Bewohnern des Städtchens zum Lustorte. Die Straße nach Lemberg führt an ihr vorüber.

Jetzt tritt mit jedem Schritte das polnische Wesen mehr hervor: dürftige Menschen, nackte Kinder, wandernde Juden, Fröhner in großen Schaaren auf den Feldern des Herrn, tiefe Unterwürfigkeit des Volkes u. dgl. m., das sieht man hier zu allen Stunden. Charakteristisch ist die Bauart der Dörfer, die nicht, wie anderwärts, beisammenliegend, sondern an den Bergen umher einzeln und zerstreut zu sehen sind. Hier hausen die Gorallen, ein slavischer Volksstamm, welcher ein Verbindungsglied zwischen den Slovaken in Mähren und Ungarn und zwischen den Polen ausmacht. Ihre Kleidung, ein kuhhaarener brauner kurzer Mantel, knappe anliegende von grobem Wollenzeuge verfertigte Beinkleider und Sandalen sind die Nationaltracht, welche weit und breit bekannt ist, da diese Leute als Drathbinder, dann auch Kram treibend mit Hecheln und Mäusefallen, gleich den Savoyarden, viel in der Welt umherziehen. In ihrer Heimath leben sie, wo möglich, noch einfacher, wie auf ihren Reisen, sind dabei aber gesund, und durch ihr stetes

Bergsteigen, so wie dadurch, daß sie von frühester Jugend an aller Witterung ausgesetzt sind, und als Kinder meistentheils völlig nackend gehen, so kräftig und sehnig, daß sie die größten Strapazen ohne Unbequemlichkeit aushalten. Das macht sie denn auch geschickt zu einer Beschäftigung, welche sie häufig treiben, nämlich zum Schmuggeln. Längs der Gränze zwischen Galizien und Ungarn wohnend, haben sie dazu die beste Gelegenheit. Die, welche man in der Gegend trifft, von welcher ich hier eben spreche, empfehlen sich durch ihr Aeußeres und durch ihre Physiognomie mehr, wie die in der Gegend von Jablunka, denen eine gewisse Unheimlichkeit aus dem Gesichte leuchtet. In Ungarn hat man zu ihnen kein besonderes Vertrauen, und will die Erfahrung gemacht haben, daß sie gern Diebereien verüben, ja selbst vor Straßenraub nicht zurückschrecken. Dieß aber sagt man ihnen in Polen und Deutschland weniger nach. — In ihrem Hauswesen sieht es sehr armselig aus, und ihre Häuser sind meistentheils Hütten ohne Schornstein. Man kann sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man sich denkt, eine Fußreise durch diese Gebirge zu machen, und sich der Discretion dieser Bevölkerung zu übergeben. Das ist denn auch die Ursache, warum sich so selten Jemand zu solchem Wagstück entschließt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Hr. Boré in Armenien.

(Schluß.)

Wir glauben jedoch, die kleine Stadt Tiln liege etwas mehr westlich, wie dieß die Fundamentenlinie, die wir auf dem Wege nach dem Kloster der heiligen Jungfrau durch die Brachäcker hin erkannten, zeigt. Unsere Führer geleiteten uns hieher, um das Frühstück einzunehmen, und um die Pferde ausruhen zu lassen, bevor wir das Labyrinth der Gebirge beträten. Ein als wohlhabender Bauer gekleideter Greis empfing uns am Eingang. An seinem grauen Bart erkannten wir, daß er ein Priester sey. Mit rauher Stimme sagte Mehemet Ali zu ihm: „Heute kommen Christen zu dir, dieser Besuch wird den der Kurden, die gestern hier lagerten, wieder gut machen; erweise ihnen die gehörige Ehre, füttere unsere Pferde und schaffe uns schnell ein Frühstück.“ Halb zitternd führte uns hierauf der Greis durch einen schmalen Hof in eine Art von Schuppen, wo er uns auf schlechten Polstern Platz zum Sitzen anbot. Es waren zwei Frauen da, eine alte, sein Weib, und eine junge, deren Gesicht mit einem rothen Tuche zur Hälfte bedeckt war, diese war seine Schwiegertochter; bald kam auch sein Sohn, ein Priester wie er, um uns zu begrüßen. Die beiden Frauen knieten vor einem runden ziemlich tief in die Erde eingegrabenen Loche, das wie ein Ofen mit in Kuchen geformtem und an der Sonne getrocknetem Dünger geheizt wurde, und beschäftigten sich eifrig mit der täglichen und wichtigsten Hausarbeit. Sie machten gerade zur rechten Zeit Brod, dessen Bereitung in jenen Ländern ganz verschieden und hauptsächlich viel schneller ist, als bei uns. Der wenig aufgelaufene Teig ward in kleinen Kugeln auf einen Teppich gelegt. Die junge Frau bot sie nacheinander der Alten, welche dieselben durch eine rasche Bewegung der beiden Vorderarme in die Gestalt von Fladen ausdehnte, und sie an die heißen Wandungen des Ofens hielt, von wo sie nach einigen Minuten wieder abgenommen und uns vorgesetzt wurden. Außerdem brachte man uns Milch, Eier und weiße Feigen, so süß wie Zucker. Während des Essens näherten sich uns drei kleine Kinder, die in einiger Entfernung spielten, und betrachteten mit lüsternen Blicken unsere Speisen. Hr. Scaffi bot einem derselben ein Stück Käse an, es streckte die Hand aus, um es zu nehmen, da rief ihm der Alte mit drohender Stimme zu: „Gregor, es ist heute Freitag,“ und mit einem Blick auf uns fügte er bei: „Die hiesigen Christen essen an diesem Tage und am Mittwoch weder Eier, noch Butter, noch Milch.“ Das Kind, zu jung, um den Unterschied der Fasttage zu verstehen, verbarg sich in einem Winkel und weinte. „Dieser Tag ist also ein Fasttag?“ fragte ich den alten Priester. „Es ist Freitag,“ erwiederte er mit einem Pharisäer-Blick; „wie an den Festtagen essen wir so oft und so viel als wir wollen, nur enthalten wir uns der Eier, der Milch und der Butter.“ Erfreut, das Gespräch auf einen religiösen Gegenstand zu bringen, sagte ich ihm, mein Reisegefährte sey ein Priester aus Rom, dem Sitze des alleinigen Oberhauptes aller Kirchen, er und ich folgten in Beziehung auf die Enthaltsamkeit gern dem ohne Zweifel nachsichtigern katholischen Gesetze, indem wir weniger vollkommen seyen, als die Armenier; nichtsdestoweniger würde ich ihn lieber gleich uns Eier, Butter und Milch essen und an alle symbolischen Dogmen glauben sehen. Auf diese Bemerkung erwiederte er nichts, sie schien ihn zu verletzen, und um gleichsam von der Sache abzulenken, fragte ich ihn, welches von allen diesen Klöstern seit Einführung des Christenthums zuerst an die Stelle der Götzentempel nach der Versicherung der Geschichtschreiber seiner Nation getreten sey. Er erwiederte mit einer Art von Groll: „Ist das eine Frage? Dieses Kloster ist der heiligen Jungfrau geweiht, und gibt es im Paradies einen Heiligen über ihr?“ Ich verbeugte mich vor diesem Beweise, dem einzigen, den wir seinem geschichtlichen und kirchlichen Wissen entlocken konnten. Gewiß wird die armenische Kirche in das Urtheil des Greises, der mit seinem friedlicher aussehenden Sohn der Arzt, der Mönch und stellvertretende Priester des Klosters war, nicht einstimmen. Möge diese Kirche andrerseits aus unserem gutgemeinten Geständnisse Nutzen ziehen: daß nämlich mit Ausnahme Etschmiadzins, das einigermaßen an die katholischen Klöster erinnert, alle übrigen mit demselben Namen gezierten Häuser nicht besser aussehen, als einfache Bauernhäuser.

Hierauf machten uns alle diese armen Leute eine rührende Darstellung von den Gewaltthaten und Räubereien, welche die Kurden ungestraft an ihnen verüben. Die Frauen bereiteten so viel Brod nur, um von jenen Gästen, die sie täglich besuchen, und die, wenn sie und ihre Pferde satt sind, noch Geld verlangen, und bald ein Schaf, bald einen Sack Hafer mitnehmen, nicht ohne Vorrath überrascht zu werden. Das einzige, was sie achten, ist die Familienehre, welche jeder Muselmann als ein unverletzbares Heiligthum betrachtet. „Sagen Sie nicht, daß Sie im Kloster der heiligen Jungfrau abgetreten sind,“ empfahl uns der junge Priester, „denn morgen würden habsüchtige Besucher hieher kommen, um die Gabe uns zu entreißen, die wir, wie sie glauben werden, von Ihrer Milde erhalten haben.“

Merkwürdige gallische Münze. Man fand kürzlich auf dem rechten Ufer der Saone eine gallische Silbermünze, 18 Decigramme schwer, die auf der einen Seite einen rechts gewandten Kopf der Pallas mit dem Helme, auf der andern einen gleichfalls rechts gewandten dahin sprengenden Reiter mit dem Spieße zeigt. Ueber dem Pferde steht das Wort AVSCR. Man schreibt diese Münze der Stadt Tournay zu, und sie liefert eine Probe der eigentlich gallischen (autonome) Münzen, welche hinsichtlich der Kunst den römischen völlig gleichkommen. (Echo du Monde Savant vom 16 November.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1839.

Sleepy Hollow (das schläfrige Thal).

(Schluß.)

Ich betrat das Thal mit klopfendem Herzen. Gegen meine Besorgniß fand ich es nur wenig verändert. Der Gang des Geistes, der so reißende Schritte an jedem Flusse, jeder Landstraße gemacht hatte, war, wie es schien, noch nicht in dieses begünstigte Thal gekommen. Vielleicht herrschte noch immer der Zauberspruch vergangener Tage über dem Orte, und hielt die Fähigkeiten der Bewohner in glücklicher Genügsamkeit mit den Dingen zurück, wie sie ihnen die Vergangenheit überliefert hatte. Es waren immer noch dieselben kleinen Höfe und Wohnungen mit ihrem alten Hute für den haushaltenden Zaunkönig, ihren steinernen Brunnen, moosbedecktem Eimer und dem langen Wagebalken. Es waren immer noch dieselben kleinen Bäche, die herabrieselten, dem Pocantico ihren Tribut zu entrichten, während der Zauberstrom noch seinen alten Lauf, wie vor Alters, durch feierliche Wälder und frische, grüne Wiesen hinging; auch fehlte es an lustigen Feiertagsbuben nicht, die an seinen Ufern hinschlenderten, wie ich es gethan, ihre Haken ins Wasser warfen, oder ihre kleinen Schiffchen hinschwimmen ließen. Ich sah ihnen mit einer Art trüber Freude zu, und wunderte mich, ob sie wohl unter demselben Zauber der Phantasie ständen, der mir einst das Thal zu einem Feenland machte. Ach! ach! vor mir stand jetzt Alles enthüllt in seiner nackten Wirklichkeit. Die Echos antworteten nicht mehr mit Zauberstimmen, der Traum der Jugend war zu Ende, der Zauber des schläfrigen Thals war gebrochen!

Am folgenden Sonntage suchte ich die alte Kirche. Dort stand sie auf ihrer grünen Höhe unter den Bäumen; der Pocantico floß an ihr vorbei in einem tiefen, dunklen Strome, wo ich so oft geangelt hatte; dort breitete sich der Mühlteich, wie vor Alters, aus, mit den Kühen unter den Weiden an seinem Rande, knietief im Wasser, widerkäuend und mit ihrem Schwanze die Fliegen von ihren Seiten verjagend. Doch die Hand der Verbesserung war thätig gewesen an dem ehrwürdigen Gebäude. Die in Holland verfertigte Kanzel war durch eine im neuern Geschmack gebaute verdrängt, und die Vorderseite des halbgothischen Bauwerks war mit einem halbgriechischen Säulengang verziert. Glücklicherweise blieben die beiden Wetterhähne ungestört auf ihren Plätzen an jedem Ende der Kirche, und waren immer noch einander schnurstracks entgegengesetzt in allen Punkten windiger Wissenschaft.

Als ich die Kirche betrat, wurden immer von neuem die Veränderungen der Zeit sichtbar. Die Aeltesten um die Kanzel waren Männer, die ich in der fröhlichen Lust ihrer Jugend verlassen hatte, die aber in den heiligen Stand nachgefolgt waren, vor dem sie einst so viel Ehrfurcht hatten. Was mir aber am meisten auffiel, war die Veränderung des weiblichen Theils der Gemeinde. Anstatt der alten Gewänder häuslicher Arbeit und altholländischer Mode, sah ich französische Aermel, französische Mützen und französische Kragen und ein furchtbares Flattern französischer Bänder.

Sobald der Gottesdienst geendigt war, suchte ich den Kirchhof auf, wo ich in den vergangenen Tagen meiner Kindheit gespielt hatte. Mehrere der bescheidenen braunen Steine, auf denen in holländischer Sprache die Namen und Tugenden der Patriarchen erwähnt waren, waren verschwunden, und andere von weißem Marmor, mit Urnen und Kränzen und Bruchstücken englischer Grabstein-Poesie waren ihnen gefolgt, und bezeichneten das Eindringen der englischen Sprache in Geschmack und Literatur in dieser einst unverdorbenen Gemeinde.

Wie ich unter diesen schweigenden und doch beredten Denkbüchern der Todten hinstolperte, traf ich auf Namen, die mir bekannt waren, von denen die meisten während meiner langen Abwesenheit die Schuld der Natur bezahlt hatten. Einiger erinnerte ich mich als Genossen meiner Jugend, die mit mir auf demselben Fleck gespielt hatten, unter dem sie jetzt moderten; Andere, die in jenen Tagen die Blüthe der Hofbesitzer (yeomanry) waren, und im Sonntagstaat auf dem Kirchplatz prangten; noch Andere, die weißhaarigen Aeltesten des Heiligthums, einst in Ehrfurcht erweckender Heiligkeit um die Kanzel versammelt und stets bereit, die unzeitige Fröhlichkeit des leichtfertigen Buben zurückzuweisen, der, jetzt ein Mann, durch Jahre nüchtern gemacht, und in den Wechseln des Lebens geschult, gedankenvoll auf ihre Gräber niedersah. „Unsere Väter,“ dachte ich, „wer sind sie? — und die Propheten, können sie immer leben?“

Ich wurde in meinen Gedanken durch den Lärm eines Trupps müßiger Kinder gestört, die springend über den Ort herkamen, wo ich selbst so oft herumgesprungen war. Es wurde ihnen verwiesen, wie mir und meinen Spielgefährten es oft geschehen war, durch die Stimme des Küsters, eines Mannes von gesetzten Jahren und Betragen. Ich blickte ihm aufmerksam ins Gesicht; hätte ich ihn anderwärts getroffen, würde ich wahrscheinlich bei ihm ohne Bemerkung vorbeigegangen seyn; aber hier forschte ich nach den Spuren früherer Zeiten und entdeckte in den ehrbaren Zügen dieses Hüters des Heiligthums die verborgenen Lineamente eines derselben Spielgenossen, auf die ich angespielt habe. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft. Er setzte sich neben mich auf einen der Grabsteine, über die wir in unsern jugendlichen Spielen gesprungen waren, sprachen mit einander von unserer Knabenzeit und hielten erbauliche Reden über die Unbeständigkeit aller sublunarischen Dinge, wie sie die Scene um uns darbot. Er war reich an historischen Erinnerungen in Bezug auf die Ereignisse der letzten dreißig Jahre und im Umkreis von dreißig Meilen, und von ihm erfuhr ich die entsetzliche Revolution, die bald in der Umgegend eintreten würde. Alles das, bemerkte ich deutlich, schrieb er dem gerühmten Fortschritt des Verstandes oder vielmehr dem Alles durchdringenden Einfluß des Dampfes zu. Er beklagte die Zeiten, wo das einzige Verbindungsmittel mit der Stadt das wöchentliche Marktschiff war — die „Pächters Tochter," die unter der Leitung des würdigen Gabriel Regna den Gefahren des Tappan-See trotzte. Ach, Gabriel und „des Pächters Tochter" schliefen im Frieden! zwei Dampfboote rauschten und platschten täglich in dem kleinen ändlichen Hafen von Tarrytown. Der Geist der Speculation und der Verbesserung hatte selbst das einst so ruhige und ehrgeizlose kleine Dorp ergriffen. Die ganze Umgegend war in Stadtloose (town lots) zertheilt werden. Statt der kleinen Schenke unten am Berge, wo die Landwirthe an Markttagen zu sitzen und sich an Cider und Ingwerbrod zu erfreuen pflegten, schmückte ein stolzes Hotel mit Kuppel und Verandas jetzt den Gipfel mitten unter Kirchen, im griechischen und gothischen Styl gebaut, und zeigte die zunehmende Frömmigkeit und kleinen Geschmack der Nachbarschaft. Die holländischen Trachten und Sonnenmützen (sunbonnets) wurden nicht mehr geduldet, man dachte nicht mehr an sie, nicht eine Pächterstochter ging jetzt der Mode wegen in die Stadt, nein, eine Putzmacherin aus der Stadt hatte sich neulich im Dorfe niedergelassen, die die Köpfe der ganzen Umgegend zu reformiren drohte.

Ich hatte genug gehört! Ich dankte meinem alten Spielcameraden für seine Nachricht und ging von der Kirche des schläfrigen Thales mit der traurigen Ueberzeugung hinweg, daß ich die letzten Spuren der guten, alten, holländischen Zeiten in dieser einst begünstigten Gegend gesehen hatte. Wenn irgend etwas noch nöthig wäre, um diesen Eindruck zu bestärken, so würde es die Nachricht seyn, die ich eben erhalten habe, daß in dem kleinen, eben genannten, aufstrebenden Hafen eine Bank errichtet werden soll. Das Schicksal der Umgegend ist sonach entschieden. Ich sehe keine Hoffnung, es abzuwenden. Die goldene Mittelmäßigkeit ist zu Ende. Das Land soll plötzlich mit Reichthum überschüttet werden. Die noch vor kurzem einfachen Landleute müssen Bank-Directoren werden, und Claret und Champagner trinken, und ihre Frauen und Töchter in französischen Hüten und Federn prangen; denn französische Weine und französische Moden halten gewöhnlich mit Papiergeld gleichen Schritt. Wie kann ich hoffen, daß selbst das schläfrige Thal dem allgemeinen Erwachen entgehe? In einer kleinen Weile wird, fürchte ich, der Schlummer der Jahrhunderte zu Ende seyn, der Klang des Piano's wird dem Schnurren des Spinnrades folgen, der Triller der italienischen Oper dem näselnden Ton von Ischabod Crane, und der Freund der alten Zeit, der das Thal besucht, kann in seinem Unmuth, daß er nichts findet, Alles, was ich von dieser einst bezauberten Gegend berichtet, am Ende für eine Fabel erklären.

Ein chinesisches Gastmahl zu Maimatschin.

(Schluß.)

Während wir an dem Nachtisch waren, zog sich unser Gastwirth in sein Zimmer zurück, um seine Kleider zu wechseln — es ist eine Höflichkeitsbezeugung in China, wenn man nach der Mahlzeit frische Toilette macht. Als der Dsargutschei zurückkam, hatte er einen schönen, seidenen Rock von herrlicher brauner Farbe an, und eine Weste von blauem, broschirtem Atlaß. Er ließ uns mehrere Merkwürdigkeiten sehen, Bücher, Waffen und dgl., und erbot sich, bis das Theater angehe, uns in den Haupttempel zu führen. Dieser Tempel, welcher den chinesischen Häusern glich, welche die ganze Welt kennt, war viereckig, mit einem langen, vorspringenden Karnieß, welches auf Säulen ruhte, die rings um das Gebäude herliefen. Es gibt nichts Seltsameres, als die Masse von Gemälden und Verzierungen, welche auf diesem Karnieß angebracht sind. Die Säulen sind vergoldet, und mit Inschriften bedeckt, an den Mauern sind mythologische Sinnbilder und Sprüche aus den heiligen Büchern aufgezeichnet. Das Innere des Tempels ist in drei Abtheilungen getheilt: die Gottheiten stehen in Nischen, vor welchen Tische aufgestellt sind, auf denen brennende Wachslichter, einige mit Wasser gefüllte Gefäße, und verschiedenes Rauchwerk nebst den Opfergaben stehen, welche meistens aus Blumen, Korn und ähnlichen Dingen bestehen. Draperien und Fahnen hängen über die Tische herein, und entziehen das Bild der Gottheit dem Auge des Beschauers. Die Wände sind mit Goldverzierungen und Freskobildern von den lebhaftesten Farben geschmückt. Diese Gemälde stellen die ausgezeichnetsten Handlungen oder Begebenheiten aus dem Leben derjenigen Gottheiten vor, denen der Tempel geweiht ist, und namentlich die Kämpfe, in welchen der Berühmteste von ihnen sich zu dieser Oberherrschaft empor geschwungen hat. Wenn man sich den Nischen nähert, in welchen die Gottheiten stehen, die man bei dem Eintritt in den Tempel nicht sehen kann, so ist es fast unmöglich, nicht stumm zu werden vor Verwunderung, ja fast vor Schrecken bei dem Anblick dieser seltsamen Figuren, die ungefähr 20 Fuß Höhe haben, und deren Züge

gräßlich sind. Ihre Bekleidung ist eben so seltsam, wie ihre Gesichter, und alles, was sie umgibt, ist mit so viel Sorgfalt und Kunst geschnitzt und gemalt, daß es von sehr geschickten Künstlern zeugt. In dem Tempel, den ich besuchte, waren neun Gottheiten, die in drei Gruppen zertheilt standen. In der Mitte desselben war Fo, umgeben von seinen Schülern, die zu seinem Erfolge beitrugen. An der unteren Seite des Tempels sah man die Gottheiten des Krieges, der Gerechtigkeit, des Handels und des Ackerbaues, nebst noch mehreren anderen Gottheiten niederern Ranges. Der Gott Fo war der einzige, der mit gelbem Atlaß bekleidet war, eine Farbe, die den Chinesen für heilig gilt, und die nur der Kaiser das Recht hat zu tragen. Mir war der Tempel von Maimatschin eines der merkwürdigsten Dinge, die ich auf meinen Reisen gesehen habe.

Die Stunde des Theaters war indeß herangekommen, und wir begaben uns in die Loge des Dsargutschei. Das Theater hatte Aehnlichkeit mit denen, welche man während der Volksfeste in den Champs-Elysées errichtet. Es war mit vielem Geschmack auf chinesische Weise geschmückt, mit einem vorspringenden Karnieß umgeben und sehr gut bemalt. Inschriften waren in der Höhe und auf den Säulen des Vordergrundes angebracht. Die Rollen der Frauen werden von hübschen Knaben von ungefähr 15 Jahren gegeben. Die Zuschauer sitzen im Freien, nur der Dsargutschei und die bedeutendsten Kaufleute haben Logen, die dem Theater gegenüber stehen. Das Stück, welches aufgeführt wurde, war ein Melodrama, und die Zwischenacte wurden mit Instrumentalmusik ausgefüllt. Man muß diese fürchterliche Musik gehört haben, um sich einen Begriff von den Mißtönen machen zu können, die hervorgebracht werden von ungeheuern Klarinen ohne Klappen, sechs Fuß langen Flöten, die von Cymbeln, Tam-Tams und einer Art Trommel begleitet werden, die man eine Stunde weit hören kann, und die alle endlich noch von abscheulichen Seetrompeten übertönt werden. Das Sujet des Stückes war aus der Geschichte von China genommen. Ein Kaiser wird vom Thron gestoßen durch einen Aufrührer, der sich für vom Himmel inspirirt erklärt und dadurch das Volk an sich zieht. Der Kaiser stirbt im Gefängniß, und die Kaiserin zieht sich in eine entfernte Provinz zurück, wo es ihrem Muth und ihren Anstrengungen gelingt, wieder einen Theil ihrer Unterthanen an sich zu ziehen; sie bekämpft den Thronräuber, tödtet ihn mit eigener Hand, und setzt ihren Sohn auf den Thron. Dieß Alles war mit Spielen und Kämpfen untermengt, die viel lächerlicher waren, als diejenigen der kleinen Theater in den Hauptstädten Europa's.

Nach allem was ich erfahren konnte, sind selbst die vornehmsten Chinesen in Maimatschin sehr unwissend in Allem, was sie nicht persönlich betrifft, wenigstens geben sie sich das Ansehen, es zu seyn. Sie betrachten sich als allen andern Völkern weit überlegen, oder vielmehr, sie halten alle andern Völker für Barbaren, die kaum um etwas besser seyen als Hunde. So z. B. war es dem Dsargutschei ganz neu, daß es ein französisches Volk gebe. Sie kennen in Europa bloß Engländer und Portugiesen, und glauben, die Russen seyen in Asien. Für dasjenige aber, was ihre Eigenliebe oder ihren Vortheil betrifft, haben die Chinesen ein gediegenes Urtheil und ein sehr richtiges Gefühl, welches die Stelle des Unterrichts bei ihnen vertritt. Das Volk darf man wegen seiner Vorurtheile nicht anklagen, wohl aber die hochmüthige und unwissende Regierung, die es eingesperrt hält, und ihm jeden Umgang mit andern Völkern verbietet. Ich weiß, daß das chinesische Volk durchaus nicht dagegen wäre, wenn die Welt ihm offen stände, sie fühlen wohl, was sie dabei gewinnen würden; aber nur mit Zittern wagt es eine kleine Anzahl von ihnen über diesen Gegenstand mit Fremden zu reden, denn sie wissen, daß die fürchterlichsten Strafen denjenigen bedrohen, der es gewagt, einen solchen Wunsch zu äußern, — der dennoch überall verbreitet ist.

Reiseskizze von Galizien.

(Schluß.)

Immer bergauf und bergab geht es über die Ausläufer der Karpathen nach Osten fort. Der Unterhaltung gab es, da ich hier reiste, genug, da gerade die Kartoffelernte war, welche fast die sämmtliche Bevölkerung auf die Felder zog. Diese Frucht wird in den hiesigen Gegenden sehr stark angebaut, und macht einen Haupttheil der Nahrung aus. Eigenthümlich erschien es mir als Deutscher, daß ich so häufig Juden als Aufseher bei dieser Ernte sah. Die Sache ist aber die. Sie sind fast durchgehends Pächter von den herrschaftlichen Branntweinbrennereien, und miethen viele Ackerstücke, um darauf Kartoffeln zu bauen. Die Landleute sind bei ihnen fast alle verschuldet, und da es denselben an baarem Gelde fehlt, so bezahlen sie entweder mit ihrer Händearbeit oder mit ihren Producten. Da kommt es denn nicht selten vor, daß sie die meiste Zeit, die ihnen von der Frohne, welche sie der Herrschaft zu leisten haben, übrig bleibt, für den Juden arbeiten müssen. Wie es unter diesen Umständen mit ihren kleinen eigenen Oekonomien bestellt sey, das ergibt sich wohl von selbst.

Ich kam nach Sucha, fand im dasigen Wirthshause viel Einkehr, und glaubte Alles zu treffen, was ich etwa bescheiden wünschen könnte. Ich täuschte mich jedoch, und bekam nicht einmal Kaffee zum Frühstück. An Unterhaltung fehlte es jedoch nicht. Ein junger Capuciner hatte seine Tafel in einem mit Stroh gepolsterten Bauernwagen, seiner Reise-Equipage, aufgeschlagen. Ein Topf mit Butter, daneben ein weißes Brod, waren mir, nachdem ich im Wirthshause so wenig bekam, eine wahre Leckerspeise, und es fehlte wenig, daß ich mich nicht bei ihm zu Gaste bat. Ein Cavalier hatte vor der Hausthüre Posto gefaßt, und rauchte, als wäre er ein Ungar, seine Pfeife mit einer Art, die mich hätte reizen können, seinem Beispiele zu folgen, wenn ich nicht für diesen Lebensgenuß rein aller Empfänglichkeit baar wäre. In der Wirthsstube hatte ein Hausirer seinen Kram ausgelegt, und einen Kreis um sich versammelt, wo Alles mit lüsternem Blicke nach den bunten Sachen schaute, aber nur die Wirthin Einiges kaufte.

Wenn man hier und in so vielen Ortschaften Galiziens zum Theil völlig nackte, zum Theil nur mit Lumpen behangene Kinder herumgehen sieht, und wenn man weiß, wie die Kartoffeln die Hauptnahrung der Masse sind, und wie man sein einziges Labsal im Branntwein findet, so erstaunt man in der That, daß es noch so viele kräftige und

wohlgebildete Menschen unter diesem Volke gibt. Nur die Unverwüstlichkeit dieses Stammes kann die Erklärung dazu geben.

Welch eine Gewalt die aus den Karpathen strömenden Gewässer haben, davon sieht man allenthalben die augenscheinlichen Beweise in den Wasserbetten. Aus jeder Hauptrille des Gebirges stürzt sich nach einem starken Regen ein Strom, und ein jeder derselben bringt eine Masse von Steinen mit. Wenn nun das geschieht, so nehmen die Flüsse ein zehnmal breiteres Bett, als wie ihr gewöhnliches, ein, stürzen sich über die Thalebenen hin und richten große Verheerungen an. Von welcher Art solche sind, das konnte ich diesen Herbst deutlich genug sehen: denn es hatte der starke Regen zu Ende August sich vorzugsweise über die Karpathen ergossen, und alle größern und kleinern Bäche und Flüsse hatten einen ungewöhnlich hohen Stand eingenommen. Die in die Thäler herabgeführten Steine lagen in solcher Menge und mitunter von solcher Größe umher, daß man über die Gewalt des Wassers nicht genug staunen konnte. Selbst da, wo für gewöhnlich kein Wasser fließt, hatten sich reißende Ströme ergossen, deren Bett viele Klafter breit und dicht mit Steinen übersäet war. Sieht man dieß, so findet man es begreiflich, wie die Hauptströme, welche diese wilden Gewässer aufnehmen, anschwellen müssen, und welch eine Höhe die Weichsel erreichen muß, in welcher sie zuletzt alle zusammen kommen.

Die Straße geht mitunter lange Strecken in engen Thälern fort, in denen ich die verwüstende Wuth des Wassers recht sehen konnte. Brücken waren zerstört, Feldstrecken versandet, und Häuser waren in Gefahr gewesen, weggerissen zu werden. Nahe hinter Jordanow fand ich bei einem jüdischen Gastwirthe gute Unterkunft. Ich würde dieß nicht hier anführen, wenn es nicht in Polen von Wichtigkeit wäre, dieß zu wissen, weil man dort oft genug auf weiten Strecken kaum gutes Brod erhalten kann. Die Gegend um diesen Ort ist lieblich, und wäre die Bevölkerung eine andere, so würde man sich da recht behaglich fühlen.

Hinter dem hier gedachten Orte bog ich von der Lemberger Straße rechts ab in die, welche nach Ungarn führt. Zum Theil ist diese gebaut, zum Theil aber noch im Naturzustande. Wie sie zur Zeit der Nässe seyn mag, davon konnte ich mir eine Vorstellung machen, wie ich sie jetzt bei Trockenheit sah.

Ueberraschend treten von hier an die Spitzen und Hörner der Karpathen hervor. Wie ein ungeheurer, mit Thürmen und wunderbaren Befestigungen versehener Wall dehnen sie sich vor dem Auge aus. Immer überragt eine Spitze die andere, wovon die höchsten sich über 8000 Fuß über das Meer erheben. Stehen sie gleich mit dieser Höhe gegen die süddeutschen und schweizerischen Alpen zurück, so imponiren sie dennoch eben so, wie jene, auch glänzen auf ihrer nördlichen Seite die Gletscher gerade so hell, wie dort. Man wird von diesen Spitzen und Hörnern hier jedoch fast mehr überrascht, wie dort, weil im Ganzen der gegen 200 Meilen lange Karpathenzug nur überall aus abgerundeten Bergen und langen Kämmen besteht, die hier auf eine Länge von etwa 12 Meilen im Liptauer und Zipser Comitate so schroff emporschießen.

Wer weiter hin einen guten Gasthof sucht, der findet ihn beim Wiener. Ein geborner Wiener, ein Tischler seines Handwerks, hat ihn angelegt. Von Jordanow bis zu ihm ist es eine halbe Tagreise. Von hier an hat man die Gränze von Ungarn schon immer ziemlich nahe zur Seite, bis man endlich nur durch den Fluß Dunajec davon getrennt ist. Aber nun öffnet sich das romantische Land. Einige alte Burgen stehen dieß- und jenseits des Flusses, der an Wuth alle seines gleichen übertrifft. Weit über sein Bett hinaus hatte er sich vor kurzem ergossen, und in seinem Laufe grausende Verheerungen angerichtet. Bei seinem starken Fall und vermittelst des vielen Gesteines, über welches er weg- und woran er stets vieles mit fortrollt, macht er ein stetes Geräusch und Getöse, welches man auf eine ziemliche Entfernung hört. Er entspringt an der Tatra, nimmt aber bald eine Menge von Bächen, die aus den Karpathen kommen, auf, so daß er schon 10 Meilen von seinem Ursprunge ein reißender Strom ist.

Auf einer Anhöhe vom Wiener nach der ungarischen Gränze bietet sich eine herrliche Ansicht der Karpathen, die besonders durch ihre Vorberge interessant wird, indem diese ein genaues Modell von jenen sind, und was noch wunderbarer ist, so stehen im Bett des Dunajec einige Felsen hervor, welche im verjüngten Maaßstabe die Spitzen der Karpathen treu darstellen. Man wird durch dieß Alles gleichsam darauf gestoßen, anzunehmen, daß diese Gebirge Erhebungen sind, welche so zu sagen bei einem Athemzuge der Erde in die Höhe stiegen.

Die alten Burgen erinnern an die Vorzeit, in welcher ihre Besitzer sich blutig befehdeten, die aber auch den Einwohnern oftmals zu Zufluchtsörtern bei den blutigen Wirren dienten, die diese Gegenden trafen.

Endlich kommt man an eine Brücke, über welche man, als ich sie passirte, fast nur mit Lebensgefahr kam. Das Wasser hatte sie nämlich zerstört, und sie hatte in aller Eile wieder hergestellt werden müssen. Am jenseitigen Ufer ist man in Ungarn, was man aber, wenn man Land und Volk betrachtet, nicht inne werden würde, wenn einen nicht die Gränzmauth daran erinnerte.

Bekanntlich hat man auf den ungarischen Landtagen schon den Plan angeregt, es möchte Galizien mit Ungarn vereinigt werden. Sieht man aber, was die österreichische Regierung bereits für Galizien gethan hat, und wie es im Laufe der Zeit mit den andern Erbstaaten verschmolzen ist, so kann man einen solchen Plan wohl als geradezu unausführbar betrachten. Ueberdieß bilden die Karpathen eine so markirte natürliche Gränze, daß auch schon darum eine Vereinigung beider Länder keineswegs als nothwendig erscheint. Sehen wir ferner auf die Bevölkerung, so haben die Galizier allerdings eine große Zahl von Stammverwandten in Ungarn, aber es hegen die Slaven und Magyaren wenig Nationalsympathie gegen einander, und wenn sich unter manchen Umständen eine solche zu zeigen schien, so war sie mehr auf politische Ansicht, als auf nationale Zuneigung gegründet.

Kalevala. Vor mehreren Jahren wurde in Finnland ein mit diesem Namen bezeichnetes großes Nationalepos entdeckt, eine Sammlung mythisch-heroischer und mythisch-idyllischer Lieder, die unter einander zusammenhängen und einen geschlossenen Kreis bilden; diese merkwürdige Entdeckung, welche ein Doctor Lönroth zu Kajana auf eine Weise machte, die an Macpherson und Ossian erinnert, ist als ein historisches Factum schon ziemlich allgemein bekannt, aber noch ist wenig Näheres darüber berichtet worden. Das „Helsingfors Morgonblad" hat indeß seit einigen Jahren Stücke einer Uebersetzung mitgetheilt, und aus diesem wiederum die schwedische Zeitschrift „Mimer" ein artiges Bruchstück, „Kalevala's Entstehung." Der Ton des Liedes ist derselbe, wie er in den vor einigen Jahren (bei J. G. Cotta 1834) erschienenen finnischen Runen herrscht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November)

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1839.

Charkoff und die Ukraine.

(Von J. G. Kohl.)

In alten Zeiten, als noch das alle Russen beherrschende Großfürstenthum seinen Mittelpunkt in Kiew hatte, mag der kleinrussische Stamm der vornehmste in ganz Rußland, und ganz Kleinrußland mag zu jener Zeit unter einem und demselben Scepter vereint gewesen seyn. Bei dem Verfalle des alten, von den Warägern gestifteten Großfürstenthums bildeten sich eine Menge kleiner Malorossianischer Fürstenthümer zu Halitsch (Gallizien), Wolodimir (Lodomirien), Tschernigow u. s. w. Diese wurden mit der Zeit eine Beute der Tataren und Polen, besonders der letzteren, die mit dem Verfalle des Mongolenreichs immer mehr und mehr alles kleinrussische Land sich aneigneten. Von den Polen bedrückt, wanderten beständig große und kleine Partien von Kleinrussen aus, besonders die unverheuratheten, trotzigen und waffenfähigen jungen Leute (Kasakki*), die sich in mehrere politische Gesellschaften in den wüsten Steppen, besonders an den Mündungen des Dniestr, Dniepr, Don u. s. w. niederließen, und hier theils auf ihre eigene Hand, theils für Rechnung Anderer (der Tataren, Türken, Polen, Großrussen u. s. w.) und in Verbindung mit ihnen raubten und plünderten. Es gab eine ganze Menge solcher kleiner auf diese Weise begründeter Kasakenstaaten, an deren Spitze als Präsident und General der Republik ein Hetman*) stand. Durch wiederholte Auswanderungen bei verschiedenen Gelegenheiten besiedelten diese Kasakencolonien allmählich das ganze südliche Steppenland, das sie nach und nach den Tataren entrangen, bis an die Wolga und den Ural hin, ja sogar über diesen hinaus in Asien hinein, wo eine sehr weit nach Osten hinausgestoßene Kasakencolonie Sibirien eroberte, welche Eroberung dann später erst den Moskowitern zu Gute kam. Die mächtigsten dieser Kasakenstaaten waren die Dniepr'schen, Saporog'schen und Don'schen Kasaken, mit zu verschiedenen Zeiten wechselnden Residenzen.

Die Kasaken waren zur Zeit der Blüthe ihrer Unabhängigkeit der Schrecken aller an ihre Steppen gränzenden Länder, und da sie eben so geschickt und kühn ihre kleinen Boote lenkten, als sie gewandte Reiter waren, auch die Plage aller an das schwarze Meer stoßenden türkischen Provinzen. Auf eigene Hand sowohl als auch auf Veranlassung der Polen und Russen überfielen und plünderten sie häufig Trapezunt, Sinope, Konstantinopel und andere türkische Städte, bewiesen sich aber auch den Moskowitern und Polen, denen sie wechselsweise zur Seite standen, eben so oft feindlich.

Als das Reich der Moskowiter sich immer kräftiger entwickelte, wurden sie allmählich durch Vertrag, theils durch Gewalt und Gewöhnung mit diesen verbunden, und jetzt stehen sie alle unter dem Scepter des Zaaren, mit Ausnahme einiger weniger jenseits der Donau siedelnder, die nach dem Padischah dienen. Schon vor Alexei Michailowitsch hatten Kasaken sich mehrfach an die Moskowiter angeschlossen, so z. B. die sibiri-

*) „Kasak," ist ein kleinrussisches, im großrussischen Lexikon unbekanntes Wort, welches im Ganzen so viel bedeutet, als „freier Mann," d. h. „frei" — von Banden aller Art, daher im Gegensatz der panski- oder gospodski (Herrenleute) ein „Leibfreier," daher auch im Gegensatz der durch eheliche Bande gefesselten ein „Hagestolz," und da sich kein Mann frei erhalten kann, der sich nicht auch seiner Haut zu wehren vermag, ein bewaffneter freier Mensch. Noch jetzt wird in ganz Kleinrußland das Wort in diesen Bedeutungen gebraucht, besonders in der Bedeutung, durch welche es den Gegensatz von Leibeigenen bezeichnet. Alle Bewohner Kleinrußlands theilen sich in „Kasakki" und „Panski," freie und Herrenleute, und in jedem Dorfe wohnen die freien und leibeigenen Ackerbauern in verschiedenen Quartieren. Später eigneten sich diesen Namen insbesondere die Bürger der Kosaken-Staaten zu, die nicht bloß in privatrechtlicher Beziehung von ihren Herren, sondern auch in politischer von Polen frei waren, und so wurde denn das Wort, was anfangs nur einen gewissen Rechtszustand bezeichnete, nachher der Name einer Nation. Als die berittenen Kosakenstämme alle moskowitisch, und ihre Polks (Regimenter) mit Beibehaltung der eigenthümlichen Art ihrer Bewaffnung der großrussischen Armee einverleibt wurden, veränderte sich wieder der Gebrauch und die Bedeutung des Worts dahin, daß nunmehr eine gewisse Classe von Truppen darunter verstanden wird, so daß es einerlei ist, ob der Kosak ein kleinrussischer „Freier," oder ein enrollirter Großrusse oder Deutscher ist.

*) „Hetman" heißt bei den Kleinrussen überhaupt jeder Chef, insbesondere der Chef des Ganzen. Sie sprechen „Attaman," und noch jetzt werden in ganz Kleinrußland gewisse, sehr unbedeutende Beamte „Attaman" genannt.

schen. Unter jenem Zaaren aber, unter dem der polnische Einfluß bedeutend nach Westen zurückwich, gingen wieder eine Menge Kasaken zu den Moskowitern über, welche sie in verschiedenen Regimentern sammelten, und an der Gränze (u Kraïne) gegen das polnische Kleinrußland in den Orten (Sloboden) Ssumi, Charkoff, Achtyrka, Isum u. s. w. zur Vertheidigung der Gränze etablirten. Diese Gränzgegenden mochten bereits von Kleinrussen schwach bevölkert seyn, der Schutz, den die Großrussen versprachen, lockte noch mehr hinüber. Die Sloboden der Kasaken wuchsen dann mit der Zeit zu nicht unbedeutenden Städten heran, und eine Menge Ackerbauer nahmen Besitz von dem umliegenden, fruchtbaren Boden, und gründeten eine große Anzahl von Dörfern, so daß nun diese Gegenden zu den bevölkertsten Rußlands gehören. Obgleich nun nachher das Moskowiterreich sehr bald dieſe seine alte Gränze weit überschritt, sprach man doch aus alter Gewohnheit noch immer von den Kasaken-Sloboden an der Gränze (Slobody u kraïne), und so blieb denn einem langen, schmalen Streifen Kleinrußlands, seinem nordwestlichen Theile, der Name „Ukraine" (Gränzland), und sogar seine Bewohner, obgleich durch keinen nationalen Unterschied von den übrigen Kleinrussen getrennt, wurden mit dem besonderen Namen „Ukraïnzi" (Ukrainer), d. h. an der Gränze Wohnende, benannt.

Wie die Moskowiter gegen die Polen und Tataren jene freien kleinrussischen Krieger (Kasaki) an ihren Gränzen ansiedelten, ebenso machten es die Polen an ihrer Gränze gegen die Türken und Tataren, und da in ihrer Sprache „an der Gränze" ebenfalls „u kraïne" bedeutet, so entstand denn auch bei ihnen der Name Ukraine für den südlichen Theil des jetzigen Kiew'schen Gouvernements, der dann im Gegensatz jener großrussischen Ukraine wohl die polnische Ukraine genannt wurde. Die zwischen beiden Ukrainen liegenden Länder des Poltaw'schen, Tschernigow'schen und nördlichen Kiew'schen Gouvernements wurden nie zu einer der beiden Ukrainen gerechnet, und hieß immer vorzugsweise Malorossija (Kleinrußland). — Die westeuropäischen Geographen machten dann für ihre Bequemlichkeit aus allen diesen polnischen und großrussischen Gränzlanden benebst dem übrigen Kern Kleinrußlands ein Land, welches sie Ukraine nannten, oder vielmehr Ukräne, — vermuthlich weil sie es nur aus dem interessanten Buche Voltaire's — interessant durch seine viele groben Irrthümer und Entstellungen — über Karl XII kannten. — Selbst auf unseren meisten und besten Karten von Rußland steht noch der Name Ukraine mit großen Buchstaben über ganz Kleinrußland hin auf beiden Seiten des Dnieprs, in welchen sämmtlichen Gegenden nichts von diesem Namen bekannt ist. Ja, die gemeinen Leute aus beiden sogenannten Ukrainen wissen und wußten nie etwas von diesem Namen, und nennen sich schlechtweg Malorossiani. Da beide Namen eigentlich nur vom siegenden Volke, den Polen und Großrussen, ausgingen, so ist nun der der polnischen Ukraine mit dem polnischen Staate selber fast völlig verschwunden, und auch der der russischen Ukraine wird nur noch von dem gebildeten und halbgebildeten Publicum gebraucht. Doch begreifen sie dann darunter nur die Kreise jener ehemaligen kasakischen Gränzsloboden, und unterscheiden immer davon die Gouvernements Poltawa, Kiew, Tschernigow, die sie das eigentliche Kleinrußland nennen. Officiell heißt dieser Landstrich jetzt das Gouvernement Charkoff, so daß es also z. B. keinen Statthalter der Ukraine, sondern nur von Charkoff gibt. Bis auf die neuesten Zeiten herab gab es noch immer einen kleinrussischen Generalgouverneur, der die Gouvernements Charkoff, Poltawa und Tschernigow verwaltete. Allein die russische Regierung, die, wie die Republik und das Kaiserthum Frankreich, alle provinciellen Eigenthümlichkeiten zu verwischen bemüht ist, hat vor zwei Jahren auch diesen Titel aufgehoben, und jenen Generalgouverneur, der sonst vor seinem Palais „Malorossiiskoi General-Gubernator" stehen hatte, heißt man nur „Statthalter des Charkoff'schen, Poltaw'schen und Tschernigow'schen Gouvernements."

Die Hauptstadt der Ukraine, Charkoff, ist entschieden einer der interessantesten und wichtigsten Orte des russischen Reichs. Lassen wir die Residenzstädte Moskau und Petersburg, so wie die großen Hafenplätze Odessa und Riga aus dem Spiele, so nimmt Charkoff in jeder Hinsicht einen der ersten Plätze in der ersten Rangclasse der russischen Provincialstädte ein. Seine Einwohnerzahl (25,000) stellt es Kiew, Kursk, Tula, Nowgorod an die Seite. Sein Handel ist weit lebhafter, als der von Kiew. Seine Universität rivalisirt mit Wilna und Kasan, seine Messen und Jahrmärkte mit denen von Nishney-Nowgorod, und seine feine Gesellschaft ist selbst vornehmer und größer, als die von Kasan und Kiew. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, die Verhältnisse dieser dem Auslande so wenig bekannten Stadt hier etwas näher zu schildern.

Ein Kasak Charkoff war es, der vor etwa 250 Jahren am Zusammenflusse des Lopan und der nach ihm benannten Charkoffka, zweier kleinen Flüsse, die mit dem Donez in den Don fallen, seine Chate (Lehmhaus) baute, um welches sich bald, da die Anlage auf dem sehr hohen Vorgebirge zwischen beiden Flüssen zur Vertheidigung günstig war, noch mehrere andere Kasaken umhersiedelten. Der Moskau'sche Zar, Alexei Michailowitsch, verlegte dann eines seiner Kasakenregimenter hieher, und dieß, so wie andere den Handel des Orts begünstigende Umstände,*) und endlich seine Erhebung zur Hauptstadt eines Gouvernements (1780, zur Zeit Katharinens) machte die Colonie so bedeutend, wie sie sich uns jetzt zeigt.

Charkoff gewährt von mehreren Seiten her, wie die meisten russischen Städte, einen sehr viel versprechenden Anblick. Die Hauptgebäude der Stadt, die Universitäts- und Gouvernementshäuser, das Kloster, Seminarium, Fräuleinsstift, die vornehmsten Kirchen, der große Gostinnoi-Dwor (Kaufhof) u. s. w. liegen auf dem über hundert Fuß hohen Flußvorgebirge, das oben ein breites, nach der Spitze zu schwach abhängiges Plateau bildet. Zur einen Seite dieses Vorgebirges zieht sich die moskauische Straße mit einer Brücke über den Lopan, zur andern die Poltawsche mit einer Brücke über die Charkoffka hinab. Es sind dieß die beiden Hauptstraßen der Stadt und beide mit einer Menge neuer und meistentheils sehr eleganter Gebäude

*) Wir werden sie weiter unten erörtern.

besetzt. An sie, so wie an mehrere große öffentliche Plätze, schließen sich die meisten andern Straßen der Stadt an, und diesen ganzen, immer meistens aus steinernen, mit grün angestrichenem Eisen gedeckten Häusern, bestehenden innern Kern der Stadt umgeben dann mit unheimlicher und schmuckloser Hülle die Vorstädte, die aus einer unzähligen Menge kleiner, aus Lehm und Flechtwerk gebauten Kosakenhütten zusammengesetzt sind. Die Straßen der Stadt sind alle ungepflastert, nur eine, die Moskauische, macht davon eine Ausnahme, doch hat man zu ihrer Pflasterung einen so weichen Stein genommen, daß es besser gewesen wäre, die Arbeit ganz zu sparen; denn ohne Zweifel wird sie nach einiger Zeit, wenn die Steine sich ausgefahren haben, die schlimmste von allen seyn. Trottoirs gibt es aber in mehrern Straßen, größtentheils hölzerne. Bei lange anhaltendem Regen, wobei sich die schwarze, feste Erde des Steppenbodens in einen tiefen, dicken, äußerst zähen und schlammigen Brei auflöst, kann man sich dann denken, welchen merkwürdigen Anblick der Verkehr der Fußgänger und der vielen Wagen in den Straßen der Stadt gewährt. Das einzige Mittel, das die Leute haben, um einen einigermaßen festen Grund zu bilden, ist der Mist (das Holz ist auch zu theuer), mit dem sie jedes entstandene Loch anfüllen. So unangenehm dieses Straßenverbesserungsmaterial uns scheinen mag, so ist es doch in diesem holz- und steinlosen Lande das unvermeidliche Material, und man muß es nur einmal versucht haben, als Fußgänger in den Straßen Charkoffs bei schmutzigem Wetter zu verkehren, um jene Erfindung als eine höchst segensreiche zu preisen. Es gibt dann Gegenden der Stadt, wo man nur fortkommen kann, wenn man von Misthaufen zu Misthaufen springt. „Sie werden mich heute Abend sehr bequem zum Thee besuchen können," sagte mir ein Charkoffer Freund, „ich habe heute Morgen alle zu meiner Hausthüre führenden Wege mit frischem Mist bestreuen lassen."

Es wäre daher auch für die anständig gekleidete Welt zu Zeiten gar kein Verkehr möglich, wenn sie nicht mit Pferd und Wagen so reichlich versehen wäre, daß man beständig mehr Vier- und Sechsspänner in Charkoff herumfahren sieht, als in zwölf deutschen Residenzstädten zusammen genommen. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, in dieser ukraini'schen Hauptstadt, bloße Visiten beim Nachbar mit einem Sechsspänner zu machen, und oft ist der Schmutz so tief, daß alle sechs Rappen redlich zu arbeiten haben. Für die Unbekutschten existirt das Institut der „Jswoschtschiks" (Fiaker), wie in jeder nicht ganz unbedeutenden russischen Stadt, eine Bequemlichkeit, deren wir uns nur dann und wann in unseren vornehmsten Residenzen bedienen. Dieß Fahren ist in Charkoff um die Hälfte billiger, als im Norden. Hier 2 Rubel, dort kaum 1 Rubel die Stunde. Es ist dieß ungefähr das Verhältniß der Pferde- und Futterpreise. Für 200 Rubel (55 Thlr.) kauft man leicht ein Paar flinke, gute Pferde in Charkoff. Es sind auf den Straßen von Charkoff ungefähr 100 öffentliche Miethdroschken beschäftigt, die eine jede im Durchschnitt 5 bis 6 Rubel einnehmen, zusammen 500 bis 600 Rubel. Jährlich werden hier also von Nachbar zu Nachbar über 200,000 Rubel verfahren, eine Ausgabe, welche die Bürger einer westeuropäischen Stadt dieser Größe nicht kennen, und zum Theil den Schuhmachern zu gute kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Faröer.

(Von X. Marmier. Aus der Revue des deux mondes.)

Den 14 Junius 1839 um Mittag ging die Corvette „la Recherche," Capitän Fabvre, in Havre unter Segel zu einer zweiten Reise nach Spitzbergen. Der Himmel war rein, die Luft ruhig; eine Menge Zuschauer füllten den Quai, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, oder ihr Lebewohl uns zuzurufen.

Während wir uns den traurigen Gedanken des Fortreisens hingaben, erhob sich der Wind, der zuerst nur leicht unsere Segel geschwellt, plötzlich, und trieb uns in die offene See; dann kehrte er sich aber gegen uns, und wir begannen nun mühselig zu laviren, um aus dem Canal herauszukommen. Am fünften Tage hatten wir die englische Küste noch nicht umsegelt, und waren am Fuße des Dover-Schlosses. Auf Gegenwind folgte Windstille und Regen, das langweiligste, was einem auf der See begegnen kann. Endlich den 25 wandte sich der Wind nach Süd, und den 28 in der Nacht erblickten wir eine große Masse viereckiger Felsen, die wie eine Festung aus dem Ocean emportauchten. Es war eine der Inseln, welche den Archipel der Faröer bilden. Nordwärts konnte man mehrere Linien von Felsen und Bergen hintereinander unterscheiden; die einen ausgeschweift, wellenförmig; die andern scharfkantig, und, mit einem Sprunge über die Wogen hinaus sich schwingend, ihr beschneites Haupt in die Lüfte tragend. Betrachtete man ihre Oberfläche näher, so sah man, daß es weder Bäume, noch sonst eine Vegetation auf ihnen gab. Es waren nackte Felsen, wie die isländischen, hie und da von tiefen Bayen durchschnitten, oder durch die Fluthen von einander getrennt. Der grauliche Nebel, der wie ein Trauerschleier längs diesen Gebirgen sich niedersenkte, die langen Dunststreifen, die ihre Häupter umgaben, die stürmischen Fluthen, die sich an ihrem Fuße brechen, Alles trug dazu bei, diesen Inseln das düsterste, seltsamste Aussehen zu geben. Nach allen Richtungen forschten wir nach der Spitze eines Kirchthurms, nach einer Wohnung; wir konnten keine entdecken, denn es fanden sich nur ärmliche Hütten, in weiten Zwischenräumen von einander liegend, und verborgen am Fuße der Felsen, so eng und niedrig, daß man sie erst entdeckt, wenn man an die Stelle gekommen ist, wo sie gebaut sind. Gegen Morgen brannten wir eine Kanone los, um einen Lootsen herbeizurufen, erweckten aber nur eine Schaar Möven, die mit einem heisern und klagenden Gekrächze wegflüchteten. Von den Gebirgen her bemerkte man keine Bewegung; man hätte geglaubt, das Land sey verlassen oder in Todtenstille begraben. Eine Stunde später wiederholten wir unser Signal, und entdeckten endlich in der Ferne eine Barke, die auf uns zuruderte, ein rothes Tuch auf einer Stange. Es war die Barke des Lootsen. Er stieg an Bord, und steckte, um sich zu stärken, ein Stück von einer Tabakrolle in den Mund. Während wir das Schiff wendeten, um den Klippen auszuweichen und in die Meerenge von Thorshavn einzudringen, betrachtete der Faröer mit einer kindischen Neugierde alle Manöuvres und die Ausrüstung der Recherche. Noch nie, sagte er, habe er ein so schönes Schiff gesehen.

Der kupferne Kasten des Compasses blendete seine Augen, und der Schiffshaspel war für ihn etwas Ungeheures. Der Mann hatte übrigens eine gute, ehrliche Physiognomie, welche uns ein glückliches Vorzeichen für die Ehrlichkeit der Insulaner war, die wir besuchen sollten; zugleich verkündete seine Kleidung uns ihre Armuth. Seine Weste und seine Hosen waren so oft geflickt worden, daß man mit Mühe den ursprünglichen Stoff unterschied, über welchem eine mehr geduldige als geschickte Hand aus einer Menge Fetzen aller Farben und Formen eine Art Mosaik zusammengesetzt. Seine Mütze bestand aus einem oben gefalteten Lappen, seine Fußbekleidung aus einem viereckigen Stück Schafhaut, das über den Fuß geschlagen und mit einem Riemen zusammengeschnürt war.

Nach einem Laufe von mehreren Stunden ließ uns der Lootse in einer ziemlich breiten Bucht im Angesichte vor Thorshavn vor Anker legen. Thorshavn ist die große, oder besser gesagt, die einzige Stadt des Landes, der Sitz des Gouverneurs, des Richters, der Mittelpunkt des Handels, kurz die Stadt, deren Wunder der Fischer seinen Kindern erzählt. Schon vor acht Jahrhunderten stand der Name Thorshavn in den Chroniken des Landes, und der Name bezeugt schon den heidnischen Ursprung. Hier versammelten sich früher jedes Jahr die Einwohner der Faröer, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und ihre Interessen zu berathen. Hier nahm im Jahre 998 das Volk die christliche Religion an, und wandte sich gegen Ende des 16ten Jahrhunderts dem Protestantismus zu. Kurz, was sage ich mehr, man zählt heute dort ungefähr zehn öffentliche Beamte und 650 Einwohner. Die Lage der Stadt ist eigenthümlich und sehr malerisch. Man denke sich im Hintergrunde eines Meerbusens einen Halbkreis von steilen und wilden Bergen. Dort erhebt sich eine Landzunge oder vielmehr eine Felsenbank, die in einer geraden Linie mitten in die Fluthen hinaus sich erstreckt, und, wie ein Pfeil den Bogen, so den Halbkreis durchschneidet. Auf dieser Felsenbank sind die meisten Häuser gebaut. Sie stehen symmetrisch in zwei Reihen, und eine gegen die andere gedrängt. Die Straßen, welche diesen dreifachen Häuserhaufen durchziehen, sind so enge, daß zwei Pferde neben einander sie nicht passiren können, und so steil und voll Klippen, daß man an einigen Orten, um mit Sicherheit vorwärts kommen zu können, sich mit Händen und Füßen an den Felsen festklammern muß. Im Winter, bei Glatteis, kann man das Heruntersteigen von einem dieser Felsen als ein ziemlich gefährliches Wagstück ansehen. Uebrigens ist das Aussehen der Häuser in vollkommener Harmonie mit den Straßen. Außer denjenigen, welche der Regierung gehören und von Beamteten bewohnt werden, sind beinahe alle bloß ärmliche Hütten, nach einem Muster gebaut, nicht wie die isländischen aus Lavablöcken, noch wie die norwegischen aus großen abgerundeten Balken, sondern ganz einfach aus einigen Dutzend an einander genagelten Brettern. Es ist eine Art Wohnung, welche den Uebergang vom Nomadenzelte zum gemauerten Gebäude bildet. Sie sind so gebrechlich, daß man im Winter genöthigt ist, sie mit Tauen zu binden, damit der Wind sie nicht wegführe. Die Häuser sind ohne Stockwerke, und durch eine Bretterwand in zwei Theile getheilt: zuerst tritt man in die Küche, welche weder Fenster noch einen Bretterboden hat. Der Tag dringt entweder durch die Thüre oder das Kamin hinein. Statt aller Meubles findet man dort einige irdene Gefäße; etliche hölzerne Geräthe, das Gerippe eines Delphin, zu einem Stuhle dienend, andere Gerippe, die als Gabel und Schaufel dienen müssen. Das zweite Gemach ist durch zwei oder drei Fenster erleuchtet. Es ist der beständige Aufenthalt der Familie; hier kämmen die Weiber Wolle und weben; hier ruhen Vater, Mutter und Kinder neben einander gepackt auf einigen Brettern, die mit Stroh bedeckt sind. Dieser enge Raum, der frischen Luft beraubt, angefüllt mit Rauch von Torffeuer, verbreitet einen ekelhaften Geruch, an den sich der Fremde mit Mühe gewöhnt. Aber welche angenehme Ueberraschung empfindet man nicht, wenn man aus der Mitte dieser dumpfen Atmosphäre Physiognomien sich erheben sieht, deren glückliche Bildung das Elend nicht verunstalten konnte, Weiber ausgezeichnet durch die Harmonie ihrer Züge, die Frische ihres Teints, Kinder von wunderbarer Anmuth. Die ganze Bevölkerung der Faröer ist sehr schön. Während der ganzen Zeit, wie wir in Thorshavn und an den andern Küsten verweilten, haben wir kein einziges mißgestaltetes oder verkrüppeltes Wesen angetroffen, und häufig standen wir still auf unsern Spaziergängen durch die Stadt, überrascht durch die starke, männliche Gestalt eines Fischers, oder den liebreizenden Blick und das lachende Antlitz eines jungen Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Grandes chroniques de la France. Hr. Paulin in Paris hat jetzt dieß große Werk in einer vollständigen kritisch behandelten Ausgabe vollendet. Diese großen Chroniken sind bis auf den heiligen Ludwig herab bloße Compilation, dann aber werden sie ein Originalwerk und gehen herab bis auf Karl V. Die letzte Periode von Philipp III bis auf Karl V (1270 — 1380) soll die interessanteste seyn; sie umfaßt zwei volle Bände. Die frühern Ausgaben,*) namentlich auch die der Benedictiner, waren so fehlerhaft und incorrect, daß dadurch das ganze Werk in Vergessenheit fiel. (Echo du Monde Savant. 20 Nov.)

Van Amburgh. Die Gesundheit dieses großen Thierbändigers soll große Besorgnisse erregen. Der Biß der Löwin machte eine Wunde von schlimmer Art, so daß man krebsartige Zufälle fürchtete. Um diesen zuvorzukommen, soll Van Amburgh vergeblich niederschlagende Medicinen genommen haben, welche im ganzen Organismus große Störungen verursachten; er wird wahrscheinlich genöthigt seyn, seinem furchtbaren Gewerbe zu entsagen. (r. Bl.)

Menschenverlust in Algier. Nach den Berechnungen eines Beamten im Kriegsministerium hat die französische Armee in Afrika seit der Eroberung Algiers bis zum 1 Julius d. J. 25,508 Menschen verloren. (Franz. Bl.)

*) Sie wurden von 1476 — 1514 dreimal aufgelegt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 133** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Villemain's Vorlesungen über die französische Literatur. (Fortsetzung.) — Nisard über Melanchthon. (Schluß.) — Ein Traum vom Alterthum. Von Thomas Moore.

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Dezember 1839.

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dieß scheint Villemains Ansicht zu seyn. Darauf kommt er oft in seinem Werke zurück. Er führt das Beispiel Englands an, wo beinahe zur gleichen Periode die durch Schöngeister in die Mode gebrachte Gottlosigkeit unter den gelehrten und beredten Vertheidigern des Christenthums ihren Mann fand, der ihr Rede stand. Ein leidenschaftlicher Bewunderer des Genie's jener großen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, gleich ihnen getränkt von der Liebe zur Literatur und zur Freiheit, läßt doch Villemain deßhalb die Frechheit und Gottlosigkeit nicht ungerügt, er brandmarkt sie mit einer aus der Seele flammenden Entrüstung, selbst wo sie der Feder eines Voltaire angehört, selbst wenn sie mit allen Reizen der Poesie geschmückt ist, und mit noch viel größerem Rechte in den Schriften eines Diderot. Bei dem richtigen Maaß, mit welchem Villemain Gutes und Schlechtes mißt, läßt er oft den Eigenschaften des Menschen bessere Gerechtigkeit widerfahren, als der Philosoph und Moralist, analysirt die Krankheiten des Genie's, und beklagt es, indem er es bewundert; diese Mischung von Mitleiden und Strenge, von Enthusiasmus und scharfer Unterscheidung macht aus einem Werke der Kritik und des Geschmacks ein treffliches moralisches Buch. Der Geschmack am Schönen verbindet sich seiner Natur nach so leicht mit der Liebe zum Guten! Hat nun aber Villemain, indem er einer verdorbenen Gesellschaft, einer despotischen und ruhmlosen Regierung die Verantwortlichkeit für die Zuchtlosigkeit aufbürdet, welche nur zu oft die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts entehrt, das Geheimniß jener seltsamen Verbindung des Genius des Guten und des Genius des Bösen erklärt, deren Inspirationen sich in den Schriften jener Epoche zu vermischen scheinen?

Ich möchte es gern glauben; ich glaube es beinahe, weil ich es wünsche. Ich würde mich glücklich schätzen, auf eine ehrlose Regierung allen Koth eines Jahrhunderts abzuschütteln, von dem wir dann nur die Freiheit und den Geist der Prüfung geerbt hätten; ich würde denken, das achtzehnte Jahrhundert habe, indem es jene Regierung umstürzte und einen neuen Gesellschaftszustand gründete, mit seinem großmüthig vergoss'nen Blute gesühnt seine Nachsicht und Gefälligkeit gegen die Verdorbenheit der schönen Damen und der großen Herren und die Verirrungen seiner Philosophie; ich würde gern auf Rechnung der liederlichen und freigeisterischen Abbés jener Zeit alle die scandalösen Romane, Erzählungen und Gedichte, alle atheistischen Pamphlete, alle materialistischen Katechismen schreiben, die ihr Entzücken waren, ehe die Philosophie ihnen ihre großen Revenuen entzog. Ich habe oft mit Entrüstung Leute gesehen, die in der Erbitterung ihres Herzens die Mißbräuche, die politischen und socialen Unordnungen zurückwünschen, von welchen der sittenlose Theil der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nur eine natürliche Begleitung war, wie sie heuchlerisch alles Uebel der Literatur und der Philosophie schuld gaben. Ich höre nicht auf jene Rasenden, welche Rousseau anklagen, die Grundlagen der Gesellschaft umgestürzt zu haben, wenn ich sehe, daß das, was sie die Gesellschaft und ihre Grundlagen nennen, nur etwa der unzusammenhängende Despotismus Louis XV ist. Wenn ich wählen müßte, ich zöge die Maxime: der Widerstand ist zuweilen heilige Pflicht, der andern vor: der Widerstand ist nie erlaubt. Ich fühle mich wenig gerührt, und sehr mäßig erbaut von den Verwünschungen, welche gewisse Leute immer gegen Voltaire's Irreligiosität im Munde führen, wenn ich einsehe, daß das, was sie Religion nennen, die politische Einrichtung des Clerus vor der Revolution von 1789, die Intoleranz und die stolze und tyrannische Suprematie eines Cultus über die andern ist. Wenn ich eine Aristokratie bedauernd zurückwünsche, so ist es sicherlich nicht diejenige, welcher die Revolution ihr Recht angethan hat. Mit Einem Wort, die Lust, die ich hätte, ohne Schonung Schriftsteller und Philosophen zu verdammen, die sich nicht rein zu erhalten wußten von der allgemeinen Sittenverderbniß, schwindet, sobald ich sehe, daß das Urtheil, das

man gegen sie verlangt, eine Genehmigung seyn soll der Wiedereinführung aller der Mißbräuche, die ihre rächende Stimme zusammenstürzen machte.

Ich will daher mit Villemain in dem Endurtheil, das ich über die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts fälle, die Zeit mit in Anschlag bringen und ihr so viele Schuld als nur möglich ausbürden. Wären wir auch nicht ganz billig gegen die Gesellschaft und die Regierung Louis' XV, so wäre hier der Schaden so groß nicht. Schöne Herzoginnen von Versailles, Marquisen und Gräfinnen, die ihr Minister ein- und absetztet in dem Schlafgemach des Königs, hier sind die galanten Verse, welche Voltaire an eure Schamhaftigkeit richtete, ohne Besorgniß sie zu erschrecken; nehmt sie wieder, sie gehören von Rechtswegen euch! Da wir freie Denker seyn können, ohne uns die Verzeihung für die Kühnheit unsers Geistes durch die Schamlosigkeit unserer Sitten auszuwirken, werden wir in den Boudoirs des achtzehnten Jahrhunderts die Romane des jüngern Crebillon so wie die von Diderot zurücklassen. Wir wollen an Gott glauben, wenn ihr es erlaubt, weil es keine Sorbonne mehr gibt, deren orthodoxe Entscheidungen durch einen Parlamentsbeschluß oder durch einen Verhaftbefehl aufrecht erhalten werden. Der Materialismus und der Atheismus erscheinen uns nicht mehr umgeben von jener Art Gunst, welche sie sich durch die Miene der Opposition und der Freiheit, die sie annahmen, zu gewinnen wußten; es blieb nur noch eine gehässige Doctrine davon zurück, deren Ende die Corruption und der Egoismus ist. Wenn noch in einer Menge von Geistern der Zweifel herrscht, so waltet doch zum Glück kein Haß gegen das Christenthum mehr in den Herzen, weil man Niemand mehr im Namen des Evangeliums verfolgt. Wir finden eben so wenig Geschmack am Cynismus der Gottlosigkeit, als am Cynismus der Unsittlichkeit; und voll Erkenntlichkeit gegen die großen Genien, die uns um so viele nützliche Wahrheiten bereichert haben und deren Beredsamkeit die Bewunderung aller Jahrhunderte ausmachen wird, beklagen wir doch, daß sie nicht ebenso groß von Herz zu seyn vermochten, als sie es am Geiste waren.

Die Verirrungen der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts haben indessen doch noch eine andre Ursache gehabt, als die Sittenverderbniß und die allgemeine Zügellosigkeit, eine edlere Ursache, eine Quelle von Verirrungen, aber auch eine fruchtbare Quelle kühner und erhabner Entdeckungen. Diese Ursache ist eben die Verfahrungsweise, ist die vom achtzehnten Jahrhundert angewandte Methode. Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, unzufrieden mit Allem was sie vor Augen hatten, mit der Gesellschaft die sie verachteten, obwohl sie ihre Ausschweifungen theilten mit einer heuchlerischen und feigen Regierung, die sie mehr verfolgte des Guten willen, das sie stiften konnten, als wegen des Bösen, das sie stifteten, und oft auch, glaube ich, unzufrieden mit sich selbst, wollten in ihren moralischen und politischen Untersuchungen gradeaus und einzig durch die Kraft ihres Geistes auf die absolute Wahrheit los gehen. Wie Descartes schlossen sie die Augen; sie suchten zu vergessen Alles was sie gelernt, Alles was sie gesehen hatten; sie kehrten und banden sich weder an Traditionen, noch an Gesetze, noch an Sitten; sie suchten die menschliche Natur nicht in den Menschen sondern in dem Bild des Menschen, so wie ihr Geist es sich entwarf. Was! der Mensch — sollte das der Haufen seyn von Gesetzesleuten, von Magistraten, von Kaufleuten, welche vom Morgen bis zum Abend kaufen und verkaufen, Tuch messen, in den Palästen kreischen, oder Beschlüsse fassen in einem lächerlichen Styl? Der Mensch — sollte er zu suchen seyn unter jenen Bürgern, die zur Gültigsprechung ihrer Ehe eines Geistlichen, gefolgt von einem Pedell, bedürfen; die, um ihre Kinder zu erziehen, sie in ein Collegium schicken, um Aufgaben zu kritzeln, und um Gott zu ehren zur Vesper gehen, um Psalmen in barbarischem Latein zu singen? Oder wäre er zu suchen unter den großen Herren, deren Eitelkeit sich vollstopft mit den Schmeicheleien einer Welt von Kammerdienern? Ein schönes Studium das, von solchen Leuten allen, für einen Philosophen! Entwerfen wir uns das Bild des Menschen, dann erdenken wir für ihn eine Gesellschaft, Gesetze — und wenn dann dieß nicht dem gleicht, was man bisher gesehen hat, desto besser!

Diese Methode, welche besonders die Rousseau's war und nach ihm die so vieler Andrer, ist, ich gebe es zu, vortrefflich um Vorurtheile zu bekämpfen; sie ist, glaube ich, in gewissen Perioden nothwendig, um den Geist zu entledigen von einer Menge conventioneller Willkürlichkeiten, die ihn erdrücken, und um in ihm das Gefühl und den Geschmack für das Wahre wieder zu erfrischen; es ist gut daß die Gesellschaft von Zeit zu Zeit solchen Stürmen ausgesetzt wird, die sie reinigen; ohne dieß würde am Ende Alles eine Sache der Form; die Religion würde in Götzendienst ausarten, die schönsten Verhältnisse und Beziehungen der Gesellschaft in leere Complimente, die Macht und der Gehorsam in Polizeireglements der Tempel würde stehen bleiben, aber kein Gott mehr darin wohnen. Man muß aber auch bekennen, daß diese Methode entsetzlich gewagt ist, und daß es beinahe unmöglich ist, daß nicht die Philosophie, indem sie so zu sagen den Menschen und die Gesellschaft von neuem schafft, oft ihre Launen und Einfälle für das Werk Gottes und der Natur halten sollte. Man nehme nur Rousseau! Eben indem er sich der Natur nähern wollte, hat er sich in vielen Fällen so sehr von der Wahrheit entfernt, daß das Kind, das er erzieht, die Gesellschaft der er Gesetze gibt und deren Form die einzige ist, welche er als rechtmäßig gelten läßt, der Mensch, so wie ihn nach seiner Behauptung Gott geschaffen hat: nach seinem eignen Geständniß nie in der Welt waren und nie darin seyn werden. Ich glaube, verzeihe mir's Gott, Rousseau selbst ist ein Narr geworden nur aus Verzweiflung, weil er sich immer im Spiegel seiner Phantasie mit Tugenden und Vollkommenheiten sah, die er, ach! an dem wirklichen Rousseau nicht wieder fand! Descartes mit seinem absoluten Zweifel und seinen Forschungen a priori hat eine Revolution in der Metaphysik gemacht. In der Moral und Politik ist der Zweifel weit unausbleiblicher revolutionär, und man kann wetten, daß er neben erhabnen Wahrheiten gewiß auch Ungeheuer gebären wird.

(Schluß folgt.)

Nisard über Melanchthon.

(Schluß.)

Aus Veranlassung von Melanchthons Weigerung, Theologie zu lehren, stellt Nisard folgende Betrachtungen an:

„Man muß hier die Gewalt, die in der Natur und im Gang der Dinge liegt, bewundern, welche machte, daß einer der größten Theologen damit anfing, sich lange gegen die Theologie zu sträuben und gleichsam Mißtrauen und Verdacht gegen sie zu hegen, obgleich alles ihn zu ihr rief und wer von Anfang an dabei hätte Gunst und Gewinn finden können. Die Geschichte des Widerstrebens Melanchthons enthält übrigens nichts Außergewöhnliches; es ist dieß die Geschichte aller Männer von überlegnem Geist, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollen inmitten einer Revolution, welche sie als nothwendig erkennen und billigen. Sie empfehlen sich und machen sich unvermeidlich gerade durch ihre Bestrebungen, um keine Rolle dabei spielen zu müssen. Umsonst daß sie sich entfernt halten wollen unter dem edeln Vorwand, daß sie auf allen Gewinn verzichten bei den Siegen des neuen Geists über den alten Geist, auf allen Antheil an den Spolien der Vergangenheit. Gott gestattet Niemanden eine solche schüchterne, aus der Ferne zusehende Anhänglichkeit. Er will, daß Alle und Jede kämpfen, einerlei in welchen Reihen; denn, Sieger oder Besiegte, er liebt Alle, die aufrichtig gewesen sind und gehandelt haben; die Gleichgültigen allein finden keine Gnade in seinen Augen. Aber mit besondrer Liebe muß er auf die schauen, welchen er ein Herz, das zum Opfer sich drängt, und zugleich Augen verliehen, welche den ganzen Umfang des Opfers erkennen; das sind die wahren Märtyrer!“

Ueber das Princip Luthers, daß die Schrift Quelle aller christlichen Lehre und Wahrheit sey, spricht sich Nisard so aus:

„Man kennt den Gang der Reformation. Wie alle Revolutionen hatte sie sich angekündigt durch allgemeinere Principien als die Aenderungen waren, welche sie erringen wollte, und hatte sich sogar nicht gescheut (wie es Europa mit der neuen Welt machte!), die Herrschaft und den Besitz selbst des Unbekannten in Anspruch zu nehmen. Luther hatte gesagt: alle Wahrheit kommt aus der Schrift. Ein beinahe schrankenloses Axiom, denn es begriff in sich nicht allein die Reformen, welche Luther forderte und bestimmte, sondern auch alle diejenigen, welche von den heißesten Köpfen geträumt werden konnten. Luther fand in der Schrift keinen Papst, keine Concilien, keine Ohrenbeichte, keine Fürbitte der Heiligen, kein Fegfeuer, keinen Cölibat. Er übersprang fünfzehn Jahrhunderte, um ohne Vermittlung, ohne Tradition, zu den ursprünglichen Büchern zurückzukehren, und auf eine neue Auslegung dieser Schriften ein neues Christenthum zu gründen. Dieß genügte dem Meister, aber es genügte nicht auch den Schülern. Das Princip: alle Wahrheit ist in der Schrift enthalten, führte zu der Consequenz: Jeder kann in der Schrift die Wahrheit finden die er will. Wirklich erklärte auch Carlstadt bald, daß er in der Schrift nicht das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl finde, und die Anabaptisten, noch kühner, fanden darin die Nothwendigkeit einer zweiten Taufe, fanden aber darin keine Bischöfe, keine Geistlichen, keine Hierarchie irgend einer Art, keine Feudalrechte und keine Erbschaftsrechte. Die Häupter sind oft nur kühn aus Spitzfindigkeit und um ihre Ideen auf ein Extrem zu treiben; ihre Anhänger sind es vermöge eines brutalen Ungestüms der Leidenschaften. Das von Luther aufgestellte Princip entfesselte alle, die sich zu beklagen, die zu wünschen, die sich zu rächen hatten. Neben dem, daß die Meisten die Schrift nur mit dem groben Auge einiger untergeordneter Häupter lasen, fand jeder darin was ihm gefiel, und nicht was ihm mißfiel; jeder fand darin Rechte, aber keine Pflichten.“

Ueber Melanchthons Stellung endlich nach Luthers Tod äußert er Folgendes:

„Der Tod Luthers raubte der Reformation ihr Haupt, der neuen Kirche ihre Regierung. Melanchthon hätte sich darüber freuen können, wie ihm dieß auch wirklich seine Feinde schuld gaben, wenn er sich stark genug geglaubt hätte, Luther zu ersetzen; aber er zog es vor, der erste Unterthan dieses Perikles zu seyn, wie er ihn nannte, als sein Nachfolger. Ihre Rollen waren verschieden gewesen, obwohl jeder von ihnen in seiner Sphäre die erste gespielt hatte. Luther zog an der Spitze voran, Alles haltend oder verwerfend mit der Autorität, die als ihm von oben verliehen angesehen wurde. Melanchthon schloß die neuen Dogmen in den Rahmen der Methode ein. Der eine gründete, der andere lehrte. Aber nach dem Tode des erstern war der zweite nicht im Stande, seinen Platz auszufüllen, und es ist keines der kleinsten Verdienste Melanchthons, dieß begriffen und nicht nach der Herrschaft gestrebt zu haben, die sich ihm als dem Ersten nach Luther darbot. Er hatte lange Zeit einen großen Kampf gewünscht in der Art der Concilien der alten Kirche, zwischen gelehrten und gläubigen Männern von Ansehen. Nach Beendigung dieses Kampfs hätte er sich dann bei dieser gereinigten Religion beruhigt, und nachdem er seinem Gewissen genügt, hätte er seine literarischen Arbeiten fortgesetzt. Er hatte keine Leidenschaft zu herrschen, wie Luther, noch zu streiten, wie die Scholastiker, und es fehlte ihm die Größe wie die Kleinlichkeiten des Ehrgeizes. Wenn er nach Luthers Tod sich nicht der Herrschaft bemächtigte, so hinderte er auch Niemand sich ihrer zu bemächtigen, und er vertheidigte nur fortwährend seine Gewissensscrupel gegen die offenen Angriffe, welche auf die leisen Vorwürfe und halben Verläugnungen Luthers folgten. Diese Angriffe waren unvermeidlich. Die Partei fühlte das Bedürfniß eines Oberhaupts. Man bedurfte einen Mann von der Autorität und den Einsichten Melanchthons, und zugleich von der Leidenschaftlichkeit und dem gallichten Stolz, wovon Bayle spricht, und welche die thätigen und hingebungsvollen Häupter machen. Dieß Bedürfniß eines Hauptes machte, daß die Ungeduldigen der Partei nach einander alle Arten von Leuten auf den Schild hoben, deren keiner der Sache gewachsen war, obgleich Alle die erste Rolle sich anmaßten. Immerhin aber war Melanchthon ihnen unbequem wegen seines großen Rufs, wegen der Confession und der Apologie, welche den Stempel seines Geistes trugen, und weil er der erste und berühmteste Mitarbeiter Luthers gewesen war. Daher so viele Verleumdungen, die ihn bis an seinen Tod verfolgten, und denen er mild oder gar nicht ant-

wartete. Die Geschichte davon wäre einförmig; und obgleich es nichts Schöneres gibt als den Anblick eines überlegenen Geistes, der nur die Erkenntniß und den Besitz der Wahrheit sucht, ohne nach Gewinn zu streben oder Gefahren dabei zu scheuen, so ist doch ein solcher nicht der Held der Volksphantasie, ist diese Rolle nicht die anziehendste im Drama der Geschichte. Wir geben denen den Vorzug, die unsere Leidenschaften, gute und schlechte, empfunden und sie gesteigert haben, indem sie große Talente und Einsichten zu ihren Diensten stellten. Wir ziehen dem, der sein Leben still verlebt, sein Bewußtseyn in sich zurückzieht und es rein und unbefleckt erhält, ein Pfand des künftigen Heiles, demjenigen vor, der es in das Gewühl unserer Irrthümer mengt und sich damit in unsere Bestrebungen und Ungewißheiten hineinwagt. Wir wollen Helden nach unserm Bilde, und solche, die uns einen Vortheil über sich geben, zum Entgelt der Bewunderung die wir für sie hegen. Unsere Lieblingsheilige sind diejenigen, die viel zu büßen gehabt haben."

Ein Traum vom Alterthum.

Von Th. Moore.

Ich las ein griechisch Buch, das mich entzückte.
Die schöne Zeit stand vor dem Geiste mir,
Wo Liebe selbst die stolzen Weisen schmückte
Und Weisheit war der Liebe schönste Zier.
Bevor mein Auge sich dem Schlummer weihte,
Stand am Gestad' ich noch mit innrer Gluth,
Und sah der Jungfrau Stern aus hoher Weite
Lichtzähren weinen auf des Ariels Fluth.

Mein Herz war voll von schwärmerischen Träumen;
Und wie ich sah des Stromes Wellen schäumen,
Der heiter glänzend mir vorüberfloß
Und schöne Elfeninseln rings umschloß;
Da schien's, als ob ein griech'scher Himmel schmückte
Mit Zauberschein der Landschaft zitternd Bild,
Als ob mich jene süße Luft erquickte,
Die noch von Sappho's Seufzern angefüllt.

Nun drückt' auf meine müden Augenlieder
Der Ruhe Dannenhand ihr Siegel nieder,
Und immer auf die Phantasie noch fiel,
Wie Sternenthau, dieß holde Zauberspiel,
Ich wähnte, kühlend labten mich die Schatten,
Die hin zu Epikur gelockt mich hatten,
Der Amorn lehrte unter duft'gen Lauben
Noch zu erhöhn der Tugend eignen Schein,
So wie der Schnabel muntrer Turteltauben
Noch hellern Glanz den Perlen kann verleihn.

Von jenen süßen Nächten war es eine,
Die Hellas' Götterland so oft erlebt,
Wann Tag und Abend schmelzen zum Vereine,
Und Mondschein, Duft und Friede sich erhebt;
Und du warst dort, du meine einz'ge Freude,
Und zärtlich wandert' ich an deiner Seite
Durch manches Tempels ehrfurchtsvolles Grau'n;
Wir konnten manche dichte Laube schaun,
Wo Schönheit blühte, holde Grazien lachten,
Verliebte seufzten, Philosophen dachten,
Wo Herzen fühlten oder Köpf' entschieden,
Wo Alles Schmeichelei und Rührung galt;
Gern lernte, dem auch Dummheit war beschieden,
Und gern der liebte, der auch noch so kalt.

Der Feenweg, auf den wir uns gerichtet,
Schien jetzt zu leiten durch ein Zauberthal,
Wo Alles, was die Sänger je gedichtet,
Von Lust und Liebe blüht' allüberall.
O Pracht, den Sinn verwirrend gab's in Menge! —
Entlang das dunkle Grün der Laubengänge
Erglänzten Lampen, gleichwie Feuerblüthen,
Die durch das Laub süß dufteten und glühten,
So wie dem Pilger, welcher einsam wallt
In Finsterniß durch den hercyn'schen Wald,
Lichtvögel zahllos schimmern rings im Dunkeln,
Die auf der Bäume Zweigen glänzend funkeln,
Und von den Schwingen einen Strahl verbreiten,
Den Wandrer auf den rechten Pfad zu leiten!

Das Licht trug den geheimnißvollen Schimmer,
Wodurch die Seele geht, wie es bestimmt,
Wenn sie die Welt verlassen hat auf immer
Und ihren Flug zur Himmelsheimath nimmt.
Du, Nea, warst erstaunt bei jedem Tritte,
Wie eine junge Seele pflegt zu seyn,
Die nach den Sternen lenket ihre Schritte
Durch einen solchen milden Dämmerschein.

Doch jetzt noch weiter schien es uns zu drängen
Durch Hallen von verführerischerm Licht,
Als je wohl glüht' in Tejischen Gesängen,
Als je wohl im Milesischen Gedicht.
Und hier nun waren Nymphen, deren Augen
Allein schon Seufzer schienen auszuhauchen,
An denen jedes Löckchen war erregt,
Als wär's von Seel' und Leidenschaft bewegt.

Mit Ambrabechern Ein'ge ringsum strebten,
Zu spenden Kreta's blüthenduft'gen Wein;
Wie auf dem Onyxboden leicht sie schwebten'
Glänzt' unter ihrem Fuß er hell und rein;
Die Andern schwenkten lächelnd auf und nieder
Die Arme mit dem goldnen Schlangenband,
Und zeigten lüstern sonst verhüllte Glieder
Durch dünnes tarentinisches Gewand;
Sie flogen durch die Reihn, die buntbekränzten,
Mit Urnen, die den Frühling neu ergänzten,
Wo hold die Ros' in süßem Dufte prangt,
Die junge Traub' ihr sich entgegenrankt,
An ihren Blüthen hängt mit Gluthverlangen,
Wie Locken an der Mädchen Rosenwangen!

Warum, o Nea, schwand beim Strahl der Sonne
Der göttlich süße Zauber mir zurück?
Warum erwacht' ich, da ich solche Wonne
Mit dir empfand und solches Himmelsglück?

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1839.

Der Reisende Davidson.

(Athenäum, 16 Novbr.)

Die Verwandten dieses unglücklichen Reisenden haben die von ihm hinterlassenen Bruchstücke, so weit sie nämlich gesammelt werden konnten, herausgegeben, jedoch nur für seine Freunde (for private circulation only), wahrscheinlich weil die Lückenhaftigkeit des Materials und der gänzliche Mangel desselben über seine letzte Reise von Wadi Nun aus nicht gestatteten, es zu einem Ganzen zu verarbeiten. Da seine Reise und sein Tod schon mehrfach in diesen Blättern erwähnt wurde, so beschränken wir uns hier auf wenige Bemerkungen.

Zu Gibraltar mußte Hr. Davidson drei Monate lang auf die Erlaubniß vom Hofe zu Marocco warten, die endlich im December 1834 eintraf. Die Ausdrücke des Briefes und die zahlreiche Wache, die man ihm beigegeben ließen ihn eine günstige Aufnahme erwarten. Dieß war auch in der That der Fall, aber man suchte ihn zugleich zurückzuhalten, theils damit er selbst als Arzt seine Kunst ausübe, theils damit er andere darin unterrichte; da er jedoch darauf bestand, weiter nach Süden zu reisen, so ließ man ihn endlich ziehen, nur verbot man ihm, nach Wadi Nun zu gehen, was außerhalb der directen Herrschaft des Sultans lag, eine Warnung, die wahrscheinlich aus guter Absicht entsprang, denn in diesem an die Gränzen der Sahara stoßenden Landstriche lebt ein Volk, das wohl kaum seines Gleichen hat. Am 17 Februar 1836 verließ Hr. Davidson Marocco, und zog südwärts. Der District, in welchem Leo Africanus die ausgedehnten Ruinen der Stadt Aghmat fand, scheint in alten Zeiten der Sitz eines großen Reiches der Eingebornen gewesen zu seyn, und der Reisende spricht mit Entzücken von der Schönheit des Landes.

Davidson wollte die Atlaskette übersteigen, fand aber in einer Höhe von 5000 Fuß schon so viel Schnee, daß er umwenden und nach Mogador gehen mußte, von wo er nach Wadi Nun aufbrach, dessen Bewohner, ein schöner Menschenschlag, ihre Tage mit Essen und Schlafen hinbringen, freilich nicht alle, denn neben dem stolzen, harten Besitzer des Bodens steht der Sklave, der schlimmer behandelt wird, als irgend wo. Davidson war 14 Tage nach Abgang der Karawane angekommen. Man scheint ihn ziemlich gut behandelt zu haben, namentlich zeigte der Scheikh eine besondere Sorgfalt für seine Sicherheit, aber die Nachrichten aus dem Innern lauteten schlecht, denn überall war Krieg und Unruhe. Mit seinem Aufenthalt in Wadi Nun brechen die Nachrichten von seiner eigenen Hand ab; bekanntlich machte er sich am 17 Nov. von Yeist auf, welches 40 (engl.) Meilen südöstlich von Wadi Nun liegt, wollte aber nicht die Karawane begleiten, sondern den kürzern Weg nach Arowan nehmen, um Timbuctu in 25 Tagen zu erreichen. Er hatte kaum die Hälfte dieser Reise zurückgelegt, als ein Stamm an den Gränzen von Sedschelmessa, der seit einiger Zeit seine Schritte bewacht hatte, die Gelegenheit ergriff ihn zu ermorden, und sein Eigenthum zu rauben. Der kurze Weg, den er einschlagen wollte, ist augenscheinlich derselbe, den der Araber El Bakri beschrieb, welcher von Tamdoulet, östlich von Wadi Nun, dreißig Tage nach Waran rechnet. Dieses Waran des alten arabischen Schriftstellers ist sonst Awaran, oder vielmehr Anwaran geschrieben, was wahrscheinlich die richtige Form ist, die von den Mauren, wie dieß sehr häufig geschieht, in Arawan verdorben wurde, was Davidson Arowan schreibt.

Merkwürdig ist der Umstand, daß selbst in den schlimmsten Theilen der Wüste Ibn Batuta, der bekannte arabische Reisende, Leute von verschiedenen Stämmen fand, die in kleinen Abtheilungen mit Wasserschläuchen umherzogen, um diese an die Reisenden zu verkaufen; auch spricht man von einer wilden Kuh, die von den Wanderern in der Wüste getödtet werde, um das Wasser in ihrem Magen zu bekommen. Der Preis, den Ibn Batuta für einen Führer bis nach Walata zahlte, betrug hundert Mitskals Gold, eine sehr bedeutende Summe in jenen Tagen, und ein Beweis, daß nicht bloß Europäer starken Anforderungen von Seite ihrer Führer ausgesetzt sind. Hoffentlich wird man, um nach Timbuctu zu gelangen, nicht mehr den Gefahren der Sahara sich aussetzen, ehe man nicht den Weg durch Ashanti und auf dem Quorra versucht hat, welche beide wahrscheinlich nicht nur viel leichter, sondern auch lehrreicher sind.

Charkoff und die Ukraine.
(Fortsetzung.)

Ein anderes Bedürfniß der russischen Städte, das in den unsrigen ebenfalls unbekannt ist, sind die öffentlichen Wechseltische, die auf den Märkten und Straßen stehen. Sie sind gewöhnlich so zahlreich und setzen so bedeutende Capitalien um, daß dieß offenbar auf ganz eigenthümliche Münzverhältnisse Rußlands schließen läßt. Höchst wahrscheinlich ist es der große Mangel an kleinem Gelde und die beständige Nachfrage nach ihm, welche sie nöthig macht. Sind sie auf der einen Seite unentbehrlich, so sind sie auf der andern aber auch sehr bequem, und man kann bei ihnen an jeder Straßenecke jede beliebige Münzart gegen jede beliebige andere auf der Stelle umtauschen. Es ist unbegreiflich, wie die deutschen Städte ohne dieses Institut ihre Geschäfte bequem machen können; denn wenn man in ihnen auch mehr Kleingeld annehmen kann, so ist doch die Münzverwirrung groß genug, um alle Augenblicke den Wunsch zu erzeugen, eine größere gegen eine kleinere Münze, eine schlechtere gegen eine bessere Sorte umtauschen zu können, welchen Wunsch man in den russischen Städten in jedem Augenblick an jeder Straßenecke befriedigen kann. Freilich wird man daher auch dort bei kleinen Einkäufen häufiger vom Verkäufer, der nicht wechseln will, zum Wechsler gewiesen, als bei uns. Jeder hält sein Kleingeld mehr zusammen, d. h. sein kleines Silbergeld, die Silberstücke zu 20, 40, 60, 80 Kopeken. Denn was das kleine, grobe Kupfergeld betrifft, so ist dieses in Rußland wieder häufiger, als in irgend einem andern Lande, Schweden ausgenommen. Kupfergeld (Stücke zu 10, 5, 1 und halbe Kopeken) ist in ungeheuer großen Massen vorhanden, ebenso viel Papiergeld (Zettel zu 5, 10 u. s. w. Rubel), und ebenso viele Silberrubel (zu ungefähr 4 Rubel Papier), wenig Gold und noch weniger kleines Silbergeld. Es ist, als wenn sich in diesen Münzverhältnissen auch die Verhältnisse der Stände Rußlands wieder abspiegeln, indem die mittleren Classen, die mehr mittelgroße Münzen brauchen, gleichfalls minder stark sind, als die Vornehmen, bei denen schon der „blaue Zettel" (Banknote zu 5 Rubel) Kleingeld ist, und die Geringen, welche nur mit den großen Kupfermünzen klingern.

Auf den Wechseltischen Charkoffs, wie überhaupt auf denen Kleinrußlands, findet man mehr Gold, als auf denen großrussischer Städte, vielleicht noch aus den polnischen Zeiten her. Für das Papier haben sie gewöhnlich einen kleinen verschlossenen Kasten auf ihrem Tische. Alle übrigen Münzen haben sie aber in eine Menge Säulchen und Pyramiden auf der grünen Decke ihres Tisches aufgestellt, oft Capitalien bis an 100,000 Rubel. Sie decken ihren Tisch, mit dem sie Winter und Sommer frei mitten auf die Straße rücken, um sich desto bequemer den Vorübergehenden darzubieten, nur mit einem kleinen Dache, von dem allenfalls eine Decke herabhängt, die bald auf diese, bald auf jene Seite gezogen wird, um gegen den Wind zu schützen. Doch ist der Schutz so schwach, daß sie im Winter oft ihr Silber und Gold aus dem Schnee hervorgraben müssen. — In Charkoff wechselt täglich ein nicht völlig unbedeutender Wechsler 4000 bis 5000 Rubel um, an Meßtagen aber 40,000 bis 50,000 Rubel. Bei großen Summen berechnen sie sich ungefähr nur 1 pro Mille Nutzen.

Der Buchläden gibt es vier in Charkoff, drei russische, die zwischen den Tuch-, Rosinen- und Zuckerläden stehen und die Bücher pfundweise und die Gelehrsamkeit nach der Elle verkaufen, und ein französischer, der sich rühmt, die Geistesproducte bloß nach ihrem innern Werthe zu taxiren, und der ganz so eingerichtet ist, wie der bei Orel beschriebene, der seine Bücher mit Wein, Liqueur und Cigarren flott macht, und mehr Geschäfte in Kupferstichen als in Schriften betreibt. Jedoch ist auch darin hier ein erfreulicher Fortschritt zu bemerken; denn vor 15 Jahren hatte Charkoff nur einen einzigen Buchladen. Der französische, Gebrüder Saussé, fing erst vor sieben Jahren, und zwar ganz unbedeutend an, und lobt jetzt, daß es jedes Jahr besser werde.

Fast jede einigermaßen bedeutende russische Stadt hat jetzt auch ihren öffentlichen Stadtgarten zum allgemeinen Besten, sogar Städte, wie Akjermann in Bessarabien und auch selbst Orte mittlerer Größe in Sibirien. Charkoff fehlt es natürlich auch nicht daran. Man nennt diese Gärten meistens „botanitscheski ssadi" (botanische Gärten), vermuthlich weil die meisten zugleich auch junge Pflanzen und Sämereien verkaufen, oder weil das russische Publicum den Namen mißverstand. Wenn gleich sich in der Regel diese Gärten nicht mit den ähnlichen Anlagen deutscher Städte vergleichen können, so ist es doch für Viele gewiß interessant zu hören, daß überhaupt dergleichen in russischen Städten existirt; und jedenfalls ist Alles in der Wirklichkeit noch hundertmal besser, als man es sich in Deutschland denkt. Und gewiß ist das Bestreben der Regierung sehr lobenswerth, dem Publicum alle mögliche Gelegenheit zum Genusse anständiger und geistig bildender Vergnügungen zu verschaffen, wenn man auf der andern Seite nur das Publicum auch eben so loben könnte, daß es der Regierung entgegenkäme und das Dargebotene eifrig benutze. Es gibt ein Kaffeehaus für den Sommer im botanischen Garten Charkoffs und selbst ein chinesisches Tempelchen am hohen Südrande des Gartens, von wo aus man eine hübsche Aussicht auf das Lopanthal und mehrere garten- und baumreiche Quartiere der Stadt genießt. Der eigentliche botanische Garten zum Gebrauche der Universität ist in der Nähe des vorigen. Doch ist er so vernachlässigt, daß wohl nur in seinen wildesten Partien, wo das Unkraut am üppigsten wuchert, für den Botaniker viel zu suchen seyn wird, während auf den geordneten Beeten und im Gewächshause meist nur Zierpflanzen gezogen werden, welche sich die vornehmen Damen der Stadt zuweilen zur Ausschmückung ihrer Bälle, Diners u. s. w. geben lassen.

Ich war anfangs in einem Wirthshause am Nikol'schen Platze im obern Theile der Stadt abgetreten, ein graues Haus mit einem gewaltig großen Salon und einer Menge kleiner Schlafzimmer. In dem Salon kann man guten Thee trinken, eine ganze, eine halbe Portion, ein bloßes Glas, oder ein ganzes Ssamowar, mit Milch oder mit Citronen, mit einer ganzen, oder einer halben Portion Zucker, oder mit vier, drei, zwei, ein Stück Zucker, sogar „Kronski piwo" (Kronisches Bier),

das von Petersburg aus durch das ganze Reich versandt wird. Zu essen waren gute Carbonnaden und noch sonst manches Schmackhafte, gar nicht zu verachtende Gericht. Mehrere Lerchen und Nachtigallen, deren Käfige im Salon neben dem großen Kronleuchter aufgehängt waren, zwitscherten uns zu unserm Frühstück, und außerdem klimperte noch ein russischer Officier dazu auf einem etwas verstimmten Clavier das Lied: „Wot jedit troika udalaja.“ In den kleinen Schlafzimmern war aber der größte Mangel. Bettstellen ohne Betten, Waschtische ohne Seife, und Toiletten ohne Spiegel. Als ich ein Handtuch verlangte, sagte mir der alte Diener, ein ehemaliger Kasak: „Ach Väterchen, Handtücher kommen in Moskau noch vor, aber hier gibt es keine in den Wirthshäusern.“ Man ist gewohnt, daß die Reisenden ihr halbes Hausgeräth mit sich bringen. Die Portraits griechischer Häuptlinge, Kanaris, Miaulis, Bozzaris u. s. w., meistens aus moskauischen Fabriken nach kasakischen Originalien porträtirt, mit russischen Versen darunter, schmückten die Wände, und an der Thür war ein großer, gedruckter und untersiegelter Zettel angenagelt, auf welchem sich ein Zahnarzt dem Publicum empfahl, welcher behauptete, von sämmtlichen deutschen und russischen Universitäten examinirt, und nicht mit weniger als 1200 Attestaten von Königen, Prinzen und berühmten Männern versehen zu seyn; 1200 macht 20 Schock, und wenn dieser Mann auf jedes Schock kranker Königszähne auch nur ein Dutzend Unterthanen und obscurer Leute Zähne zu behandeln bekommt, muß seine Praxis trefflich blühen.

(Fortsetzung folgt.)

Niederlassung der Engländer im Hafen von Essington.

Wir haben früher schon der Versuche der Engländer erwähnt, in diesem Hafen, der an einem der nördlichsten Punkte von Australien liegt, eine Niederlassung zu gründen, und daselbst (s. Nr. 149) auch der Gründe gedacht, weßhalb eine solche Ansiedlung hauptsächlich gewünscht wird. Außer dem Hauptzweck, die englische Schifffahrt in den dortigen Meeren zu schützen, und die malayischen Trepangfischer und andere Handelsleute allmählich dorthin zu ziehen, scheint auch der Wunsch, dem um sich greifenden Einfluß der Holländer in den dortigen Meeren eine Schranke zu setzen, hauptsächlich dabei mitzuwirken. Capitän Sir Gordon Bremer, derselbe, der früher schon bei einem ähnlichen Versuche thätig war, hat nun über seine dortige Niederlassung einen Bericht an die geographische Gesellschaft in London geschickt. Er kam am 27 October 1838 dort an, und begann, nachdem er den ihm tauglichsten Punkt ausgewählt, seine Arbeit am 5 November. „Die Arbeiten, sagt er, gingen so rasch von Statten, daß bereits ein ganz ordentliches kleines Städtchen da steht; dieses liegt ungefähr in der Mitte der Westseite des innern Hafens. Der Boden umher ist von der besten Beschaffenheit, und wir haben bereits vier Brunnen gegraben, die hinreichend Wasser geben. Ein schönerer Hafen, als Port Essington, ist nicht leicht in der Welt zu finden.“ Die neue Stadt soll Victoria heißen, und liegt unter 11° 20′ 50″ S. B. und 132° 9′ O. L. v. Gr.

Die Faröer.

(Fortsetzung.)

Eines Abends trat ich in eine der dunkelsten Hütten, die wir noch angetroffen hatten. Die Hausfrau kam auf uns zu, und dankte uns mit einer rührenden Einfachheit für die Güte, ihre Wohnung zu besuchen. Es war eine junge Frau, Kummer, Arbeit, vielleicht Mangel hatten ihr Auge matt gemacht, ihr Gesicht gebleicht; dennoch lächelte sie noch mit einem so sanften Lächeln, daß man bei bloß flüchtigem Anblick das Leiden nicht bemerkte, das darin lag. Sie trug ein Kind auf ihrem Arm, dessen Locken sie von Zeit zu Zeit mit ihren Lippen berührte; ein kleines Mädchen, das die Ankunft Fremder verscheucht, hatte sich zu ihr geflüchtet, und hielt sie beim Rocke, seine großen blauen Augen erschrocken nach uns hin drehend; drei andere Kinder, die beim Fenster standen, bildeten den Hintergrund des Gemäldes. Die arme Mutter erzählte uns ihr Leben, die langen Winterabende, ihre Arbeiten auf dem Felde oder am Feuerherde. Nachdem sie uns so ihr Leben gemalt, segnete sie die Vorsehung, welche für sie und die ihrigen gesorgt. „Wir sind arme Leute, sagte sie, aber dem Himmel sey gedankt, Alles geht noch gut in unserer bescheidenen Wohnung. Mein Vater hinterließ mir bei seinem Tode als Erbtheil einen Kahn. Mein Mann ist ein guter Fischer. Ich arbeite während des Winters für die Reichen, und bebaue während des Sommers ein kleines Feld, für welches wir nur einen geringen Grundzins zu entrichten haben. So vergeht die Zeit, und am Ende des Jahres findet sich, daß wir noch etwas haben, um genug Gerste zu unserer Nahrung und genug Wolle für unsere Kleidung zu kaufen. Die härteste Zeit für mich war jene, wo meine Kinder so jung waren, daß ich, um mich mit ihnen zu beschäftigen, auf meine Tagarbeit verzichten mußte; aber jetzt wachsen sie, und bald werden sie mir helfen können.

Bei diesen Worten warf sie einen freudigen Blick auf dieselben, und die Kinder schienen durch den Ausdruck ihrer Physiognomie ihre Hoffnung zu bestärken. Diese Stadt Thorshavn, aus einigen hundert Hütten bestehend, ist dessen ungeachtet eine Kriegsstadt. Beim Eingange des Hafens erblickt man eine Festung, die einst durch den Held der Faröer, Magnus Heinesen,*) erbaut wurde, um sein Heimathland gegen die Einfälle der Corsaren zu schützen. Einst ward, erzählen die Leute, eine ziemlich breite Bastei durch mehrere gute Feldstücke vertheidigt. Aber der Krieg brach aus, und das Fort von Thorshavn hat seinen Tag der Trauer und des Unglücks gehabt. Die Resignation, mit der es seinem Schicksale sich unterwarf, konnte es nicht vor

*) Er war der Sohn eines Norwegers, der sich auf den Faröern niederließ, und nach der Reformation Priester wurde. Magnus widmete sich dem Seeleben, und zeichnete sich früh durch seine Kühnheit und seinen Muth aus. Mit einem schlecht bemannten Fahrzeug und zwei Leuten ging er früh den englischen und deutschen Flibustiers zu Leibe, die damals die Küsten von Island und der Faröer verwüsteten. Friedrich II, um ihn für seine Dienste zu belohnen, gab ihm das Commando einer dänischen Corvette. Mit dieser bemächtigte sich Magnus eines englischen Fahrzeuges, welches mit Waaren der Faröer beladen war. Die Engländer reclamirten, und behaupteten, daß die Waaren von den Shetlands-Inseln wären. Der geschworne Feind der Seeräuber wurde selbst der Seeräuberei angeklagt, und bezahlte mit seinem Kopfe ein supponirtes Verbrechen. Magnus wurde 1539 hingerichtet. Später kam die Unschuld an den Tag, und der Richter, der am meisten zum Urtheile beigetragen, wurde zu einer bedeutenden Geldsumme verurtheilt. Auf den Faröern leben viele Sagen über diesen Helden des Volkes.

Verwüstung retten. Im Jahre 1803 signalisirten die Fischer von Nordö eine Fregatte mit französischer Flagge. Bald erschien diese auf der Rhede von Thorshavn, und legte sich am Fuße der Festung vor Anker. Man erkannte nun, daß diese Fregatte, welche unsere Flagge führte, eine englische war, und ihre Absichten waren leicht zu errathen, denn Dänemark, damals mit Frankreich verbündet, stand nicht in großen Gunsten bei England. Der Gouverneur konnte nicht daran denken, sich zu vertheidigen, ohne das Schicksal der ganzen Stadt aufs Spiel zu setzen; er schickte daher zwölf Männer als Parlamentär an Bord der Fregatte. Die Engländer behielten sie gefangen. Er schickte zwölf andere, die ebenfalls verhaftet worden. Die Einwohner von Thorshavn, entrüstet über solche Treulosigkeit, wollten zu den Kanonen eilen und den Kampf beginnen, aber die Engländer ließen ihnen nicht Zeit dazu. Sie stiegen in großer Anzahl ans Land, bemächtigten sich der Festung, vernagelten die Kanonen, demolirten einen Theil der Bastei und kehrten dann an Bord der Fregatte zurück.

Jetzt ist die Festung nur noch eine Bastei aus aufgeworfener Erde, durch einige Kanonen vertheidigt und durch eine Truppe von 24 Jägern bewacht, welche mit ihrem Stande das Gewerbe eines Matrosen verbinden. Sie führen die Barke des Gouverneurs oder des „landfoged" auf den Excursionen zwischen den Inseln. Die beste Vertheidigung Thorshavns liegt nicht in diesem Scheinbilde von Festung, sondern in dem Anblicke seiner Straßen und Umgebungen. Wie könnte beim Anblicke dieser unbebauten Hügel, dieser von allem Luxus entblößten, von leidenden Familien bewohnten Wohnungen die menschliche Habsucht erregt oder ein Rachegedanken festgehalten werden? Rings um Thorshavn gibt es weder Bäume noch Saaten, bloß hie und da eine magere grüne Stelle oder ein noch magereres Gerstenfeld, wo der Landmann häufig nur Strohhalme, Aehren ohne Körner erntet. Die Einwohner der Stadt sind noch mehr zu beklagen als die auf dem Lande, denn der Boden, den sie bewohnen, erlaubt ihnen nicht Vieh zu halten; ihre einzige Nahrungsquelle ist der Ertrag ihrer Industrie oder der Fischerei. Die Weiber stricken eine gewisse Anzahl wollener Strümpfe, und sind unglücklicherweise gezwungen sie um einen sehr niedrigen Preis zu verkaufen. Daher bleibt auch Thorshavn auf demselben Punkte stehen, während alle übrigen kleinen Städte des Nordens, Reykiawik, Tromsö, Hammerfest sich von Jahr zu Jahr vergrößern und verschönern. Nicht Ein Privatmann gelangt dazu sich dort zu bereichern, kein einziger Fischer kann statt seiner ärmlichen Hütte sich ein Haus bauen. Das sorgenvolle Leben, zu dem diese armen Leute verdammt sind, unterdrückt ihre geistige Entwicklung. Beinahe alle können lesen; viele können schreiben; aber sie vereinigen sich nicht wie die Einwohner von Gudbrandsdal, um sich Bücher und Journale zu verschaffen, und man findet bei ihnen nicht wie bei den isländischen Bauern gedruckte oder geschriebene Sagas. Es gibt jetzt auf jeder der Faröer eine wandernde oder stehende Schule, aber alle, die aspiriren, Priester zu werden oder eine bürgerliche Stelle zu bekleiden, müssen ihre Studien in Dänemark machen. Dem Eifer einiger Gebildeten verdankt man die Gründung einer Bibliothek in Thorshavn. Die Regierung hat ihr eine Summe von 1500 fl. gegeben, mehrere Privatleute ihr Bücher geschenkt. Die Geistlichen, die Beamteten, die vornehmsten Einwohner der Farö zahlen jedes Jahr einen kleinen Beitrag, um sie zu vergrößern. Mit diesen schwachen Hülfsquellen ist es gelungen, beinahe fünftausend Bände zu sammeln, worunter man eine ziemliche Auswahl guter Werke findet.

In dieser Stadt wohnt auch der einzige Arzt der Faröer. Er hat seinen fixen Gehalt, und muß die Armen des Landes umsonst behandeln. Aber es ist unmöglich, daß Ein Mann allen auf so verschiedenen Küsten zerstreuten Familien zu Hülfe kommen kann. Oft geht die See so hoch und der Wind ist so stürmisch, daß man nicht von einer Insel zur andern gehen kann, und während der Arzt oder der Priester wartet, bis die See ruhig wird, um dem Kranken die letzte Hülfe oder den letzten Trost zu bringen, stirbt das arme Kind der Faröer, wie es gelebt hat, mit Schmerz und Ergebung.

Endlich findet man zu Thorshavn auch ein Spital: es ist ein bescheidenes hölzernes Haus am Ufer des Meeres, aber es steht den Fremden wie den Einheimischen offen. Wer es betritt, wird dort mit einer Sorgfalt behandelt, die sich nie verläugnet. Bei unserer Ankunft lag ein Matrose von Boulogne darin. In einer stürmischen Nacht war er auf dem Verdeck von einer Welle ergriffen und an den großen Mast geworfen worden, wo er das Bein brach. Sein Capitän suchte dasselbe mit Hülfe einiger Bretter und eines Knäuels Bindfaden wieder einzurichten, dann führte er ihn nach Thorshavn und kehrte nach Frankreich zurück.

Der erste Eindruck, wie wir in die felsigen Engpässe von Thorshavn eindrangen, war unangenehm. Kaum hatten wir aber einige Tage in dieser Stadt zugebracht, als wir schon mit Schmerzen daran dachten, sie bald verlassen zu müssen. Ueberall, in dem Hause des Beamteten und des Fischers wurden wir mit herzlicher Freude aufgenommen. Wenn wir durch die Straßen gingen, sahen wir nur gute, treuherzige Physiognomien. Weiber, die sich bei unserer Annäherung graziös verbeugten, Männer, die stets bereit waren, die Führer zu machen und uns in ihren Fahrzeugen zu führen. Ferner, wenn auch die Stadt uns einen traurigen Anblick bietet, so sind doch die Berge, welche den Meerbusen einfassen, die blauen Inseln, die man in der Ferne erblickt, wunderbar zu schauen. Gern bestieg ich Abends den Hügel, auf dem die Festung sich erhebt, um unter mir diese bescheidene Stadt des Nordens zu betrachten mit ihren Grasdächern, diese schiffförmigen Hütten, die ein Windstoß umwerfen kann, dieses Meer, das von Zeit zu Zeit von einer großen, schwarzen Klippe oder einem Berge durchfurcht wird. Schon fanden wir wieder die schönen dämmernden Nächte der nördlichen Gegenden. Die Sonne verschwand erst spät vom Horizont, und wenn man sie nicht mehr erblickte, so erschien das ganze Himmelsgewölbe in ein sanftes Licht getaucht. Nur ruhiger war es als am Tage, und man hörte nur das melancholische Geräusch der Woge, die über den Ufersand rollte, dann sich zurückzog, und wie ein Siegeszeichen einen Streifen Schaum oder eine Guirlande Seegras zurückließ. Es liegt in diesen einsamen Stunden am Ufer des Meeres, in diesem eintönigen, platzenden Geräusch der Fluthen, in diesem unendlichen Raum, wo der Gedanke mit dem Auge von Woge zu Woge flieht, ein Zauber, den keine Sprache malen, kein Gesang aussprechen kann. Wenn man sich entfernt, fühlt man sich leichter und stärker. Es ist, als wenn der Wind, der über die Fluthen streift, die Seele erfrischte, und der Anblick des weiten Raumes die Erkenntniß vergrößere.

(Fortsetzung folgt.)

Christliche Bevölkerung auf Timor. Hr. Earl, wie es scheint der durch seine Reisen im indischen Archipel bekannte, wurde von Port Essington aus nach Timor geschickt, und fand dort eine bedeutende christliche Bevölkerung unter der Leitung von einigen verständigen holländischen Missionärs.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1839.

Racenunterschiede in Italien.

(Nach dem Metropolitan Magazine, November 1839.)

Die ursprünglichen Merkmale der verschiedenen Abkunft lassen sich troz aller Schicksalswechsel immer noch in den Zügen und Charakteren der Bewohner der verschiedenen Landestheile erkennen, und zeigen dem Beobachter eine Mannichfaltigkeit, wie man sie selten findet.

Die Bevölkerung des Pothales, des ganzen ungeheuren Districtes, welcher zwischen den Alpen und Apenninen bis hinab ans adriatische Meer liegt, der schönste sowohl, als auch der reichste Theil des Landes, bewahrt noch augenscheinliche Kennzeichen seines nordischen Ursprungs. Die Lombarden, — worunter man nicht bloß die Unterthanen Oesterreichs, sondern das ganze Volk bis tief nach Piemont hinein, die Bewohner von Parma, Modena, Bologna und der Romagna bis nach Ravenna und Rimini zu verstehen hat, — zeichnen sich unter den übrigen Italienern durch ein helleres Haar und Gesichtsfarbe, durch hohe, ansehnliche, aber selten elegante Körperformen, so wie durch ihr sanguinisches Temperament aus, das in reiferem Alter oft in Apathie übergeht. Bei ihrem reichen Lande gewöhnen sie sich frühzeitig an epicureische Genüsse, und ihr vergleichungsweise langsames Auffassen, vereint mit ihrer Vorneigung zu sinnlichen Vergnügungen, hat ihnen von Seite ihrer südlichen Nachbarn den Namen lombardischer Wölfe oder der Böotier Italiens zugezogen. Aber seit der frühesten Zeit entwickelten sie in Ackerbau, Handel und Industrie die größten Anlagen, und zeichnen sich noch jetzt in nützlichen und schönen Künsten, so wie in allen Zweigen der Wissenschaften und Literatur aus. Die Lombarden sind ein edelgesinntes, gastfreies Geschlecht; vielleicht etwas langsam und phlegmatisch, offen und leichtgläubig, theilen sie bis zu einem gewissen Grade die bessern und schlimmern Eigenschaften ihrer Nachbern, der Deutschen.

Venedig, das seinen Ursprung dem Einbruche der nordischen Völker verdankt, war vielleicht der einzige Fleck Italiens, der mit fremdem Blute unvermischt blieb. Die venetianische Aristokratie, die älteste von allen, abgehärtet durch die steten, von ihrer Lage erforderten Anstrengungen, und entflammt von einer aufrichtigen, wenn auch vielleicht etwas engherzigen Vaterlandsliebe, bewies lange Zeit eine Tapferkeit, die eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre. Die finstere, blutige Politik, welche die letzte Zeit dieser unglücklichen Republik befleckte, hat man schon lange, selbst bis zum Uebermaße, besprochen, und es ist Zeit, endlich dem Andenken, ja man möchte fast sagen dem Schatten Venedigs Ruhe zu gönnen.

Sicher in ihren unfruchtbaren Felsenbergen, entgingen die Genueser, die Abkömmlinge der alten Ligurier, in großem Maaße fremder Beimischung, und bewahrten ihren kecken Sinn und ihr sparsames Wesen durch die römische Periode, wie durch alle folgenden Schicksalswechsel hindurch. Die Genueser gelten noch jezt für die besten Matrosen des Mittelmeeres, sind nüchtern, ausdauernd und unermüdlich — gleichsam als wollten sie die Behauptung Lügen strafen, daß Thätigkeit und Abhärtung mit einem milden, üppigen Klima unvereinbar seyen — und zeichnen sich nicht bloß unter den Italienern, sondern unter allen Völkern, mit denen sie sich vermischten, selbst noch nach mehrern Generationen, durch ihre scharfen, aber feinen Züge, ihre kleinen schwarzen Augen, ihre kurzen aber gewandten Glieder, und durch ihren harten, wahrhaft barbarischen Dialekt aus. Da sie einen gewissen Sinn für äußere Pracht mit ihrer Sparsamkeit und ihrer sprüchwörtlichen Habsucht vereinigen, so haben sie Tempel und Paläste mit mehr Pracht als Geschmack erbaut, gegen alle Schwierigkeiten der Natur angekämpft und ihre Gärten und Villas auf den Felsengipfeln der Apenninen, wie auf dem Sande am Ufer des Meeres angelegt. Eine Race von Abenteurern und Räubern haben sie sich in allen Theilen der Welt niedergelassen, als wäre ihr Vaterland da, wo es ihnen gut geht, und doch ist kein Volk anhänglicher an sein Vaterland oder stolzer darauf, und nirgends sind Volkssagen und Volksvorurtheile so eingewurzelt wie hier.

Aber hinter den Ufern von Genua und längs der ganzen Kette der Apenninen bis hinab zu den Abbruzzen und Calabrien lebt ein Urgeschlecht, in den verschiedenen Districten mit mannichfachen Namen bezeichnet, aber immer noch einer und derselbe, allen fremden Besuchern gänzlich unbekannte Stamm, vielleicht

dieselbe rohe Aboriginerbevölkerung, welche die Ufer und Ebenen der Civilisation Preis gab, in die Wildnisse des Gebirgs sich zurückzog, um der Unabhängigkeit zu genießen, und die unter keiner Regierung von dem lastenden Gewicht der Knechtschaft erreicht wurde. Zu arm für die Besteuerung, zu unbändig für die militärische Conscription, ließ man diese Bergbewohner sich selbst oder höchstens durch ihre Priester regieren. Gegen diese Leute erlahmte alle Macht und Politik, so wie alle summarische Justiz Napoleons; aus ihnen rekrutiren sich die Schmuggler und Banditen, deren Thaten, durch die Uebertreibungen der Romanschreiber entstellt, noch immer die Unterhaltung müßiger Leute ausmachen.

(Schluß folgt.)

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Ich war dem Allem nach nicht wenig froh, als mir meine Empfehlungen und die russische Gastfreiheit ein besseres Quartier bereiteten. Es war im Hause des reichen Kaufmanns K...., in welchem ich gut aufgenommen wurde. Man schätzte das Vermögen dieses Mannes auf mehr als 17,000,000 Rubel, die aus lauter kleinen Ersparnissen der Branntweinpacht sich bei ihm zusammengehäuft hatten. Hr. K...., oder vielmehr der Staatsrath und „Potschetnoi-Graschdanin" (Hochangesehener Bürger), der als „Iwan Pauls Sohn," Gott weiß auf welchem Bauernhofe als „Scheremetjewscher oder Demidoffscher Mensch" geboren war, war ein sogenannter „Otkuptschik" (Branntweinspächter, der für eine Reihe von Jahren nicht nur die ganze Stadt Petersburg, sondern auch sämmtliche Städte von mehr als zehn russischen Gouvernements in Bezug auf den Branntweinschank in Pacht gehabt hatte, so daß also jene 17,000,000 Rubel aus den vielen Milliarden von Kopeken zusammen geflossen waren, um welche ihm nach und nach die Muschiks (gemeine Leute) ihr Gläschen Wodka (Branntwein) theurer bezahlt hatten, als es aus den Fabriken der Gutsherren hervorging. Hr. K.... hatte eine Garde von mehrern Tausend mit Kantschus und eisernen Stangen bewaffneter Männer, sogenannte „Objeschtschiks" (Umreiter) in seinem Dienste, um alle die von ihm gepachteten Städte zu bewachen und die Einfuhr von ihm nicht gestempelten Branntweins zu verhindern. Viele Millionen an Soldzahlungen, Pachtzins, Branntweinsankaufs-Geldern und zurückfließenden Einkünften gingen jährlich durch seine Hände, und er stand mit halb Rußland in Geschäftsverbindungen. Während meiner Anwesenheit in Charkoff kam einer seiner Söhne aus entfernten sibirischen Gouvernements an mit anderthalb Millionen baaren Geldes, als Ueberschusses der Speculationen der letzten drei Jahre, und ich konnte nicht ohne Schaudern an die Millionen denken, die von dem feurigen Gifte vertrunken seyn mußten, um jenen Profit zu erzielen. Neugierig wird Mancher vielleicht nach der Buchhalterei und der weitläufigen Comptoireinrichtung des Hrn. K.... fragen, die ihn in Stand setze, ein so großartiges Geschäft mit Ordnung und der nöthigen Uebersicht zu leiten. Jeder einigermaßen große Krämer hat bei uns ein eigenes Comptoir, und Milchhändler in London halten sich Buchhalter und eine Menge Schreiber. Es mag daher unsere Kaufleute nicht wenig in Erstaunen setzen, zu hören, daß Hr. K.... der sein in Branntwein gewonnenes Geld nun außerdem noch in einer Menge anderer geistiger Etablissements wieder anlegt, in Weinkellern, Gütern, Schafheerden, Fabriken, die, auf seinen Namen bewirthschaftet und für seine Rechnung betrieben, im ganzen Reich zerstreut sind, keine andere Organisation bei seinem Geschäft kennt, als die ganz vortreffliche seines Kopfes. Er ist von Natur mit großer Schlauheit begabt, hat ein erstaunliches Gedächtniß für Zahlen und Alles, was sein Geschäft betrifft, das er sich aber zum Ueberflusse auch noch in einigen Haupt- und Generalbüchern notirt. Er kennt alle Gouvernements des russischen Reichs sehr genau, hat insbesondere die genaueste Statistik des russischen Durstes im Kopf und weiß aufs Härchen, wie viel Branntwein diese, wie viel jene Stadt trinkt, und wie weit man in den Contracten mit der Regierung gehen kann. In dieser genauen Kenntniß seines Vaterlandes, die er durch vielfache Erfahrung und unzählige Reisen erlangte, besteht seine Hauptforce, und wenn er nicht das Alles als ein tiefes Geheimniß für sich behielte, so könnte man genauere und zuverlässigere Nachrichten bei ihm auflesen, als aus den Berichten der Petersburger Ministerien. Seine zweite Geschäftshülfs-Maschine ist sein Rechenbrett, auf dem er die Perlen so oft hinüber und herüberwirft, bis er sieht, daß so und so viel Hunderttausend reiner Profit für ihn herauskommen. Doppelte italienische Buchführung kennt er nicht. Außer dem Gewinn ist nichts doppelt in seinem Geschäft, Alles vielmehr höchst einfach. Die Controlen mit seinen „Bekaschtschiks" (Commissionären) und „Objeschtschiks" u. s. w. werden mündlich abgeschlossen, und in hundert Fällen bewirkt die eigene Gegenwart des Principals, der beständig mit sechs raschen Pferden auf Reisen umherfliegt, besser das, was bei uns weitläufige Correspondenzen nur unvollständig beendet hätten. Außerdem hat Hr. K..... drei Söhne, deren einem er Sibirien abgetreten hat, während der andere Petersburg, und der dritte die Städte des Wolgagebietes zur Beaufsichtigung erhielt. Diese Herren machen es in ihren Abtheilungen mit Reisen u. s. w. wie ihr Vater im Ganzen, und kommen zuweilen zu ihm nach Charkoff, um ihm Rechenschaft von ihrer Wirthschaft zu geben, und ihre Geldbeutel in die gemeinschaftlichen Kisten auszuschütten.

Hr. K..... war übrigens ein Mann comme il faut, rasirt, französirt, besternt u. s. w., und stand schon eigentlich einige Stufen zu hoch, um für einen Beobachter russischer Sitten interessant genug zu seyn. Seine Frau kleidete sich à la mode, und hielt sich in der Küche einen französischen Koch, und seine Töchter waren die Bräute russischer Obristen. Ich bat ihn daher, mit mir noch einige Stufen hinabzusteigen, und mich in dem Hause eines reichen russischen Kaufmanns von gewöhnlichem Schlage einzuführen. Ich machte daher durch ihn die Bekanntschaft des Millionärs Atekrejew, dem Hr. K.... mich im Gostinnoi Dwor, wo für die Kaufmannschaft des Orts zugleich Speicher, Magazine, Buden, Läden und Börse auf

demselben Platze sind, vorstellte, und der uns darauf zu einem Diner einlud. Schon in Moskau hatte ich ein ganzes Stadtquartier gesehen, was, wie man mir sagte, diesem Hrn. Atekrejew zugehörte. Er wohnte aber mit seiner Familie hier in Charkoff, vermuthlich weil der Aufenthalt hier billiger ist. Sein Wohnhaus war einer von den bei den Reichen in Rußland so gewöhnlichen weitläufigen und öden Palästen, die nach dem Muster des großen Riesenreichs zugeschnitten zu seyn scheinen; Gehöfte und Vorplätze, als käme man nicht zu einem Stadtbürger, sondern zu einem Domänenbesitzer, Säulengänge und Portale, als nahe man sich nicht einem Wohnhause, sondern einem Göttertempel. Im Innern lange Reihen von hohen, weitläufigen und bunt bemalten Zimmern, von denen die meisten keinen andern Zweck zu haben scheinen, als den, die Zimmerreihe zu vermehren, in dem einen ein Duzend Stühle nd ein Tisch, in dem andern ein Divan, in dem dritten nichts, in dem vierten ein Schrank mit altem Silberzeuge, das der Besitzer uns Alles auskramte als rare, von seinem Vater erhaltene Erbstücke, — in allen aber große, mit breiten, goldenen Rahmen versehene Heiligenbilder. — Hr. Atekrejew nahm uns mit vieler Freundlichkeit, hundert Dienern und tausend Danksagungen für unser Kommen auf, und stellte mich einigen seiner anwesenden Freunde vor, denen ich allen sagen mußte, daß ich Gregor Feodorowitsch*) heiße. Damen waren nicht zugegen. Doch führte mich Hr. Atekrejew am Ende der Zimmerreihe in sein und seiner Gemahlin Schlafgemach, wo weiter keine Meubles zu sehen waren, als ein großes, mit prächtigen Vorhängen verziertes und vergoldetes Ehebett. An der einen Ecke desselben stand seine Frau, der er mich vorstellte. Sie hatte einen großgeblümten Sarafan und einen von Gold und Perlen strahlenden Kakoschnik angethan, und zupfte, als wir eintraten, an den Spitzen der Bettvorhänge. Es ist diese Art von Vorstellung der Ehefrauen im Schlafgemache bei den russischen Kaufleuten gewöhnlich. Ich entschuldigte mich bei der Dame wegen meines schlechten Russisch, und sie sagte mir, daß sie auch leider kein sterbendes Wörtchen Deutsch oder Französisch wüßte. Aber sie hätte einen „Niemetzki utschitel" (einen deutschen Lehrer) bei ihren Kindern, der wüßte Alles, und ich könnte mit ihm jede Sprache reden, welche ich wollte. Bei Tische lernte ich diesen Wunder-Utschitel kennen, dessen schwaches Deutsch indessen wenig von seiner Stärke in den übrigen Wissenschaften erwarten ließ. Bei der Mahlzeit fehlte es nicht an Bedienten, und es folgte in langer, unendlicher Linie ein schweres Gericht dem andern. Die Conversationsbrühe dazu war nur schwach gewürzt. Hr. Atekrejew hatte meistens den Mund von andern Dingen zu voll, um sich mehr als dann und wann ein freundliches Lächeln erlauben zu können. Seine „Supruga" war gewöhnlich, russischer Frauensittsamkeit gemäß, stumm, und der Utschitel schämte sich, glaub' ich, seines schlechten Deutsch. Nach der Mahlzeit wurden wir in ein Nebenzimmer geführt, wo, altrussischer Weise gemäß, das Dessert besonders aufgetragen war. Eine Menge Assietten mit den schönsten verschiedenen Säften und eingemachten Früchten aus Kiew bedeckten einen runden Tisch. Die Bedienten gaben diese Assietten auf einem großen Präsentirteller herum. Für alle war Ein goldener Löffel, aber nur Einer, mit dem sich jeder Gast so viel Gezuckertes aussuchte, als ihm schmeckte, indem dann, wenn er seine Kehle genug in Süßigkeit gebadet, der Löffel zum Nachbarn weiter spazierte. Glücklicherweise war ich der zuerst decomplimentirte Näscher. Nach Tische sagte mir mein Wirth, daß leider Geschäfte ihn schon zu bestimmter Stunde abriefen, daß aber sein vierspänniger Wagen bereit stände, wenn ich vielleicht mit seinem Utschitel eine Spazierfahrt machen wollte. Dieß thaten wir denn, und da mich eigentlich nichts langweilt, so machte mir auch dieses Scherz. — Hr. Atekrejew ist natürlich nur der Repräsentant einer ganzen Classe von Menschen, und bei allen russischen Kaufleuten zwischen Ostsee und Pontus findet man durchweg denselben Styl des Luxus und zuvorkommender Gastfreiheit, und dieselbe Weise von höchst eigenthümlicher Mischung einer krassen Barbarei mit angeflogener Civilisation.

Es gibt eine Menge solcher reichen Kaufleute in Charkoff, und keineswegs sind alle, wie man das bei uns gewöhnlich meint, aus dem Stande der Leibeigenen hervorgegangen, vielmehr widmen sich viele Familien schon seit langen Jahren selbstständig freien Gewerben, und es gab in allen Zeiten reiche Kaufleute in Rußland, von denen viele selbst dem Vaterlande mit ihren Reichthümern wesentliche Dienste leisteten. Minin, der Bürger von Novgorod, wird als Retter des Vaterlandes neben dem patriotischen Fürsten Posharski genannt, und er ist nicht der einzige seiner Art. Doch sind die Kaufleute auf eine merkwürdige Weise gegen die Fortschritte des Adels zurückgeblieben, und haben bei weitem nicht in demselben Verhältnisse wie dieser, sich die Früchte westeuropäischer Civilisation angeeignet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Faröer.

(Fortsetzung.)

Aber ich würde nur ein unvollkommenes Bild von den Faröern geben, wenn ich bloß von Thorshavn und seinen Hügeln sprechen würde. Dieser ganze Archipel bietet den erstaunten Blicken des Künstlers die romantischsten Lagen, die pittoreskesten Aussichten. Er ist aus fünf und zwanzig Inseln zusammengesetzt, von denen siebzehn bewohnt sind. Wenn man von einer derselben zu der andern geht, fährt man bald unter einer Steinmasse, die wie ein Triumphbogen ausgehöhlt ist, bald an einem Felsen vorbei, imposant wie eine Pyramide und spitzig wie ein Pfeil. Hier öffnet sich auch am Fuß eines Berges eine große dunkle Höhle, die der Fischer mit seiner Barke kühn betritt, um die Robben

*) Gregor ist Georg, Feodorowitsch aber kann sowohl Friedrichsohn, als Heinrichsohn, als auch Eduardsohn bedeuten. Denn die Russen übersetzen mehrere deutsche Namen, die sie nicht haben, mit Feodor, und im Ganzen genommen bilden sie sich ein, daß die meisten Deutschen Friedrich heißen, so daß „ein Feodor Feodorowitsch" (Friedrichsohn) ungefähr gleichbedeutend mit „ein Deutscher" ist.

zu verfolgen, die dort eine Zuflucht suchen; dort ist eine Mauer, deren glatte Wände nie der Fuß eines Menschen betrat; weiter davon ein Felsen, von den Wogen, die ihn unaufhörlich peitschen, an seiner Basis ausgehöhlt, und mit seiner kahlen, von der Zeit geschwärzten Stirne über das Meer hinblickend.

Die Geschichte dieser Inseln ist der isländischen ähnlich. Wie Island, wurden sie während eines Sturmes entdeckt, zur Zeit Haralds, des schönhaarigen, durch eine Colonie Norweger bevölkert, zuerst einer Art oligarchischer Regierung unterworfen, dann durch Norweger erobert, und endlich mit diesen sammt Island und Grönland gegen Ende des 14ten Jahrhunderts mit Dänemark vereinigt. Jetzt werden sie durch einen dänischen Beamteten verwaltet, der den Titel eines Gouverneurs hat, und sind in sechs Districte oder Syssel eingetheilt. Man zählt neun und dreißig Kirchen, die unter sieben Geistliche vertheilt sind. Es ist eine harte Aufgabe für diese Priester, zu gewissen Jahreszeiten diese auf dem Ocean zerstreuten Pfarreien zu besuchen. Auch sind ihre Predigten nicht regelmäßig; oft werden sie durch einen Sturm mehrere Wochen lang fern von ihrem Wohnorte zurückgehalten;*) oft erfüllen sie nur mit Lebensgefahr ihren evangelischen Beruf. Das Traurigste bei den Verrichtungen, die sie auf diesen Inseln auszuüben haben, sind nicht die harten und gefährlichen Reisen, sondern ihre Isolirung. Sie wohnen auf irgend einem einsamen Strand in der Mitte von zwei oder drei Hütten, und dorthin bringen sie die Erinnerungen einer andern Gegend, eines andern Lebens, denn alle sind Dänen, und haben auf der Universität Kopenhagen promovirt.

Der Archipel der Faröer erstreckt sich von 61° 15' Breite bis 62° 21'. Auf dieser ganzen Oberfläche zählt man bloß 7000 Einwohner. Das Innere der Inseln ist völlig öde. Bloß in den Wäldern und längs der Küste baut der Bauer seine Wohnung; dort hat er seinen Grasplatz, und bisweilen ein Gerstenfeld und Kartoffeln. Nach den Rechnungen von Bove's, der das Land nach verschiedenen Richtungen vermessen hat, ist auf den Faröern bloß der sechzigste Theil des Bodens bebaut. Das Uebrige ist bloß eine Steinkruste mit einer dünnen, losen Erdschichte bedeckt.

Der wahre Reichthum der Faröe besteht in ihren Schafen.**) Das Schaf ist für sie beinahe, was das Renntbier für den Lappländer, der Seehund für den Grönländer, die Kokospalme für die Bewohner von Guiana. Es gibt ihnen Alles, was sie bedürfen: Nahrung, Wolle, Unschlitt; was sie auf die Seite thun können, nachdem sie ihre Kleider gewoben, verkaufen sie, um sich die Dinge zu verschaffen, die sie in ihrem Lande nicht finden. Viele Einwohner der Faröer besitzen Heerden von 5 bis 600 Schafen; sonderbar ist aber die Nachlässigkeit, mit der sie dieses Thier behandeln, das für sie eine so köstliche Hülfsquelle ist. Noch keinem ist es eingefallen, einen Stall für seine Schafe zu bauen, wo sie einen Zufluchtsort während der schlechten Jahreszeit finden könnten. Die armen Thiere irren beständig auf den Bergen herum. Im Winter sind sie, wie die Rennthiere, gezwungen, ihre Nahrung unter dem Schnee zu suchen. Ist dieser Schnee durch die Kälte hart geworden, so sterben sie vor Hunger, oft werden sie unter einer Lawine begraben; an den kältesten Tagen suchen sie eine Zuflucht in den Höhlen. Zusammengewehter Schnee versperrt oft den Ausgang, und die Schafe bleiben oft ganze Wochen ohne Nahrung und Trank eingeschlossen. Man hat solche gefunden, die in ihrem Hunger an ihrer Wolle nagten. Im Junius geht der Bauer auf Entdeckung seiner Heerde aus, unterstützt von Männern, die in solchen Ausflügen geübt sind, und von Hunden, die die Schafe in Gräben und Höhlen treiben. Jeder Bauer erkennt seine Schafe an einem besondern Merkmal, und nimmt eines nach dem andern, um sie zu scheeren. Aber auch diese Verrichtung geschieht auf eine barbarische Weise. Der Faröer Bauer schneidet die Wolle nicht ab; er rauft sie mit der Hand aus, und bisweilen so heftig, daß das Thier ganz mit Blut bedeckt ist; dann gibt er ihm die Freiheit wieder, und es beginnt aufs neue sein wildes Leben. Die Pferde sind gleichfalls Sommer und Winter sich selber im Freien überlassen. Zweimal im Jahre sucht man sie auf; das erstemal, um den Mist auf die Wiesen zu führen, das zweitemal, um den Torf in die Maiereien zu bringen. Die Kühe verdanken nur dem täglichen Ertrag ihrer Euter das Privilegium, an einer Krippe zu fressen und in einem Stalle zu schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Früher gab es auf verschiedenen Punkten der Faröer Quellen geweihten Wassers, womit die Eltern ihre Kinder taufen konnten, wenn die schlechte Jahreszeit sie hinderte, selbe zum Geistlichen zu tragen. Dieser Gebrauch existirt nicht mehr. Die Eltern bringen den Neugebornen zum Priester; häufig ist sein Leben durch die Mühen und Gefahren der Reise gefährdet.

**) Daher kommt auch wahrscheinlich der Name der Inseln, welcher Schafinseln bedeutet.

Miscellen.

Ruinen in Nordafrika. Hr. Davidson fand auf seiner Reise von Tanger nach der Hauptstadt von Marocco Ruinen, die er Outset (wahrscheinlich Antad) nennt, und welche denen zu Stonehenge gleichen sollen. Etwas weiter, jenseits Meschra el Komeid, sah er die Ruinen eines Amphitheaters. In keinem Theile der Welt ist der Boden so dicht besäet mit den Ueberresten früherer Civilisation, als in der Berberei und in Marocco. Außer den Ueberresten römischer Architektur finden sich auch noch viel ältere, wahrscheinlich phönicische. (Davidsons Reise.)

Pferde aus der Sahara. Der Reisende Davidson sah mehrmals in Marocco solche Pferde, und beschreibt sie folgendermaßen: mit diesen Thieren jagt man gewöhnlich den Strauß; sie können ungeheure Tagereisen zurücklegen, und werden dabei nur Einmal in drei Tagen gefüttert, ihre Ration ist dann ein großer Topf voll Kameelsmilch; ihre Haare sind eisengrau, ihre Beine ziemlich plump, aber ihr Leib ist ziemlich dünn.

Bezoarsteine. Dieses bei uns jetzt fast ganz in Verruf gekommene Arzneimittel hat noch in Nordafrika einen hohen Werth. Man nennt sie auch Schlangensteine, weil sie gegen den Biß giftiger Thiere ein sicheres Mittel seyn sollen. Man bot dem Reisenden Davidson drei derselben zum Verkauf an, wofür bereits 22 Ducaten geboten worden waren, eine große Summe, wie Davidson sagt, für einen Mauren, wenn er sie geben, und für einen Araber, wenn er sie ausschlagen soll. Man erhält sie gewöhnlich von einer Antilopenart, Mhor genannt; in der Mandingosprache heißen diese Steine Ersß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1839.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Der ganze ukrainische Adel war gerade zur Zeit meiner Ankunft in Charkoff daselbst in Masse versammelt, um seine Angelegenheiten zu berathen, und sich neue Beamten zu wählen. Es finden solche Adelsversammlungen, im Russischen „Wuibor" (Auswahl) genannt, in jedem Gouvernement statt, und da von ihnen in Deutschland wenig bekannt seyn möchte, so will ich hier mittheilen, was ich in Charkoff davon sah, besonders da der Wuibor des ukrainischen Adels, der noch von alten Kasakenzeiten her einige Spuren von Unabhängigkeitsgeist zeigt, ein vorzügliches Interesse liefert.

Zum Behufe des Wuibors ist in Charkoff, wie in jeder Gouvernementsstadt, ein „Dworanstwa Sobranie" (ein Adels-Versammlungshaus) erbaut, in welchem ein sehr großer Saal nebst einigen Nebenzimmern die Hauptrolle spielt. Dieser Saal dient zur Versammlung der Adelsdeputirten, zu Bällen, Diners u. s. w., die bei Gelegenheit des Wuibors gegeben werden. Er hat Galerien für Zuschauer, und in der Mitte der einen kurzen Seite des Parallelogramms eine Tribune für den Präsidententisch. An den langen Seiten des Saales hin stehen eilf grüngedeckte Tische mit Stühlen für die Deputirten der eilf Kreise der Ukraine. Ueber den Tischen an der Wand sind die Wappen der verschiedenen Kreise angebracht, so für den Kreis Walki ein Paar Pflaumen und Birnen, welche er wegen seines vielen Obstes im Schilde führt, oder für den Kreis Ssumi (d. h. Säcke) zwei Säcke, zur Erinnerung an die Entstehung des Namens und Ortes, der zuerst als Niederlagsplatz der von den Kasaken der Umgegend gemachten Beute und gefüllten Säcke u. s. w. diente. An jedem Tische präsidirt der Adelsmarschall des Kreises, und die ganze Versammlung wird vom „Gubernski Predwoditel Dworanstwa" (dem Gouvernements-Adelsmarschall *) präsidirt, der überhaupt bei allen Gelegenheiten den Adel seiner Provinz vertritt. Die Versammlung des ukrainischen Adels bestand aus einigen Hundert Personen, und wenn sie versammelt waren, war der Platz vor dem Hause von mehr Equipagen bedeckt, als der Vorplatz irgend eines westeuropäischen Parlaments, wie überhaupt denn der Anblick der Versammlung nicht weniger glänzend war, als der der französischen Deputirtenkammer. Die Deputirten hatten alle elegante grüne Uniformen, mit goldgesticktem, rothem Kragen und silbernem Degen. Als ein Beispiel menschlicher Hinfälligkeit zeigte man mir unter ihnen den Obersten R . . . . ., der bei seiner Anwesenheit in Paris vor 16 Jahren durch Anmuth und Schönheit seines Aeußern so viel Aufsehen machte, daß man sein Portrait überall verkaufte, und der jetzt, obgleich er noch seine Haare genialisch zur Seite warf, einer der häßlichsten aller Anwesenden war. Es fehlte übrigens in der Versammlung durchaus nicht an Leben, und Reden wurden hin und wieder gehalten; auch wurden mir mehrere als gute Redner bezeichnet. Wenn ein Papier, etwa ein abgefaßter Beschluß, eine Wahlacte, oder eine Notification der Regierung vorgelesen werden sollte, wurde nach alter kasakischer Manier mit einem Säbel auf den Boden gestoßen, oder auf den Tisch geschlagen, worauf dann Stille eintrat, und der Vorleser der Reihe nach zu den vier Ecken des Saales ging, und hier sein Papier ablas. Bei vielen Gelegenheiten entstand sehr lebhafte Bewegung unter den Deputirten, und hie und da wurden Redner applaudirt mit lautem Geschrei und allgemeinem Tumult. Besonders groß war das Bravorufen bei der Abschiedsrede des bisherigen allgemein geachteten Adelsmarschalls, eines Kowalewski, der nach dreijähriger Amtsführung seine Würde niederlegte, und unter Thränen seinen Mitbrüdern für ihre Theilnahme dankte. Bei solchen Gelegenheiten drängte sich Alles mitten in den Saal, und umgab den Redner in dichtem Gedränge. Der alte Präsident wurde noch vielfach bestürmt, sich wiederum als Candidat zur neuen Marschallswahl zu melden, allein er wies es entschieden von der Hand.

Darnach traten die, welche sich als Candidaten gemeldet hatten, vor, machten ihre Verbeugung gegen die Versammlung und wurden mehr oder weniger beklatscht. Einige, bei welchen der Applaus besonders stark war, legten die Hand aufs Herz und sprachen einige Worte. Bei einem aber, den mehr seine

*) Eigentlich „Gouvernements-Adelsvorführer."

Eitelkeit als die Gewißheit eines großen Anhangs bewogen haben mochte, sich als Candidat zu melden, ertönte ein allgemeines Geschrei: uwolnaim! uwolnaim! (wir lassen ihn los! d. h. er mag gehen!) Darnach schritt man zur Kugelung, wobei alle Kreise einzeln vorgerufen wurden und die Wahl fiel auf den alten General Rachmanow, der von 200 Anwesenden 150 Stimmen für sich hatte. Sein Name wurde daher mit dem ungemessensten Applaus aufgenommen, obgleich er selber nicht zugegen war. Ich führe dieß Alles nur an, um zu zeigen, daß die Deputirten auf diesen russischen Adelsversammlungen durchaus nicht so theilnahmlos und gleichgültig bei der Sache sind, als man sich dieß bei uns denken mag. In dieser und vielfacher andern Hinsicht muß jedem Manne eine solche Versammlung von Männern einen freudigen Anblick gewähren, und besonders von Männern wie diese Ukrainischen, die den Nerv einer ganzen Provinz repräsentiren. Freilich bestätigt oder verwirft der Gouverneur der Regierung alle die auf den Wuibors vorgenommenen Wahlen, allein es ist doch nicht unwichtig zu wissen, daß keiner der Regierungsbeamten als solcher in ihnen Sitz und Stimme hat, und daß man sogar oft Wahlen gegen den Willen der Regierung zu behaupten suchte, so daß es schon ein Mal bei einer solchen Gelegenheit nahe daran war, die Ukraine als eigenes Gouvernement völlig zu streichen.

Zuweilen scheinen die Scenen auf diesen ukrainischen Wuibors nur allzu belebt zu seyn. Früher konnten auf denselben alle kleinen Edelleute der Ukraine erscheinen, sie mochten reich oder arm seyn. Nach einem vor mehrern Jahren erlassenen Ukase werden aber jetzt nur diejenigen Edelleute zugelassen, die mehr als 100 Seelen besitzen. Kurz nach dem Erlaß dieses Gesetzes erschien dessen ungeachtet ein Mann auf dem Wuibor, der, obgleich er ein achtbarer und angesehener Edelmann war, doch nicht ganz 100 Seelen besaß. Ein junger, reicher, aber verdienstloser Mann, der ihn haßte, warf ihm dieß vor und behauptete, er müsse auf der Stelle den Saal verlassen, worauf ihm der Aeltere erwiederte: „Du hast Recht, ich habe nicht hundert Seelen, aber ich habe eine Seele, die mehr werth ist, als solcher Tausend, wie du sie hast,“ und ihn auf der Stelle mit seinem Degen niederstach.

Außer den genannten Namen gehören in der Ukraine zu den am meisten bekannten noch folgende: Bachmetieff, Schedlowski, Karabinin, Henrikoff, Kondratiew, deren Vorfahren zum Theil früher Kosakenhetmans waren, die sich jetzt aber in den reichsten Kammerherren- und Generalsuniformen bewegen. Selbst unter denen, die hier beständig leben, gibt es zum Theil sehr Reiche, einige, deren Capital zu 5 bis 7 Millionen angegeben wurde. Manche von ihnen leben im Winter einige Zeit in Moskau. Doch gibt es auch mehrere, die als Charkoff'sche Stammhäuser betrachtet werden müssen. Die Gesellschaft von Charkoff ist eine der besten aller Provincialgesellschaften: sie kann an jedem Winterabend 120 hübsch besetzte Whisttische stellen. Keiner, der weiß, in welcher beständigen Abwägung der Gesellschaften (der hautes volées) der verschiedenen Provinzstädte die Russen begriffen sind, und wie die meisten dieser Gesellschaften sich um nur eine gewisse Anzahl Whisttische vereinigen, wird sich wundern, daß ich dieß so genau angeben kann. „In Kiew,“ heißt es, „ist die Gesellschaft jetzt sehr unbedeutend. Es ist nicht eine nennenswerthe Familie da. In Kasan war sie sehr brillant, zur Zeit des und des Generalgouverneurs, der sehr viel für die Kasan'sche Gesellschaft that. In Odessa ist sie bloß im Winter während einiger Monate gut, weil die meisten gar zu lange an der Krim'schen Küste bleiben. In Kursk, Novgorod, Tula ist der Cirkel ungemein klein, weil die Städte mehr bloß durch Kaufleute groß sind. In Simbirsk, wo man es am wenigsten erwarten sollte, findet sich eine ganz auserlesene Societé zusammen, doch ist sie nicht so zahlreich wie die Charkoffer.“ Es ist mit eines der vielen Hauptgeschäfte der Gouverneure und Generalgouverneure, einen gebildeten Ton in den Kreisen ihrer Residenzstädte zu verbreiten, welche man „die Gesellschaft“ nennt. Sie müssen sich demnach bestreben, ein gutes und feines Haus zu machen, musikalische Abende zu geben, elegante Bälle zu arrangiren, geschmackvolle Diners zu veranstalten, und durch das Beispiel, das sie geben, auch Andere zu solchen Dingen zu veranlassen. Sie betrachten dieß nicht als den geringsten Theil ihrer Mission, thun sich viel darauf zu gute, wenn in diesen Bestrebungen ihnen etwas gelang, und tadeln oder loben andere Statthalter, die in anderen Provinzen viel oder wenig thaten. Sie bekümmern sich darum, wer auf den öffentlichen, vom Adel gegebenen Casinobällen erschienen war oder nicht, und halten es für eine eben so unerläßliche Pflicht, bei ihnen in voller Staatsuniform zu präsidiren, als gälte es, einer Gerichtssitzung vorzustehen, oder ein Parlament zu eröffnen. Junge Leute werden ermuntert, für die Gesellschaft etwas zu thun, durchreisende Petersburger werden veranlaßt, den Provincialen zu lehren, „comment on donne un bal à Petersbourg.“ Es ist das im Princip gewiß sehr richtige und lobenswerthe Bestreben der Regierung, die Provinzen des Reichs mehr zu beleben, und an den Früchten der Petersburg'schen Civilisation Theil nehmen zu lassen. Man arbeitet dem ungeheuren Zudrange nach den Hauptstädten Petersburg und Moskau entgegen, wo Alles angestellt seyn und leben will. Daher der neuere Ukas, daß junge Leute, bevor sie auf irgend eine Anstellung in jenen beiden Hauptstädten rechnen können, drei Jahre in einer Provinz gedient haben müssen, daher die häufigen Verurtheilungen auf Verbannung nach einer mehr oder weniger entlegenen Provinzstadt, daher die Anstellungen, die man einzelnen, durch ihren Reichthum unabhängigen Provincialen aufdringt, und durch welche man sie nöthigt, ihren Aufenthalt in irgend einer Gouvernementsstadt zu nehmen, daher die Wahl besonders reicher Residenzstädter zu Statthaltern und Generalgouverneuren, die im Stande sind, etwas für die Gesellschaft in der Provinz zu thun. Doch macht sich im Ganzen kein größerer Erfolg aller dieser Anordnungen bemerklich, als der, daß mehr oder weniger Tänzer und Spieler für die Bälle und Whisttische der Provinz gewonnen, und die Gouvernementsstädte peterburgisirt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Racenunterschiede in Italien.

(Schluß.)

Toscana, zu allen Zeiten, vielleicht schon vor der griechischen Epoche, der Sitz der Wissenschaften und Künste, ist jetzt von einem sanften, sehr verfeinerten Volke bewohnt, in dessen zarten und zierlichen Formen, feinen, aber weibischen Zügen, man nicht die Nachkommen der trotzigen Kämpfer suchen sollte, die ihre Freiheit mit so unerschrockenem und verzweifeltem Muthe vertheidigten. Spuren alter toscanischer Tapferkeit findet man in Arezzo, in Pistoja und allenthalben, wo man gegen die Apenninen ansteigt, aber die Hauptstadt, das schöne Florenz, das Athen des neuen Italiens, das allein einer größeren Zahl von ausgezeichneten Männern das Leben gab, als das ganze übrige Italien zusammen, Florenz liegt jetzt müßig und wollüstig in seinem grünen Arnothale, als wäre es in Schlummer gesungen durch das Gemurmel seines Flusses und das bezaubernde Lächeln seines Klima's. Entnervt durch einen langen Frieden, munter und sorglos, eitel auf ihre frühere Größe, ihre verfeinerte Sprache, ihre umfassende Gelehrsamkeit, ihren feinen Geschmack, auf ihre Villas und auf sich selbst, nennt man die Florentiner, vielleicht nicht mit Unrecht, die Franzosen Italiens.

Rom, in einer ungesunden Wüste gelegen, scheint, gleich Tithonus in der Fabel, das letzte Stadium von Abgelebtheit erreicht zu haben, ohne sterben zu können. In Rom sind alle höheren Classen, und was mit ihnen irgend zusammenhängt, von jenem levitischen Geiste angesteckt, der Alles durchdringt, und nur der Pöbel der ewigen Stadt, die Trasteverini, zeigen in ihren Zügen, ihrem Costume, ihren Sitten und fast noch mehr in den oft plötzlichen, keineswegs immer gemeinen, Ausbrüchen ihrer Leidenschaft das alte römische Wesen, und bilden den Grundstock einer kraftvollen, minder entnervten Bevölkerung.

Der südliche Theil der Halbinsel und das anstoßende Sicilien wurden frühzeitig von dorischen Colonien bevölkert, welche den an dem Meere gelegenen Landstrichen einen unaustilgbaren griechischen Charakter ausdrückten. Großgriechenland hatte Schulen, Spiele, Dichter und Philosophen, welche mit denen des Heimathlandes wetteiferten. Die Römer eroberten, aber zerstörten nicht; sie nahmen von den Griechen mehr als sie ihnen gaben. Beim Fall des weströmischen Reichs blieben diese Seehäfen den Griechen. Die Saracenen hielten sich nie lange jenseits der Meerenge von Messina, und die Normannen waren zu wenig zahlreich, um dauernde Spuren im Nationalcharakter zurückzulassen. Daher ist der Charakter der Neapolitaner, wie auch Botta bemerkt, wesentlich griechisch, und ihre Leichtfertigkeit und Munterkeit, ihr Geschmack an Sophismen, wie ihre Nationaltänze und Feste, Alles ist griechisch bei ihnen. Das Volk der Hauptstadt und des paradiesischen Campaniens, ohnehin nie sehr thätig oder energisch, ist jetzt vielleicht ärmer an ächter Würde und edlen Gesinnungen, als irgend ein anderer Stamm Italiens, während die Provinzen, ohne Industrie, ohne Handel, ja fast ohne Verkehr mit der civilisirten Welt in Unwissenheit und Armuth fortleben. Aber was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung abgeht, das ersetzen sie vielfach durch natürlichen Verstand und Scharfsinn. In den Unruhen der letzten fünfzig Jahre haben die untersten Classen oft eine Fassungsgabe, eine Klugheit und eine Energie gezeigt, die nur einer klugen Leitung bedurfte, um Großes zu verrichten, denn es ist zu bemerken, daß im römischen und neapolitanischen Gebiet die Volksmasse physisch und moralisch besser ist, als die höhern Classen, weil diese Trasteverini und Lazzaroni noch der ächte Stamm jener Griechen und Römer sind, welche die Welt bezwangen und aufklärten, während der Adel von Normannen und andern Fremdlingen stammt, die, in ein milderes Klima verpflanzt, ihre ursprüngliche Kraft verloren, ohne in dem von ihnen bewohnten Lande recht acclimatisirt zu seyn.

Auch die Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, wo die Sümpfe, die Verödung und die Malaria um sich greifen, wie der Sand der Wüste über die furchtbaren Striche der Barbarei, ohne Straßen, ohne Canäle, fast ohne Ackerbau, und doch noch so schön und reich, werden gleichfalls einst wieder, gleich den toscanischen und pontinischen Sümpfen, zu einem neuen Leben erwachen. Die Spuren des maurischen Geistes, die ritterliche, nüchterne und melancholische, aber rachsüchtige und leidenschaftliche Gemüthsart, welche das spanische Blut bezeichnet, sind noch leicht zu erkennen in der dunklen Olivenfarbe, in dem gallichten Temperament und in den Gutturalaccenten der Einwohner. Mehr zu geistigen als körperlichen Anstrengungen geneigt, dem Nachdenken und der Einsamkeit ergeben, gewinnen ihre Leidenschaften an Tiefe, was sie an Heftigkeit verlieren. Ehrgeizig, rachsüchtig und fanatisch verfolgen sie ihre Plane mit unwandelbarer Beharrlichkeit, und unter günstigen Umständen möchte es nicht schwer seyn, in Sicilien einen Procida und in Corsica einen Napoleon zu finden.

Die Faröer.

(Fortsetzung.)

Auch die Jagd ist für die Bewohner dieser Inseln eine bedeutende Nahrungsquelle. Es gibt hier freilich weder Bären, noch Wölfe, noch Füchse, aber wenige Länder haben eine so große Zahl Vögel. Man findet sie zu Hunderten auf allen Küsten und Bergen. Die Einwohner verfolgen sie mit seltener Verwegenheit; sie begnügen sich nicht diejenigen zu tödten, die auf dem Strande irren, sie klimmen die rauhsten Pfade und steilsten Felsen hinan, um ihre Nester auszunehmen. Wenn der Felsen, wo der Vogel nistet, so hoch und glatt ist, daß der Jäger sich nicht daran festklammern kann, so besteigt er auf einem Umwege den Gipfel, hängt sich an ein Seil, dessen Ende von zwei oder drei seiner Gefährten festgehalten wird, und läßt sich so bis zur Stelle herunter, wo er den Vogel niedersitzen sah. Hat er sich seiner Beute bemächtigt, so zieht er an einer Schnur, die am Arm eines seiner Gefährten befestigt ist, und diese winden ihn wieder auf die Spitze des Berges hinauf. Allein bisweilen geschieht es auch, daß das Seil in den Felsenspalten festsitzt, und der unvorsichtige Jäger zwischen Himmel und Erde aufgehängt bleibt, ohne vorwärts oder rückwärts zu können. Von einigen

Jahren brachte ein Bauer von Nordö so eine ganze Nacht und einen ganzen Tag zwischen den Felsen zu, ohne Nahrung, halb nackt, der Kälte ausgesetzt, und durch das Seil gequält, das ihm die Seiten preßte. In seiner Verzweiflung nagte er mit den Zähnen an dem Seile, mit Gefahr in den Abgrund zu stürzen, bis endlich andere Bauern ihm zu Hülfe kamen. Nach vielen Anstrengungen gelang es endlich, ihn aus seiner schrecklichen Lage zu befreien; wie sein Fuß wieder den Boden berührte, fiel er ohnmächtig hin.

Die Fischerei war früher auf diesen Inseln eine der wichtigsten und ergiebigsten Beschäftigungen, seit mehreren Jahren aber ist sie weniger ergiebig; sey es, daß die Fischbänke geändert oder dergestalt sich vermindert haben. Immer bleibt aber noch der Delphinfang, und dieser könnte die Faröer alle übrigen vergessen machen. Wie ein Fischer in offener See eine Heerde Delphine erblickt, signalisirt er sie sogleich den Küstenbewohnern, indem er eine eigene Flagge aufpflanzt. Diese nun gehen auf die Berge, zünden ein Feuer aus Rasen an, und bald verkündet dieses telegraphische Zeichen allen Inseln die freudige Nachricht. Rauchwolken wirbeln in die Luft, Feuer leuchten von Berg zu Berg; ihre Zahl und Lage zeigen den entfernten Küstenbewohnern an, wo sich die Delphine befinden. Sogleich bindet der Fischer seine Barke vom Ufer los; seine Eltern und Nachbarn eilen herbei, um sich mit ihm zu vereinigen; Weiber bereiten Vorräthe, und freudig stechen sie in die See. In Thorshavn ist zu dieser Zeit eine Bewegung, von der man sich keinen Begriff macht. Weiber, Kinder durcheilen die Stadt und rufen: Gryndabud, Gryndabud! (der Delphin ist da!) Bei diesem Geschrei öffnen sich alle Häuser; alle Familien sind in Bewegung, wer zuerst bei seinem Fahrzeuge sey, wer zuerst die Wellen durchschneide, zuerst das Segel entfalte. Der Gouverneur und Landfoged eilen auch herbei, und stellen sich an die Spitze der Karawane mit ihrer Schaluppe, die von den Jägern in Uniform geführt wird, und auf der Spitze des Mastes die dänische Flagge trägt. Sind alle Fischer am bezeichneten Orte vereinigt, so stellen sie sich in Schlachtordnung, rücken je nach der Lage des Ortes in geschlossener Linie oder einen großen Halbkreis bildend; sie drängen die erschrockenen Delphine in diese Schranken, verfolgen sie, und jagen sie endlich in eine Bucht hinein. Dort schließt sich der Kreis, die Delphine sind zwischen dem Land und den Barken gefangen. Auf der einen Seite werden sie durch das niedrige Ufer aufgehalten, wo die geringste unvorsichtige Bewegung sie stranden macht; auf der andern Seite wehren ihnen die mit Prügeln bewaffneten Fischer den Ausweg. Dieß ist der einzige Augenblick, wo die Fischer von einem sonderbaren Aberglauben befangen sind. Sie wollen weder Frauen noch Priester am Ufer sehen, denn sie behaupten, daß diese beiden den Delphin in die Flucht treiben. Ist dieß Hinderniß einmal bei Seite geschafft, so beginnt ein fürchterliches Blutbad. Die Fischer schlagen, würgen, morden; das Blut fließt in Strömen; das Meer färbt sich ganz roth, und diejenigen Delphine, die noch entrinnen könnten, verlieren in den blutigen Wellen ihre instinctmäßige Behendigkeit, und fallen wie die übrigen unter dem gestählten Eisen. Oft zählt man die Schlachtopfer zu Hunderten. Ist das Blutbad zu Ende, so zieht man die Delphine auf den Strand, der „Syssemand“ schätzt den Werth eines jeden Fisches, drückt ihnen ein Zeichen auf den Rücken und der Gouverneur theilt. Zuerst nimmt man unter dem Titel eines Zehnten einen Theil für den König, für die Kirche, für die Priester, einen andern für die Beamteten, einen dritten für die Armen, einen vierten für diejenigen, die sich zum Fang, sey es mit Barken oder Mannschaft, vereinigt. Wer die Heerde entdeckte, hat das Recht, den größten Delphin auszuwählen. Diejenigen, die verwundet wurden oder sonst einen Schaden bei der Unternehmung litten, bekommen noch einen besondern Antheil; endlich bewahrt man noch einen Theil für die Eigenthümer des Bodens, wo der Fang geschah; dieser verfällt beinahe ganz dem König, welcher der größte Landeigenthümer ist. Nach der Theilung werden die Thiere zerhauen; man zieht ihnen die Haut ab, welche zu Riemen verarbeitet wird, das Fleisch und der Speck gehören zu den vorzüglichsten Vorräthen einer Faröer-Familie. Aus dem Fette macht man Oel, und die getrocknete Blase dient als Oelgefäß. Die Eingeweide müssen durch jedes Schiff in die offene See getragen werden, um die Küste nicht zu verpesten. Ein Delphin mittlerer Größe gibt gewöhnlich eine Tonne Oel, die in Thorshavn zu 50 bis 60 Fr. verkauft wird. Fleisch und Speck haben ungefähr denselben Werth.

Die Häuser, die man längs der Küste findet, sind gewöhnlich größer und bequemer, als die in Thorshavn. Wie alle Landhäuser im Norden, sind sie aus mehreren kleinen Gebäuden zusammengesetzt, von denen jedes eine besondere Bestimmung hat. Zuerst erblickt man das Wohnhaus, halb aus Stein, halb aus Holz gebaut. Darin befindet sich eine große Küche, ein Zimmer, wo die Weiber zum Weben sich vereinigen; ein anderes, wo man die Lebensmittel aufbewahrt. Seitwärts ist der Stall; etwas weiter ein Speicher mit einem Backofen, worin man, wie im nördlichen Finnland, die Gerste ausreifen läßt, indem man sie 24 Stunden lang einer heißen Temperatur aussetzt; endlich kommen noch zwei oder drei Hütten mit auseinanderstehenden Brettern. Dort hängt der Besitzer im November ganze Schafe auf, so wie sie abgeschlachtet sind. Die Luft, die von allen Seiten in die Hütte eindringt, trocknet sie allmählich auf. Im Monat Mai oder Junius ist dieses getrocknete Fleisch fest, compact und voll Saft. Man verspeist es, ohne es zu salzen oder zu kochen, und — sollte ich auch den Geschmack der Gastronomen verletzen, ich habe oft mit Vergnügen davon gegessen. Es ist übrigens ein für den Fischer sehr bequemes Nahrungsmittel: im Begriff, eine Excursion zu unternehmen, tritt er in sein „Kiadl,“ schneidet ein Viertel Schaf herunter, und geht fort, ohne sich um Küchenfeuer und Gewürze kümmern zu müssen. Die schönste Wohnung, die wir sahen, ist Kirkebö. Sie liegt zwischen dem Meer und den Bergen, nahe bei einer kleinen, von Eiderenten ganz bevölkerten Insel. Dort erhob sich früher ein Mönchskloster, von dem man keine Spur mehr sieht; dort wohnten auch die katholischen Bischöfe. Neben dem Pächterhause bemerkt man noch die Mauern einer gothischen Kirche, die Bischof Hilarius zur Kathedrale der Faröer erheben wollte. Aber die Reformation machte diesen Arbeiten ein Ende, und diese unvollendete Kirche steht da wie ein Monument des schnellen Verfalles des Katholicismus auf diesen fernen Inseln.

(Fortsetzung folgt.)

Meteorfall auf dem sogenannten kalten Bokkeveld am Cap. Nach dem London and Edinb. Philos. Magaz. vom Mai fiel am 13 October vorigen Jahres nicht eine einzelne meteorische Masse, wie es anfangs hieß (s. Nr. 114), sondern eine große Masse von Steinen, die auf einem Raume von 150 (engl.) Meilen nach einer Richtung hin zerstreut seyn sollen. Die Explosion sey „lauter und furchtbarer gewesen, als die stärkste Artillerie, und habe die Luft auf mehr als 20 Meilen nach allen Richtungen hin erschüttert.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1839.

Ueber Witterungsverhältnisse in Columbien. *)

Die geographische Gestaltung Columbiens ist von Humboldt mit einer Genauigkeit gezeichnet worden, die eine weitere Beschreibung überflüssig macht. Man kann indeß dieß weite Gebiet nicht durchwandern, ohne von den physischen Phänomenen eines Landes betroffen zu werden, wo die Höhe die Wirkung der Breite hat, und der Wechsel des Klima's mit allen daraus folgenden Veränderungen des mineralischen und vegetabilischen Lebens durch Localitäten erzeugt wird, für welche wir in Europa wenig Analogie finden. Die Jahrszeiten des Aequators zerfallen bekanntlich in zwei, die nasse und die trockene, und obgleich die Spanier, durch europäische Erinnerungen geleitet, der erstern den Namen Winter, *invierno*, gegeben haben, so lebt doch in dieser Periode die Natur aus der vegetativen Erstarrung wieder auf, welche die tropische Hitze in den Niederungen fast in gleichem Grade verursacht, wie die Kälte in nördlichen Gegenden. In den ungeheuren Ebenen, welche sich südlich und östlich von der großen Andenkette ausdehnen, beobachtet die regnerische Jahreszeit eine unwandelbare Ordnung. Der Orinoco fängt im April zu steigen an, und erreicht seine größte Höhe im Julius und August, wo die unermeßlichen Savannen, welche sich bis an den Fuß der Anden ausdehnen, in ein Binnenmeer verwandelt scheinen. Von dieser Zeit an nimmt das Wasser ab, und man rechnet den Sommer vom October bis April. In den Gebirgen dagegen beginnen die Regen im erstern Monat, und herrschen mit Zwischenräumen von schönem Wetter bis Mai oder Junius. Der Winter der Niederungen westlich und nördlich von den Cordilleren, am stillen wie am atlantischen Ocean, ist durch den Winter, die Regenzeit, in den Gebirgen bedingt, doch mit einigen merkwürdigen Localitäten. So ist die Regenzeit von Guayaquil fast so regelmäßig, wie die der großen Ebenen, geht aber von Mitte December bis Mitte Mai, während die dicken Wälder, welche weiter hin die Provinzen Esmeraldas, Barbacoas und Choco bedecken, durch ihre fortdauernde Ausdünstung eine fast unaufhörliche Ueberschwemmung verursachen. Wo aber die Cordillere um etwas weiter an der Küste zurückweicht, wie dieß mit einzelnen Theilen der venezuelanischen Kette der Fall ist, erfährt das zwischenliegende Land oft eine mehrjährige Dürre.

Maracaybo und ein bedeutender Theil der Provinz Coro sind Beispiele, wo sandige Ebenen, die nur schwach von Mimosen und dicken Pflanzen beschattet sind, nur Ziegen- und Eselheerden Schutz und Unterhalt gewähren. Die Küste von Rio Hacha ist ebenfalls trocken und unfruchtbar, bis sie sich dem Fuße der isolirten Kette von Santa Marta nähert, während das Gebiet von Goagira, zwischen Rio Hacha und Maracaybo gelegen, regelmäßig jedes Jahr überschwemmt wird, und darum, wenn gleich ohne fließende Gewässer, bedeutende Heerden von Vieh und Pferden nährt, ein Umstand, welcher der Nähe des Ocaña-Armes der Anden zuzuschreiben ist, der mit seinen Wolken und dichten Wäldern sich fast bis an die Gränzen dieser Provinz erstreckt. Die ganze peruanische Küste von Payta bis Lima ist ein weiterer Beweis derselben Thatsache, indem das Zurückweichen der Anden von der Küste durch sandige Wüsten bezeichnet ist, welche die Industrie der Incas durch künstliche Bewässerung fruchtbar machte.

In den Thälern und auf den Hochflächen der Berge selbst erzeugen die hohen Spitzen große Abwechselung in der Vertheilung der Feuchtigkeit. Die Stadt Caraccas, die am Fuße der Silla liegt, hat den Vortheil einer regelmäßigen, aber milden Regenzeit, während eine Legua davon Stellen sind, die oft an mehrjähriger Dürre leiden. Popayan, an der Spitze eines feuchtheißen Thales der Cauca gelegen, und von hohen Paramos umgeben, hat neun Monate hindurch fortwährend Regen und Stürme, die den Wolken zuzuschreiben sind, welche in entgegengesetzten Richtungen von den Bergen her getrieben werden, bis sie der heißen, aufsteigenden Luft des Thales begegnen. In dem alten Königreiche Quito, jetzt die Republik Ecuador genannt, unterbricht die Masse des Chimborazo den Zug der Wolken von Süden nach Norden, so daß, während die westlichen Abhänge von Regen überschwemmt sind, die hohen Ebenen von Riobamba gegen Osten den Reisenden an die

*) Nach einem vom Oberst Wright, Gouverneur der Provinz Lora, mitgetheilten Artikel im London and Edinburgh Philosoph. Magazine, Januar 1839.

Wüsten Arabiens mahnen. Folgt man derselben Bergkette gegen die Stadt Quito, so findet man, daß die Stürme über dem Thale von Chillo, zwischen dem Cotopaxi und Pichincha aufgehalten werden, während zwei Leguas weiter gegen Norden das Klima des Dorfes Pomasqui so trocken ist, daß es den Namen Piurita (das kleine Piura) erhielt.

Die Art, wie der Regen sich bildet und niedergeschlagen wird, ist verschieden. In der Region der Paramos, d. h. von 12,000 Fuß aufwärts, sind die einander begegnenden Luftströmungen gewöhnlich von niedriger und ziemlich gleicher Temperatur. Der Regen nimmt also die Form von einem dicken Nebelreißen an, das unter dem Namen Paramitos bekannt ist. Auf den hohen Ebenen sind die Regenschauer mehr oder minder plötzlich und heftig, je nach den Localitäten, welche zu einer Mischung mehr oder minder verschieden erhitzter Strömungen Anlaß geben. Quito z. B. liegt am Rande eines Absatzes des hohen Pichincha, an einem Tafellande, wo das Thermometer oft auf 80° F. ($21^1/_3$° R.) im Schatten steigt; das Zusammenstoßen verschieden erhitzter Atmosphären erzeugt hier Regenschauer, die so plötzlich und so schwer sind, wie sie gewöhnlich in tropischen Klimaten vorkommen. Auch an den Abhängen der Cordilleren sind die Regen meist aus demselben Grunde heftig.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Einen viel größern Effect haben denn auch nicht die ebenfalls zur Civilisation der Provinzen in den größten Gouvernementsstädten angelegten Erziehungshäuser der jungen Mädchen von Stande, der sogenannten „adeligen Fräuleins-Institute.“ Das größte derselben besteht bekanntlich in Petersburg, das „Smolnische Stift,“ und nach dem Muster dieses sind die in den Provinzen, in Moskau, Kasan, Charkoff, Poltawa, Kiew, Odessa und noch ein Paar andern Städte eingerichtet. Es existirt bei uns nichts Aehnliches von großartiger Treibhaus-Erziehung, als wie sie in diesen kaiserlich russischen Fräuleins-Instituten betrieben wird, und da sie in Rußland so außerordentlich viel von sich reden machen, so lohnt es sich wohl der Mühe, auch hier davon im Vorübergehen ein Wort zu sprechen. Es sind die Töchter des mittelbegüterten Adels, welche diesen Instituten zur Bildung anvertraut werden. Die Reichen ziehen häusliche Erziehung mit Hülfe von Privatlehrern vor. Die Vorsteherinnen sind bei den meisten adelige Damen aus den deutschen Ostsee-Provinzen, Frauen verstorbener Generale oder sonst unversorgte Wittwen, die auf diese Weise eine Versorgung erhalten, und gewöhnlich als Directricen der Institute, die unmittelbar unter der Hand der Kaiserin stehen, eine große Rolle spielen. Die jungen Damen sind natürlich in mehrere Classen getheilt, deren jeder eine sogenannte Classen-Dame vorsteht, so wie außerdem der Direction noch eine Menge von Lehrern, Inspectoren, Gouvernanten, Oekonomie-Räthen, unter-, neben- und übergeordnet sind. Alle diese zahlreichen Beamten haben ihre eigene, glänzende Uniform, und selbst die Damen sind nicht selten mit Orden und Geschenken der kaiserlichen Huld geschmückt, so daß bei sogenannten öffentlichen Acten das ganze Corps aller der bei der Erziehung Thätigen einen so imposanten Anblick gewährt, wie bei keiner Universität Deutschlands das Corps der Professoren. Leider haben diese Entwicklungen des äußern Glanzes, diese öffentlichen Acte, die aller Welt zur Schau tragen, wie prächtige Tempel und Throne man hier der Göttin der Erziehung baue, nur allzu oft statt. Es ist Sitte in Rußland, daß nicht nur alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses, sondern auch alle Generaladjutanten des Kaisers, Minister, Senatoren oder sonst irgend hochgestellte Personen bei ihrer Durchreise durch die Provinzstädte alle Institute der Städte, und insbesondere auch die Fräuleinstifte, inspiciren. Es ist unglaublich, wie viele Zeit allein mit solchen Inspectionen in den Schulen versäumt wird, und was noch viel schlimmer, welch falscher Geist der ganzen Anstalt dadurch eingehaucht wird. Natürlich ist es unmöglich, bei einer viertelstündigen Inspection den Geist einer Anstalt und ihren innern Werth zu erkennen. Die Inspicirenden sind daher schon zufrieden, wenn sie alles Aeußere untadelig finden, und die Dirigirenden haben ein ruhiges Gewissen, wenn sie nur alle Aeußerlichkeiten in Ordnung haben, und bei dem ewigen Putzen und Anmalen der Oberfläche bleibt ihnen zu wenig Zeit, für die Entwicklung zarter, innerer Keime zu sorgen.

Da ich in Charkoff mit einem jener vornehmen, zur Inspection berechtigten Durchreisenden zusammentraf, so hatte ich Gelegenheit, einem solchen Acte beizuwohnen in einem großen, eleganten Saale des Hauses, an dessen einem Ende ein Altar und „Ikonostas“ (Heiligenbilderwand) errichtet war. Hübsch geputzt, und nach ihrer körperlichen Größe geordnet, standen die jungen Fräuleins in langer Reihe auf der einen Seite des Saales, an der Spitze ihre Classendamen, und voran die Directrice; ihnen gegenüber auf der andern Seite in eben solchen langen Reihen die Lehrer, Professoren, an der Spitze die Inspectoren, Oekonomieräthe, und voran der Statthalter des Gouvernements als Curator des Instituts, mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt. In der einen Ecke des Saales eine Menge eingeladener Zuschauer und Fremde. Nach langem vergeblichem Harren und Paradiren erschien die erwartete Person, die unter vielen Grüßen und Gegengrüßen in die Mitte des Salons geführt wurde, und dann gelegentlich einige Fragen an die Vorsteherinnen richtete. „Alles wohl bei Euch?“ — „Alles!“ — „Alles zufrieden?“ — „Zufrieden!“ — „Wie viel Zöglinge? Welche Ausgaben? Welche Einnahmen? Hübscher Saal! Die Stuccatur ist aber oben etwas abgefallen!“ — Es wurden einige Rechnungsbücher, Zeichnungen und Stickereien producirt. „Schön! schön! Sehr gut! sehr gut! Wie heißt das junge Mädchen? Von welcher Familie ist jene? Gut! Gut! Ich werde das Institut in Petersburg loben!“ — Ein Examen wurde nicht verlangt, doch aber noch ein Spaziergang durch das Haus gemacht, wobei alle Thüren von Küche und Keller, Bibliothek und Schulstube geöffnet waren. Das Ganze endigte mit einem Gottesdienste und Kirchengesange bei dem Altare des Saales, und mit Vertheilung einiger Geschenke,

deren Ueberbringer der Inspicient war, wonach denn die jungen Damen, wie sie gekommen waren, in Compagnien abgetheilt, die jede von ihrer Classendame angeführt wurden, wieder abzogen.

In allen öffentlichen Anstalten Rußlands, den Schulen, Hospitälern, Universitäten, Casernen u. s. w. finden ähnliche oberflächliche Inspectionen alle Augenblicke statt, und man kann sich denken, wie sehr der Geist der Oberflächlichkeit dadurch genährt wird. Uebrigens hieße es das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man deßwegen, wie Einige es thun, alle diese von der für Rußland so wohlthätig und segensreich waltenden Kaiserin Maria Feodorowna herrührenden Erziehungshäuser gänzlich verachten und verwerfen wollte. Man würde damit das größte Unrecht thun allen den Personen, die sich ihr Leben hindurch mit dem Belehren und Bilden der ihnen anvertrauten Zöglinge abmühen, und der Regierung, die so große Summen verwendet, um diesen Zweig der Erziehung zu verbessern, so wie den vielen jungen Mädchen, die sich doch mitunter in Erlernung wissenswerther Dinge redlich abplagen. Aeußere Erziehung und Bildung der geselligen Sitten ist freilich die Hauptsache, und darnach die Erlangung einer Menge von Sprach- und Realkenntnissen, und Schade ist es wohl, daß nicht mehr für harmonische Ausbildung des Geistes und Gemüthes gethan wird. Allein in welchen Instituten welches Staates werden denn die Ideale der Erziehungskunst verwirklicht? und jene Dinge, die man in den russischen in bedeutendem Maße erreicht, sind doch auch etwas. Die ärmeren der in den Instituten gebildeten Mädchen werden wieder als Gouvernanten, Gesellschafterinnen u. s. w. im Reiche vertheilt, und tragen so den Samen der Bildung bis in die entferntesten Winkel desselben. Aus dem Kreise der Reichen geht doch manche gute Hausfrau und Mutter hervor, was freilich oft mehr ein Verdienst der guten Naturanlage seyn mag.

Auch an allen andern Lehr- und Bildungsanstalten, die man in Charkoff trifft, ist immer gewiß noch mehr Gutes, als man zu denken geneigt seyn könnte, wenn man hört, was mir ein Russe über solche Erziehungsanstalten im Allgemeinen, und insbesondere über die einer gewissen, nicht unbedeutenden Gouvernementsstadt, sagte: „Früher wurde jeder verlaufene Ausländer, Deutscher, Engländer oder Franzose, wenn er sonst nichts anzufangen wußte, Erzieher und Lehrer bei uns, und er mochte mit Gewißheit darauf rechnen, daß er sich ein bequemes Auskommen durch Unterricht verschaffen und sogar ein Vermögen erwerben konnte. Allerdings sind die Umstände für die ausländischen Abenteurer jetzt, da alle Lehrer ein Examen ablegen müssen, nicht mehr so günstig. Doch gelangten natürlich noch mehr als in andern Ländern Unberufene zu dem Geschäft der Jugendbildung. In Charkoff haben wir vier Privatpensionen für junge Mädchen und zwar folgende:

1) „Die der Madame D . . . Es ist die beste. Sie hat 100 Schülerinnen, darunter die reichsten adeligen Töchter; man zahlt 1200 Rubel für jedes Kind. Der Mann der Directrice war ein Trunkenbold. Die Hauptgouvernante ist eine Französin; außer ihr sind zwei deutsche und zwei russische Gouvernanten bei der Anstalt thätig.

2) „Madame R . . . . . Ihr Mann ist Husarenmajor gewesen und lebt jetzt mit seiner Frau vom Unterricht; fünfzig Schülerinnen. Man zahlt jährlich 1000 bis 1200 Rubel für die Erziehung; dabei werden die Schneiderrechnungen u. s. w. noch besonders eingereicht. Doch kann man auch gleich für den ganzen Cursus der Erziehung eine Gesammtsumme, die dann bedeutend niedriger kommt bei der Einlieferung der Töchter einzahlen, und dann dieselben nach sechs Jahren fertig erzogen und gebildet zurück empfangen."

3) „Madame H . . . . , deren Mann durch Trunkenheit und Völlerei sein Vermögen verschwendete. Da sie arm ist und wenig Bekanntschaft unter den Vornehmen hat, und auch nicht einmal privilegirt, sondern von der Obrigkeit nur geduldet wird, so gibt sie es billig zu 600, ja nach Umständen auch bis zu 300 Rubel herab. Sie fährt auch nur mit zwei Pferden, während die beiden ersten Damen sich nicht anders als in einer vierspännigen Carrosse zeigen.

„Madame M . . . . und Madame F . . . . haben so unbedeutende Institute, daß sie neben den vorigen nicht zu nennen sind.

„An Knabenpensionen gibt es fünf. Die beiden vorzüglichsten sind:

1) „Die des Hrn. C . . . ., der vor 30 Jahren ohne Paß ins Land kam. Er gab sich, um sich gut zu introduciren, das Patent eines österreichischen Capitäns, man weiß aber, daß er nur ein entsprungener Unterofficier ist. Doch hat er sich mit der Zeit sehr abgeschliffen, so daß er jetzt, besonders da er gut Whist spielt, in vielen Gesellschaften ein gesuchter Mann ist. Er besoldet fünf Gouverneure und zehn Lehrer, und seine Geschäfte gehen sehr gut, denn von 60 Knaben aus den besten Familien bezieht er eine Brutto-Einnahme von 80,000 Rubeln, welches netto circa 20,000 Rubel gibt; daher Hr. C . . . . auch schon mehrere Güter in der Nähe der Stadt besitzt. Des Mittags um 12 Uhr sieht man ihn gewöhnlich in einem eleganten Cabriolet spazieren fahren.

2) „Dr. K . . . ., ein Deutscher, hat Doctordiplome von verschiedenen Universitäten. Dennoch konnte er sein russisches Lehrer-Examen nur vermittelst eines kleinen Vorschusses, den er den Examinanten, ohne ihn zurückzufordern, machte, bestehen. Er hat eine besondere Vorliebe für den Pferdehandel. Auch kann man Geld bei ihm zu 30 bis 40 Procent anleihen. Er erwirbt dasselbe durch eine Knabenpension, wegen deren er sich redlich abgeplagt, mit Correspondenz und Besuchen bei Vornehmen, wo er sich mit Bücklingen, Whistspielen, eleganter Kleidung, sorgfältig boutonnirten Westen in dem Rufe eines guten Erziehers erhält. Trotz seines Diploms ist er von Haus aus eigentlich das, was man bei uns einen Ladenschwengel nennt. Doch hat er alle Spuren seines frühern Standes abgestreift und hat sein Wesen in die Formen umgegossen, die man in Rußland liebt, so daß alle Welt behauptet, Dr. K . . . . sey ein Mann très comme il faut.

3) Die des Schweizers Hrn. T .... Sie ist die beste von allen. Er hat eine schöne Wohnung für seine Zöglinge, und bei seinem Thee des Abends findet man immer eine Menge junger musicirender und conversirender Leute, Damen, Zöglinge, Lehrer u. s. w. Er hat aber den Aerger, der mit seinem Geschäfte verbunden ist, satt, und will sich zur Ruhe setzen, wenn er nicht vielleicht noch eine Stelle im Staatsdienst einnimmt, in welchem er den Namen nach schon lange steht. Er war früher Hauslehrer bei dem Gouverneur der Stadt, und ließ sich als solcher als in der Kanzelei desselben dienend aufführen. Die Kinder des Gouverneurs erziehend und in der Kanzelei desselben angeschrieben, brachte er es bis zum Titular-Staatsrath. Er ist noch ungewiß, ob er durch seine Connexionen, die er in der vornehmen Welt besitzt, suchen will, eine Stelle im Administrativfach, oder beim Forstwesen, oder beim Ministerium des Auswärtigen zu erhalten."

Einige andere Pensionen sind weniger bedeutend.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Entdeckungen im antarktischen Ocean.

Im Julius 1838 fuhren zwei kleine den HH. Enderby und andern Kaufleuten gehörige Fahrzeuge von London nach den antarktischen Meeren ab, mit dem Auftrage, so weit als möglich südwärts zu fahren und Land aufzusuchen. Die Fahrzeuge erreichten ihre größte südliche Breite von 69° unter 172° 11'' O. L., volle 220 Meilen weiter südlich, als Bellinghausen im Jahre 1820 unter diesem Meridian gekommen war. Sie fuhren dann westwärts weiter, und entdeckten unter 66° 44' B. und 165° 11' O. L. fünf Inseln, denen sie den Namen Balleny-Inseln gaben, nach dem Eigenthümer eines der Schiffe. Man schätzte die Höhe einer derselben auf 12,000 Fuß; auf einer andern Insel stießen zwei Vulcane Rauch aus. Als sie ihre Reise westwärts fortsetzten, wurden sie von Eisbergen eingeschlossen; sie sahen zahlreiche Wallfische, Penguins und andere Seevögel, und mehreremal prächtige Südlichter. Unter 61° S. B. und 105° 40' O. L. kamen sie an einen 250 Fuß hohen Eisberg vorüber, der ein Felsenstück trug, welches 12 Fuß hoch und 6 Fuß dick aus dem Eise herausstand. Der Eisberg war 1400 Meilen von dem nächsten sicher bekannten Land entfernt, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß 300 Meilen weiter südlich Land sich findet. Sie kehrten sodann um, und erreichten England am 17 September, gerade noch zu rechter Zeit, um der antarktischen Expedition unter James Roß noch die Nachricht von der Entdeckung einer Inselgruppe zu geben, die in so fern für diese Expedition von besonderem Interesse ist, weil sie am westlichen Rande des Kreises liegt, innerhalb dessen man den südlichen magnetischen Pol zu finden hofft.

Die Faröer.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der Einwohner ist sanft, ehrlich, gastfreundlich. Die Abgeschiedenheit, in der sie leben, das Einförmige ihrer Arbeiten geben ihnen ein beständiges Phlegma, das an Indolenz gränzt. Die düstere Natur, die sie umgibt, macht sie schweigsam und melancholisch, aber die gefährlichen Unternehmungen, zu denen sie oft verurtheilt sind, die materiellen Sorgen, die sie belagern, löschen in ihrem Herzen keineswegs das Mitleid gegen andere aus. Sie erinnern sich der Leidenden mitten in eigenen Leiden. Der Fremde klopft nie umsonst an ihrer Thüre, und der Arme fleht nie umsonst ihr Mitleid an. Ist in dem District eine unmündige, arme Waise, so kann man sicher seyn, daß ein Bauer sich beeilen wird, sie unter seinen Schutz zu nehmen und ihr einen Zufluchtsort zu verschaffen.

Der Mord ist unter ihnen etwas Unerhörtes, Streitigkeiten selten und nicht gefährlich. Die gerichtlichen Annalen der verschiedenen Inseln haben keine andern Verbrechen einzutragen, als Diebstähle von wenig Belang. Die Sitten sind rein. Kaum Ein oder zwei natürliche Kinder zählt man jedes Jahr. Früher, wenn ein Mädchen schwanger wurde, mußte es eine Geldstrafe bezahlen; wenn sie sich nachher verheurathete, so mußte sie, statt eine Blumenguirlande in ihren Haaren zu tragen wie die übrigen, in einer rothen Mütze erscheinen. Auch jetzt noch, wenn ein solcher Fall sich ereignet, ist sie der zwei Ehrencavaliere beraubt, welche das Mädchen ohne Makel zur Kirche führen; sie geht ganz allein mit demjenigen, der sie zur Gattin gewählt.

Ihr Costume ist einfach und graciös. Die Männer haben eine runde Weste, blau oder grün wie bei den Tyrolern, ein wollenes Gilet mit glänzenden Knöpfen, kurze Hosen und platte Schuhe aus Schafshaut. Einige tragen lange Haare, die sie flechten und über die Schultern herunterhängen lassen wie die Berner Mädchen. Die Weiber tragen ein gestreiftes Mantelet mit kurzen Aermeln, das fest an die Taille sich schließt und bis an den Hals reicht, einen großen bauschigen Rock und eine niedliche kleine Seidenmütze, welche die Stirne frei läßt und auf dem Wirbel sich abplattet. Früher hatten sie bei festlichen Gelegenheiten, vorzüglich bei Verlobungen, goldene und silberne Gewänder wie die Isländerinnen. Hr. Girond, der uns auf unserer Reise begleitete, hat ein Mädchen in diesem alterthümlichen Festcostume abgezeichnet; wenn man sie so stillschweigend und unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen sah mit ihren aufwärts gekämmten und gepuderten Haaren, dem damastenen Rocke, den Spitzenmanschetten, hätte man sie für ein Portrait aus den Zeiten Ludwigs XV gehalten. Aber dieser entlehnte Luxus, der ihrer naiven Einbildung schmeichelte, verschwand allmählich, und jetzt glaubt ein Mädchen nicht besser für einen Hochzeitstag sich schmücken zu können, als wenn es sich wie eine Bürgerin von Kopenhagen kleidet, die, so gut sie kann, die Pariserin copirt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 134 u. 135** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos. Zweiter Artikel. — Der Seecapitän oder das Geburtsrecht. Von Bulwer. — Villemains Vorlesungen über die französische Literatur. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 Dezember 1839.

Der Seecapitän oder das Geburtsrecht.

Von Bulwer.

Der früher so fleißige Novellist scheint ein eben so fleißiger Theaterdichter werden zu wollen. Die englischen Blätter sprechen schon wieder von einem neuen Schauspiel, das unter seinem Namen über die Bühne gegangen ist, und obgleich es das Schicksal der frühern Schauspiele desselben Verfassers erfahren zu haben scheint, d. h. vielseitig getadelt zu werden, so sind doch so viele interessante Scenen darin, die Sprache der Leidenschaft und des Gefühls verräth so sehr die geübte Hand des beliebten Novellendichters, daß einige Worte in diesen Blättern nicht am unrechten Orte seyn werden.

Der Plan des Ganzen ist kürzlich folgender: Norman, der Seecapitän, findet, als er seine Geliebte, Violet, sucht, in ihrer Beschützerin, der Gräfin Arundel, seine Mutter, die ihn als Kind von sich entfernt und alle ihre mütterliche Liebe dem Kinde einer zweiten Ehe, Percy, Lord Ashdale, zugewandt hat. Die Gräfin, die ihn gleich in seinem ersten Auftreten erkennt, verweigert, ihn als ihren Sohn anzuerkennen, weil dann ihr Liebling, Percy, seiner Güter und Titel verlustig gehen müßte, und erst als Norman die Beweise seines Geburtsrechts verbrennt, und jedem Anspruch entsagt, weicht sie dem Gefühl der Natur und schenkt als Entschädigung seiner Braut Violet die Hälfte ihrer eignen Güter. Dieß ist der Hauptfaden, der sich durch die Dichtung hindurchzieht, daneben erscheinen noch der Lord Ashdale, ein junger Mann, der in seiner Unbedeutenheit nur noch greller die häßliche Unnatur der Mutter hervortreten läßt. Sir Maurice Bevor, der gesetzliche Erbe des Hauses, wenn der Mannsstamm erlischt, und der mit seltener Bosheit Plane entwirft, diesen Moment herbeizuführen, ein alter Geizhals, der in diese Plane eingeht, und beide Brüder zugleich ermorden will, um Beleidigungen zu rächen, die er in seiner Armuth und abhängigen Lage von ihnen erlitten hat, und Gaussen, ein Pirat, der Norman zuerst als Knabe auf sein Schiff lockte 1c., welche Alle mehr oder weniger interessante Verwicklungen und Scenen herbeizuführen, die aber oft zum Theil ziemlich unwahrscheinlich und meistens nur rapsodisch oder melodramatisch wirken.

Wir lassen hier, um eine Ansicht der Sprache zu geben, eine Scene folgen, die Norman und seine Mutter darstellt, unstreitig die interessantesten Charaktere des Spiels. Norman erzählt seinen Schiffbruch und einen Theil seiner Jugendgeschichte.

Norman.

Ha, ha! gewiß, wir sahen seltsam aus
Nach unsrem Schiffbruch.

Lady Arundel.

Ihr scherzt so heiter
Bei Eurem Unglück?

Norman.

Das ist Seemanns Brauch;
Stets in Extremen. Ich kann auch düster seyn.

Lady Arundel.

Lang schweiftet Ihr umher; ein freud'ges Wiedersehn
Für Eure Eltern.

Norman.

Ach! nie kannt' ich das Wort!

Lady Arundel.

Eure Stimme ist bewegt trotz ihrer Ruhe.
Kann ich Euch nützen, sprecht.

Violet.

Vertrau' ihr, Norman.
Mich dünkt, in deiner Jugend düstrer Mähr'
Liegt etwas, das dir Freunde wirbt, wo Mitleid
Nur lebt im Frauenherzen.

Norman (zu Lady Arundel).

Edle Frau,
Der Ton voll süßem Zauber Eurer Stimme
Erschließt ein langverschloss'nes Zimmer meiner Brust,
Und wollt Ihr des Verbannten Worte hören,
'S ist bald gesagt. Bis zum vierzehnten Jahr

Schwand meine Kindheit mir, nicht weit von hier,
Im Hause eines alten Priesters.
Da regten sich Gedanken tiefer Sorge.
Ein Etwas fehlte — was? ich wußt' es kaum —
Rings in der gütigen, melodischen Natur,
Bis einst in einer stillen Nacht, wo liebevoll
Aus seinen ungezählten Sternen nieder
Der Himmel blickte über Erd' und Wogen —
Wachend, doch still — sich plötzlich das Gefühl
Des süßen Sehnens in mir hob; warum
Fragt' ich den Priester, bin ich mutterlos?

Lady Arundel.

Und er?

Norman.

Weint', als er sprach, ich sey von edlem Blut.

Lady Arundel (bei Seite).

Verräther!

Norman.

Und die Stunde würde kommen,
Wo aus vergangnem Leid die Zukunft hell
Mir leuchten würde. Als er sprach, da strahlt'
Durch meinen Geist ein dunkeles Erinnern
Von einem bleichen Antlitz, das als Kind ich sah, —
Beschattet, doch von dessen Lippen Worte,
Die Mütter nur uns flüstern, flossen.

Lady Arundel.

O,
Mein Herz, sey still!

Norman.

In jener Zeit, da kam
In unser Dorf ein rauher, lust'ger Seemann,
Mit jener Offenheit, die Knaben wohl gefällt,
Und wilden Sagen aus dem fernen Indien,
Aus denen mein begierig Ohr sich Wunder trank.
Kurz — seine Sagen reizten mich so an,
Und aus der Tiefe, deren Wogen ich
Aus meinem Fenster täglich vor mir sah,
Hört' ich 'ne Stimme, die mein Herz gewann.
Raleigh's Ruhm, die Wunder neuer Welten
Machten aus alten Männern damals Helden,
Aus jungen Träumer! So ließ ich die Heimath,
Mit jenem wilden Seemann.

Lady Arundel.

Der Priester sprach,
Eh' Ihr ihn ließt, nichts, eure Abkunft wen'ger
In Dunkelheit zu lassen?

Norman.

Nein, auch schalt
Er meinen Eifer nicht. „Geh, sagte er;
Gewinne einen Namen dir, den Stolz beneidet,
Und Stolz, der dir so feind, wird dich erkennen!"

Lady Arundel.

Ich athme freier!

Norman.

Folgt Ihr so gütig
Des Fremden Schicksal? Eure Farbe kommt und geht.

Lady Arundel.

Es rührt mich sehr; doch, bitte, fahret fort!

Norman.

Der Schändliche, dem ich vertraut — als wir
Das Schiff, dem er befahl, erreicht, warf er
In Ketten mich und dunkeln Kerker und
Stach so in See. Endlich, als nirgends Land,
Führt seine Mannschaft, finstre, droh'nde Männer —
Der Abschaum der Verbrecher vieler Länder —
(Er selbst schien ein Pirat) mich aufs Verdeck —
Und löste meine Fesseln: „Knabe, sprach er
Mit grimmem Lächeln, mein ist nicht die Schuld;
Gold schmiedete die Ketten; Gold von denen,
Die dir das Leben gaben!"

Lady Arundel.

Eine Lüge! schändliche Lüge!
Gewiß nur Lüge!

Norman.

So sagt' ich und riß
Aus seiner Hand die Klinge, die er trug,
Und schlug den Lästerer zu Boden.
Da blitzten plötzlich hundert Messer um mich her;
Doch der Pirat wischt von der Stirn das Blut,
„Halt! ruft er, der Tod wäre Gnade!"
Da binden sie mich auf ein schwankes Brett,
Entfalten ihre Segel in dem Winde
Und ich bin auf dem Meer' allein mit Gott!

Violet (ergreift seine Hand).

Mein Herz zerfließt in Thränen: — Er erhielt dich!

Norman.

Den Tag und all die Nacht schwankt auf der See
Die schwache Schranke zwischen Tod und Leben,
Der Himmel hemmt den Sturm, und als die Sterne
Erschienen, war's so mild und still um mich.
Ich weinte, und, des Schurken Wort gedenkend,
Seufzt' ich. „Milder als Eltern sind mir Wind
Und Welle!" Herrin, weinst auch du?

Lady Arundel.

Wein' ich? Nein, fahret fort!

Norman.

Der Tag brach an,
Und glänzend in der Sonne, sieh, ein Segel, —
Ein Wimpel!

Violet.

Nun.

Norman.

Es segelte vorbei,
Und sah mich nicht. Mittag, und Durst und Hunger;
Mit dürren Lippen rief ich nach dem Tod

Und suchte meine Glieder von den Stricken,
Die mir ins Fleisch gedrungen, zu befreien,
Um in die Tiefe mich zu stürzen.
Und dann, dünkt mir, seh ich in der krystallnen,
Durchsicht'gen Fluth ein dunkles Etwas,
Das mich mit glas'gem Aug' bewacht, — das Ungeheu'r,
Das, Beute suchend, stets den Schiffen folgt.
Da ward das Leben mir noch einmal lieb,
Und mit entsetztem, angestrengtem Blick,
Und aufgesträubtem Haar, wogt' ich dahin,
Bis das Gefühl mir schwach und schwächer ward
Und mich ein fürchterlicher Schlaf, in dem
Ich stets die gier'gen Augen vor mir sah —
Befiel, und...

Violet.

Weiter!

Norman.

Ich erwacht' und hörte
Die Muttersprache. Güt'ge Blicke ruhten
Auf mir; ich lag auf dem Verdeck — entkommen
Dem grausenvollen Tode. Denn den Schläfer
Hatte der Herr bewacht.

Violet (halb für sich).

Mein theurer Norman!

Norman.

Einem tücht'gen Seemann, der mit Raleigh diente,
War dieses Schiff. In seiner Pfleg' und Hut
Stieg ich in Kampf und Mühen auf. Er starb —
(Möcht' sterben ich wie er! — den Tod des Helden —
Die blaue Flagge wehte beim erfocht'nen Sieg!) —
Und ich war Erbe seines ganzen Reichthums, —
Seine Fregatte — ein'ge Säcke voll Pistolen — und
Sein Ehrenname! (zu Violet) Schöne Maid, das Glücklichste,
Wovon mein Leben spricht, weißt du!

Lady Arundel.

Der Priester,
Du sahst ihn nie, seit Ihr Euch trenntet?

Norman.

Nein;
Erst seit zwei Tagen auf der lieben Küste.
(Zu Violet leise)
Die Augen waren meine Sterne, die mich führten.

In einer andern Scene zeichnet der Dichter die Verkehrtheit der Mutter bis zu solcher gänzlichen Verläugnung ihrer Gefühle, daß sie ihn, der die Beweise seiner Geburt in Händen hat, durch ihre Leute aus seinem väterlichen Hause werfen lassen will. Das heißt doch die Unnatur zu weit treiben, selbst wenn die Natur Beispiele solcher Abnormitäten aufzuweisen hätte. Es widerstrebt unserem Gefühl diese Scene wiederzugeben, und wir schließen daher unsere Anzeige eines Stückes, das, sich an die jetzt schon großentheils vergessenen französischen Melodramen anschließend, es bedauern läßt, daß so viel Fleiß und Mühe verwendet und in mancher Beziehung ein mit Recht so berühmter Name mit so sehr verfehltem Erfolg verknüpft ist.

M..r.

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Für uns beginnt diese Seite der Irrthümer des achtzehnten Jahrhunderts weit weniger gefährlich zu werden. Die Erfahrung hat in ihrem unbarmherzigen Sieb während fünfzig Jahren diese ganze aus so vielem Guten und Schlechten gemischte Philosophie gesichtet; einige große Wahrheiten sind einerseits geblieben und werden nie untergehen; viele Paradoxen sind andrerseits gefallen und altern in Vergessenheit. Wenn es sich von Zügellosigkeit und Immoralität handelt, sey die Verdammung streng! Keine Gnade für die Sittenverderbniß! Alles was wir aus Achtung für das Talent thun können, ist, daß wir mit gesenktem Auge vorübergehen. Handelt es sich um jene Irrthümer, um welche die Entdeckung großer Wahrheiten erkauft worden, dann ist es etwas Anderes. Dann muß man sich der menschlichen Schwachheit erinnern, welcher selbst die Blüthe und Kernschaar der Menschheit nicht entgeht. Man muß mehr Dankbarkeit empfinden für eine gewonnene Wahrheit, als Aerger und Verdruß über die Mühe die es kostete, diese Wahrheit von den sie einhüllenden Irrthümern zu befreien. Man erzieht keine Emile mehr, aber unsre Frauen säugen ihre Kinder; man verfertigt uns nicht mehr jeden Morgen Verfassungen nach dem unmöglichen Typus des Contrat social, aber wir besitzen Rechte, die keine Macht der Welt uns rauben wird. Die Zeit der Brutus und Cincinatus ist hoffentlich vorüber; aber wir haben eine Tribune. Das achtzehnte Jahrhundert hat übrigens seine theoretischen Verirrungen zu schwer gebüßt, als daß wir das Recht hätten, sie ihm nicht zu verzeihen. Mir gefällt weit besser Villemains beredte Sympathie, die ihn nicht abhält, mit strenger Hand das Falsche, das Gefährliche, das Schlechte zurückzuweisen, als ein blinder Zorn, dessen Befangenheit nur Sinn zu haben scheint für das Vergnügen zu verdammen und zu verfluchen.

Und dann, ich gesteh' es, hat das achtzehnte Jahrhundert etwas, das mich entwaffnen würde, auch wenn wir nicht sonst so große Verpflichtungen gegen dasselbe hätten: und dieß ist seine Liebe zur Literatur. Nie war ein Jahrhundert der Literatur günstiger und befreundeter als eben dieses! Nie ist das schöne Werkzeug, der Styl, mit größerer Kunst gehandhabt worden! Nie hat man sich mehr von der Beredsamkeit hinreißen lassen! Nie hat man die geschriebene Sprache, diese herrliche Vervoll-

kommnung der gesprochenen Sprache, mit solcher Leidenschaft, ich möchte fast sagen mit solchem Fanatismus geliebt und gepflegt um ihrer selbst willen! Nie ist der Gedanke in glänzenderen, geistvolleren, immer sich erneuernden Formen der Feder entflossen! Man respectirte im achtzehnten Jahrhundert wenig, aber man respectirte unbegränzt ein Buch. Jene kühnen Denker hätten auch nicht Einen Satz sich entschlüpfen lassen, ohne ihm alle Glätte, alle Feinheit, alle Anmuth oder alle Pracht zu verleihen, deren er fähig war. Voltaire lachte über Alles; aber handelte es sich von einer theatralischen Situation, so lachte er nicht. Dann erörtert er mit dem Ernst und dem Scharfsinn eines Doctors der Sorbonne. Er kommt hundertmal auf den Punkt zurück, er zieht alle Welt zu Rathe, er vergißt Essen und Trinken, er schläft nicht. Ein harter Vers macht ihn auf seinem Lehnstuhl aufspringen; eine Geschmackssünde bringt ihn in Harnisch selbst gegen eine Gottlosigkeit, und das Einzige, was er einem Philosophen nicht verzeiht, ist: wenn er schlecht schreibt. Man zuckt die Achseln über diese Leidenschaft für die Worte? Ei nun! mit eurer Verachtung gegen diese literarischen Armseligkeiten habt doch, ich bitte euch, die Grazie und Feinheit Voltaire's, schreibt mit mehr Natürlichkeit und Freiheit als er, laßt mehr Ideen in einem eben so fließenden und einfachen Styl aufperlen! Der Styl ist die Schönheit des Gedankens, wie die Wälder, die Wasser, das Licht die Schönheit der Welt sind.

Die ernstesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, selbst diejenigen, deren politische Keckheiten zuletzt Revolutionen erzeugten und die Welt erschütterten, haben vor Allem der Literatur geopfert, ja selbst Montesquieu. Man nehme es als einen Tadel, wenn man will, aber ich bin überzeugt, daß es dem Verfasser des Geists der Gesetze vor Allem darum zu thun war, ein schönes Buch zu schreiben. Ich glaube gewiß, daß er beim Schreiben beständig jenen Typus des Schönen, jenes Ideal der Form vor Augen hatte, welches Cicero zu Rathe zog, ehe er gegen Catilina oder Antonius seine niederschmetternden Reden schleuderte, und Tacitus, ehe er dem Tiberius oder Nero jene Brandmale ausdrückte, welche selbst die Ewigkeit der Jahrhunderte nicht auslöschen wird. Hatte nicht deßhalb Montesquieu an die Spitze eines der Bücher im ernstesten Werk des achtzehnten Jahrhunderts einen Anruf an die Musen gesetzt? Man sehe nur, mit welcher berechneten Kunst er bald seinen Ausdruck epigrammatisch zuspitzt, bald die Worte mit einer Art von Gleichgültigkeit und Ungestüm hinwirft! Wie er ein Gemälde ausführt, oder wie er nur einige Züge davon zeichnet mit der Sorglosigkeit des Genie's, das der Ueberfluß seiner Ideen drängt, zu etwas Anderem überzugehen! Buffon, der große Naturforscher, ist ein noch innigerer Liebhaber der Beredsamkeit und der Schönheit des Styls, als der große Publicist. Er ist allzusehr darein verliebt, ich gebe es zu; er ist überladen, gestickt und vergoldet auf jeder Nath; er würde, glaube ich, eine Wahrheit aufopfern, wenn er sie nicht in Ausdrücken auszudrücken wüßte, welche seinen Geschmack fürs Prächtige befriedigten. Aber am Ende wird er doch von der ganzen Welt gelesen, und das begegnet den Naturforschern nicht leicht. Die Feinheit von Fontenelle's Wendungen ist das Werk der ausgesuchtesten Kunst. Er legt in jedes seiner Worte so viel Geist, als es nur fassen kann, und dieser Mann, dem keine Wissenschaft, Physik, Astronomie, Geometrie, fremd war, ist der bewundernswürdigste und sinnreichste Satzkünstler, den ich weiß.

Und die wilden Launen Rousseau's — was gibt es Literarischeres in der Welt als diese? Rousseau hat mit den Pariser Salons gebrochen; er hat seine Uhr verkauft, er trägt rundgeschnittenes Haar und graue Kleider; so ist der Eremit und Einsiedler fertig. Aber an was denkt er unter den schönen Bäumen, in den grünen Lichtungen des Waldes von Montmorency? Er denkt darauf, seinem Styl die Frische der Schatten, die Durchsichtigkeit der Gewässer, die weitgedehnte Unermeßlichkeit der Gefilde zu geben; er hat Allem entsagt, weniger — er möge mir dieß verzeihen! — um mehr Philosoph, als um desto beredter zu seyn. Die Weisheit behauptet erst den zweiten Rang in seinem Herzen, die Schönheit, unter der Form, welche ihr das Gewand der Sprache leiht, den ersten. Oh! wie der Ungestüm seiner Launen und die Sonderbarkeit seines Lebens seinem rednerischen Feuer pikante Züge, glänzende Declamationen liefern müssen! Wie wird er in die Salons, die er verlassen, in die Akademien, die er verachtet und die ihn hassen, in die ganze literarische Gesellschaft, mit Paradoxen und Beredsamkeit gewaffnet, zurückkehren! Wie wird er dann das Recht haben, den Tadler, den Trotzigen, den Moralisten und Misanthropen zu spielen und vortreffliche Bücher zu schreiben gegen die Bücher, Philosophie gegen die Philosophen, weltliche Romane gegen die Welt! Er wird sich selbst nicht schonen, und nie wird er beredter seyn, als wenn er die Sünden seines eignen Lebens aufdeckt. Verhüte aber Gott, daß ich sagen sollte, Rousseau habe mit seiner Philosophie es nur auf rednerische Effecte abgesehen! Ich will nur sagen, daß er, wie alle Männer seiner Zeit, zur Hauptleidenschaft die Leidenschaft für die Literatur gehabt habe; ihr hat er Alles anvertraut, seine Leiden, seine Verirrungen, seine Liebe; er hat keine Empfindung gehabt, die er nicht niedergeschrieben, keine Hoffnung oder Angst, keine erhabne oder närrische Idee, die er nicht durch die Schönheit seines Styls in seinen unsterblichen Blättern festgehalten hätte.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1839.

Uebersicht von Finnlands Zeitungsliteratur. *)

In Schweden hatten schon längere Zeit verschiedene Zeitungen existirt, als im J. 1770 an der Universität Abo eine Gesellschaft unter dem Namen „Aurora-Bund" sich bildete, eigentlich um Musik, schöne Wissenschaften und historische Studien zu treiben. Unter den Stiftern war auch der unvergeßliche H. G. Porthan nebst dem als Dichter, später aber auch als einer der höchsten Staatsbeamten bekannten A. N. Clewberg (jetzt Freiherrn Edelcrantz). Diese Männer erkannten bald mit der ganzen Lebhaftigkeit der Jugend, daß Finnland außer der des gemeinsamen Staats noch eine eigene Geschichte habe, die man bearbeiten müsse, daß es für die Fortschritte des Landes nicht minder in intellectueller als in industrieller Hinsicht von Wichtigkeit sey, daß seine Topographie, Sprache, Klima und natürliche Beschaffenheit, nebst den Sitten und der Lebensweise der Bewohner in den verschiedenen Provinzen der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit werde; ebenso daß der Hang der gebildeten Stände zum Lesen auf Abhandlungen über diese und andere Punkte gelenkt werde. In Folge davon kam eine „Zeitung, herausgegeben von der Gesellschaft zu Abo" heraus, welche in den Jahren 1771 bis 1778 in zwei halben Bogen monatlich zu erscheinen fortfuhr, außer im Jahre 1772, wo ein halber Bogen in der Woche erschien. In die Gesellschaft war mittlerweile der Dichter J. H. Kellgren eingetreten, und eine bedeutende Anzahl seiner Gedichte findet sich in dieser Zeitschrift zum ersten Mal eingerückt.

Finnland im Allgemeinen hatte gleichwohl noch nicht hinreichend Sinn für die, wie man glaubte, allzu akademische Zeitung, in welcher die Geschichte des Landes von Porthan mit allem Ernste, und seine Topographie mit der möglichsten durch Reisen gewonnenen Genauigkeit behandelt wurde. Sie hörte darum aus Mangel an Absatz im Jahre 1778 auf. Erst nach dreijähriger Ruhe sah man sie neuerdings unter demselben Titel und mit völlig gleichem Zweck in einem halben Bogen wöchentlich erscheinen, wodurch es möglich wurde, auch größere Rücksicht auf Mittheilungen zu nehmen, welche nicht Finnland allein angingen. Aber diese Artikel mußten entweder originell oder gelungene Uebersetzungen classischer Verfasser seyn. Die Zeitungen in Schweden wetteiferten um diese Zeit, die Aufsätze der Abo-Zeitung abzudrucken. Dieß hörte jedoch schon im Mai 1785 auf, als eine königliche Verordnung erschien, daß Zeitungen und periodische Schriften nur mit besonderer Erlaubniß herausgegeben werden sollten. Die Abonnenten wurden entschädigt durch einen „Anhang," der zunächst nur ältere Originaldocumente aus Finnlands Geschichte aufnahm. Erst im Jahre 1789 verschafften sich die Buchdrucker ein königliches Privilegium für die, wie sie jetzt genannt wurde, „Neue Abo-Zeitung" (Abo nya Tidningar), aber diese hörte schon in demselben Jahre wieder auf.

Nach einem Jahre kam indeß doch eine neue Zeitung heraus, welche seitdem ununterbrochen fortdauert; die Tendenz, zugleich ein Diplomatarium der alten Geschichte herauszugeben, blieb dieselbe. Biographien verdienter Mitbürger wurden häufig aufgenommen, so wie interessante Auszüge aus älteren Processen, historische Aufsätze, Recensionen und andere lesenswerthe Artikel verschiedenen Inhalts. Allmählich wurden die oben genannten Gegenstände zahlreicher und populärer, besonders als nach Errichtung der ökonomischen Gesellschaft (Hushallnings Sällskapet) im J. 1797 auch Aufsätze über Ackerbau und Industrie Eingang fanden. Mit diesen Gegenständen wechselten schöne Gedichte von M. Choräus und F. U. Franzen ab, welcher letztere, wenigstens seit 1794, das Blatt redigirte. Etwas früher im J. 1791 war der Erzbischof Tengström Redacteur, auch zeitenweise später noch. In den beiden folgenden Jahren nahm ein Dr. Lindebäk an der Herausgabe Antheil.

Im Jahre 1801 ward die Zeitung verdoppelt, indem zwei halbe Bogen in der Woche erschienen; hiezu sah man sich veranlaßt, weil man ohne Schaden für den ursprünglichen Plan vermehrten Raum für leichte Erzählungen und vermischte Aufsätze gewinnen wollte, womit dem größten Theile des Publicums am meisten gedient war, ebenso für allerlei öffentliche und Privatanzeigen (die in den älteren Zeiten fast gar nicht

*) Aus der schwedischen Zeitschrift „Mimer" (März v. d. J.), an welche diese Mittheilung aus Finnland selbst eingesendet wurde.

vorhanden waren), Tagesneuigkeiten u. s. w. Nach diesem Plane, doch beinahe mit Ausschließung von eigentlich historischen Aufsätzen, wurde die Zeitung auch in den Kriegsjahren 1808 und 1809 fortgesetzt, in welcher Zeit der russische Befehlshaber selbst Kriegsnachrichten und Staatsneuigkeiten einrücken ließ.

(Schluß folgt.)

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Das Gymnasium thut den Privat-Pensionen jetzt vielen Schaden. Denn da die Regierung dem Privatunterricht so wenig als möglich Vorschub leistet, da sie den in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Gebildeten viele Vortheile im Staatsdienste gewährt, und die Gymnasien sogar anfangen, unter Aufsicht der öffentlichen Lehrer auch selbst die für manche Eltern so bequemen Pensionen mit völliger Erziehung und Beköstigung der Zöglinge mit ihren Schulen zu verbinden, so drängt sich jetzt Vieles den Gymnasien zu, was früher allein auf Privatanstalten angewiesen war. Das Gymnasium der Stadt hat in den letzten zehn Jahren viermal seine Directoren gewechselt. Der letzte, ein Deutscher, früher in preußischen Militärdiensten, soll sich jährlich 15,000 Rubel dabei gemacht haben. Er war ein Mann von Kenntnissen, und très comme il faut. Aber er ließ in der Hitze einen jungen Gymnasiasten, den er fälschlich in Verdacht hatte ihm einen silbernen Löffel entwendet zu haben, so durchprügeln, daß er krank wurde, und die Eltern darüber klagend einkamen. Er steht jetzt unter dieser Anklage, ist vorläufig abgesetzt, sein Vermögen sequestrirt, und da die Angelegenheit vor hohe Ohren gekommen ist, so stehen seine Sachen sehr schlimm. Man fürchtet, daß der jetzige Director auch sich nicht lange halten wird, und bezeichnet seinen Nachfolger.

Hört man nun solche Sachen, so mag man sich gewiß die unerhörtesten Dinge von dem innern Wesen solcher Bildungsanstalten denken, während, wenn man dieselben als reisender Inspicient oberflächlich besieht, man wiederum geneigt seyn wird, von ihren guten, äußeren Erscheinungen, von der in ihnen herrschenden Pünktlichkeit und Ordnung auf ein besseres Innere zu schließen, als sie in der That haben. Die Sache ist die, daß die Directoren, wenn sie auch ursprünglich nicht fürs Schulfach bestimmt waren, theils mit einer gewissen, solchen Abenteurern eigenen Gewandtheit sich noch manche Kenntnisse später erwerben, theils oft als praktische Geschäftsmänner sich auf die Direction des Aeußeren allein beschränken, und durch vom Auslande oder den russischen Universitäten ihnen zukommende Lehrer den Unterricht besorgen lassen. Gewiß ist es, daß, während dem glänzenden und bestechenden Aeußeren solcher russischen Erziehungsanstalten nirgends der innere Kern entspricht, doch sicherlich in ganz Rußland, wo alle dergleichen Institute auch unter der Aufsicht der Regierung stehen, und der Inspection der höhern Beamten unterworfen sind, nirgends solche abscheuliche Mißbräuche im Erziehungsfache und solche entmenschende Verbildungshäuser existiren, wie es ihrer in andern Ländern, z. B. in England, gibt, wenn auch nur ein Drittel von dem wahr ist, was der Engländer Dickens darüber schreibt. Wie auf vielen andern Feldern wuchert auch auf diesem nirgends in Rußland so giftiges Unkraut. Freilich entwickeln sich auch nirgends schöne, kräftige Bäume von mächtigem Wuchs und genialer Kronenbildung. Alles ist ausdruckslos, und jeder Baum steht unter der Scheere des Gärtners.

Charkoff ist eben so reich an Erziehungsanstalten ähnlicher Art, wie die bezeichnete Stadt. Es befindet sich hier auch ein bedeutendes Seminarium für die russische Geistlichkeit, welches eines nicht geringen Rufes genießt. Die jungen Geistlichen lernen in demselben Geographie, Geschichte, Lateinisch, Griechisch, Dogmatik u. s. w., meistens nach Heften, die ihnen in lateinischer Sprache dictirt werden. Das Charkoffer Seminarium rühmt sich, dem kürzlich verstorbenen russischen Justizminister Speransky, unter dessen Leitung die große russische Gesetzgebung beendigt wurde, seine erste Bildung gegeben zu haben. Auch hiervon werden viele unserer Gelehrten nur mit Verachtung sprechen hören, und ich wage daher kaum, mit der innern Beschreibung dieses Instituts wahrscheinlich ungelesene Blätter anzufüllen. Doch muß ich gestehen, daß ich mehr als Einmal den jungen Charkoffer Seminaristen mit Interesse zusah, wenn sie eifrig in ihren Heften studirten, oft im Freien umherwandernd in dem Gehöfte der ärmlichen Hütte ihres hülfsbedürftigen Vaters.*) Die emsigen Bestrebungen dieser einfachen Kasakenkinder hatten in der Regel weit mehr Rührendes für mich, als die gierigen Bemühungen eines deutschen gelehrten Schülers, der die Gelehrsamkeit mit Suppenlöffeln speist.

Von allen Unterrichtsanstalten in Charkoff steht wohl ohne Zweifel bei der obersten unter ihnen — der Universität — der für geistiges und wissenschaftliches Leben gewonnene Nutzen im schwächsten Verhältniß zu den dafür aufgewandten Kräften. Wenn man denkt, was alle die Uniformen der Charkoff'schen Studenten und Professoren, so wie die Besoldungen der letztern, des Curators, des Vice-Curators, ihre Secretäre und Kanzelisten, was die Gebäude, Bibliotheken, Kleriker, Kirchen u. s. w. der Universität kosten, und damit die Anzahl der durch die Anstalt wirklich erhellten Köpfe, der mit den Musen aufrichtig vermählten Geister, der durch das Feuer erwärmten Gemüther und durch Lehren der Weisheit zur Beglückung ihrer Mitmenschen befähigten Männer vergleicht, so wird man nur allzuschmerzlich an das Horaz'sche Wort vom kreißenden Berge und der geborenen Maus erinnert.

Vor etwa 30 Jahren, kurz nach ihrer Gründung, hatte sie eine Zeit hindurch ein Mal eine glänzende Periode, und es lehrten damals hier eine ganze Reihe ausgezeichneter, aus dem Auslande berufener Männer, die aber mit der Zeit nach und nach das rauhe Klima des Kasakenlandes alle wieder vertrieb, bis auf einen, einen gelehrten Philologen, Prof. M.....

---

*) Nicht alle Seminaristen wohnen in dem Seminar selbst. Viele arme Russen lassen ihre Söhne in den geistlichen Stand treten, weil sie hoffen, von ihnen dann später eine Unterstützung zu haben.

aus Leipzig, der im Laufe seines Lebens eine solche Ladung von Griechisch und Lateinisch und andern antiquarischen Kenntnissen, die aber für Russen keine Waare, sondern bloß Ballast sind, eingenommen hat, daß man seiner gelehrten Schwerfälligkeit wegen ihn seines Amtes entsetzte, und seine Frau sich und ihn nun mit Verfertigung von Modewaaren ernährt. In neuerer Zeit hat die Universität wieder mehrere deutsche Professoren aus Dorpat erhalten, unter denen sich auch Professor Kronenberg befindet, welcher der Stolz Charkoffs ist, und eine Menge berühmter Sachen geschrieben hat, von denen ich aber außer Charkoff nichts hörte. Sie stehen in wenigem Verkehr mit den russischen Professoren, und sind ebenfalls unter sich sehr vereinzel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein englischer Sonderling.

Am 5 November starb zu Charlton Richard Andrews, ehedem Uhrmacher und Juwelier zu Dover. Er war ein Mann von sonderbarer Art, was aus folgendem Abriß seiner Lebensweise zu ersehen ist:

Vor etwa 22 Jahren schnitt sich der Verstorbene, in dem Glauben, diese eitle Welt hinlänglich gesehen zu haben, den Hals ab, was auch ohne Zweifel gelungen seyn würde, wenn nicht sein Diener die Sache bemerkt und einen gewissen Smith herbeigerufen hätte, durch dessen Hülfe sein Leben erhalten wurde. Smith erhielt hernach eine neue Uhr zum Geschenk für den bei dieser Gelegenheit geleisteten Beistand. Der Verstorbene ging, nachdem er sich mit einem beträchtlichen Vermögen vom Geschäfte zurückgezogen, stets um 4 Uhr Nachmittags zu Bett, sowohl im Winter als im Sommer. Sein Mahl nahm er gewöhnlich in einem geringen Speisehause, mit Ausnahme des Thees, den er immer zu Hause nahm; das Wasser zu demselben holte er sich am Pumpbrunnen, nachdem er eine Stunde lang daran gepumpt hatte. Der Grund dieser übermäßigen Verschwendung von Arbeit und Wasser lag darin, weil er wünschte, dasselbe in seinem wirklichen und reinen Zustande zu erhalten. Er starb mit einem Vermögen von mehr als 14,000 Pfd., wovon er den größern Theil seinen Testamentsvollstreckern hinterließ; das übrige ist in Legaten an verschiedene wohlhabende Personen gefallen; aber seine armen Verwandten wurden nicht mit einem einzigen Schilling bedacht. Seine Frau starb ungefähr 15 Jahre vorher; aber der Verstorbene drückte vor seinem Tode noch den Wunsch aus, nicht in derselben Gruft mit ihr begraben zu werden. Dieß lang gehegte Gefühl von Abneigung kam daher, daß seine Frau den größern Theil ihres Privatvermögens an ihre eigenen Verwandten vermacht hatte. Dieß ärgerte den alten Herrn zu jener Zeit so sehr, daß er die Kupferplatte, die er zum voraus gestochen hatte, um sie auf ihren Sarg zu legen, zurückbehielt, auch wollte er ihr nicht bis an ihr Grab folgen, sondern hielt bloß das große Thor offen, während der Leichnam durchpassirte, und ging, nachdem er es wieder geschlossen hatte, nach Hause zurück. Von jener Zeit an lebte er ganz für sich. Er gestattete keinem weiblichen Wesen mehr den Eintritt in seine Wohnung, sondern reinigte sein Zimmer selbst, machte sein Bett und besorgte seinen Haushalt und alles Uebrige aufs allerpünktlichste. Er schlief stets in den Kleidern. Vor seinem Tode war er etwa sechs Wochen lang krank, wobei er die Hülfe seiner nächsten Nachbarn ansprach, mit denen er bisher kaum ein Wort gewechselt hatte. Während seiner Krankheit war er sehr geduldig und verständig, und zeigte für Alles, was man ihm erwies, sehr vielen Dank. Auf seinem Todbette sprach er den Wunsch aus, daß die Kupferplatte, auf welche er selbst „Richard Andrews, Esq.," gravirt hatte, auf seinen Sarg gelegt werden möchte, indem er bemerkte, daß dieß nicht sobald vermodern würde, wie Zinn oder Blei. Auch verlangte er mit seinen vier werthvollen Ringen an den Fingern begraben zu werden; es solle ein neues Paar bockslederne Hosen unter sein Haupt, und eine Sammtkappe in seine rechte Hand, gelegt werden; man solle ihm als Sterbekleid ein neues Hemd mit silbernen Knöpfen anziehen und ihn alsdann sorgfältig in seiner Großmutter Betttuch einhüllen. Nach seinem Tode fand man in einer Kammer neben seinem Schlafzimmer einen eisernen Kasten, welcher, dem Berichte nach, mit alten Gold- und Silberplatten, goldenen Ringen und alten Münzen in großer Menge angefüllt war. Er hatte alles Geräthe, das er bei seinem Geschäfte brauchte, aufbewahrt und in gutem Zustand erhalten. Er wurde in der Charlton Kirche zu Dover begraben, begleitet von den beiden Vollstreckern seines letzten Willens, und einem Mauermeister, welchem der Verstorbene einen Theil von seinem Vermögen vermacht hatte.

Die Faröer.

(Fortsetzung.)

Die alten Sitten und Ueberlieferungen verfallen auch hie und da. Dennoch findet man auf den Inseln des Nordens noch alte Weiber, die behaupten, vermittelst gewisser Zaubereien gestohlne Sachen aufzufinden und Krankheiten zu curiren, und Bauern, welche Abends beim Feuer voll festen Glaubens die alten Mährchen erzählen. Da reden sie dann von dem „Huldefolk," geheimnißvollen Geistern, welche den Schooß der Berge bewohnen, wie Menschen leben und große Heerden besitzen, welche unsichtbar die Weiden durchstreifen. Ich habe, erzählte mir ein Bauer von Thorshavn, ein junges Mädchen gekannt, welches beständig von der Huldefolk verfolgt wurde. Sie ging zu dem Geistlichen, ihn um Rath zu fragen, aber er konnte ihr nicht helfen. Endlich vermählte sie sich, und von diesem Augenblick an hörten die Huldefolk auf sie zu verfolgen. Ich habe auch einen Fischer gekannt, der häufig diese Bergbewohner antraf; ich glaube es, fügte er naiv bei, jedoch habe ich sie nicht gesehen.

Es gibt eine andere Art Geister, die man Vattarre nennt; es sind kleine niedliche Zwerge, noch kleiner als die in den deutschen Mährchen; sie wohnen unter Steinen in der Nähe der Häuser, und sind so zart und furchtsam, daß sie keinen Lärm ertragen können. Ein Streit erschreckt sie, eine Gotteslästerung treibt sie in die Flucht. So lange sie in gutem Einverständnisse mit den Bewohnern des Hauses sind, in dessen Nähe sie ein Asyl gesucht haben, bringen sie ihnen Glück, sie leiten sie unsichtbar auf ihren Wegen, sie unterstützen sie in ihren Arbeiten, aber wenn der Bauer, dem sie ihre Hülfe geliehen, sie beleidigt, dann werden sie für ihn unversöhnliche Feinde. Viele Leute glauben auch an die Mara, ein häßliches Ungeheuer, das im Schlafe bisweilen den Menschen überfällt, sich in einen Klumpen zusammenballt, auf seine Brust sich setzt und ihn drückt. Man kann sich nur von ihm befreien, wenn man das Kreuzzeichen macht und den Namen

Jesus ausspricht. Man erzählt auf den Inseln, auch wie in allen Gegenden des Nordens, daß die Todten wieder auf die Erde zurückkehren können, sey es um eine Beleidigung zu rächen, sey es um eine Schuld zu tilgen, die sie im Grabe quält, oder um ihren Geliebten ein letztes Zeichen ihrer Liebe zu geben. Erscheinen sie an dem Orte, wo sie gelebt, so haben sie die Macht, die Wünsche derjenigen, die sie antreffen, zu erfüllen. Man muß in der Christnacht auf einen Kreuzweg sich stellen, und sich ja hüten ein Wort zu reden oder eine einzige Bewegung zu machen, wenn man sie sieht, denn der Todte verschwindet alsdann auf der Stelle, und man kann nichts mehr hoffen.

Früher hatte man große Furcht vor den Zauberern. Wenn eine Kuh zum erstenmal kalbte, pflegte man ihr einige Haare zwischen den Hörnern auszureißen, um sie vor allem Zauber zu bewahren. Wenn man wieder anfing sie zu melken, so nahm man zuerst einige Löffel von ihrer Milch, um den Geistern des Herdes davon eine Libation zu bringen.

Endlich existiren eine Menge Sagen über die Nikar oder Wassergeister, über die Ungeheuer des Oceans und die Meermenschen, welche die jungen Weiber ans Ufer locken und in die Fluthen tragen. In diesen Ländern hat man Wallfische gesehen, vor denen der Wallfisch des Propheten Jonas sich schämen muß. Auf einer Insel des Nordens gingen einst vier Fischer auf den Fang aus. Abends kehrten sie nicht zurück. Man suchte sie am folgenden Morgen, man suchte sie den nächsten Tag darauf, konnte sie aber nicht wieder finden. Einen Monat nachher strandet ein Wallfisch an der Küste, und das erste, was man in seinen Eingeweiden entdeckt, sind die vier Fischer, die in ihrem Kahn sitzen und noch auf die Ruder gelehnt sind. Zu Quanesund hörten die Bauern, wenn sie auf die Jagd gingen, jeden Morgen ein sonderbares Geschrei, entdeckten aber Niemand. Eines Tages endlich sahen sie einen Meermenschen, nahmen ihn gefangen und führten ihn in ihre Wohnung. Am andern Tage nahmen sie ihn mit auf den Fischfang. So wie sie über die Fischbänke hinausgefahren waren, fing der Meermensch an zu lachen. Sie kehrten zurück, und thaten einen reichen Fang. Jeden Morgen begaben sie sich so in die See mit ihrem geheimnißvollen Führer, dessen Lachen und Schweigen sie verstehen gelernt; jeden Abend führten sie ihn nach Quanesund zurück, gaben ihm rohen Fisch zu essen, schlossen ihn in einen Stall, und machten ein Kreuz über der Thüre. Eines Tages hatten sie dieß vergessen; der Meermensch entfloh und kehrte niemals wieder. Auf der Küste von Stromö gibt es eine Familie, die von einem Robben abzustammen behauptet. Das ist allerdings eine sonderbare Genealogie, aber da ein Familienglied selbst sie mir ganz positiv auseinandergesetzt hat, so mußte ich sie wohl für Ernst nehmen. Vorerst muß man wissen, daß es Robben-Weibchen gibt, die am Strand ihre Haut abstreifen und sogleich eine anmuthige Frauengestalt annehmen. Eines Morgens erblickte ein Fischer eine so schöne, daß er sogleich in sie verliebt wurde. Er führte sie in seine Wohnung, schloß das Robbenfell sorgfältig in einen Koffer und heurathete das Weib, das Mutter mehrerer Kinder wurde. Eines Tages aber, wie er auf den Fischfang ging, ließ er den Schlüssel am Koffer stecken; die Frau bemerkte es, nahm ihre Robbenhaut wieder, lief nach dem Strand und stürzte sich in die Fluthen.

Das Andenken der alten Zeiten und der Nationalcharakter der Einwohner haben sich auch in der Feier verschiedener Feste erhalten, z. B. des Weihnachtsfestes und in den Vermählungsfeierlichkeiten. Wie in den alten Zeiten sieht man die jungen Leute einen Redner wählen, um das Herz derjenigen, die sie heurathen wollen, zu rühren. Dieß ist gewöhnlich ein Fischer, berühmt durch seinen Verstand und geschickt im Versemachen. Ist der Hochzeitstag festgesetzt, schickt man in dem ganzen Bezirke herum Einladungen. Verwandte, Freunde, Männer, Weiber, Kinder rücken zu Fuß und zu Pferd an, und sammeln sich im Hause des Bräutigams. Man läßt für diesen Tag ganze Kälber und Schafe braten. Die Tafel ist vom Morgen bis zum Abend gedeckt, und die Gäste handeln ganz ungenirt, denn vor dem Weggehen müssen sie sich alle wie in Finnland einer Collecte unterziehen, und jeder läßt einige Species auf dem Teller, den man herumbietet. Die Vermählung dauert drei Tage. Der schönste und feierlichste Tag ist der, an welchem die Verlobten eingesegnet werden. Abends ist allgemeiner Tanz. Dieser Tanz ist sehr interessant zu sehen: die Tänzer drängen sich, fassen sich bei den Händen ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechts, und bilden eine lange Kette. Sie haben keine Musikinstrumente, um den Tact anzugeben, aber sie kennen alle die alten Gesänge und Melodien, mit denen sie eingewiegt wurden. Einer stimmt eine Strophe an, die übrigen horchen auf den Refrain, und fallen dann alle ein. Dieser aus wenigen Modulationen zusammengesetzte Gesang ist ernst, melancholisch, imposant. Mitten aus der starken Männerstimme heraus hört man bisweilen die hohe Stimme eines Mädchens; im Allgemeinen aber ist dieser ländliche Gesang richtig und zusammenstimmend. Wie der Gesang beginnt, bewegt sich die Kette, dreht sich, entwickelt sich anfangs langsam und mit einer Art nachlässiger Anmuth, wie die Rundtänze in der Bretagne, wenn die Volksmelodie: An ini goz, ertönt; bald aber wird sie lebhaft, die Bewegungen werden gleichfalls lebhafter, rascher. Die für solche Feierlichkeiten ausgewählten Gesänge sind beinahe alle Fragmente oder Nachahmungen der dänischen Kämpeviser (Kriegegeschichten). Allmählich nimmt der Tanz den Charakter einer theatralischen Scene an. Die Gäste sammeln sich bei der Erzählung des Sängers, folgen voll Theilnahme der Entwicklung des Drama's, gerathen in Leidenschaft, bewegen die Arme, stampfen mit dem Fuße, und drücken durch ihre Pantominen gewissermaßen Alles aus, was der Dichter durch seine Verse ausdrücken wollte. Bloß die Weiber bewahren in dieser allgemeinen Bewegung eine ruhige Zurückhaltung, als wenn ihnen verboten wäre, Leidenschaft an den Tag zu legen. Sie machen keine Bewegung, und lassen sich fortziehen. Wenn man sie Abends sieht mit ihren unbeweglichen Blicken und ihren blassen Gesichtern, wie sie mit Freude, aber dennoch mit einer Art Melancholie allen den lebhaften Bewegungen dieser Kette folgen, die sich auseinander rollt wie eine Schlange, und wie ein Sturmwind dahin stürzt, würde man sie für Mädchen halten, die von unwiderstehlicher Gewalt zu den Geistertänzen hingerissen werden.

Mitten in diesem dramatischen Ball schlägt ein Mann auf einen Balken, um die Neuvermählte zu benachrichtigen, daß es Zeit sey, sich in ihre Kammer zurückzuziehen; sie muß sich aber stellen, als hörte sie es nicht, und fortfahren zu tanzen. Bald ertönt ein zweiter Schlag; sie kehrt sich eben so wenig daran. Endlich beim dritten Streiche entfernt sich die Neuvermählte, und es schickt sich, sagen die guten Leute, daß sie, ehe sie ins Bette steigt, ein wenig weine. Bald folgt auch der Mann, und wenn alle zwei in ihrem Zimmer sind, so beten die Gäste mit lauter Stimme ein Gebet und stimmen einen Psalm an.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1839.

Gelehrte Gesellschaften in London.

Es finden sich in dieser Stadt nicht weniger als 41 Gesellschaften, welche wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen gewidmet sind, und während einer gewissen Zeit, die bei den meisten mit dem November beginnt und mit dem Junius endet, periodisch zusammentreten. Die königliche Gesellschaft, die Mutter von allen, welche im J. 1663 gegründet wurde, erstreckt sich über alle Theile der Naturwissenschaft; aber so zahlreich sind ihre Verzweigungen, daß sie selbst ihre Aufmerksamkeit jetzt mehr auf die abstractern Gegenstände derselben verwendet. Für das Studium der Alterthümer bestehen zwei, die „Gesellschaft der Alterthumsforscher," welche, im J. 1717 für das Studium der Alterthümer des Landes gegründet wurde, und die „Numismatische Gesellschaft," welche, wie ihr Name besagt, auf Münzen und Medaillen beschränkt ist. Für Naturgeschichte bestehen acht: darunter die „Linnéische Gesellschaft" für Botanik und Zoologie zugleich; für Zoologie bestehen zwei, die zoologische und entomologische Gesellschaft, und für Gartenbau und Botanik fünf: die „Royal Society of Horticulture," die „Horticultural," „Royal Botanical," „Metropolitan" und „Botanical Society," welche, mit Ausnahme der letztern, periodische öffentliche Ausstellungen halten. Für Astronomie bestehen zwei Gesellschaften: die „Royal Astronomical" und „Uranian Society," und für Gegenstände besonderer Forschungen in Mathematik und Ph , die „Mathematical," „Meteorological" und „Electrical Society." Die „Society of Arts," welche allein durch Beförderung von Künsten jeder Art sich auszeichnet, wurde im Jahre 1754 gegründet, und manche Gegenstände, mit denen sie sich früher allein beschäftigte, bilden jetzt den Gegenstand der Institute der „Civilingenieure," und der „brittischen Architekten." Die geographische und geologische Gesellschaft sind, eben so wie die statistische, durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet. Die „Royal Society of Literature" ist die einzige, welche sich ausschließlich mit Gegenständen literarischer Forschung beschäftigt, und die königlich asiatische Gesellschaft hat die Sprache, Literatur und die Wissenschaften des Orients überhaupt zum Gegenstand. An der „Royal London," und „United Service Institution" sind die Vorlesungen und Conversations von sehr gemischter Art. Die „English Agricultural Society," welche Fragen des Ackerbaues wissenschaftlich behandelt, tritt periodisch in London zusammen, und die „Camden Society," kann hier mit angeführt werden, da sie zwar keine periodischen Sitzungen hält, aber durch ihre gutgewählten Schriften die Literatur fördert. Der Lecture von Journalen und praktischen Discussionen über medicinische Gegenstände sind acht Gesellschaften gewidmet, und drei, nämlich die „Graphic," „Artist's" und „Amateurs Society" der Besprechung über schöne Künste.

Die Gesammtzahl aller Zusammenkünfte dieser Gesellschaften ist 627 oder auf 35 Wochen vertheilt, jede Woche 18, also jeden Tag drei. Die Zahl der Mitglieder wird auf 17,000 geschätzt, doch figuriren mehrere Namen in den Listen von mehr als Einer Gesellschaft. Die Gesammtsumme, die von denselben im vorigen Jahr erhoben wurde, betrug nahezu 41,000 Pf., und das fundirte Vermögen aller dieser Gesellschaften wurde auf 81,500 Pf. geschätzt. Nur vier, die königliche, antiquarische, geologische und astronomische Gesellschaft erhalten Unterstützung von der Regierung durch Anweisung von Local, und nur Eine, die geographische, Geldunterstützungen. Außerdem befinden sich noch in dem unmittelbaren Umkreis der Hauptstadt zwölf „Mechanics," „Literary" und „Scientific Institutions" mit etwa 4500 Mitgliedern und einem Einkommen von 7500 Pf., so daß für Verbreitung wissenschaftlicher und literarischer Kenntnisse jährlich etwa 50,000 Pf. erhoben werden, abgesehen von den Interessen aus den fundirten 80,000 Pf.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Die Gebäude der Universität sind groß und anständig genug, und noch in diesem Augenblick behilft sich manche kleine deutsche Akademie mit schlechtern. Sie liegen alle zu beiden Seiten einer Straße, die daher auch den Namen Universitätsstraße

Digitized by Google

führt. Die Sammlungen aber, die sie enthalten, sind wieder äußerst unbedeutend. Es sind folgende:

1) Die Bibliothek mit 10,000 Bänden. Sie hat kürzlich von einem russischen Kaufmann Charitschoff ein Geschenk von 60,000 Rubeln zum Ankauf neuer Bücher erhalten. Man hatte nämlich schon seit längerer Zeit ein Verzeichniß von Büchern höhern Orts eingereicht, die man sich besonders wünschte, hier hatte sich aber das nöthige Geld nicht dazu finden wollen; statt dessen fand man jenen reichen Kaufmann, den man überredete, die Summe zu zahlen und sich dadurch in Gunst bei der Regierung zu setzen. Der Kaufmann war eitel genug, sich beschwatzen zu lassen, bekam vom Minister eine Medaille um den Hals zu tragen, und außerdem wurde noch befohlen sein in Oel gemaltes Portrait im Bibliotheksaale aufzuhängen. Bei all diesem wäre nun im Ganzen wenig zu erinnern, desto mehr aber gewiß bei der Art und Weise der Verwendung jener 60,000 Rubel. Bei einer Bibliothek von nur 10,000 Bänden, wo man sich etwas darauf zu Gute that, Humboldts und Niebuhrs Werke zu besitzen, und wo der einzige vollständige Atlas, den man hat, der belgische von van der Mählen ist, und wo unter den deutschen Classikern auch die ganze lange Reihe von La Fontaine'schen Romanen steht, wo demnach gewiß noch manches einer Universität sehr nützliche und nothwendige Buch fehlen muß, hätte man denn doch eine solche Gabe anders verwenden sollen als zum Ankauf „der Rosen" von Du Hamel, des „Aegyptischen Riesenwerks" von Denon, der „Arbres fruitiers," und der „Ostindischen Pflanzen," lauter Prachtwerke, deren jedes über 1000 Rubel kostete, und die alle gesondert im Cabinet der Bibliothek stehen, wo man sie Fremden mit vieler Genugthuung zeigt. Eine Reihe guter Handbücher und Lexika wäre hier gewiß mehr an ihrem Platze gewesen. Uebrigens hat die Bibliothek neben ihren Prachtwerken auch ihre gesonderten Schränke für alte Manuscripte. Unter diesen Rukopisen (Handschriften) sind sogar einige indische, mongolische, ein chaldäisches und ein syrisches. Von Allem etwas. Der Bibliothekar warf sie zusammen vor uns hin auf den Tisch und sagte: „Da! könnt Ihr das lesen; ich weiß nicht, was es ist, denn ich verstehe nichts von Drewnosti (Alterthümern), ich kenne bloß die Mathematik." Doch wir wußten eben so wenig, wie er, ob wir diese Sachen rechts oder links zu lesen anfangen sollten. — Das Interessanteste war mir auf der Bibliothek eine Münzsammlung, wo man die ganze Geschichte der russischen Münzprägekunst mit einem Blicke übersehen konnte, von dem ersten rohen Rubel, der vom Käufer von einer langen Silberstange abgehackt wurde, *) bis zu dem jetzigen sehr schönen, äußerst geschmackvollen und wirklich vorzüglichen Gepräge der heutigen Petersburgischen Münze. Uebrigens war die ganze Büchersammlung in Unordnung; man sagte, sie würde im nächsten Jahre neugeordnet werden. Es ist dieß der Fall der meisten russischen Bibliotheken. Alles ist in Rußland im Umschaffen und Bilden, und man findet daher selten etwas in Ordnung, es sey denn in provisorischer, oberflächlicher und scheinbarer. Auf dem Tische des Bibliothek-Lesezimmers lag das „Journal des Débats," die „Revue des deux Mondes" und mehrere russische Zeitschriften. Auch polterten mehrere Kupferstiche umher. Studenten waren nicht da. Die Besorgniß, die Bücher ja alle zusammenzuhalten, und wegen eines fehlenden nicht in Verantwortung zu gerathen, ist bei den Bibliothekaren zu groß, um den Studenten viele Schriften anzuvertrauen.

*) „Rubitj" heißt „abhacken," daher Rubel eigentlich ein abgehacktes Silberstück.

Es heißt überall in Rußland Multa, aber nicht Multum! Daher fehlt es denn natürlich der Universität auch nicht an ihrer eigenen Typographie und damit verbundenen Schriftgießerei. Es waren in derselben sechs Setzer beschäftigt. Die Sachen, welche sie druckten, waren ein Doctordiplom, ein paar Magisterdiplome und einige Dissertationen zur Erlangung dieser Würden. Die eine dieser Abhandlungen war überschrieben: „Versuch über die Wirksamkeit der Theorie in den politischen Wissenschaften," wobei wir aber nicht recht wußten, was wir uns dabei denken sollten. In der Schriftgießerei hatte man die Matrizen und andere Materialien aus Leipzig verschrieben.

Das naturhistorische Cabinet enthält eine mineralogische und eine zoologische Sammlung. Jene besteht aus einem vom Kaiser geschenkten und unter einer Glasglocke aufbewahrten großen, schönen Smaragd mit einer weitläufigen Aufschrift dabei, und aus einem in der Ukraine aufgefundenen Stücke Marmor von einem griechischen Grabe, ohne Inschrift. Auch das zoologische Cabinet hat seine Merkwürdigkeiten. Die größte ist ein Soldat, der die Schlüssel dazu hat, und die Fremden herumführt. Als wir uns über die erstaunlich schlechte Ausstopfung einiger darin aufbewahrten wilden Thiere wunderten, die alle nur einen Pfahl im Leibe und einen Strohwisch im Kopfe zu haben schienen, sagte uns unser alter militärischer Cicerone: „Ach, Väterchen, wie soll ich es denn besser machen? Ich habe ja nie diese Thiere in der Wirklichkeit gesehen, und habe mich dabei nur so gut, als ich es konnte, nach den Bildern meines Professors gerichtet." Freilich verwandelte sich nun unsere Verachtung der Adler, Wölfe, Katzen in Bewunderung, da wir ihren Ausstopfer kannten, und wir mußten es vielmehr loben, daß ein so ungeschultes Talent noch so leidliche Figuren zu Stande gebracht hatte. Einige der wilden Thiere hatten sogar eine gewissermaßen malerische Stellung angenommen, als wollten sie eben auf ihren Raub einspringen. Uebrigens hatten die Taranteln aus der Ukraine (ihr nördlichstes Vorkommen), ein Elenthier aus dem Gouvernement Tschernigow, die südlichste Provinz dieses Thieres, ein Bär aus dem nördlichen Theile der Ukraine — in der südlichen Ukraine so wie im ganzen waldlosen Süden Rußlands gibt es keine Bären, und hat es nie welche gegeben — und endlich ein Biber aus dem Dniepr wirklich bedeutendes Interesse für uns.

Im physikalischen Cabinette waren aber eine ganze Menge neuer Instrumente aus Petersburg angekommen, mit deren Auspacken man beschäftigt war, daher hier Alles in Unordnung umherstand. So viel wir indeß bemerken konnten, schien uns dieser Theil der Sammlungen von allen am reichlichsten versehen.

Einen nicht unbedeutenden Theil der Universitätsgebäude nimmt auch ein Institut ein für 60 junge Leute, die auf Kosten der Krone studiren. Sie haben hinter ihrem Hause am Rande des hohen Lopan-Ufers einen Garten mit schöner Aussicht, in dem wir viele studirend fanden. Hier mag ihnen wohler seyn, als in ihrem Hause, wo jede Thür, Hausthür, Stubenthür, Küchenthür u. s. w. mit einem kleinen, viereckigen Fensterchen ohne Gardine versehen ist, damit sie keinen Augenblick sich vor Beobachtung sicher glauben könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht von Finnlands Zeitungsliteratur.

(Schluß.)

Diese Zeitung war also nun eine politische Neuigkeitskrämerin geworden, und ihre weiteren Phasen können uns hier nicht mehr interessiren; in neueren Zeiten jedoch soll sie sich der Industrie des Landes besonders widmen. Aber die Männer, welche zu der ursprünglich historischen und wissenschaftlichen Zeitung von Abo beigetragen, waren indeß nicht müßig, und eine Anzahl Professoren der Universität Abo, welche damals hauptsächlich wegen ihrer Lehrer höher als alle andern schwedischen Universitäten stand, vereinigte sich im Jahre 1802 zu einer „Allgemeinen Literaturzeitung;" wir nennen von denselben nur die auch im Auslande bekannten Namen, wie Porthan, Calonius, Tengström, Franzen und Hällström. Die Zeitung enthielt Aufsätze über die wichtigsten, seit Anfang des Jahrhunderts in Europa erschienenen Werke, aber mit einer Freimüthigkeit, die bald Anstoß gab. Die Recension eines Werks des bekannten Bischofs Möller mißfiel dem König, und die Zeitung nahm deßhalb schon im Jahre 1803 ein Ende. Nun ruhten alle Versuche, eine Literaturzeitung herauszugeben, bis zum Jahre 1819, wo die Professoren Linsen und Bergbom eine „Mnemosyne" herausgaben, die neben manchen für das größere Publicum berechneten Mittheilungen in Versen und Prosa auch Recensionen in Finnland erschienener Werke, Abhandlungen über finnische Sprache und Dichtkunst, Landesgeschichte, Staatsökonomie u. s. w. enthielt. Indeß ging auch dieß Blatt schon im Jahre 1823 wieder ein, und an seiner Stelle erschienen die „Abo Nachrichten" (Abo Underrättelser), die im Jahre 1824 begannen, bis zum Brande von Abo fortdauerten, und dann im Jahre 1829 wieder aufgenommen wurden. Ein anderes Blatt, das „Abo Morgenblad," von einem Privatlehrer, Namens Arwidson, der jetzt in Schweden angestellt ist, herausgegeben, hatte eine literarische und patriotische Tendenz, mußte aber auf Befehl des russischen Generalgouverneurs in demselben Jahre, wo es begann, auch wieder aufhören. Seit die Regierung nach Helsingfors verlegt wurde, erscheinen dort mehrere Zeitungen, worunter namentlich das „Morgenblad" zu erwähnen.

Doch wir gehen nun zu den in finnischer Sprache herausgekommenen Zeitungen über, wovon hinsichtlich der Zeit zuerst angeführt werden muß „Suomenkieliset Tietosanomat" (Nachrichten in finnischer Sprache), welche im Jahre 1777 in zwei halben Octavbogen monatlich vom Professor Lizelius herausgegeben wurden. Sie enthielt Aufsätze über Landökonomie, eine populäre Geographie nebst andern auf Volksunterricht berechneten Abhandlungen, mußte aber schon am Ende des Jahres wieder aufhören. Seit dieser Zeit wagte sich Niemand an ein so unsicheres Unternehmen, bis zum Jahre 1820, wo der Universitätsadjunct Becker die Herausgabe von „Turun Wiikko Sanomat" begann. Der Zweck dieses Wochenblattes war, durch leicht lesbare Aufsätze den finnischen Bauer mit dem Zustande seines Vaterlandes bekannt zu machen, und ihm interessante Nachrichten über andere Länder nebst lehrreichen Erzählungen moralischen Inhalts mitzutheilen, mit Einem Wort, den Landmann über den eingeschränkten Standpunkt zu erheben, worein er durch seine täglichen Beschäftigungen versetzt wurde. Auch Gedichte erschienen, theils in den einheimischen Runenmetern, theils in anderen Versmaßen. Abo's Brand verursachte aber auch hier einen Stillstand, doch lebte das Blatt im Jahre 1831, wiewohl unter einer andern Redaction, wieder auf. Diese Fortsetzung hatte einen glücklicheren Nebenbuhler, welcher im Jahre 1829 aus der nördlichsten Druckerei auf Erden unter dem Namen „Oulun Wiikko Sanomia" (Uleaborgs Wochennachrichten) erschien, ungefähr nach dem gleichen Plane, wie das vorige Blatt, nur daß des nördlichen Finnlands Oekonomie und Industrie namentlich berücksichtigt wurden. Indessen hatte in Wiborg ein finnisches Blatt im Jahre 1833 die hier seit zehn Jahren erscheinende deutsche Zeitschrift: „Wiborgs Mancherlei zum Nutzen und Vergnügen" verdrängt,*) und führte den Titel: „Sanan Saattaja Wipurista (der Bote aus Wiborg). Der Zweck war derselbe, wie in der Aboer Zeitung; das Blatt wurde aber im Jahre 1836 zu einem bloßen Annoncenblatt. Der um die finnische Literatur so hoch verdiente Lönnrot begann im Jahre 1836 zu Uleaborg die Herausgabe einer Monatsschrift „Mehiläinen," von deren zwei Bogen der eine eine fortlaufende Weltgeschichte gibt, der andere aber aus dem Volksmunde aufgezeichnete längere oder kürzere Gedichte, Sagen, Räthsel, Sprüchwörter, nebst höchst sachreichen Originalaufsätzen über Finnlands Mythologie, Sprache u. s. w. enthält.

Im J. 1828 begann die „Borga Zeitung," welche Recensionen und Anzeigen aller in Finnland erscheinenden Schriften von einigem Belang, nebst einem jährlichen Verzeichniß der finnischen Presse enthält, so wie Aufsätze über finnische Geschichte, Gedichte von Runeberg und andern Verfassern u. s. w. Die beiden finnischen Zeitungen, welche zu Uleaborg erschienen, hörten mit dem Schluß des Jahres 1837 auf. Die Monatsschrift Mehiläinen ist indeß mit dem J. 1839 aufs neue aufgetreten. Anstatt der „Nachrichten über verschiedene Gegenstände" und der finnischen Uebersetzung davon, welche mit dem Jahre 1838 aufhörte, erscheint jetzt ein in pietistischem Sinne geschriebenes „Evangelisches Wochenblatt," und zu Wasa begann die Her-

*) Eine andere deutsche Zeitung: Wiburgs Wochenblatt erschien von 1825 an, und hörte mit dem Jahre 1832 gleichfalls auf.

ausgabe der „Wasazeitung," die sich namentlich mit der Geschichte und den Verhältnissen Osterbottniens beschäftigt.

Im Ganzen erscheinen jetzt in Finnland neun Zeitungen, nämlich fünf (worunter die finnische „Mehilainen") in Helsingfors, zwei in Abo, eine in Borga und eine in Wasa.

Die Faröer.

(Schluß.)

Sind diese Festtage vorbei, so beginnt der Bauer sein Leben voll Arbeit und Entbehrungen wieder. Mag er einen undankbaren Boden bearbeiten oder an kalten Wintermorgen auf die Jagd gehen, er trinkt das ganze Jahr nur Wasser und ißt nur schweres Brod; er ist in der Armuth geboren und trägt beständig ihre Last. Meer und Land geben ihm oft nur die Mittel einer prekären Existenz; seine schwachen Hülfsquellen werden noch durch das Handelsmonopol vermindert, dem er unterworfen ist. Der Handel dieser Inseln war früher frei. Die Einwohner gingen selber bis nach Bergen, um die Producte ihres Landes gegen andere Bedürfnisse umzutauschen. Später verzichteten sie auf diese Reisen, aber die Kaufleute der Hansestädte kamen jeden Frühling mit ihnen zu handeln. Eines Morgens aber bemächtigte sich Friedrich II des Handels, als wäre er sein Privateigenthum, und verpachtete ihn an eine Gesellschaft in Hamburg und Lübeck. Von dieser Zeit datirt sich die Herrschaft des Monopols; sie war bald mehr oder minder streng, hat aber nie aufgehört. 1607 überließ der König das Privilegium dieses Handels den Kaufleuten von Bergen; Friedrich III schenkte es großmüthig einem Mann, dessen Dienste er belohnen wollte, der es dann seinem Sohne wie ein Lehen zurückließ. Die Härte, mit welcher die Besitzer des Monopols die unglücklichen Inseln behandelten, erregte so häufige und schreiende Klagen, daß die Regierung ihnen zu Hülfe kam, und das Monopol, das in ungerechte Hände gekommen, wieder zurücknahm. Aber es war nur, um es selbst auszubeuten, und die Einwohner standen sich deßhalb nicht besser. 1790 versprach der König, von neuen Bitten gedrängt, den Handel freizugeben, sobald eine günstige Gelegenheit sich darbieten würde; allein sonderbar! Diese Gelegenheit ist bis jetzt noch nicht gekommen. Wir würden es für tadelnswerth halten, wollten wir unüberlegt hier Emancipation predigen, die allerdings auch ihre Nachtheile haben kann; aber wir haben die traurigen Resultate des Monopols, das auf diesem Volke lastet, in der Nähe gesehen, wir haben die Klagen des Fischers und des Bauers gehört, und Alles, was wir gesehen und gehört, hat in uns tiefes Mitleiden erregt. Nirgends wurde je, wir glauben es sagen zu können, ohne zu befürchten, daß man uns Lügen strafe, niemals wurde je ein Monopolgesetz mit so wenig Schonung erlassen und so streng gehandhabt. Es sind noch nicht drei Jahre, daß es für alle Inseln nur Ein Waarenlager zu Thorshavn gab. Die Bauern im Norden und Süden mußten ein Boot miethen, Ruderer bezahlen, eine schwierige und oft gefährliche Reise unternehmen, um in Thorshavn nach der Taxe den Preis ihrer armen Erzeugnisse zu empfangen. Es ereignete sich, daß einst auf einer solchen Reise ein Boot mit 12 Mann zu Grunde ging. Dieß Unglück machte Eindruck, und die Regierung entschloß sich endlich auf verschiedenen Punkten Niederlagen anzulegen. Seit 1836 ist eines in Trangisvangfiord, ein anderes zu Bordö. Jetzt errichtet man ein drittes zu Vestmanna. Aber der traurige Zustand wird dadurch nur wenig erleichtert; die Wurzel alles Uebels ist geblieben. Nach den alten Verordnungen sollte der Preis der dänischen und Faröer-Erzeugnisse, welche zum Tauschhandel bestimmt waren, nach dem mittlern Verkaufspreise von fünf Jahren bestimmt werden. Bis dahin war in den Anordnungen des Gesetzes wenigstens noch ein Schein von Gerechtigkeit, obschon dieses den Bauern aufgelegte Maximum eine harte Nothwendigkeit war; aber im Jahre 1821 kam eine Verordnung, die dem Mittelpreise der dänischen Einkäufe noch eine Erhöhung von 53% zusetzte, und 1834 eine andere Verordnung, welche für die Erzeugnisse der Faröer eine Verminderung von 50% festsetzte, so daß die Unglücklichen 85% verlieren. Glaube man ja nicht, es sey den Einwohnern leicht sich diesen traurigen Maaßregeln zu entziehen, sie dürfen nur mit den Regierungsbevollmächtigten handeln. Versuchen sie Andern nur die geringste Waare zu verkaufen, so setzen sie sich der Gefahr aus, als Verbrecher dem Richter überliefert zu werden. Vor einigen Jahren gab eine junge Frau einem Fischer von Dünkirchen etwas Wollenzeug gegen ein paar Ohrringe; sie wurde angeklagt und zu einer Strafe von 60 Fr. verurtheilt. Ein Bauer zahlte dieselbe Strafe, weil er englischen Matrosen Fische gegen einige Flaschen Branntwein ausgetauscht. Dieses Gesetz ist so streng, daß man auf den Faröern nicht einmal mit den allernächsten Inseln in Verbindung treten darf. Die dänischen Schiffe kommen erst im Mai nach Thorshavn, und machen ihre letzte Reise im September. Die übrige Zeit sind die Einwohner aller Neuigkeiten beraubt und von der ganzen Welt abgeschlossen. Im Winter könnten sie Briefe und Journale von den Shetlands-Inseln bekommen; seit vielen Jahren bitten sie dringend um Erlaubniß dazu, konnten sie aber nicht erlangen. Wahrhaftig, sieht man solches Elend, so ist man versucht, mit einem englischen Reisenden (Mackenzie), der auch die Faröer besucht, und wie wir die traurigen Folgen des Monopols gesehen hat, auszurufen: es scheint, die Politik der dänischen Regierung wolle die Einwohner der Faröer in einem Zustande beständiger Armuth und Abhängigkeit erhalten.

Dieses häßliche Monopol verhindert jede Arbeit, paralysirt jede Industrie. Ein Paar große gestrickte Strümpfe werden zu Thorshavn um 2 Fr. verkauft. Wie ist es nun möglich, daß arme Weiber Lust zur Arbeit haben, wenn der Stoff, den sie brauchen, und die Frucht ihrer Nachtwachen zu einem solchen Preise geliefert werden müssen. Man sagt, daß die Verordnungen des Monopols den Faröern eine jährliche Provision von Erzeugnissen um einen bestimmten Preis liefern; aber würden sie diese Waaren nicht leichter und wohlfeiler bekommen, wenn sie die Wohlthaten der Concurrenz genießen könnten? Man sagt ferner, die Auflagen dieses Landes seyen sehr klein, und das Monopol müsse als eine Art Ergänzung betrachtet werden. Gut, aber dann erhebe man Auflagen, und gestatte nicht fremden, sondern bloß dänischen Kaufleuten den Zugang zu den verschiedenen Häfen der Faröer, wie es mit Island der Fall ist. Ich bin sicher, die Einwohner würden den Tag segnen, wo die Regierung eine solche Maaßregel ergreift.

Tod John Landers. Dieser Mann, welcher mit seinem Bruder Richard bekanntlich zuerst die Ausmündung des Nigers in die Bay von Benin mit Sicherheit herstellte, starb am 28 November. Er hatte eine Stelle in der Zollverwaltung erhalten, scheint sich aber von den Anstrengungen und Leiden seiner Reise nie recht erholt zu haben. Er erreichte bloß ein Alter von 33 Jahren. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1839.

Das Hinscheiden des Premierministers von Nepal.

(Aus dem Calcutta Englishman. August.)

Der Tod Randschit Singhs ist ein Ereigniß, von dem alle Zeitungen und Akhbars Indiens weitläufig berichtet haben, und die Umstände, die ihn begleiteten, und der Charakter des Fürsten wird in den Tagesblättern und wahrscheinlich auch in den Zeitschriften Europa's viel besprochen werden. Gerade ein Monat und zwei Tage nach diesem Ereigniß trat der Tod eines andern berühmten Mannes ein, welcher bisher nicht sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben scheint, und doch steht derselbe in geschichtlicher Bedeutung vielleicht dem Randschit Singh am nächsten. Wir meinen nämlich den General Bhim Sein Thappah, der seit mehr als 30 Jahren das Königreich Nepal regierte.

Seine Erhebung verdankte dieser Fürst der Empörung, in welcher Radschah Run Bahadur von Nepal mit vielen seiner vornehmsten Diener erschlagen wurde, als er im Jahre 1805 im versammelten Darbar saß. Zufällig war Bhim Sein nicht im Saale im Augenblick, wo das Gemetzel anfing, und als er mit einem Blick, den er hineinthat, bemerkte, was geschehen sey, eilte er in den Palast der Rani, brachte sie und den Sohn des erschlagenen Radschah in Sicherheit, und rief den letzteren unter dem Namen Kirman Dschod Vikram Sah zum König, und seine Mutter als Regentin aus, wobei er für sich die Stelle als Premierminister erhielt. Er war in dieser Stellung neun Jahre gewesen, als die Kraft des Volkes durch einen Krieg mit den Engländern aufgeregt wurde, der auf allen Punkten der Gränze von Nepal zugleich geführt wurde. In dieser Zeit herrschte er fast nach Art der Consuln im alten Rom über das Gebiet von Nepal, d. h. mit getheilter Macht, denn die westliche Hälfte des Reichs, das sich von Sutledsch bis zum Tista erstreckte, wurde mit gleicher Macht von Umer Singh Thappa verwaltet, dem Vetter und vertrauten Freunde von Bhim Sein während der früheren Zeit ihrer Laufbahn. Das Gebirgsland, das Umer Singh verwaltete, ging für Nepal im Kriege verloren, und der stolze Mann überlebte nur kurze Zeit das Unglück und die Demüthigung, die ihn betroffen. Das alte Gebiet von Nepal wurde durch die Maaßregeln und Politik Bhim Seins dem Staate erhalten, und sein Ansehen am Hofe erhielt viel Festigkeit und größere Ausdehnung durch den Ausgang des Krieges.

Im Jahre 1816 erreichte der junge Fürst, den er 1805 proclamirt hatte, seine Mündigkeit, und die Augen der Welt waren auf Bhim Sein gerichtet, um zu sehen, ob er im Stande wäre, nach diesem Ereignisse seine Stellung zu behaupten. Im November 1816 jedoch wurde der junge Radscha plötzlich von den Pocken befallen, starb nach kurzer Krankheit, und hinterließ den gegenwärtigen Radscha von Nepal, ein Kind. Dieser Umstand sicherte dem Bhim Sein eine ununterbrochene Regentschaft während der zweiten Minderjährigkeit, und verschob den Parteikampf um 20 Jahre. Im Laufe dieser langen Verwaltung that Bhim Sein viel für Nepal, und die reguläre Armee des Staats wurde zu einem Grade von Mannszucht gebracht, der die Verwunderung competenter Richter erregte, als Martabar Singh, der Neffe von Bhim Sein, im Jahre 1835—1836 mit einem Auftrage nach Calcutta kam, dessen Absicht damals nicht völlig erkannt wurde. Außer dem stehenden Heere war die Bevölkerung von Nepal in eine Miliz organisirt, die den Radscha in den Stand setzte, einen größern Theil der männlichen Bevölkerung ins Feld zu rufen, als die kriegerischste Nation Europa's sich rühmen kann.

Bhim Sein's Verwaltung zeichnete sich nie durch Grausamkeit aus, wenn sie auch kräftig und zum Theil parteiisch geführt wurde. Wir haben von keinen politischen Hinrichtungen gehört, und so lange er Nepal regierte, ward der Staat oft genannt als derjenige, in welchem nach dem Hindugesetz und den brahminischen Institutionen die Gerechtigkeit am besten verwaltet werde. Bhim Sein munterte auch die Künste auf, und baute sich einen ziemlich prächtigen Palast. Auch war er stolz auf die Geschicklichkeit seiner Künstler, und schickte einst nach Calcutta ein Gewehr, das im Thal von Nepal gemacht, und so genau einem andern nachgeahmt war, das ihm die Regierung geschenkt hatte, daß es kaum zu unterscheiden war.

Als der gegenwärtige Radscha sich den Jahren der Mün-

digkeit näherte, fingen die Intriguen an, denen endlich Bhim Sein als Opfer gefallen ist. Man hat Grund zu glauben, daß die Mission des Martabar Singh nach Calcutta in der doppelten Absicht unternommen ward, um, so weit es möglich, zu erfahren, wie das englische Gouvernement gegen die Thappa-Partei gesinnt sey, und ferner die Anschläge zu durchkreuzen, die damals im Werk waren, Bhim Sein, ihr Haupt zu stürzen, denn die Gegenpartei würde kaum wagen, die Sachen aufs Aeußerste zu treiben, während sein Neffe an der Spitze der Nepalarmee außer ihrem Bereich war; aber wenn das der Grund der Mission war, so war die Wirkung nur temporär, und konnte es auch nicht anders seyn. Kurz, nach der Rückkehr Martabar Singhs entfernte der Radscha, aufgereizt durch seine ältere Gemahlin, die sich in die Hände der Pande-Partei warf, der alten — man kann wohl sagen — der gebornen Feinde der Thappas; Bhim Sein und alle Glieder seiner Familie wurden aus ihren Stellen entfernt, und Bhim Sein mit seinem Neffen in den Kerker geworfen. Die Pande-Partei hatte dringend gerathen, der alte Häuptling solle umgebracht werden; doch die Thappa-Partei hatte eine Freundin in der jüngern Gemahlin des Radscha, deren Einfluß so weit reichte, daß der Padischah zwischen den beiden Parteien schwankte und zwei Jahre lang zögerte, einen Premierminister zu ernennen. Während dieser Zeit überwog der Einfluß der jüngern Rani so weit, die Befreiung des Bhim Sein und seines Neffen zu bewirken, und dem letztern die wichtige Mission nach Lahore zu verschaffen. Martabar Singh ist, wie wir glauben, immer noch in Lahor, und verdankt diesem Umstande wahrscheinlich sein Leben.

Im Frühjahre dieses Jahres war der Parteienkampf in Katmandu auf der höchsten Spitze, und, wie gewöhnlich, siegte die heftigste Partei. Randschung Pande wurde zum Minister ernannt, und sein erster Act war, Bhim Sein wieder in den Kerker zu werfen. Demnächst griff er die königlichen Aerzte an, die Bhim Sein ernannt hatte, und welche den Radscha, der 1836 starb, behandelt hatten. Zwei von ihnen wurden gefoltert, und starben unter der Folter. Anklagen, auf falsche Aussagen gegründet, wurden erhoben, die Bhim Sein beschuldigten, mit Hülfe der Aerzte den Radscha, der an den Pocken starb, durch Gift bei Seite geschafft zu haben. Auf diese Beschuldigungen (ohne gehöriges Verhör) wurde Bhim Sein in Fesseln geworfen und anfangs in ein ungesundes Gefängniß gebracht. Kurze Zeit darauf jedoch wurde er zurückgebracht, der Tortur und jeder Schmach unterworfen, bis die Kraft des alten Mannes nicht länger ausreichte; er versuchte sich selbst zu tödten, indem er sich die Kehle durchschnitt, und starb zwei Tage darauf an der Wunde, am 29 Julius. Er war der Sohn Umer Singh Thappa's, der während des Kriegs Gouverneur von Palpa, auf der Goralpur Seite, war. Wir kennen sein Alter nicht genau, vermuthen jedoch, daß er gegen 60 Jahre gehabt haben muß. Seine Laufbahn ist daher der des Fürsten von Lahor ganz ähnlich.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Die beiden größten Charkoffer Kirchhöfe bieten nichts Besonderes. Es sind die in Rußland gewöhnlichen großen und unheimlichen Felder. Ein anderer aber hat das Eigenthümliche, daß er mitten zwischen den Vorwerken in mehreren Stücken zerstreut ist, so daß ein Fleck mit Kreuzen aus einem Rübenacker, ein anderer Flecken aus einem Weizenfelde u. s. w. hervorblickt. Das Ganze ist ohne Umzäunung, und an einer Stelle führte sogar eine holperige Straße über die Grabhügel und zwischen den Monumenten hin. Es ist sehr auffallend, daß den Russen, denen sonst doch fast Alles heilig ist, die Gräber es so wenig sind. Ein Grieche, dessen Vater von den griechischen Inseln nach Rußland gekommen war, und sich in Odessa angesiedelt hatte, machte mit mir den Spaziergang zu diesen Gräbern. Ich dachte bei ihm an die Griechen, von denen Herodot sagt, daß sie sich bei den Skythen in ihren Städten im Innern des Landes niedergelassen haben. Diese Wanderung der Griechen zu den Skythen hat seit der ältesten Zeit stattgefunden, und geht noch immer fort.

Anderthalb Werste außerhalb der Stadt liegen auf einem umzäunten Platze Italiener, Franzosen, Polen und Deutsche begraben. Die Russen nennen dieß zusammen den „Njemetzkoje Kladbischtsche," den deutschen Kirchhof. Es ist durchweg so auf den Kirchhöfen der Ausländer in Rußland, daß sich alle westeuropäische Nationen, slavische, romanische, germanische, Katholiken und Protestanten, zusammenschaaren, und von den Russen absondern. „Hier ruht der Knecht Gottes, der in Gott selig entschlafene Pastor B . . . . . .," lautete eine der Inschriften auf dem Kirchhofe, und es führte mich dieß zu einem Besuche in der deutschen lutherischen Kirche in der Stadt.

Es ist dieselbe vom letztverstorbenen Prediger erbaut worden, der sehr großes Ansehen unter allen vornehmen und geringen Deutschen genoß, und mit seiner Beredsamkeit alle zu einem kleinen oder großen Beitrage zur Kirche zu bewegen wußte, und so 80,000 Rubel dazu zusammen bekam. Das Gebäude ist daher sehr elegant und hübsch geworden, mit zierlichem Geländer, Pappeln und Gartenanlage umgeben. Doch hat es offenbar etwas vom griechischen Kirchenbaustyl angenommen, große Säulen vor der Fronte, und auf dem Dache ein hohes, goldenes Kreuz. Auch im Innern der Kirche läuft ein Säulengang zu beiden Seiten des Altars herum, der oben mit verschiedenen aus Holz geschnitzten Felsen geschmückt ist, auf denen Anker, Kreuz und Kelch, die Gesetztafeln des Moses, die Bibel u. s. w. gegründet stehen, was wohl so viel bedeuten soll, als daß Gott geben möge, daß alle diese Dinge in der Gemeinde nicht bloß auf hölzernen Felsen gegründet seyn möchten.

Der Pastor B . . . . . ., der dieß Alles anordnete, war in Charkoff, wie gesagt, ein sehr angesehener, wohlhabender, bei Reichen durch seine Weltkenntniß, bei den Armen durch seine Wohlthätigkeit, und bei der ganzen Gemeinde durch seine große Beredsamkeit beliebter Mann. Da auch einige seiner Briefe und Predigten, die sehr geistvoll sind, in den Druck ge-

kommen, so gehört er gewissermaßen der Oeffentlichkeit an, und es mag daher eine kurze Skizzirung des Lebens dieses Mannes folgen, was auch in dieser Hinsicht nicht gemißbilligt, besonders da sie als ein Beitrag zur Charakterisirung Rußlands betrachtet werden kann. — Hr. B . . . . . . schien von Natur durchaus nicht zum Prediger bestimmt zu seyn, denn sein lebhafter und auf das Aeußere gerichteter Geist schien ihn eher zu jedem anderen Berufe zu befähigen. Auch seine Lebensumstände waren bis zu seinem 50sten Jahre der Art, daß sie nicht im geringsten darauf hindeuteten, daß er noch einmal als Seelenhirte sein Leben beschließen sollte; denn ein halbes Jahrhundert hindurch betrieb er Geschäfte, die dem Beruf eines Predigers erstaunlich fremd sind.

Er war in Prag in niedrigem Stande geboren und erzogen, und verheurathete sich daselbst sehr früh, nachdem er die Anstellung eines Theatermaler-Gehülfen erhalten hatte. Er war hier so arm, daß er mit seiner Familie ein ärmliches Strohlager theilte, und in seinem spätern Leben noch oft seinem jetzt reichen Sohn in Moskau erzählt hat, wie oft ihm sein hülfsbedürftiger Anblick großen Kummer gemacht habe, da er zuweilen nicht gewußt, wie er ihn hätte nähren und kleiden sollen. Von Prag ging er, ebenfalls als Theaterdecorateur, nach Brüssel, von wo ihn als Oesterreicher die französische Revolution vertrieb. Da der Westen Europa's sich für ihn trübte, so wandte er sich nach Osten, und gab seinen letzten in Brüssel erworbenen Groschen zum Ankauf einiger Odeurs und Parfumeries aus, mit denen er sich und seine Familie in Lübeck nach Petersburg einschiffte. Hier etablirte er eine sogenannte kosmetische Bude, und machte durch seine Wohlgerüche die Bekanntschaft einiger Vornehmen, die ihm zu einer Stelle am Theater verhalfen. In dieser Stellung ging er bald mit der gewöhnlichen Schnelligkeit, mit welcher gewandte Ausländer ihre Carriere in Rußland machen, in die Höhe, und schwang sich zum Inspector des großen, kaiserlichen Theaters auf, dessen Gebäude, Directionen u. s. w. unter seine Aufsicht gestellt wurden. Es traf ihn aber das Unglück, daß das Theater unter seiner Leitung abbrannte. Da es in Rußland Grundsatz ist, daß alle Vorsteher immer mit Haut und Haar für das ihnen Untergebene haften, so glaubte er, daß der Petersburger Polizeimeister, damals ein Wütherich, den ganzen Theaterbrand ihm in die Schuhe gießen würde. Er machte sich daher darauf gefaßt, sein Bündel für Sibirien zu schnüren. „Allein Gott thut noch jetzt zuweilen Wunder, und legt den Löwen selbst ein unsichtbares Strick an,“ pflegte er zu sagen, wenn er diese Geschichte erzählte. Der Polizeimeister fuhr den andern Tag bei dem zitternden Theaterinspector an und rief ihm zu: „Nun, du hast gestern einen Schrecken gehabt? Dein altes Spielhaus ist niedergebrannt. Nun, nun, wir wollen sehen, daß wir ein besseres wieder aufbauen!“ — Dennoch glaubte B.... mit der Zeit, daß er wohl in Moskau bei Etablirung eines Modewaarenhandels noch mehr Seide spinnen könnte, und er begab sich dahin, um sein in Petersburg gewonnenes Capital zu einem solchen Etablissement zu verwenden. Der Brand von Moskau machte ihn auf 14 Tage arm, denn seine Häuser und Waaren verbrannten mit den übrigen; darnach aber wieder steinreich, denn das ihm gebliebene Silbergeld wandte er klug speculirend dazu an, den Franzosen die ihnen bei ihrem Rückzuge unnütz gewordenen russischen Banknoten um ein Billiges abzukaufen. Hiedurch und durch wieder neu aufblühendes Glück im Handel wurde er nun ein sehr arrangirter und völlig unabhängiger Mann.

Sein Wirkungskreis dehnte sich nun bedeutend aus. Er wurde Vorsteher der moskauischen Freimaurerloge, stiftete in Verbindung mit einigen andern Deutschen und Russen eine Gesellschaft zur Erleichterung des Looses der nach Sibirien Verbannten, und zeigte sich überhaupt als ein Mann, der das mit Klugheit und unter allerlei Mühen erworbene Vermögen auch mit christlichem und patriotischem Sinn zu seinem und seiner Mitmenschen Frommen zu verwalten wußte. Diese Vereine gaben Gelegenheit, daß sich ein neues Talent an ihm offenbarte, das der Beredsamkeit. Er fand selbst sogar so viel Freude an dieser Art des Wirkens für Andere, daß er sich am Ende in seinem 50sten Jahre noch entschloß, wo möglich eine Predigerstelle zu erlangen. Er suchte sich demnach die ihm fehlenden Kenntnisse zu erwerben, machte ein Examen beim Consistorium, und erhielt nach einiger Zeit die Anstellung in Charkoff, wo er mit seinem Vermögen und seiner Beredsamkeit zum Besten seiner Gemeinde wirkte. Den Armen schenkte er die ihm bestimmte Einnahme, und baute eine Schule und Predigerhaus für seine Nachfolger, zum Theil auf seine Kosten. Wenn er auf der Kanzel den Text gelesen hatte, machte er das Buch zu, und predigte frei ohne Concept. Er dachte nie zuvor darüber nach, was er sagen sollte, aber wenn er den Mund aufthat, so floß ihm die Rede hin wie einem Propheten. Da ihn nicht sein Studium, sondern sein Leben und innerer Drang zum Prediger gemacht hatte, und da er alle Lebensverhältnisse aus eigener Ansicht kannte, so konnte er jedem Stande, Alter und Bildungsstufe das sagen, was ihr frommte. Keine Art von Unglücklichen kam zu ihm, um Trost zu bitten, dem er nicht sagen konnte: „o ich kenne das, denn ich war eben so krank, arm, elend, verlassen oder verfolgt, wie ihr, ja, ich war noch viel unglücklicher!“ und denen er denn so, als bester Kenner ihres Zustandes, der beste Tröster war. Im Hause war er freundlich und sanft, aber auf der Kanzel eifrig und heftig. Sein Predigereifer war so groß, daß er, so oft er auch, zuweilen wochenlang, krank war, doch jedesmal wieder am Tage des Herrn gesund wurde. Er ließ sich dann aus dem Bett in die Kirche bringen, und nach der Predigt wieder ins Krankenbett. Er sagte, daß er sich hauptsächlich deßwegen nicht zur Predigt vorbereite, weil seine Gemeinde so sehr bunt zusammengesetzt sey, und die Mitglieder so häufig wechselten; daher er nicht wissen könne, wer nun gerade in der Kirche erscheinen würde, für den man dann die Rede besonders anpassend machen müßte.

So thätig und eifrig wie sein Leben, so rasch und leicht war sein Sterben. Eines Sonntags saß er im Predigerornat an seinem Schreibtisch, und schloß den Brief an seinen Sohn: „So viel, mein Lieber, für heute, Anderes und Besseres den nächsten Posttag, wenn ich, mein Theurer, nicht bis dahin

sterbe.“ Als er sich erhob, um in die Kirche zu gehen, fühlte er sich plötzlich unwohl, und sprach zu seiner Tochter: „Mein Kind, ich muß zu Hause bleiben, mir entsinken die Kräfte, die Hand des Todesengels hat mich berührt.“ Der Arzt eilte herbei, die Tochter betete, und gegen Abend starb, froh und voll Zuversicht, dieser merkwürdige Mann, der noch jetzt in einem großen Kreise seiner Bekannten fortlebt.

(Schluß folgt.)

Das Lager Abdel-Kaders.

Französische Blätter theilen nach der Aussage eines Reisenden folgende Schilderung des Lagers Abdel-Kaders mit: Das Lager besteht aus 260 Zelten von doppeltem weißem Wollzeuge. Das Zelt des Sultans ist rund, von hellgrüner Farbe, und weit genug, um zwanzig Menschen zu beherbergen; dasjenige, welches dem Bruder des Sultans gehört, ist demselben ähnlich, hat aber nur einige Vierecke gemalt, das übrige ist weiß. Als Leibwache hat der Sultan bloß ein Duzend Neger und einige dreißig treue Diener, welche alle fast sechs Fuß hoch sind. Wenn ein bedeutender Reisender kommt, so wird ihm auf des Sultans Befehl ein Zelt errichtet und Kaffee gebracht. Man bringt große hölzerne Schüsseln mit Cuscussu, Fleisch, Pfannenkuchen in der Milch u. s. w. Die Agas und andere Officiere verzehren was übrig bleibt. Um 5 Uhr wird das Ehrenlamm gebracht, welches auf Kohlen gebraten ist, und aus einiger Entfernung betrachtet einem gespießten Kinde nicht unähnlich sieht. Wenn der Reisende Audienz bei dem Sultan erhält, so läßt dieser Kaffee bringen, manchmal versucht er den Kaffee, hat er ihn aber nicht versucht, so beobachtet er seinen Gast genau, um zu sehen, ob dieser Bedenken trägt zu trinken; trägt er kein Bedenken, so scheint er befriedigt. Der Sultan hat eine Donnerstimme, die seltsam gegen die scheinbare Schwäche seines Körperbaues absticht. Er ist klein, sein Gesicht ist lang, seine Wangen hohl, seine Farbe bleich, sein schwarzer Bart zwar nicht eben dünn, doch nicht sehr stark, seine großen schwarzen Augen von seltenem Feuer, und seine Stirne breit und offen. Ein einfacher Haik von 10 Franken Werth ist seine Kleidung, und außerdem trägt er einen weißen und einen schwarzen Burnus. Keiner seiner Burnus hat Quasten, sie sind ganz einfach genäht. Sein Zelt ist mit einer Matte ausgelegt, über welche ein Teppich von Mascara gebreitet ist. Die übrige Einrichtung des Zeltes besteht aus zwei Kopfkissen von Zwillich, einem Dintenzeug, Federn, einem Koran und einem Leuchter. Die Araber, welche zu ihm kommen, küssen ihm die Hand, und legen ein Geschenk zu seinen Füßen. Er zieht alle Klagen, die bei ihm angebracht werden, selbst in Ueberlegung. Fünfmal im Tage tritt er aus seinem Zelte hervor, seine Gebete zu verrichten, und alle Gläubigen werfen sich dann, seinem Beispiele folgend, nieder. Niemand in seinem Lager raucht oder schnupft. Die übrigen Zelte seines Lagers gehören Häuptlingen der Umgegend, welche den Sultan zu besuchen kommen. Man sieht in diesen Zelten viele prachtvolle Pferde, aber es ist bei Todesstrafe verboten, welche zu verkaufen. Der Sultan ißt nichts, als was sein Koch bereitet hat, und versucht nichts, was ihm als Geschenk überreicht wird.

Miscellen.

Entdeckung eines Flusses in der südlichen neuseeländischen Insel. Am 1 September 1838 entdeckte das englische Kriegsschiff Pelorus einen auf der Nordseite der südlichen neuseeländischen Insel, die bekanntlich den Namen Tawai Poenammu führt, in die Cooks-Straße fallenden Fluß, den es 40 (englische) Meilen und das große Boot desselben noch weitere 20 Meilen hinauffuhr, bis Kiesbänke die Weiterfahrt verhinderten. Es scheint dieß der erste Fluß in Neuseeland, auf dem man eine bedeutendere Strecke ins innere Land dringen kann. (Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft.)

•

Reise der Astrolabe. Nach einem Schreiben Capitän d'Urville's vom 20 Julius d. J. fuhr die Astrolabe am 2 Julius von Singapur ab, legte bei Sambas auf Borneo an, untersuchte die Inseln Natunas, Balambangan, Banguey und den nördlichen Theil von Borneo, und blieb hierauf vier Tage auf der Rhede von Sulu. Er gedachte am 6 August abzusegeln und Port Jackson (in Australien) um die Mitte des Decembers zu erreichen. Die scientifischen Arbeiten der Expedition sollen bereits eine fast unglaubliche Masse bilden.

•

Mittel, Schiffe emporzuheben. Der amerikanische Capitän Sturgis hat eine merkwürdige Probe gemacht, um Schiffe vermittelst cylindrischer Säcke emporzuheben, die man mit atmosphärischer Luft füllt. Man fängt damit an, sie mit Stricken unter dem Schiffe zu befestigen, und füllt sie dann vermittelst Luftpumpen mit Luft; die Säcke sind nämlich aus Kautschuk bereitet. Die Probe gelang völlig. Man gedenkt auf diese Weise namentlich Schiffe, die tief im Wasser gehen, in Häfen, wie Neuorleans, Mobile u. s. w., hineinzubringen, deren Einfahrt eine nur geringe Tiefe hat. (Mercantil Journal.)

•

Fossiles Ochsenhorn. In der Versammlung der geologischen Gesellschaft am 20 November wurde ein Brief von einem Hrn. Bain aus Grahams Town vom 21 Februar vorgelesen, wonach man in einem Alluvialniederschlag an dem Modder-Fluß, der in den großen Gariep fällt, den Schädel und die Hörner eines Ochsen fand. Sie maßen in der Richtung der Krümmung und mit Einschluß der Breite des Stirnknochens 11′ 7″, man vermuthet aber, daß an jeder Spitze etwa 5 Zoll fehlten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 135 u. 136** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos. Erster Artikel. — Sismondis Abriß der französischen Geschichte. (Fortsetzung.) — Villemains Vorlesungen über die französische Literatur. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135 u. 136.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 December 1839.

Ernst, das Chartisten-Epos.

Erster Artikel.

Die Chartistische Bewegung in England, welche eine Zeitlang wohl geignet war, ernste Besorgnisse für die Ruhe Englands hervorzurufen, die aber an dem Ansehen der Gesetze und an dem loyalen Sinn der Mehrheit des Volks scheiterte, hat auch sogleich einen und zwar nicht unbedeutenden Dichter gefunden. Sein Werk, betitelt: Ernst, oder die politische Wiedergeburt, in 12 Büchern, London 1837, gedruckt für den Verfasser, ist nicht veröffentlicht worden, dagegen aber theilt das Monthly Magazine reichliche Proben daraus mit nebst einer ausführlicheren Beurtheilung. Das Gedicht scheint uns ebenso als literarisches wie als sociales Phänomen alle Aufmerksamkeit zu verdienen; wir geben daher, mit einigen Abkürzungen, den ganzen Artikel.

„Wir haben uns entschlossen, dieß Gedicht ausführlicher zu beurtheilen, weil wir dieß für den ersprießlichsten Dienst halten, den wir den religiösen und politischen Bedürfnissen der Gegenwart zu leisten vermögen. Den extremsten Grundsätzen anhängend, ist der Verfasser dieses Werks ein Dichter vom ersten Rang und von der tiefsten Frömmigkeit. Was Shelley in dem republicanischen Ton zu dichten leistete, ward in seiner Wirkung vernichtet durch seinen gestandenen (obwohl fälschlich so genannten) Atheismus. Er verurtheilte sich selbst und zerstörte den Einfluß seiner Productionen durch den Titel, den er annahm; der Verfasser des vorliegenden Gedichts dagegen ist durch und durch Miltonisch in Ansichten und Gesinnungen, politischen wie religiösen. Wie Milton irrt er, wenn er erwartet, daß das bloße, nackte Princip im socialen Leben durchgeführt werde, und daß es für die Gesellschaft, ohne die höchste Gefährdung, möglich sey, zu den ersten Elementen ihrer Verfassung zurückzukehren. Aus einer solchen Zersetzung müßte der Tod, nicht das Leben, folgen. Und selbst wenn wir zugeben, daß bei Gemeinschaften wie bei Individuen die Seele die Auflösung des Körpers überlebt: behaupten wir doch, daß sie nicht denselben Körper wieder beseelen werde. Für die Gesellschaft wie für die Individuen gilt die nicht genug eingeschärfte Wahrheit, daß die Organisation das Ergebniß des Lebens, daß die Verfassung der Gesellschaft, wie sie bei uns besteht, das Ergebniß eines specifischen Lebens ist; und daß, wenn sie einmal aufgelöst wird, es dann keine Reconstitution gibt, weil das Leben nicht als Endresultat zu einer Organisation hinzutritt, sondern als wirkende Ursache ihr vorangeht und sie in allen Theilen durchdringt. Jahrhunderte sind erforderlich zum Wachsthum und zur Entwicklung eines organischen Sociallebens; und kein Volk hat es je in seiner Macht, ein neues in einem Tag, einer Woche, einem Monat oder einem Jahr zu produciren, bloß durch eine Willensäußerung oder die Erlassung eines Beschlusses. Selbst gesetzgebende Versammlungen, ordentliche oder außerordentliche, alte Parlamente oder neue Nationalconvente, sind nur Theile des Gesammtkörpers, nicht seine Seele, viel weniger seine Schöpfer.

Der vorliegende Dichter verdiente natürlich unsre Beachtung nicht, wäre es nicht augenfällig, daß er, wie Milton, ein Dichter und Theolog ebenso wohl als ein Republicaner ist; und die letztere Eigenschaft wird uns um so wichtiger durch ihre Verbindung mit den beiden andern. Dieser Punkt möge sofort mit seinen eignen Worten ins Licht gesetzt werden:

„Du, Poesie, bist, wie mein Herz dich kennt,
Glaubensheroldin, Schutzgeist alles Guten;
Das Menschenherz, das, ach! so fleischlich brennt,
Sollst läutern du für reine Geistesgluthen.
Warum bliebt beide ihr so lang getrennt?
Doch endlich jetzt vermählet eure Fluthen
In Eins, zu wild poetischer Melodie,
Geweiht von tiefer, frommer Harmonie!

Aus Phantasien viel Eine Wahrheit findend,
Aus bunter Farben Meng' Ein reines Licht —
Aus viel Gefühlen Eine Seele bindend,
Eine Vernunft die hoch vom Throne spricht,

Daß Fried' und Freude hier ein Reich sich gründend
Mit Glorie krönen Gottes Angesicht —
O herrliche Vollendung!"

Einleitung.

Wir wollen uns zuerst mit dem rein poetischen Theil dieses Werks beschäftigen.

Eine Familienscene.

Eine wohl vollbrachte Pflicht
Ist eine wohlverdiente Freudenernte;
Und ein an Freude reiches Weib war sie,
Wenn sie nach dem Gebete wieder aufstand,
Zu thun was ihres Gatten hungriges
Bedürfniß heischte; denn den Tisch noch hatte
Sie nicht gedeckt, als scheute sie, zu früh
Zu rechnen auf sein Kommen, und die Sehnsucht
Nach ihm zu mehren, wenn er länger säumte;
Denn das getäuschte Warten schlägt die Hoffnung
Mit Skorpionengeißeln nieder, und
Eine zagende Prophetin ist die Liebe.
Doch jetzt da Alles reif und die Erwartung
Zur glücklichen Gewißheit war gesteigert,
Besorgte Alles wie im Flug ihr Geist,
In seiner Hast selbst des Verzugs nicht achtend,
Entgegen kommend jeglichem Bedürfniß
Ohne Geräusch, mit fernleichtem Walten,
Das Werk rasch wie der Wille; blieb auch fern
Mit läst'ger Wucht dem leichten Tisch der Teufel
Der Völlerei; fehlt' auch der üpp'ge Trank,
Welcher ertränkt die geist'ge Seel' und hemmt
Im Mund das freie Wort; fehlten die Lampen
Berauscht vom Oel, die in wetteiferndem
Geflacker prahlend schimmern ob den Gästen:
Doch fehlte nichts, dessen das Glück bedarf
Und was es sicher bringt: Gnüge, Behagen
Und Frieden. Der Erwachs'nen Angesicht
Glänzte von Heiterkeit in solcher Wärme;
Kindergesichter starrten nach dem Feuer,
Als wenn sein Zauber fest sie hielte, lächelnd
Sie wußten nicht warum; wie denn die Art
Der Jungen ist, der Alten: zu verzagen.
Jetzt flüsterte die Einladung der Kessel
Zu dem Familienbrauch; erst leise murmelnd,
Steigend und fallend und dann inne haltend,
Wie Einer der zum Spiele präludirt,
Und dann mit einer tiefern Stimme brausend,
Aufbietend seine Kraft, bis er zuletzt
Nicht duldend mehr Verzug, in Ungestüm
Auffiebet, der verzückten Pythia gleich,
In seinem heißen Dampf. Die Hausfrau hörte
Vergnügt die Mahnung, und sie ließ sofort
Den brausend ungestümen Ueberwall
Fließen in ein Gefäß von reicher Kunst,
Silber, ein edler Stoff, von schöner Arbeit.
Doch köstlicheren Werth als es an sich hat,
Leiht ihm, daß es Geschenk ist ihres Ahnen,
Als er an ihrem Brauttag sie entließ,
Begabt hiemit, dazu mit seinem Segen.
'S war ein Geschenk, welches Erinn'rung weckte
An Jahre glücklicherer Wohlhabenheit,
Die schwerlich wiederkehrten, oder nur
Wenn diese Blätter, diese üpp'gen Ranken,
Womit die Kunst in kühner Neckerei
Die Wahrheit überbot, einst knospen würden
Und tragen Frucht! Der Dampf, der plötzliche,
Mit seinem Athem allzuheiß für Reinheit,
Trübte das glänzende Gefäß; derweil
Goß die sorgfält'ge Hausfrau spülendes
Wasser in alle Schalen, und der Reih' nach
Vollzog sie das Geschäft der Lustration;
Aus einer Ecke dann des Speiseschranks
Holte sie eine Büchse, deren würz'ger
Gehalt der Ceder Wohlgeruch beschämte;
Den Deckel aufgethan, hob sich der Geist
Des Wohlgeruchs auf luft'gen Schwingen frei
Und freudig in die Höh'. Dann schüttete
Die Frau ihr kostbar Kraut, es löffelweis
Abwägend, recht die Trefflichkeit dran prüfend,
In des Gefäßes aufgethane Leere,
Oft innehaltend, seinen süßen Duft
Zu riechen, denn zum Himmel athmete
Kein süßrer Weihrauch noch empor; dann goß
Sie auf das Häufchen, höher aufgethürmt
In ihrer jetz'gen Freude als gewöhnlich,
Des heißen Wassers eindringsame Kraft
Einmal, und noch einmal — dann eine Pause,
Nur kurz, und durch Gespräch noch kürzer scheinend,
Eh' auszuspenden sie begann den Trank,
Den lieblichen; gegossen ward er in
Die ihm verwandten Schalen, die dem fernen
Cathai entstammen; hier gemischt mit Rahm,
Dem mild abschwächenden, verwandelte
Sich seine jungfräuliche Herbigkeit
In lindre Mildigkeit, einladenden
Geschmacks; nicht Zuspruch braucht' es auch, um kräftig
Die Einladung zu machen, — wie wohl sonst
Ein toll Gelag mit einem Eifer, der
Zum Henkerdienst, zum Giftkelch eh'r sich ziemte,
Pflegt das berauschende Getränk mit Zwang
Hineinzuschütten dem verworfnen Säufer!
Heil dir, du segensvolle Pflanze! du
Geweiht der harmlosen Behaglichkeit,
Mildes Labsal! gewiß hat eine Gottheit,
Weiser als Pallas und an Liebe reicher,
Erschaffen dich, des Fluchs Gegengewicht
Von jenem üpp'gen Wein, deß erste Wirkung,
(Vorbild von seinen künft'gen Thaten allen!)

Mit Schmach bedeckte seinen Vater, Noah,
Die Ehrfurcht wandelnd und die Kindespflicht
In unnatürliche und schandbare
Zuchtlosigkeit. Die Gnade muß versiegen,
Wo Schlemmerei herrscht; aber du verweisest
Jedwede Leidenschaft in ihre dunkle
Zell' im Gehirn, daß sie da ruhig liege;
Du flüsterst tollem Ungestüm ins Ohr
Mit ruhiger Stimm' verweisend allen Unfug.
Gewiß warst du's, zwar seltsam fremd benannt,
Der einst Ulysses' Schaar zur Menschlichkeit
Wieder umschufst, aus thierischer Häßlichkeit,
Durch deine milde Macht die rohen Seelen
Holend zurück und der vergessenen,
Entschwundenen Vernunft sie wieder schenkend. —
Reif war jetzt unter'm armen Dach die Freude,
Und die Minuten — wie ein heitrer Traum
Verflogen sie, tändelnd wie luft'ge Geister,
Die Abends tanzen mit so leichtem Fuß,
Daß sie das hohe Gras nur neckend reizen
Unter ihren Schritten wieder aufzustehn,
Und keine Spuren lassend. Ihre Lust
Erglänzte wie ein Stern, bedürfend nichts
Zu ihrer Nahrung, widerstrahlend stets
Von Angesicht zu Angesicht, von Auge
Zu Auge zuckend, hätt' sie jeden Winkel
Des Zimmers aufgehellt mit ihrem Glanz,
Wär' auch kein Licht sonst da gewesen. Heulte
Der wilde Sturm und schüttelte die Fenster
Und schlug wie ein Wahnsinn'ger an die Thüre:
Laß ihn nur heulen in unmächt'ger Wuth,
Denn solch ein Toben macht nur heimlicher
Der warmen Sicherheit Behagen innen,
Und der Gedanke, was wir könnten seyn,
Doppelt das Frohbewußtseyn, was wir sind.
So hielt ein langes Fest denn ihre Freude,
Denn kind'sche Lustbarkeit, einmal entflammt,
Findet leicht Nahrung, oder schafft sie sich.
Doch Sorgen hat das Alter, und die Stirn
Umwölken Sorgen, wie sie diesem Mann
Auch thaten, und so wie das Feu'r, in das
Er starrte, sank nach rothem muntern Flackern
Zu einem dunkeln Aschenhauf' zusammen:
So sank von ihrer heitern Stimmung Höhe
Auch seine Seele nieder; nicht unachtsam
War sie, das liebende, besorgte Weib,
Deß was sie sah, doch sprach mit feinem Sinn
Sie noch davon nicht, hoffend, daß die Wolke,
Durch Zufall hingejagt über sein Licht,
Ebenso schnell wohl auch verschwinden könne,
Und Alles wieder hell seyn. So versuchte
Sie eine Weile denn mit mannichfalt'gem
Gespräch und Fragen über andre Dinge,
In der lebend'gen Anmuth ihres Wesens,
Zu spornen seinen Geist, der sinken wollte —
Aber umsonst; der Mantel offenbart,
Was er in seinem Dunkel birgt, der Lampe
Der freundlichen, die ihm drum schmeichelt, nicht.
Sie sah und wußt' es, und gewinnend süß" — —

I. Buch.

Hier verändert sich der Vers in lyrische Metra, wovon wir nachher Proben geben wollen. Für jetzt verweilen wir noch bei den schildernden Abschnitten, da wir hier die poetischen Empfindungen am besten von den religiösen scheiden können.

Schilderung von Naturerscheinungen.

Es hatt' die Sonn' indeß
Des Himmels Pfad erklommen und stand still jetzt,
Sich freuend ihrer Macht, als schaute sie
Vergnügt von ihrer Höh' auf niedres Glück,
Als fühlte sie den warmen Wiederschein
Von ihren Strahlen sich zurückgeworfen
Von dieser weiten Welt, durch sie beseligt.
Doch Hermann machte plötzlich Halt, wie Einer
Der abgehetzt von Sorgen zur Erschöpfung
Endlich still hält, der Waffe Ziel; er setzte
Auf einen kleinen Hügel nieder sich,
Bepflanzt mit fünf hochstämm'gen Bäumen und
Mit Immergrün; es gab hier kühlen Schutz
Ihr Schatten, — Labung die verborgne Quelle,
Die ihre Wiege in der Tiefe hatte,
Und, ungesehen doch nicht unempfunden,
Dieß grüne Zeichen ihres Lebens gab.
Von hier aus pflegt' er sonst, was auch für Sorgen
Ihn drängten, zu beschaun in stummer Lust
Die Landschaft, die in ihrer weiten Fülle
Vor ihm lag ausgebreitet da, die seiner
Beklommnen Seele ihren Kummer stahl,
Und ihr lieh Bilder zum Ersatz dafür,
Wie sie der Einsamkeit Genuß gewähren.
In diesem Thale lässig hingestreckt,
Lag die Natur, wie auf lustvollem Pfühl,
Des Landmanns Fleiß auffordernd, daß er rasch
Die Gaben ihres reichen Schooßes ernte,
Und ferne Berge steckten anmuthsvoll
Gränzen dem Blick, als wenn sie sagen wollten:
Schau' hieher und ersätt'ge deinen Sinn,
Wo sich erschöpfen könnte das Erstaunen,
Nicht mehr begehrend. Dort der Dorfkirchthurm,
Hoher Bedeutung voll zum Himmel weisend
Für jene Wenige, die mit anderm Auge
Als dem des Leibes sehn; und dort der Kirchhof,
So sanft ansteigend und so sonnbeglänzt
Schien er zu sagen: „Kommt und ruht bei mir,
Und nehmt das Grab zu eurem Pfühl!“ Und Alles,
Wald, Wiesen und der blaue Himmel oben
War in der Freude Harmonie verschmolzen,
Außer wo ein des Menschengeist sich drängte,

Mit seinem Leid den frohen Einklang störend.
O Menschheit, welch gefallen Ding bist du!
Der Schluß, die Krone und das große Wunder
Der Schöpferhand, dem Andern zugefügt,
Die Summe der Segnungen voll zu machen
Und zu ergänzen das glorreiche Werk,
Du störst das Ganze nur, o bittre Wahrheit!
Und Niemand fühlte diese Wahrheit bittrer,
Als der einsame Jüngling jetzt. Er schaute
Sich um, besah sich Alles — und er wünschte,
Es möchte das Gesicht ihm gleich vergehn
Und er nichts sehn mehr. Dieses goldne Licht
Ließ seinen Trübsinn ihn nur trüber sehen,
So wie die Sonn' den Mörder mit dem eignen
Schatten erschreckt; oft pflegt' er, wenn in Hast
Den Punkt er, wo er jetzo stand, erreicht,
So weit von Haus nur, als das Auge trägt,
In freundlicher Betrachtung hinzustehn
Und seinen Blick aussendend, die Erstlinge
Zu sammeln seiner Freude, und zu sätt'gen
Sein Herz. Dort war das heimathliche Dach,
Baumgut und Gärtchen und der rohe Eingang,
Wo die Schlingrebe und die wilde Rose,
Wie die kunstlosen Blumen des Dorfmädchens,
Die Ländlichkeit in holdem Schmucke zeigten;
Fröhlich und lächelnd standen jetzt sie auch
Wie immer sonst, und ihrer Lieblichkeit
Fehlte nichts als der heitre Schimmer, den
Die Seele des Beschauers leihen muß,
Gestimmt wie sie! Ach, wo der sollte seyn,
Da war nur Leere, traur'ge Leere; dort
War seiner Freuden Inbegriff verschlungen,
Nicht mehr zu seyn — zur Erde sank sein Geist,
Und mit erliegend seines Geistes Druck
Streckt' er auch nieder seinen müden Leib.

III. Buch.

Eine Phantasie über Prometheus.

Wahrlich, er, der zuerst
Wie uns die Fabel, wahr vielleicht, berichtet,
Dem Himmel Feuer stahl, womit er wollte
Beseelen unsern Staub, war ein armsel'ger
Dieb, dem, als er aufbot all' seine Kühnheit
Bei diesem Wagestück, der Geist doch fehlte
Am Ende, nach dem Preis die Hand zu strecken,
Und der, verwirrt zu früh von Furcht, entfloh,
Sein Werk nur halb vollendete, und nur
Ein wenig kümmerliche Asche brachte,
Worin erstorben alles Feu'r war,
Und nur ein Rest von matter Wärme lebte,
Daraus er unsers Wesens Seele schuf;
Denn wäre dieses Feuer es geblieben
In seiner lautern Eigenschaft: o welch
Ein Wesen wäre dann der Mensch! erhaben
Ob allen andern strebte er in Hoffnung,
Empfänd' er im Bewußtseyn sich, g i wie
Das strahlende Gestirn, des Himmels Stolz,
Ueber des Sumpfes Meteore steigt.
Doch wahrlich, wer zuerst ersann dieß Mährchen,
Erzählt' es nicht, Geschehnes zu berichten,
Sondern zu wecken Hoffnung auf ein Künft'ges;
Damit Sehnsucht nach einem alten Traum
Wach rief' ein neues Streben, das Geträumte
Zu fassen, weisend die Natur auf das,
Was ihr am meisten noth, nicht was sie hat:
Damit der Mensch, also gespornt, sich dürstend
Erhebe zu des Himmels Höh', den Geist
Erringen lerne, der ihm fehlt, durch Umgang
Mit himmlischen, beschaulichen Gesichten,
Deren Verkehr zu seiner Seele nieder
Die heil'ge Flamme zieht, die Flamme, die
Propheten einst gebrauchten und die jetzt
Gebrauchen müssen Patrioten, oder
Sterben in Finsterniß, sie selbst mit allen
Hoffnungen und der Menschheit ganzem Reich.
Doch wozu diese nicht'gen frommen Wünsche?
Eh' wird die stumpfe Erde, drauf wir wandeln,
Wir selbst gleich stumpf und todt, stillstehn in ihrem
Rastlosen, hast'gen Wirbel, um zu lauschen
Der Sphären heiliger Musik, als daß
Der Mensch in dieses Lebens Hast und Drang
Lieh' einen Augenblick sein Ohr der Weisheit,
Ihre Beglaubigung nur vorzuweisen
Vom Gott, von dem sie kam. Nein! — Jeder tritt
Den Pfad, den einst sein Vater trat und Ahn;
Und dadurch führen sie so tiefe Gleise,
Daß sie nicht schaun mehr können als den Erdwall,
Der sie einschließt; so immer an den Fersen
Des Beispiels, der Gewohnheit — des heillosen,
Verwünschten Paars! — ziehn kümmerlich ihr Leben
Sie hin, an Hoffnung arm, an Uebel reich,
Nie denkend dran, seitwärts zu wenden sich
Einmal, die sichre Karte zu betrachten,
Welche die Weisheit, von umschau'nder Höhe,
Weit sehnden Blicks, darreicht, sie zu befrei'n
Von Mühsal und zum Ziel sie zu befördern;
Doch hiezu braucht's vor Allem Tüchtigkeit
Der Seele und Besonnenheit, und dann
Des feur'gen Geistesspornes, wodurch der Traum
Errungen wird als eine Wirklichkeit.

IV. Buch.

(Fortsetzung folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Jahrhundert. Im dreizehnten Jahrhundert brachten die Capetinger nur wieder die Könige unter ihre Oberhoheit zurück, welche sich in Frankreich erhoben und ihre Neben-

buhler zu werden drohten. Das Feudalsystem wurde mit jedem Tag monarchischer; alle Macht, welche die Herren über ihre Vasallen übten, verband sich in ihrem Geist mit dem Gehorsam, den sie ihrem Souverän schuldig waren. Alle Begriffe des Rechts des feudalen oder des römischen, setzten die königliche Autorität voraus; die ganze schöne Literatur des Jahrhunderts, alle Ritter-Romane, welche beinahe das einzige Bildungsmittel des Adels waren, bekräftigten diese Ansichten und Sitten. Philipp August hatte einen furchtbaren Nebenbuhler gefunden an Richard Löwenherz; aber als diesem sein Bruder Johann im Jahr 1199 in der Regierung folgte, mußte dieser tückische und feige Mann der Ueberlegenheit Philipps weichen. Der französische König forderte ihn, als einen Pair des Reichs, auf, vor seinem Tribunal zu erscheinen, um sich von einem nur allzu wahren Verbrechen, dem Mord seines Neffen Arthur, zu reinigen; er verurtheilte ihn zum Verlust seiner Lehen und eroberte dann wirklich die Normandie, Maine, Anjou und Poitau. Sein Sohn, Louis VIII, hatte vor seiner kurzen Regierung (1223—1226) mit eben so viel Glück gegen Heinrich III, Sohn von Johann, gefochten, dem er beinahe die Krone von England entrissen hätte. Der heilige Louis, der nun folgte (1226—1270), bewilligte im Jahr 1259 Heinrich den Frieden, und ließ ihm Guienne, Perigord, Limousin und einen Theil von Saintonge, für welche Provinzen er ihm die Lehenshuldigung abnahm.

In unheilvollerer Weise wurde im selben Jahrhundert das südliche Frankreich den Capetingern unterworfen. Der wilde Fanatismus der Nordfranzosen hatte dort einen fürchterlichen Krieg entflammt; es war dieß der Kreuzzug gegen die Albigenser (1207—1217). Damals regierte Philipp August, der aber keinen directen Antheil daran nahm; er ließ den religiösen Haß walten, der durch Eifersucht und Habsucht noch mehr angefacht wurde, als durch die theologischen Fragen, welche die Ritter nicht verstanden. Die Bewohner des Südens wurden hingemetzelt, geplündert, zu Grunde gerichtet; ihr Land wurde der Schauplatz der Gräuelthaten der Kreuzfahrer und der Verbrechen der Inquisition. Die Verheerung dauerte noch lang über die Zeit des Kampfes hinaus. Der besiegte König von Aragon zog wieder über die Pyrenäen zurück, und der Graf von Toulouse, um im Frieden sterben zu können, willigte darein, seine Tochter sammt seinem Erbe an Alphons von Poitiers, Bruder des heiligen Louis, zu überlassen, welcher 1250 in Besitz der Grafschaft Toulouse trat. Ein anderer Bruder, Karl, Graf von Anjou, heirathete 1246 die Erbin von Provence. Die französische Monarchie dehnte sich damals bis ans Mittelmeer aus; aber zugleich verloren die Provencalen und die Bewohner von Languedoc ihre Freiheit, ihre Civilisation, ihre aufgeklärtere Religion, und alle Vortheile, die sie sich bisher, Dank dem kürzern und minder erdrückenden Aufenthalt der barbarischen Heere in ihren Provinzen, bewahrt hatten.

Der Charakter des heiligen Louis trug auch dazu bei, alle Franzosen an die Capetingische Monarchie zu fesseln. Die Fähigkeiten dieses Königs waren gewöhnlich; seine Talente, seine Einsichten waren eher unter als über seinem Jahrhundert; aber noch kein so gewissenhafter Fürst hatte je den Thron bestiegen; er wollte das Gute, und der Instinct seines Herzens ließ es ihn finden, so oft auch sein Urtheil ihn irre leiten mochte. Mönchische Tugenden waren mit seinen königlichen Tugenden gemischt; aber sie schienen ihn dem Volk nur noch theurer zu machen, und sein Unglück, seine Gefangennehmung auf dem ägyptischen, sein Tod bei dem tunesischen Kreuzzug, rührten mehr Herzen als seine Siege zu rühren vermocht hätten.

Die Arbeit der Gesetzgebung, unterbrochen mit den Capitularien der Karolinger, fing unter dem heiligen Louis wieder an, aber seine Etablissements waren einzig für seine Domänen bestimmt. Er hatte hauptsächlich im Sinne, durch dieß Gesetzbuch den Privatfehden, den gerichtlichen Zweikämpfen, den kirchlichen Usurpationen und den Verschlechterungen der Münzen ein Ende zu machen. In diesen Mißbräuchen des Rechts der Stärke sah er vorzüglich die Sünde seiner Unterthanen, und diese wollte er unterdrücken. Um sein Werk zu vollenden, setzte er die Legisten (Rechtsgelehrten) in Bewegung. Diese bildeten ein zahlreiches Corps, intelligent, eifersüchtig auf jede Gewalt an der sie keinen Antheil hatten, besonders auf die der Geistlichkeit und des Adels; sie schritten sofort zum Angriff auf diese beiden im Staat ausgezeichneten Stände. Ohne Freiheitsliebe und ohne sittliche Grundsätze beraubten sie zum Vortheil des Despotismus die Prälaten ihrer Unabhängigkeit und die großen Vasallen ihrer Gerechtsame; und ohne es gewollt zu haben, fing der heilige Ludwig eine Revolution an, welche die unumschränkte königliche Gewalt auf den Trümmern der kostbarsten Rechte der Unterthanen begründen sollte. Philipp III, sein Sohn und Nachfolger (1270—1285), setzte das Werk fort, das er angefangen vorfand. Er war ein schwacher unwissender Mensch, gewohnt sich beherrschen zu lassen, und sein Vertrauen gemeinen Günstlingen zu schenken, die er als Kammerdiener hatte kennen lernen, ehe er große Herren aus ihnen machte. Philipp IV, sein Sohn, der auf ihn folgte (1285—1314), hatte weit mehr Talente als seine beiden Vorgänger, aber sein Charakter war auch weit gehässiger. Ohne Treu und Glauben in seiner auswärtigen Politik, ohne ein Herz für sein Volk, ohne Achtung für die Religion und ihre Priester, wollte er sich durch treulose Ränke Flanderns und Aquitaniens bemächtigen, und entriß dem Volke sein Geld durch die entsetzlichsten und thörichtsten Erpressungen. Oft ließ er falsches Geld prägen, um seine Schulden zu bezahlen, und wies es dann zurück, wenn die Steuerpflichtigen es wieder in den Schatz einzahlen wollten. Durch die von ihm erfundene Accise drückte er alle seine Unterthanen und zog sie bis auf den letzten Heller aus; durch übermäßige Zehnten ruinirte er die Geistlichkeit; durch die gleichzeitige Verhaftung aller Lombarden (der italienischen Wechsler) und aller Juden, welchen unter irgend einem nichtigen Vorwand all ihr Hab und Gut und ihre ausstehenden Schulden genommen wurden, verschaffte er sich auf Einen Schlag alles Geld, alle Capitalien im Lande.

Vierzehntes Jahrhundert. Hauptsächlich im Anfang des 14ten Jahrhunderts entwickelte Philipp der Schöne seinen häßlichen Charakter; mit Eifer unterstützt von den Legisten, die er wie Jagdhunde gegen alle andern Stände der Gesellschaft benutzte und

hetzte, opferte er in gräßlichen Strafen und Hinrichtungen diejenigen, welche der Raubgier seines Fiscus Widerstand geleistet, die etwas von ihren Rechten gegen ihn vertheidigt hatten, oder die seinen Stolz beleidigten, indem sie einen andern Willen zu haben wagten, als den seinigen. Im Jahr 1303 ließ er den Papst Bonifacius VIII in Anagni festnehmen und mißhandeln; im Jahr 1304 schaffte er seinen Nachfolger, Benedict XI, durch Gift aus dem Weg; im Jahr 1305 zwang er einen dritten Papst, Clemens V, seinen Sitz in Frankreich zu nehmen, um, so oft er es nur wollte, das Werkzeug der königlichen Tyrannei zu seyn. Im Jahr 1307 ließ er alle Tempelritter an Einem Tage festnehmen; und nachdem er gegen diesen Orden, welcher so tapfer für die Christenheit gestritten, die schändlichsten Anklagen erhoben, ließ er alle diese tapfern Ritter in abscheulichen Martern sterben, um ihre Güter zu confisciren.

Mitten unter diesen Freveln jedoch gab Philipp der Schöne den gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs wieder das Daseyn, deren seit der Zeit der Karolinger keine mehr war berufen worden. Neben dem Adel und der Geistlichkeit berief er dazu auch die Abgeordneten der Communen oder der freien Städte; nicht daß er irgend eine Liebe für das Volk gehabt hätte, sondern er wollte Nutzen ziehen aus der Eifersucht, welche das Volk gegen die andern Stände empfand, es bei seinem Kampf gegen Rom ins Interesse ziehen, und ihm die Sprache leihen, welche ihm gerade genehm war; und wirklich zeigten sich die Stände von Notre-Dame von Paris im Jahr 1302 und die von Tours, 1308, nur allzu bereitwillig, mit der knechtischsten Gesinnung all die Schmach auf sich zu nehmen, welche der Monarch ihnen ansann. Philipp der Schöne starb endlich, 29 November 1314, und auf einen herben und herrschsüchtigen Monarchen, der ein Feind des Vergnügens gewesen, folgte ein glänzender, zerstreuungssüchtiger, nur mit Festlichkeiten beschäftigter Hof, wo die höchste Autorität weniger dem Oberhaupt ausschließlich anzugehören, als sich unter alle Mitglieder der königlichen Familie zu vertheilen schien. Philipp hinterließ drei Söhne und eine Tochter; binnen einer Frist von vierzehn Jahren (1314—1328) regierten diese drei Söhne, Louis X, Philipp V und Karl IV, nach einander, und starben ohne männliche Erben zu hinterlassen. Seine Tochter Isabelle, vermählt mit Eduard II von England, schaffte ihren Gemahl auf eine grausame Weise aus dem Wege, und hinterließ ihrem Sohne, Eduard III, Ansprüche auf die Krone von Frankreich, über welche das Gesetz noch nichts verfügt hatte.

In der That war die Erbfolge der Frauen auf dem Throne seit zwei oder drei Jahrhunderten beinahe in allen Monarchien Europa's, wie auch in den großen Lehen Frankreichs üblich geworden. Zwar hatte man auf dem Throne von Frankreich noch keine Frauen gesehen; aber man hatte auch, ausgenommen bei der Succession eines der Söhne von Philipp dem Schönen nach dem andern, noch nie einen Fall erlebt, daß die Erbin des Thrones hintangesetzt worden wäre, um einem entferntern Agnaten Platz zu machen. Ein Gesetz, das die Erbfolge auf die Männer beschränkt hätte, wäre weise und vortheilhaft gewesen; aber ein solches Gesetz, das man in dem Gesetzbuch der salischen Franken vor Chlodwig zu finden behauptete, existirte in Wahrheit weder in den Constitutionen der Monarchie noch in der hergebrachten Meinung. Sieben Töchter der drei letzten Könige und eine Tochter ihres Vaters konnten Anspruch machen auf die Krone; aber die ersteren waren von zu zartem Alter, als daß sie sie hätten können geltend machen, und die letztere war abwesend. Philipp von Valois dagegen, der Sohn eines Bruders von Philipp dem Schönen, stand im kräftigsten Mannesalter und war im Besitz des Palastes. Er bestieg den Thron, und von ihm datirt sich in Wahrheit das heutiges Tages so genannte salische Gesetz. Seine Thronbesteigung entschied indessen über den Charakter des ganzen noch übrigen Jahrhunderts; es ward ausgefüllt von Kriegen wegen bestrittener Erbfolge.

Vier Könige aus der Familie Valois folgten auf einander von 1328—1400. Jeder von diesen erschwerte und steigerte durch seine Fehler und Laster die Leiden dieser unheilvollen Periode. Philipp VI (1328—1350) hatte alle Fehler seines Oheims, Philipps des Schönen, ohne eines seiner Talente zu besitzen; wie er berauscht von seiner Macht, jähzornig, hochmüthig, unbarmherzig, war er noch mehr als jener ohne Ausdauer und Fleiß, ohne Talent für den Krieg oder die Verwaltung. Sein ausschweifender Luxus zerrüttete seine Finanzen, und seine Erpressungen, um seinen Schatz wieder zu füllen, vernichteten die Industrie der Steuerpflichtigen und richteten den öffentlichen Wohlstand zu Grunde. Zwei Prätendenten konnten ihn beunruhigen; seine Großnichte, Tochter Louis X; diese vermählte er mit seinem Vetter Philipp von Evreux, welchem er die Krone von Navarra überließ, um ihn für die von Frankreich zu entschädigen; und Eduard III von England, Sohn seiner Nichte, der noch nicht in der Lage war, sich in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, und der ihn vielleicht noch lange vermieden hätte, hätte ihn nicht Philipp VI selbst herausgefordert im Jahr 1337. Das Heer Philipps war zahlreich und tapfer, aber er selbst verstand nichts von den ersten Grundsätzen der Kriegskunst. Er erlitt immer nur Niederlagen, worunter die blutigste die große Schlacht von Crecy, die er durch seine Fehler verlor, 26 August 1346.

Sein Sohn Johann, der ihm folgte (1350 — 1364), hatte wie er die Einbildung und Anmaßung ein guter Ritter zu seyn, aber er hatte die Regierungskunst nur in den Ritterromanen, — damals die allgemeine Lecture — studirt. Er kannte keine andere Auszeichnung als persönliche Tapferkeit und Pracht; er kannte nicht einmal die ersten Elemente der Kriegskunst, und seine ritterliche Loyalität ward manchmal doch durch Treulosigkeit befleckt. Seine Unerfahrenheit ließ ihn, am 19 September 1356, die große Schlacht von Poitiers verlieren, wo er selbst gefangen wurde. Um sich loszukaufen willigte er im Jahr 1360 in den Friedensschluß von Bretygny, welcher den Engländern mit allen Rechten der Souveränetät das alte Königreich Aquitanien überließ. Die Unglücksfälle selbst, welchen er unterlag, zwangen den König Johann, sich an sein Volk zu wenden und zu halten, und die während seiner Regierung versammelten Generalstaaten zeichneten sich aus durch ihre Liebe zur Frei-

heit und ihre einsichtsvollen Absichten und Plane für die Reform des Staats.

Aber Karl V, Regent während der Gefangenschaft seines Vaters und dann sein Nachfolger (1364 — 1380), faßte, gerade wegen dieser Bestrebungen der Generalstaaten, einen gewaltigen Haß gegen die Vertheidiger der französischen Freiheit und gegen Alle, die in andern Ländern Europa's dieselbe Sache verfochten. Es gelang ihm, den französischen Generalstaaten die öffentliche Meinung und Gunst zu entziehen, und dann zog er sie gar nicht mehr zu Rath; er überhäufte mit Feindseligkeiten die Flamänder, welche für ihre Freiheit kämpften. Sobald er bei den Aquitaniern einige Unzufriedenheit zu bemerken glaubte, lud er Eduard vor sein Tribunal, obwohl er seine völlige Unabhängigkeit anerkannt hatte, und erneuerte den Krieg. Aber da es ihm selbst an persönlichem Muth fehlte, wollte er sich auch nicht auf den Muth seiner Soldaten verlassen; er ließ die Engländer ohne Widerstand Frankreich durchziehen, damit sie so ihre Kräfte erschöpften. Schlau, grausam, unbarmherzig, Niemand Liebe einflößend, schien er nur Unglücksfälle zu erleiden, während er langsame Eroberungen machte. Seine schwache Gesundheit hielt ihn unsichtbar, in seinem Palast eingeschlossen zurück, aber immer mit Politik beschäftigt, wie eine Spinne, ihre Netze bewachend; diese werden zerrissen durch die großen Fliegen, die sich darein stürzen, aber sie selbst kommen dann auch darin um. So verstärkte und mästete sich Karl, den man den **Klugen** nannte, durch die Verluste seiner Feinde.

Karl VI hatte noch nicht sein zwölftes Jahr erreicht, als er seinem Vater in der Regierung folgte (1380—1422). Er fiel unter die Vormundschaft der Brüder seines Vaters, der Herzoge von Anjou, von Berry und von Burgund und der Herzogs von Bourbon, Bruders seiner Mutter. Ihre Habsucht, ihr Hochmuth ihr wüstes Leben waren Karl dem Fünften wohl bekannt; aber da er jede Autorität vernichtet hatte, welche geeignet gewesen wäre, die ihrige zu beschränken und zu überwachen, konnte er sterbend weder seinen Sohn noch Frankreich vor den Rivalitäten und der Bürgerkriegen der schlimmsten unter allen Aristokratien, den der Prinzen vom Geblüt bewahren.

Fünfzehntes Jahrhundert. Diese Prinzen, welche von den Königen mit den großen Lehen belehnt worden waren, je in der Reihe wie sie an die Krone heimfielen, hatten für das Land, das sie durch ihre Prachtliebe zu Grunde richteten, weder eine anererbte Vorliebe, wie die alten feudalistischen Herren, noch Sympathien irgend einer Art; ihre Rivalitäten waren das größte Unglück des fünfzehnten Jahrhunderts. Am Tag wo Karl VI in das vierzehnte Jahr trat, wurde er für volljährig erklärt; aber diese legale Fiction, weit entfernt ihm eine über seine Jahre hinausgehende Klugheit einzuflößen, berauschte ihn nur noch mehr mit Stolz und entwickelte die in ihm liegende Krankheit. Diese Krankheit war der Wahnsinn; er brach im Jahr 1392 aus, und da alle Schranken, welche die Gesetze seiner Autorität hätten entgegensetzen können, weggeräumt worden waren, hatte nicht der König allein, sondern ganz Frankreich dreißig Jahre lang alle Leiden der Tollheit zu erdulden.

(Fortsetzung folgt.)

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Bei alle dem, weiß ich wohl, behauptet das achtzehnte Jahrhundert nur den zweiten Platz in der Literatur, vielleicht eben weil es zu sehr literarisch war. Unter Louis XIV war eine Tragödie von Racine oder eine Leichenrede von Bossuet kein so wichtiges Ereigniß, und Voltaire hat mehr gegolten als Racine, Rousseau mehr als Bossuet. Die Männer der Literatur behaupteten nicht den ersten Rang in der Welt; eben darum ohne Zweifel behaupteten sie ihn in der Literatur. Die Natürlichkeit und Einfachheit ihres Lebens blieb auch ihren Werken; ihr Talent hat die Aufrichtigkeit und Reinheit ihres Herzens. Boileau war weit entfernt zu glauben, die Kunst Verse zu machen stelle ihn einem Louis XIV oder auch nur den Ministern und großen Herren des Hofes gleich; Auteuil war nur das kleine Haus eines Dichters; man schimpfte da nur über schlechte Schriftsteller; man respectirte da Gott und die Gewaltigen, und eine Frage der Theologie erschien dort weit ernsthafter und wichtiger als eine Frage der Literatur. La Fontaine schrieb seine Fabeln nicht, um der Gesellschaft eine andere Gestalt zu geben, obgleich die Thiere, die er reden läßt, den Menschen so gute Lehren geben. Bossuet wollte beredt seyn, um zu rühren und zu bekehren, und kümmerte sich weit weniger um seinen Ruhm als um sein Seelenheil. La Bruyeres, der Censor des Lächerlichen und der Laster, declamirt nie; er wirft sich nie zum Tribun auf; er urtheilt und tadelt als ein rechtschaffner Mann, welcher bessern will, wenn es möglich ist, und nicht sich einen persönlichen Triumph bereiten aus der Bitterkeit und Uebertreibung seines Tadels. Alle diese Männer achteten, nächst Gott und dem König, nichts so hoch wie die Alten; diese studirten sie, statt über sie zu spotten, und all ihr Ehrgeiz ging darauf — nicht sie zu übertreffen, welche Eitelkeit! nicht einmal es ihnen gleich zu thun, sondern nur sich ihnen in möglichst kleinem Abstand zu nähern. Der Lohn ihrer Bescheidenheit ist, daß sie nie ins Falsche und Declamatorische fielen; und deßwegen sind und bleiben sie die Ersten.

Aber in der Literatur ist auch der zweite Platz noch schön. Soll ich es sagen? wenn die Männer des ersten Jahrhunderts mehr Natürlichkeit, Ungesuchtheit, Anmuth haben, so haben die des zweiten mehr Kraft. Bei ihnen tritt die Energie der Reflexion schärfer hervor; sie verdanken mehr sich selbst und weniger dem Glück ihrer Geburt; sie müssen all die gelehrten Berechnungen der Kunst zu Hülfe rufen; man sieht daß sie ein klares Bewußtseyn haben von dem was sie wollen, und von dem was sie leisten. Sie haben sich tiefer eingesenkt auf der Bahn, auf welcher sie vorwärts schritten; man findet mit Vergnügen die Spuren ihrer Schritte, man ahnt das Geheimniß ihres Talents, man überrascht sie über den Kunststücken ihres Genie's; man nimmt so zu sagen selbst Theil an ihrer Arbeit und an ihrem Erfolg, und es gewährt der Eigenliebe ein leb-

haftes Vergnügen, so tief einzudringen in den Mechanismus ihrer Beredsamkeit. Auch das beweist ohne Zweifel den mindern Grad ihres Talents, daß sie die Eitelkeit dessen, der sie studirt, nicht entmuthigen; aber es ist dieß auch ein Reiz und ein Genuß. Im zweiten Jahrhundert liebt man die Literatur um der Literatur willen; man ist verliebt in das Wort um seiner selbst willen, man weiß es in alle Formen zu biegen und zu schmeidigen; es glänzt in zarten und feinen Wendungen, es braust auf in stürmischen Leidenschaften, es nimmt eine ernste und philosophische Miene an durch seine Schärfe, es weiß selbst die Grazie nachzuahmen durch eine Art von Nachlässigkeit und Sichgehenlassen. Die Poesie ist es, die am meisten verliert im zweiten Jahrhundert, weil die Poesie vor Allem der naiven Begeisterung und der einfachen Wahrheit bedarf. Die Prosa hält, mittelst der Kunst und der Wissenschaft, die Vergleichung besser aus; manchmal hat sie selbst im zweiten Jahrhundert eine Kraft und Fülle, die beinahe die Einfachheit und Strenge der Schriftsteller der frühern Epoche aufwägen. Tacitus hat etwas Gesuchtes und schlechten Geschmack; aber welche Energie im Ausdruck! welche Majestät in der Gesammtheit! mit welcher Weisheit vertheilt er die Züge eines Gemäldes! Montesquieu ist weniger natürlich als Bossuet; aber welche kunstreiche Handhabung der Sprache! welches Gepräge gibt er seinem Gedanken! welchen Sinn schließt er in seinen Worten ein! Der jüngere Plinius ist oft schwach, wenn man ihn mit den Schriftstellern aus dem Zeitalter Augusts vergleicht; aber welche naive Liebe für seine Kunst! welche Religion der Form! wie bereitet er sich vor, wenn er sprechen soll! wie verbessert er das was er geschrieben! wie gelingt es ihm manchmal, mit Glück, vermöge seines Studiums der Geheimnisse des Styls, eine Beredsamkeit nachzuahmen, deren lebendige Quelle vertrocknet ist!

Hätte es doch dem Himmel gefallen, daß auch wir noch etwas von dieser Liebe zur Kunst, von diesem Cultus der Form in uns bewahrt hätten! Das ist es was uns fehlt, und deßwegen werden so wenige unserer Werke einem unausbleiblichen und schnellen Tod entgehen. Man betrachte unsre Redner! sie glänzen auf der Tribune, aber nach drei Tagen, was bleibt von ihren Reden übrig? das macht, sie haben die Kunst nicht studirt; sie thun nichts um ihretwillen; sie haben nicht, wie die Alten, unaufhörlich das Bild des Redners vor Augen. Was kümmert sie die Kunst? Ihre Freunde drücken ihnen die Hand; man beglückwünscht sie; sie berechnen ganz in der Stille, um wie viele Stufen der Erfolg eines Tages sie dem Ministerium näher bringt; einige treffende und schöne Wendungen, ein paar glückliche Worte, verstreut über einen Schwall nachlässig herausgeschütteter Worte — das heißt heutzutage eine schöne Rede. Die alten Redner machten die Kunst zu ihrem Hauptzweck, und doch gaben sie, meines Erachtens, als Staatsmänner, als Bürger, den unsern nichts nach; auch leben sie noch nach zwanzig über ihrem Grab hingegangenen Jahrhunderten, und die meisten der unsrigen werden ihre Reputation noch vor ihrem Tode erlöschen sehen. Die Kunst wird nicht mehr geachtet in unsern Büchern; unsere Bücher selbst sind nur Improvisationen, und nur Villemain ist es, der gute und dauernde Bücher zu improvisiren vermag. Wir sind so reich an Gehalt, daß wir wahrhaftig wohl das Recht haben, die Form zu verachten, und uns nicht ängstlich zu befassen mit der passenden Anwendung der Wörter, mit dem Bau der Sätze, mit der Wahl der Ausdrücke, wie die Wortfabricanten des achtzehnten Jahrhunderts: Montesquieu, Rousseau, Buffon!

Villemain ist einer der letzten und treuesten Bewahrer und Hüter des guten Geschmacks. Was er vorschreibt, das übt er auch, und wenn etwas uns mahnen könnte an die Achtung vor den Gesetzen des Schönen, an die Liebe und das Studium der Musterbilder, so wäre es diese Kritik, welche sich zum Ton der großen Schriftsteller zu erheben scheint, die sie beurtheilt, und die Formen ihres Talents anzunehmen, um dessen Reiz einleuchtender zu machen. Bei der Würdigung Fontenelle's wird Villemain selbst zart und fein wie jener. Sein Ausdruck ist ernst, glänzend, leicht, beredt, je nach dem Genius der verschiedenen Mitglieder dieses glorreichen Geschlechts von Schriftstellern, über die er Musterung hält. Die Geschichte, die Biographie, die einzelnen Sittenschilderungen beleben seine Kritik; eine unbeugsame Moral, eine ächte und von Herzen gehende Verehrung alles dessen, was die Menschheit ehrt, tröstet und erhebt, der Freiheit, der Religion, der Wahrheit, scheint seinen Geschmack noch reiner und strenger zu machen; diese Verknüpfung und Aufeinanderfolge von historischen Schilderungen, von Anekdoten, mit den glänzendsten Geist und Witz erzählt, von moralischen Reflexionen und von einsichtsvollen und gründlichen Analysen, welche sich ohne Verwirrung vermischen, reißt den Leser fesselnd hin bis zum Ende des Buchs, ohne daß er einen Augenblick Lust bekäme, stehen zu bleiben. Seit Jahren ist kein Buch geschrieben worden, das anziehender und belehrender wäre, geeigneter, von aller Welt, von Alt und Jung genossen zu werden. Der Erfolg war ein vollständiger, und er mußte es seyn. Und doch sind es die Vorlesungen, welche Villemain an der Sorbonne improvisirte, mitten unter unserem begeisterten Beifall, und oft unter dem Lärmen der sich an den Pforten drängenden Menge! Ich erkenne sie, ich finde meine Eindrücke von einer frühern Zeit wieder. Das sind die treffenden Worte, die energischen und lebendigen Ausdrücke, die wie von selbst dem Munde des Lehrers entflossen. Ich erinnere mich, mit welcher Anmuth Villemain uns diese Anekdoten erzählte, mit welcher boshaften Feinheit er den Schluß dieses Compliments zu einem Epigramm zuspitzte! So empfange denn der Lehrer nochmals den begeisterten Dank seiner Schüler. Ihre Erkenntlichkeit und Liebe werden ihm überall hin folgen; dieß Werk — wir haben es zusammen gemacht; während uns Villemain das Herz erwärmte durch sein beredtes Wort, begeisterten wir ihn zu dem Bestreben, uns Geschmack am Schönen und Liebe zum Guten einzuflößen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1839.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

Dritter Artikel.

Die achtzig Neger, welche wir von Elmina nach Batavia mitnahmen, waren alle, außer dreien, losgekaufte Sklaven. Die holländische Regierung läßt nämlich von Zeit zu Zeit einen Officier mit gehöriger Bedeckung von Elmina aus die benachbarten Negerreiche bereisen und gesunde, taugliche Negersklaven aufkaufen. Kurz vor unsrer Ankunft in Elmina war ein Officier zu diesem Zwecke ausgesandt worden, ihm zu Ehren wurde in einigen Negerdörfern eine Anzahl Sklaven geschlachtet, obgleich er, mit diesem Gebrauche bekannt, es sich im voraus dringend hatte verbitten lassen. Da die holländische Regierung immer viele Soldaten zur Bekämpfung der empörungssüchtigen Eingebornen in den ostindischen Colonien nöthig hat, und die Negersklaven das dortige Klima besser ertragen als die europäischen, so ergänzt sie ihre ostindischen Truppen häufig mit losgekauften Negersklaven, und zwar mit um so erwünschterem Erfolge, als die Neger und Malaien einen tödtlichen Haß gegenseitig nähren. Ein solcher Negersklave kostet gewöhnlich hundert Gulden, wovon ihm zwanzig als Handgeld erlassen sind, die übrigen achtzig nach und nach am Sold abgezogen werden. Von dem Augenblicke seiner Loskaufung an ist er frei und genießt alle Rechte eines holländischen Soldaten. Unsere Neger waren meist schon von Jugend auf Sklaven gewesen, und ihre lange Sklaverei mag wohl jenen Stumpfsinn erzeugt haben, der sie fast dem lieben Vieh gleichstellte; die wenigsten konnten sich ihres Geburtslandes und ihrer Eltern mehr erinnern, und daher kam es auch wahrscheinlich, daß sie Afrika so gleichgültig verließen. Keiner machte Miene zu entfliehen, so leicht dieß auch bei der Einschiffung derselben hätte geschehen können, und doch bezeigte wiederum keiner die geringste Freude, als holländischer Soldat der Freiheit wieder gegeben zu seyn; in ihren Mienen sprach sich die höchste Gleichgültigkeit gegen Alles, Essen und Trinken ausgenommen, aus. Zwei Tage vor unsrer Abreise von Elmina, während sie noch in der Caserne des Forts einquartiert waren, hatten sie sich von den Einwohnern Elmina's überreden lassen, einige Kisten mit Musketen und Munition, die wir von Holland mitgebracht hatten, den Negern im Dorfe auszuliefern; ihr Anschlag wurde jedoch bald entdeckt und von den Soldaten der Besatzung vereitelt. Während unserer Reise nach Batavia machten uns unsere nur wenig über den Thieren stehenden schwarzen Reisegefährten sehr viele Unannehmlichkeiten. Bei schönem Wetter lagen sie Tag und Nacht auf dem Verdeck herum, und obgleich sie wohl einsehen mußten, daß sie die auf dem Schiffe Beschäftigten hinderten, wichen sie doch nicht von ihrem Platze, sondern ließen sich lieber wegstoßen und auf sich hinauf treten; es half kein Verbot, so daß man endlich wider Willen gegen die vorgeschriebene Behandlung derselben verfahren und mit dem Stocke die Ordnung aufrecht erhalten mußte. Mir begegnete es öfters, daß ich, wenn ich in dunkler Nacht schnell über das Verdeck zu einem Kranken eilen mußte, über einen regungslos daliegenden Neger hinstolperte und fiel. Häufig legten sie sich auf die Bretter, mit welchem die zunächst dem Hauptmaste zwischen vier Pfeilern hängende Schaluppe überdeckt war; bei stärkerem Schwanken des Schiffes war dieß eine sehr gefährliche Lagerstätte, da man nicht nur leicht auf das Verdeck herabfallen, sondern auch geradezu in das Meer hinab geschleudert werden konnte. Sie wurden oft aufgefordert, was ihnen schon ihr bißchen Verstand hätte sagen sollen, sich festzuklammern oder lieber einen andern Ort zum Liegen zu suchen, aber vergebens; es ereignete sich mehrere Male, daß Neger hart auf das Verdeck herabfielen, sich Zähne einschlugen und auf andere Weise verletzten. Die Treppe vom Verdeck in ihren Raum herabzugehen, wollten sie lange nicht lernen, und häufig stürzten sie deßhalb geradezu auf das Gesicht herab. Unsere holländischen Unterofficiere hatten ihre liebe Noth, bis die schwarzen Soldaten das Anziehen der Hemden, der Beinkleider, der Schuhe u. s. w. begriffen; oft wollten sie in die Hemden mit den Beinen schlüpfen wie in die Beinkleider, zogen ihre Jacken verkehrt an, Manche, denen man mit Mühe zu verstehen gegeben hatte, daß sie ihre Schuhe tragen müßten, glaubten in ihrer Dummheit, es sey schon genug, dieselben in die Hände zu nehmen und so mit ihnen herumzugehen. Am ungeschicktesten benahmen sie sich bei dem Exerciren,

welches sie lernen mußten, so oft die Bewegung des Schiffes es erlaubte; ein Pudel lernt es gewiß leichter als ein Neger, bei welchem freilich auch oft böser Wille und Verstellung nicht zu verkennen ist. Etwas Lächerlicheres als die Manövres dieser schwarzen Soldaten ist mir nicht leicht vorgekommen. Wer auf einem Jahrmarkte Affen unter der Peitsche des Führers ihre Künste hat machen sehen, wie sie auf die ungeschickteste, possierlichste Weise an einander gerathen und zur Unzeit sich wenden, wie sie springen oder niederhocken, wenn sie gehen oder sich schwenken sollen, der kann sich einen Begriff von dem Exercitium dieser Neger machen. Da keiner von ihnen Rechts und Links unterscheiden konnte, so wird man sich leicht denken, wie sie dem Commando ihres Corporals gehorchten. Alle hefteten mit lächerlich ernsthafter Miene die Augen auf ihn, und kaum commandirte er dann, so schienen sie auf Einmal in Convulsionen zu gerathen, und jeder machte eine andere Bewegung. Wenn hie und da einmal während des Exercirens unvermuthet eine Welle etwas unsanft an das Schiff schlug und dasselbe schwankend machte, fielen die in Reih und Glied stehenden Neger wie bleierne Soldaten auf einander hin. Hegten die Malaien und Neger nicht gegen einander einen natürlichen, tiefen Haß, so würden die Holländer wenig mit diesen schwarzen Soldaten ausrichten, sie würden nie Stich halten, sondern bei dem ersten Schusse zerstieben wie ein Schwarm aufgeschreckter Staaren. Unsere Begriffe von Ehre sind dem Neger zu fremd, als daß er sich etwas daraus machen sollte auf seinem Posten zu bleiben, und daselbst oft einem gewissen Tode entgegen zu sehen; er steht lieber ungesehen und ungefährdet im Schatten und im Hinterhalte. Wer ihm zumuthen wollte, Jemanden, dem er nicht selbst feind ist, anzugreifen, oder Jemandem, der ihm nicht sehr nahe steht, den Sieg zu verschaffen, von dem würde er glauben, er verlange von ihm eine Tollheit. Die holländische Regierung kennt jedoch aus Erfahrung den Haß der Neger gegen die Malaien, und nährt denselben absichtlich, so daß erstere die letzteren stets als ihre Feinde betrachten. Als unsere Neger in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit in Batavia ihren während der Reise gut gemachten Sold bezahlt erhalten hatten, wurden sie von malaischen Mädchen vor die Stadt an einen entlegenen Ort gelockt, hier plötzlich von Malaien überfallen und rein ausgeplündert. Man kann sich denken, daß hiedurch ihre feindselige Gesinnung gegen die Malaien genährt, und zugleich ihre Rachbegierde entflammt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Charkoff und die Ukraine.

(Schluß.)

Die deutsche Gemeinde in Charkoff besteht aus 400 bis 500 in der Stadt selbst und in der Umgegend ansässiger Menschen. Unter den Katholiken, die hier ebenfalls eine kleine Kirche haben, sind nur wenige Deutsche. Rußland bezog immer weit mehr lutherische Norddeutsche, als katholische Süddeutsche. Zu jenem halben Tausend kommen aber noch beständig eine Menge nur temporär sich Aufhaltende und Durchreisende, besonders Militärs, aber auch sonstige losbändige Abenteurer deutscher Nation aller Art. Man hat keinen Begriff davon, welche Menge verlaufener und Brod suchender Genies unserer Landsmannschaft sich im ganzen weiten Innern Rußlands von einer deutschen Colonie zur andern umtreiben, Handwerksburschen, Handlungscommis, herabgekommene Edelleute, Berliner, Bruder Danziger, Rheinländer, Hessen, Hanseaten und Schwaben. Natürlich sind es nicht immer die solidesten Deutschen, deren unruhiger Geist sie so weit verschlägt, ebenso sind es aber keineswegs die dümmsten. Selten sind sie so tief heruntergekommen, daß, wenn sie nur einigermaßen sich bessern wollen, sie nicht doch noch unter den Russen ganz ordentlich zurecht kommen. Wenn man auf den Straßen der Städte des russischen Innern ein Paar Kerle sieht, die Arm in Arm gehen, lustig liederlich schlendern, den Hut etwas verknickt und schief, die Hosen zum Theil geflickt, zum Theil bloß zerrissen, den Oberrock bedeutend gebessert, deren Hemd nicht bloß bei den Manschetten und Halskragen durchblickt, kurz, ganz die Toilette und Coiffure des mauvais sujet jenes Pariser Künstlers, so kann man mit Gewißheit darauf rechnen, ein Paar Landsleute gefunden zu haben, von denen man sich auf der Stelle eine sehr interessante Lebensbeschreibung erzählen lassen kann, welche jenes Predigers Geschichte noch an Abenteuerlichkeit übertrifft. Meistens behaupten sie heruntergekommene Lieutenants, Lehrer, Fabricanten, Apotheker oder dergleichen zu seyn, und aspiriren in der Regel ebenfalls wieder auf solche Stellungen. Weil sie Ausländer — d. h. in Rußland ungefähr so viel als Edelleute — sind, stellen sie sich immer eine Stufe höher, als sie in Deutschland standen. Der Mühlenbauer macht sich zum Mechanicus, der Bartscheerer zum Operateur, der Weber zum Tuchfabricanten, der Glasschleifer zum Opticus, das Dienstmädchen erhebt sich zur Mamsell, die Mamsell zum Fräulein, und am Ende, wenn nichts mehr gehen will, machen sie sich alle zu Kinderaufsehern, Gouvernanten, Datkas, Bonnes, Hofmeistern, Classendamen und Lehrern. — Die deutschen Dienstmädchen, ja oft nur verdeutschte Esthen, die in Esthland das Geräth in der Küche gescheuert haben, hier aber viel zu vornehm sind, um irgend etwas der Art anzufassen, werden hier Gouvernanten in kleinen Familien, und heurathen wohl gar nachher einen Kosakenofficier. Sehr häufig begegnet einem der Berliner, Danziger und Königsberger Jan Hagel, Nante Strumpf und seine Vetterschaft. Einmal sah ich den leibhaftigen Nante selber, wie er sich in Charkoff beim dortigen deutschen Pastor — zu den Pastoren und Apothekern kommt immer alles Deutsche mit seinen verschiedenen Anliegen und Gesuchen — als Lehrer empfahl.

Die meisten Deutschen wohnen auf der moskauischen Straße, die in dieser Hinsicht der „Schmiedebrücke" von Moskau und dem „Newskischen Prospect" von Petersburg entspricht. Hier wohnen der Apotheker Hr. Oldenborger, der mit zu den Vornehmen des Orts gehört, der Wagenbauer Hr. Karp, der Schneidermeister Hr. Grüne. Hr. Diene, Conditor, macht trotz der

Nebenbuhlerschaft seines Nachbarn, Hrn. Nagolt, gute Geschäfte. Hr. Scheiermann, Drechsler, hat so gute Bernsteinarbeiten, wie man sie nur in irgend einer Stadt Deutschlands sieht; Hr. Heim, von den Russen Gelm genannt, von oben bis unten ein Mann comme il faut, Galanteriehändler; der Schwarzwälder Uhrenmacher Hr. Kittiger, in großer Rivalität mit dem Schweizer Uhrenmacher Hrn. Wiklassen. Beider Zeit differirt immer um eine Stunde, und wenn der eine vorstellt, stellt der andere zurück. Buchbinder Agatsch, Bäcker Kastans und endlich Hr. Witke, großes Petersburger Magazin; dieser Mann besitzt einen hübschen Garten, der von zwei Armen des kleinen Lopans umflossen wird. Seiner Frau zu Ehren hat er diese Anlage Elisabeth-Ostrow (Elisabeth-Insel) genannt. Als er daher vor einigen Jahren im Auslande war, ließ er sich in den Zeitungen und Gasthäusern als Herrn und Besitzer der russischen Insel Elisabeth-Ostrow aufführen.

Alle die Gebäude Charkoffs, welche auf dem obern Theile der Stadt liegen, haben eine hübsche Aussicht und gewähren eine sehr malerische Ansicht. Zu ihnen gehört auch der Palast des Bischofs der Stadt, ein respectables Gebäude innerhalb der Ringmauern eines Klosters; alle höhern russischen Geistlichen haben Klöster zu ihren Residenzen. Vor dem Thore des Hofes sind in Eisen ausgearbeitet und übermalt folgende Dinge zusammengestellt: ein Hirtenstab, das Attribut der Bischöfe; ein Leuchter mit drei Lichtern, die Trinität, und ein anderer mit zwei Lichtern, die Dualität der Gottheit darstellend, zu beiden Seiten zwei Sterne, und in der Mitte die bischöfliche Mitra. Der jetzige Bischof ist ein alter, würdiger Mann, den Krankheit noch viel älter gemacht hat, als die Jahre. Er war früher in Sibirien, und soll, wenn er am Leben bleibt, noch ein Mal Aussicht haben, Metropolit zu werden. Uns führte in seinem Palaste ein junger Priester herum, ein Großrusse, der auf die Kleinrussen gar nicht gut zu sprechen war. Er hielt sie, wie die gewöhnlichen Russen das meistens thun, für dumm, und erzählte uns mancherlei Schwabenstreiche von ihnen. Die Kleinrussen seyen alle wie jener, der sich von einem Großrussen auf dem Kreml in Moskau den berühmten Iwan Welikoi habe zeigen lassen, von dem er ihm jene Wunderdinge erzählt: „Sieh die Glocken, die hohe Kuppel, das goldene Kreuz, die Raben und Habichte, die es umkreisen, die Wolken darüber und den blauen Himmel.“ — „Ja, die Wolken und den blauen Himmel,“ wiederholte der Kleinrusse, mit offenem Munde ins Blaue hineingaffend, ohne zu bemerken, daß der beredte und gewandte Großrusse sich schon längst mit seinem Gelde, Eiern, Aepfeln und Kuchen aus dem Staube gemacht hatte.

Am dritten Tage unserer Anwesenheit in Charkoff brach ein Feuer am hellen Mittage aus. Da glücklicherweise die Buden, in denen es ausbrach, von allen übrigen durch große Zwischenräume getrennt waren, so blieb es in kleinem Raume, doch that es innerhalb der Gränzen desselben um so mehr Schaden, da hier Alles mit Theer, Harz, Oel und Kornvorräthen gefüllt war; das siedende Oel und der brennende Theer floß auf den Straßen herum, und eine furchtbare, dicke und schwarze Rauchwolke machte fast alles Löschen unmöglich. Die kleinen, hölzernen Schuppen waren gar nicht zu retten. Es galt aber eine lange anstoßende Reihe von Boutiquen zu erhalten, was um so leichter gewesen wäre, da sie von Stein gebaut und mit Eisen gedeckt waren. Nur an der einen Ecke konnte sich die Flamme in das hier schutzlose Sparrwerk des Dachs ziehen, und das geschah denn auch, weil die an dieser Stelle zur Bewachung aufgestellte Spritze in dem Augenblick, wo sie wirken sollte, den Dienst versagte, indem der eiserne Schwengel an ihr zerbrach. Die Hitze zog sich ganz allmählich in das Sparrwerk, das Dach fing auf allen Enden an zu dampfen, das Eisen zu schmelzen, und nach einiger Zeit sank ganz gemach Alles miteinander über den Köpfen der armen Kaufleute zusammen, die fast alle ihre Waaren verloren, weil sie sich hinter ihrem Stein und Eisen ganz sicher geglaubt hatten. Nie habe ich ein Haus auf schmählichere Weise in den Flammen untergehen sehen. Die Sache blieb mir völlig unbegreiflich. Doch begegnet es Einem in Rußland nicht selten, daß die Leute in die Flammen und den Rauch hineinspritzen, statt den brennenden Balken zu löschen. Uebrigens findet man in allen Gouvernements- und Kreisstädten Löschanstalten, die beständig darauf gefaßt seyn müssen, daß aller Augenblicke ein wirklicher oder ein von einem inspicirenden Beamten erdichteter Feuerlärm geschlagen wird. Auch solche Wachthürmchen, wie in Petersburg, finden sich in allen Gouvernementsstädten, in Charkoff viere. Außerdem ist jeder Bürger der Stadt verpflichtet, noch mit einem beim Brande nutzbaren Instrumente zu Hülfe zu kommen. Zu dem Ende ist vor jeder Thüre in der Stadt ein Schild angenagelt mit dem Namen des Eigenthümers, und auf demselben entweder ein Faß, oder ein Eimer, oder ein Haken, Schaufel, Leiter u. s. w., mit dem derselbe bei einem Brande herbeizueilen verpflichtet ist, aufgemalt.

Die merkwürdigste Kleinigkeit, die ich in Charkoff bemerkte, war die Art des Waschens der Kleinrussen. Die Weiber, die man, weil die Kleinrussen sehr reinlich sind, aller Ecken und Enden an den Flüssen damit beschäftigt sieht, haben hohe, dicke Stiefeln an, und legen ein Brett am Ufer des Flusses hin. Zuerst ziehen sie die Wäsche durchs Wasser, alsdann kneten sie sie zusammen, und treten mit ihren Stiefeln darauf herum, und am Ende spülen sie sie wieder aus, und klatschen sie auf das Holz nieder, statt daß man sie bei uns wohl hie und da mit dem Holze schlägt. Wie man doch auf so ganz verschiedene Weise in den verschiedenen Weltenden zum selben Ziele gelangt. Als ich jene Operationen zum erstenmal, und besonders so ein Paar Duzend Weiber mit Dragonerstiefeln auf der Leinwand herumtreten sah, konnte ich mich gar nicht überreden, daß das Waschen sey. Doch sagten mir die Weiber auf meine Anfrage deutlich: „Wir waschen!“ — „Wird das denn so rein?“ — „O rein, Herr, prächtig rein!“ — Uebrigens ist diese Sitte durchaus allgemein in der Ukraine und ganz Kleinrußland. Je mehr Seife Rußland ans Ausland verkauft, desto weniger verschwendet es an sich selbst.

Chronik der Reisen.

Dr. Roß Reise zu den Ruinen von Al Hadhr.

(Aus der Litterary Gazette vom 16 November.)

In der Londoner geographischen Gesellschaft vom 11 November gab Dr. John Roß, Wundarzt bei der brittischen Residentschaft in Bagdad, einen Bericht über zwei Reisen, die er von Bagdad aus nach den Ruinen von Al Hadhr in Mesopotamien in den Jahren 1836 und 1837 gemacht hatte.

Nachdem ich fast zwei Jahre vergeblich Beduinen zu finden gestrebt hatte, um mich zu den Ruinen von Al Hadhr zu begleiten, gelang es mir endlich, Salah-el-Mezeim, einen wohlbekannten Aschili, zu überreden, den Versuch zu machen. Die Ruinen und die Gegend um sie her wird von den Arabern mit abergläubischem Schrecken, als ein Aufenthalt böser Geister, angesehen; dazu sind noch die Wege stets unsicher von Raubzügen der Schammar und Aneizah; darum beschlossen wir, mit so wenig Begleitern und so wenig Aufsehen als möglich zu reisen.

Am 7 Mai 1836 verließen wir Bagdad, dem westlichen Ufer des Tigris folgend, im Allgemeinen in nordnordwestlicher Richtung, gingen durch die Städte Isfadolat, Tekrit, Kharneinah nach Kalah Scherkat, wo wir die Ruinen untersuchten, und warteten hier einige Zeit auf unsere Esel mit der Gerste für unsere Pferde. Sie kamen aber nicht, und Salah berief einen Kriegsrath zusammen, und that den Vorschlag, unsere Reise fortzusetzen, da die Ruinen nur noch eine Tagereise entfernt seyen, und die Pferde unterwegs Gras finden würden. Einmüthig stimmten wir ihm bei, und nach einem kurzen Gebete der Araber, worin sie laut den göttlichen Schutz anriefen, bestiegen wir unsere Pferde, setzten unsern Weg über ein Hügelland fort und kamen längs dem Bett eines salzigen Stromes in ein kleines Thal, Wadi-el-Meheih genannt, wo wir unsere Pferde fütterten. Hier bemerkte ich, daß die Araber augenscheinlich nicht wohlgemuth waren, sie bestiegen den Gipfel eines kleinen Hügels, legten sich flach aufs Gesicht und beobachteten fast eine Stunde lang den Horizont nach allen Richtungen, ob sie irgendwo Rauch oder andere Zeichen menschlichen Daseyns gewahrten. Um Mittag stiegen wir wieder auf. Das Land bestand aus langen niedrigen Hügelketten, gleich den Wogen einer See, doch konnten wir nicht auf dem Gipfel des einen über die andern hinwegsehen. Zwischen jeder Höhe liegt ein Thal, das im Winter Fülle von Wasser haben muß. Die Araber wurden jetzt düster und schweigsam, und blickten argwöhnisch um sich; ihre Züge waren verändert, und da ich zufällig die besten Augen in der Gesellschaft hatte, so erinnerten sie mich stets, davon Gebrauch zu machen. Um 4 Uhr sah ich weit entfernt südwestlich Ruinen, die die Araber sogleich für die von Al Hadhr erklärten, und wir nahmen unsern Weg gerade auf sie zu. Bald erschienen die Ruinen in einer fürchterlich großartigen Beleuchtung. Aus einer dicken, schwarzen Wolke hinter ihnen schossen häufige Blitze, und wir konnten deutlich den Donner hören. Der alte Salah schüttelte seinen Kopf und sagte: „Herr, das gefällt mir nicht, wir hätten nicht hieher kommen sollen; der Grund und Boden gehört Eblis.“ Ich gestehe, ich selbst fühlte einen unwillkürlichen Schauer über mich kommen. Als wir nach 5 Uhr einen Platz mit Gras und Wasser erreicht hatten und es unmöglich fanden, diesen Abend bis zu den Ruinen zu kommen, machten wir Halt, und hatten nur noch Zeit die Thiere anzubinden und zusammenzubringen, als das fürchterlichste Gewitter, das ich je erlebte, über uns losbrach. In wenig Minuten standen wir bis an die Knöchel im Wasser, obgleich der Boden sich ein wenig neigte. Das Gewitter dauerte fast vier Stunden, und das Wasser stand im Thal; doch in weniger als einer Stunde nachher versuchten die Araber zu meinem Erstaunen ein Feuer anzuzünden und ein wenig Kaffee zu kochen.

Am andern Morgen eilten wir den Ruinen zu, und kamen an den Tharthar, in einem Wadi, das gegen 200 Schritte breit und mit Gras bewachsen war. Der Tharthar ist hier ungefähr 50 Fuß breit, tief und das Wasser eben trinkbar. Wir wanderten auf und ab, konnten aber keine Furt finden. Endlich entkleideten ich und Salah uns bis aufs Hemd, ich band meine Uhr, meinen Compaß und Notizenbuch auf meinen Kopf, verließ mich auf mein Pferd und sprang, von Salah gefolgt, in den Strom. Er war reißend, doch wenige Anstrengungen brachten uns sicher ans Land. Wir kamen nach Al Hadhr, und hatten uns zwei Stunden lang beschäftigt, Skizzen zu machen, Vermessungen vorzunehmen u. s. w.; ich wollte eben den Durchmesser der Stadtmauern und die Basteien suchen, als ich auf einer Anhöhe am fernen Horizont gegen Norden einen Reiter sah. Ich rief Salah, doch konnte er ihn nicht sehen. Während ich ihm noch die Richtung zeigte, sah ich einen zweiten zum ersten treten. Salah zweifelte noch immer, und sagte, es müßte ein wildes Schwein oder ein Busch seyn, da kein menschliches Wesen dort seyn könne, denn wären die Aneizah in der Wüste, müßten sie von Süden, die Schammar von Westen kommen. Die Erscheinung eines dritten, obgleich noch immer unsichtbar für Salah, machte dem Zweifel ein Ende. Mit hohler, veränderter Stimme sagte er: „Wir müssen fort. Allah, Allah! was brachte uns hieher?“ Und fort eilten wir, so schnell unsere Pferde uns tragen wollten, um zu unsern Leuten zu kommen. Ich hatte gerade noch Zeit zu bemerken, daß im Allgemeinen der Lauf des Tharthar südöstlich ist. Sobald wir unsere Leute erreicht hatten, sattelten wir sogleich, und eilten denselben Weg zurück, der uns hergebracht hatte. Ich sagte Salah, er sollte ruhiger seyn, wir wären fünf, der Feinde nur drei; aber er rief: „O Herr, wo du Hunde siehst, wirst du Flöhe finden.“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Entstehung der Kohlenlager in England. Bekanntlich herrscht noch immer über den Ursprung dieser merkwürdigen Lager ein großer Streit. Ein Hr. Beaumont theilte in der Londoner geologischen Gesellschaft vom 20 November ein Memoire mit, worin er behauptet, diese Kohlenfelder seyen ursprünglich Inseln gewesen, auf denen ein reicher Pflanzenwuchs sich befand, welcher verfaulte; später sanken diese Inseln wieder unter die Meeresfläche, wurden vom Meere mit Thon, Sand und Muscheln bedeckt, was die Pflanzen begrub, und die Inseln allmählich wieder über den Wasserspiegel emporhob, wo ein neuer Pflanzenwuchs begann. Dieser Proceß wiederholte sich so oft, als wir jetzt Abwechslungen von Kohlen und erdigen Niederschlägen sehen.

Ueber die Erhebung des Bodens in Finnland und Schweden. Das russische Ministerium der Marine hat auf den Antrag der russischen Akademie der Wissenschaften den Capitänlieutenant Kriueck, der seit mehreren Jahren mit der Untersuchung der finnischen Küste beschäftigt war, beauftragt, die seit langer Zeit an vielen Felsen gemachten Merkzeichen zu untersuchen, um zu ersehen, um wie viel das Niveau des Meeres sich verändert habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1839.

Ein Abenteuer in Malaga.

(Aus dem Metropolitan. Nov. 1839.)

Die malerische Ansicht des alten Forts, das sich über die bunt bemalten Gebäude unter sich erhebt, die massiven Mauern und noch unbeendeten Thürme der Kathedrale sind ganz geeignet, die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zu ziehen. Die letztere, eine ungeheure Steinmasse, wurde von Philipp II angefangen, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach nie vollendet werden.

Die schönste Zeit für Malaga ist die der Früchte, wo alle Straßen und alle Häuser mit den herrlichsten Trauben und Früchten aller Art prangen, die zum Verkauf ausgestellt oder in Gefäße geladen werden, um in der nahen Bucht nach fernen Gegenden gebracht zu werden. In der kühlen Abendluft sich dann in der schattigen Almeda zu ergehen, wo die Promenade mit Lustwandelnden erfüllt ist, das Plätschern der Springbrunnen, die fernen Töne der Guitaren, die bunten Trachten der Männer, die blitzenden Augen schöner Frauen — Alles wirkt zaubervoll auf die Sinne.

Einen solchen Abend hatte ein Engländer genossen, mit Vergnügen hatte er die verschiedenen belebten Gruppen bei sich vorübergehen sehen. Die dichten Schatten der schnell einbrechenden Nacht mahnten ihn, die sichtbar leerer werdenden Spaziergänge zu verlassen. Lichter fingen an, durch die vorhangenden Gitterfenster der hohen Ventanas zu schimmern, eine Gesellschaft nach der andern verschwand, und in kurzer Zeit blieb nichts da, die Stille der Nacht zu unterbrechen, als dann und wann die heitern Töne entfernter Musik, wie sie der Abendwind herüberwehte, oder das fröhliche Lachen glücklicher Kindheit, oder die melodische Stimme einer schönen Señorita, die eine der schönen Balladen Andalusiens trillerte.

Angezogen von der erquickenden Kühle des Abends, und dem süßen Zauber, den die Natur über ihn ausübte, nachgebend, war der Reisende in einen träumerischen Zustand versunken, der ihn weit zurück in die Tage der Vergangenheit führte, vielleicht war er sogar in diesem Sinnen eingeschlafen — wenigstens war er achtlos auf die schnell dahin schwindende Zeit und den wenig geeigneten Ort, wo er seinen Erinnerungen sich hingegeben. Als er aufwachte aus seinen Träumen, waren die Lichter in den Fenstern verschwunden, die Töne der Fröhlichkeit schwiegen, und seine Repetiruhr nannte die Stunde der Mitternacht.

Eilig machte er sich jetzt auf den Rückweg zu seiner Wohnung, die, in der Nähe des Quai gelegen, er nur erreichen konnte, nachdem er bei dem Hause des englischen Consuls vorüber gekommen war, in dessen Nähe mehrere sehr verdächtig aussehende Gäßchen und Häuser sich befanden. Doch da er erst am vorigen Tag in Malaga angekommen war und nur wenige Dollars bei sich trug, fürchtete er keinen unangenehmen Aufenthalt auf seinem Wege.

Der Wind hatte sich erhoben und wühlte dicke Staubwolken in den Straßen auf; die Nacht war außerordentlich finster, und die wenigen Laternen, welche an den Häusern englischer Kaufleute brannten, ließen kaum den Weg erkennen. Eben hatte der einsame Wanderer das Haus des Consuls erreicht, als ein heftiger Windstoß ihm eine Masse Staub ins Gesicht trieb und er, die Heftigkeit des ersten Wirbels zu vermeiden, sich umdrehend zwei Personen in einiger Entfernung bemerkte, die gleichfalls, vielleicht aus demselben Grunde, still standen.

So wenig die Entdeckung am Tage ein unangenehmes Gefühl würde erregt haben, so mißfällig war sie dem nächtlichen Wanderer in diesem Augenblick, besonders da er ohne Waffen, nicht einmal mit einem Spazierstock versehen war. Sich zu überzeugen, daß er der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sey, sah er sich mehrmals um, und mußte zu seiner Beunruhigung wahrnehmen, daß sie ihre Schritte genau nach den seinigen abmaßen: ging er schnell, so beeilten sie ihre Schritte; ging er langsamer, zögerten sie; blieb er stehen, schienen auch sie unbeweglich zu bleiben, und als er, um diesem Treiben ein Ende zu machen, auf sie zuschritt, gingen sie scheu zurück.

Diese Begleitung belästigte ihn so, daß er, als er des Consuls Haus erreichte, den Gedanken faßte, hier Schutz zu suchen und an die Thüre trat, um Einlaß zu begehren. Aber die Besorgniß, sich unnöthiger Weise zum Gegenstand des Stadtgesprächs zu machen, wenn vielleicht die nachschleichenden Män-

ner ihn kennen sollten, hielt ihn ab, und als seine Verfolger jetzt leise an dem Hause vorbei gingen und anscheinend einen andern Weg einschlugen, als er nehmen mußte, entschloß er sich, seine Wohnung, die nicht mehr weit entfernt war, zu erreichen zu suchen.

In dieser Absicht wartete er noch einige Zeit, um seinen beiden Begleitern Gelegenheit zu geben, in angemessener Entfernung von ihm zu halten. Denn im Vorübergehen hatte er wohl bemerkt, daß sie ihrem Anzug nach Bauern aus Andalusien waren, beide von der Natur schon mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet: der eine wohl an sechs Fuß hoch, während der andere, außerordentlich klein, aber von dem abschreckendsten, häßlichsten Aussehen war. Sie trugen den schmalkantigen, spitz zulaufenden Hut ihrer Provinz, und um ihre Hüften den dicken rothen Gürtel, in dem man nach dem Gebrauch des Landes Geld, Cigarren und andere Bedürfnisse, nebst dem nie fehlenden Begleiter des Spaniers — dem Messer — trägt.

(Schluß folgt.)

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste

(Fortsetzung.)

Während der Reise hatte ich mit unsern Schwarzen, deren Arzt ich auch war, unbeschreibliche Mühe; anfangs wurde es mir sehr schwer, die einzelnen Kranken von einander zu unterscheiden, wegen der großen Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge, welche die dunkle Farbe noch unkenntlicher macht, und wegen der Unverständlichkeit ihrer Namen, die für das Ohr eines Europäers so fremd klingen, und so schwer zu merken sind. Wenn sich einer krank melden ließ, was sie bei der unbedeutendsten Veranlassung thaten, konnte ich mich nur mit vieler Mühe mit ihnen verständigen; ich mußte mich bei dem Krankenexamen als Dolmetscher eines Negers bedienen, welcher während seines Aufenthaltes im Fort St. George etwas Holländisch gelernt hatte, es kostete jedoch viel Zeit und Geduld, mich ihm verständlich zu machen, da er mich oft boshafter Weise nicht verstehen wollte, und auch zum Theil die holländischen Worte in seiner armen Sprache nicht wiedergeben, und deren Sinn dem dummen und sich manchmal noch dummer stellenden Neger nicht erklären konnte. Wenn ich z. B. einen krank gemeldeten Neger durch Zeichen fragte, ob ihm am Kopfe etwas fehle, so nickte er; ich examinirte ihn nun mittelst des Dolmetschers, was ihm wohl in oder an dem Kopfe fehlen könne, und fand endlich nichts. Darauf zeigte ich fragend auf seine Brust, ob er an diesem Theile leide, er nickte wieder, und wenn ich mich lange geplagt hatte, das Uebel zu erfahren, war es wieder umsonst, und so ging es fort, bis ich den ganzen Körper untersucht, und endlich gefunden hatte, daß er am Knöchel durch das Reiben des Schuhes ein wenig wund geworden war. Häufig stellten sie sich auch nur krank, um dem lästigen Exerciren zu entgehen; die nöthige Arzenei mußte ich den Kranken durch einen Unterofficier reichen lassen, denn wenn ich ihnen die Arzeneiflasche ließ, tranken sie deren Inhalt auf Einmal aus, wenn er auch nichts weniger als wohlschmeckend war. Manchmal machten sie mir sonderbare Zumuthungen: litt einer an Kopfschmerzen, so gab er mir zu verstehen, daß ich ihm Schnitte längs den Wangen durch die Haut machen sollte, und viele hatten auch längs den Wangen oder quer über die Stirne lange Schnittnarben.*) Einer, der eine vernarbte Schußwunde am Oberschenkel hatte, und bei feuchtem Wetter daran heftiges Jucken verspürte, zeigte mir, wie ich in der Umgebung der Narbe seichte Stiche machen, und darauf etwas einreiben sollte.

Einst bei ruhiger See wollte ich einen jungen, hübschen Neger, der sehr gut trommeln gelernt hatte, in seiner Uniform zeichnen; als ich ihn dabei oft anblickte und fixirte, wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, er entfernte sich scheu, und hielt mir um Alles nicht mehr Stand. — Während wir um das Cap der guten Hoffnung zur Winterszeit segelten, fiel eines Tages großer Hagel, welchen einige Neger begierig sammelten, und zu dem Koch in die Küche brachten, um ihn zum Essen zubereiten zu lassen. — Ein Hauptzeitvertreib der Neger während der Reise, besonders bei schlechtem Wetter, war das sogenannte Urispiel, worin manche sehr gewandt waren. In einem ungefähr 18 Zoll langen, 6 breiten und 4 hohen, viereckig geformten Stück harten Holzes, waren zwei parallel laufende Reihen kleiner Gruben angebracht, jede Reihe enthielt deren sechs, und am Ende des Holzes zwischen beiden Reihen befand sich ein größeres und tieferes Grübchen, das die Kügelchen zum Spielen enthält. Diese Kügelchen werden auch durch Baobabkörner ersetzt, welche fast rund und wie Bohnen gestaltet sind. Das Spielholz wird so zwischen beide Spielende gestellt, daß deren jeder sein Grübchen mit den Kügelchen vor sich hat; jeder hat deren 21 zu werfen, die Würfe geschehen wechselsweise, und das Loos muß entscheiden, wer den ersten Wurf haben soll. Am Ende der Partie müssen die sechs Grübchen auf jeder Seite gebraucht seyn, und im sechsten müssen sich alle 21 Kügelchen beisammen befinden. Derjenige Spieler hat das Spiel gewonnen, welcher seinen Gegner in die Unmöglichkeit versetzt hat, seinen letzten Wurf zu machen, ohne daß dieser die Regel des Spieles verletze, welche sich nach gewissen Umständen der Partie und nach der gleichen oder ungleichen Zahl der erst geworfenen Kügelchen verändern. Wenn z. B. derjenige, welcher den ersten Wurf hat, bloß ein Kügelchen wirft, so muß sein Gegner nach den Regeln wenigstens zwei, kann aber auch drei werfen; derjenige, welcher zuerst geworfen hat, und seinen zweiten Wurf thun will, muß nun eine gleiche Anzahl von Kügelchen werfen, die entweder unter drei oder über drei ist. Jeder Wurf in diesem Spiele wird durch sehr lästige Bedingungen bestimmt. Eine Hauptregel ist, daß wenn derjenige, welcher das Spiel anfängt, zuerst einen ungleichen Wurf thut, sein letzter gleich seyn, und alle 21 Kügelchen durch die Grübchen hindurch geworfen haben muß; und umgekehrt, wenn der erste Wurf gleich war, so muß der letzte ungleich, und alle übrigen

*) Dieß sind wohl wahrscheinlich Kennzeichen ihres Stammes.
A. d. R.

Kügelchen müssen verbraucht seyn. Die Kunst und die Verbindung in diesem Spiele besteht darin, die Partie so weit zu bringen, daß bei dem letzten Wurfe in der Hand des Gegners noch eine Anzahl von Kügelchen übrig bleibt, welche den Umständen der Partie und den Regeln des Spieles nicht angemessen ist. Widerfährt dieß demjenigen, welcher den ersten Wurf gehabt hat, so hat er verloren, und sein Gegner braucht den letzten Wurf gar nicht zu thun; kommt der Gegner in diesen Fall, so ist für ihn die Partie verloren, hat dieser aber so gespielt, daß er seinen letzten Wurf mit einer Anzahl von Kügelchen thun kann, welche den Bedingungen und Regeln des Spieles entspricht, so gilt die Partie nichts. Dieß Spiel läßt mehr Combinationen zu, als das Damenspiel, und die Neger sind oft erfinderisch in neuen Verbindungen. In Elmina sah ich oft Neger und Negerinnen mehrere Stunden mit dem Urispiele zubringen, ohne zu ermüden. Die Neger sind überhaupt ausgemachte Faullenzer, und so langweilig und abgeschmackt uns ihre meisten Zeitvertreibe und Vergnügungen erscheinen, werden si derselben doch nicht überdrüssig, sondern geben sich ihnen mit unbegreiflicher Ausdauer hin. Ihnen scheint die Natur ganz besonders das Geschenk gewährt zu haben, den Müßiggang ohne Langeweile, und die ganze Wollüstigkeit der Ruhe und des Vergnügens ohne vorhergegangene Ermüdung zu genießen. Gleich den Kindern richten selbst Neger von reiferem Mannesalter den ganzen Tag über ihre Aufmerksamkeit auf unbedeutende Beschäftigungen und Unterhaltungen, ohne je ein Bedürfniß nach ernsteren Dingen zu fühlen. Oft sah ich des Morgens in Elmina 30 bis 40 Neger von jedem Alter, welche sich entweder im Dorfe unter dem Dache einer auf allen Seiten offenen Hütte oder im Freien unter den schattigen Zweigen eines Parapluiebaumes versammelt hatten; die Aeltesten eröffneten die Unterhaltung mit den Tagesbegebenheiten. Bald wurde das Gespräch allgemein, und mit einer Lebhaftigkeit und einem Getöse unterhalten, daß mir die Ohren gällten. Alle Schwätzer, selbst die jüngsten, rauchten, und hüllten sich und ihre Genossen in ungeheure Dampfwolken. Bald hatten sich die Jüngeren müde geplaudert, und nun kamen Spiele an die Reihe. Unter der Gesellschaft wurden die zwei Geschicktesten ausgewählt, und mußten mit einander kämpfen; der Enthusiasmus theilte sich zwischen beide Kämpfer, aber ohne daß dadurch eine Uneinigkeit entstand. Eines ihrer Lieblingsspiele bei solchen Gelegenheiten ist von ziemlich schwer zu beschreibender Zusammensetzung. Sie stecken auf einem viereckigen Raume dünne Pfählchen in gewisser Ordnung in den Boden. Von der gut durchdachten Versetzung und Ueberschreitung dieser Pfählchen hängt das Gewinnen der Partie ab. Mit solchen Unterhaltungen bringen sie den lieben, langen Tag hin, und finden sie so anziehend, daß sie das Essen darüber vergessen würden, wenn nicht die sorgsamen Frauen ihren Vätern, Männern und Brüdern Speise und Trank brächten. Bei einbrechender Nacht beginnen die Tanzbelustigungen; diese sind immer sehr zahlreich besucht, und die Neger, besonders aber die Negerinnen, überlassen sich mit aller Hingebung dem Vergnügen des Tanzes, welche sich von dem feierlichen, gottesdienstlichen durch die vorkommenden Gesten unterscheidet. Junge Männer eröffnen die Scene, und der Gegenstand ihres Tanzes ist fast immer eine kriegerische Handlung; alle ihre Bewegungen drücken Rohheit und Heftigkeit aus. Bald bemächtigen sich die jungen Negerinnen, mitunter auch Frauen, des Schauplatzes, und mit ihnen tritt Liebe und Wollust auf, wovon ihre Augen funkeln. Feine, zarte Gefühle wissen sie nicht auszudrücken und nicht zu erregen, ihre Gebärden und Bewegungen empören vielmehr die Schamhaftigkeit gebildeter Menschen, aber sie entzücken und bezaubern diese rh n Naturkinder. Verheirathete Frauen überlassen sich oft den frechsten Zügellosigkeiten, selten übertreiben junge Mädchen die Stellungen und Bewegungen dieser lasciven Tänze; doch sah ich einmal ein Mädchen, welches, als sie den Schauplatz betreten hatte, sich allen Verirrungen der Schamlosigkeit hingab, und mit stürmischem Beifalle beehrt wurde, aber endlich plötzlich von einem Gefühle der Scham ergriffen, sich ihrer Talente und ihres erworbenen Beifalles schämend, schnell entfloh, um ihr Gesicht im Schooß ihrer Mutter zu verbergen. Von Negern sah ich nie ein ähnliches Beispiel eines unsittlichen, unschicklichen Benehmens; überhaupt artet bei ihnen die Geschlechtslust selten in Ausschweifungen aus. Der Neger weiß vor dem vierzehnten Jahre nichts von den Qualen der Liebe, erst dann fängt er an, zu verlangen, aber ohne Ungestüm. Sein Herz sucht einen Gegenstand seiner Liebe, wirbt um ihn, und findet meist Erhörung.

(Fortsetzung folgt.)

Cederbrüche (Cedar quarries).

Englische Blätter führen aus dem Oswego Palladium Nachfolgendes an: Als wir kürzlich einen Freund aus Oswego, der sich dieses Ausdrucks bediente, fragten, was denn darunter zu verstehen sey, benachrichtigte er uns, daß ein großer Theil des Cederholzes, das von dem Ontario-See komme, ganz wörtlich aus dem Boden herausgegraben werde. Auf einigen Inseln in diesem See, welche dieses werthvolle Holz in großer Menge liefern, wuchs seit vielen Jahren auch nicht Ein Cederbaum. Eine Generation dieses Holzes ist aber augenscheinlich auf die andere gefolgt, wurde nach einander mit Erde bedeckt, und wird jetzt in einem völlig gesunden Zustande aus der Erde gegraben, um bei Eisenbahnen, Einfriedigungen u. dgl. verwendet zu werden. Indessen scheinen sich die Brüche hinsichtlich ihres werthvollsten Inhaltes, des rothen Cederholzes, allmählich zu erschöpfen, oder dieß liegt so tief, daß die Arbeit des Herausgrabens sich nicht hinreichend lohnt. Während des letzten Sommers bestanden fast alle Zufuhren von Cederholz aus der weißen Art. Wir haben gehört, daß auf einigen Inseln, namentlich am Nordostende des Sees, unterirdische Gänge durch die ganze Fläche gehen; daß das Dach oder die äußere Oberfläche aus angehäufter Erde besteht, die durch die Wurzeln der Bäume zusammengehalten wird, welche darauf ruhen, und sie mit einer dicken Holzwüste bedecken. Die gewölbten Gänge unterhalb sind mit Cederstämmen angefüllt, die in allen möglichen Richtungen umherliegen, und gleich den Dachbalken eines Hauses früher die obenaufliegende Masse stützten. Nach den Berichten, die wir hörten, finden sich am Ontario-See wunderbarere, von der Natur erbaute Labyrinthe, als einst am See

Möris standen. Nach der Bemerkung eines andern amerikanischen Blattes finden sich ähnliche Cederbrüche auch in den Sümpfen von Jersey.

Chronik der Reisen.

Dr. Roß Reise zu den Ruinen von Al Hadhr.

(Schluß.)

In wenig Minuten hörten wir hinter uns das furchtbare Kriegsgeschrei der Araber. Salah rief uns zu, fest zusammenzustehen, während er ihnen entgegengehen wollte. Wenn es Schammar sind, werden wir geplündert werden, wenn Aneizah, kann meine Partei davon kommen, aber die Beduinen müssen fallen. Ich befahl meinen Leuten, ruhig zu seyn, und nicht eher zu schießen, bis ich es befehlen würde. Wir waren in einem Thal, und unsere Rede wurde unterbrochen durch die Erscheinung von ungefähr 100 Reitern, die über einen niedern Hügel hinter uns von drei Seiten in vollem Galopp herankamen. Der Anblick war zwar keineswegs erfreulich, doch sehr großartig; die wilde Unordnung, weite fliegende Gewänder von allen Farben, Sporen mit Büscheln von Straußenfedern geziert; das Heulen und Schreien war von überraschender Wirkung. Als sie noch 150 Schritte entfernt waren, rief mein Kamelführer, es seyen Schammar (er selbst war aus diesem Stamme), und gebot keinen Versuch zum Widerstande zu machen. In einem Augenblicke waren sie in unserer Nähe, und ich befand mich allein, getrennt von meinen Leuten, deren Pferde standen, von den Arabern völlig eingeklemmt, ihre Sporen nur wenig Zoll von jedem Theil meines Körpers. Einer rief mir zu, abzusteigen und meine Flinte wegzulegen. Ich fragte: „Und wenn ich es thue?“ er antwortete: „Sicherheit; fürchte nichts!“ Ich brachte das Schloß in Ruhe und legte die Flinte über meinen Sattel, zu gleicher Zeit schulterten sie ihre Lanzen. Einer ergriff mich bei den Kleidern, und da mein Pferd aus seinem Zeuge gerissen war, gab der Sattel nach; ein anderer ergriff meine Flinte und zog mich herunter, und im Falle blieb die Flinte bei ihm. Mein altes Pferd schien die Sache übel zu nehmen, und öffnete sich durch Schlagen und Stoßen einen freien Raum; unterdeß hatte Salah dieselbe Behandlung erlitten; doch als er sprechen konnte, sagte er, er sey ein Afschel und ein Schammari. Der Anführer fragte „Was er hier mache?“ Salah sagte: „Beim Allah, wir gingen von Ali Pascha zu Mohammed Pascha von Mosul, und ich sey ein Albanese.“

„O Beduine, antwortete der Häuptling, lüge nicht: erstens, das ist nicht die Straße, und zweitens, Eure Rücken sind nach Mosul und Eure Gesichter nach Bagdad gekehrt.“

Alles schrie: „Sie sind von Reschid Pascha, schneidet den Hunden die Köpfe ab.“

Ein zweites Getümmel entstand, das Kamel wurde zum Knieen gebracht und das Gepäck herabgeworfen; ich wurde niedergeworfen, und war in einem Augenblicke fast nackend, als ein alter Mann (denn sie kamen immer noch zu Duzenden heran) mit einer befehlenden Miene alle bei Seite schob und mit einer donnernden Stimme rief: „Fort, das ist kein Türke, das ist der Balioz; ich sah ihn vor zwei Jahren in Scheikh Zebairs Zelt: laßt mich ihn berühren, ich beschütze ihn.“ Eine augenblickliche Stille erfolgte, als Salah, der ebenfalls fast nackt war, hervortrat und sagte: „Da ihr uns jetzt kennt, will ich euch die Wahrheit sagen. Das ist der Balioz; wir kamen hieher, Al Hadhr zu sehen, und kehren jetzt zurück.“

Alles wurde jetzt in Ordnung gebracht, uns unser Eigenthum zurückgegeben, und wir setzten uns als Freunde nieder. Ihr Anführer sagte uns, wir hätten einen sehr thörichten Streich gemacht, hieher ohne ihr Wissen zu kommen, da es eine gefährliche Gegend sey. Sie sähen Niemand hier als ihre Feinde, für die sie uns genommen hätten. Darauf sagte er im schönsten Arabisch: „Wenn wir euch getödtet hätten, was könnten wir unsern Freunden für eine Antwort geben, oder welche Genugthuung könnten sie erwarten? Wenn wir Fremde hier finden, ist es nicht Zeit zu fragen, wer sie sind oder woher sie kommen. Allah hat euch gerettet.“ Dann erzählte er uns, daß Alles in Verwirrung sey, Reschid Pascha hätte auf verrätherische Weise ihren Scheikh Sofuk ergriffen, während er als Gast unter den feierlichsten Gelübden der Sicherheit im türkischen Lager gewesen, und hätte ihn als Gefangenen nach Konstantinopel geschickt; daher sey Schammar im Aufstande und in die Wüste gekommen.

Sie luden uns darauf ein in ihr Lager zu kommen, und ich war schon geneigt dazu, als Salah mir zuflüsterte, wir müßten sobald als möglich fortgehen, denn sobald die Gefangennahme Sofuks bekannt seyn würde, würde ein großer Aufstand in Mesopotamien ausbrechen.

Die Ruinen von Al Hadhr nehmen einen Flächenraum von fast einer Meile im Durchmesser ein, und sind umgeben von einer kreisrunden oder beinahe kreisrunden Mauer von ungeheurer Dicke mit viereckigen Bastionen oder Thürmen von 60 zu 60 Schritt, die aus großen viereckig gehauenen Steinen gebaut sind. Die obern Theile der Curtinen sind meistentheils herabgestürzt, eben so wie einige der Bastionen, doch können die letztern zum großen Theil als gut erhalten gelten, jede hat nach der Stadt zu gewölbte Zimmer. An der Außenseite der Mauer ist ein breiter, sehr tiefer, jetzt trockener Graben, und 100 oder 150 Schritte darüber eine dicke Mauer, die jetzt nur wenig Fuß hoch ist und sich um die Stadt zieht. In einiger Entfernung jenseits der Festungswerke stehen zwei hohe Erdrücken mit viereckigen Thürmen auf ihnen, einer an der östlichen, der andere an der nördlichen Seite. Fast mitten in der Stadt steht ein sehr interessantes Gebäude, ob Tempel oder Palast wage ich nicht zu entscheiden, von einer festen, dicken, viereckigen Mauer umgeben (jetzt zum Theil demolirt), mit Bastionen ähnlich denen der Stadtmauern, die an den vier Hauptecken angebracht sind, jede Seite mißt im Innern 500 große Schritte. Das Viereck ist in der Mitte von Norden nach Süden von einer Reihe Gebäuden durchschnitten, die sehr beschädigt sind, und eine verwirrte Masse von Zimmern und Thoren darstellen, und hat einen gemauerten Pfeiler, der zu 50 Fuß reducirt ist. Zwischen dieser Reihe und der östlichen Mauer scheint ein offener Platz gewesen zu seyn. Das Hauptgebäude nimmt die westliche Seite ein, und besteht aus einer ungeheuren Masse mit der Fronte nach Osten und einem Flügel nach Norden gekehrt. Das Erdgeschoß ist allein noch ganz, und besteht aus einer Reihe gewölbter Hallen von zweierlei Größen. Die ganze Stadt ist aus einem bräunlich grauen Kalkstein gebaut, so dicht an einander gefügt, daß, wenn Mörtel gebraucht wurde, er nicht zu sehen ist. Beide Male, wo ich die Ruinen besuchte, gab ich mir Mühe, indem ich in jedes Loch, in jeden Winkel blickte, die Statuen zu entdecken, von denen die Araber sprachen, konnte aber keine finden. Das letztemal nahm ich einen Beduinen aus dem Lager mit, der mir die Statue einer Frau, die eine Kuh melkt, zeigen sollte, von der sie so viel erzählten; doch auch er konnte sie nicht finden, und ich bezweifle jetzt das Daseyn derselben wenigstens über der Erde sehr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1839.

Ueber das Begräbnißwesen in London.

Ein englischer Arzt, Namens Walker, hat unter dem Titel: „Gatherings on Graveyards, particularly those of London“ ein Buch herausgegeben, das ein wirklich schauerliches Bild von dem Unfuge gibt, Leichen in den Kirchen und in den Städten überhaupt zu begraben. Die einzelnen Details sind zu widerlich, um aufgeführt zu werden, doch können wir einen schreienden Fall nicht übergehen. Ein Begräbnißplatz, in und neben der sogenannten „Enon Chapel“ hat nur eine Länge von 59′ 3″ und eine Breite von 28′ 8″, so daß die Gesammtoberfläche nicht über 1700 Quadratfuß beträgt. Rechnet man nun auf ein Grab, von Kindern und Erwachsenen im Durchschnitt, nur 9 Quadratfuß, so kommen auf diesen Raum nicht mehr als 189, oder, um viel zu sagen, 200 Leichen; angenommen nun (jedoch nicht zugegeben), man könne sechs Särge über einander stellen, so konnte der ganze Raum höchstens 1200 fassen. Man weiß aber mit ziemlicher Sicherheit, daß auf diesem Raum in den letzten 16 Jahren nicht weniger als 10,000 bis 12,000 Leichen beerdigt wurden. Bei solchen Details, die keineswegs einzeln stehen, ist es nicht zu verwundern, daß an manchen Stellen der mephitische Gestank so stark ist, daß die Einwohner die Fenster geschlossen halten müssen, damit derselbe nicht das ganze Haus durchdringe. Mit Einem Worte, die alte, unkluge Sitte, die Leichen in den Kirchen und in der Mitte der Stadt zu beerdigen, herrscht in London noch in vollem Maaße, und ist allmählich nicht bloß eine Plage, sondern ein sehr ernstliches Uebel geworden.

Hiebei zeigt sich auch der Mangel einer Gesundheitspolizei in einem sehr grellen Lichte: man weiß nicht einmal die Zahl der Leichen, die jährlich beerdigt werden. Zwar führt der Verfasser ein sogenanntes officielles Document an, wo die Zahl der Leichen von 1741 bis 1837 immer je von 21 bis 26 Jahren angegeben ist; allein daß diese Angaben unrichtig sind, erhellt schon aus dem Umstande, daß von 1766 bis 1792, also in 26 Jahren, 605,832, und von 1793 bis 1813 incl., also in 21 Jahren, nur 402,595 Menschen gestorben seyn sollen, was auch, abgesehen von der fortdauernd steigenden Bevölkerung, gar kein Verhältniß ist. Einen sichereren Anhaltspunkt gibt die Angabe, daß im Jahre 1833 an Mitgliedern der bischöflichen Kirche 32,412 begraben wurden. Da nun ein sehr bedeutender Theil der Einwohnerschaft von London nicht zu dieser Kirche gehört, so möchte wohl die allgemeine Annahme, daß etwas mehr als der dreißigste Mensch stirbt, also bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen über 50,000 Menschen, der Wahrheit am nächsten kommen. Es ist eine sehr ernste Frage, wo man jährlich mit 50,000 Leichen hin soll, und man erkennt die Nützlichkeit der Todtenstädte, wie sie in dem alten Aegypten bestanden und sich bis nach Kleinasien verbreiteten, immer mehr, wenn man die Schwierigkeit dieser Frage in Betracht zieht. Bis jetzt hat man sich beim Begraben stets bemüht, den Gang der Verwesung aufzuhalten, man wird aber in dichtbevölkerten Landstrichen bald genöthigt seyn, Alles anzuwenden, um den Verwesungsproceß zu beschleunigen.

Ein Abenteuer in Malaga.

(Schluß.)

Die wachsende Kälte der Nacht und ein immer dringender sich fühlbar machender Appetit trieb endlich den Engländer aus seinem Versteck. Mit frohem Herzen sah er schon seine Wohnung von weitem und nahm den Hausschlüssel aus seiner Tasche, um jeden möglichen Verzug abzukürzen, als er, kaum fünfzig Schritte von seiner Wohnung entfernt, sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umfaßt fühlte, während zu gleicher Zeit ein scharfes Messer leicht an seiner Gurgel vorüberstrich und er die Drohung vernahm, daß er des Todes sey, wenn er ein Wort spreche.

Der Angriff geschah so plötzlich und wohlberechnet, daß, selbst vorbereitet, der Angegriffene ihm nicht entgehen konnte, und als der unglückliche Gefangene die Gesichter seiner Gegner schärfer ins Auge faßte, gab er sich für verloren, obgleich er in Wort und That für Freiheit und Leben zu ringen entschlossen war. Aber kaum hatte er laut nach Hülfe geschrieen, als der kleinere Straßenräuber aus seinem Gürtel einen ungeheuren

Kork hervorholte, mit dem man den Spund der Oelfässer zu verschließen pflegt, und diesen mit Gewalt und dem Griff seines Messers ihm in den Mund trieb, der viel zu klein, selbst in seiner weitesten Oeffnung, auf beiden Seiten gewaltsam aufgerissen wurde, und den Gefangenen dem Ersticken nahe brachte, während ein wüthender Schmerz ihm fast das Bewußtseyn raubte und das Blut den zerrissenen Backen in Menge entströmte.

Jetzt fingen sie an, ihn zu plündern, und der Kleine war so erbittert, als er die Beute so gering fand, daß er schon das Messer zückte und fluchend auf sein Opfer losstürzte, als sein Gefährte ihm in den Arm fiel und ihm die Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit einer solchen That für ihre eigene Person vorstellte. Mit Widerstreben ließ Jener von seinem Vorhaben ab und begann von neuem nach Schätzen zu suchen. Doch als auch jetzt seine Mühe vergeblich war, schnürte er wüthend das Halstuch so eng dem Geplünderten zusammen, daß er wahrscheinlich die Sonne nie wieder hätte aufgehen sehen, wenn der Andere ihn nicht abermals zurückgehalten hätte.

Plötzlich hörte man den Schall eines fernen Fußtritts. Die Räuber lauschten aufmerksam, woher er käme. Der Ton kam näher und näher und zugleich verkündigte das Klirren eines auf dem Pflaster nachschleppenden Säbels, daß der Herankommende bewaffnet sey.

Demonio! murmelte der Kleine, als er sich vom Boden erhob und sein Messer gegen den Gefangenen zückte, aber ihn nur leicht an der Brust verwundete, denn der Andere ergriff ihn am Arm und drängte ihn gewaltsam vorwärts in eines der dunkeln Gäßchen, die sich hier öffneten. Nachdem sie zwölf Schritte ungefähr gegangen waren, blieben sie stehen, lehnten ihren Gefangenen an die Wand eines Hauses und hielten ihm ihre Messer auf Brust und Gurgel, um ihn zum Schweigen zu vermögen.

Lauter und lauter wurden die Schritte, wie sie langsam die Straße herabkamen; am Eingang des Gäßchens, wohin sich die Räuber zurückgezogen hatten, blieb der Fremde einen Augenblick stehen, zog seinen Säbel und trat mit vorgestreckter Waffe in den dunkeln Gang. Mit bitterm Gefühl hörte der Gequälte ihn näher kommen, fühlte fast seinen Mantel an sich vorbeistreifen und konnte die so nahe Hülfe nicht anrufen, nicht benutzen. Immer ferner tönten jetzt die Schritte und die Räuber athmeten freier auf, ihr Gefangener glaubte, jetzt sey sein letzter Augenblick herangekommen und bereitete sich in Gedanken zum Tode. Auch erneuerte der kleinere Räuber seinen Angriff wieder; doch neuer Klang von herannahenden Schritten von der Seite, wo der Fremde eben hingegangen war, schreckte sie auf und vermochte sie sich leise aus dem Gäßchen zu schleichen.

Zwei Stunden waren fast verstrichen unter Schmerz und Martern aller Art, und der Beraubte fühlte seine Kraft merklich sinken, doch, als der, der ihn aus den Händen seiner Verfolger befreit hatte, an ihm vorüber war, eilte er so schnell als es seine Erschöpfung zuließ, davon, und erreichte glücklich seine Wohnung.

Wochen und Monate strichen vorbei, ehe die Folgen jener Nacht sich verloren. Er hatte reiche Belohnung dem versprochen, der ihm eine Spur anzeigen könnte, die zur Entdeckung jener Gesellen führte. Es war vergeblich gewesen, und der Vorfall entschwand nach und nach seinem Gedächtniß, als ihm plötzlich ein Vorfall jenes Abenteuer wieder ins Gedächtniß rief.

Mit einer Gesellschaft Freunde begab er sich nach Malaga, um ihnen als Cicerone zu dienen. Die Yacht, die sie zur Stadt führte, landete, und mit dem gewöhnlichen Gruß: „Buenas dias, caballeros!“ umgab sie ein Schwarm halbnackter Lastträger, von denen jeder sich einen Theil des Gepäcks der Reisenden aneignete, um es in den Gasthof zu tragen, oder wenn er diesen nicht fand, sich zuzueignen.

„Dein Gesicht sollte ich kennen!“ rief unser Freund einem langen Tagedieb zu, der eben im Begriff stand, einen Theil des Gepäcks auf seine breiten Schultern zu laden. „Wahrhaftig, dich sah ich schon früher!“

„No Señor, no es possibile!“ entgegnete ruhig der Dienstfertige. Und doch war es möglich, denn er war der lange Räuber jener Nacht. Doch ihm verdankte der Engländer das Leben, wie hätte er ihn verrathen sollen, wenn er auch größern Beweis gehabt hätte, als jetzt, wo nur sein Gedächtniß seine Anklage unterstützen konnte. Aber auf der Alameda bis Mitternacht zu bleiben, widerrieth er Jedem.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste

(Fortsetzung.)

Die Mutter hat ein unbeschränktes Recht, über ihre Tochter zu verfügen, daher wird sie gewöhnlich zuerst durch Geschenke gewonnen, und hat sie eingewilligt, dann bestimmt der Bräutigam ohne weitere Umstände den Hochzeittag. Vor diesem wichtigen Tage muß der Bräutigam eine im voraus nach seinem Vermögen bestimmte Menge Geldes, Branntwein, Tabak und dergleichen der Familie der Braut zum Geschenke machen, und seiner künftigen Frau das nöthige Hausgeräth, Kleider und andere Bedürfnisse überliefern. Bei ihren Heurathen gilt kein Ansehen der Person; vornehme Neger heurathen Sklavinnen, und Sklaven können Töchter von Vornehmen ehelichen. Vor der Hochzeit wird die Braut nach ihrer Art kostbar geschmückt, und mit Gold behangen, welches meist im ganzen Dorfe zusammen entlehnt wird, drei Tage lang im allgemeinen Jubel herumgeführt, und endlich am Abend des dritten Tages, nachdem der Fetischpriester seine Ceremonie geendet hat, dem Bräutigam überlassen. Das frühere Betragen der Braut wird auf eine sonderbare Art bekannt gemacht: der Mann schickt nämlich am Tage nach der Brautnacht ihrer Familie nebst einigen andern kleinen Geschenken eine Flasche Rum; ist dieselbe voll, so bedeutet es, daß die Braut eine Jungfrau war, ist sie es nicht, das Gegentheil. Wenn ein Europäer mit einer Negerin eine Ehe eingehen will, so kann dieß ebenfalls nur mit Einwilligung der Familie des Mädchens, mit dem er zu leben

ku hat, geschehen; er macht die vorgeschriebenen Geschenke, und wenn einige Formalitäten vollzogen sind, lebt er ungehindert mit der Negerin, die sich für seine rechtmäßige Frau hält, und ihren Kindern des Vaters Namen gibt. Die Negerfrauen sind ganz das Eigenthum des Mannes; wenn er Schulden hat, kann er sie als Pfand stellen, und wenn er sie der Untreue zu überführen vermag, als Sklavin verkaufen. Die erste Frau behält immer die Freundschaft und das ganze Vertrauen des Mannes, und den höchsten Rang im Hause. Erst einige Zeit nach seiner Verheurathung nimmt der wohlhabendere Neger noch einige Weiber, welche jedoch die erste Frau immer als ihre Herrin betrachten, ohne daß dadurch der Hausfriede gestört wird. Ich sah Neger von ungefähr sechzig Jahren, die noch zehn Weiber hatten; diese waren fast alle jung, und jener zeugte mit ihnen noch Kinder. Die Erhaltung einer Negerfamilie ist eigentlich ein Geschenk der Natur, welche dieselbe ohne Kosten und Mühen gedeihen läßt; daher ist auch die Ehelosigkeit fast ganz unbekannt, und so selten, daß sie eine Art von Schimpf mit sich führt.

Wenn sich eine Negerin Mutter fühlt, so verschafft sie sich einige Amulete, die sie um den Hals hängt, und deren Anzahl sie mit zunehmender Schwangerschaft vermehrt. Das Haar bleibt ungeschoren, und den Fetischen wird reichlich geopfert; gegen das Ende der Schwangerschaft befestigt die Negerin ein dickes Korallenband um die Lenden, und bedeckt die Schamgegend mit einem Felle; sie arbeitet so lange, bis sie von den Wehen daran gehindert wird. In einer kleinen Viertelstunde ist die ganze Geburt vorüber, worauf die Mutter an das nächste Wasser eilt, sich badet, und meist noch an demselben Tage wieder an ihre Arbeit geht. Bei der Geburt eines Kindes findet keine Festlichkeit statt. Wehfrauen kennt man nicht, die Neugebornen werden nicht gewickelt, noch mit einer Nabelbinde versehen, sondern man überläßt dieß Alles der Natur; Nabelbrüche kommen nicht selten vor. Nach dem Wochenbette stecken die Frauen einen Propf von zusammenziehenden Kräutern mit Pfeffer vermengt in die Scheide, was ihnen natürlich die schrecklichsten Schmerzen verursacht. Eine Frau, welche in den Wehen stirbt, ohne das Kind geboren zu haben, wird als eine Missethäterin und von Gott gerichtete betrachtet, Unfruchtbarkeit gereicht zu großer Schande, Vermehrung des Menschengeschlechtes ist Verdienst. Die Negerrace ist die fruchtbarste unter allen; das harmlose Leben der Neger in ihrem in jeder Art üppigen Vaterlande, ihre Mäßigkeit, ihre einfache, naturgemäße Lebensart, die Ruhe und fast gänzliche Leidenschaftslosigkeit ihres Gemüthes, das meist frei von allem Gram und Kummer bleibt, dieß Alles trägt dazu bei, daß sie stets munter und gesund, und daher zur Fortpflanzung ihrer Art geneigt und geschickt sind.

Die Kinder der Neger sind nach der Geburt lichtbraun, werden aber mit jedem Tage dunkler, nur die Schamtheile und der äußere Rand der Ohren sind schwarz; ihre Haare sind in den ersten Tagen noch nicht dunkel gefärbt und sich kräuselnd, sondern werden es erst mit zunehmendem Alter. Vornamen erhalten sie nach dem Namen ihres Geburtstages, und dazu ihren eigenen Familiennamen. Der Sohn eines Europäers, erzeugt mit einer Negerin, heißt „Tapujer," mit einer Tapujerin „Mulatte," mit einer Mulattin „Kastitze," mit einer Kastitzin ist er gewöhnlich weiß und gleicht einem Europäer. Die Kindheit und Jugend der Neger verfließt für sie sehr glücklich; die Mütter lieben ihre Kinder zärtlichst, und machen sich freiwillig und mit Freuden zu Sklavinnen aller ihrer Launen. Die Knaben bis zum vierzehnten Jahre, die Mädchen bis zum zehnten belästigt kein Zwang, es wird ihnen keine Arbeit, keine Anstrengung zugemuthet, sie lernen bis dahin keine andere Beschäftigung kennen, als das Vergnügen, ihr Leben ist zwischen Schlaf, Essen, Trinken und Belustigungen getheilt; jene Ausschweifungen und Laster, welche einen Theil der Kinder und Jünglinge in Europa entnerven und aufzehren, sind ihnen fremd. Eine solche frohe, freie Jugend und ein so natürliches Dahinleben bildet sie zu gesunden, kräftigen Menschen. Die Negerkinder erfahren nur selten die Gefahren des Zahnens, und dieser Zeitpunkt zeichnet sich bei ihnen fast durch keine Sterblichkeit aus, nur die Blattern wüthen manchmal unter ihnen, woran der hartnäckige Widerstand ihrer Eltern gegen das Impfen Schuld ist. Im Jahre 1803 richteten sie zu Elmina eine große Verheerung an; die Kranken wurden aus dem Dorfe hinausgewiesen, und waren von ihren eigenen Landsleuten ihrem Schicksal unbarmherzigerweise überlassen geblieben, wenn nicht die Holländer an ihnen die Pflichten der Menschlichkeit geübt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Mitgetheilt von Elsner.)

Hinaus ins romantische Land kommt man, wenn man seinen Weg von Osten aus nach Südost nimmt. Stuhlweißenburg, wo mehrere Könige Ungarns auf den Thron und andere ins Grab stiegen, ist voll historischer Erinnerungen. Veszprim ist es nicht minder. Aber auch hier, wie in so vielen andern Städten Ungarns, macht man die Bemerkung, daß das Aeußere den Erwartungen nicht entspricht, und daß man Glanz und ein äußerlich imponirendes Wesen vergeblich sucht. Zudem ist die Gegend etwas prosaisch, und außer der Fernsicht in das Hügelland des Bakonyer Waldes ruht das Auge auf wenig Lieblichem, und nur die Rückblicke in die Vorzeit geben ihr ein großes Interesse. Erfreulich ist die Glaubenseinigkeit, welche sich hier im Aeußern, besonders an den Tempeln der verschiedenen christlichen Confessionen, nicht minder an den Judensynagogen kund thut. Daß man einander weder ernstlich anfeindet noch zurücksetzt, beweist sich daraus, daß jeder Cultus sein Gotteshaus ungestört hinbauen darf, wo er will, und daß in vielen Ortschaften die Judentempel an öffentlichen Plätzen stehen. Ich sah derselben mehrere, die im edlen Style gebaut waren oder eben gebaut wurden. Dieß und eine Menge andere Umstände beweist, wie die Juden in Ungarn immer zahlreicher werden, und wie ihre Stellung immer sicherer und wichtiger wird. Freilich geht der innere Handelsverkehr des Landes immer mehr in ihre Hände über; aber für jetzt

gibt es weder ein Mittel, dieß zu verhindern, noch wäre es für das Land ersprießlich, solches zu thun, wenn man es auch könnte, denn man würde sonst in vielen Gegenden von allem Verkehr abgeschnitten seyn. Vielfach wurde mir versichert, daß ohne die Juden weder die Landesproducte zu verwerthen, noch die nöthigen Bedürfnisse, welche durch Gewerbserzeugnisse zu stillen sind, zu befriedigen seyn würden. Zudem sind sie die Träger der Anfänge der Civilisation, und so mangelhaft eine solche auch seyn mag, so hat sie doch unter den obwaltenden Verhältnissen ihren Werth. Ueberdieß muß insbesondere der Reisende, welcher der Landessprache nicht mächtig ist, oft genug dieses Volk segnen, wenn er in einer derartigen Verlegenheit in ihm die einzigen Dolmetscher und Wegweiser findet.

Veszprim zeigt sich von außen ziemlich großartig, ist es aber nicht im Innern. Außer seiner Ansicht vom Dom herab bietet die Gegend keine besondere Schönheit. Der Dom selbst imponirt nicht, und man würde, wüßte man es nicht, hier kaum eine bischöfliche Residenz suchen.

Lieblich und malerisch wird die Gegend, sobald man in die Gegend des Plattensees kommt. Tausend Reize entfalten sich in ihr, und jede Wendung, die man auf dem Wege macht, enthält immer wieder neue. Das Bad Füred wird seit einigen Jahren ungemein zahlreich besucht, und es soll dieß Jahr gegen 4000 Gäste gezählt haben. Der hiesige Gesundbrunnen ist kräftig und angenehm von Geschmack, und ich fand hinsichtlich dessen zwischen ihm und dem von Altwasser in Schlesien viel Aehnlichkeit. Die Gäste strömen von allen Himmelsgegenden herbei; namentlich waren heuer viele aus Wien dort. Da, wo der Gesundbrunnen und das Bad ist, sind nur wenige Häuser, indem das Dorf Füred eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Ersteres liegt dicht am Plattensee, und man hat von da aus die herrlichste Aussicht auf denselben, so wie ringsum das Gebüsch in einen Park umgeschaffen ist, welcher im kühlenden Schatten den Gästen angenehme Spaziergänge gewährt. Da jedoch, wie schon gesagt, nur wenige Häuser hier sind, so begreift man leicht das Gedränge, was bei so starkem Besuche entsteht. Wer eigene Equipage mitbringt, der nimmt sodann sein Quartier im Orte Füred, wo er zwar wenig Comfort, indeß doch wenigstens mehr Raum wie im Bade hat. Das milde Klima und die Gewohnheit des Ungarn, ohne Mißbehagen zu bivouaquiren, hilft dem gemeinen Volke, welches sich zur Zeit der Saison hier aufhält, aus. Diese währt übrigens nicht gar lange. Sie beginnt gewöhnlich erst Ende Mai, und hört meistentheils schon Ende August wieder auf. Ich war am 8 September bei der herrlichsten Witterung hier, und traf nur noch einige Nachzügler, die sich übrigens auch schon zur Abreise rüsteten. Bedenkt man das schöne milde Klima Ungarns, so findet man dieß und manches dem Aehnliche befremdend, besonders wenn man den Vergleich mit Deutschland macht, dessen Klima im Durchschnitt weit rauher ist. Ich gedenke dabei nur einiger landwirthschaftlichen Verrichtungen, um den Beweis für das Gesagte zu führen. — Man bestellt in Ungarn, wo der Winter in der Regel um einen halben Monat später eintritt, wie in Deutschland, die Wintersaat im Durchschnitt früher, wie bei uns; eilt mit der Einbringung der Erdfrüchte — Kartoffeln, Rüben u. dgl. — bei weitem mehr, wie wir es thun, und beschleunigt überhaupt alle Herbstarbeiten, so viel man nur immer kann. Man läßt sich dieselben nicht gern über den Kopf wachsen, da man nicht, wenn die Sache dringend wird, schnell Kräfte genug zur Disposition hat, um sich auszuhelfen. Ueberhaupt ist das dasige Volk bei weitem mehr an Gemächlichkeit gewöhnt, wie das deutsche, und es würde schwer, ja fast unmöglich seyn, Arbeiter zur Aufnahme der Kartoffeln zu bekommen, wenn, wie dieß in Deutschland, besonders im nördlichen Theile, zuweilen zu geschehen pflegt, bereits Reif und Eis in den Nächten keine Seltenheiten mehr sind.

Von Füred am Plattensee hinauf zieht sich ein fortwährender Kranz von weinumranktem Gebirge, das seine Lehnen südlich gegen den See ausstreckt. Man würde vom Bad aus in dasselbe manche vergnügte Excursion machen können, wenn im Ganzen mehr Cultur im Volke wäre, und wenn hie und da einer daran dächte, sich auf den Empfang von Gästen einzurichten. Aber davon ist man noch weit entfernt, und nur einer entferntern Zeit ist diese Frucht vorbehalten. Reist man bloß durch, so kann man es sich kaum denken, daß nicht, wie in der Nähe von deutschen Bädern, auch hier die Industrie die sich zum Erwerbe darbietende Gelegenheit ergreifen würde, zumal im Aeußern der ganzen hiesigen Bevölkerung so viel deutsches Wesen hervortritt — was man wohl als einen Widerschein aus Oesterreich herüber betrachten möchte — und zumal auch dem Aeußern der Ortschaften gar nicht so alle Eleganz mangelt, wie in andern Gegenden Ungarns. Moden und Costumes sind fast rein deutsch, obgleich die herrschenden Sprachen die slavische und die ungarische (magyarische) sind.

Einen der Hauptausflüge für die Badegäste bildet die in den Plattensee hineintretende Halbinsel Tyhany, obgleich es auch hier an einem gastlichen Unterkommen fehlt. Die schöne Aussicht auf den See und das vielstimmige Echo sind die Unterhaltungsgegenstände bei einer solchen Lustfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Alcuins Münzsammlung. Nach einem Schreiben im Courrier de Lyon hat man auf dem Gute eines Hrn. M . . . bei Vienne (Isere) eine kostbare vollkommen geordnete Münzsammlung in einem eisernen Kästchen gefunden, deren oberer Theil in römischen Ziffern die Jahrzahl 802 enthält. Die Sammlung soll alle Münzen der römischen Kaiser bis auf Constantius Chlorus und dann die der Merovinger enthalten, und nach der mäßigsten Schätzung 100,000 Fr. werth seyn. Der Briefsteller glaubt, diese Sammlung könnte das Werk des gelehrten Alcuins seyn, der nach einer Chronik das Kloster St. Marcel bewohnte, auf dessen Ruinen die Gebäude des Hrn. M. stehen. Dieß, nebst der Jahrzahl 802 und dem Buchstaben A, der gleichfalls auf dem Kästchen eingegraben ist, brachte ihn auf diese Ansicht. (Echo du Monde Savant vom 30 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 137** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos.** (Fortsetzung.) — **Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11. December 1839.

Ernst, das Chartisten-Epos.

(Fortsetzung.)

Landschaftsskizzen.

In solchem Sinnen,
Freud'ger, seit seine Seele nahm den Flug
Nach einem festen Punkt hin, stet und grade,
Eilte voran er — und sein ruhigeres
Gemüth nahm auf den heitern Widerschein
Der Landschaft als ein glänzend bunt Gemälde:
So wie ein Shawl von Kaschmirs fernem Thale
Gebreitet vor dem Aug', dem staunenden
Eines Dorfmädchens. Seinem Gotte dankte
Er innerlich, daß wieder zu empfinden
Den Reiz der Jahrszeit er vermochte, jüngst
Durch seiner Seele Wolken ihm verschattet;
Und nicht empfinden nur, nein! die Empfindung
Darbringen auch dem Geber, dankerfüllt,
Getränkt vom Geist anbetungsdurst'ger Liebe.
Und jetzt fühlt' er die Luft so zärtlich wehen
Als wie von Haus; das Dorf durchwandert' er,
Zerstreut und langgedehnt, mit Wald abwechselnd,
Baumgütern, grünen Waiden und Ziergärten,
Zeugend von Gnügen; und von Thür' zu Thür'
Streut' im Vorbeigehn er aus Herzensfülle
Aus seine Worte, nicht gering geschätzt
Weil wenig kostend, stets den Werth behaltend
Der Freundlichkeit, der Milde, des Wohlwollens,
Der über allen Preis ist. Seiner Worte
Thau, wie's dem Pred'ger ziemt von Gottes Gnade,
Fiel allwärts hin. Die Alte vor der Thüre,
An ihrem Spinnrad in der Sonn' sich wärmend,
Beschäftigt mit der Arbeit, doch nicht so
Daß sie nicht Zeit gefunden, zu begrüßen
Den Kommenden mit frohem Wort, beim Gehn
Zu segnen ihn für seines Amtes Wohlthat,
Womit an ihr und andern Seelen er
So großes Heil gestiftet schon; der alte
Schäfer, der ernst Gespräch am meisten liebt,
Und sie, der es am meisten thäte noth,
Das Märchen, das einfältige, vorlaut
Und allzusehr vertrauend ihrer Frische:
Sie alle kamen an die Reih' mit Fragen,
Freundlichen Worten, freundlicherem Lächeln,
Wie seiner sie ansichtig wurden; so
Ging weiter er, froh ob dem heitern Glanz
Der holden Landschaft, und viel froher noch
In seines Herzens Sonnschein, bis er, fast
Selbst unbewußt, des Vaters Haus erreichte.
Den fand er da, entronnen seiner Schüler
Lärmender Ueberlast; sich holend Trost
Im sonn'gen Land, das er mit eig'nen Händen
Bebaute, so bebaute, daß ihm's kaum
Zuvor thun konnte ein geborner Bauer;
Wahrlich, wenn gleich fruchtbringend er die Seelen
Anbaute seiner Schüler: mußten sie
Hinaus seyn über alles Lob. Es war
Als hätt' ein milder Geist Geschmack gefunden
An solchem lieblichen Geschäft und hätte
Gelehrt, wie es am besten werd' vollbracht.
Die runden Beete schwollen, zeugungskräftig,
Stattliche Blumen heben üppig sich,
Wie Königinnen des Bodens, rein und sauber
Aus ebner, schwarzer Erde. Der Kiesweg
Glich einem goldnen Bach, im vollen Taglicht
Hell schimmernd; lieblich duftete die Erde;
Die Hecken, reich und zierlich aufgeputzt,
Boten ein weiches Lager, drauf die Sonne
Konnt' halten Mittagsrast. Ringsum ergoß
Des Sommers Seele ihre Zauberkräfte;

Da war kein Unkraut, störend die Gesellschaft,
Die liebliche, der Pflanzen und der Blumen.
Hermann sah nachdenksam das Alles an,
Und sprach bei sich: „Gesegnet, alter Mann,
Bist du in deinem Fleiß und seiner Frucht,
Und ich wär' auch gesegnet so wie du,
Wenn nur im Sohn der Vater sich erneute,
Gleich dem Erzeuger der Erzeugte wäre —
Aber, o hartes Schicksal, härtre Liebe!"
In solcherlei Gedanken schritt er vorwärts
In schweigender Betrachtung, bis beim Ton
Von seinem Schritt der alte Mann sich hastig
Umwandte und mit gleicher Hast begann: u. s. w."

IV. Buch.

Betrachtungen über Verwandten-Entfremdung.

So hielten ihre Zwiesprach Vater und Sohn —
In Liebe sich begegnend, und sich trennend
Als solche, deren höchster Wunsch und Hoffnung
Ist nie mehr sich zu sehn, daß ihre Liebe,
Dem Wesen nach verloren schon, nicht auch
In weitrem Kampf verliere Schein und Gleichniß.
Sinkend von Kühl zu Kalt — sich zu begegnen
Nur noch, wie Schatten sich begegnen, stumm
Und finster, und so grollend an einander
Vorbei zu gehn. Oh! Wer kann schauen solche
Vorkommnisse des Lebens, wie Entfremdung
Des Bluts vom Blut, den Vater gegen den Sohn,
Und wünschte nicht, der stumpfen Wesen eins
Zu seyn, die des Gefühls ermangeln; wünschte
Sich nicht, zu tauschen seine Menschheit gegen
Des Affen Grinsen und sein Loos zu theilen,
Um nur nicht mehr als Sklav leben zu müssen
In der Gesellschaft Bann, geschmiedet an
An die Genossen, wo gefesselt alle
Mit solchen tück'schen Banden sind, die, wo
Sie binden, rasch einschneiden, so daß Jeder
Muß Pein und Quetschung dulden, wenn ein Andrer
Aus Laune ausfährt oder von der Linie
Vom rechten Weg ablenkt, oder sich trotzig
Wirft auf den Weg, schief ziehnd die ganze Kette.
O wo, wo wär' der blöde Thor, der sich
Die Gabe wünschte der Beobachtung,
Daß sicher er ins Menschenherz könnt' schaun,
Ein Aug', wie er für Dinge von sichtbarer
Gestalt es hat? — ein solches Schauspiel einmal
In seiner schnöden Häßlichkeit geschaut —
Keck wär', der es zum zweitenmal begehrte!
Eh' würd' er reißen die Erinnerung
Aus seiner Seele und sie in die Winde
Hinschleudern, eine Kurzweil für die Teufel.
Wahrlich, viel lieblicher noch wär' der Anblick
Der Wüste Libyens, ganz öd' und kahl,
Voll nur von Ungethümen, deren Gift
Ihr Leben ist; wer flöhe nicht vor solchem
Entsetzen hin zu seinen schwärzsten Träumen
Und dünkte sich im Himmel? Einmal nur
Hinschauen, hieß: mit Thränen unsrer Augen
Licht löschen und wegräumen alle Freude.
So wär' des Menschen Leben, sich gelassen,
Wenn eines Menschen ganze Hoffnung ruhte
Auf seinen Mitgeschöpfen nur; doch wenn
Dahin ist diese Hoffnung: kommt der Glaube,
Ein Engel uns zu führen, zeigend wo
Zuflucht ist vor der Welt bei Gott, der eben
Und glatt macht Alles, was zuvor war rauh;
Der heim das Herz des traur'gen Pilgers sucht,
Den Weg erleuchtet und zum Ziele deutet;
Gesegnet sey der Glaube, so wie die
Gesegnet sind die seiner theilhaft werden.

Eine häusliche Scene.

Mutter und Tochter besprechen sich mit einander über die zärtlichen Gefühle der letztern und deren Gegenstand. Episches und Lyrisches ist hier verbunden:

Die Mutter sah in ihrer Sorgsamkeit
Die Stirne ihrer schönen Tochter schmerzlich
Niedergesenkt; zu ihr begann sie so:

„Sieh, Lucy, golden glänzt die Sonn',
Am blauen Himmel ist Ruh;
Und Alles ist voll Glanz und Wonn';
O sey doch heitrer du!
Du trägst ein tiefes, stummes Leid;
O sprich nur: was? und wo?
Denn nur in dir ist Traurigkeit,
Und sonst ist Alles froh.
Sprich wenn dir was auf dem Herzen ist!
Wenn dich ein Kummer quält!
Ein einfach Mädchen, wie du bist,
Der Mutter nichts verhehlt." — —
„Mutter, nichts hab' ich zu gestehn;
Du sagtest manchesmal;
Oft woll' eine Wolke gar nicht gehn
Beim hellsten Sonnenstrahl;
Es komm' uns oft ein Lächeln an,
Dann Trauern und Weinen stumm;
Dawider nichts der Wille kann —
Und wissen selbst nicht: warum?
Und mir ward jetzt so trüb zu Sinn,
So bänglich und so schwer,
Und weil ich solch eine Thörin bin,
Es zu hehlen kam ich her." — —
„Nein, Lucy, magst hehlen Allerlei,
Nur nicht die Wahrheit mir;
Denn Wahrheit ist, was auch es sey,
Stets eines Mädchens Zier.

„Du hast geweint, dir im Auge sind
Die Thränen noch feucht genug;
Und wenn in Schweigen weint ihr Kind,
Dann fürchtet eine Mutter mit Fug.
Leicht um einer Jungfrau Stirn und Mund
Die Wolken kommen und gehn;
Aber Thränen stammen aus tiefrem Grund,
Wenn die im Aug' sind zu sehn.“
„Ja, Mutter, mein Wort sey wahr und ächt!
Thränen wein' ich heiß und schwer,
Laß mich weinen! 's ist des Kummers Recht,
Sonst wird mein Gram noch mehr.“ — —
„Ach! ist es Liebe? ja gewiß!
In ein Mädchenherz, sonst so froh,
Macht nur die Liebe solch einen Riß,
Nur Liebe beugt es so.
Doch wer ist, der Lieb' als Sünde schalt?
Daß man davor bärg' das Gesicht?
Zu meiner Zeit sie so nicht galt,
Sonst sahst du nie das Licht!
Und andrer Mädchen Herz bleibt leicht —
Willst du verzweifeln gar?
Ist dein Aug' ja so hell, deine Lippe so feucht,
Und wallt so goldig dein Haar!
Und bald will Linsingen hier seyn,
Und hat dir zu sagen viel;
Er flüstert Musik dir ins Ohr hinein;
Dann hat das Grämen ein Ziel.“ — —
„Ach, aus altem Geschlecht ja stammt er her;
Zeigt noch so artig er sich —
Mein kann ich ihn nennen nimmermehr;
Nicht soll nieder er steigen — um mich!
Nein, nie kann theilen er unser Loos;
Wozu Träume, eitel und leer?
O laß mich in der Niedrigkeit Schooß,
Und nenn' ihn mir nie mehr!“
Das Mädchen schwieg; die Mutter sah sie an
Mit einem Blick, der durch's begegnende Auge
In scharfer Forschung bis zum Herzen dringt;
Anfangs mit Zorn fast, aber dann nur ernst,
Um zu ermerken an der Zeichensprache,
Geprägt auf dieses harmlos reine Antlitz,
Ob sie sprach Wahrheit. Groß war ihre Furcht,
(Denn Vieles hatte sie schon lang geahnt,
Dieweil ihr Mädchen weder sprach noch weinte,
Und doch ihr Geist von Wolken war umhüllt)
Verborgen lieg' etwas in ihrem Herzen
Zu tief für Worte. Das Gespräch gelenkt
Hatte sie oft (denn 's Elend liebt, aus seinem
Dunkel emporzuschaun zur kleinsten Ritze,
Welche den Lichtstrahl einläßt und die Hoffnung)
Vom jungen Linsingen, von seiner Jugend
Und Schönheit, seinem Reichthum und Verwandtschaft,
All dem, was einen Mann dem Aug' und Urtheil
Empfiehlt — sie sprach und Lucy hörte zu,
Horchte vielleicht; doch mocht's wohl seyn, daß sie
Nichts fühlte, oder, wenn sie etwas fühlte,
Es nicht der Puls der Liebe war. — Gleichviel;
Die Wahrheit wird in ihrem spätern Thun
Klarer sich als in Worten offenbaren —
Nur so viel ist gewiß, daß diese Frau
Voll Klugheit, wissend wohl, daß Liebe, wenn
Sie arm ist, einem Bettelkinde gleicht,
Elend, wie jenes, auch im Bettelstande,
Und doppelt elend, weil aus goldnen Träumen
Erwacht, — belehrt gründlich von diesem allen
In der Erfahrung Schule, so daß sie's
Nicht nur erkannt, daß sie es auch empfunden
In täglicher Bedrängniß ihres Herzens;
Gern gliche sie ihr eigen trüb Geschick
Aus gegen ihres Kindes goldnes Loos;
Das Wesen für ihr Kind, und für sich selbst
Nur seinen warmen goldnen Widerschein,
Zum Trost und Labsal für ihr weitres Leben.
Daher, in solcherlei Betracht, sah sie
Mit Kälte nur auf Hermann, — einen Jüngling,
Deß Fleiß allein sein Mittel war, sein Schicksal
Zu fördern; seine kühnen Hoffnungen,
Weltliche Ziele überschauend, flogen
Nach einem Punkte, schön zwar, aber fern,
Und nackt und kalt wie ein entfernter Gletscher,
An vielen Bächen reich, mit Fruchtbarkeit
Das niedre Land zu segnen, aber selbst
Unfruchtbar. Von solch einem Manne flog
Ihr Aug' begierig hin zu Linsingen,
Als einem Engel, der die Hand ergreifen
Sollt' ihres Kindes und ins Paradies
Es führen, und aus ihres Vaters Haus
Zu einer würd'gern Heimath ihre Tugend
Versetzend, dieses Haus zu einem Segen
Statt ihrer machen würde, reich wie sie.
Das war der Mutter Hoffen, und so glaubte
Sie lange Zeit auch, voll der Zuversicht,
Es sey das weiche Mädchen ihr zu Willen,
So wie ein leichtes Boot dem Strome folgt,
Dem kräftigen, das sich nicht anders rührt
Als wie der Strom es haben will; sie hatte
Ehmals gewähnt: wenn wählen wollt' ihr Mädchen
Nach einer Neigung, wäre das ein Wunder,
Ein wahres, der Erfahrung Recht beschämend;
So hatte Sicherheit ihrer Gewöhnung
Für Wahrheit angenommen, und Alles was
Wahrscheinlichkeit ihr dicht vors Auge rückte,
Als Traum betrachtet und niemals bedacht,
Daß ein junges Auge, durch sich selbst nur sehend,
Nicht mit des Alters Schlauheit oder Brille,
Lebhaft, um tiefres Forschen unbekümmert,
Mit Sehnsucht oft voran der Klugheit eilt,

Für lautres Gold des Sandes Schimmer nehmend,
Hoffnung für sichres Gut. — Ein solch Gesetz
Beherrscht die Menschen, doch weil dieß Gesetz
Nirgends in Erz gegraben ist, nicht auf
Den Straßen ausposaunt mit ehrnem Schall,
Nahm's nicht in Acht die hoffende Matrone,
Als es höchst noth that. Doch hatt' eine Ahnung
Zuvor schon sie beschlichen, ob gar Manchem
Was sie gesehn, da Vorsicht doch sie warnte;
Und diese neue Ahnung, dieser Zweifel,
Geweckt durch ihres Kinds umwölltes Wesen
Und Schweigsamkeit, brach mit gewalt'gem Ruck
Plötzlich das Thor auf, wo die Sicherheit
Im Schlummer lag und ließ ein den Verdacht.
Sofort war ihr Bestreben, das Geheimniß
Herauszupressen und es war gelungen;
Denn hart ist einer Mutter Herz in solchen
Umständen, und gleich weich der Mädchen Seelen;
Und was sie konnte, wollte sie auch thun,
Und hätt' sie auch des Herzbluts letzten Tropfen
Der Tochter ausgepreßt; doch er, um den
Sie angefochten war, trat plötzlich ein,
Als noch sein edler Nam' in ihren Ohren,
Dem Aug' in stolzrer Gegenwart erscheinend,
Auf den mit Stolz sie hoffte, Linsingen
Der Stattliche.

V. Buch.

(Fortsetzung folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war der Herzog von Anjou im Königreich Neapel gestorben; der Herzog von Berry, der unfähigste von den drei Brüdern, machte sich in Languedoc verhaßt und verabscheut; der Herzog von Burgund dagegen war der angesehenste und geachtetste unter den französischen Prinzen; auch der mächtigste war er, denn mit diesem ersten unter den großen französischen Lehen, welches ihm sein Vater beim Aussterben der Feudalfamilie übertragen hatte, hatte er durch eine Heirath das reiche Erbe Flanderns verbunden. Er starb 1404, und sein Sohn, Johann ohne Furcht, hatte im ganzen Königreich nur Einen Fürsten, der ihm an Macht gleich war: dieß war Louis, Bruder Karls VI, den er zum Herzog von Touraine und Orleans gemacht hatte. Eine wüthende Eifersucht entbrannte zwischen diesen jungen Fürsten; abwechselnd regierten sie das Königreich und abwechselnd brachten sie es durch ihre Abenteuerlichkeit oder durch ihre Laster in Gefahr und Noth. Endlich ließ der Herzog von Burgund den Herzog von Orleans meuchelmorden, 1407; er gestand das Verbrechen und ließ sich im Beichtstuhl die Absolution ertheilen von einem seiner Partei ergebenen Predigermönch. Der Sohn des ermordeten Herzogs heirathete drei Jahre nachher die Tochter des Grafen von Armagnac, eines gewandten Gascogners, der, mächtig und ehrgeizig dabei, es über sich nahm, die Rache seines Schwiegersohns zu vollführen, der zu jung war, um selbst seine Partei zu führen und zu leiten. Inzwischen theilte sich Frankreich in die beiden Parteien der Armagnacs und der Bourguignons, welche einander abwechselnd die oberste Gewalt entrissen und das französische Blut auf den Schaffotten wie auf den Schlachtfeldern vergossen. Die Partei Bourgogne suchte ihre Stütze im Bürgerthum und gewann die gesammte Bevölkerung von Paris für sich; Armagnac hatte den gesammten armen Adel des südlichen Frankreichs zur Rache für die Kinder des Herzogs von Orleans verpflichtet — einen Adel, der bis zur Regierung Karls V von der Krone England abhängig gewesen und von den Nordfranzosen als fremd betrachtet worden war. Im Sommer 1418 wurde der Graf von Armagnac mit einer großen Anzahl seiner Anhänger in Paris niedergemetzelt; der Sohn des Königs, der nachmals unter dem Namen Karl VII regierte, wurde von den Andern nach Melun geführt und an die Spitze der Armagnacs gestellt. Am 10 September 1419 ließ dieser junge Mann verrätherischerweise vor seinen Augen auf der Brücke von Montereau den Herzog von Burgund umbringen, an dem er so den Herzog von Orleans, seinen Oheim, rächte.

Dieß Verbrechen machte die Lage Frankreichs noch verwickelter; der Fürst, der sich damit besudelt, wurde mit Abscheu zurückgestoßen von den Parisern, den Burgundern und Allen, die man als Altfranzosen betrachtete; er fand Unterstützung nur bei den Edelleuten, welche Lehenträger Englands, aber im Aufstand dagegen begriffen waren. England seinerseits hatte auch des Throns unwürdige Könige. Die Aufstände gegen Richard II, dann die Verwirrungen der Revolution, welche Heinrich IV an seinen Platz gesetzt, hinderten lange Zeit die Engländer, die Minderjährigkeit oder den Wahnsinn Karls VI zu benützen, und zwangen sie, von Jahr zu Jahr neue Waffenstillstände mit Frankreich zu schließen. Kaum aber hatte Heinrich V den Thron bestiegen, als er die Wiederherausgabe der unter seinen Vorgängern verlornen Provinzen verlangte. Der Krieg hatte im Jahr 1415 wieder begonnen, und die Franzosen hatten wieder durch Mangel an Vorsicht, nicht an Tapferkeit, die schreckliche Schlacht von Azincourt verloren. Die Herzoge von Orleans und von Bourbon waren daselbst nebst vielen andern Prinzen zu Gefangenen gemacht worden, und mehr als 8000 Edelleute hatten das Leben verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1839.

Ueber einige Stämme Arabiens.

(Aus einem Briefe Fresnels, s. Bulletin de la Société de Géographie. Mai und Junius 1839.)

Ich wünschte ein übersichtliches Gemälde der zahlreichen Stämme geben zu können, welche über dieses ungeheure, so wenig bekannte und eine nähere Bekantschaft so sehr verdienende Land zerstreut sind, wenn dieß Gemälde auch kein anderes Interesse hätte, als die Dauer patriarchalischer Sitten in einem bedeutenden Theile seiner Bevölkerung zu zeigen; aber ich habe bis jezt nur sehr wenige Punkte besucht, und obwohl ich Nachrichten über viele andere gesammelt habe, so interessirt mich doch namentlich nur, was auf den alten Zustand der Dinge Bezug hat, und die alten Sagen erläutern kann. Die Auffindung der Sprache der Homeriten, die noch zu Mirbat und Zhafar gesprochen wird und eine Menge hebräischer Worte enthält, war für mich interessanter als die Verhältnisse der neuern Araber zu den Türken (Mehemed Ali) und zu den Engländern. Man kann indeß nicht völlig von allen den Dingen absehen, in deren Mitte man lebt, und so mußte auch ich bis zu einem gewissen Punkte mit den gegenwärtigen Interessen mich beschäftigen.

Die Bevölkerung Arabiens zerfällt in die Bewohner der Städte, des angebauten Landes und der Wüste. Die leztere, bei weitem die interessanteste, ist wenigstens im Innern der Halbinsel zu allen Zeiten fremder Eroberung entgangen. Ein großer Theil der ackerbauenden Bevölkerung behauptet gleichfalls noch, und wohl für lange Zeit seine Unabhängigkeit, namentlich die von Assir, einem Bergland zwischen Hedschas, dem Tehama und dem eigentlichen Yemen. Bekanntlich ist dieß Land schon drei oder viermal vergeblich angegriffen worden, und wird wohl noch lange den Anstrengungen des Vicekönigs widerstehen. Außerhalb Hedschas und Yemen begreifen wohl nur wenige die Nothwendigkeit des Kriegs gegen diese armen Bergbewohner, in Arabien aber in der Nähe des Kriegsschauplatzes weiß jeder Araber und Türke, daß bei der militärischen Besetzung von Yemen und Hedschas das Wichtigste und Schwierigste die Eroberung von Assir ist.

Arm, kriegerisch, und im höchsten Grade eifersüchtig auf ihre alte Unabhängigkeit, blieben die rauhen Bergbewohner von Assir Jahrhunderte lang der religiösen Bewegung fremd, welche so viele Araber unter die Fahnen des Propheten von Mecca reihte, und ihre Religion und ihre Sprache nach dem äußersten Westen verbreitete. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts drang der Islam in seiner wahrhaft protestantischen Form des Wahabismus in diese Berge ein, was um so unbegreiflicher ist, als Assir seine Schatten auf die Wiege Mohammeds wirft. Manche dem moslemitischen Geiste völlig widerstrebende Gebräuche hatten sich bei einigen dieser Bergstämme bis auf die lezten Zeiten erhalten. Solche Menschen, die Jahrhunderte lang einer so großen Bewegung fremd blieben, mußten starr an ihrer Nationalität hängen und nicht leicht zu besiegen seyn. Uebrigens sind sie unbequeme Nachbarn, welche die Türken von Herzen hassen, und keine Gelegenheit verstreichen lassen, um über Haram (das heilige Land) im Norden, oder über Yemen im Süden herzufallen.

Das Land Yemen bietet einen ganz andern Anblick dar, etwa denselben, wie unsere flachen Landschaften zur Feudalzeit. Yemen ist ein sehr alt, vielleicht das älteste civilisirte Land Arabiens und der Erde, folglich ein Land, in welchem verweichlichte Menschen wohnen. Die Türken werden es um so leichter erobern, als die Einwohner der ewigen Kriege ihrer Scheikhs, d. h. ihrer Barone, müde sind, und nichts Anderes wünschen, als sich in die Arme einer schützenden Regierung zu werfen. Welches Interesse können auch die Landbauer Yemens an Kämpfen nehmen, in denen sie nur als Siegespreis figuriren, denn ihre Häuptlinge schlagen sich nur mit fremden Soldaten, die durch den Reiz des Soldes oder der Beute aus dem Innern, aus Dscharof oder Hadramaut herbeigezogen werden. In Yemen gibt es reiche Städte, in dem unbezwinglichen Assir nur elende Dörfer. Man will Yemen, man will Mekka um ihrer selbst willen, aber Assir nur, um in dem Besitz von Yemen und Mekka nicht gestört zu werden, und die Landverbindung zwischen Dschidda und Hodeidah zu sichern, denn zwischen beiden in geringer Entfernung von Dschesan ist ein Punkt, wo das den Türken trotzende Gebirge bis ans Meer vorspringt und den Durchgang sperrt. Dieser Punkt ist von den Wahabiten besezt;

diesen ausgenommen haben die Türken das ganze Littoral von Suez und Akabah bis zur Straße Babel Mandeb.

Ein anderer Theil der Eroberung dessen Besitz gleichfalls noch schlecht gesichert ist, den Vicekönig aber in hohem Grade interessirt, ist die transversale Linie, welche sich von Medina gegen den Nedschd, oder das Land der östlichen Wahabiten, erstreckt. Diese vereinigen die Vortheile der Zeltbewohner mit denen der Ackerbauer, haben die schönsten Pferde Arabiens und zahllose Kamele. Obwohl aber die Eroberung von Nedschd schon 18 Jahre alt ist, konnten die Feldherren Mehemed Ali's doch immer noch nicht von diesen Wahabiten den vierten Theil der Transportmittel bekommen, deren sie durchaus nöthig haben. Die Hirten und Kamelbesitzer können, wenn sie wollen, mit diesen Thieren, deren Milch ihre Speise und ihr Trank ist, in die Wüste flüchten, und die Wüste entgeht allen Zwingherren der Welt.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Trotz der ungesunden Lage Elmina's und dem ungünstigen Klima kennen die Neger nur wenige Krankheiten, um so gefährlicher ist der Aufenthalt daselbst für Europäer. Acht Monate hindurch ist in diesem Theile Afrika's der Himmel stets rein und heiter, alle Morgen geht die Sonne im herrlichsten Morgenroth auf, steigt in die Höhe, durchläuft ihre Bahn, ergießt ein Lichtmeer, und verbreitet ein verzehrendes Feuer. Ihre Scheibe erscheint doppelt so groß, als in Europa, und ihre Strahlen erfüllen die Atmosphäre mit einer Klarheit, welche kaum das beste Auge aushalten kann; den ganzen Tag über vermindert nichts ihren Glanz, und Abends sinkt sie noch eben so prächtig in den Ocean hinab. Dieß Alles kommt dem Neuling eine Zeit lang entzückend vor, aber bald schwächt die Gewohnheit den Eindruck, und dann sieht er in dem majestätischen Gestirne nur einen Feuerball, von dessen Gluth er verzehrt wird. Am Ende dieser schönen Zeit, die im Ganzen auch die gesündere ist, sieht er mit demselben Vergnügen Wolken am Himmel auftauchen, wie der Reisende in einer weiten, öden Wüste grüne Hügel. Während der viermonatlichen Regenzeit fallen ungeheure Regengüsse herab. Die Neger sind so fest überzeugt, daß die Wolken die Keime der Krankheiten enthalten, und daß die Menge Wassers, in welches sie dieselben sich auflösen sehen, der Gesundheit sehr nachtheilig ist, daß sie sich bei der Annäherung der Regenzeit in ihre Hütten verschließen, ein beständiges Feuer unterhalten, den ganzen Tag Tabak rauchen, und besonders viel gegohrnes Getränk zu sich nehmen. Auf diese Weise glauben sie sich gegen die Nachtheile der Luft und des Wassers während der Regenmonate zu schützen. Sie nehmen sich außerordentlich in Acht, daß sie nicht beregnet werden, und wenn sie ja ein Orkan überrascht oder ein Regen durchnäßt, so stürzen sie sich sogleich, wenn sie Gelegenheit dazu haben, in das Meer, und baden sich, alsdann eilen sie nach Hause, und trocknen sich am Feuer. Es ist allerdings durch die Erfahrung bestätigt, daß man sich hier zu Lande vor den ersten Regen sehr zu hüten hat; innerhalb achtundvierzig Stunden machen sie Alles, was sie berühren, schimmelicht und setzen Alles in Fäulniß, wollene Zeuge bekommen Flecken, die bald Würmer erzeugen, an rohen und gegerbten Fellen bemerkt man die nämliche Wirkung, und selbst das beste Leder wird davon angegriffen.

Sobald die Regen zu fallen anfangen, wird die während der schönen Jahreszeit ausgedörrte und verbrannte Erde mit kriechenden Thieren und Würmern bedeckt, die Wiesen und Felder wimmeln von Insecten. Aus diesen und mehreren andern Erscheinungen geht hervor, daß durch die ersten Regen die Keime der Fäulniß erweckt werden, und man darf ihnen daher nicht ohne Grund einen Antheil an der Entstehung vieler heftigen Krankheiten zuschreiben; hiezu kommen noch andere nachtheilige Einflüsse, z. B. plötzliche Abwechselung von Wärme und Kälte, welche die Atmosphäre mehreremal an Einem Tage erleidet. Die außerordentliche Gluth der Sonne nämlich, welche alsdann fast senkrecht steht, dehnt plötzlich die auf einander gethürmten Wolken aus, und zerstreut sie; in demselben Augenblicke wird nun die Luft erstickend heiß und beinahe unerträglich, alle Schweißlöcher öffnen und erweitern sich alsdann, und der Schweiß fließt in Strömen herab. Bald aber sammeln sich neue Wolken, verdicken sich, und fangen die glühenden Sonnenstrahlen auf; die Luft wird kühl, die Poren ziehen sich wieder zusammen und schließen sich, die Ausdünstung wird unterbrochen, und diese häufigen Veränderungen, die reißend schnell auf einander folgen, müssen natürlich auf die Gesundheit und besonders auf die der dieses Klima's ungewohnten Europäer den nachtheiligsten Einfluß äußern. Endlich muß ich noch der Dünste erwähnen, welche aus jenen ungeheuren dichten Wäldern, aus den niedrigen und morastigen Gegenden und aus so vielen in Fäulniß übergegangenen Thieren und Pflanzen aufsteigen und die Luft verpesten. Während der acht schönen Monate nämlich wird die Erde, die von keinem Regen durchdrungen wird, dürr, und die obern Schichten erhalten eine außerordentlich harte und ausgetrocknete Rinde, welche der Erde kaum eine schwache Ausdünstung gestattet. Wenn die Gluth der senkrecht stehenden Sonne solche Dünste, die durch ihre lange Einkerkerung verdorben sind, in Gährung setzt, und die durch die ersten Regen erweichte Erde sie hervordringen läßt, dann fängt der Boden, der während der trockenen Jahreszeit keinen unangenehmen Geruch von sich gab, häßlich und abscheulich zu stinken an; dann brechen die Krankheiten aus und wüthen nach Verlauf einiger Wochen fürchterlich. Das bösartige, faulige Nervenfieber ist für die Europäer die gefährlichste Krankheit, an welcher auch die meisten zu Grunde gehen.

Während der letzten Monate der schönen Jahreszeit, besonders im December, Januar und Februar weht manchmal zwei bis zehn Tage lang ein eigenthümlicher, aus Osten kommender, nicht sehr starker Wind, Orientaan oder Harmitaan, genannt. Ein eigener Dampf oder Nebel ist eine der gewöhnlichsten ihn begleitenden Besonderheiten, oft verursacht er eine

so große Düsterheit in der Luft, daß man kaum einen Schritt vor sich hin sehen kan. Die Sonne verbirgt sich den größten Theil des Tages und wirft einen röthlichen Schein von sich, ohne jedoch den Augen besonders wehe zu thun; eine ungewöhnliche Trockenheit der Luft ist eine andere Folge dieses Windes, und während seines Wehens fällt kein Thau, Gemüse und Früchte aller Art verschmachten, alle Pflanzen verwelken, das Gras wird dürre wie Heu, die Zweige der Bäume und Gesträuche vertrocknen, die Glieder der Menschen werden schlaff und wie ausgetrocknet, und wenn dieser Wind zehn bis zwölf Tage fordauert, sind sie dergestalt ausgemergelt, daß man nur Haut und Beine fühlt; Augen, Nasenlöcher und Lippen werden trocken, wund und sehr empfindlich, es entsteht ein Drang zum Trinken, nicht sowohl um den Durst zu löschen, als um die peinliche Trockenheit des Mundes, Halses und der Brust zu beseitigen. Obschon die Luft kühl ist, empfindet man doch ein lästiges Prickeln der Haut wegen der gehinderten Ausdünstung. Die Spiegel- und Fenstergläser springen häufig in Stücken, es bersten die Wände und Thüren. Manche hielten früher diesen Wind für die Gesundheit zuträglich und behaupteten, daß die an Diarrhöe und Fieber Leidenden während dieser Zeit leichter genesen, was jedoch die Erfahrung nicht bestätigt hat.

Ein merkwürdiges und meist nur die Neger treffendes Leiden verursacht der sogenannte guineische Fadenwurm, filaria medinensis. Ich beobachtete diese Wurmkrankheit an vielen Negern und Negerinnen, und brachte auch einige Exemplare dieser Würmer mit, wovon einer 26 Zoll lang, liniendick und von gelblich weißer Farbe war, und einige junge Würmer im Leibe hatte. Um den sehr kleinen Mund sieht man vier Saugwärzchen, der Schwanz endet mit einem sehr kleinen, krummen Häkchen. Ich fand diese Würmer fast in allen Theilen des Körpers, in Augen, Ohr, zwischen den Beinen, in den Armen, in den Beinen, besonders an den Waden. Sein Aufenthalt ist das Zellgewebe unter der Haut, wo er in verschiedenen Lagen, bald in vielen Windungen um eine Muskel gerollt, bald gerade ausgestreckt im Zwischenraume der Muskeln, bald in ein Knäuel zusammengewickelt zu treffen ist. Er lebt lange im menschlichen Körper, ohne daß man seine Anwesenheit fühlt; bei einigen der mit mir nach Batavia versandten Neger zeigte sich dieser Wurm erst drei Monate nach unsrer Abreise von Elmina, ohne daß sie vorher von ihm belästigt wurden, höchstens hatten sie das Gefühl, als krieche etwas unter der Haut. Zur heißen Jahreszeit verläßt er gewöhnlich seinen Aufenthalt, und erzeugt dann an dem Orte, wo er sich den Ausweg bahnen will, eine nach Beschaffenheit der betreffenden Theile mehr oder weniger bedeutende und schmerzhafte Geschwulst. Sobald diese aufgebrochen ist, kommt er zum Vorschein, und kriecht mit lebhaften Bewegungen etwas aus der Geschwüröffnung, zieht sich aber sehr schnell wieder zurück, wenn er sich gefährdet sieht. Wenn man ihn fassen kann, zieht man ihn nicht ohne heftiges Widerstreben von seiner Seite heraus, und zwar für den Kranken mit mehr oder weniger großen Schmerzen, je nach der verschiedenen Lagerung des Wurmes; dieser ist todt, sobald er aus dem menschlichen Körper herausgezogen ist, dessen thierische Wärme ihn erhalten hat. Das Ausziehen ist meistens sehr schwierig, besonders bei langen Würmern; ich konnte den 26 Zoll langen Wurm nicht auf einmal entfernen, weil der Kranke während der Operation von den furchtbarsten Schmerzen so erschöpft wurde, daß ich sie auf den folgenden Tag verschieben, und das bereits herausgezogene Stück des Wurmes außen am Beine des Kranken festkleben mußte, um das Zurücktreten bis zur völligen Herausnahme zu verhüten. Reißt der Wurm ab, so nimmt meist das Geschwür einen üblen Charakter an, eitert stark, und wird wohl auch brandig, oder der zurückgebliebene Theil des Wurmes zieht sich zurück, wächst wieder, und sucht sich nach einiger Zeit einen neuen Ausweg, oft weit entfernt von dem frühern, und erregt dann dieselben Zufälle. Manche beherbergen zu gleicher Zeit mehrere dergleichen Würmer; Männer, Weiber, Kinder, auch Europäer, welche länger in diesem Lande verweilen, können an diesen Würmern leiden. Ueber ihre Entstehung sind indeß die Gelehrten noch nicht einig; manche behaupten, daß mit den Lebensmitteln und besonders mit dem Trinkwasser der Same derselben in den menschlichen Körper gelange und hier reife; andere nehmen dagegen an, daß die Würmer im Wasser, oder im Boden, oder in der Luft leben, und bei dem Baden, dem Liegen auf dem Boden, oder dem Aufenthalt in der Luft mit nacktem Körper durch die Poren in diesen kriechen. Am wahrscheinlichsten ist die Meynung einiger, daß der Aufenthalt in dieser Gegend, vornehmlich während der Regenzeit, und die daselbst gewöhnliche Nahrung die Entstehung der Würmer im menschlichen Körper aus seinen Säften begünstige.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Feier des St. Valentins-Tages.

In der ersten Sitzung der königlichen Gesellschaft der Literatur in London, welche in diesem Spätjahre stattfand, las der Secretär eine Mittheilung von Baron Hammer-Purgstall über die Feier dieses Tages, welche schon oft der Gegenstand von Forschungen gewesen ist, wiewohl ohne Erfolg, denn weder im katholischen Kalender, noch in dem römischen Fest der Göttin Februata ist die Erklärung zu suchen, sondern in den ältesten vorhandenen Kalendern, deren Feste allmählich in die römischen und christlichen übergingen. Der 14 Februar, der St. Valentins-Tag, an welchem noch in vielen Ländern, auch in England, junge Leute ihre Gattinnen wählen, ist im indischen Kalender dem Gott der Ehe, Ganescha, geweiht. In Uebereinstimmung mit der Volkssage, daß an diesem Tage die Vögel sich ihre Weibchen wählen, herrscht im Orient eine alte Kalender-Tradition. Im Monat Februar fallen drei Tropfen vom Himmel, der erste am 7, der zweite am 14, der dritte am 21, deren Wirkung ist, die Natur bei der Rückkehr des Frühlings wieder zu beleben. Der erste Tropfen verdampft in der Luft, der zweite fällt ins Wasser, der dritte vermischt sich mit der Erde; der erste weckt die Zeugungskräfte der Atmosphäre, der zweite die des Thier- und der dritte die des Pflanzenreichs. Das Fest am St. Valentins-Tage fällt also mit den ältesten Festen der Indier, Perser und Araber zusammen, welche an diesem Tage dem Gott der Ehe, dem Wiedererstehen der zeugenden

Kraft, gefeiert wurden. Damit hängt wohl auch die namentlich im Orient herrschende Sitte zusammen, an diesem Tage (so wie am 25 desselben Monats) Liebesbriefe zu schreiben.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

An der obern Spitze des zwölf deutsche Meilen langen Sees liegt Keßtelly, was wegen seines landwirthschaftlichen Instituts — Georgikon genannt — schon seit fast einem halben Jahrhundert berühmt ist. Graf Emmerich von Festetits, einer der frühern Besitzer, gründete es, und dotirte es so, daß der Unterricht für die dahin kommenden Zöglinge unentgeltlich gegeben werden kann, und daß außerdem noch mehrere aufgenommen werden, welche völlig freie Station haben. — Es gehen über diese Lehranstalt mancherlei nicht allzu günstige Urtheile im Schwange, und insbesondere wird es im Lande selbst mitunter sehr herabgesetzt. Zum Belege seines Tadels führt man gewöhnlich an, daß fast noch kein einziger ausgezeichneter Landwirth bekannt sey, der seine Bildung dem Georgikon verdanke, sondern daß im Gegentheile sehr mittelmäßige, wo nicht gar mitunter untaugliche Subjecte daraus hervorgingen. Die Sache hat auch für den Ausländer Interesse, und sie muß, wenn man ohne eigenes Urtheil und ohne gründliche Untersuchung dergleichen Aussprüche unbedingt gelten läßt, nothwendig dazu beitragen, das ungünstige Vorurtheil, welches man im Allgemeinen noch gegen die ungarische Landwirthschaft im Auslande hat, bekräftigen helfen. Daß Ungarn aber darin bereits viel höher stehe, wie man glaubt, und daß unter Anderem Deutschland dieß vielleicht früher, als es erwartet, zu seinem Leidwesen gewahren werde, das glaube ich, als mit den derartigen Zuständen jenes Landes genau bekannt, ja vertraut geworden, mit aller Zuversicht behaupten zu können. — Alles, was dort zum Emporblühen des Landbaues, dieser einzigen, das Nationalwohl des Landes befördernden Zweiges geschieht, ist beim ersten Beginnen kräftig und großartig, und wenn es nicht überall die davon zu erwartenden Wirkungen hat, so liegt dieß fast allemal nur in der Ausführung. Bereits besitzt Ungarn vier landwirthschaftliche Lehranstalten, wovon die beiden zu Ungarisch-Altenburg im Wieselburger- und zu Keßtelly im Szalader Comitate die vornehmsten sind. Beide sind zur Aufnahme von einer großen Anzahl von Zöglingen geeignet, indem sie in volkreichen Ortschaften liegen, wo dieselben Wohnung und Kost, für welche sie selbst zu sorgen haben, leicht bekommen; beide sind mit ausgedehnten und großartigen Oekonomien verbunden, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, sich auch im Praktischen gründlich belehren zu können; beide zählen in den Reihen der Lehrer sehr tüchtige Männer. Sollte nun der erwähnte Vorwurf Grund haben, so wäre die Ursache wohl anderswo, als in den hier angeführten Gegenständen zu suchen. — Wir möchten fürs erste in Abrede stellen, daß noch kein tüchtiger Landwirth aus einer dieser Anstalten hervorgegangen sey; sodann aber möchten wir darauf hinweisen, daß hier vielleicht mehr, wie anderswo, zu viele Subjecte hinkommen, denen zu sehr alle praktische Vorbildung fehlt, um die Anstalt mit dem Nutzen zu besuchen, den sie ihnen sonst gewähren könnte; daß aber auch die Großartigkeit der damit verbundenen Oekonomien und das darin herrschende Luxuriöse nicht gerade geeignet ist, recht tüchtige und recht eigentliche Oekonomen zu bilden. — Letzteres voraussehend, hat der Gründer des Georgikons dem Institut eine besondere, mit der Landwirthschaft der Herrschaft in keiner Art verwickelte Oekonomie überwiesen, die ihren Betrieb völlig abgesondert führt und ihre separaten Rechnungen hat. — Wie sich bis jetzt deren Reinertrag gestellt habe und noch stelle, das habe ich nicht erforscht. Aber unangenehm wird man berührt, wenn man hört, daß die Güter, welche zu Keßtelly gehören, schon seit Jahren administrirt werden, was eben für die Lehranstalt keine günstige Meinung erweckt, so schuldlos sie auch, wie aus dem eben Mitgetheilten zu entnehmen, an den nicht geordneten Finanzen des dermaligen Besitzers seyn mag.

Ich fand bei den dasigen Professoren, die ich kennen lernte, eben so viel gründliches Wissen in ihrem Fache, wie Gastfreundschaft und feine Bildung im Umgange. Zöglinge lernte ich keine kennen, da eben Ferien und fast alle verreist waren.

Zu dem besonders Bemerkenswerthen in der hiesigen Oekonomie gehört das Gestüt von reinem arabischen Blute. Die Thiere zeigen sämmtlich hohen Adel, den man eben so wenig an den veredelten, wie an dem Vollblut verkennen kann. Der einzige Tadel, den man ihnen nach den Forderungen unserer Zeit machen könnte, wäre die etwas kleine Gestalt der Thiere. Sie sind freilich in ihrem ursprünglichen Vaterland Arabien auch nicht größer, aber man hat es durch besondere Aufmerksamkeit, so wie durch umsichtige und kluge Auswahl der Zuchtthiere in manchem derartigen Gestüte doch erzwungen, den Thieren eine größere Gestalt zu geben, wodurch natürlicherweise ihr Werth sehr gestiegen ist.

Keßtelly hat seinen Namen von einem Castell, welches die Römer hier hatten, und welches den Eingang nach Pannonien von dieser Seite schützte. Auch in den folgenden Zeiten blieb hier eine wichtige Militärstraße, und es war noch außer dem Castell eine hohe Umwallung an der obern Spitze des Plattensees angebracht. Als man vor einigen Jahren hier behufs der Erbauung eines Dammes und einer Brücke über den See diesen Wall theilweise abtrug, fand man unter andern Alterthümern sieben Gerippe von riesengroßen Menschen. Welcher Zeit und welchem Volke sie angehört haben mögen, das ist bis jetzt unermittelt geblieben.

Wenn man über diesen Damm und seine Brücken fährt, so erstaunt man über den großartigen und in der That für die Kräfte einer einzigen Herrschaft in seiner Ausführung ungeheuer zu nennenden Bau. Einige hundert Klaftern lang ist derselbe mitten durch den See geführt, und damit hat man eine ununterbrochene Communication zwischen den Ortschaften dieß- und jenseits hergestellt, die sonst oftmals auf Monate lang unterbrochen war. Eine unbedeutende Mauth wird für jedes Fuhrwerk gezahlt, die man gern geben könnte, wenn sie auch viermal so hoch wäre, indem man nicht allein statt einer furchtbar schlechten Wegstrecke jetzt auf einer guten fährt, sondern auch zu allen Zeiten sie passiren kann, und nicht, wie sonst, entweder oftmals still liegen oder einen Umweg von einer Tagereise machen darf.

Berühmter noch, wie das Gestüt von Keßtelly, ist das zu Lengyel-Toti im Sümegher Comitate, welches der Baron v. Frihtig dort vor etwa 15 Jahren aus einem arabischen Stamme gründete, und seitdem mit vieler Sachkenntniß fortzüchtete. Die Pferde sind hier größer, und empfehlen sich durch ihre Gestalt eben so, wie durch ihre Schönheit. Dadurch eben hat dieß Gestüt einen ausgebreiteten und wohlverdienten Ruf erlangt, was denn natürlicherweise nicht zum Schaden des Inhabers desselben gereicht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1839.

Ein Besuch in Bengasi. *)

Von Napoli di Romania fuhren wir rasch gegen Süden. Unser Schiff legte neun Knoten in der Stunde zurück, und bald kamen wir an Cerigo, dem alten Cithera, vorüber. Der Wind blies anhaltend aus Norden, und wir verloren die Ufer gänzlich aus dem Gesicht. Gegen Abend wurde das Wetter ungünstig, unser Schiff wurde durch Windstöße hin und her geschleudert, und das Schwanken des Schiffs wurde unerträglich. Diese ganze Nacht schlief Niemand auf dem Schiffe, dessen Lenkung sehr mühsam geworden war. Man zog alle Segel ein, und bemühte sich auf jede Weise, sich in der Mitte des Meeres zu halten, aber unser Capitän vermuthete, wir würden stark nach der afrikanischen Küste zu getrieben. Endlich hellte es sich auf, und in wenig Augenblicken erschien die Sonne: wir maßen die Höhe und fanden, daß wir wirklich in der Nacht 60 Meilen weit nach Süden verschlagen worden waren. Der Wind wurde nicht ruhiger, und gegen Abend sagte mir der Capitän, da die afrikanischen Ufer sehr niedrig seyen, und man sie selbst in geringer Entfernung nicht erblicken könne, übrigens auch in der großen Syrte, in deren Nähe wir uns befanden, wahrscheinlich eine Menge Sandbänke seyen, so halte er es für passender, in einem Hafen Schutz zu suchen, so lange es noch Tag sey. Wir müßten uns seiner Meinung nach in der Nähe von Bengasi befinden, und da der Wind sich nicht änderte und immer stärker wehte, so war es unmöglich, das Schiff rechts nach dem adriatischen Meere hin zu wenden, weßhalb er beschloß in Bengasi einzulaufen. Zu unserm Glück war seine Vermuthung richtig: er ließ das untere Segel aufziehen, wandte das Schiff links, und fort schossen wir gleich einem Pfeile. Nach einer Viertelstunde erblickten wir, wenn auch mit Mühe, das Ufer, und nach einer halben Stunde, d. h. eine Stunde vor Sonnenuntergang, lagen wir ruhig mitten im Hafen von Bengasi vor Anker, wo damals sich außer dem unsrigen auch nicht Ein Schiff befand.

Mit welchem Genusse legte sich jeder von uns zum Schlafen nieder, nachdem wir bei dem furchtbaren Sturm zwei Nächte lang schlaflos zugebracht hatten! Wir lagen ganz ruhig, und das Schiff wiegte sich kaum, aber der Capitän schärfte aufs strengste den Matrosen ein, daß nicht alle sich zum Schlafen niederlegen sollten, erklärte, er werde selbst darauf Acht haben und die Schuldigen streng bestrafen. Als ich hierüber mein Erstaunen bezeigte, erwiederte er mir: „Sie können sich keine Vorstellung machen, was für Diebe die Uferbewohner Afrika's sind! Wenn sie auf einem Schiffe Nachlässigkeit bemerken, so fahren sie in aller Stille heran, ersteigen es, und schleppen, auf dem Bauche kriechend, Alles mit sich fort, was ihnen in die Hände fällt, selbst Compasse und Instrumente; auch schneiden sie Taue, Seile und Segel ab. Man hat Beispiele, daß sie bis in die Cajüte kamen, und hier Geld und andere Gegenstände einsackten." Ich lachte und sagte: ich würde so fest schlafen, daß sie mich selbst forttragen könnten; zum Glück indeß ging die Nacht gut vorüber. Ich schlief wie ein Todter bis in den andern Tag hinein, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Bengasi hieß ehemals Berenice. Sie war eine von den fünf Städten (Pentapolis), welche sich in die Herrschaft von Cyrenaica theilten. Ptolemäus glaubt, daß sie in noch älterer Zeit Hesperis geheißen; der Name Berenice hat sich noch einigermaßen erhalten, indem man die Stadt noch jetzt Berik, Bernik und Berenik nennen hört. Sie war ehemals, als die Hauptstadt von Barka, groß, wohlgebaut und reich. Ihr Hafen war vor Alters gut und von großem Umfang, ist aber jetzt fast ganz versandet, hat beim Eingang nicht mehr als 14 Fuß Tiefe, und so können nur Schiffe von 200 Tonnen einlaufen, und von diesen nicht über dreißig. Im Winter soll die Einfahrt schwierig seyn, der Aufenthalt darin ist aber zu allen Zeiten sicher. Jetzt ist Bengasi nur ein großer Flecken, mit nicht mehr als tausend Häusern, worunter zwei oder drei Moscheen von schlechter Bauart. Ein Aga verwaltet die Stadt unter dem Pascha von Tripolis. Bengasi liegt hart an der Gränze der Sandwüste, weßhalb die Beduinen häufig hieher wandern, um mit den aus Malta und Genua kommenden Schiffen Handel zu treiben. Sie erwarten dieselben mit Ungeduld, verkaufen

*) Bruchstück aus einer Reise von N. S. Wsewoloshski, durch Südrußland, die Türkei, Nordafrika, Malta, Sicilien und Italien nach Frankreich, in den Jahren 1836 und 1837.

Ochsen, Felle und viel Kamelwolle an sie, und nehmen dagegen Pulver, Blei, etwas grobes Tuch, Quincaillerieuwaaren, und verschiedene zu ihrer Bewaffnung nöthige Gegenstände, so wie etwas Mehl und Reis. In der Stadt finden sich, wie ich mich selbst überzeugen konnte, gar keine Alterthümer mehr, doch trifft man römische Münzen in großer Anzahl, sie sind aber meist sehr abgegriffen, und fast alle von Claudius, Nero, Hadrian u. s. w. Ich suchte eine Münze von Gordian zu bekommen, welcher Kaiser Afrika gar nicht verließ, konnte aber nicht Eine erhalten; sie sind sehr selten.

(Fortsetzung folgt.)

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Die Syphilis ist eine unter den Negern häufig vorkommende, doch nicht schimpfliche Krankheit, und wohl schon seit den ältesten Zeiten bekannt; unter unsern achtzig Negern, die meist aus dem Innern des Landes gekommen, waren viele damit behaftet. Die Neger und noch mehr die Negerfrauen haben einige wenn auch noch rohe Begriffe von der Heilkunst, und sind in ihren Curen sehr oft glücklicher als die europäischen Aerzte. Viele Negerinnen sind erfahren in der innern Anwendung heilkräftiger Kräuter, Rinden und Wurzeln, die sie kochen, infundiren und deren frischen Saft sie auspressen; vom Klystiren sind sie noch größere Liebhaber, als die Franzosen, und die Frauen klystiren sich alle Morgen mit kalten Kräuteraufgüssen, auch die Kinder werden häufig klystirt. Ihre Klystirspritzen bestehen aus einem hohlen Rohre, an dessen unterem Ende ein dünnes Röhrchen befestigt ist; durch einen die Höhle des Rohres ausfüllenden Stempel wird die enthaltene Flüssigkeit ausgetrieben. Stuhlzäpfchen, rothmachende und blasenziehende Mittel, Frottirungen, Einreibungen, Einspritzungen von verschiedenen Stoffen, warme Bäder und dergleichen werden häufig angewandt, Blutentleerungen bewirken sie durch seichte Längenschnitte in die Haut, auch die Akupunktur ist sehr häufig. Durch das Auflegen von Blättern des Nußaußbaumes heilen sie besonders schnell und glücklich brandige Wunden und Geschwüre.

Stirbt ein Neger, dann ist gewiß die Seele eines oder des andern Verstorbenen bei ihm gewesen, und hat ihm das Lebenslicht ausgeblasen; deßhalb werden bei gefährlich Kranken meistens einige Fetische vor das Krankenzimmer gestellt, um die Geister davon abzuhalten. Der Tod eines Negers setzt seine Freunde und Verwandten in volle Bewegung, sie führen Tänze vor seiner Hütte auf, wobei sie singen und schießen, und das Trauerfest ist um so feierlicher und großartiger, je freigebiger sich die nächsten Angehörigen des Todten finden lassen. Die Frauen sitzen und stehen um das Todtenbett, heulen und wehklagen unaufhörlich, und rufen dem Todten zu: „Warum bist du gestorben? Haben wir dich nicht gut und treu bedient? Hat es dir je an Essen und Trinken gemangelt?" und dergleichen. Da natürlich der Verstorbene nicht antwortet, so muß der Priester ganz allein den Todten fragen, warum er gestorben sey. Nach einiger Zeit kommt der schlaue Priester mit geheimnißvoller Miene zu den Hinterlassenen, und sagt, er sey meineidig gewesen, oder habe irgend eine andere Sünde begangen, weßhalb er von seinem Abgotte mit dem Tode bestraft worden, und Aehnliches mehr. Gewöhnlich werden die Neger in ihren Häusern begraben; die Trauerzeit dauert ein Jahr, während welcher die Hinterbliebenen den Kopf kahl tragen müssen.

Wenn ein vornehmer Neger, Caboceer, gestorben ist, wird er gewaschen, schön gekleidet, mit Gold behangen auf das Bette gelegt, gewöhnlich mit der linken Hand unter dem Haupte nach Osten gerichtet, als ob er schlafe; um ihn sitzen seine Frauen, welche stets Ströme von Thränen vergießen und mit Roßschweifen in den Händen die Fliegen abwehren; auf einem kleinen Tische vor dem Bette stellen sie Speise und Trank, weil sie glauben, daß sie nach dem Tode eben so essen und trinken werden, wie im Leben. Vor dem Tische steht der Waffenträger des Todten mit dessen Säbel in der Hand, den er beständig bewegt, als wolle er einhauen, und ruft dem Todten zu: „O, was wart Ihr für ein großer Mann, und was seyd Ihr nun? Ihr waret der Schrecken Eurer Feinde, und nun seyd Ihr des Lebens beraubt! Gebietet mir, Jemanden den Kopf abzuschlagen! ich thue es sogleich, wie ich immer gethan habe, was Ihr gebotet! Warum hat Euch keine Kugel getödtet? Muß solch ein großer Mann auf seinem Bette sterben? Doch „Jan Compan" (Gott) ist groß, er wollte es so!" und dergleichen. Am andern Tage wird der Leichenkasten, bedeckt mit Waffen, im Hause zur Schau ausgestellt, und hierauf der leere Kasten im Hause begraben, der Leichnam aber an einem Ort außerhalb des Dorfes heimlich verscharrt, damit er etwa nicht seinen Feinden in die Hände falle und beschimpft würde. Sobald das Begräbniß vorüber ist, beginnt ein schreckliches Geschrei und Geheul im Dorfe, die Verwandten und Sklaven bringen den Tag mit Wehklagen zu. Eine Zeit lang nach dem Begräbnißtage wird täglich vor dem Hause des Verstorbenen gesungen, getanzt, geschossen und gezecht. Früher war es Sitte, einem verstorbenen Vornehmen zu Ehren eine Anzahl seiner treuesten Sklaven zu tödten, und mit ihm zu begraben, damit sie ihn auch nach dem Tode bedienen könnten; die Holländer lassen dieß natürlich nicht mehr geschehen, allein manchmal thun es die Neger doch heimlich. Am letzten Tage der Trauerzeit für einen Caboceer kommt sein Nachfolger in seinem mit Blut und weißer Erde beschmierten Kriegsgewande, auf dem Haupte die Kriegsmütze, bedeckt mit den Schuppen eines Kaimans, in der Rechten einen großen Negersäbel. Der Familienstuhl des Verstorbenen wird umgekehrt, mit einem weißen Tuche bedeckt, in ein kupfernes Becken gestellt, und durch einen Sklaven über dem Kopfe getragen. Der Zug, dem sich das dem Caboceer untergebene Volk anschließt, begibt sich unter beständigem Schießen an die See, und marschirt hier einige Zeit herum; zunächst um den Stuhl befinden sich viele Frauen, welche mit grünen Palmzweigen die Fliegen verscheuchen, über demselben werden zwei kleine Sonnenschirme und ein großer getragen. Hierauf kehrt der Zug nach Hause zurück, und nun werden die

Bildnisse aller aus der Familie Verstorbenen vor das Dorf gebracht. Diese Bildnisse sind von Lehm gemacht, das des Caboceers ist größer, als die der Uebrigen, welche diesen Rang nicht bekleidet hatten, dunkelbraun angestrichen, und hie und da mit weißen Pünktchen und Strichen geschmückt; die Bildnisse der im Kriege Gebliebenen sind mit derselben weißen Erde übertüncht, womit sie die Leichname der Gefallenen bemalen; sie werden alle in kupferne Becken gestellt, und der Caboceer voran, die Uebrigen nach der Altersfolge, von Frauen über dem Haupte getragen. Die Negerinnen, welche noch nie geboren haben, drängen sich zu diesem Dienst in Menge herbei und bilden sich ein, hiedurch vor Unfruchtbarkeit bewahrt zu bleiben. Ungefähr hundert Schritte außerhalb des Dorfes beginnen die Frauen, welche die Becken tragen, zu zittern und zu beben, neigen sich mit dem Leibe bald rechts, bald links, laufen einmal wie Besessene voraus, bleiben plötzlich wieder stehen, und taumeln dann zurück zu den Uebrigen. Die begleitende Volksmenge glaubt nicht, daß dieß durch die Frauen zunächst geschieht, sondern daß die Seelen der Verstorbenen, welche bei ihren nachgebildeten, früher bewohnten Leichnamen in den Becken sich befinden, diese sonderbaren Bewegungen verursachen. Auf einem freien Platze vor dem Dorfe werden die Bildnisse niedergestellt, und es beginnen die Tänze nach dem Klange ihrer Instrumente. Mädchen und Frauen von der Familie, welche etwa kein Bildniß zum Tragen hatten bekommen können, nähern sich nun denselben, drücken sie mit Entzücken an die Brust und rufen aus: „Eia fiaun!" d. i. wie schön bist du! Hierauf setzen sie dieselben wieder an ihren Ort, nehmen von den geopferten Speisen und Getränken etwas zu sich, und entfernen sich dann in der guten Hoffnung, bald Mutter zu werden.

Ihre Ansichten von einem Leben nach dem Tode sind verschieden; Einige meinen, daß sie in das Land der Weißen gebracht und als weiße Menschen wieder geboren werden; Andere glauben, daß sie an einen großen Fluß landeinwärts geführt würden, wo ihr früherer Lebenswandel von einem daselbst wohnenden großen Fetischpriester untersucht werde. Deßhalb stirbt auch Niemand in dieser Gegend, der nicht erst von einem Priester die nöthigen Anweisungen empfinge, wie er sich zu benehmen habe, wenn er an jenen Fluß kommt. Ist nun sein Leben untadelhaft gewesen, dann wird er in das Land der Glückseligen geleitet, hat er sich jedoch gegen die Fetische versündigt, dann wirft ihn der große Priester aus seinem Boote in das Wasser und nie sieht man wieder etwas von ihm. Im Lande der Glückseligen wird nach ihren Ansichten ihr früheres Leben in ähnlicher Weise fortgesetzt: der König, die Caboceers und die obere Classe sollen nach dem Tode bei der obern Gottheit wohnen, im ewig erneuerten Genusse des Prunkes und der Ueppigkeit, welche sie auf Erden hatten, und in diesem Gedanken tödteten die Neger früher eine gewisse Anzahl von Sklaven beiderlei Geschlechts bei der Todtenfeier, damit sie den Verstorbenen begleiteten, seinen Rang verkündeten und Diener seines Vergnügens blieben; die Geister der niedern Classen sollen in Häusern der Fetische wohnen in einem Zustande trägen Dahinlebens, wie sie es in dieser Welt liebten; diejenigen von höherer Weisheit und Erfahrung sollen nach dem Tode mit einem Blicke in die Zukunft begabt und angewiesen seyn, auf das Leben der Menschen, welche die Fetische ehren, Acht zu haben und ihnen zu rathen; diejenigen, deren ungeheure Verbrechen die Sühne der Leichenfeier zu nichte machen, oder die aus Nachlässigkeit oder gewisser Umstände wegen derselben beraubt waren, sind verurtheilt, im Dunkel der Wälder zu hausen, von wo sie sich zuweilen zu ihren frühern Wohnungen hinschleichen. Wer die Leichenfeier der verstorbenen Familienmitglieder vernachlässigt, wird von deren Geistern beunruhigt und verfolgt.

Diese Meinungen über das Leben nach dem Tode wird man nicht befremdend finden, wenn man bedenkt, auf welcher niedrigen Stufe in sittlicher, geistiger und religiöser Beziehung die Neger stehen. Sie haben einige, aber sehr unvollkommene Begriffe von einem höchsten Wesen, halten dasselbe für allwissend, allweise, allmächtig, allgütig und nennen es Jan Compan; sie legen ihm die Schöpfung und Erhaltung aller Dinge bei, aber in sehr roher Weise. Sie glauben, daß dasselbe die Menschen unendlich viel Gutes genießen läßt, wie wenig sie es auch verdienen, und daß es Niemanden wehe thue; nichtsdestoweniger erweisen sie ihm nicht die mindeste Ehre. Einige, welche mit den Europäern mehr Umgang haben, rufen oft aus, wenn sie eine unerwartete Wohlthat empfangen oder eine große Gefahr überstanden haben: „Jan Compan me daasse," d. i. Gott, ich danke dir! sie opfern ihm nicht, und fragt man sie warum? dann antworten sie, dieß Wesen sey viel zu erhaben, um sich so weit zu erniedrigen, daß es Opfer von den armen Sterblichen annehme. Damit ihr Land jedoch mächtige Wesen besitze, die immer bei ihnen seyen, auf ihr Thun und Lassen aufmerken, bei vorkommenden Gelegenheiten sie mit Rath unterstützen und vor drohenden Gefahren sie beschirmen, hat Gott ihnen Untergottheiten — Fetische — aus dem Himmel gesandt. Diese ehren die Neger, da sie von ihnen eben so viel Böses als Gutes erfahren können. Jedes Dorf hat seine eigenen Fetische, die für dessen Wohl wachen, manchmal sind diese Gottheiten die See, ein Fluß, ein Baum, ein Berg oder irgend ein Thier. In diesen Gestalten soll nach der Meinung der Neger ihr Schirmgeist wohnen, damit man sein eigentliches Wesen nicht erkennen könne und hiedurch nicht das Leben verliere. Eine andere Art von Fetischen, für einzelne Familien oder Personen bestimmt, wird von den Priestern verfertigt, sie werden nie mit afrikanischer Gesichtsbildung gemacht und haben alle ein scheußlich wildes Aussehen. Nie sah ich das Bildniß einer belohnenden Gottheit; ihre Priester, die sehr feine Betrüger und Gaukler sind, erhalten das Volk in einer abergläubigen Spannung, welche sie zu ihrem Vortheile benützen: Gott selbst ist zu gut, als daß er ihnen wehe thun könnte, aber die Untergottheiten malen und stellen sie ihnen nie anders als fürchterlich und aufgebracht vor, damit die dummen Neger ihren Zorn durch Geschenke versöhnen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

Von hier nahm ich meine Richtung gegen Fünfkirchen über Kaposvar. Unbekannt mit dem Wege, welcher durch eben nicht freundliche und dabei ein wenig verrufene Gegenden führt, nahm ich einen Wegweiser mit. Ein alter Zigeuner vom reinsten Typus ward mir als solcher empfohlen. Ihm waren alle Wege und Stege genau bekannt, auch versicherte man mich, daß er verläßlich und ehrlich sey. Ich dachte an die Vetturinis in Italien, und trat ruhig meine Reise mit ihm an.

Auf hügeligem, mit Waldungen durchschnittenem Terrain ging es dahin. Eine eigentliche Straße war nirgends zu sehen, weil in der ganzen Umgegend keine Ortschaft von Bedeutung liegt. Häufig schlugen wir Feldwege ein. Wir kamen an einigen Pusten vorüber, wo uns die daselbst im Freien arbeitenden Menschen sehr neugierig betrachteten, weil solche Erscheinungen ihnen selten und fremd seyn mochten. — Im Ganzen war es auf dieser Tour so öde und einsam, daß es gar nicht viel Phantasie bedurfte, um sich vorzustellen, es hätten erst vor kurzem die Türken die Gegend verlassen, und es sey die Bevölkerung nach allen Seiten entflohen. — Im Ganzen aber ist diese Gegend nicht gerade sehr einförmig, denn es gruppiren sich die Waldungen so schön an den Hügeln, auch ist das Feld nicht unfruchtbar. Uebrigens gewährt es auch eine gewisse Unterhaltung, einmal ein wenig solche Regionen zu durchziehen, deren wildromantischer Anstrich die Phantasie anregt. Man ist da aus dem gewöhnlichen Leben herausgerissen und in ein anderes versetzt, eine Menge neuer Gegenstände erhält den Geist in steter Spannung. Wie ich so auf den weichen Wegen zwischen grünenden Hutweiden, die bald dichter, bald dünner mit Eichen besetzt waren, dahin rollte, und mein brauner Zigeuner mit freundlichem Grinsen sich immer nach mir wandte, und mich von dem und jenem unterhielt, wovon ich immer kaum das zehnte Wort verstand, dennoch aber den Sinn errieth; wenn ich ihm mit den wenigen Worten, die ich ungarisch wußte, antwortete, und er sich darob hoch freute; wenn die Schafhirten, gewöhnlich von mehreren weißen Wolfshunden begleitet, an den Weg herankamen, um die seltene Erscheinung zu sehen; wenn ich mich dessen erinnerte, was mir der Pandurenwachtmeister in Lengyel-Toti von dem vielen Diebs- und Raubgesindel gesagt hatte, welches die hiesige Gegend durchzöge, und was meistentheils aus Einwohnern derselben bestände, so war mir ganz wunderbar, aber keineswegs weder unangenehm noch furchtsam zu Muthe. Mochte man mir immerhin gesagt haben, es seyen diese Gegenden so unsicher, daß man in jedem Jaras (District) 16 bis 20 Panduren (gleich mit Gendarmen) halten müsse, und dennoch nicht überall für die Sicherheit stehen könne, so hatte mir doch die Erfahrung, daß ich weder in Ungarn noch in Siebenbürgen, wo ich bei Tag und bei Nacht Tausende von Meilen gereist war, jemals angefallen worden war, Muth gemacht, zumal ich mir es auch zum Grundsatze gemacht habe, mich so leicht durch Erzählungen weder einschüchtern, noch von irgend einer Tour abbringen zu lassen. Liest man freilich die Beschreibungen mancher Reisenden, die sie von der Unsicherheit der Straßen und Gasthöfe in Ungarn machen, so möchte man fürchten, auch nur zehn Meilen in diesem Lande zu reisen. Ich bin aber bei allen solchen grellen Darstellungen immer der Meinung gewesen, man habe deßhalb dabei sehr übertrieben, um seiner Bravour ein Monument zu setzen. Allein und unbewaffnet machte ich alle meine Reisen, von denen allen ich stets ohne alle Gefahr zurückgekehrt bin.

Daß die Gegend von welcher ich hier erzähle, für Diebe und Straßenräuber sehr geeignet sey, wer möchte es läugnen? Die Ortschaften in so weiter Entfernung von einander und die Waldpartien zu Verstecken so geeignet, sind beide für Räuber einladend. Sich aber hier in Hinterhalt zu legen, das möchte ihnen nicht lohnen, da so selten ein Reisender hier durchkommt, den man berauben könnte. Zudem wird die Landespolizei gut gehandhabt, und Panduren und Haiduken patrouilliren stark, und fangen eine Menge schlechtes Gesindel ein. Uebrigens sind die Gegenden zwischen dem Neusiedler- und dem Platten-See — wo auch der berüchtigte Bakonyer Wald liegt — so wie der Sümegher Comitat, der vielfach von Wäldern und Sümpfen durchschnitten ist, die verrufensten in ganz Ungarn. Wenn ich nun durch diese Gegenden mit großer Ruhe reiste, so konnte ich mich des Spottes kaum enthalten über die Beschreibung, welche der sonst so geistreiche Otto von Pirch von der Gefährlichkeit des Weges an der Donau von Raab nach Pesth herab macht, und wovon er sich wegen der Nähe des Bakonyer Waldes — der übrigens viele Meilen von da entfernt ist — mancherlei schauerliche Geschichtchen erzählen läßt.

Ich kam endlich in Kaposvar an, und entließ meinen Aegyptier, der, hätte ich es verlangt, noch weit mit mir gefahren wäre. — Ein großes, fast prächtiges Gebäude ist der hiesige Gasthof, und dennoch findet man darin nur drei Extrazimmer für Fremde, und diese so jammervoll meublirt, daß man sich kaum setzen kann. Eine Abtheilung Uhlanen, die zur Concentration in die Gegend von Szigeth rückten, belebte den Ort. Eine Menge von geputzten Juden (es war Sonnabend) halfen das Gemälde bunt machen. Wie überall, so auch hier, bestätigte sich mir die Erfahrung von der Bildung und Humanität der österreichischen Officiere. Des Abends war ungarisches Theater von einer wandernden Truppe. Was ich schon anderwärts beobachtet hatte, das fand ich auch hier, daß nämlich diese Truppen in der Regel ungleich mehr leisten, wie die meisten derartigen deutschen. Verstand ich auch die Sprache nicht, so zeigte mir doch die Mimik und Gesticulation, daß fast das ganze Personale eine große Routine hatte, und frei war von dem linkischen, so sehr störenden Benehmen derartiger deutscher Schauspieler.

Von Kaposvar nahm ich meinen Weg nach Fünfkirchen. Obgleich man mir der größern Nähe wegen den geraden Weg anrieth, so wählte ich doch, dem bessern Rathe der Officiere folgend, den weitern über Berki, von wo ich auf einem Richtwege in die von Pesth nach Fünfkirchen führende Hauptstraße gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde-Einfuhr in England. Die Liebhaberei der Engländer für Gemälde scheint in stetem Wachsen. Im J. 1855 war die Zahl der aus fremden Ländern eingeführten Gemälde nur 5760, im J. 1858 betrug sie 6691. Von 1855 bis 1858 wurden im Ganzen 46,581 Gemälde eingeführt, wovon 22,291 aus Frankreich, 11,425 aus Italien, 5609 aus Deutschland, 3240 aus Belgien, 1119 aus Holland und 2699 aus verschiedenen andern Ländern. Natürlich sind die meisten dieser Gemälde nur Copien, die Zahl der wirklich bedeutenden Originalwerke wird wohl nicht über 900 betragen. Die Zollgebühren für jene eingeführten Gemälde betrugen 12,119½ Pfd. St. (Voleur. 30 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1839.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste

(Schluß.)

Die Schöpfung und Erhaltung der Welt schreiben sie, wie gesagt, dem „Jan Compan" allein zu, wegen der Erschaffung der Menschen aber sind sie nicht einig mit uns; sie glauben, daß Gott im Anfange der Welt sogleich schwarze und weiße Menschen geschaffen (obgleich sie behaupten, die schwarze Farbe sey die mehr bevorrechtete, denken sie im Ganzen doch das Gegentheil, meinen aber, die Weißen wohnen näher am Monde, die Neger näher an der Sonne), und zwar nicht ein Paar, sondern Viele, da nach ihrer Einsicht zwei Menschen keine Welt bevölkern können, und daß Gott viel zu gerecht und gut sey, um auf einmal mehr Thiere als Menschen zu schaffen.

Der Mond wird von den Frauen besonders hoch geehrt, und bei seiner vollendeten Zunahme huldigen sie ihm durch feierliche Tänze und Gesänge.

Die Fetischpriester und Priesterinnen werden den Negern von „Jan Compan" gesandt: Neger oder Negerinnen, die sich bereits durch allerlei Gaukeleien in ein gewisses Ansehen zu setzen gewußt hatten, werden, nach ihrer Aussage, plötzlich vom Fetisch ergriffen und durchdrungen, und nachdem sie eine harte Probe bestanden haben, als Fetischpriester anerkannt. Die bereits anerkannten Priester unterwerfen die Candidaten der Feuer-, Wasser- oder Giftprobe; die Begünstigten kommen natürlich gut durch, während die Nichtbegünstigten der Probe unterliegen, und ihre Vermessenheit mit dem Leben bezahlen müssen. Aehnliche Proben werden auch in andern Fällen, wo menschliches Urtheil nicht ausreicht, angestellt, und dieses sogenannte Fetischnehmen gilt so viel als bei uns ein Eid.

Es gibt übrigens zwei Classen von Fetischpriestern: die der obern Classe wohnen nächst der dem Fetisch errichteten Hütte und sind des Gottes Orakel, die der untern wohnen bloß den Festen und Cerimonien bei und dienen als Wahrsager und Geisterbeschwörer. Die Fetischpriesterinnen werden gewöhnlich nur bei Krankheitsfällen um Rath gefragt, und beschwören dann die Krankheit durch ihre Cerimonien und heilsamen Kräuter. Die Priester sind meistens schlaue Betrüger, die unverschämt auf die Dummheit der Neger lossündigen und diese daher in ihrer Dummheit erhalten müssen. Die Neger sind gränzenlos abergläubisch und halten alles, was sie sich nicht erklären können, für verzaubert; die der Zauberei Ueberführten werden zwar grausam bestraft, da aber dennoch Zaubereien genug vorkommen, so müssen entweder die Priester selbst die bösen Geister beschwören, oder Amulete die Leichtgläubigen gegen dieselben schützen. Die Priester wissen gegen alles Ungemach dieser Art, das einen Neger treffen kann, Amulete zu verfertigen, und verkaufen diese dem bethörten Volke natürlich sehr theuer. Sie werden aus allerlei Stoffen gemacht, und selbst die ekelhaftesten werden dazu benutzt; die vorzüglichsten sind jedoch eine besondere Art von Steinen, von den Negern „Agris" genannt. Die Priester sagen, daß ein schlangenförmig aus der Erde aufsteigender Dunst ihnen anzeige, wo sie darnach graben müssen. Der Besitzer eines solchen Steines ist eines ununterbrochenen Glückes gewiß, weßhalb dergleichen auch dem Golde gleich geachtet werden. Diese Steine sind zum Theil ganz einfach, und ich sah deren blaue, gelbe, grüne und dunkelrothe, die vielfarbigen erglänzen und schillern mit verschiedenen Farben und Schattirungen. Jeder hat eine eigene Kraft zur Abwendung eines gewissen Unfalles, der eine schützt gegen Verwundungen, der andere gegen Feuer, ein dritter gegen Gift; zu Pulver gerieben dienen sie als Heilmittel, und verdächtigen Personen eingegeben entdecken sie deren Schuld oder Unschuld. Widerfährt dem Besitzer eines Amulets dennoch ein Unglück, dann sagt der Priester, derselbe habe seinem Fetisch nicht genug geopfert, oder Aehnliches. Hat ein Neger von seinem Fetisch etwas Besonderes zu bitten, dann wendet er sich an einen Priester, jedoch nicht ohne sein Opfer mitzubringen, und ersucht ihn, den Fetisch seinetwegen zu sprechen. Dieß geschieht manchmal im Beiseyn des Negers. Der Priester schließt sich in die kleine Hütte des Fetisch ein, rüttelt an derselben und läßt Rauch und fremdartige Töne aus deren Ritzen dringen; der staunende Neger glaubt, daß die Hütte durch übernatürliche Gewalt gebebt und gerauscht habe. Der Priester tritt sodann aus der Hütte und bringt dem ehrfurchtsvollst harrenden Neger die Antwort, die

er natürlich schlau genug so ertheilt, daß sein Ansehen dabei nicht verdächtig werden kann. Meistens jedoch gibt der Priester vor, der Fetisch sey jetzt gerade nicht zu sprechen, und der einfältige Neger muß dann so lange warten, bis der Fetisch bereit ist, Rede zu stehen, das heißt, bis der Priester von der betreffenden Sache gehörig unterrichtet ist. Sodann führt dieser jenen vor die heilige Hütte, gießt ein wenig Branntwein auf die Erde und besprengt damit die Hütte; hierauf spricht er den Götzen auf sehr unterthänige Weise an und bittet um gnädigen Aufschluß über die gethane Frage. Alsbald läßt sich eine fernherklingende, unverständliche Stimme hören, welche der priesterliche Bauchredner geschickt hervorzubringen weiß. Der Neger wird von heiligem Schauer ergriffen, da er die Stimmen seines Gottes zu hören vermeint, deren Deutung er dem Priester auf das Wort glaubt. Wenn der Priester den Fetisch selbst nicht sprechen will oder darf, da dieser nicht immer Gehör gibt, dann bedient er sich zu seinem prophetischen Amte verschiedener anderer Mittel. Ich sah einen solchen Wahrsager, welcher hiezu einen Büschel schmaler, lederner Riemen benützte; die einen Enden derselben hielt er in der linken Hand, am andern Ende der Hälfte derselben waren allerlei Dinge befestigt, Stückchen Eisen, Zähne, Korallen, Federn, Kugeln u. s. w. Mit diesen Riemen wissen sie sehr gewandt in den Händen zu spielen, und werfen sie vor den Augen des Fragenden auf ein von ihnen ausgebreitetes, schwarzes Affenfell verschiedene Male nieder; die Riemen, an deren einem Enden etwas befestigt ist, bedeuten Gutes, fallen nun mehrere von diesen zusammen, dann weissagen sie Gutes, im Gegentheil Schlimmes.

In der Nähe Elmina's, im Dunkel des Urwaldes, gibt es geheiligte Stellen, die meist nur den Priestern bekannt sind; an diesen heiligen Orten spricht manchmal Jan Compan selbst mit den obersten Priestern, alle andern Menschen, die auf weiten Umwegen dahin geführt werden, dürfen nur in einer gewissen Entfernung Zeugen der göttlichen Unterredung seyn. Ist der Priester an diesen Ort gelangt, dann hält er stille und gibt ein Zeichen durch das Schlagen auf eine eiserne Glocke. Die in der Ferne stehenden Neger hören hierauf in der Luft die Töne einer andern Glocke, die immer näher und näher kommen, und sehen einen der größten Bäume auf ungewöhnliche Weise sich bewegen, als ob eine schwere Last sich auf denselben gelagert habe. Die Neger erfaßt nun ein Zittern und Beben, und während dessen läßt der Priester verschiedene Stimmen erschallen, als ob er sich im Gespräche mit der Gottheit befinde. Solche Gespräche mit Jan Compan haben meist ein Menschenopfer zur Folge, das dieser von dem Priester verlangt hat.

Einmal im Jahre, meist im Beginn des August nach der Ernte, hat eine große, religiöse Festlichkeit statt, welche acht Tage lang dauert und durch Tänze und Zechgelage begangen wird. Am letzten Tage Morgens verläßt der Oberfetischpriester mit einer Schüssel geweihten Wassers und einem Palmzweig in der Hand sein Haus, taucht diesen in das Wasser und besprengt dreimal den Boden. Durch diese Cerimonie bannt er die Teufel aus dem Dorfe, sobald dieß geschehen ist, rennt das versammelte Volk wie wahnsinnig aus dem Dorfe mit furchtbarem Schreien, Toben und mit Bewegungen, als ob es Jemand verfolgte, wirft mit Schmutz und Steinen vor sich hin, bis es an die See gelangt, wohin es die Teufel gejagt zu haben glaubt. Hierauf kehren die guten Leute mit siegprahlenden Mienen in ihre Häuser zurück, welche von den Frauen von Grund aus gescheuert und gereinigt werden, damit ja kein Teufelchen darin versteckt bleiben könne. Während der Dauer dieses Festes ist Alles erlaubt, und es werden daher auch die größten Ausgelassenheiten begangen, Prügeleien jedoch werden sehr strenge geahndet.

Der Dienstag ist der Neger Sonntag; an demselben darf nichts gehandelt oder verhandelt, selbst kein Schuldner gemahnt werden. — Von einer Zeiteintheilung haben die Neger fast gar keinen Begriff; das Auf- und Untergehen der Sonne und deren höchster Stand zeigt ihnen Tag, Nacht und Mittag an, die Zeit der Ernte, den Wechsel des Jahres, und diese Zeichen bleiben sich immer gleich, kleine Abweichungen werden nicht berücksichtigt. Da sie unter dem sechsten Grade südlicher Breite wohnen, und ihnen die Sonne immer fast zu derselben Zeit und an derselben Stelle unterzugehen scheint, so wissen sie von deren Kreislauf nichts; da aber die Mondsveränderungen ihnen auffallender sind, so bestimmen sie nach diesen ihre Wochen, oder vielmehr ihren Sonntag.

Bei einem Volke, das keine Zeiteintheilung, und wegen Unkunde des Schreibens keine Zeitrechnung kennt, das von jeher in die tiefste Unwissenheit versunken, dem blindesten, rohesten Aberglauben und einem trägen, gedankenlosen Dahinleben mit nur unbedeutender Unterbrechung ergeben war, kann von einer Geschichte keine Rede seyn. Es haben sich kaum Sagen unter dem Volke erhalten, oder sie haben sich mit Lügen und Abgeschmacktheiten fortgepflanzt; nur die Heldenthaten, welche Einzelne im Kriege mit benachbarten Negerstämmen oder bei Empörungen gegen die Europäer begingen, leben eine Zeitlang im Munde einzelner Familienglieder fort.

Vergleiche ich die Schilderungen des Zustandes der Neger auf diesem Theile der afrikanischen Westküste, welche uns die Reisenden in frühesten Zeiten lieferten, mit meinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, so muß ich bekennen, daß die dreihundertjährige Bekanntschaft mit Europäern im Allgemeinen auf ihre geistige Entwicklung fast gar keinen merkbaren Einfluß geäußert hat, was gewiß nicht allein ihrem Starrsinn und ihrem Widerstreben gegen jegliche Aufklärung zugeschrieben werden kann.

Ein Besuch in Bengasi.

(Fortsetzung.)

Früh Morgens kamen zwei Beduinen auf unser Schiff. Einer von ihnen sprach gut italienisch; sie wollten sich erkundigen, ob das Schiff aus Malta sey, und ob sie nicht Ochsen an dasselbe verkaufen könnten, mit denen sie in der Nähe lagerten. Ich fragte sogleich, ob ihr Lager weit entfernt sey, und ob sie es über sich nehmen würden, mich dahin zu geleiten; ich wollte nämlich die Gelegenheit benützen, dieses Volk, von dem

man in den neuesten Reisen so viel hört, mit eigenen Augen zu sehen. Der Beduine erwiederte, nach ihrem Lager sey es nicht weiter als fünf Stunden im Kamelschritt. Wir handelten mit ihm ab um fünf neapolitanische Ducaten, und er nahm es über sich, mich hin und zurück zu begleiten. Ich miethete in der Stadt zwei Kamele und fünf Esel, und da unser Capitän mich versicherte, daß es bei dem starken Nordwinde keine Möglichkeit sey, aus dem Hafen auszulaufen, so entschloß ich mich, den Ausflug nach der Wüste zu den Beduinen zu machen. Des Capitäns Gehülfe, Casieri, vier Matrosen, ich und mein Diener machten uns alle, gut bewaffnet, am andern Tage früh Morgens auf den Weg, in Begleitung des Beduinen Ibrahim; der andere Beduine blieb als Geisel auf dem Schiffe. Ich hatte keinen Begriff von diesen Sandwüsten, und hatte nie ein Kamel bestiegen. Der Führer (Kornak) gab dem für mich bestimmten mit dem Stock einen leichten Schlag auf die Vorderfüße, und dieß ließ sich auf die Knie nieder. Der Kornak half mir hinauf, und gab mir, als ich in den Sattel geklettert war, einen Strick in die Hand, der um den Hals meines Trabers lief, wahrscheinlich um mich daran halten zu können. Nur mit Mühe konnte ich den breiten, hölzernen Sattel, eine Art Sessel, mit den Füßen umspannen zum Glück aber kam ich auf den Einfall, ein saffianenes Reisekissen unterzulegen. Die mit einem hänfenen Strick befestigten Steigbügel, hinten mein Mantel, ein Sonnenschirm und ein doppelläufiges Gewehr machten meine ganze Bagage aus. Der Kornak saß auf demselben Kamele hinter mir, und ließ die Füße auf einer Seite herabhängen. Auf dem anderen Kamele — auf welches mein Reisegefährte Casieri durchaus nicht steigen wollte, sondern einen Esel nahm — wurden die ledernen Schläuche mit Wasser aufgeladen; auch trug es unsern ganzen Weinvorrath, bestehend aus sechs Bouteillen, meinen Diener, einen Matrosen, mein Bett, oder richtiger gesagt, meine Filzdecke, und noch Einiges, das Ibrahim gehörte. Drei Matrosen und Ibrahim nahmen auf den übrigen Eseln Platz, und so zog unsere Karawane vorwärts. Wir zogen östlich, etwa zehn Werste weit, auf einer flachen Wiese. Ich saß ziemlich gut, nur genierte mich das allzuweite Ausspreizen meiner Füße, weßhalb ich bald dem Beispiele meines Kornaks folgte, und sie auf einer Seite hinabhängen ließ. Mein Kamel ging einen guten Schritt, so daß die Esel ihm kaum im Trabe folgen konnten. Der vordere Esel war an mein Kamel angeknüpft, und mußte unaufhörlich laufen, wobei die Glöckchen an ihm erklangen. Die Wiese, auf der wir ritten, begann nun durch den hereingewehten Sand allmählich ein anderes Ansehen zu gewinnen, und mit einemmale befanden wir uns in der unabsehbaren Sandwüste. Rechts sah man noch das Meer, links und vor uns nichts als den gelben Sand. Wirbelwinde bildeten Unebenheiten darauf gleich den Wellen des Meeres, und der lasurblaue Horizont mit der flammenden Sonne vollendete das traurige aber großartige Gemälde. Die Kamele setzten ihren Schritt ziemlich munter fort, aber die Esel ließen nach zwei Stunden die Köpfe hängen, und man mußte sie öfters mit dem Stock antreiben. Endlich hielten wir an, gaben ihnen zu trinken und eine Handvoll Rübenkraut zu fressen, und nach diesem Frühstück setzte sich die Karawane abermals in Bewegung. Mich belästigte die schon hoch emporgestiegene Sonne unerträglich, und ich breitete meinen Sonnenschirm aus.

Unser ermüdender und schweigsamer Zug dauerte vier Stunden; endlich stimmte mein Kornak mit lauter Stimme ein wildes Lied an, und ihm antwortete oder accompagnirte sein auf dem Esel reitender Gefährte. Mir schien, als zeige sich etwas vor uns, ich blickte genauer hin, es war wie ein kleiner Fleck am Horizont, der aber mit unserm Näherkommen sich rasch vergrößerte. Endlich erblickte ich einige Palmbäume, unter denen das Beduinenlager aufgeschlagen war; aber dahin war noch eine gute Stunde. In der Steppe wie auf dem Meere sieht man die Gegenstände in weiter Ferne. Kamele und Esel schienen die nahe Ruhe zu fühlen: sie schritten munter vorwärts, und wir selbst wünschten baldmöglichst von unsern beweglichen Schiffen herabzusteigen. Als wir dem Lager näher kamen, sprengte Ibrahim voraus, und dort kam nun Alles in Bewegung: ein Haufe Beduinen sammelte sich, und sechs unter denselben, worunter Ibrahim, kamen uns entgegen. Wir hielten an, stiegen von den Kamelen, und die Beduinen sagten mir durch unsern Dolmetscher, der Scheikh habe befohlen, uns willkommen zu heißen. Mich geleitete man nach dem Zelte desselben, und hinter mir kam mein Gefolge, je zwei und zwei. Die Beduinen umgaben uns, blieben aber wenige Schritte vom Zelte stehen. Der Scheikh trat heraus, mir entgegen, in Begleitung von zwei alten Männern und einem Knaben, einem Jungen von zehn Jahren, seinem Sohne; er war etwa 60 Jahre alt, von hohem Wuchse, etwas hager, mit einem ziemlich langen und grauen Bart; auf seinem Kopfe war ein runder Feß, fast wie eine Plattmütze, und ohne Quaste. Er lud uns in sein Zelt ein, Casieri und ich setzten uns nieder, und der Scheikh blieb in geringer Entfernung stehen. Zwei Frauen traten herein, und brachten ein kupfernes Becken und einen großen Krug mit Wasser. Da ich die Sitte schon kannte, befahl ich meinem Diener, mir Stiefel und Strümpfe auszuziehen; die Frauen wuschen mir die Füße, und ich selbst wusch mir das Gesicht und den Kopf — Staub und Schweiß hatten mich auf dem Wege fast zum Mohren gemacht, und das Waschen erfrischte mich sehr. Die Frauen traten hinter einen Vorhang, der das Zelt in zwei Theile schied, und der Scheikh trat nun heran und setzte sich mit uns nieder. Wir saßen auf einer ägyptischen Matte, nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Füßen. Ibrahim stand hinter dem Scheikh: Niemand sprach ein Wort. Man brachte eine Pfeife: der Scheikh that einen Zug und gab sie dann mir; noch andere wurden hereingebracht für Casieri und für ihn selbst. Dann brachte man den Kaffee, und nach diesem wurden kleine, runde Kuchen auf einer Schüssel aufgesetzt; der Scheikh zerbrach eine derselben in drei Theile, und als jeder von uns seinen Antheil verzehrt hatte, erklärte er, jetzt seyen wir seine Gäste und im Zelte vollkommen Herr, wie er selbst.

(Schluß folgt.)

Unterirdische Gänge in Artois.

In dieser Provinz findet sich eine Art Alterthümer, die bis jetzt den Geschichtschreibern völlig entging, nämlich unterirdische Gänge bei mehrern Dörfern, namentlich bei einem Namens Crvillers, die kürzlich von einem Hrn. Terninck beschrieben wurden. Die Eingänge sind sehr eng und brunnenartig, die Corridore und Kammern unten aber 6 bis 8 Fuß hoch. Die Tiefe, in welche diese Gänge, welche in dem Thon oder der Kreide ausgehauen sind, hinabgehen, beträgt zum Theil 70 bis 80 Fuß. Die Arbeit des Aushauens geschah auf eine sehr rohe Weise, und man erkennt fast allenthalben noch deutlich die Spuren der Spitzhauen. Man glaubt, diese unterirdischen Wohnungen seyen im 9ten und 10ten Jahrhundert zur Zeit der Normanneneinfälle entstanden, und sie finden sich in der Picardie, in Artois und in Cambresis in großer Anzahl. (Echo du Monde Savant vom 30 November.)

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

Nichts ist charakteristischer, als ein Jahrmarkt in einer ungarischen Landstadt oder in einem Marktflecken. Ich traf einen solchen in Saas, einem Flecken zwischen Dombovar und Fünfkirchen. Das Drängen und Treiben der ungeheuren Menschenmenge war hier so groß, daß sich mein Wagen nur mit Mühe Bahn brach. Das Gemälde, welches sie bildete, war wahrhaft schön. Die Männer waren meistentheils in Blau gekleidet, und die Frauenzimmer fast alle weiß. Viele der ersten waren, obgleich die Hitze groß war, in ihren weißen Mänteln, welche an den viereckigen niedergeschlagenen Kragen, so wie unten in den Zipfeln mit bunten Blumen gestickt waren. Sie sind kurz, und reichen nicht weit über die Kniee hinab. Die Frauen trugen über den Kopf weiße Tücher, welche schön drapirt in regelmäßigen Falten hinten hinab fielen. Die Mädchen waren im bloßen Haare, welches sich, oben in ein Nest gewickelt und mit einem rothen Band umwunden, wie ein kleines Krönchen zeigt. An den Seiten war es glatt bis in den Nacken gestrichen, so kunstvoll, daß ich es anfangs für eine Art von seidenem Netze hielt, welches wie eine Capuze rückwärts in die Höhe gezogen war. Am Mieder hatten sie ebenfalls viel bunte Bänder. Diese und die weißen Kleider, so wie die blauen und rothen Strümpfe, Alles im bunten Treiben, gab eine Ansicht, wie man sie sobald nicht wieder hat. Von allen Seiten her strömte das Volk noch zu, obgleich das Gewühl schon groß genug war. Vor der Kirche knieten ganze Schaaren Andächtiger, welche innen nicht mehr Platz fanden. Nun denke man sich das Geräusch, das Markten und Feilschen in den Buden, das Wiehern der Pferde, das Schreien der Esel, das Brüllen des Hornviehes, und zwischen diesem allem hindurch die Musik der Zigeuner. Letztere behielt am Ende über Alles die Oberhand, weil ein rüstiger Bursche mit der Trompete so zu schmettern verstand, als wolle er die Mauern von Jericho einblasen. — Die Musik dieser Leute hat etwas Eigenthümliches, und wo sie sich auch vom unangenehmen Gekreische, welches sie nur allzu oft hat, auf eine höhere Stufe schwingt, da geht doch immer mitten durch dieselbe ein Schrei des Schmerzes, den man für die Klage des Genius dieses Volkes halten möchte.

Das Gemisch der in Ungarn wohnenden verschiedenen Nationen findet man, je näher man an Fünfkirchen kommt, wieder in seiner ganzen Mannichfaltigkeit: Ungarn und Slaven, Raizen und Croaten leben hier, und fast in jeder Ortschaft hört man eine andere Sprache. Bei der Einfahrt in Szek grüßten einige Kinder ganz ehrerbietig: „Gelobt sey Jesus Christus!" Da fand ich wieder Deutsche, und Gelegenheit, mich über so Manches, was die Umgegend betraf, zu belehren. — Szek besteht aus zwei Theilen, wovon der eine von Deutschen, der andere von Ungarn bewohnt ist. Da nun die Einwohner fortwährend mit einander verkehren, so sind sie auch sämmtlich beider Sprachen mächtig, die sie denn in der Unterhaltung stets mischen, wodurch ein ganz eigener Jargon entsteht.

Ehemals ging die Straße in gerader Linie über das zwischen Szek und Fünfkirchen liegende Gebirge. Diese ist aber gegenwärtig völlig unfahrbar, und selbst die neue, auf welcher man das hohe Gebirge zum Theil umgeht, ist noch beschwerlich genug. Fast anderthalb Stunden geht es fortwährend bergauf, und wenn man endlich den höchsten Punkt erreicht hat, und glaubt, die Stadt vor sich liegen zu sehen, muß man noch eine lange Zeit warten, ehe man in die von Szerard, die ebenfalls von Pesth kommt, einbiegt.

Fünfkirchen gehört zu den Städten Ungarns, welche man auch nach deutscher Vorstellung für Städte gelten läßt. Sind auch in ihr noch eine Menge schlechter Partien, besonders in den Vorstädten, so hat doch die innere Stadt einige recht schöne Straßen. Vor Allem imponirt in ihr aber der Dom, von dem ich noch Gelegenheit zu sprechen haben werde. Ich traf den Stab und einige Escadrons des Uhlanenregiments Fürst Schwarzenberg hier, welches seine Concentration so eben bei Szigeth beginnen sollte. Durch die Menge von Officieren waren die guten, und durch Wachtmeister und Unterofficiere die mittlern Gasthöfe besetzt, so daß ich Mühe hatte, unterzukommen. Ein glücklicher Zufall brachte mich in einer Vorstadt in ein reinliches und gutes Einkehrwirthshaus, wo ich des andern Morgens ein sehr unterhaltendes Schauspiel hatte. — Früh um 6 Uhr blies nämlich der Trompeter zum Aufsitzen, und es stellte sich eine Escadron gerade meinen Fenstern gegenüber auf. Wahrhaft unterhaltend war die Unbefangenheit, mit der hier Alles geschah. Officiere und Unterofficiere Tabak rauchend, die Gemeinen sich ungezwungen bewegend, stand die Truppe über eine Stunde auf dem Platze. Endlich stellte sich der Rittmeister an die Spitze, und der Ausmarsch fand eben so ungezwungen statt, wie die Aufstellung. Mittlerweile waren zwei Officiere mit den 25 Trompetern des Regiments in die Stadt geritten. Nach einer Weile hörte ich sie mit klingendem Spiele zurückkommen. Jetzt, glaubte ich, würde erst der Hauptzug kommen, und siehe da, der Obrist machte sich die Freude, die Trompeter vor sich herblasen zu lassen, während er mit der Tabakspfeife im Munde und zu jeder Seite einen Officier folgte. — An Train fehlte es nicht, da eine ungeheure Menge von Fourage nachgefahren wurde.

Nach Szigeth ging der Marsch, nach jener Veste, die durch Zriny's heldenmüthige Vertheidigung im Jahre 1564 so berühmt geworden ist. Sie liegt vier deutsche Meilen östlich von Fünfkirchen, und war ehemals vorzüglich fest durch die sie umgebenden Sümpfe, worauf auch ihr Name deutet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138 u. 139.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 December 1839.

Ernst, das Chartisten-Epos.

(Fortsetzung.)

Nachdem Arthur, Hermanns vermeintlicher Vater, der alte Schulmeister, seine Verbündeten angegeben, wird davon Veranlassung genommen, die Bewerbung des Sohns abzuschneiden. Die folgende Zusammenkunft zwischen Arthur, Hermann und Lucy Heß ist ebenso zart als kräftig geschildert:

„Herr, nur um Eins noch möcht' ich bitten,
„Daß ich darf Eure Tochter sehn und hören
Von ihr, was Euer Mund mir klar gesagt,
Noch bündiger." — „Das ist gerecht und billig,"
Sprach drauf der Vater, — „ich verweigr' es nicht.
Harrt nur bis sie herabkommt; ha! da ist sie
Ja schon im Garten; Euern Wunsch soll sie
Erfahren, der wohl auch der ihre ist."
Er ging und Hermann blieb allein; kurz war
Die Frist, doch groß genug, daß tausendfache
Verschiedene Gedanken drin sich drängten,
Gemengt in Eine schwankende Empfindung,
Wie Mücken, doch in keinem Sonnstrahl schwimmend;
Alles war still, bis auf den ungestümen
Schlag seines Herzens, der das Schweigen brach;
Doch bald kam noch ein Laut, den Niemand leicht
Vernahm, als wer drauf lauschte; leichte, rasche
Schritte — dann an der Thür' eine leise Hand,
Dann durchs Gemach schwebt' eine jugendliche
Erscheinung blasser Lieblichkeit; holdselig
Doch bleich, bewegte sie sich wie im Traum,
Geräuschlos, schwebend und bewußtlos fast,
Denn ihre mächtig tiefe Leidenschaft
Hatte sie wie in ein Gewölk gehüllt;
Sie stand, und umgesunken wäre sie
Bevor sie sprechen konnte; aber Hermann
Erhob sich rasch und unterstützte sie,
Und faßte ihre Hand und ließ sie sitzen
In bebender Kraftlosigkeit, um wieder
Zu sammeln ihren Geist, sie selbst zu seyn.
Traurig sah er sie an und endlich brach er
Das trübe Schweigen: „Lucy, sieh mich an,
Und sprich ein Wort zu mir — oh, sey'n wir Freunde.
Solche eine Trennung wie die unsrige
Erzeugt nicht Haß, nur Jammer — sprich zu mir
Und laß mich hören, daß als Freunde nur
Uns diese Kluft trennt, nicht uns feindlich scheidet —
Nein! weine doch nicht so! dein Kummer ist
Mein ärgstes Leid. Oh! nur ein Wort, ein einz'ges
Antworte mir." — „Oh ja! ich will antworten,
Was aber sagen dir? verzeih mir! dieß
Ist Alles. Ja, verzeih mir jetzt, wie du
Mich einst geliebt hast — ganz aus vollem Herzen,
So wird vielleicht mein Gram geringer werden;
Doch nein! — das hoff' ich nicht, verdien' ich nicht,
Verzeih mir nur!" — „Lucy, das ist zu viel;
Warum verzeihn? Was du gethan — von Herzen
Erkenn' und lob' ich als ein edel Thun,
Doch wenn du lieber hörst das andre Wort,
So sag' ich, daß ich Alles dir verzeihe,
So ganz wie wir verzeihn den liebsten Freunden,
Die unser Bestes suchen; ja, dieß merk dir:
Hätt' ich gehabt zum Handeln gleiche Gründe,
Hätt' ich es auch gethan — heiß liebt' ich dich,
Du weißt's; ich fühl's und werd' es immer fühlen,
Doch in der heißen Inbrunst meines Eifers
Hätt' hunderttausend Lieben wie die meine
Geopfert ich, um Einen solchen Mann
Für unsre Sache zu gewinnen, wie du
Am edeln Linsingen gewonnen hast;
So bitt' ich dich, gib dich zufrieden." — „Nein,"

Antwortete mit strömenden Augen ihm
Das Mädchen, „was du sagst, zeigt nur noch größer
Die Größe deines Geistes, — niedriger
Noch alle meine Niedrigkeit, als früher.
Oh! wärest du mein Bruder doch gewesen —
Wie selig dann, als deine Schwester, wär' ich!"
„Lucy, so nimm es so! ich bin dein Bruder,
Zwillingsgeschwister sind wir nach der Seele;
Was woll'n wir mehr? Sey du nur recht von Herzen
Bei diesem Unternehmen meine Schwester:
So wird dir nicht nur eines Gatten Liebe,
Die höchste Hoffnung, die ich dir konnt' bieten,
Sondern dazu noch, um das Maaß zu füllen,
Die eines Bruders; ja, bei meinem Wort,
Ich mein': der Schwestername klingt noch süßer,
Reiner und keuscher, wen'ger Ird'sches dran
Und mehr des Himmlischen. Lucy, es ist
Die Gnade Gottes, und es ist mein Ernst,
Ich küsse deine Stirn', zum heiligen,
Zum Tauf-Malzeichen daß du mir verschwistert.
So, dieß ist gut; nie bisher war ich Bruder,
Und jetzt fühl' ich den Geist in meinem Herzen
Wie einen neugebornen Engel. Fühlst
Du auch es so? Ich bitt' dich, glaube das!
Wir müssen scheiden jetzt — ein längres Zögern
Ständ' uns nicht an; doch noch ein Wort hab' ich
Zu sagen: dir ist wohl bekannt, daß nahe,
In Salberg, stehn Soldaten eine Truppe, —
Soldaten aber darum Menschen doch,
Nicht so wie andre nur Musketenständer,
Unter den Leuten hat man guten Samen
Schon ausgestreut, der Wurzeln treibt. Nun steht
Der junge Edward Linsingen als Fähndrich
Bei dieser Truppe; was ich von ihm weiß,
Ist er von einem Schrot und Korn, daß man ihn
Gewinnen könnt für unsern heiß'sten Dienst;
Nun, Lucy, meiner, deiner, Linsingens,
Und unser Aller Willen, während noch
In erster Gluth steht deines Gatten Liebe,
Gib ihr die Richtung, daß auf seinen Bruder
Er wirke, dessen Einfluß diese Leute
Bewegen kann, daß sie sich thätlich auch
Mit uns verbünden, wie sie's sind im Herzen;
Willst du dieß thun, so machst du unsern Plan
Gelingen, die Zerstörung unsers Feindes —
Ich sage: wenn du willst, — denn wahrlich, ganz
Von deinem Wollen hängt das Können ab,
Und nie gebot noch eines Weibes Wille
Ueber solch große Macht. Hast du eine Seele,
Um über das, was vor den Augen liegt,
Hinauszuschaun in künft'ger Jahre Frucht?
Oh! hoch, so hoch geehrt wirst werden du,
Daß die von Orleans, die fränkische Jungfrau,
Soll gegen dich nur eine arme Dirne
Seyn, wie sie anfangs war. Gewähr' uns dieß,
Ich fleh dich an, und so beglück' uns Alle,
Ja, folg' nur deinem eignen guten Geist
Er ist ein guter Führer. Lucy, dann
Weiß ich, was jetzt ich von dir glaube: daß
Du wahr und treu bist, und, verlassend mich,
Einen verläßt, den lieb du hast, nur deinem
Lande zu lieb. O denke drüber nach!
Und dem Gedanken folge rasch die That,
Damit ein widerwärt'ger Zufall nicht
Dazwischen komme und vereitle Alles;
Und jetzt geh' ich, und du — gib mir den Segen,
Der immer mich begleite, mit: dein Bruder!"
Er küßte sie und ging; sie blieb allein
In tiefer Seeleneinsamkeit, und viele
Gedanken kamen ihr, schwankend und dunkel,
Welche sich endlich so gestalteten:

„Hab ich gesehn ihn?
War wirklich er hier?
Hab' ich zu ihm geredet?
Er geantwortet mir?
Nein, denn in meiner Blindheit
That groß Leid ich ihm an;
Mit mir so freundlich
Nicht reden er kann!
Aber, o du Geliebter!
Sprich, warst es du?
Hörst noch meine Worte,
Oder verschwandest im Nu?
Ja, geschieden bist du,
Kehrt nimmer zu mir!
Einsamen Herzens
Muß ich bleiben hier.
O wär' ich ein Soldatbub',
Keck und muthvoll!
Aber so einsam —
Gewiß werd' ich toll.
Angst und Pein ginge
Dann unter in Kampf und Sturm;
Jetzt mein sieches Leben
Nagt der Verzweiflung Wurm.
O welcher Jammer,
Daß zu mir er kam,
Nur um mich zu verlassen
In noch tieferem Gram!
O, während du da bist —
All der Träume Glück,
Die sonst froh uns ergötzten,
Kommt mir wieder zurück.
Alten Glückes Gesicht dann
Scheid' ich von Wahrheit kaum;
Mein Ehrgeiz erscheint mir
Wie ein thörichter Traum.

Ja, sein prächtiger Schimmer
Zeigt ferner sich mir,
Trüber und schwächer,
Wenn du bist hier.
Dort ein Stern, einsam glänzend,
Der nicht heimisch auf der Erde;
Hier ein Feuer, warm lohend
Auf dem Haushaltherde.
Ach! zärtliche Herzen
Hohn und Verachtung bricht;
Aber solche Verzeihung —
Ist sie schmerzlicher nicht?
Ja, du bist verschwunden!
Und verbannen will ich
Meine weibliche Schwäche;
Neu erheb' ich mich!
Dein geliebtes Bild fern ist,
Doch wer sind die Andern,
Die so finster, gewaffnet,
Deinen Stahl umwandern?
Oder ist's ein Gesicht nur,
Das mein armes Hirn so verstört?
Nicht mehr will ich träumen; Lucy
Dein wieder gehört!"

Auf stand sie; wie sie aufstand, kam die Mutter
Um sie zu trösten — aber was in Händen
Man trägt, darf man nicht stets aufs Herz auch legen —
Nein — 's ist der Geist, der unterschiedliche,
Der's macht zu Balsam, oder Gall' und Nesseln.
Lucy fuhr bei der Thüre Knarren auf,
Bang, eine fremde Seele möchte kommen
Verkleidet in die Bildung von Bekannten,
Und unbarmherz'ge Fragen an sie machen
In anderm Ton als sie antworten konnte.
Wer mit uns fühlt, ist unser Freund, ist Vater
Und Mutter uns in unsers Herzens Drangsal;
Doch alle Andern, wären's unsre Nächsten,
Gesammt in einer einigen Person,
Sind kalte Bilder nur von Thon; so kam sie
Die treue Mutter, sprach ihr freundlich zu;
Aber die Jahrszeit ruft hervor die Blumen,
Die Jahrszeit, mit der Elemente Beistand,
Und nicht die Sonn' allein. — —

Die bisher mitgetheilten lyrischen Stücke waren erotischer Natur; aber wir müssen jetzt auch billigermaßen die von religiös-politischem Charakter geben:

„Es ist gut, Brüder und Freunde,
Ihr habt gesprochen, und wer spräche dagegen?
Nicht soll'n all die höllischen Feinde
Widerstehn eurem Willen, euch hemmen auf euern Wegen.
Wir erhoben uns; wo ist die starke Hand,
Die uns stürzt um?
Wir sind aufgestanden, zu schaffen diesem Land
Seinen alten Ruhm —
Ihr altes Vorrecht, gekrönt mit Ehren:
Die Nationen alle Weisheit zu lehren;
Lang ward eitel damit geprahlt,
Am meisten, als am mind'sten es galt;
Jetzt ist die Lüge worden wahr,
Dank der Ehre und eurer Schaar!
Euch allen die sich als Patrioten erzeigt,
Und dem gesegneten Land, das euch gezeugt!
Ja Heil sey dir, mein glorreich Mutterland,
Denn glorreich wirst du seyn,
Du, das uns umschlang mit heiligem Bruderband,
Ruhm sey und Heil sey dein!
Menschen schau'n nach dir von fern,
Als nach einsam hellem Stern,
Suchend in Nächten, schattendicht,
Ein sie führendes, hohes Licht;
Jetzt fühl' ich in Mark und Blut
Brünstige Patriotengluth,
Die ich nie empfunden noch
Als du warst im Knechtschaftsjoch;
Denn wer hätt' sich, im schwärmerischsten Traum,
Dich zu lieben da gewöhnt,
Als du kriechenden Gewürms Abschaum
Statt Menschen gefröhnt?
Geschöpfen, so hoch hinaufgekrochen,
Dich so zu knechten, zu unterjochen,
Durch das Recht ihrer Klauen und giftigen Macht.
Doch, Gott sey Dank! ihre Stund' ist vollbracht!
Ja, dich jetzt grüß' ich, Mutter freier Söhne,
Nach überstandnen Wehen!
Auf deiner Stirn strahlt eine Seelenschöne,
Die sonst ich nie gesehen.
Und klarer strömen deine Quellen,
Und höher deine Berge schwellen,
Und das aus Stolz, daß dir's gelungen
Zu stehn in der Welt allein unbezwungen,
Allein zu stehn, während Andre fallen,
Sich beugend der Königin von allen.
Mit einem Kuß grüß' ich dich; ihr in der Runde
Entblößt den Fuß, ihr steht auf heil'gem Grunde!
Und ein Malzeichen setzt an diesem Ort,
Das noch von Gnade zeugt, wenn ihr seyd fort.
Einen Steinaltar häuft auf des Berges Grat,
Der Freiheit Mal, das dem Pilger weist den Pfad;
Und schaut, wie glanzvoll dieser Tag erstand!
Ein himmlisch Zeichen von hoher Huld ein Pfand!
Doch mehr noch glänzend, mehr noch himmlisch klar
Verheißt sein Strahl sich jedem künft'gen Jahr.
Wie heute uns, bescheint er dann unser Gedächtniß,
Des Danks gegen Gott, der Freud' unter Menschen Vermächtniß;
An heil'ger Feier ist nur Einer größer:
Der Hohe, der uns schenkte den Erlöser.

Den Sohn, der Menschen selig macht und gleich,
Der, gottgesandt, gründet das freie Reich!
Denn was sind wir als Thäter von seinem Willen?
Was er geweissagt, das wir jetzt erfüllen.
In diesem Glauben gürtet das Schwert Alle um;
Nehmt den Herrn auf in schwellender Seelen Heiligthum;
Nehmt auf ihn, daß er segnend darin throne,
Und unter uns, ein Retter und Beistand wohne.
Oh! glorreich ist die Sendung, der ihr euch weiht!
Euer Ziel ist hoch, drum hoch auch von Seele seyd!
Baar jeder Furcht, die lähmt des Weltlings Muth, —
Jedes Leid und Freud' verzehrt von Eifers Gluth,
Von Eifers Gluth, die nicht drum fragt, nicht scheut,
Wenn mit Gefahren auch die Bahn bestreut,
Empor nur blickend nach des Zieles Kranz,
Deß Herrlichkeit das Aug' verklärt mit Glanz;
Gleich tragend Alles, was da kommen mag,
Mühsal und Wohlergehn, Sieg oder Schlag. —
Gewinn ist Alles, kein Schaden kann sie rühren
Als: Christum und sein heilig Kreuz verlieren!
Das ist der Geist, der frisch uns muß beseelen
Auf anderm Weg, als andre Menschen wählen;
Ja, einen andern Weg, vergeßt das nie!
Einen geradern, sicherern als sie;
Ha! wär's nicht so — welcher Thor den Plan wohl hätte:
Um Ein Glied zu verlängern unsre Kette?
Beseht diese Kette, woraus sie ist gemacht:
Aus Schwertern von Patrioten, die in der Schlacht
Zerbrachen, zersplitterten an der Uebermacht,
Die sie angriffen thöricht und unbedacht.
Doch keiner wagte noch, was wir beginnen;
Drum, wer darf sagen, daß wir Eitles sinnen?
Nicht fehl schlug was nie ward versucht von Streitern;
Wenn Andre schon — wir werden doch nicht scheitern.
Verräther-Narr'n, die man hier Lands sah schon,
Jagte in Angst der Schatten von dem Thron;
Gleichgültigkeit war der selbstsücht'gen Opfer Lohn.
So zeugt die feige Furcht sich selbst ihr Loos;
Doch keck muß seyn Rebellengröße groß!
Wir wissen's, Brüder, wohl; und was wir wissen,
In unsrer Kühnheit selbst wir zeigen müssen!
Weg mit verräth'rischem Complot, Hoflügen,
Die, ärmlich, nur armsel'gen Preis ersiegen,
Von Schwachen ausgeführt, sklavischen Seelen entstiegen —
Nein! laßt die Masse mächtig rücken zum Sturm,
Wogend wie das Panier auf hohem Thurm;
Die Masse, welche nie ihr Haupt erhoben,
Bei des Adels Kämpfen, der Factionen Toben,
Jetzt aber, voll Ungeduld um ihr gestohlenes Recht,
Hoch schwingt die Hand und sich stürzt ins Gefecht.
Horch! hört ihr nicht des frischen Geistes Sausen,
Welcher die Brunnen der Tiefe macht erbrausen!
Eine mächtige Fluth rauscht ebnend hin über Allen,
Neue Mächte erstehn, und alte Reiche fallen.
Freut, Brüder, euch! denn diesen Tag zu sehn
War vieler Herzen lebenlanges Flehn,
Und sahn ihn nicht, mußten trauernd hinunter gehn.
Und dieß heilige Werk ist gelungen unsrem Streben, —
Gottes Gnade unser Hort!
O darum laß ihm uns die Ehre geben,
Kniet alle nieder an diesem Ort.
Wir sind geworden eine Brüderschaft,
Wahr und gut, voll heil'ger Kraft;
Ich der Pred'ger und Heilverkünder
Und ihr meines Amtes Kinder,
Meines Wortes will'ge Hörer,
Lebend wie's euch lehrt der Lehrer;
Für das Evangelium entflammt,
Ob euch weltlich Gesetz verdammt;
So, vor kurzem, glaubt' ich von Allen —
Wäre jetzt die Zeit zu fallen?
Schmählich abzufallen jetzt,
Wo wir auf die Probe gesetzt?
Nein; das würde mich tief bekümmern!
Soll dieß unser sorgsam gebautes Haus,
Sinken am Strand zu Trümmern,
Ohnmächtig, zu trotzen der Wellen Gebraus?
Oft predigt' ich, oft betet' ich mit euch,
In Andacht die Seelen ergossen;
Jetzt ist gekommen die Zeit, zu führen den Streich
Den wir beschlossen.
Was Ihr zu seyn bekanntet mit dem Munde:
Geweiht ganz eures Heilands Willen —
Ihr seyd's nicht weniger, hoff' ich, zur Stunde;
Damals gelobten wir, und mehr wir jetzt erfüllen!"

(Schluß folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Heinrich V ließ zwei Jahre verstreichen, ehe er die Früchte dieses Siegs zu pflücken suchte; dann unternahm er die Eroberung der Normandie. Aller Patriotismus schien in Frankreich erloschen; die Herrschaft der Valois hatte nur Schmach und Ungemach über das Land gebracht; viele glaubten in der Anarchie und in den Leiden, welche das Land heimsuchten, eine Strafe des Himmels zu erblicken, dafür daß man vom Thron diejenige ausgeschlossen hatte, die als rechtmäßige Erbin betrachtet wurde. Der Erbe der Usurpatoren ward seit dem Meuchelmord von Montereau nur noch als ein Meuchelmörder betrachtet, der sich mit den Armagnac'schen Räubern verbündet. Der neue Herzog von Burgund, der Abgott des Bürgerthums, wollte, um seinen Vater zu rächen, Heinrich dem Fünften die Krone sichern;

Isabeau von Bayern, die Gattin Karls VI, zog ihre Tochter Katharina dem Sohn vor, der ihr fremd geworden; sie zeigte sich sehr begierig, dieselbe Heinrich V zur Gemahlin zu geben, und die Thronfolge in Frankreich als Heirathgut. Dieß war die Grundlage des Vertrags von Troyes vom 21 Mai 1420. Dieser Friedensschluß wurde von Karl VI und von den drei Ständen der Generalstaaten bestätigt; er wurde mit Jubel aufgenommen von der Stadt Paris und von der ganzen burgundischen Partei, welche damit das Ende aller Leiden für Frankreich gekommen glaubten. Erst nach dem Tod Heinrich V und Karls VI, im Herbst des Jahrs 1422, begann ganz leise ein Umschwung in der öffentlichen Meinung sich kund zu geben.

Von dieser Zeit an hatte Frankreich zwei Könige; der eine, in Paris, Heinrich VI war ein Kind, ein Engländer, Enkel Karls VI von mütterlicher Seite; während seiner langen Regierung (1422 — 1471) erinnerte er an seinen Großvater durch seine Geistesschwäche und sein Unglück; der andre, in den früher englischen Provinzen, südlich von der Loire, Karl VII (1422 — 1461) war ein Jüngling, befleckt durch ein großes Verbrechen, der sich bis in sein sechsunddreißigstes Jahr durch seine Sitten und seine entwürdigende Schwäche verächtlich machte. Wer sich dem einen oder dem andern dieser beiden Prinzen genähert hatte, konnte sie nicht mehr achten. Das Kind Heinrich VI wurde wieder nach England zurückgeführt, aber sein Stellvertreter in Paris ließ diese Stadt dem entsetzlichsten Elend zum Raube werden. Aquitanien, andrerseits, sah mit dem größten Ekel und Widerwillen die schmählichen Günstlinge Karls VII sich einander ablösen. Im andern Ende des Königreichs dagegen, in der Champagne, wo Karl VI persönlich nicht bekannt war, dachte sich das Volk unter ihm gern einen Vertreter der Nationalunabhängigkeit, einen Feind der Engländer, deren Joch unerträglich geworden war. Das Auftreten der Jungfrau von Orleans, 1429, war die erste Kundgebung der Wiederbelebung des Nationalgeistes; später sah man in allen Provinzen abenteuernde Capitäne erstehen, die, den Krieg auf eigne Faust führend, allmählich die Engländer vom französischen Boden vertrieben. Der Herzog von Burgund selbst machte sich von Heinrich VI los, während Karl VII im Jahr 1439 sich aus seiner Sorglosigkeit aufzuraffen und zu ermannen schien. Von da an bestrebte er sich mit Beharrlichkeit und Einsicht nicht nur Frankreich wieder zu erobern, sondern auch es neu zu organisiren, es von der Räuberei zu befreien, deren Beute es lang gewesen, und ihm die Elemente der Wohlfahrt wieder zu geben.

Diese Wohlfahrt vertrug sich nicht mit dem Vorhandenseyn der Prinzen vom Geblüt mit großen Besitzungen, welche die Lehen der großen Vasallen überkommen hatten, und eine Aristokratie ohne Vaterland bildeten. Der Sohn Karls VII, Louis XI (1461 — 1483), setzte sich die Aufgabe, sie zu demüthigen. Ungleich allen Valois, seinen Vorgängern, durch seine ausgezeichneten, wie durch seine schlechten Eigenschaften, thätig, unruhig, begierig alles zu sehen, alles selbst zu thun, Jedermann mißtrauend und Niemand glaubend, hatte er die Politik als eine Wissenschaft studirt in den Büchern wie in dem Verfahren der italienischen Tyrannen. Zum erstenmal sah man auf dem Thron von Frankreich einen Mann von vielem Geist; aber dieser Geist war zu fein, überdieß von aller Sittlichkeit entblößt, und verbunden mit einem falschen, aller Liebe und alles Wohlwollens unfähigen Herzen. Die Revolutionen in England ließen Louis XI von dieser Seite nichts mehr befürchten; in Frankreich suchte er, in seinem Mißtrauen gegen den Adel, nicht nur dem Volk, sondern selbst dem Pöbel zu gefallen. Es gelang ihm, wie er sich vorgesetzt hatte, die großen Vasallen zu demüthigen; aber er hätte wohl sein Ziel sicherer und schneller erreicht durch eine offenere, weniger krumme und grausame Handlungsweise.

Karl VIII, Sohn Louis' XI, war erst dreizehn Jahre alt, als er seinem Vater auf dem Thron folgte (1483 — 1498), und die Schwäche seiner physischen und geistigen Anlagen machte ihn später, als Mann eben so unfähig zu regieren, wie er es als Jüngling gewesen. Indessen war seine Regierung ausgezeichnet durch zwei wichtige Ereignisse: durch die Generalstaaten von Tours, welche jetzt zuerst einen Begriff davon gaben, wie die Nation sich mit Nachdruck und Erfolg der Regierung des Königreichs theilhaftig machen könne, und durch den Zug nach Neapel, eine chevalereske Phantasie dieses jugendlichen Kopfes, der keinen andern Krieg, keine andere Politik kannte, als die der Ritterromane. Dieser Zug jedoch brachte ganz Italien in Verwirrung, weil die italienischen Condottieri, Meister in der Kunst des Kriegs, ganz aus der Fassung gebracht und aus ihrem Gleis gedrängt wurden durch den wilden Ungestüm der französischen Ritter und des schweizerischen Fußvolks, welche Blut vergoßen nicht um zu siegen, sondern aus Freude am Gemetzel.

Das sechzehnte Jahrhundert, eine für das Geschick des gesammten Europa's so wichtige Epoche, war für Frankreich eine Zeit der Leiden und des Unglücks. Während der ersten Hälfte stürzte es auf die fremden Nationen mit all dem blutdürstigen Ungestüm, welchen die Bürgerkriege in ihm entwickelt hatten; in der zweiten Hälfte kehrte es sich gegen sich selbst, um sich in Religionskriegen zu zerfleischen.

Trotz all der Leiden und des Ungemachs, wovon wir berichtet, war doch Frankreich unaufhörlich vorangeschritten in Aufklärung, Erfahrung und Civilisation. Die Unterdrückung muß entsetzlich seyn, wenn nicht doch jede Generation wachsen soll durch die ihr von den Vorgängern hinterlassene Erbschaft. Von dieser Art war sie indeß gewesen vor dem Jahr 1000, wo jede Invasion darnach strebte, alles zu vernichten, was die Menschheit vor ihr gegründet und geleistet hatte. Die letzte dieser neuen Invasionen war die der Normannen; von da an ward Frankreich nicht mehr von Eroberungen heimgesucht; von da an glichen auch die individuellen Bestrebungen jedes Bürgers, jedes Familienvaters zur Verbesserung seines Zustandes, die Verirrungen und Verbrechen der aufeinander folgenden Regierungen mehr als aus, trotz dem, daß diese mehr geeignet schienen, Alles zu zerstören, als zu schaffen. Als im Jahr 1498 die gerade Linie der Familie Valois unterbrochen wurde, war Frankreich bevölkerter und reicher als es um 1328 gewesen, wo diese untüchtige,

tyrannische und unglückliche Familie zur Herrschaft gelangt war; der Ackerbau gewährte reichlicheren Ertrag, Industrie und Handel waren blühender, die Intelligenz besonders war gestiegen und allgemeiner; die Bildung war Allen zugänglicher, dem Denken war mehr Uebung und Freiheit zu Theil geworden. Der Zustand des Volks auf dem Land wie in den Städten war noch ziemlich armselig, sehr prekär und herabgewürdigt, doch aber besser als im Anfang dieser Periode; die Sklaverei fand sich nur noch an wenigen Orten, als eine seltne Ausnahme, vor; die Communen hatten das Bedürfniß der politischen Freiheit empfunden und selbst in manchen Fällen sie errungen, obgleich die Könige nicht faul waren, sie ihnen zu entreißen durch Vervielfachung der Todesstrafen.

Uebrigens hängt der Einfluß der Staaten auf einander hauptsächlich von ihrem Größenverhältniß ab. Die aus der Zerstücklung des römischen Reichs entstandenen Staaten waren alle kleiner, als die, welche sich in Frankreich gebildet hatten, gerade weil Frankreich in jener Zeit menschenärmer und die Mittelpunkte der Intelligenz daselbst sparsamer zu finden waren; sie hatten sich auch zusammengeballt, aber langsamer, so daß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der französische Monarch in ganz Europa keinen Souverän sah, der ihm an militärischer Macht und im Reichthum gleich kam. Die unerwarteten Erfolge Karls VIII zeigten dieß Europa und flößten den Franzosen einen unglücklichen Eroberungsdurst ein; besonders verleiteten sie sie, sich auf Italien zu werfen, wo ein neu entstehender Wohlstand ihre Habgier reizte. Die von ihnen angefangenen Kriege konnten der Civilisation und dem Fortschritt der Menschheit nur schädlich und verderblich seyn, aber sie mußten, nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung, Italien unter die Herrschaft Frankreichs bringen; dagegen aber lieferten sie es den Feinden Frankreichs in die Hand, weil die französischen Könige des sechzehnten Jahrhunderts weit unter ihrem Zeitalter standen, weit unter dem gewöhnlichen Maaß des Talents oder der Tugend ihrer Unterthanen.

Der erste und tugendhafteste unter diesen Königen, von einem jüngern Zweige der Valois, Louis XII (1498—1514), hat durch Vergleichung den Ruf eines rechtschaffenen Mannes und eines guten Administrators bekommen. Wirklich zeichnete er sich in Frankreich durch einige Handlungen der Milde, durch seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe, und durch die Wahl redlicher Männer zu Ministern aus; in Italien aber war seine Treulosigkeit gehässig, sie war würdig der Borgias, die er zu seinen theuersten Verbündeten erkoren; die Rechte, die er gegen die Mailänder und auf das Königreich Neapel geltend machte, ermangelten aller Begründung, und er bereitete selbst mit eben so viel Unklugheit als Unredlichkeit sein Verderben vor durch den Vertrag von Granada (11 November 1500), welcher die Spanier zur Theilung des Königreichs Neapel herbeirief, und durch die Liga von Cambrai (10 December 1508), welche die Spanier und Oesterreicher zur Theilung der Venetianischen Staaten ermächtigte.

Jetzt folgte Franz I (1515 — 1547), welchem Frankreich lange Zeit noch schwerere Fehler verzieh, weil es verliebt war in seine Jugend und seine Schönheit, weil es seinen zügellosen Hang zum Vergnügen und zur Pracht theilte, weil es geschmeichelt war von dem Schutz, den er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, weil es an ihm die Tapferkeit liebte, das ritterliche und oft theatralische Benehmen und endlich den Geist witziger Erwiederung, den er zeigte, oder den man ihm zuschrieb. Aber Franz I hegte die tiefste Verachtung gegen alle Rechte seiner Unterthanen; seine Absichten und Bestrebungen waren so despotisch wie sein Charakter; er war weder des tiefern Wohlwollens noch der Milde fähig; seine persönliche Tapferkeit war mit der völligsten Unkenntniß der Kriegskunst gepaart; seine Politik war eben so unklug, als launenhaft und treulos; alle seine Invasionen, die er mit dem Glanz eines Triumphators eröffnete, endeten mit niederschmetternden Unglücksfällen; jeder Friedensschluß, den er unterzeichnete, war befleckt durch die schmachvolle Aufopferung seiner Verbündeten, die er, gegen sein feierlich beschworenes Wort, für ihm persönlich bewilligte Vortheile ihren Feinden preis gab.

Heinrich II, Sohn von Franz I (1547 — 1559), ist von wenigeren Panegyrikern gefeiert worden; alle Fehler seines Vaters schienen in ihm noch gesteigert. Ebenso unfähig zur Leitung der Angelegenheiten, ebenso beherrscht von unwürdigen Günstlingen, eben so verschwenderisch und unbesonnen, eben so durchdrungen von der Idee seiner unumschränkten Gewalt, war er plumper und gröber als sein Vater, hatte nicht wie dieser einen feinen Anstrich durch literarische Bildung erhalten, ersetzte er nicht durch äußere Anmuth und Grazie, was ihm an wirklichem Werth fehlte. Diese drei ersten Könige des sechzehnten Jahrhunderts waren die Hauptursächer der Größe des Hauses Oesterreich, das sie durch ihre Rivalität nur hoben. Sie vernichteten die Unabhängigkeit Italiens und überlieferten es dann ihren Feinden. Louis XII ruinirte das Königreich Neapel und machte dann dem König Ferdinand dem Katholischen ein Geschenk damit; Franz I, nachdem er das Herzogthum Mailand erschöpft, ließ es Kaiser Karl V in die Hände fallen. Später griff er seinen alten Verbündeten, den Herzog von Savoyen, an, und beraubte ihn seiner Staaten; aber sein Sohn mußte sie eben diesem Herzog zurück geben, von dem er zu eben der Zeit ein Feind geworden, wo er ihn gezwungen, ein Anhänger des Hauses Oesterreich zu werden. Heinrich II endlich opferte in dem Friedensschluß von Cateau-Cambresis, der im Jahr 1559 den Kriegen in Italien ein Ende machte, die Sienesen und die Corsen, wie sein Vater die Florentiner verrathen hatte. Alle drei schienen sich's ausdrücklich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Ausländer zu überzeugen, daß sie nicht auf französische Bündnisse bauen durften.

Eine neue Aera begann mit der Regierung der drei Söhne Heinrichs II, welche nacheinander den Thron bestiegen: Franz II (1559 — 1560), Karl IX (1560 — 1574) und Heinrich III (1574 — 1589) und alle kinderlos starben. Der Aelteste von den Söhnen Heinrichs II war nur fünfzehn und ein halb Jahr alt; alle drei waren zu einer langen Minderjährigkeit verdammt durch ihr Alter, ihre Charakterschwäche, oder ihre Laster. Sie dauerte

noch fort bei Heinrich III als er in seinem 38sten Lebensjahr getödtet wurde. Man konnte in ihm nur ein großes Kind sehen bei seiner Launenhaftigkeit, seinem Günstlingswesen, seiner Prunksucht, und selbst bei den Aufwallungen seines Zorns und seiner Rachsucht. Auch beherrschte ihre Mutter, Katharina von Medicis, eine gewandte, falsche und unbeständige Frau, Karl IX und Heinrich III wenigstens so weit als sie sich selbst zu beherrschen wußte. Aber eine der königlichen Autorität weit überlegene Macht, die der Intelligenz, erweckt in Betreff der wichtigsten Fragen des menschlichen Schicksals, riß damals Frankreich hin und entschied über seine Revolutionen.

Alle Parteien müssen gleicherweise gestehen, daß sich ärgerliche Mißbräuche im Clerus eingeschlichen hatten während der barbarischen Jahrhunderte und vielleicht noch mehr, seit eine schlaue und ganz weltliche Politik den römischen Hof leitete. Auch machte sich das Bedürfniß einer Reformation überall fühlbar. Seit 1518 wurde diese Reformation in Deutschland und in der Schweiz gepredigt; Franz I hatte sie abwechselnd begünstigt und verfolgt; Heinrich II war sich in seiner Grausamkeit gegen sie gleich geblieben; bei seinem Tode trat sie plötzlich mit einer Macht und einem Nachdruck hervor, daß man sie für allgewaltig halten konnte. Die Prinzen vom Geblüt, die ausgezeichnetsten Männer von der Geistlichkeit, die große Mehrheit des Adels und der Bürger in den Städten waren ihr günstig. Eine kleine Weile glaubte Katharina die Reformation siegreich, und sie würde sich ohne Schwierigkeit auf ihre Seite gestellt haben; sie sah darin nur eine Gelegenheit, den königlichen Schatz durch die Güter der Geistlichkeit zu bereichern. Aber Männer von großen Talenten und energischem Charakter hatten sich unter den Kriegen und Verhandlungen während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entwickelt, und diese Männer wollten es keinem Andern überlassen, in Sachen die ihr Seelenheil betrafen, zu entscheiden. Sie vertheilten sich ziemlich gleich zwischen die beiden Religionen und Parteien. Die reformirte indeß mußte die Häupter annehmen, welche ihr die Geburt gab, dieß waren die Bourbons, die ersten Prinzen vom Geblüt; die Partei der alten Kirche wählte die ihrigen nach dem Talent und dem Charakter, dieß waren die Guisen; daher der Erfolg der letztern Partei. Diese Häupter regten die bisher gleichgültige Masse der Nation auf, die Bauern und den Pöbel der Städte, welche dem Katholicismus ergeben blieben und ihm die Ueberlegenheit der Zahl sicherten. Die Stärke beider Parteien maß sich in acht aufeinanderfolgenden Bürgerkriegen; der erste endigte mit einem Toleranzedict, aber bei jedem folgenden Friedensschluß wurden die Freiheiten der Reformirten fortwährend beschränkt, da die Katholiken das Vorhandenseyn eines andern Cultus neben dem ihrigen als ein unerträgliches Unrecht ansahen. Die Generalstaaten wurden mehreremale versammelt, um Frankreich den Frieden zu schenken, aber eine Versammlung von Abgeordneten der beiden Parteien konnte nicht Schiedsrichterin für diese Parteien seyn. Die Generalstaaten von Orleans und von Pontoise begünstigten die Reformation; die ersten wie die zweiten Stände von Blois waren alle katholisch. Die Könige ihrerseits suchten den Bürgerkriegen durch Handlungen der Perfidie ein Ende zu machen; Karl IX ließ 1572 die Protestanten in der Bartholomäusnacht niedermetzeln; Heinrich III ließ die Guisen bei den zweiten Ständen von Blois, 1588, meuchelmorden; sie verdoppelten dadurch nur ihre Verlegenheiten und vermehrten den Haß, den man gegen sie hegte. Heinrich III sah sich endlich genöthigt, den Beistand des Haupts der Reformirten anzuflehen; dieß war damals der König von Navarra, Haupt des Zweigs der Familie Bourbon, welcher vom jüngern Sohn des h. Louis abstammte, und der nächste Agnat des Letzten der Valois, dessen Nachfolger er unter dem Namen Heinrich IV wurde, 1589 — 1610. Dieser muthige und thatkräftige Fürst, geistreich, umsichtig, ein glücklicher Krieger und geschickter Politiker, aber nicht sehr ängstlich gewissenhaft, verließ seine Partei und seine Religion, um sich der Religion der Mehrheit der Franzosen anzuschließen; er erkaufte nach einander seine Gegner, um so die katholische Ligue aufzulösen, und im Jahr 1598 schenkte er Frankreich den Frieden durch das Edict von Nantes, welches den Protestanten die Freiheit des Cultus sicherte, und durch den Friedensschluß von Vervins, welcher es mit Spanien versöhnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte nach L. E. Landon.

Der orientalische Blumenstrauß.

Nach einem Gemälde von Pickersgill.

Am dünnen Vorhang spielt die Abendluft;
Ihr Hauch weht ihn zurück, und würz'ger Duft
Entsteigt dem Garten, wo rings Blumen blenden,
Die süße Boten durch die Lüfte senden,
Zu kühlen schöner Wangen heißes Glühn,
Wo heimliche Gedanken sichtbar blühn.
Auf diesem seidnen Lager, dessen Schimmer
Selbst eine Göttin wohl verschmähte nimmer,
Ruht eine Schönheit, reizend an Gestalt,
Gleich einem Zauberbild, das sanft umwallt
Den jungen Dichter, wenn im Schlaf er träumet
Von jener Liebe, die er nur geträumet, —
Ja, nur geträumt! — Ach! wäre ewig sie,
Die Liebe, doch ein Glück der Phantasie! —
In diesen Blumen lesen ihre Blicke,
Als forsche sie nach ihrem künft'gen Glücke.
Sie weiß es sicher, wessen Hand sie pflückte,
Und wessen Seufzer sich an ihrem Duft entzückte.

O, schöne Sprache, die die Lieb' erfand,
Doch nur dem Lenz, dem Sommer nur bekannt;
Du kleines Wunder in der Schöpfung Kreise,
Du gleichest unsrer Erdenpilgerreise;
Du rufst uns täglich, daß die Liebe wich,
Die Hoffnung und das Gefühl erblich!

Nordländers Busen kann des Herzens Schweigen
Nicht klar sich deuten durch solch süße Zeichen;
Sie gelten dort nur, wo das Licht der Sonne
Auf alle Wesen strahlt der Liebe Wonne,
Wo Lieb' ist ein Geheimniß und ein Traum,
Ein Blümchen in des Lebens düstrem Raum;
Dort, dort mag wohl der junge Busen beben,
Gefühl und Phantasie in Liebe schweben!

Sie schaut die Blüthen an, und sanft erhebet
Ein Lächeln sich, das um die Lippe schwebet;
Sie liebt gewiß ganz glücklich; denn kein Blatt
Hier eine trübe Vorbedeutung hat.
Zwar wohl ein blasses Blümchen sie erkennet,
Deß matte, blaue Farbe „Trennung" nennet:
Doch weckt es nur der Liebe zarte Sorgen;
Denn der Geliebte scheidet bloß bis morgen.
Dort prangt ja Hoffnung und der Treue Bild,
Und ist's nicht dieß, was uns mit Wonn' erfüllt?

Doch tiefes Sinnen auf die Wangen flieget,
Das dort, wie Sommerabendschatten, lieget,
Als ob die Zukunft schon erkannt ihr Blick;
(Wie gern doch denkt das Herz sich sein Geschick!)
Bald scheint zu still, zu stürmisch ihr das Glück;
Bald ist's ihr eines Engels Seligkeit,
Die nirgends blüht auf Erden weit und breit. —

Und dieser schwarzen Augen klarer Schein,
(Selbst ihre Thränen sind so licht und rein)
Sie sprechen deutlich; — „Wird die Liebe nicht
Dereinst dir seyn der Sommersonne Licht,
Die tief den Demant nährt in dunkler Gruft,
Dann seine Schönheit aus dem Schachte ruft,
Daß er zerbreche? Sieh der Blüthe Pracht;
Bald welkt ihr Glanz in frühe Grabesnacht:
So sinkt auch deiner Hoffnung schönste Freude;
So wird auch dein Gefühl des Todes Beute!
Der Liebe ächte Boten! ach, so schön,
Und auch so schnell, wie Liebe, sie vergehn! —
Wirf, wirf die Blumen weg!

Sappho's Schwanengesang.

Fahr wohl, o Laute! — Hätt' ich nimmer
Erweckt doch deiner Saiten Gluth!
Gift war für mich dein Seufzer immer,
Dein Wort des Fiebers heiße Gluth.

Doch soll' ich deßhalb, süße Laute,
Jetzt grollen deiner Zaubermacht? —
Das Unglück dennoch auf mich schaute,
Wär' deine Sait' auch nie erwacht!

Mein Lebensstern war imer trübe;
Nicht trübte mich dein süßer Klang;
Gesang nicht lehrte mich die Liebe;
Nein, Liebe lehrte mich Gesang.

Die Hoffnung schwand; stumm ist die Leyer;
Von Flammen ist das Herz umfaßt.
Dieß ist dein Werk, du Ungetreuer —
Doch nein! dein Nam' ist mir verhaßt.

Apoll, dir weih' ich Kranz und Laute; —
Lang' strahl' ihr Schimmer auf mein Grab,
Das Meer, dem ich mein Leid vertraute!
Zur stillen Ruh' stürz' ich hinab!

Unterschrift zu einem Gemälde von Bagley, worauf ein Mädchen einen Liebesbrief verbrennt.

Ich nahm das Blatt; ich konnt' es nicht ertragen,
Daß einer Andern Aug' es sollte sehn,
Daß einer Andern Blick es sollte wagen,
Nur eines deiner Worte zu erspähn.

Es glühte meine Kerze mir zur Seiten;
Ich brachte deinen Brief ganz nah dem Licht;
Ich sah die Flamme schnell darüber gleiten;
Sie schonte selbst auch deines Namens nicht.

Bald war der Asche letzte Gluth verflogen;
Ich sah sie sinken ach! mit herbem Schmerz;
So glänzend erst, doch jetzt so schwarz umzogen;
„Das ist der Liebe Schicksal!" rief mein Herz.

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1839.

Sevilla und ein Ausflug von da nach dem alten Italica, am 7 August 1837.

(Mitgetheilt von Höfken.)

Das Ausland gab kürzlich einige Mittheilungen über das alte Italica aus dem Athenäum vom 19 October. Da diese große, gleichsam in den Boden versenkte Trümmerstadt durch Ausgrabungen, die neuerdings stattfinden, wieder aufgedeckt, aus dem Schutt und dem Grabe wieder auferstehen soll, und für die Kunstgeschichte in mehrfachem Betracht sehr wichtig zu werden, jedenfalls an Kunstwerken reiche Ausbeute zu geben verspricht: so nehme ich Veranlassung davon, Ihnen etwas umständlich über einen Besuch zu berichten, den ich jenem merkwürdigen Orte im Jahre 1837 von Sevilla aus abstattete. Einfließende Bemerkungen eines Touristen, der sein Augenmerk hauptsächlich auf die Sitten des Landes gerichtet hat, werden Ihrem Blatte nicht unwillkommen seyn.

Ich hatte den Ausflug nach Italica auf den 7 August gestellt. Sevilla, nicht bloß die erste und schönste Stadt Andalusiens, sondern auch die heiterste, lieblichste Stadt von ganz Spanien, — und das will nicht wenig sagen — bietet so viel Sehenswerthes und Anziehendes, daß der Fremde, welcher seinen Aufenthalt nicht nach Wunsch verlängern kann, dort die sparsamste Oekonomie mit seiner Zeit treibt, ja förmlich damit geizt. Ein spanisches Sprüchwort besagt, nicht ohne Wahrheit, daß, wer Sevilla nicht gesehen habe, kein Wunder kenne; es heißt wörtlich:

„El que no ha visto à Sevilla
No ha visto maravilla.“

Das Beste in der Schöpfung bleibt immer der Mensch und das Leben. Das Volksleben einer Stadt gewinnt ihr am meisten die Neigung des Fremden, und ist sie reich daran, wie Sevilla, so fesselt sie unwiderstehlich. Byron, noch so ruhelos in höherem Alter, konnte doch in seinen Jugendjahren mehrere Monate zu Sevilla ausharren. Moderne Straßen mit den prächtigsten Häuserreihen, aber unbelebt und still, haben etwas Niederdrückendes, Beängstigendes, und die äußerlich schönste Stadt ohne Volksleben gleicht einem hohlen Kopfe mit regelmäßiger Gesichtsbildung, einem Todten, der schön ausstaffirt im Sarge ruht, und bei dem man nicht gerne verweilt. In Sevilla erscheint das andalusische Leben in seiner ganzen Fülle und Innigkeit, auf seinem Höhenpunkte; sie ist die ächte Stadt der schönen Bätica, von der schon die Alten sagten, sie habe die Wonne und Lust (las delicias) des goldenen Zeitalters bewahrt; im Leben Sevilla's spiegeln sich alle Fehler und Tugenden der Andalusier ab: ihr heiterer Sinn und ihre Leichtfertigkeit, ihr gesellig freundliches Thun und ihre Schwatzhaftigkeit, ihre Gutmüthigkeit und ihre aufbrausende, dämonische Bosheit, ihre Putz- und Prunksucht, ihre elegante, anmuthige Haltung und ihre oft schmutzige Nachlässigkeit, ihre Enthaltsamkeit und ihre Genußsucht im steten Haschen nach dem Augenblicke, ihr indolentes aber auch sorgenloses Hinleben und ihre übersprudelnde Lebhaftigkeit, Ehrgeiz und Trotz, Bigotterie und unbändige Freiheitsliebe — das Alles aber in Sitten und Gebräuche, die streng beobachtet werden, in anmuthige, reizende Formen gebracht, und mit einander zu einem Ganzen, Nationalen verwebt, und zu einem lebensvollen, eigenthümlichen Charakter ausgeprägt, der weit mehr anzieht, als abstößt.

Am heitersten, belebtesten erscheint Sevilla in den Sommerabenden. Es wäre eine Sünde, dann in seinem Zimmer zu bleiben. In den hellerleuchteten Straßen, namentlich auf den größern Plätzen, wogt eine unabsehbare Menschenmenge, und darunter sieht man kein trauriges, oder auch nur finsteres Gesicht, Jedermann lacht, freut sich, empfängt Lust und theilt sie aus. Auch das Innere der Häuser erschließt sich dem Blick, und dadurch erscheint wirklich die ganze Stadt wie ein großes Festschloß, worin sich ein Salon an den andern reihet, dessen Dach die hohe, ewig blaue Himmelsdecke bildet, und dessen Bewohner und Gäste sich in einer steten, heiteren Bewegung gehen lassen. Die Häuser in Andalusien haben nämlich durchgehends, nach altmaurischer Art, im Innern einen großen, viereckigen Hofraum, „Patio,“ zu dem man von der Straße aus durch einen breiten Durchgang eingeht, und worin sich die Bewohner des Hauses meist, namentlich in Sommernächten, aufhalten. Besonders schön, und selbst in Andalusien berühmt,

sind die Patios von Sevilla. Die meisten haben am Eingang und im ganzen Umfange zierliche maurische Säulen und leicht geschwungene Hufeisenbögen, die eine prächtige Halle bilden, und aus kostbarem Marmor oder noch edlerem Gestein verfertigt sind; in der Mitte des nett gepflasterten Hofes springt ein kühlender Springquell, und fällt in eine reiche, oft von Goldfischen schimmernde Vase zurück; zu schönen Gruppen geordnet prangen Blumen, duftende Sträucher und Bäume des Südens, Citronen und Orangen, darunter Bildwerke aller Art, und mitunter ragt auch eine schlanke Palme mit ihrer runden dichten Krone hoch über die Dächer empor. Diese Patios sind nun in Sevilla Abends erleuchtet, bei sperrweit geöffneten Hausthüren; in dem einen sieht man Tanz, aus dem andern dringt Gesang und Guitarrenklang, in jedem schweben fein geputzte, anmuthige Gestalten in den zauberhaft erleuchteten Wasserstrahlen, Blumen, Bäumen und Marmorsäulen umher. Man kann sich gar nicht vorstellen, mit welcher Freude und wahrhaftem Entzücken es sich durch eine Straße Abends wandert, an der jedes Haus zu beiden Seiten ein neues, zauberhaftes Bild bringt, oft eine weite Perspective, oft einen fröhlich belebten Vordergrund, jetzt einen tausendschimmerigen Krystallglanz, dann wieder ein die Ahnung beschäftigendes magisches Halbdunkel. Das volle Leben dauert auf den Straßen bis eilf Uhr, dann nimmt es allmählich ab, trennt sich in Gruppen und Partien, die Häuser schließen sich allgemach, und Glanz und Lichter erlöschen; doch viele — und darunter die meisten, von dem Schauspiele zu bewegten Fremden — essen noch um Mitternacht zu Nacht, und suchen erst einige Stunden später das Bett. In den gegenwärtigen Kriegszeiten aber verlängert sich das Treiben auch wohl durch die ganze Nacht. Oftmals zieht Militärmusik im langsamsten Schleppmarsch durch die Straßen, begleitet von einer unabsehbaren Menschenmenge, und spielt vor dem Hause des Commandanten oder eines gefeierten Mannes. Ständchen, Serenaden, musicas de noche hört man überall. Auch entwickeln Männer aus dem Volke ein kräftiges Rednertalent, oft unter donnerndem Beifall, oft auch unter Spotten und Lachen. Bei all der Bewegung und Unruhe gibt es keine Schlägerei, keinen Tumult, keine Unordnung. Nur Freude, Lust und Enthusiasmus suchen die empfänglichen Andalusier, und auf jeden Störer der allgemeinen heitern Bewegung würde augenblicklich der Unwille der Gesammtheit fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Bengasi.

(Schluß.)

Die Beduinen tragen Hemden, die bis ans Knie gehen, über den weiten Hosen. Das Hemd ist vorn aufgeschnitten und deßhalb ihre Brust bloß; die Aermel gehen bis zum Ellenbogen; statt des Gürtels haben sie nur eine Wollschnur um den Leib gebunden. Um die Schulter schlagen sie gewöhnlich einen Tuchmantel mit einer Capuze, von graulichweißer Farbe. Alle Beduinen haben lange, weiße Zähne, große, schwarze und glänzende Augen, in denen eine gewisse Wildheit liegt. Die Unreinlichkeit und Unsauberkeit, sowohl an den Personen, als in den Zelten, ist unbeschreiblich; darin werden sie, wie es scheint, nur von unsern wandernden Zigeunern übertroffen, aber in den Bedürfnissen des häuslichen Lebens und in einem gewissen Luxus stehen sie hinter ihnen zurück. Ihre Pferde sind mit den Vorderfüßen an Pfähle angebunden, die in den Sand eingeschlagen sind; hier stehen sie auch bei der furchtbarsten Hitze in der Sonne, und lassen die Köpfe fast bis auf die Erde herabhängen: sie sind nicht groß, aber sehr kräftig und feurig. Das zum Verkauf herbeigetriebene Vieh weidete ziemlich weit vom Lager entfernt näher am Meere, wo noch Gras ist; eine Abtheilung berittener Beduinen bewachte es. Ihre Ochsen sind alle von dunkelbrauner Farbe, und nicht größer als bei uns ein jähriges tscherkessisches Rind. Ich glaube, daß einer nicht mehr als 200 Pfund Fleisch hat, aber in Malta füttert man sie schnell heraus und macht sie fett. Ihr Fleisch ist sehr gut und schmackhaft.

Als wir das Lager, die Pferde und den Brunnen in Augenschein nahmen, diente uns der junge Sohn des Scheikh als Führer. In der Zwischenzeit wurde bei unserm Wirth das Essen bereitet, und als wir zurückkehrten, fand ich bei ihm zwei Greise, dieselben, welche uns mit ihm am Eingang des Zeltes entgegen gekommen waren. Wir setzten uns im Kreise nieder: zuerst der Scheikh, dann zu seiner Rechten ich, zu seiner Linken Kafieri, hierauf die zwei Greise und endlich Ibrahim. Drei Frauen traten herein, brachten Speisen, die sie vor uns niedersetzten, gaben uns der Reihe nach frisches Wasser, um Hände und Mund zu waschen, und blieben ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung stehen, um uns zu bedienen. Es waren dieß die Frau und zwei Töchter des Scheikhs. Sie waren ohne Schleier, trugen kurze blaue baumwollene Röcke, die unter der Brust durch einen mit kleinen Kupferplatten gezierten Riemen zusammengehalten waren, um die Schultern war ein kurzer Mantel geschlagen, der die Brust und Hände fast frei ließ. Ihre Haare waren in Zöpfe geflochten, auf den Kopf hinaufgeschlagen und wurden mit einer silbernen Nadel zusammengehalten, oben war ein blauer Schleier angeheftet, der aber nicht heruntergelassen wurde. Ich bemerkte auch Halsbänder, Ohrringe und Armbänder von orientalischer Arbeit, von Silber, vergoldet und mit Korallen untermischt; wie es scheint, hatten sie zu Ehren der Gäste an diesem Tage ihren schönsten Schmuck angethan. Große Schönheit bemerkte ich an keiner, aber sie waren schlank gewachsen, hatten eine zarte Haut, liebliche Augen, aber lange, obwohl sehr weiße Zähne; die älteste Tochter war 17 Jahre. Die Frauen verwandten die Augen nicht von uns, und betrachteten uns mit der größten Neugierde, der Scheikh aber schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit, und Niemand sagte ihnen ein Wort. Das Mahl bestand aus drei Schüsseln: einem sehr sehr gut zubereiteten, fast trockenen Pillau, Kebab (Art Cotelets) aus Hammelfleisch, und einer gebratenen wilden Ziege. Ich aß Alles mit großem Appetit, und mein Gefährte doppelt so viel wie ich, womit unser Wirth sehr zufrieden schien. Sobald wir

hinreichend gespeist hatten, trugen die Frauen die Schüsseln hinter den Vorhang, um dort selbst ihr Mahl zu halten, und der Knabe brachte uns einen Korb mit Granaten. Dieß war mir sehr willkommen, weil ich längst gern getrunken hätte. Nachdem wir die Hände gewaschen und Pfeifen geraucht hatten, begann das Gespräch. Nach einigen Fragen über unser Land, forderten sie mich auf, unsere Kaufleute zu veranlassen, daß sie bei ihnen Kamelhaar kaufen sollen, da das ihre besser sey, als selbst das marokkanische; die Sache schien ihnen sehr am Herzen zu liegen. Diese Beduinen leben sehr zufrieden; ihre Heerden liefern ihnen Alles, was sie brauchen, und nur zwei Dinge haben sie besonders zu fürchten, den bösen Simum und das daraus oft entspringende Viehsterben.

Der Abend war drückend schwül, und brachte uns nicht die geringste Kühlung nach dem heißen Tag. Ich fühlte das Bedürfniß der Ruhe. Mein gutmüthiger Wirth nahm Abschied von mir und ging ins Frauengemach: mir brachte man meinen russischen Filz und mein Kissen, für Kafieri eine ägyptische Matte. Ich zog nur die Stiefel und das Halstuch aus, und wir legten uns schlafen. Meine Erschöpfung ließ mich schnell einschlafen, aber nicht auf lange; nach zwei Stunden erwachte ich ganz in Schweiß gebadet, fühlte eine unbeschreibliche Schwäche im Körper und Schmerzen im Kopf. Kafieri hatte gar nicht geschlafen; man hatte Mühe Athem zu holen. Wir tranken etwas Wein, was uns stärkte. Die Nacht war dunkel, die Sterne funkelten, aber nicht mit dem gewöhnlichen Glanz, wie ich's in Kleinasien und Griechenland gesehen. Plötzlich hörten wir, daß man im Lager umhergehe, als sey man über etwas bestürzt. Ich stand auf und trat aus dem Zelte. Es kam Jemand auf mich zu, in welchem ich bald Ibrahim erkannte. Er sagte mit trauriger Stimme: son perduti, Signor, il Simmum. Bald kam auch der Scheikh zu uns, gleichfalls niedergeschlagen; er fürchtete für seine Ochsen. Er rieth uns, vor Sonnenaufgang aufzubrechen, um vor der größten Hitze nach Bengasi zu gelangen. „Ihr seyd aus dem Norden, und würdet gewiß durch den Simum völlig entkräftet werden, da auch wir oft daran sterben.“ Meine Matrosen und Kafieri waren emsig beschäftigt, zu packen und zu satteln, Ibrahim selbst fürchtete in der Wüste den Weg zu verlieren. Der Scheikh drang darauf, daß ich für mich und Kafieri Pferde von ihm nehmen sollte, die Ibrahim wieder zurückbringen werde. Ich dankte ihm herzlich, und schenkte ihm beim Abschied ein Paar Pistolen von Tula, die er dankbar küßte; wir schieden als gute Freunde von einander.

Ich war so schwach, daß ich mich kaum auf dem Pferde halten konnte; die Kamele schrien, als fühlten sie das kommende Unheil zum voraus. Die ersten zwei Stunden ging es noch ziemlich, nur schien die Luft dicker zu werden, und das Athemholen wurde schwer, aber der Sand belästigte uns noch wenig. Der Horizont war von einem rothen Lichte erhellt, und bald zeigten sich die ersten Strahlen einer bleichen Sonne: der ganze Himmel schien in Nebel gehüllt. Die Kamele und Pferde gingen noch gut, aber die Esel mußte man treiben. Ein heftiger Schweiß brach an mir aus und der Kopf schmerzte mich. Nach zwei weitern Stunden blieben die Esel völlig stehen. Ich stieg mit Mühe vom Pferde, und streckte mich unbeweglich in den Sand. Auch meine Gefährten fühlten sich gar nicht wohl, nur unsere Araber und Kornaks waren noch munter, tränkten die Pferde, Kamele und Esel, doch nur die letztern bis zur Sättigung. Das Wasser war bereits warm, und der Wein, schon halb erwärmt, schmeckte wie Essig. Zwei Stunden lagen wir bewegungslos. Die Sonne stand schon hoch, und ich ermahnte zum Aufbruch: der Wind war ruhig, noch trieb kein Sand, und die Karawane schritt rasch vorwärts. Ich sah nach der Uhr: es war 7 Uhr. Sehr wünschte ich, noch vor Mittag das Meer zu erreichen, wo das Wiesenthal anfängt, aber ich fürchtete, die Pferde und Esel zu ermüden. Seltsamerweise nahm mein Kopfweh nicht nur nicht zu, sondern hörte mit einem Male ganz auf, und außer einer ungemeinen Schwäche und Ermattung fühlte ich nichts. Um zehn Uhr erblickten wir in der Ferne, linker Hand, das Meer, was uns unbeschreiblich freute, namentlich weil der Wind stärker zu wehen und Sand zu treiben anfing.

Nach einer Stunde erreichten wir die Wiese: die Esel wollten halten, und das kurze, ausgedörrte Gras fressen, allein wir trieben sie vorwärts. Endlich gelangten wir, erschöpft und ausgetrocknet, zum Hafen. Kaum konnte ich mich auf dem Pferde halten; man hob mich herab, und trug mich in die Schaluppe. Ich bat den Capitän, mit Ibrahim und den Kornaks abzurechnen, und ihnen mehr zu bezahlen, als abgemacht worden war. Ich selbst wechselte die Wäsche, trank Limonade, und verfiel in einen wahren Todtenschlaf. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe, denn als ich erwachte, befanden wir uns schon auf der offenen See. Ich kam schnell wieder zu Kräften, nur fühlte ich, wie meine Gefährten, ein heftiges Jucken am ganzen Körper. Auf dem Meere indeß war der für den Landaufenthalt so gefährliche Südwind uns günstig, und wir näherten uns im raschen Laufe der Insel Malta.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

In Fünfkirchen herrscht, besonders bei den gebildeten Ständen, das deutsche Element vor. Unter dem Volke findet man schon viele Croaten, deren Sprache ziemlich angenehm klingt, indem sie der italienischen in manchen Klängen ähnlich ist. Man bemerkt hier eine gewisse Wohlhabenheit unter den Bürgern, die vornehmlich durch den ausgedehnten Weinbau entstehen mag. Die Fünfkirchener Weine sind bekannt, und rangiren nach denen vom Plattensee. Am meisten schätzt man die weißen.

Vor Allem sehenswerth in der Stadt ist der Dom, welcher sowohl durch seinen prächtigen Bau, als auch durch seine Stellung imponirt, indem er die Stadt überragt und beherrscht. Ich betrat ihn, als eben Messe war, der herrliche und prachtvolle Bau, der reiche und doch einfache innere Schmuck, die reinen und dabei erschütternden Töne der Orgel, und die sonore und in hohem Grade wohlklingende Stimme des Priesters, Alles war geeignet, zur Andacht zu stimmen. Obgleich

nicht Katholik, wurde ich von dem Allem mächtig ergriffen, und fühlte hier mehr wie irgendwo die Nähe der Gottheit. Es war aber dieser Tempel nur wenig besucht, und ich zählte kaum 50 Menschen darin.

Freundlich lud mich die kleine, vor dem Dom angelegte Blumenpartie ein. Ich setzte mich, umduftet von einer Mannichfaltigkeit verschiedener Gewächse und Blumen, nieder, und hatte neben dem Naturgenusse noch den, eine Menge Menschen, die theils in Geschäften, theils als Spaziergänger vorübergingen, zu beobachten. Dieser kleine Garten ist eine der Lichtseiten von Fünfkirchen.

Wenn man die Lage des Doms sieht, und die Belebtheit, die um ihn ist, erwägt, so erstaunt man über den frechen Diebstahl der großen silbernen Lampe, der hier an Fastnacht dieses Jahres begangen wurde. Eine Last von mehr als einem Centner, ward sie von zwei Dieben losgemacht, durch das durchbrochene Fenster herausgebracht, und zwei Stunden lang in einer der hier im Garten befindlichen Lauben gehütet, bis die von der Redoute nach Hause gehenden Menschen nicht mehr zu fürchten waren. Endlich lud man sie auf ein mitgebrachtes Fuhrwerk und eilte mit dem Raube davon. — Wurde auch dieser kühne und freche Diebstahl in einer schwarzen, regnichten Nacht verübt, so kann man es sich doch kaum vorstellen, wie er unter den vorhandenen Umständen so glücklich ausgeführt werden konnte, und man erstaunt darüber um so mehr, wenn man weiß, wie unvorsichtig sie nachher mit dem Raube umgingen und so leicht eine Beute des Verrathes wurden.

Wenn man von Fünfkirchen hinaus nach Esseck fährt, so hat man, von der Höhe rückwärts schauend, das reizendste Diorama. An einen Halbcirkel von Bergen gelehnt, die alle mit Reben bedeckt sind, liegt die Stadt fast staffelförmig da und zeigt sich in ihrer ganzen Ausdehnung. Man wird nicht satt, sie mit der herrlichen Umgegend zu sehen, und dieß Bild bleibt lange Zeit lebhaft vor der Seele. Dadurch für tiefere Empfindungen gestimmt, wird man wunderbar ergriffen, wenn man an die Vorzeit zurück denkt, und alle die Gräuel und Verwüstungen, welche blutige Kriege über diese Gegend brachten, in das Gedächtniß ruft.

Zwei Stationen von Fünfkirchen kommt man nach Sziklos, dessen altes Schloß ebenfalls eine Celebrität in der ungarischen Geschichte erlangt hat, wenn sie gleich nicht so groß ist, wie die von Szigeth. Hier wurde nämlich König Sigmund im Jahre 1400 mehrere Monate lang in Gefangenschaft gehalten, nachdem er von seinen empörten Vasallen wegen seiner vielen Willkürlichkeiten und Grausamkeiten festgenommen, anfangs auf der Veste Vischegrad an der Donau (im Graner Comitate) bewacht und dann hieher gebracht worden war. Noch zeigt man an den Wänden der Zimmer, die sein Gefängniß waren, Handschriften von ihm, die ziemlich klare Blicke in seinen Gemüths- und Seelenzustand thun lassen. — Hier traf ich wiederum eine wandernde Schauspielertruppe, aber eine deutsche. Da ich aber nicht übernachtete, so konnte ich nichts von ihren Kunstleistungen sehen. — Durch etwas, was ich hier nicht erwartet hatte, ward ich überrascht. Die Kirche war eben zu Ende, und unter der aus derselben strömenden Menge sah ich mehrere sehr elegant gekleidete Damen, deren Putz so modern war, als wäre er so eben erst aus Wien angelangt. Man macht jedoch diese Bemerkung in Ungarn häufig, und besonders in Croatien soll dieß mehr wie irgendwo der Fall seyn. Der Putz, von dem ich spreche, bestand aber nicht etwa aus Flitterstaat, sondern aus schweren seidenen Stoffen. Ich erkundigte mich nach dem Stande dieser Damen, und man bezeichnete mir die Frauen mehrerer Beamten. Die Stellung der letztern kann also nicht schlecht seyn, da ihre Casse dergleichen Ausgaben ohne Zwang tragen kann. Ich würde diesen geringfügig scheinenden Umstand nicht anführen, wenn ich nicht glaubte, daß er beitragen helfen kann, das Volksleben aller Classen der Länderstriche, die ich durchreiste, kennen zu lernen.

Immer gegen Süden ging es vorwärts. Zur Rechten hatte ich eine traurige, mit Sümpfen durchschnittene Landschaft, vor mir einen ermüdenden schlechten Weg, zur Linken aber den Harsanyer Berg mit seinen Villen und Steingeschieben, von welchem, eben wegen seiner Oberfläche, das Volk sagt, es habe der Teufel darauf gepflügt. Unstreitig ein ausgebrannter Vulcan, was seine Form und seine Oberfläche vermuthen läßt, liegt dieser Bergkegel wie ein zusammengetragener Steinhaufen in der Ferne vor den Augen. An seinem Fuße liegt das Dorf Harsany, dessen Einwohner dem Berge, so viel nur immer thunlich, Land zu Weingärten abgewonnen haben. Daß hier ein guter Wein wachsen müsse, setzt man voraus, wenn man die Reben im Steingeklüfte wurzeln sieht, und den südlichen Abhang betrachtet.

Hinter dem Berge, und noch von einem zweiten im Norden geschirmt, liegt Vilany, dessen rother Wein zu den edelsten von Ungarn gezählt wird.

Ich kam des Abends nach Darda, einem Marktflecken zwei Meilen von Esseck, der wie in einem großen englischen Parke liegt, und in dessen Umgebung man Fleiß und Betriebsamkeit wahrnimmt. Man kann diese beiden Tugenden den Croaten nicht absprechen, auch ist ihr Charakter und Wesen von der Art, daß es den Fremden anspricht. Höflich ohne Kriecherei, gerade ohne Affectation, fleißig ohne Vielgeschäftigkeit und religiös ohne finstere Bigotterie, so habe ich viele von diesem Volksstamme kennen gelernt. Woran es ihnen ein wenig mangelt, das ist die Tugend der Reinlichkeit, obgleich sonst keine Unordnung in ihrem Hauswesen herrscht. Leider habe ich aber diese Tugend in Ungarn sehr häufig, selbst bei meinen Stammverwandten, vermißt. Man könnte durch einen Schluß der Analogen verleitet werden zu glauben, es habe der Schmutz, welchen der üppige Boden bei nassem und dürrem Wetter dem Menschen anhängt, diesen mit sich vertraut gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Spitzbubenbevölkerung in Paris. Wenn man einer kürzlich von der Akademie der moralischen Wissenschaften gekrönten Preisschrift glauben darf, die einen Administrativbeamten zum Verfasser hat, der seine Nachrichten aus eigener Anschauung schöpfen konnte, so leben in Paris 63,000 Menschen von unredlichen oder infamirenden Beschäftigungen. (Voleur vom 30 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 138 u. 139** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos.** (Fortsetzung.) — **Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.** (Fortsetzung.) — **Gedichte nach L. E. Landon.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1839.

Luristan und seine Bewohner.

(Aus Major Rawlinsons Reise in Persien. Journal of the geogr. Society Vol. IX. I.)

Luristan zerfällt in zwei Provinzen, Groß= (busurk) und Klein= (kutschuk) Luristan. Die Bewohner der ersten führen jetzt den allgemeinen Namen Bakhtijaris, obwohl dieser Name ursprünglich nur einem kleinen Stamme, einem der 26 Clans zukommt, in welche die Provinz zerfällt. Die Bakhtijaris zählen gegenwärtig 28,000 Familien und zerfallen in drei Abtheilungen, die Haft Leng, Tschahar Leng und Dinaruni.*) Ihre Steuer beträgt 100 Katirs, d. h. Maulthiere, mit welchem Ausdruck eine bestimmte Summe Geld bezeichnet wird. Diese Art von Auflage ist sehr alt, und in der Zeit der Atabeken (im 15ten Jahrhundert), wo die Provinz in ihrem blühendsten Zustand war, scheint ein Katir tausend Tomans gegolten zu haben, jetzt rechnet man ihn nur zu 100, aber die Regierung ist seit vielen Jahren nicht im Stande gewesen, so viel zu erheben, vielleicht seit 20 Jahren im Durchschnitt nicht die Hälfte.

Die Hauptmacht der Bakhtijaris liegt in den Händen Mohammed Taki Khans, des Häuptlings von Dschanniki,**) ein Nachkömmling Ali Mardan Khans, des Bakhtijarikönigs von Persien in den Zeiten der Verwirrung nach dem Tode Nadirs. Im Anfang seiner Laufbahn war er bloß der anerkannte Häuptling seines eigenen Stammes, und dankt seine jetzige machtvolle Stellung nur der ausgezeichneten Geschicklichkeit, mit der er sich in den Fehden und Kämpfen der andern Stämme benahm. Ein Clan nach dem andern suchte seinen Schutz, und erklärte sich ihm unterthan, so daß er jetzt zu jeder Zeit eine wohlbewaffnete Macht von 10 bis 12,000 Mann ins Feld stellen kann. Er erhebt seine Einkünfte nicht willkürlich, sondern nach dem Maaße der Fruchtbarkeit der Districte und dem gedeihlichen Zustand seiner Dörfer und Stämme. Er hat alles Mögliche gethan, um die Stämme ihrer nomadischen Sitten zu entwöhnen, und es ist ihm in bedeutendem Umfang gelungen. In Feridun hat er ausgedehnte Landstriche angekauft, daselbst zahlreiche Dörfer gegründet, und in der Ebene von Ram Hormuz, die er von der Regierung zu Schiras um 3000 Tomans jährlich pachtete, eine sehr große Anzahl friedlicher Colonisten angesiedelt. Die Bakhtijaris treiben auch einen nicht unbedeutenden Handel: sie versehen ausschließlich Khusistan mit Tabak aus Dschanniki, führen auch etwas Korn aus, und der Markt von Isfahan wird während des Sommers fast allein durch die Bakhtijaris mit Hammelfleisch versehen; Kirschbaumstöcke zu Pfeifen könnten, da dieß Holz in Menge auf ihren Bergen wächst, ein sehr lucrativer Handel werden, wenn er mit Emsigkeit betrieben würde. Kohlen, Galläpfel, Gummi und das sogenannte Gaz oder Gazu,*) bilden die einzigen andern Ausfuhrartikel, die das Land bietet.

Die Haft-Leng, welche sonst doppelt so zahlreich waren, wie die Tschahar-Leng, wurden das Opfer ihrer nie endenden Fehden. Während der Regierung des vorigen Schahs waren sie viele Jahre lang der Schrecken der Karawanen, und einmal nahe daran, dem Handel zwischen dem südlichen Persien und der Hauptstadt völlig ein Ende zu machen. Sie haben ihren räuberischen Sitten keineswegs entsagt, aber innere Kämpfe ließen ihnen in der letzten Zeit wenig Muße dazu. Das Clansystem der Bakhtijaris ist ganz verschieden von dem der Luri-Kutschuk; bei den einen hat jeder Stamm sein anerkanntes Haupt, der über seine Unterthanen mit despotischer Gewalt herrscht, in dem andern haben die großen Stämme kein regelmäßiges Haupt, sondern jede kleine Unterabtheilung ist von ihrem eigenen Tuschmal regiert, die bei großen Gelegenheiten zu-

---

*) Haft Leng heißt 7 Fuß und Tschahar Leng, 4 Fuß, ein Name, der sich von einer alten Besteuerung herschreibt: wenn die Tschahar Leng vier Füße, d. h. Ein Pferd stellten, so mußten die Haft Leng 7 Füße oder 1¾ Pferd stellen. Der Name Dinaruni schreibt sich wohl von Dinar (eine Goldmünze) her, wonach es scheint, daß die Dinaruni nichts Anderes sind oder waren, als diejenigen, welche ihre Abgaben in Geld zahlen. Dieß ist um so wahrscheinlicher, als die Dinarunis auch noch jetzt größtentheils ansässig sind. A. d. U.

**) Landstrich westlich von Schuster.

*) Dieß ist eine klebrige, honigartige Substanz, die von kleinen, grünen Insecten auf den Blättern des Eichenbaumes abgesetzt wird. Man braucht sie in Persien vielfach zur Bereitung von Confect. Es ist das Manna der Chemiker.

Digitized by Google

sammenkommen, um sich über ihre gemeinsamen Interessen zu berathen. Allerdings hat Mohammed Taki Khan alles Mögliche gethan, um die Macht dieser kleinen Feudalherren zu brechen, aber die Tendenz dieses Systems geht bloß dahin, die vorher getrennt ausgeübte Macht in seiner eigenen Hand zu consolidiren. Der große Reichthum der Bakhtijaris besteht, wie bei allen nomadischen Stämmen, in ihren Heerden; sie sind dem Ackerbau sehr abgeneigt, und wanderten bis vor 15 oder 20 Jahren beim Anfange des Winters insgesammt nach den wärmeren Weidestrichen von Khusistan, und im Frühjahre zurück nach ihren Jailaks um Zardah Koh und längs dem Nordabhange der großen Kette von Isfahan nach Burudschird.

In religiöser Hinsicht sind sie sehr lax, doch immer noch äußerlich Mohammedaner. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Kurdischen, doch namentlich in der Aussprache von andern Zweigen dieser längs der Zagroskette gesprochenen Sprache in mancher Hinsicht verschieden. Ich halte sie für persönlich tapfer, aber für wild und grausam: sie verfolgen ihre Fehden mit einer gränzenlosen Erbitterung, und halten keinen Eid und kein Versprechen für bindend, wenn es ihre Rache aufhält; die furchtbaren Erzählungen häuslicher Schreckensscenen, wo manchmal der Sohn den Vater ermordet, um Häuptling zu werden, ein anderer Bruder den Mord rächt u. s. w., bis nur Einer übrig bleibt, machen das Blut in den Adern gerinnen. Es ist sprüchwörtlich in Persien, daß die Bakhtijaris das Lesen der Fatihah,*) oder das Gebet für die Todten, aufgeben mußten, weil sie sonst gar nichts Anderes mehr zu thun haben würden. Auch sind sie sehr gewandte und notorische Diebe, und können überhaupt als die wildesten und rohesten Einwohner Persiens betrachtet werden; nichtsdestoweniger habe ich mit ihren Häuptlingen angenehme Tage zugebracht, und merkwürdige Nachrichten von ihnen erhalten.

(Schluß folgt.)

Sevilla und ein Ausflug von da nach dem alten Italica, am 7 August 1837.

(Fortsetzung.)

Ich habe Ihnen dieß, mit der Wirklichkeit verglichen, sehr matte Bild von Sevilla und seinem Leben geben wollen, damit Sie den Contrast nachempfinden möchten, den es mit der weiten, öden Grabesstätte des alten Italica hervorruft, wo einst ein noch weit größeres, gewaltigeres Leben blühte, das auch so spurlos dahin geschwunden ist. Die Ruinen von Italica sollen sieben spanische Leguas (davon 17½ auf einen Grad) im Umfang haben, und die alte, römische Ringmauer von Sevilla, die mit ihren 176 Thürmen von Julius Cäsar soll angelegt worden seyn,**) enthält nur etwas mehr als eine Legua. Von der hohen Pracht der untergegangenen Stadt zeugt schon das allein, was man aus den Trümmern derselben an Klöstern, in vielen Dörfern und Städten, und namentlich in Sevilla, als kostbares Baumaterial und Zierrath benutzt hat: die prächtigen Säulen fast aller Patio's in Sevilla und Umgegend stammen aus dem alten Santiponce, wie man hier nach einem gegenwärtig noch eben so genannten Dorfe auf der großen Ruinenstätte auch noch das alte Italica heißt. Doch jetzt zu dem Ausfluge dahin.

Es ist sehr selten, daß Jemand in Spanien kleine Touren zu Fuß und einzeln abmacht, weil mit dieser Art zu reisen dort noch immer einige Gefahren verknüpft sind. Auch meinte der Patron in meinem Gasthause, ohne Wagen oder Pferd würde ich schwerlich vor Hitze und Staub nach Santiponce gelangen. Doch auf kleinen Ausflügen ist man zu Fuß am ungenirtesten, und auch dießmal brauchte ich nicht zu bereuen, mich für meine eigene Gangart entschieden zu haben. Ehe ich durch das prächtige, von Felipe II erbaute Thor von Triana über die Brücke nach der, Sevilla gegenüber, am rechten Ufer des Guadalquivir gelegenen, nicht unbedeutenden Stadt Triana ging, nahm ich, meiner Lieblingsneigung getreu, ein erfrischendes Bad in den grünen Fluthen dieses Stroms. Ebbe und Fluth wirken in dem „großen Fluß" (dieß bedeutet sein arabischer Name) bis über Sevilla hinauf, und wiewohl deren Ankerplatz noch für einen Seehafen gelten kann, so gibt es doch jetzt oberhalb der Stadtbrücke keine eigentliche Schifffahrt auf dem Guadalquivir mehr, dessen Bett durch unverzeihliche Nachlässigkeit in den letzten Jahrhunderten nach Cordoba und Andujar hinauf an vielen Stellen versandet ist. Wo gibt es noch einen zweiten so breiten und mächtigen Strom im civilisirten Lande, der nur, so weit die Meeresfluth reicht, beschifft wird! Bis Sevilla ist jedoch die Segel- wie die Dampfschifffahrt auch äußerst lebhaft, und seit einem Jahrzehnt nimmt sie mit jedem Jahre bedeutend zu.

Die frühe, stille Zeit trieb mich an, den gewöhnlichen Schwimmbereich zu verlassen, und einmal an dieser Stelle durch den breiten Strom zu setzen. Die Fluth ging stromaufwärts, doch langsam wegen des gegenstrebenden Flußwassers. Ich machte jedoch nur die Erfahrung, daß die Jugend von Triana eben so wild und gottlos ist, als anderwärts. Denn als ich eben mein Ziel erreicht hatte und landen wollte, empfing mich diese, die am Ufer versammelt war, plötzlich mit einem Hagel dicker Steine, so daß ich genöthigt war, ohne Rast umzukehren, um mich schnell aus dem Bereich ihrer wohlgezielten Geschosse zu bringen, die mich fast bis in die Mitte des Stromes verfolgten. Hätte mich einer von den gewichtigen Steinen am Kopfe getroffen, ich wäre schwindlicht geworden und verloren gewesen. Das Schaukeln in den Wellen, die durch den eben von Cadiz ankommenden Vapor geschüttelt wurden, entschädigte mich für die unblutige Affaire.

In der neunten Stunde passirte ich das Thor von Triana,

---

*) Fatihah, die eröffnende, ist das erste Capitel des Korans.

**) Ueber dem Thore von Xerez (de la frontera) liest man:

Hercules me edificó;
Julio Cesar me cercó
De muros y torres altas;
Y el Rey santo me ganó
Con Garci Peres de Vargas.

In einem andern Thore liest man:

Condidit Alcides, renovavit Julius urbem:
Restituit Christo Ferdinandus tertius Heros.

und alsogleich hatte ich die große, freie, reiche Ebene des Guadalquivirthales vor mir und um mich, die nur in einer Ferne, wohin kaum das Auge reicht, von den letzten, weichen Abzügen der entfernten, hohen Sierren begränzt wird. Die Sonne lag schon brennend auf der flachen Gegend. Bald sah ich zur Rechten die finstern Mauern und leichten Thürme eines Klosters, deren es mehrere bloß auf dem kurzen Wege von Triana nach Santiponce gibt. In dem Aufsatze des Athenäums wird, übereinstimmend mit dem Itinerarium des Antonius, die Entfernung von Sevilla nach dem alten Italica auf vier (doch nur englische?) Meilen angegeben. Die Schätzung mag wegen der großen Ausdehnung der untergegangenen Stadt richtig seyn. Doch die Entfernung von Sevilla bis zu dem Hauptreste, dem Amphitheater von Italica, beträgt mindestens ein und eine halbe spanische Legua ($2^1/_2$ bis 3 Stunden).

Ich besuchte die Klöster zur Rechten und Linken. Sie sind groß, geräumig und aus kostbarem Material, das von Italica herrührt, gebaut. Die Zellen standen leer, kein Mönch wandelte in den Hallen oder in den Gärten, und nur ein Pächter mit Familie wohnte in einem bescheidenen Flecke jeder der großen Behausungen. Das hat die gegenwärtige Bewegung in Spanien zu Wege gebracht. Schauerlich hallen die eigenen Tritte in den leeren Räumen wieder, — wo waren ihre alten, friedlichen Bewohner? wo sprachen bettelten sie, die wenige Jahre vorher hier noch in Fülle lebten und herrschten, jetzt um ihr täglich Brod? Mich beschlich eine zu meinem Ziele passende Verstimmung, ich fühlte mich auf dem Wege, in dem Eingange zu der vergangenen Stadt! Auch die Pächter schienen sich nicht eben behaglich in der Wohnung zu fühlen; zuvorkommend, aber mit dem feierlichsten Ernste, schlossen sie mir die Räume auf, und oftmals erzählten sie von den alten Einwohnern mit sichtlichem Trübsinn. Alle diese Klöster besaßen reiche Schätze an Gemälden, namentlich aus der ersten Schule Spaniens, der von Sevilla. Die Gemälde sind jetzt nach Sevilla gebracht worden, und sollen in einem Museum dort zusammen aufgestellt werden, wodurch man die heutigen Künstler anzuregen, die Kunst wieder emporzubringen hofft. Ganz Spanien, besonders aber das schöne Andalusien, und in diesem wiederum vor allem Sevilla, hat einen erstaunlichen Reichthum an Werken der Malerei. Sämmtliche größere Städte Andalusiens wollen sich ein Museum der Malerei aufrichten, und in Sevilla findet man alle Klöster, Hospitäler und Kirchen voll von Werken der ersten Meister, Murillo's, Velasquez und Anderer, oft von entzückender Schönheit. Wahrlich, so reich an verschiedenartigen Kunstmonumenten wie Andalusien ist kein anderes Land! Es besitzt zahllose Ruinen, aber auch noch ungezählte Blüthen aus der römischen Zeit, die das Fundament bildet, aus der maurischen Zeit, die noch in Baukunst vollkommen aufrecht steht, aus der christlich-gothischen Zeit, welche ihre Dome hoch über die Moscheen erhoben, und das Innere der Kirchen und Häuser mit Gemälden ausgeschmückt hat. Oftmals repräsentirt ein Gebäude die drei Zeiten; mitten aus der großen, berühmten Moschee von Cordoba ragt das gothisch-christliche Schiff und Kreuz hervor, wunderbar anzusehn!

Beim letzten Kloster stand ich bereits auf der alten Stadt Italica, deren Umfang sieben Leguas betragen haben soll. Im weiten Boden umher, der sich theilweise ein wenig über die Ebene erhebt, sieht man nur hie und da ein Trümmerstück von einer Mauer wie einen Felsblock hervorragen. Erst wenn man an diese näher herantritt, kann man sich überzeugen, daß man hingestürzte Mauern vor sich hat, zusammengefallene Bogengänge, welche wie Keller erscheinen, wie tiefe, unterirdische Gänge. Ueber der alten Stadt stehen jetzt, wie auf platter Erde, mehrere Dörfer, grüne Felder und Olivenwälder, es wird darüber gepflügt, gesäet und geerntet, und mitunter geht man tausend und mehrere Schritte, ohne durch einen Mauerrest oder eine Vertiefung an die vergangene Zeit erinnert zu werden. Aber an den neuen Häusern erkennt man überall die Nähe der verschütteten Stadt: da steht man den Stumpf einer schönen, antiken Marmorsäule als Thürpfosten benutzt, ein Stück von einem Friese als Spülstein, kostbare Platten zum Pflaster, Säulencapitäle als Schutzsteine an den Seiten der Thore und Einfahrten angewendet!

(Schluß folgt.)

Die große Seeschlange.

Es ist über diese Thiere schon so viel geschrieben und gestritten worden, man hat ihr Daseyn so leichthin ins Fabelreich verwiesen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, die Ansichten eines Naturforschers mitzutheilen. Ein Hr. R. Hamilton hat diesen Gegenstand in einem Werke: the Naturalists Library, in der Abtheilung von den fleischfressenden Amphibien betrachtet, und wir theilen hier fürs erste über die große Seeschlange ein Factum mit, das unläugbar die Existenz derselben zu beweisen scheint. „Ein Thier, welches augenscheinlich zu dieser Classe gehört, wurde an der Insel Stronsa, einer der Orkneys, im Jahre 1808 an den Strand getrieben, zuerst ganz gesehen, und von achtungswerthen Leuten gemessen, nachher als es todt und durch die Gewalt der Wellen in einzelne Theile zerstückt war, neuerdings von vielen untersucht, und Theile davon, wie der Schädel und die obern Knochen der Schwimmpfoten, von Hrn. Laing und einem benachbarten Gutsbesitzer aufgehoben; andere Theile, wie die Wirbelknochen u. s. w., wurden in dem Museum der Universität Edinburg und in dem R. College of Surgeons aufbewahrt. Eine Abhandlung über diese Fragmente und über das todte Thier überhaupt wurde von einem Dr. Barclay in der Wernerian Society vorgelesen, und findet sich im ersten Bande ihrer Transactions. Das Wichtigste aus den zusammengestellten Nachrichten ist ungefähr Folgendes: das Thier maß 56 Fuß in der Länge und 12 im Umfange. Der Kopf war klein, von der Schnauze bis zum ersten Wirbel nicht einmal einen Fuß lang. Alle Nachrichten stimmen überein, daß das Thier Windpfeifen (blowholes) hatte, wichen aber über die Stelle derselben etwas ab. An den Schultern begann eine Art krauser Mähne, welche sich bis nahe ans Ende des Schweifes ausdehnte. Das Thier hatte drei Paar Finnen oder mit dem Körper verbundener Pfoten; die vordern waren die längsten, nämlich über 4 Fuß lang, und hatten am Ende eine Art durch ein Zellgewebe verbundener Zehen. Dr. Fleming bemerkt, dieß seyen wohl die Ueberreste von

Brust-, Bauch- und Schwanzflossen. Die Haut war glatt, ohne Schuppen und von graulicher Farbe; das Fleisch glich einem groben, übelaussehenden Rindfleisch. Das Auge war ungefähr von der Größe eines Robben, die Kehle zu eng, um die Hand durchzulassen." Andere Zeugnisse von Leuten, welche das Thier bloß gesehen haben wollen, übergehen wir, so wie die Angaben aus Norwegen, welche bis zum J. 1837 herabreichen, und von einer mehrere hundert Ellen langen Schlange sprechen, die namentlich zur Zeit der Hundstage sich zeigen soll.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

In Darda sah ich ein Bild des tiefsten menschlichen Elendes — eine Schauspielerin aus Clausenburg, deren schändlicher Gatte, nachdem er ihre Habseligkeiten durchgebracht, sie verlassen hatte, und die nun auf dem Rückwege in ihre Heimath, den sie zu Fuße machte, vom Fieber befallen und in die Hände von Zigeunern gefallen war, welche ihr vollends noch das Wenige, was ihr übrig geblieben, unter dem Vorwande des Entgeltes für die Pflege, genommen hatten. Sie lag in einem Stall auf ein wenig Stroh, und sah einer Todten mehr ähnlich, wie einer Lebenden. Dabei war ihr Geist lebhaft, und sie fühlte ihr Elend in seiner ganzen Größe. Die mitleidige Wirthin, mit der ich Rücksprache nahm und der ich eine Kleinigkeit für die Unglückliche gab, versprach, noch an demselben Tage einen Arzt zu ihr holen zu lassen, auch so viel in ihren Kräften stünde für sie zu sorgen. — Die vielen Fieber in Nieder-Ungarn sind eine Plage, welche zum größten Jammer für Fußreisende wird, die, davon befallen, ohne Hülfe und Pflege sind, und meistentheils dem Tode zur Beute werden.

Wenn man von dieser, d. i. von der Nordseite, in die Nähe von Esseck kommt, so sieht man in einer langen Ausdehnung mehrere Thürme, Kirchen und andere Gebäude vor sich, und man meint in eine Stadt zu kommen, die einen ungeheuren Umfang hat. Die Sache ist die: Esseck besteht aus drei Haupttheilen, nämlich: der Festung und der Ober- und Unter-Stadt. Sie sind durch Zwischenräume von einigen tausend Schritten getrennt, die man aber von fern, weil Gebüsch sie verdeckt, nicht bemerkt, und so eine fortgesetzte, sehr große Stadt zu sehen glaubt.

Ein hoher, durch sumpfige Wiesen führender Damm bildet eine halbe Meile lang die Straße, welche durch mehrere Brücken verbunden wird. Endlich gelangt man an die Drau, welche hier schon ein mächtiger Strom ist, der Schiffe von einigen tausend Centnern Last trägt. Unmittelbar hinter der über den Fluß führenden Brücke kommt man in die Festung, die wohl geeignet seyn mag, einem Feinde langen Widerstand zu leisten, da sie mit starken Außenwerken versehen ist. Sehr friedlich sehen diese jedoch gegenwärtig aus, indem schöne Blumengärten auf denselben angelegt sind. Die innerhalb der Werke liegende Stadt ist gut gebaut, und enthält vorzüglich einige schöne Casernen, die einen Theil des Marktplatzes einschließen helfen. Nicht sonderlich ist der Fremde untergebracht, wenn er gleich im besten Gasthofe (zum Wolf) einkehrt. Indeß findet man dort gute Unterhaltung, da es an Fremden hier nie fehlt, die an dieser Gränzscheide zwischen dem Orient und Occident von allen Seiten zusammenströmen.

Von der Festung aus führen mit Bohlen belegte, also zu jeder Zeit trockene Fußsteige nach der Ober- und Unterstadt. Erstere ist besser gebaut, wie letztere, obgleich diese größer und stärker bevölkert, mithin auch lebhafter ist, wie jene. In hohem Grade ansprechend ist die hiesige, zwar flache, aber mit Alleen und Gebüschen übersäete Gegend. Das südliche Klima, die Beweglichkeit und Regsamkeit der hiesigen Bevölkerung, der schöne Anblick des Stromes, die gegenüberliegenden, aus grünem Gebüsch hervorblickenden weißen Häuser, das Treiben und Leben am Ufer, alles dieß zusammengenommen gibt eine stete sehr angenehme Unterhaltung. Dazu kam für mich noch das Erfreuliche der Sprache, indem man hier sehr viel deutsch spricht, und man, wenn man sich orientiren will, nie in Verlegenheit kommt. Um die Festung bietet die Esplanade einen angenehmen Spaziergang, und über dieselbe hinaus kommt man in einen, mit einem Gasthofe verbundenen öffentlichen Garten, welcher mit seinem dichten Schatten für das hiesige Klima unschätzbar ist. Er gewährte mir bei einer Hitze von 25 Graden im September eine Erholung, wie ich sie nicht zu finden erwartet hatte. Seine Baumgänge, von denen er durchschnitten wird, machen einen Spaziergang auch in der größten Hitze angenehm, und was das Vergnügen erhöht, so hat man an mehreren Punkten Durchsichten ins Freie, welche die herrlichsten Landschaften vor dem Auge enthüllen.

Auf der Rückkehr nach der Stadt wartete meiner noch ein Genuß. Das Husarenregiment Prinz Würtemberg stand in Parade aufmarschirt auf dem großen, zwischen der Festung und dem gedachten Garten liegenden Exercierplatz. Ein ungarisches Husarenregiment aber kann allzeit als das Original gelten, wovon andere nur als Copien zu betrachten sind. Seine Evolutionen, wobei Mann und Roß nur Eines zu seyn schienen, und sodann seine schöne Musik unterhielten mich fast eine Stunde. Des Abends hatte ich von letzterer noch einmal den Genuß, indem sie vor der Wohnung des Prinzen spielte, wobei sie ihre ganze Virtuosität zeigen konnte.

Der nahende Herbst, den man hier nur an den feilgebotenen Früchten und Trauben wahrnahm, die schöne Gegend, die heitern Umgebungen, und der Gedanke, nun meine Richtung wieder nach dem Norden nehmen zu müssen, wo ich dem Winter, so zu sagen, in die Arme lief, das alles erregte in mir ein Gefühl von Trauer, und ließ mich jeden sich hier noch bietenden Genuß wahrnehmen. So durchstrich ich denn lustwandelnd die Umgegend von Esseck, was mich bei der steten Unterhaltung wenig ermüdete.

Die umliegende Landschaft soll meistentheils arm seyn, und selbst die Grundherren solchen Geldmangel haben, daß sie oft bei kleinen Zahlungen in große Bedrängniß gerathen. Da sagt man ihnen denn nach, daß sie ihr Recht an den Bauern mit unerbittlicher Strenge üben, und daß also diese mitunter nicht viel mehr als das nackte Leben haben. Wahr ist es, daß der Geldmangel hier allenthalben sichtbar ist, und daß dieß auf die Wohlfeilheit aller Producte einen bedeutenden Einfluß übt. Man kann in der That sich auch kaum vorstellen, welch niedrigen Preis hier Alles hat, und wie man auf der Reise, selbst mit Wagen und Pferden, täglich mit 5 fl. C. M. bequem auskommen kann.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1839.

Ueber den Wallfischfang in der Davisstraße.

Seit einiger Zeit nimmt der Wallfischfang in der Davisstraße dermaßen ab, daß er kaum mehr einen genügenden Vortheil abwirft, was um so auffallender ist, als es wirklich an Wallfischen nicht fehlt. Ein Capitän Penny, der dieses Spätjahr vom Wallfischfang zurückkehrte, brachte einen Eskimo mit sich, der ihm über das Land in der Nähe der Cumberlandstraße einen nicht unmerkwürdigen Aufschluß gab. Man hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß die Wallfische im Westen der Davisstraße ausnehmend wild werden, und mit einer merkwürdigen Gleichförmigkeit in der Richtung nach der Cumberlandstraße hinfloben. Ein Eskimo, den er mit sich nach England nahm, gab ihm eine Nachricht, welche den seltsamen Umstand wahrscheinlich erklärt. Auf der Ostseite der Cumberlandsstraße, etwa unter 64° 55′ n. Br. ist eine tiefe, etwa 140 (engl.) Meilen lange und an manchen Stellen gegen 60 Meilen breite Bay, welche anfangs gegen Nordosten, dann gegen Nordwesten läuft und von einem Meeresarm auf der andern Seite nur durch einen etwa 30 Meilen langen Isthmus getrennt ist. Im Junius oder Julius bricht das Eis und geht hinaus ins Meer. In dieser großen Bay, welche an der Westseite mehrere Buchten habe, soll es von Wallfischen wimmeln, und Tausende von Eskimos hier wohnen, die hauptsächlich von Wallfischen leben; namentlich lieben sie die jungen Wallfische, und sollen sie hauptsächlich in der Wurfzeit, im Junius, Julius und August fangen, zu welcher Zeit sie auch ihre Wintervorräthe sammeln.

Manche von diesen Eskimostämmen kommen bis an die Cumberlandstraße herab, und treiben mit der Hudsonsbay-Compagnie Handel; indeß hat noch kein Agent dieser Compagnie je die bezeichnete Bay aufgefunden. Das Klima soll an derselben milder seyn, als irgendwo an der Westküste von Cumberland. Der Aberdeen Herald, welcher diese Nachrichten mittheilt, ergreift die Gelegenheit, abermals auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, in der Davisstraße an irgend einem wohlgelegenen Punkte ein Etablissement anzulegen, um auf diese Weise den Wallfischfang in jenen Gewässern zu unterstützen. Vielleicht würde ein bleibendes Etablissement dieser Art am ehesten dazu führen, den noch unerforschten Raum zwischen dem westlichen und östlichen Meere vollends kennen zu lernen, und endlich die Frage zu lösen, ob eine Verbindung zwischen diesen beiden existire oder nicht. Auffallend an jener obigen Nachricht ist der Umstand, daß auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raum, wie die Umgegend jener Bay, mehrere tausend Eskimos wohnen sollen, da man diese sonst nur in sehr schwachen, vereinzelten Stämmen findet.

Sevilla und ein Ausflug von da nach dem alten Italica, am 7 August 1837.

(Schluß.)

Mittag war vorbei, die Sonne brannte glühend, und ich kehrte in einem Dorfhause ein, um dort die große Hitze zu verpassen, und mich zu erquicken. Wie Burgos die höchste und kälteste, soll Sevilla, wiewohl nicht die südlichste, doch die wärmste der größeren Städte auf der Halbinsel seyn. Das Meer kühlt die südlichen Küstenstriche Spaniens, und Sevilla soll zum Beispiel, nach genauen Beobachtungen, im Durchschnitte vier Grad Wärme mehr haben, als Cadiz. Wenn dem so ist, so muß ich gestehen, daß zu jeder Jahreszeit die Hitze an allen Orten in Spanien erträglich ist. — Denn selbst in der heißesten erscheint die Natur um Sevilla nicht ohne Schmuck, die Vegetation nicht ausgedörrt, freundlich prunkt noch das Laub der Bäume und nur wenige Stunden um Mittag ist das Ausgehen in der Sonne beschwerlich. Die Nächte sind schön, lind, erquicklich. Insecten quälen nicht, und zu Hause läßt sich zu jeder Tagesstunde gemächlich arbeiten. Ich legte den Weg von Sevilla in der größten Hitze ohne besondere Beschwerde zurück. — Der Dörfer empfing mich freundlich, und ich nahm fürlieb an seinem Tische. Vor und nach dem Essen wurde lange gebetet, aber mir unverständlich, indem Eltern und Kinder durcheinander, ein jeder für sich, sprachen; ich hörte nichts als Maria purisima, und santo, santo, santo. Als einer der Knaben, voll Eßlust, nach der Schüssel griff, bekam er von der Mutter Prügel, eine Schwester lachte darüber

laut auf, doch störte das Alles Niemanden in seinem Gebete. Merkwürdig, daß im Munde dieser Leute keine Sage über das alte Italica und dessen Zerstörung lebte, — vor tausend Jahren habe dort eine berühmte Stadt gestanden, war alles, was sie davon wußten. Aber Vieles erzählten sie mir vom Kriege, vom Stande der Parteien, von ihren Hoffnungen. Die meisten, selbst die kleinsten Dörfer Andalusiens sind der constitutionellen Sache ergeben. In Santiponce sah ich keinen jungen, waffenfähigen Mann; mein gastfreundlicher Wirth hatte zwei Söhne unter der Fahne der Königin, und Alle sprachen davon mit größter Lebhaftigkeit. Die Mädchen aber beklagten sich mit ächt spanischer Franqueza, daß sie sich in solchen Zeiten nimmermehr verheirathen könnten; bei solchen naiven Geständnissen lachten sie so fein, und bewegten sich so zierlich, wie unsere Damen von hohem Range. Sie machen keine Moden mit, das bringt ihre Zierde und Lieblichkeit hervor.

Begleitet von einem jüngern Sohne des Wirthes begab ich mich eine vergnügte Stunde später nach der Hauptruinenmasse, dem Ampitheater, das die Leute dort la plaza (den Platz) nennen. Etwas Eigenthümlicheres, im Hinfall noch Prächtiges und Imposantes kann man nicht sehen. Auf dem Rücken eines breiten, niedern Hügels gehend, schaut man plötzlich in eine große, runde Oeffnung hinab, nämlich in das Innere des Theaters, das nicht verschüttet worden ist. Ringsherum sieht man noch die prächtigen Bögen und Säulen, die, durch eine furchtbare Kraft erschüttert, wie zusammengebrochen erscheinen. Alles Mauerwerk ruht in schiefer, gleichsam fallender Lage, und doch felsenfest. Risse und weite Spalten scheiden das, einige Fuß hoch, nur unregelmäßig hervorragende Gemäuer außen von dem übrigen festen Feldboden. An einer Seite, wo der Hügel sich in die Ebene herab senkt, findet man durch einen langen, völlig erhaltenen Bogengang den Eintritt in das Innere, das einen Cirkel bildet und dessen Grund in der Tiefe wie jedes andere Landstück, wie ein versenkter oder tiefliegender Garten, förmlich bepflanzt wird. Kühn, furchtbar, erschütternd ist der Anblick der Mauermassen aus dem Innern, amphitheatralisch thürmen sich ringsum die gewaltigen Trümmer übereinander, und an diesem Orte glaubt man, noch schwinge die Erde von dem gewaltsamen Erdbeben, bei dem diese Massen erschüttert und zusammen gebrochen waren.

In der Nähe dieses Dorfes springt ein Quell aus einer geheimnißvollen Grotte hervor. Ich kletterte auf das Gemäuer, welches hoch darüber emporragt und dachte über die Ursache dieser Zerstörung nach, deren Schauplatz wie die Thalebene ich von da aus weit überschauen konnte. Die menschliche Hand hat sie nicht vollbracht, denn von einem solchen Werk der Sieger sprächen alle Jahrhunderte. Ueberschwemmung? das ist sehr unwahrscheinlich — wie groß die Gewalt des Guadalquivir, solche Zerstörungskraft hat er nicht; überdieß stand ein Theil des alten Italica auf niederm Hügelland und nirgends sah ich Spuren von Flußsandschichten. Des Feuers Gewalt? auch nicht, davon hat man in Spanien kein Beispiel, weil man durchweg mit gehauenen Steinen baut und ausbaut. Ich kann als Ursache nur ein Erdbeben oder eine Bodensenkung annehmen, wobei das Wasser des Guadalquivir mag mitgewirkt haben. Aus den obern verwitterten Trümmern bildete sich allmählich eine Bodendecke, eine Dammerde aus, die das Ganze überzog und begrub, und worin sich Vegetation erzeugte, Getreide, Oliven, Reben sproßten. Die jetzt stattfindenden Ausgrabungen können auch über die Art der Zerstörung manchen Fingerzeig, wo nicht die einzige sichere Auskunft geben, wie sie reiche Schätze an Statuen, Münzen, Gemmen, Waffen, Gefäßen, Urnen, Hausgeräthe, Mosaik u. s. w. zu Tage fördern und der Kunstgeschichte ersprießlich seyn werden. Wie Vieles ist bereits zufällig gefunden worden. In einem Hause des Dorfes Santiago bewahrt man vielerlei Alterthümer und verkauft sie an Fremde, das sind aber nur solche, die der Landmann beim Ackern findet.

Nie sah ich irgend was von Ruinen, das ich denen des alten Italica vergleichen könnte. So völlig überschüttet und verkrustet, und doch überall, wo sie hervorbrechen, noch so fest wie von ewiger Dauer. Spanien ist das festeste Land in Europa, sein ganzer Charakter ist Ausdauer. Sollte sein Volk, sein Leben jemals untergehen, dann werden noch seine Ruinen unvergänglich von ihm zeugen. Städte aus Backsteinen wie in Babylonien, können spurlos verschwinden; die aus Ziegelsteinen wie in unserm Norden werden nie fertig, immer müssen sie reparirt werden oder sie erscheinen sogleich als eine Ruine, die aber auch nicht dauert. Darum müssen wir ewig geistig, jung und frisch bleiben, wollen wir fortbestehen!

Aus meinen Gedanken störte mich damals eine Schaar Mädchen, die unten des Weges vorüberzogen. „Seht den Romantiker dort oben!“ riefen sie und grüßten freundlich. „Wenn Sie erlauben, wollen wir zu Ihnen kommen!“ „Meine Arme stehen Euch offen,“ antwortete ich. Sie lachten, winkten noch tausendmal, die heitern Geschöpfe, und kamen mir aus dem Gesichte. So lacht die Gegenwart über die Vergangenheit, die sie nicht versteht.

Als ich im Dorfe zu meinem Wirth zurückkam, empfahl dieser mir, mich alsbald auf den Heimweg zu begeben, weil spät Abends allein zu gehen gefährlich sey. Ich befolgte den gut gemeinten Rath. Bald blitzte mir auch im Abendroth die Giralda von Sevilla entgegen, wie der schönste maurische Thurm in Spanien, an der Kathedrale dieser Stadt, nach einem goldenen Engel auf seiner Spitze genannt wird. Dieser Thurm ist ein Werk von dem Mauren Guever, dem man die Erfindung der Algebra (oder Alguevra) zuschreibt; zwei Pferde können darin mehrere hundert Fuß neben einander hinaufgehen; aber mehr werth als diese Künstlichkeit ist seine Schönheit. Er eröffnet auch die herrlichste Aussicht über Stadt und Land, über die Windungen und Ebenen des Guadalquivir bis weit hin nach den Sierren, welche ausgedehnte, von der Giralda zu übersehende Landschaft in alten Liedern, als die erste und beste Spaniens hoch gepriesen wird:

La mejor tierra de España
Es esta que el Betis baña;
De lo que el Betis rodeà
Lo que la Giralda oteà.

Luristan und seine Bewohner.

(Schluß.)

Die Stämme von Luri Kutschuk sind weit zahlreicher als die Bakhtijaris, denn sie zählen im Ganzen 56,000 Familien. Die Steuer der Stämme von Pisch Kuh beträgt 120 Katirs, aber die Vertheilung schwankt nach dem Ermessen des persischen Gouverneurs; die Stämme von Puschti Kuh sind darunter nicht mit einbegriffen. Die Schätzung der Katirs wechselt, wie bei den Bakhtijaris, nach dem Zustande der Provinz; unter dem letzten Wesir, Mirza Büzürk, welcher die Einkünfte zehn Jahre lang mit Erfolg verwaltete, stieg der Katir auf 200 alte, oder 333⅓ neue Tomans, die 120 Katirs waren also 40,000 Tomans werth, und die Steuer von Pisch Kuh allein mag wohl mehr als diese Summe betragen haben. Ueberdieß wirft die Stadt Khorremabad an Zöllen und Pachtzins für Buden, Gärten, Mühlen und dgl. noch 5000 Tomans ab, und die benachbarten Kronländereien wohl eben so viel, nebst etwa 7000 Karwars Korn, was, den Karwar zu einem Toman gerechnet, welches der gewöhnliche Preis in Luristan ist, noch weitere 17,000 Tomans ausmacht, so daß das Einkommen der ganzen Provinz, das von Puschti Kuh mit 20,000 Tomans dazu gerechnet, zwischen 70 und 80,000 Tomans beträgt. Das Erhebungssystem ist sehr einfach: wenn die Hauptsumme unter die Stämme in den Unterabtheilungen vertheilt ist, so erhebt der Risch sefid (Weißbart) jedes Lagers den Betrag von jeder Familie, je nach seiner Kenntniß von ihrer Zahlungsfähigkeit. Aber in einem wilden Lande, wie dieses, wo viele Stämme in offenem Aufstande leben, und auf die von dem großen Rathe angeordnete Vertheilung nicht achten, würde der Gouverneur seinen Contract mit der Krone nicht halten können, wenn er nicht indirecte Mittel hätte, um außerordentliche Summen zu heben, und die Ausfälle zu decken. Mirza Büzürk führte deßhalb ein ausgedehntes System von Sporteln und Geldstrafen ein, und da Räubereien und Mordthaten fast täglich vorfielen, so fehlte es nie an Gelegenheit zu Erpressungen; ja er soll etwa 20,000 Tomans jährlich zusammengebracht haben, und zwar ohne Grausamkeit oder Ungerechtigkeit.

Luri Kutschuk ist weit mehr im Stande, eine schwere Abgabenlast zu tragen, als die Bakhtijaris, denn obwohl der Ackerbau gleichfalls vernachläßigt ist, so hat es doch andere Hülfsquellen. Die hauptsächlichste darunter ist die Zucht der Maulthiere, welche bei weitem für die besten in Persien gelten: es führt im Durchschnitt etwa 1000 dieser Thiere jährlich aus, von denen man eines in das andere auf 20 Tomans rechnen kann. Die Iliyats (Nomaden) treiben auch einen bedeutenden Handel mit Teppichen und allen Arten von Reitzeug; sie versehen die Städte Hamadan, Nihawand und Burudschird ausschließlich mit Holzkohlen, und ihre Heerden werfen ihnen einen bedeutenden Gewinn ab.

Die großen Stämme von Pisch Kuh haben, wie schon erwähnt, keinen gemeinsamen Häuptling, wie die Bakhtijaris, eben so wenig auch die einzelnen Unterabtheilungen, sondern vier oder fünf Tuschmals führen die Angelegenheiten einer solchen Unterabtheilung, und bei großen Gelegenheiten vereinigen sich alle diese Tuschmals, um gemeinschaftlich zu berathschlagen; ihre innere Verfassung hat also mehr Aehnlichkeit mit einer Bundesrepublik als mit einer großen Feudalaristokratie. Der Wali von Puschti Kuh behauptet allein noch die königliche Gewalt seiner Vorfahren. — Unter den Lurs geschehen die meisten Arbeiten durch die Weiber: sie hüten die Heerden, bauen das Feld, heimsen das Korn ein, und treten davon aus, so viel man braucht. Die Männer säen und schneiden dasselbe, fällen Holz zu Kohlen, und vertheidigen ihr Eigenthum gegen fremde Angriffe. Die Teppiche, die Zelte von schwarzem Ziegenhaar und das Pferdegeschirr, wofür Luristan berühmt ist, sind fast allein von Weibern gemacht. Die Männer scheinen Raub und Krieg als ihre eigentliche Beschäftigung zu betrachten, und sind nie so zufrieden, als wenn sie auf einem Raubzug begriffen sind.

Die Sprache der Luren ist nur wenig von der der Kurden von Kirmanschah verschieden, und wem der eine Dialekt geläufig ist, der versteht auch den andern. Man hat die Dialekte der Bergbewohner von Zagros bisher allgemein als Ueberreste des alten Pehlwi betrachtet, wie mir aber scheint, aus ungenügenden Gründen; ich betrachte sie als von dem alten Farsi abgeleitet, welches unter den Sassaniden neben dem Pehlwi als getrennte Sprache bestand; das Pehlwi, wie man es jetzt auf Inschriften und in Büchern findet, hat gewiß keine Analogie mit dem Kurdischen, und ich zweifle, ob mit Ausnahme der Gueber-Colonien und einzelner Dorfschaften in Aderbeidschan*) dieser Dialekt überhaupt jetzt als gesprochene Sprache besteht.

Die Religion der Stämme von Luri Kutschuk ist sehr merkwürdig und verdient eine genaue Untersuchung, denn überall findet sich ein Localaberglauben, der sicher in ein sehr hohes Alterthum hinaufreicht. Die Luren zeigen nicht die mindeste Verehrung für Mohammed und den Koran; der einzige allgemeine Gegenstand der Verehrung ist ihr großer Heiliger Baba Büzürk; es gibt aber noch mehrere heilige Männer unter ihnen, welche als die lebendigen Repräsentanten des göttlichen Wesens und darum von ihren besondern Schülern mit einer an Anbetung gränzenden Verehrung betrachtet werden. Ihre Opfer und ihre mystischen Zusammenkünfte sind in hohem Grade interessant, denn viele ihrer Gebräuche deuten auf eine Quelle, die weit über die Einführung des Islam hinaufreicht. Macdonald Kinneir hat die mitternächtlichen Orgien der Tscharag-Kuschan (Lampenbrecher, Lichtauslöscher) erwähnt; ich glaube nicht, daß solche Gebräuche noch jetzt bestehen, aber Versammlungen ähnlicher Art wurden gewiß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gehalten, und es lassen sich darin ohne Mühe die Ueberreste eines Cultus der Zeugung und Befruchtung erkennen, die von den Festen des Mithra und der Anitis her sich erhielten.

*) In dem Dorfe Tizmar namentlich ist der einheimische Dialekt sicherlich Pehlwi.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

Ueber Baranyavar reiste ich zurück. Dieser Marktflecken ist ein schlechtes ungarisches Dorf, wo man aber nichtsdestoweniger im Wirthshause gut bedient wird und ein treffliches Mittagsmahl halten kann. Mit noch einigen Reisenden nahm ich dieß ein, und war bald bekannt, was bei dem gebildeten Ungarn sich immer leicht findet. Mit größter Bereitwilligkeit bekommt man Aufschluß über Alles, woron man sich belehren will, und es setzt gleichsam der Ungar eine Ehre darein, wenn sich der Fremde nach dem und jenem, was sein Vaterland angeht, erkundigt. Von diesem Orte, der in der Vorzeit ein festes Schloß hatte, wie die Benennung Var andeutet, hat der Baranyer Comitat, wovon Fünfkirchen die Hauptstadt ist, seinen Namen. Manche wollen jedoch herausklügeln, der Name komme von Bor (Wein) und Anya (die Mutter), und meinen, es heiße der ganze Comitat die Weinmutter, weil so vieler und guter Wein in ihm erbaut wird. Wollte man dieß annehmen, so verdienten mehrere Comitate diesen Namen. Daß übrigens diese Erklärung für den Ort Baranyavar passen mag, das ist nicht zu läugnen.

Auf den Gefilden von Mohacs überließ ich mich ganz dem düstern Eindrucke, den ein zweimal so stark mit Blut getränktes Schlachtfeld auf das Gemüth macht. Hier ward in der Schlacht von 1526 die ungarische Armee unter ihrem König Ludwig II fast gänzlich vernichtet. Die Blüthe des Adels (500 Magnaten und Edelleute, so wie zwei Erzbischöfe und fünf Bischöfe) fiel, und Ludwig, der sich durch die Flucht rettete, gerieth zwischen hier und Fünfkirchen in einen Sumpf, in welchem er erstickte, da ihn sein Harnisch verhinderte, sich heraus zu arbeiten. Erst nach zwei Monaten fand man seinen Leichnam, den man in Stuhlweißenburg beisetzte.

Diese grauenvolle Scharte wetzte im Jahre 1687 Herzog Karl von Lothringen aus, indem er auf denselben Gefilden die Türken aufs Haupt schlug, was zur Folge hatte, daß in kurzem fast ganz Ungarn von ihnen gereinigt wurde.

Ich kam gegen Abend hier an, wo die Sonne, nahe am Untergange, die Gegend blutroth beleuchtete. Dieß vermehrte den Eindruck, und es war mir, als wüthe die Schlacht noch hier, und als stünde von den umliegenden Ortschaften alles im Feuer. Wohl mehr als 60,000 Leichen von Gefallenen in den beiden Schlachten liegen hier begraben. Mohacs ist ein nach mehrern Richtungen sich ausdehnender und stark bevölkerter Markt. Es ist ringsum von einer weiten Ebene umgeben, die ganz zu einem Schlachtfelde geeignet ist. Wenige Orte haben so viel historische Wichtigkeit, denn die erste Schlacht brach die Kraft der Ungarn auf lange Zeit, und legte den Grund dazu, daß die Türken Besitz vom Lande nahmen, und endlich bis Wien vordrangen; die zweite vernichtete die Macht der Türken in Ungarn, und war als Vorzeichen von ihrer nachmaligen Schwäche zu betrachten.

Eben wollte die Sonne sich in die Donau senken, als ich auf einem etwas erhöhten Standpunkte ihres Ufers ankam. Der Strom war mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, welche von drüben herüber kamen. Denn man war eben mit der Grummeternte auf der Mohacs gegenüberliegenden Insel beschäftigt. Diese hat einen Flächeninhalt von etwa fünf Quadratmeilen, und ist im Besitze von mehreren Ortschaften. Sie heißt der Mohatscher Bruch (Mohacsy Sziget), und ist mit Wald und Wiesen bedeckt. Viele Hunderttausende von Centnern Heu werden hier gewonnen, von denen ein guter Theil nach Pesth verschifft wird. Zwischen den mit Heu beladenen Kähnen schaukelten sich auch kleinere mit Menschen besetzte. Den Strom herab fuhren einige Schiffe, die wie Riesen zwischen den vielen kleinen Fahrzeugen durchschwammen. Alles lebte und regte sich, gleichsam als fürchte man, es werde die Sonne morgen nicht wiederkehren.

Von Mohacs aufwärts gegen Tolna zieht sich die Straße meistentheils an Weingebirgen hin. Manche dieser Gebirge enthalten Steinkohlen, welche aber gegenwärtig noch keineswegs so ausgebeutet werden, wie es die Reichhaltigkeit der Lager gestattete. Man schafft viele an die Donau, wo sie für die Dampfschifffahrt in Anspruch genommen werden. Wo man nur immer hinblickt, da entdeckt man Schätze, welche dieses gesegnete Land enthält, und deren Ausbeutung künftigen Zeiten vorbehalten ist.

Die Lage und der Boden der Weingebirge von Sexard lassen auf ein gutes Gewächs schließen, und wirklich gehören auch die hiesigen Weine, besonders die rothen, zu den besten Gattungen des Landes, vornehmlich was ihre Stärke und Geistigkeit betrifft. Der Ort selbst scheint nicht ohne Leben zu seyn, und er stellt sich durch mehrere neue Gebäude, die er enthält, nicht unvortheilhaft dar. Mich interessirte hauptsächlich das auf einer Anhöhe erbaute Comitatshaus, welches wie ein prachtvolles Schloß da steht; es interessirte mich wegen des Tumultes bei den letzten Landtagswahlen. So hitzig, wie nur irgendwo, ward hier gekämpft, und man erzählte mir davon in einer Art, wie man ungefähr von einer in der Nähe vorgefallenen Schlacht sprechen würde. Todte und Verwundete blieben auf dem Platze, und im Comitatshause wurden alle Fenster zertrümmert und mancher andere Schaden gemacht. Solche Auftritte sind eine Art von Volksschauspiel, und sie kommen fast bei allen Wahlen vor.

Von hier nach Tolna ist der Weg einförmig und ermüdend. Von dieser Stadt hat der Comitat den Namen, obgleich, wie schon bemerkt, das Comitatshaus in Sexard ist, und folglich auch die Congregationen dort gehalten werden. Aber auch eine todte Gegend wird durch einen schiffbaren Strom belebt. Das sieht man in Tolna, an welchem die Donau vorüberfließt. Wäre dieß nicht, so wäre es hier zum Umkommen, so aber fehlt es nicht an Unterhaltung. Uebrigens sind die Ufer hier flach, und das Oede der Gegend wird nur durch die am jenseitigen Strande befindlichen Gebüsche ein wenig aufgehoben.

Man hat die hier von Pesth nach Essek und von dort nach Syrmien gehende Poststraße ehemals sehr verschrien; auch ging die Post der Sicherheit wegen gewöhnlich nur am Tage, und auch da nicht ohne Begleitung einiger Haiduken. Sie soll früher einigemal beraubt worden seyn. Mir ist nichts vorgekommen, was mir auch nur Verdacht oder Besorgniß hätte einflößen können. Jetzt geht übrigens höchst selten hier ein Passagier mit ihr, weil jeder die Dampfschifffahrt vorzieht, mit welcher er schneller und sicherer reist.

(Schluß folgt.)

Die französischen Königsstatuen. Während der Revolution von 1793 waren die Königsstatuen, welche das Portal von Notre Dame zierten, aus ihren Nischen herausgerissen worden, und seit dieser Zeit wußte man nicht, was aus ihnen geworden sey. Jetzt hat man sie im zwölften Arrondissement auf dem Kohlenmarkte wieder aufgefunden, und will sie wieder an ihre alte Stelle setzen. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1839.

Rückblicke.

Die alte Colonialpolitik, wie sie seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts sich ausbildete, und bis gegen das Ende des vorigen sich immer steigerte, hat ihre eigentlichen Grundlagen verloren, und die Formen mußten sich ändern, der Geist aber ist derselbe geblieben. In jener früheren Zeit galt es hauptsächlich, aus den Colonien möglichst viele sogenannte Colonialwaaren zu ziehen, diese mit den Industrie-Erzeugnissen des Mutterlandes zu bezahlen, und auf den daraus entspringenden Seehandel, welchen jeder Colonien besitzende Staat sich selbst vorbehielt, seine Seemacht zu begründen. Der Geist, welcher diese Politik dictirte, lebt allerdings noch, aber die Zeiten und Umstände haben sich wesentlich geändert, und diejenige Seemacht, welche am engherzigsten daran festhält, Frankreich, ist verhältnißmäßig, da Spanien gar nicht mehr in Betracht kommen kann, in ihrem Seehandel am schlimmsten daran. Die Weltwaaren, worunter wir diejenigen verstehen, welche in ungeheuren Quantitäten ein Bedürfniß von Völkern geworden sind, auf deren eigenem Boden sie nicht gedeihen, bestanden in jener früheren Zeit in Kaffee, Zucker und Gewürzen. Der Zucker kam in seiner Hauptmasse fast nur aus Westindien, Kaffee eben daher und aus Java, Gewürze aus den Molukken. Jetzt hat sich nicht nur die Zahl dieser Weltwaaren um die Baumwolle und den Thee, ja man kann auch sagen um den Indigo vermehrt, sondern der Anbau von Zucker und Kaffee hat auch über Westindien hinaus in ungeheurem Umfange zugenommen. England verfolgte im Kriege gegen die französische Revolution die alte Colonialpolitik, und dachte nur daran, seinem Feinde die möglichst große Anzahl von Colonien zu entreißen, in der Hoffnung, dadurch den Welthandel an sich zu ziehen; aber seit der Unabhängigkeit Nordamerika's hatte dieß System einen unheilbaren Riß bekommen. Nordamerika war nicht mehr vom Welthandel auszuschließen, und somit konnte die Seeherrschaft in Europa verhältnißmäßig nur wenig helfen, denn Nordamerika, welches den Vermittler für die Weltwaaren zwischen den Colonien und dem Continente machte, riß bald einen bedeutenden Theil dieses Handels an sich, und machte einen gänzlichen Sieg Englands und eine völlige Handelsherrschaft desselben unmöglich.

Es wäre schwer und jedenfalls hier viel zu weitläufig, den Uebergang aus dem alten Colonialsystem in die neuern Handelsverhältnisse zu zeigen, und wir begnügen uns hier, auf einige Hauptzüge des letztern aufmerksam zu machen. Die wichtigsten sind die Maaßregeln Englands gegen den Sklavenhandel und die Emancipation der Neger, die Vortheile, welche Holland hieraus zieht, die Bestrebungen der Nordamerikaner, eine Art Baumwollenmonopol zu begründen, die vielfachen Bemühungen Englands, sich der wachsenden Theilnahme anderer am großen Welthandel zu erwehren, die Anstrengungen Frankreichs, seine verlorne Stellung als Seehandelsnation wieder zu erringen, und endlich der Wettlauf der Engländer, Nordamerikaner und Franzosen nach Festsetzungen im stillen Ocean.

Ein großer Theil der Handelsmacht Englands beruht jetzt auf seiner Durchführung der Negeremancipation, oder vielmehr auf der wirksamen Unterdrückung des Sklavenhandels. Die Negeremancipation mußte den Zucker- und Kaffeebau wesentlich stören. England war bemüht, diese Störung auch auf das übrige Westindien auszubreiten, und diese Störung sollte benützt werden, um den Ausfall der Zucker- und Kaffee-Erzeugung allmählich aus Ostindien zu decken, dessen verarmte Bevölkerung ihn wohlfeiler als die Sklaven Westindiens erzeugen konnte. Mochte dann Westindien eine Beute der Neger werden, und die Zuckererzeugung, welche große Capitalien erfordert, allmählich daselbst aufhören, England trat dann mit seinem ostindischen Zucker dazwischen. Der Erfolg entsprach aber nicht den Erwartungen. So wie England für seine Colonien den Sklavenhandel aufgab, so war auch die Emancipation eine, wenn auch noch ferne, doch nothwendige Folge, denn die nur unter einander sich fortpflanzenden Neger in Westindien mußten allmählich durch den Contact mit gebildeten Europäern sich einigermaßen civilisiren. Vorher hatte die stete Erneuerung durch afrikanische Neger sie in ihrer thierischen Rohheit zurückgehalten; so wie diese Erneuerung aufhörte, mußte der Civilisationsproceß schneller vorwärts gehen, und die Emancipation war davon die nothwendige Folge. Mit emancipirten Negern aber ließ sich der alte,

fabrikmäßige Anbau des Bodens nicht erhalten, denn der freie Neger war einerseits schon an und für sich der Feldarbeit abgeneigt, welche als das Kennzeichen der Knechtschaft galt, andrerseits aber konnte er bei der ihm natürlichen Trägheit nicht geneigt seyn, die harte und beschwerliche Arbeit in den Zuckerfeldern und Zuckermühlen zu unternehmen, wenn er seinen Unterhalt durch den Anbau eines kleinen, eigenen Feldes ziemlich mühelos gewann. Dieß ist das kurze Ergebniß aller Erfahrung, die man seit der Emancipation gemacht hat (s. die Neger auf Jamaica Nr. 156, 157; die Emancipation im englischen Guiana Nr. 295), und dieß Ergebniß ließ sich nicht nur voraussehen, sondern ist auch vorausgesehen, und in dieser Voraussicht gehandelt worden. England sucht fortwährend den Sklavenhandel möglichst zu unterdrücken, um die Nachtheile, welche seiner Zucker- und Kaffeeproduction in Westindien durch die allmählich näher rückende und endlich vollendete Emancipation erwachsen, auch den Besitzern des übrigen Westindiens zuzuwenden. Hier täuschte es sich aber in mehrfacher Hinsicht in seinen Erwartungen: fürs erste war der Sklavenhandel nicht so leicht zu unterdrücken, und alle bisherigen Maaßregeln haben demselben nur in geringem Maaße Abbruch gethan (s. die Fortsetzung des Sklavenhandels Nr. 154), zweitens aber ging die Hoffnung, den Zucker in größern Massen in Ostindien zu gewinnen, nicht so schnell in Erfüllung. Der Sklavenhandel wird hauptsächlich unter portugiesischer Flagge getrieben: England ist in sehr bittere Erörterungen mit diesem Staate gekommen, dessen Leiter, wie es scheint, weder die Macht noch den Willen haben, dem Sklavenhandel gehörig Einhalt zu thun, und so hat nicht nur England zu Gewaltschritten gegriffen, indem es verschiedene Gelder, welche der portugiesischen Regierung gehörten, zurückhielt, sondern es hat auch schon geradezu gedroht, sich der Inseln des grünen Vorgebirgs zu bemächtigen, von wo aus dem Sklavenhandel großer Vorschub gethan wird.

Man hat jedoch hinsichtlich des portugiesischen Sklavenhandels wohl zu unterscheiden zwischen dem Diesseits und Jenseits der Linie. Der letztere, welcher von Angola und Mozambique aus betrieben wird, und ohne welchen sich diese Colonien von Seite Portugals gar nicht mehr halten ließen, geht größtentheils nach Brasilien, und war längere Zeit mit gewissen Einschränkungen gestattet; aber noch jetzt ist die Sklaveneinfuhr in Brasilien ungeheuer (s. Nr. 53), und es scheint nicht, daß die Engländer sich eben sonderlich bemühen, demselben Abbruch zu thun, sonst möchte eine jährliche Einfuhr von 20 bis 30,000 Negern doch wohl nicht möglich seyn. Die Ursache dieser Erscheinung ist aber keine andere, als daß Brasilien mehr und mehr zu einer englischen Colonie wird, und bei der zunehmenden Schwäche der weißen Bevölkerung der Handel allmählich ganz in die Hände der Engländer kommt. Brasilien, welches die Colonialwaaren, und namentlich in neuerer Zeit auch Baumwolle, in bedeutender Menge liefert, verspricht, wenn die Sklaveneinfuhr fortdauert, ein Damm gegen das halbe Monopol zu werden, das Nordamerika hinsichtlich der Baumwolle ausübt, und die Vortheile zu mindern, welche Holland aus seinem klug berechneten Colonialsystem zieht (s. die Colonialpolitik Hollands auf Java Nr. 278—280); denn wie aus dieser Mittheilung sich ergibt, nimmt dort die Production von Zucker und Kaffee mit Riesenschritten zu, und auch die Fortschritte der Indigocultur sind so bedeutend, daß sie vielleicht mit der Zeit der englischen Indigocultur in Indien die Wage halten, sowie die Theecultur es ebenfalls mit der anglo-indischen (s. Nr. 6 und 311) wird aufnehmen können. Es erklärt sich hieraus, weßhalb die Engländer immer noch die unkluge Großmuth beklagen, womit sie im Jahre 1815 Java wieder an die Holländer übergeben hätten.

Noch wichtiger ist die Rücksicht auf die nordamerikanische Baumwolle. Seit mehrern Jahren hatten die Nordamerikaner versucht, eine Art Monopol der Baumwolle zu begründen. Man schätzt die Baumwollenconsumtion in Europa und Nordamerika auf jährlich $2^1/_2$ Millionen Ballen, wovon Nordamerika ungefähr drei Fünftel liefert, Brasilien etwa ein Achtel, Ostindien kaum etwas mehr, wobei noch zu bemerken, daß die ostindische Baumwolle wegen Mangel an Reinigung, für die geringste Sorte gilt. Das übrige schwache Fünftel vertheilt sich unter Aegypten nebst einigen andern mittelmeerischen Ländern und Westindien. Seit der großen amerikanischen Geldkrise herrschte das offenkundige Streben vor, die Preise der Baumwolle in der Höhe zu halten, um durch den hoch gesteigerten Preis derselben die Schulden, welche Nordamerika in England und Europa überhaupt hatte, desto leichter zu bezahlen. Diese Operation gelang so ziemlich in den Jahren 1837 und 1838, im J. 1839 aber schlug sie fehl, indem der hohe Preis der Baumwolle in Verbindung mit mehrern andern politischen und commerciellen Umständen die Fabrication der Baumwollenwaaren wesentlich verminderte, und somit den Preis der Baumwolle gewaltsam herunterdrückte. Die Lehre ging indeß für England nicht verloren, und es zeigten sich mannichfache Bemühungen, die Baumwollproduction in Indien zu heben, um die nordamerikanische mehr und mehr entbehren zu können. Wir haben in den Verhandlungen der Birminghamer Association auch einer Mittheilung des General Briggs erwähnt über die verschiedenen Baumwollenarten und ihren Anbau (s. Nr. 292), allein der Zweck der Mittheilung war keineswegs bloß ein wissenschaftlich botanischer, sondern Handelseifersucht lag sichtlich zum Grunde. General Briggs theilte nämlich in der asiatischen Gesellschaft am 16 November eine Abhandlung über den Baumwollenhandel Indiens mit, worin er den innern Verbrauch dieses Landes auf mehr als 700 Millionen Pfund jährlich anschlägt, und die Behauptung aufstellt, daß die Production leicht um ein Drittheil bis um die Hälfte steigen, und allen Bedürfnissen der englischen Manufacturen genügen könne. Die „Litterary Gazette" charakterisirt diese Mittheilung mit dürren Worten also: „Es ist einer der Hauptzwecke dieser Abhandlung, zu zeigen, daß das Volk von Hindostan Europa eben sowohl mit Baumwolle versehen könne, als die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und daß bei gehöriger Leitung die Quantität und Qualität ihres Erzeugnisses allen Erfordernissen unserer Manufacturen entsprechen würde, ohne daß wir nöthig hätten, uns auf die von Sklaven erzeugte Baum-

wolle Nordamerika's zu verlassen." Die fromme Heuchelei, welche in diesen Worten liegt, ist höchst charakteristisch für den Zweck der Sklavenemancipation überhaupt, die abgesehen von dem Plan, die Production der westindischen Inseln zu verkümmern, auch noch, wie wir schon im vorigen Jahre bemerkt haben, ein namentlich gegen Nordamerika gerichteter Streich ist.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß man gegenwärtig so viele Bemühungen sieht, Erzeugnisse ferner Länder im eigenen Lande zu erzielen, und dadurch der Abhängigkeit überhoben zu werden, in welche man allmählich von den Erzeugungsländern versetzt wird. Daher schreiben sich die Bestrebungen, Thee in Java, in Indien, in Brasilien, und selbst in Frankreich zu ziehen, obwohl fast mit Gewißheit vorauszusehen ist, daß von diesen Versuchen nur die beiden ersten gelingen werden, weil man zur Leitung der Arbeit in Indien und Java leicht sich Chinesen verschaffen kann, und der Tagelohn niedrig ist. In die Kategorie dieser Bestrebungen gehören auch die Anstalten der Nordamerikaner, Seide zu erzeugen (s. die Absendung junger Maulbeerbäume aus Italien nach Nordamerika Nr. 136), um des Tributs an Frankreich und an Italien überhoben zu seyn, die fortgesetzten Bemühungen der Franzosen, fremde Gewächse in ihrem Lande heimisch zu machen u. s. w. Der Grund aller dieser Bestrebungen ist ganz einfach: in unserer Zeit, wo die Stände sich immer mehr vermischen, fast keiner mehr einen ausschließlichen Genuß in Anspruch nehmen kann, und die Leichtigkeit der Verbindungen fremde Waaren beinahe jedem zugänglich macht, entsteht leicht eine gewisse Abhängigkeit eines Landes nicht nur von demjenigen, das die zum Bedürfnisse gewordenen Erzeugnisse liefert, sondern auch von allen Zufälligkeiten des Handels, so daß jeder gern bemüht ist, sich dieser Sorge möglichst zu entschlagen. In England werden jetzt jährlich zwischen 30 und 36 Millionen Pfund Thee verbraucht, welche ganz allein aus China bezogen werden. Wie? wenn mit einemmal eine völlige Unterbrechung des Handels mit China einträte, ein Fall, der unter den gegenwärtigen Umständen gar wohl denkbar ist, dann würde der Thee wahrscheinlich um 25 Procent im Preise steigen, und die Nation ihr gewöhnliches Getränk um etwa zwei Millionen Pfund Sterl. theurer als bisher bezahlen. Bei dem unermeßlichen Theeverbrauche in China selbst könnten die Chinesen gewiß die Ausfuhr länger entbehren, als die Engländer die Einfuhr, oder England sähe sich der Gefahr ausgesetzt, einen großen Theil dieses reichen Handels in andere Hände übergehen zu sehen. Solche keineswegs chimärische Befürchtungen waren Ursache, daß man den Theebau und die Theebereitung in Indien mit solcher Begierde aufgriff, Gesellschaften bildete, und die ersten Proben Thee aus Assam in England zu ausschweifenden Preisen bezahlte. Viele der Versuche, solche Pflanzen in fremden Ländern und Welttheilen anzubauen, werden durch eine Menge vorher unbeachteter Umstände mißlingen, aber Manches wird sich doch auch bewähren, und somit ein Austausch von Culturarten zwischen den verschiedensten Ländern sich ergeben, wie man ihn noch vor kurzem sich nicht träumen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kraken.

Wir entlehnen aus R. Hamiltons „Naturalists Library" einige Bemerkungen über das zweite (vergl. Nr. 350) fabelhafte Ungeheuer der Tiefe über den Kraken. Unter den Seeleuten und Fischern Norwegens ist der Glaube an dieß Ungeheuer allgemein, und so fabelhaft und ausschweifend auch Pontoppidans Meinung klingt, so scheint Hr. Hamilton doch auch diese nicht ganz zu verwerfen, und meint, die Angaben darüber ließen sich auf eine außerordentlich große Art Sepia oder Kuttelfisch zurückführen. Er bemerkt hierüber: „Hr. Pennant sagt in seiner Beschreibung des achtarmigen Kuttelfisches, daß sich in den indischen Meeren eine Art davon in solcher Größe finde, daß er in den mittlern Theilen 12 Fuß in die Quere messe, während jeder Arm 54 Fuß in der Länge habe. Die Eingebornen der indischen Inseln versehen sich, wenn sie aufs Meer gehen, immer mit Aexten, um die Arme dieser Thiere abzuhauen, wenn sie solche über das Canot hinschlagen, um es in die Tiefe zu ziehen. — Auch Dr. Shaw äußert sich in ähnlicher Weise: Die Existenz einer ungeheuren Art von Kuttelfisch in den nordindischen Meeren läßt sich kaum bezweifeln, und obwohl einige Berichte übertrieben seyn mögen, so ist doch hinreichender Grund zu der Annahme vorhanden, daß diese Art alles, was man gewöhnlich an den Küsten der europäischen Meere findet, an Größe weit übertrifft." — Denys Montford erwähnt in seinem Werke über die Naturgeschichte der Mollusken mehrere Fälle, wo dieß Ungeheuer sich zeigte, unter Anderem führt er an, daß zu St. Malo ein Evoto oder Gemälde sich befinde, das von der Mannschaft eines Schiffes für ihre wunderbare Rettung gestiftet wurde, als ein ungeheurer Kuttelfisch seine Arme um das Schiff schlug und im Begriffe stand es in den Abgrund zu ziehen; aber den angestrengten Bemühungen der Mannschaft gelang es, mit Säbeln und Aexten die Arme abzuhauen. Auch aus spätern Zeiten, fährt Hamilton fort, fehlen die Zeugnisse nicht; das letzte ist aus dem Jahre 1834 von einem Capitän Neill, der von Greenock nach Montrose fuhr. Mehrere Jahre früher wurden Angaben über ein solches Seeungeheuer in Shetland von einem Friedensrichter amtlich aufgenommen. Er schließt endlich auf folgende Weise: „Zum Schlusse führe ich die Worte eines ausgezeichneten Naturforschers an, der den Gegenstand mit großem Scharfsinn untersuchte, und darüber bemerkt: Diese verschiedenen Angaben reichen wohl sicherlich hin, die Existenz eines ungeheuren Bewohners der Tiefe zu beweisen, der sich von allen andern Geschöpfen, die wir kennen, auf eine merkwürdige Weise unterscheidet, und die Uebereinstimmung in den Beschreibungen mit denen des berühmten Kraken ist einleuchtend genug, um den Schluß daraus zu ziehen, daß das große norwegische Thier keine ganz grundlose Chimäre, sondern mit diesem kolossalen Kuttelfisch identisch oder nahe verwandt ist."

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Schluß.)

Ich mache hier eine kleine Digression, und sage einige Worte über einen Uebelstand, den man in Ungarn im Großen so häufig trifft. Es ist die unbequeme Lage der Verwaltungsörter. Hier im Tolnaer Comitate will ich z. B. nur anführen, daß fürs erste der Comitatsort fast im Zipfel des Comitates liegt — es gibt deren, wo dieß noch mehr der Fall ist. — Die Ortschaften, nach welchen die Jaras genannt

sind, und von wo aus die Polizeiverwaltung geleitet wird, liegen ebenfalls im äußersten Winkel, wie dieß mit Dombovar und Földvar der Fall ist. Uebereinstimmend damit ist es, daß der Landtag in Preßburg abgehalten wird, was am äußersten Ende des Landes liegt. Dieser Uebelstand nun hat sich merkwürdigerweise auch auf die meisten Landgüter übergetragen. Dort ist nicht allein die Centralverwaltung gewöhnlich im äußersten Winkel der Güter, sondern es sind auch die Wirthschaftshöfe in der Regel am entferntesten Ende erbaut, gleichsam als habe man von jeher danach gestrebt, sich die Sache recht beschwerlich zu machen.

Die Gründe für ein solches Verfahren müssen in den Verhältnissen der Vorzeit gelegen haben, weil man vernünftigerweise nicht annehmen kann, daß man absichtlich so gehandelt haben wird. Bei Preßburg z. B. gibt uns die Geschichte Ungarns die Erklärung, weil entweder die Besitznahme des Feindes von den Plätzen, wo früher der Reichstag gehalten worden war, oder innere Zerrüttungen die Stände zwangen, am entferntesten Ende des Reichs, wo man allein Schutz und Sicherheit hoffen konnte, die Reichsversammlungen zu halten. Daß man aber die Maierhöfe so unzweckmäßig anlegte, rührte daher, weil man nur einen kleinen Theil der Ländereien zum Anbau bestimmte, und in deren Nähe die Wirthschaftsgebäude aufführte, was sich aber im Laufe der Zeit vielfach änderte. — Wie aber die Gewohnheit so leicht zur andern Natur wird, so ist es auch hier geschehen, daß man nämlich, wo auch jene ersten Ursachen nicht mehr stattfanden, noch die alte Sitte beibehielt.

Fast wie mit dem hier Erwähnten, ist es mit der Verfassung des Landes. Eine Menge Sachen darin sind veraltet, und nicht mehr für die gegenwärtige Zeit mit ihren Verhältnissen und Forderungen passend. Dennoch aber hält man auf sie, wie auf ein Heiligthum. Daran thut man einerseits freilich sehr recht, und ist durch die Lehren der Geschichte des Landes darauf hingewiesen. Aber man brauchte die Sache nicht aufzugeben, wenn man sie auch der gegenwärtigen Zeit anpaßte. Die Menge von Inconvenienzen und Nachtheile, welche aus der Verwaltung der Constitution hervorgehen, treten übrigens immer schreiender hervor, und es ist zu erwarten, daß eine Umformung der ungarischen Verfassung allgemein als nothwendig anerkannt und ins Werk gesetzt werden wird. Die Hauptschwierigkeiten, welche einer solchen im Wege stehen werden, liegen wohl in dem Mißtrauen, welches man im Lande gegen alle Neuerungen hat, von denen man sich niemals viel verspricht, und in dem Mißtrauen, das sich der bevorrechteten Classe bemächtigt, wenn sie an die Vorzeit sich erinnert, wo sie nicht immer vollständig für das, was sie hingab, entschädigt wurde. Aber man schließt in der Regel fehl, wenn man nicht auf die Aenderung der Zeiten und der Umstände Rücksicht nimmt, wie dieß auch hier der Fall ist. Was hat der Adel Ungarns von allen seinen Vorrechten, wenn es ihm an der Hauptsache, am Geld und am Credit, fehlt? Und wie will er sich, wenn dieß der Fall ist, von der drückendsten Abhängigkeit und vom schimpflichsten Joche retten, wenn ihm kein Ausweg bleibt, als sich dadurch zu helfen, daß er dem Wucher in die Hände fällt.

Vor den Sandbänken von Paks hatte man mir sehr bange gemacht. Sie sind allerdings belästigend und ermüdend, aber die Wegstrecke, die sie bedecken, beträgt nicht viel über eine halbe Meile. Vergleicht man sie damit, wie es ehemals auf der großen Straße von Berlin nach Breslau war, so sind sie nur eine leicht zu überwindende Kleinigkeit. In Paks hatte ich Gelegenheit, eine wiederholte Bemerkung zu machen, wie oft nämlich Fremde, insbesondere Deutsche, die Gastfreundschaft der Ungarn ansprechen und mißbrauchen. Hier that es ein deutscher Edelmann, und zum Danke dafür schimpfte er auf das Land und seine Bewohner. Der Unwille, der mich über dieß unwürdige Benehmen ergriff, veranlaßt mich, dieß hier öffentlich zu rügen.

In Földvar bestieg ich meiner Gewohnheit gemäß den Berg in der Nähe, der zum Kalvarienberge gemacht ist. Von ihm herab hat man eine ziemlich umfassende Fernsicht, wovon mehrere einzelne Bilder recht lieblich sind. Es hat dieser Berg einige Aehnlichkeit mit dem Blocksberge bei Ofen, denn so wie von jenem, sieht man von diesem über eine schroffe Wand herab in die Donau, und so wie dort, sind auf der Westseite eine Menge kleiner Häuser, gleich Schwalbennestern, an ihm erbaut. Aber die übrige nähere Umsicht hält keinen fernern Vergleich aus.

Abony bot mir des andern Tages, da ich hier eine Stunde verweilte, eine ächt ungarische Scene. Ich war kaum einige Minuten im dasigen Wirthshause, als immer ein Wagen mit Reisenden nach dem andern ankam. Nicht lange, so waren alle in Ungarn wohnenden Nationen repräsentirt, und jeder Repräsentant gab sich in seiner vollen Natürlichkeit. Dieß gab ein Bild, wie man sie selten lebendig so trifft. Ein Ungar strich sich seinen Knebelbart mit Wohlgefallen, und murmelte einigemal seinen Nationalfluch zwischen den Zähnen; ein Slowak geberdete sich ein wenig aufgeblasen, obgleich man ihm eine gewisse Behutsamkeit und ein Denken an den Rückzug dabei ansah. Ein Raize (Serbe) musterte mit funkelnden Augen, jedoch etwas verstohlen, die Gesellschaft; ein Deutscher sprach ein wenig groß, und ein Jude machte mit kühner Unverschämtheit den Unterwürfigen. Eine reisende Dame, ob Schauspielerin oder Nachtfräulein, konnte ich nicht bestimmen, warf sich mit liebenswürdiger Nonchalance aufs Sopha und gab uns ein reizendes Tableau zum besten. Endlich trat, um die Figuren dieses Gemäldes vollzählich zu machen, noch eine Matrone von langem hagern Wuchs mit ihrem vollbackigen und runden Sohn ein. Da jedoch die Herren nach löblicher ungarischer Sitte sämmtlich Tabak rauchten und wir gleich Zeus in Wolken schwebten, so rümpfte sie die Nase und forderte ein Extrazimmer. Das nahm der Ungar sehr übel, und warf ihr einige eben nicht wohlgezogene Redensarten nach. Eines aber fehlte uns noch, das waren die Zigeuner, die jedoch nicht lange auf sich warten ließen. So war das Hogart'sche Bild fertig, und schöner und vollständiger, wie man eines sehen kann.

Und nun führe ich nur noch Cresi an, welches, dem Baron v. Sinas gehörig, eine Oekonomie hat, die ganz nach rationellen Grundsätzen, verbunden mit technischen Gewerben, geführt wird. — In Staub und Hitze kam ich am 16 September wieder nach Pesth zurück.

Mit diesem Blatte wird **Nr. 140** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Giovanni da Procida. Eine Tragödie von G. Batista Nicolini. — Ernst, das Chartisten-Epos. (Schluß.) — Sismondi's Abriß der französischen Geschichte. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 December 1839.

Giovanni da Procida.

Eine Tragödie von G. Batista Niccolini.

Niccolini nimmt unter den jetzt lebenden Dichtern Italiens eine der ersten Stellen ein, und seine Dramen werden auf den italienischen Bühnen, namentlich in Florenz, wo er lebt, mit großem Beifall aufgeführt. Bei dem Gegensatz der Classiker und Romantiker, welcher, wie das übrige Europa, so auch Italien ergriff, stellte er sich auf die Seite der Classiker. So sind denn auch seine Dramen im Geschmack und nach den Regeln der ältern Schule geschrieben. Sie behandeln theils mythologische und antike, theils historische und nationale Gegenstände. Wir wollen hier eine kurze Analyse einer seiner historisch-nationalen Tragödien geben, welche die berühmte Sicilianische Vesper, das heißt die Ermordung und Vertreibung der Franzosen unter Karl von Anjou, dem Mörder Conradins, zum Gegenstand hat.

Gemäß den Gesetzen der classischen Poetik ist die Einheit der Handlung, die Einheit der Zeit, und in gewissem Grade auch die des Orts sorgfältig beobachtet. Die Tragödie umfaßt nicht mehr Zeit als einen Tag; sie spielt in Palermo, und zwar im ersten, dritten und vierten Act in einer Hauscapelle, worin die Gräber der Familie Procida; im zweiten Act in den Gemächern des Hauses Procida's, im fünften auf einem Platz bei der Kirche dello Spirito Santo, in der Nähe von Palermo. Die Einheit der Handlung endlich ist ein Gesetz, das jede gesunde Poetik anerkennt; aber freilich weiß eine großartige und mächtige Poesie diese Einheit zu wahren auch bei einer großen Mannichfaltigkeit der Motive und Ereignisse, und eine tüchtige Aesthetik wird sie oft herausfinden, wo eine oberflächliche und faule Kritik über Getheiltheit des Interesses und der Handlung sich beklagen mag.

Erster Act. Imelda, Procida's Tochter, mit Tancredi, dem Sohn des Franzosen Eriberto (wir behalten die italienische Benennung bei), mit welchem sie insgeheim vermählt ist, in der Hauscapelle ihrer Familie weilend, beklagt, im Begriff in ihre Zimmer zurückzukehren, ihr unglückliches Schicksal. Ihr Vater, schon lange flüchtig von den ihn verfolgenden Franzosen, sey todt; und sie, die ihn jetzt beweine, sey sich doch bewußt, daß sie davor hätte zittern müssen, ihn wieder zu sehen — sie, als die Gattin eines Mannes aus dem ihm tödtlich verhaßten Volke. Tancredi sucht sie zu trösten; Imelda hat, als sie Tancredi liebte und sich ihm vermählte, nicht gewußt, daß er ein Franzose ist, und ihm selbst war es unbekannt gewesen; sein Vater Eriberto hatte ihn im Glauben erhalten, er sey der Sohn eines italienischen Guelfen, und erst spät, von Reue und Gewissensbissen gequält, auf eine feierliche und erschütternde Weise ihm kund gethan, daß er sein Sohn sey, indem er ihn an die Gruft seiner Mutter in einem Tempel in Messina führte, über deren Namen und Schicksal er ihm jedoch, in stummer Verzweiflung und grausamer Erinnerung, nichts weiter geoffenbart. Davon, daß Tancredi mit Imelda vermählt ist, weiß auch Eriberto nichts. Nachdem sie sich in Traurigkeit und Betheurungen der zärtlichsten Liebe ersättigt, trennen sie sich. Imelda bleibt zurück, und stellt schmerzliche Betrachtungen darüber an, daß Tancredi der Sohn Eriberto's ist, den Procida vor allen Franzosen haßt, weil er seinen Sohn, ihren Bruder, erschlagen, dessen Grab in der Hauscapelle sich befindet. Im Dunkel tritt ihr todtgeglaubter Vater in die Capelle und erneuert an dem Grabe seines Sohns das Gelübde der Rache, zu der er Alles vorbereitet hat. Endlich wird er auch Imelda's ansichtig, die bei seinem Anblick zwischen Freude und Angst schwankt. Er macht sie im Allgemeinen mit seinen Racheentschlüssen bekannt, fragt, ob kein Franzose das Haus des Verbannten betreten, worauf sie, jedoch ausweichend, mit Nein antwortet, und entläßt sie dann, um im Haus das Nöthige für seine Ankunft vorzubereiten. Procida, allein zurückbleibend, macht sich allerlei Gedanken über den sonderbaren Empfang seiner Tochter, gegen welche sich sogar ein Verdacht in ihm regt; bald jedoch kehrt seine Seele zu dem sie fast ausschließlich beschäftigenden Plan der Rache an den Feinden seines Vaterlands zurück.

Zweiter Act. Imelda und Irene, ihre Vertraute, in den Zimmern von Procida's Hause. Irene hat das Kind Imelda's versteckt und soll jetzt dem Gatten Imelda's auflauern, damit er, zurückkehrend, nicht auf Procida stoße. Aber jetzt kommt Procida, mit Bewaffneten, verbietet Irenen das Haus zu verlassen und macht Imelda zärtliche Vorwürfe wegen ihres seltsamen, kühlen Empfangs. Sie entschuldigt sich mit dem Schauer des Orts, wo sie den Todtgeglaubten wieder gesehen, unter den Gräbern. Der Vater spricht nun zärtlich zu ihr und sagt ihr, daß er Gualtiero erwarte, einen edeln, tapfern Jüngling, dessen Liebe Imelda kein Geheimniß sey. Gualtiero kommt. Er berichtet über den Zustand und die Stimmung Neapels, woher er kommt, und stärkt die Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg des Racheplans. Procida macht seinerseits den Gualtiero näher bekannt mit dem was er vorbereitet hat und mit seinen Planen und Aussichten für die Zukunft des Vaterlandes, wenn dessen Befreiung vom Fremdenjoch glücklich durchgesetzt seyn werde. Imelda, welche während der letzten Scene sich entfernt, kommt, von ihrem Vater gerufen, jetzt zurück, und erfährt von ihm, daß er sie demjenigen zur Gattin bestimme, der den Tod ihres Bruders an Eriberto rächen werde. Procida schilt ihre Angst bei dem Anhören der Kunde, die er ihr mittheilt, und spricht die Hoffnung aus, daß sie mit Gualtiero vermählt, Gesinnungen annehmen werde, welche ihres Vaters würdiger seyen. Imelda, allein zurückbleibend, bejammert ihre verzweiflungsvolle Lage, wendet sich im Gebet an Gott, betheuert ihre Unschuld, gesteht sich aber die Nothwendigkeit ein, ihr Geheimniß, daß sie mit Tancredi vermählt sey, ihrem Vater zu entdecken.

Dritter Act. In der Hauscapelle besprechen sich Procida und Gualtiero weiter von ihren Planen und über die Eigenschaften ihrer Feinde, der Franzosen. Imelda kommt. Procida erklärt dem Gualtiero, daß ihm von allen seinen Gütern so viel wie nichts geblieben sey, aber Gualtiero versichert, daß Imelda auch ohne Mitgift die beneidenswertheste Braut sey. Imelda bleibt stumm und steht zitternd da. Procida heißt sie guten Muths seyn. Er steigt dann in die Gruft seines Sohns hinab und läßt seine Tochter mit Gualtiero allein. Imelda gesteht zögernd dem Jüngling, daß sie nicht frei sey, was Gualtiero aus ihrem Benehmen schon errathen hat, so wie er auch richtig vermuthet, daß ihr Geliebter ein Franzose sey. Er fordert sie auf, ihm zu vertrauen; er wolle ihr beistehen; ehe sie ihm aber noch den Namen ihres Geliebten genannt, kehrt Procida zurück, noch wüthender, noch rachedurstiger durch die Umarmung seines erschlagenen Sohns. Er flucht aufs neue Eriberto, den er persönlich zu strafen sich vorgenommen; an seinem Sohne Tancredi aber soll ihn Gualtiero rächen, und zu diesem Behuf heißt er seine Tochter den Jüngling mit dem Schwerte umgürten, welches er seinem todten Sohn aus den Händen genommen. Während er hiezu die zitternde Imelda anweist, nähert sich Tancredi, der, ungewarnt, in die Hauscapelle eingetreten ist. Procida nimmt ihn zuerst für einen Italiener wegen seiner Aussprache und seines ganzen Wesens, erzürnt sich jedoch sogleich über seine Reden, da er von Procida (er erkennt ihn nämlich nicht sogleich) als von einem Empörer spricht. Imelda heißt mit leiser Stimme den Tancredi schweigen, und sagt ihrem Vater, sie sey diesem Mann, einem Guelfen, wie seine Farben zeigen, für Rettung und Schutz gegen ihre Feinde verpflichtet. Procida erkennt, daß der Unbekannte seiner Tochter sehr nahe stehe, ist aber, im Glauben daß er ein Italiener sey, noch geneigt es zu verzeihen, und sucht denselben von dem ausländischen König abwendig zu machen. Aber im Verlauf der gewechselten Reden gibt sich Tancredi zu erkennen. Imelda stürzt, um Gnade bittend, und sich als die Schuldigere bekennend, zu ihres Vaters Füßen. Procida, wüthend, heißt beide zittern. Gualtiero legt sich begütigend ins Mittel und bittet den Procida, lieber an das große Werk zu denken, als sich seinem Zorn hinzugeben. Bewaffnete treten ein, um sich Tancredi's zu bemächtigen; dieser aber gibt sein Schwert an Gualtiero ab, welcher ihm schwört, ihm es zurückzugeben, wenn die Gefahr einer Entdeckung der Verschwörung vorüber sey. Procida klagt gegen den allein bei ihm bleibenden Gualtiero, daß der Ruhm seines Hauses dahin sey, kann aber das Räthsel nicht begreifen, wie ein Sohn Eriberto's die wohllautende Sprache Italiens soll so täuschend sprechen können. Er ermannt sich, und beschließt, das Familienunglück über der Sache des Vaterlands zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst,
das Chartisten-Epos.

(Schluß.)

So groß ist des Dichters Haß gegen den Unglauben, daß er den Verräther der Chartisten-Sache als einen Ungläubigen schildert. Nachdem wir so den Charakter und Glauben des Verfassers im besten und schönsten Licht dargestellt, gehen wir jetzt zu einer Analyse seines Werks über. Seine Personen gehören zum größten Theil den mittlern oder niedern Ständen an. Die erste darunter ist Friedrich Heß, mit welchem das Gedicht eröffnet wird, wie er in einer stürmischen Nacht über die Gebirge heim reist. In seinem Hause angekommen, spricht er gegen seine Frau und seine Tochter Lucy sein Mißvergnügen darüber aus, daß, wie er gehört, der Pfarrer des Kirchspiels einen Erlaß in das Dorf geschickt habe, worin er seinen Zehnten verlange, und alle, die sich der Entrichtung weigern, mit Strafen bedrohe. Nicht lange darauf kommt Arthur Hermann, der nicht erhörte Liebhaber Lucy's, zu der Gesellschaft; wegen ihrer beiderseitigen Armuth schmachten beide hin in hinausgeschobner Hoffnung. Der leidige Umstand später Heirathen veranlaßt hier den Dichter zu einer zürnenden Apostrophe. Dann erzählt er die frühere Lebensgeschichte Arthur Hermanns, vorausschickend daß seine Gestalt weder Stärke noch Lieblichkeit besaß, daß er der Sohn eines Bauern war (später jedoch kommt an den Tag, daß er ein Findling und sein wahrer Name Ernst ist), von welchem, trotz seines spätern Verraths, gemeldet wird, daß er ein Mann gewesen, nicht so knechtisch verdumpft durch kümmerliches Leben, daß sein Geist erstickt werden wäre, und der durch das Lesen der Schrift seinen Geist so entzündete, daß

er endlich den Entschluß faßte, sein Pachtgut zu verlassen und sich zum Schulfach zu wenden:

Er übernahm das Regiment, die Zucht
Des jungen Dorfvolks. Da in ernster Würde
Saß er unter seinen beklommnen Schülern,
Doch unter seinen Büchern lebt' er ganz;
Er schmiedete in rascher Phantasie
Seltsame Bilder; den einfachen Sinn
Zermartert' er zu mystischer Bedeutung,
So wie Usurpatoren pflegen, die,
Des Herrschens ungewohnt, plagt stetes Jucken
Zu zeigen ihre Macht; Alles was fest stand
Aufstörend, Altes wandelnd um in Neues,
Das Paßliche zur Unbequemlichkeit,
Und das Gewohnt'ste in ein seltsam Fremdes;
Begierig stets den Blick des eiteln Volks
Auf sich zu ziehn durch neurungssücht'gen Wechsel,
Und mit dem Zahn der Eifersucht benagend,
Was lange, fortgeerbte Herrschaft hatte
Noch fest gelassen; folternd stets die Wahrheit,
Nie sie beweisend: also war der Vater,
Ein Hirn, zu Einer grillenhaften Masse
Gegohren, — aber so war nicht der Sohn!
Vielleicht war seines Vaters Geist verirrt,
Nachjagend einem fremderen Gedanken,
Als er ihn zeugte; denn an Leib und Seele
Hatt' er von seinem Vater keinen Zug.
Anekelte seinen Geschmack die Kost
Der Bücher, — ihm Arznei, nicht Nahrung scheinend;
Den undurchdringlich dunkeln Wald verließ er,
Und streifte aus nach Blumen; viele fand er
Durch Poesie in Kränze schön geflochten;
Und manche alte kriegrische Romanzen
Und Liebesfänge wandelten sein Wesen
In lauter Gluth und Feuer; solchen Stoff
Fand er im alten Schloß, das von den Wäldern
So stolz wie die Familie, die drin hauste,
Schaut nieder auf die Güter ringsumher.
Doch einem schlimmen Herrn gehörte damals
Dieß Haus.

Der Dichter dieses Abschnitts ist wohl bekannt mit der Entstehung und dem Verlauf von Mysticismus sowohl als von Unglauben. Doch, um die Geschichte zu verfolgen, Arthur Hermann wird der Lehrer und Gesellschafter von dem Sohne des Squire's, von welchem in dem angeführten Abschnitt die Rede ist. Eine Zeitlang sind sie Freunde, aber als endlich Streitigkeiten und Händel eintreten, kommt es natürlich zu einem Bruch zwischen Arthur Hermann und der Familie, welche jener plötzlich verläßt. Ein Verwandter seines Vaters, der Eigenthümer eines Bücherladens in einem fast verhungerten Marktflecken, erbarmte sich des unstet Umherstreifenden und redete ihm zu, daß er ihm eine Zeit lang in seinem armseligen Laden diente, in der Hoffnung, nach seinem Tod an seine Stelle zu treten und sein Nachfolger zu werden. Dann erfahren wir, wie der Jüngling aus dem kleinen Geschäftslocal eine Mönchszelle machte und die Gewohnheit annahm, unmäßig viel zu lesen:

Als Einer der da fühlt, daß seine Seele
Sonst unterging', weil ihr die Nahrung fehlt.

Zuweilen jedoch streifte er auf den umliegenden Bergen herum, und am Ende befähigte er sich, wie wir aus den folgenden Versen erfahren, durch Studium von Büchern sowohl als das der Natur, ein Prediger zu werden:

Er zündete seine Fackel an am Himmel,
Und dann entzündete alle Herzen er
Mit dieser Fackel; gern und froh schaun Arme
Nach oben, die hienieden hoffnungslos;
Erst Einen, dann den Zweiten zog er an sich
Mit kräftiger Beredsamkeit, bis er
Sein Wort zu hören Mehrere versammelt,
Ein kleines Häufchen und einfältiges,
Aber ein tücht'ger Prediger; denn wie
Das Licht in seine Seele strömte, so
Strömt' er es wieder aus, einen Erguß
Von warmem Glanz, von glühnder Kraft, ursprünglich
Und lauter wie er kam von Gott. Beschämend
Jedwede Kunst, so wie beschämt die Sonne
Die ird'schen Lichter, welche Nachts nur leuchten,
Vermög' des Dunkels, welches sie umgibt;
Drum möchten sie, die solche Lichter halten,
Gern unsre Läden schließen, möchten gern
So machen eine zweifelhafte Scheinnacht,
Daß man sie nöthig hat. Oh! aber glücklich
Waren die Seelen, die dem jungen Hermann
Zuhörten, seine reine Lehre trinkend;
Doch nein! nicht so! vielmehr um in der Quelle
Des Lebens, die er aufschloß, sich zu baden,
Erfrischend Herz und Seele, bis das Leben
Mit Engelsflügeln ward zum Geist der Freude,
Die Erde mit dem Himmel floß zusammen.
Und dieser Wechsel ward gewirkt an ihnen
Nur so, wie auf der Erde wirkt das Licht,
Einfach und rein, nicht neue Dinge schaffend,
Sondern enthüllend nur die lautre Wahrheit
In ihrer Lieblichkeit, die Furcht verscheuchend
Und abenteurliche Phantasien.
Glaube, das Evangelium, die Liebe —
Die drei nur predigt' er — Geheimnisse,
Ersonnen von den Menschen, überging er,
Und hielt sich ganz an Gottes klares Wesen.
Ein großes Reich sah er auf Erden, gleich
Und eben wie das Meer; so wuchs sein Wort,
Schwingen bekam es und that Wunderflüge,
Ein Engel guter Botschaft; und er hoffte
Mit Freundlichkeit und friedlich alle Herzen
Noch zu gewinnen, so daß selbst das Vorrecht,
Auf Beßres hoffend, höhrer Gnade theilhaft,
Erkennen werde seinen nicht'gen Werth,
Und sich zur nackten Menschlichkeit entkleiden.

Um auf den Grund der Ebenbürtigkeit
Und Freiheit einen Bund zu schließen mit
Den Brüdern, und das Alte zu vergessen
Für einen glänzend schönen Traum.

In all diesem, glauben wir, ist keine Uebertreibung, sondern der gewöhnliche Verlauf solcher Entwicklungen wird dargestellt in Uebereinstimmung mit wirklichen Thatsachen und der gewöhnlichen Erfahrung in ähnlichen Fällen des Lebens. Der Charakter des Helden erinnert uns an Wordsworths Hausirer im Spaziergang. Hätte nur der neue Dichter solche Phänomene mit dem umsichtigen Blick des ältern Dichters betrachtet!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Jahrhundert. Die Erschütterungen durch die Bürgerkriege waren jedoch auch noch im siebzehnten Jahrhundert fühlbar. Wenn unerträgliche Mißbräuche die Berufung an die Gewalt nothwendig gemacht haben, so ist der übelste Umstand bei diesem schrecklichen Heilmittel der: daß es die Völker gewöhnt, dazu zu greifen, auch wenn keine unmäßige Unterdrückung es rechtfertigt. Jeder glaubt, wenn er sich einmal selbst zum Richter der Unbilden aufgeworfen hat, die er erlitten, sie seyen immer schreiend genug, um ihn zur Zerreißung des Bandes der bürgerlichen Ordnung zu ermächtigen. Wirklich wurde auch während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Frankreich abwechselnd beunruhigt durch Verschwörungen und Bürgerkriege, zu welchen keineswegs die Verzweiflung das Volk drängte. Im Gegentheil, das Volk seufzte nach Ruhe; es fing an zu begreifen, daß die schlimmste Tyrannei die der bewaffneten Parteien ist, und es gab seinen Beifall zu erkennen bei Gründung eines Despotismus, der ihm den Frieden verschaffen sollte. Die Regierung erkannte bald diese Ermattung, dieses Entschlummern der politischen Leidenschaften; sie benützte dieselben um ihre unumschränkte Autorität zu gründen, zu befestigen; es war dieß das Ziel, auf welches unablässig die vier Personen hinstrebten, welche während des siebzehnten Jahrhunderts die Inhaber der Macht waren: Heinrich IV, Richelieu, Mazarin und Louis XIV.

Die Autorität Heinrichs IV war unendlich beschränkt durch all die Zugeständnisse, die er allen Häuptern der Ligue, wie den Protestanten, gemacht hatte; er befand sich mitten in einem neuen Feudalismus, der zwar nicht erblich war, wohl aber entstanden aus den Trümmern der Factionen, stark durch usurpirte Regierungsrechte, die er hatte anerkennen müssen. Das Interesse Aller vertrug sich mit seiner Politik; diese verlangte, daß er allmälich alle die Herren, welche in ihren Provinzen oder Waffenplätzen sich befestigt hatten, der monarchischen Autorität wieder unterwarf. Auch betrachtete das Volk seine Erfolge mit Wohlgefallen; es liebte Heinrich IV wegen der Mischung von Geist und Gutmüthigkeit, welche all seine Worte würzte, wegen der Gewandtheit und Lebhaftigkeit, die er mit seinem offnen Ton verband, wegen des Ruhms und Uebergewichts, das er Frankreich sicherte. Sein Minister Sully hatte wieder Ordnung in die Finanzen gebracht, hatte den Schatz und die Zeughäuser gefüllt, und Viehzucht und Ackerbau in Flor gebracht, die er die beiden Brüste des Staats nannte; jeder Franzose wußte die Wohlthat der Wiederherstellung des Friedens und der Sicherheit zu schätzen.

Aber als Heinrich IV am 14 Mai 1610 ermordet wurde, war sein Sohn Louis XIII erst neun Jahre alt, und schwach an Körper und Geist, sollte er niemals majorenn werden. Eine Zeitlang das Spielzeug der Hofintriguen, vertraute er endlich das Ministerium im Jahr 1621 dem Cardinal Richelieu an, der von jetzt an statt seiner regierte, bis zum Tode beider im Jahre 1643. Dieser ehrgeizige Prälat, obgleich er so in der Nähe einen König sah, der so wenig verdiente, daß man ihm gehorchte, der so unfähig war, die Monarchie zu lenken, hegte doch noch mehr Widerwillen gegen alle die halb unabhängigen Häuptlinge, welche Heinrich den Vierten gezwungen hatten, in Frankreich mit ihnen zu theilen. Er wollte die Ordnung wieder herstellen, und diese begriff er nicht anders, denn als unbedingten Gehorsam. Er machte sich zur Aufgabe, den Despotismus zu begründen als sociales Ideal, und er arbeitete daran auf Rechnung seines Herrn, ohne weder die Berühmtheiten und großen Namen, noch die Rechte, noch die Verträge zu achten, die er etwa auf seinem Wege fand.

Als er starb, bot sich ein andrer Prälat, in seinen Grundsätzen erzogen und seine Politik adoptirend, aber geschmeidiger, vorsichtiger, mehr auf seine persönliche Bereicherung bedacht, der Cardinal Mazarin, dar, um ihn zu ersetzen, gerade in dem Zeitpunkt, wo ein fünfthalbjähriges Kind, Louis XIV, seinem Vater in der Regierung folgte, der ein Greis und nie Mann, ein schwacher, argwöhnischer und grausamer König gewesen war. Während seiner Kindheit und Jugend (1643 — 1661) ließ Louis Mazarin für sich regieren. Dieser italienische Prälat ging darauf aus Alles zu nivelliren; aber die Nation hatte ihre Gewohnheiten und ihre Lust zum Widerstand noch nicht aufgegeben; der Krieg der Fronde entspann sich aus nicht unwichtigen Motiven, zur Rettung von Rechten, welche dann auch wieder die Freiheiten des Volks gerettet hätten. Jedoch waren die Sitten der Zeit einer so hohen Streitfrage nicht würdig; ein Gemisch von Ränkesucht und von Frivolität erniedrigte die Krieger, welche die Waffen ergriffen, und die Parlamente für welche sie sich schlugen; und selbst das letzte und schrecklichste Mittel der Völker, der Bürgerkrieg, konnte trotz allem Ungemach und Blutvergießen es nicht dahin bringen, daß man ihn ernsthaft nahm.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1839.

Die Bazars von Bombay.

(Aus M. Postans „Western India." 1838.)

Die Stadt Bombay enthält drei Hauptbazars, von denen unzählige Straßen und Wege auslaufen und sich durchkreuzen. Die Bazars sind mit offenen Kaufläden umgeben, in denen alle Arten von Handwerksleuten mit ihren verschiedenen Beschäftigungen zu sehen sind. In dem einen sitzt eine Gesellschaft magerer, schlottriger Dirzis, manche mit Brillen auf den Nasen und Scheeren in der Hand, und schneiden und nähen in die übliche Form die Ankrilas und Tscholahs zusammen, die ihrer Kunst vertraut sind. Aus der Thüre eines andern wehen buntfarbige Turbantücher, triefend von den glänzendsten einheimischen Farben; in einem dritten reizen blitzende Spangen und Hukah-Schlangen eben so sehr die im Schweiß des Angesichts arbeitende Sklavin, als den stolzen Moslem.

Die Wassergefäße der Kupferschmiede und der Töpfer erheben sich in einem benachbarten Laden pyramidenförmig, während in vielen andern der Kornhändler seinen Badschiri und Dal verkauft, und für den leckern Gaumen große Massen Datteln aufgehäuft sind, und Krüge mit dem feinsten Hulwah*) von Buschir ihre lockenden Süßigkeiten entfalten.

Die Dschains, welche einen sehr wichtigen Theil der eingebornen Bevölkerung Bombay's ausmachen, besitzen zahlreiche Tempel in den Hauptbazars. In der Ferne Wohnhäusern gleichend, würden sie wahrscheinlich von Fremden nicht bemerkt werden, zeichneten sich ihre Balustraden und Verandahs nicht durch reiches Schnitzwerk und die seltsam gemalten Menschen- und Thiergestalten aus, die auf den schön verzierten Wänden zu sehen sind.

In den letzten Jahren sind die Hauptstraßen der Stadt der Eingebornen gewässert und ziemlich gut erleuchtet worden. Dieß hat sehr große Vortheile erzeugt gegen die Unbequemlichkeiten, die das alte System des Schmutzes und der Finsterniß begleiteten; doch immer noch kann man nur einige Stunden nach Sonnenuntergang ungehindert durch Störungen verschiedener Art mit Wagen und Pferden die Straßen betreten. Der geschäftige böse Feind erhält, so wie die Nacht hereinbricht, durch die Hochzeitszüge der Eingebornen Verstärkung. Aufgeregt durch die sonoren Schläge der Tam-tam und den lauten Klang der Posaune, Lautenspiel und aller Arten von Musik ziehen diese festlichen Gruppen durch die Hauptstraßen der Stadt, von zahlreichen Freunden auf ungebändigten und wilden Pferden begleitet; während glänzende chinesische Lampen, an den Thoren der Betheiligten, und Schwärmer, die unter den Füßen der Pferde sich entzünden, sich vereinigen, um Alle, welche eine solche Hochzeitsfeier auf ihrem Wege treffen, in drohende Gefahr zu bringen.

Wer früh aufsteht, um in das schöne Land, das die Stadt umgibt, einen Ausflug zu machen, wird die Wege rein und hell und frei von allem Anstoß finden. Die Lastträger und Handwerker liegen noch vergraben in ihren Cumlies; die Marktleute haben eine breite Straße, wenn sie die frischen Früchte des benachbarten Landes hereinbringen; der Palmen-Anbohrer kömmt, auf dem Kopfe ein irdenes Gefäß tragend, das vom köstlichen Safte des schönen Palmbaums überfließt, und Hindumädchen sitzen hinter Körben voll bunter Blüthen und flechten duftige Kränze, um die Altäre ihrer Götter zu schmücken. So frisch und ruhig bleiben die Straßen, bis das Getümmel und das Mühen des Lebens sie mit jener erstickenden Hitze und betäubendem Lärm erfüllen, welche die gewöhnlichen Begleiter eines lebhaften Verkehrs sind.

So sehr auch der Staub und Lärm auf diesen mit Menschen erfüllten Straßen jeden Sinn beleidigen muß, in der glühenden Mittagshitze der tropischen Sonne, so ist es schon der Mühe werth, einen Augenblick am Eingang eines großen Bazars stehen zu bleiben, und den breiten Weg hinabzusehen, den Strom der drängenden und schreienden Menge zu beobachten und den Charakter der verschiedenen Gruppen zu studiren, die dieses Menschenmeer bilden.

(Schluß folgt.)

*) Eine klebrige, sehr wohlschmeckende Süßigkeit, die in Persien aus Zucker, Mandeln, Rosenwasser und anderm feinem Confect gemacht und nach Bombay in irdenen Gefäßen geschickt wird.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreich steht gewiß in den Bemühungen, fremde Culturarten bei sich einzuführen, oben an: man darf nur an seine ungeheuren Magnanerien denken, welche nach dem Muster der chinesischen errichtet wurden, und Ergebnisse versprechen, welche den Preis der Seide vielleicht auf die Hälfte herabsetzen werden. Zur Beförderung dieser Magnanerien hat es auch eine besondere Art Maulbeerbäume aus dem Norden von China eingeführt; des Theebaues haben wir oben schon als sehr problematisch gedacht, aber eine andere Pflanze, Polygonum tinctorium, scheint günstige Resultate zu versprechen, und einen Ersatz für den Indigo zu bieten. Diese Bestrebungen nebst mehreren minder bedeutenden (s. den Anbau des chinesischen Krautes Petsaie Nr. 10, Anbau der süßen Patate Nr. 63) sind von Seite Frankreichs eine ganz natürliche Erscheinung. Seiner Colonien durch den Krieg größtentheils beraubt und in seinem Seehandel gelähmt, muß es sich jetzt erst bemühen, diesem wieder eine solidere Grundlage zu geben. Inzwischen fährt es in der Tendenz fort, womit Napoleon begann, als er, auf dem Meere allenthalben besiegt, in Frankreich dasjenige suchte, was ihm Handel und Colonien nicht mehr gewährten.

Indeß würde ein solches System, consequent verfolgt, Frankreich auf eine seinem Wohlstand gefährliche Isolirung geführt haben, und darum bemüht es sich, am Welthandel wieder einen größeren Antheil zu nehmen, und was ihm an eigenen auswärtigen Besitzungen abgeht, durch seinen überwiegenden Einfluß auf die schwächern außereuropäischen Staaten, namentlich die neuen amerikanischen, zu ersetzen, und vortheilhafte Handelsverträge zu schließen, sollten diese auch mit Waffengewalt aufgedrungen werden. So bildete sich ein neues System von Marinepolitik an der Stelle der alten Colonialpolitik, und diese trat nothwendig mit Tendenzen auf, welche England nur feindselig seyn konnten. In dieses Gebiet gehört die Expedition nach Mexico, wobei in Folge des Einschreitens der Engländer zwar wohl der ostensible Zweck, nämlich die angesprochene Geldentschädigung, nicht aber der verdeckte, nämlich das Aufdringen eines besonders vortheilhaften Handelsvertrags, erreicht wurde. Man kann wohl sagen, daß die kurz darauf erfolgte Uebereinkunft zwischen Frankreich und Texas (s. Nr. 288) aus Verdruß über das Einschreiten der Engländer in Mexico abgeschlossen wurde, denn dieser Vertrag, welcher zugleich eine Anerkennung in sich schließt, war einerseits feindlich gegen Mexico, welches die Unabhängigkeit von Texas noch nicht anerkannt hat, und andrerseits feindlich gegen England, weil Texas ein Sklavenstaat ist, welcher Baumwolle und Zucker durch Sklavenarbeit erzeugt, und dadurch in die Reihe der Nebenbuhler Englands tritt, abgesehen davon, daß Texas in allen wesentlichen Rücksichten ein integrirender Theil der amerikanischen Union ist, die England in so manchen Beziehungen feindlich gegenübersteht. In dieselbe Kategorie, wie der Krieg gegen Mexico, gehört auch die Blokade von Buenos-Ayres (s. Nr. 299), worüber die Engländer ihre üble Laune nicht verbergen können. Englische Blätter behaupten, „daß die französischen Agenten in Buenos-Ayres und in Montevideo Allem aufbieten, um den Handelsvertrag zwischen England und der argentinischen Republik zu vernichten; daß Rosas alle seine Forderungen leicht erfüllt sehen würde, wenn er zu diesem Endzweck die Hand reichen wolle: man habe die Beweise dieser Machinationen in den eigenen Briefen französischer Agenten in Händen, und diese drückten sich darin unter Anderem auch mit besonderem Vergnügen über den ungeheuren Verlust aus, welchen England durch die Blokade schon erlitten habe und noch erleiden werde. Das Benehmen Frankreichs erwecke Unzufriedenheit und Besorgnisse im ganzen spanischen Amerika, und es sey in dieser Beziehung die Ansicht festgewurzelt, daß Frankreich nichts Geringeres im Sinne habe, als in Südamerika den Dictator zu spielen, und sich zum Richter über die innern Verhältnisse der spanisch-amerikanischen Republiken aufzuwerfen.“ Diese Behauptungen rühren allerdings von Feinden her, allein von Feinden, denen ihr eigenes Interesse den Blick geschärft hat, und so viel möchte immerhin davon übrig bleiben, daß Frankreich durch Entfaltung seiner Macht seine politische und commercielle Stellung in Amerika zu verbessern strebt;*) auffallend ist es auch, daß sich französische Blätter etwas darauf zu Gute thun, daß Frankreich im Fall eines Krieges mit den südamerikanischen Staaten keine großen Verluste durch Beschlagnahme französischen Eigenthums erleiden würde, während die Verluste Englands unermeßlich seyn müßten (s. Nr. 263 über den englischen und französischen Handel in Chili und Peru). Leicht erklärlich ist der Umstand, daß Frankreich bei diesen Bestrebungen sich von Nordamerika so viel wie möglich unterstützt sieht, und mehrfach in Gemeinschaft mit diesem handelt.

Die Franzosen scheinen sich in Südamerika von der Verwandtschaft der romanischen Völker und dem Umstande, daß sie Katholiken sind, viel zu versprechen; wenigstens unterliegt es keinem Zweifel, daß der Katholicismus als Mittel zu sehr weltlichen Zwecken dienen soll. Seit einigen Jahren werden auch die katholischen Missionäre in der Südsee zahlreicher. Auf Otaheiti reizten sie den Neid der protestantischen Missionarien so sehr, daß diese Gewalt gegen sie brauchten; ähnliche Dinge gingen in Neuseeland vor sich, wo ein katholischer Priester zuerst als ein entlaufener Verbrecher geschildert, dann als ein französischer Spion verschrien wurde. Dieser Widerstreit zwischen katholischen und protestantischen Missionarien tritt in der Südsee immer mehr hervor. Daß namentlich die letzteren als Vorläufer und Mitarbeiter für politische und commercielle Zwecke benützt werden, unterliegt keinem Zweifel; sie stehen aber vielfach in entschiedenem Nachtheil gegen die katholischen, nicht in materieller, wohl aber in moralischer Hinsicht, denn es ist einleuchtend, daß für Heidenbekehrung ein unverheuratheter Mann ein tauglicheres Werkzeug ist, als ein verheuratheter, wenn gleich letzterer als Lehrer und Leiter einer schon gebilde-

*) Die neuesten englischen Blätter behaupten geradezu, der Gesandte, welcher von Montevideo nach Frankreich geht, ein Hr. Ellauri, habe den Auftrag, Frankreich zu bitten, Montevideo unter seinen Schutz zu nehmen.

ten Gemeinde den Vorzug haben mag, da er zugleich als ein Muster häuslicher Tugenden erscheinen kann. Der Grund hievon ist nicht weit zu suchen. Der unverheurathete Priester lebt leicht mit seiner Gemeinde auf einerlei Fuß, wie dieß die Missionen in Südamerika vielfach gezeigt haben, der verheurathete Missionär baut sich baldmöglichst ein europäisches Haus für seine Familie, richtet sich europäisch ein, und stellt sich schon durch diesen einfachen Umstand so hoch über seine uncivilisirte Gemeinde, daß gar zu leicht herrschsüchtige Gedanken wach werden, wie sie die Geschichte der Südsee-Missionen nur zu oft zeigt; es ist eine schon vielfach beglaubigte Erscheinung, daß die nordamerikanischen und englischen Missionäre häufig eine ihrem Rufe nur wenig entsprechende Rolle spielen. Auf den Sandwichinseln maßen sich die erstern nach und nach Monopole an, und französische Seefahrer behaupten, daß sie ohne die Erlaubniß der Missionäre nicht einmal Wasser und Holz hätten einnehmen können und beides denselben mit schwerem Gelde bezahlen müssen. Dr. Lang wirft in seinen Letters on New Zealand den dortigen Missionären mit dürren Worten vor, daß sie auf eine schamlose Weise die Eingebornen um ihre Ländereien betrogen, und sich und ihren Kindern weite Landstriche gesichert hätten. Wenige Engländer sind geneigt, wie Dr. Lang, sich furchtlos den Heiligen entgegenzustellen, und nur zu oft gelingt es diesen ihre weltlichen Zwecke mit dem Schleier ihres würdigen, ehrenwerthen Berufs zu decken. Auch die holländische Regierung sah sich genöthigt, gegen die politischen Zwecke dieser Herren Maaßregeln zu ergreifen (s. Nr. 168). Doch wird diese wenig zu befürchten haben, da einerseits die Malayen solchen christlichen Bestrebungen wenig zugänglich sind, bei den Holländern auch ein alter Schatz von Erfahrungen für die Behandlung dieser schwer zu leitenden Völker sich findet, und die Ausbreitung des holländischen Einflusses im indischen Archipel seit Kolffs Reise durch die Molukken in den Jahren 1825 und 1826 im Steigen begriffen scheint, wie sich denn auch auf Timor unter Leitung holländischer Missionäre eine christliche Gemeinde gebildet hat (s. Nr. 344). Zwischen den englischen und nordamerikanischen Missionären ist nicht leicht ein Unterschied zu machen, da sie oft in einander übergehen, obwohl die Interessen der beiden Länder sich mannichfach durchkreuzen. Es wäre ein verdienstliches Werk, die Geschichte des neuern Missionswesens zu schreiben, mit gebührender Achtung für diejenigen, welche wirklich eifrig in ihrem Glauben das Christenthum unter jenen Völkern zu verbreiten suchen, aber auch mit Strenge gegen diejenigen, denen das Heilige nur zum Deckmantel für andere Zwecke dient.

Es ist ein eigenthümliches Treiben in jener Südseewelt, um so eigenthümlicher, als es sich erst auf etwa 60 bis 70 Jahre zurück datirt, und noch Alles chaotisch durch einander wogt: Schwäche, Einfalt, Rohheit, Trotz und Wildheit auf der Seite der Indianer, auf europäischer Seite ächte Frömmigkeit oder Gleißnerei bei den Missionarien, seemännische Rohheit der Matrosen und oft auch der Capitäne, und schändliche Verruchtheit bei den Verbrechern, die aus den englischen Strafcolonien entfliehen, und auf zahlreichen Inseln der Südsee sich niedergelassen haben. Ihren Ursprung verdankt diese ganze Bewegung dem Wallfischfang (s. den Spermaceti-Wallfischfang Nr. 130), welchen zuerst die Nordamerikaner schon vor ihrer Emancipation von England betrieben; erst später nahmen die Engländer, dann auch Franzosen daran Theil, aber die letzten mußten während des Revolutionskrieges gänzlich zurückbleiben. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn das Quarterly Review vom Januar dieses Jahres sagt, daß ohne den Wallfischfang England seine australischen Colonien entweder nie gegründet hätte, oder nicht hätte erhalten können. Außerdem verdankt man dem Wallfischfange überhaupt die neueren Entdeckungen in der Südsee, welche immer noch fortgehen, und keineswegs ihr Ziel erreicht haben, denn an mehreren Orten vermuthet man Land, und manche Inseln, zum Theil vulcanischen Ursprungs, sind neuerdings wieder entdeckt worden (s. Nr. 339). Der Wallfischfang hat auch indirect zu den neuern Untersuchungen der südamerikanischen Küsten Anlaß gegeben (s. die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle, Nr. 252 ff.), und die Ergebnisse jener Reise müssen für die Zukunft des südlichen Theils des südamerikanischen Continents von so großer Bedeutung werden, als sie es für die Wissenschaft bereits sind.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

Warum hat wohl der ehrwürdige Thelwall*) seine vor kurzem in London erschienene Broschüre so genannt? Gibt es denn, außer wenn der Mensch seinesgleichen kauft und verkauft, noch einen andern Handelszweig auf Erden, den man mit Recht verrucht nennen könnte, und warum sollte gerade der Verkehr mit Opium im Mittelreiche es verdienen, so genannt zu werden? Warum? Man lese die nachfolgenden Thatsachen, die wir theils aus dem angeführten Werke und andern Quellen, theils aus eigener Anschauung erfahren und zusammengestellt haben.**)

Das beste und reinste Opium ward in frühern Zeiten in Aegypten, in Kleinasien und Persien gewonnen; der Mohnsaft Indiens hat aber in den letzten Jahrzehnten das Product dieser Länder sowohl in Quantität als Qualität bedeutend übertroffen. Noch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts baute man in Indien verhältnißmäßig nur sehr wenig Mohn; die Cultur dieses Erzeugnisses nahm erst durch den großen Absatz, den es in China fand, so außerordentlich zu. Die Chinesen, welche, wie alle Orientalen, den Mohnsaft unter dem griechischen Namen Opium kennen, den sie Ja pien, Amfium oder Afium aussprechen, beschreiben ihn in ihren naturhistorischen Werken als ein Product der westlichen Länder, Indiens und Persiens. Das Opium scheint erst durch die Araber, welche wenigstens seit dem Beginne des 8ten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit den südlichen Provinzen des Mittelreiches betrieben, in dem äußersten Osten Asiens bekannt geworden zu seyn. Man gebrauchte ihn anfangs bloß zu Arzneien. Aber schon im 15ten und 16ten Jahrhundert ward er von reichen Schwelgern im südöstlichen, wie in den Ländern des west-

*) Iniquities of the Opium Trade with China. By the Rev. Thelwall. London 1839.

**) Die Mittheilung ist von einem Mann, der früher selbst in China war.

lichen Affens als ein Mittel genommen, um sich zu berauschen und angenehme Gefühle zu verschaffen. Die Opiumesser erzählen nämlich viel von ihrem exaltirten Zustande, in welchem sie die lieblichsten Gefühle und herrlichsten Erscheinungen haben; sie beschreiben mit Entzücken die wonnevollen Stunden, die ihnen im lieblichen Rausche dahin fließen. Durch Opium und andere berauschende vegetabilische Säfte haben ja auch die Oberhäupter der Ismaeliten, welche von Haschische, Hyoscyamus oder Bilsenkraut, Assassinen genannt warden, ihren Neophyten einen Vorschmack von den Freuden des Paradieses gegeben, die ihrer erwarteten, wenn sie unbedingt die Befehle, welche ihnen ertheilt wurden, vollziehen. Es scheint, daß in China noch im 16ten Jahrhundert kein Opium gebaut wurde, denn die Portugiesen berichten uns, daß die chinesischen Handelsschiffe, gemeinhin Dschonk genannt, von Malacca und andern Häfen der malayischen Halbinsel unter andern Gegenständen auch Opium als Rückfracht mit nach Hause nehmen. So der portugiesische Reisende Barbosa, welcher seinen Reisebericht im Jahre 1516 vollendete, und uns China, das er nie betreten, nach der Aussage arabischer und indischer Kaufleute beschrieben hat: Delle navigationi et viaggi raccolte da M. Gio. Battista Ramusio. Vanno a Malaca, et vi portano anco molto ferro, e salnitro, et simil cose: et nel lor ritorno caricano di pepe di Sumatra, di Malabar, del quale ne consumano gran quantita nella China, et delle droghe di Cambaia, et massime *anfiam*, che noi chiamiamo *opio*. I, 320 E. Es dachten aber, so viel wir wissen, weder die Portugiesen, welche allein jährlich 800,000 Krusaden Silber nach China brachten (Hakluyt Voyages, II, 265. Saalfeld Geschichte des portugiesischen Colonialwesens in Indien. Göttingen 1810, 206), noch die Spanier und Holländer in frühern Zeiten daran, dieses Erzeugniß auf den chinesischen Markt zu bringen. Als aber gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts der Verbrauch des Thees in Europa und in allen europäisch civilisirten Ländern, als die Ausfuhr der rohen und verarbeiteten Seide, so wie einiger andern Erzeugnisse des Mittelreiches sich sehr vermehrt hatte, mußte man nothwendig auf neue Gegenstände der Einfuhr sinnen, um den großen Ausfall zwischen Export und Import zu decken. Die Engländer brachten europäisches Zinn und Eisen, Baumwollenzeuge und Tücher hin nach Canton, und im Jahre 1775 versuchte man es von Seite der englisch-ostindischen Compagnie zuerst mit einigen hundert Kisten Opium. Vor dem Jahre 1767 betrug die Einfuhr des Opiums von Indien nach China kaum mehr als zweihundert Kisten, jede von ungefähr 140 Pfund. In diesem und den folgenden Jahren wurden bereits vermittelst der Portugiesen in Macao, die damals noch beinahe ausschließlich diesen Handelszweig betrieben, tausend Kisten dahin gesandt, welche einen bedeutenden Gewinnst abwarfen. Die chinesische Regierung, welche bis jetzt gegen eine geringe Abgabe die Einfuhr dieses Artikels erlaubt hatte, sah ein, welche physische und pecuniäre Nachtheile dieses Erzeugniß für die Bewohner des Reiches habe, und ließ ein allgemeines Verbot ergehen sowohl gegen die Einfuhr, als den Gebrauch des Opiums. Eine Folge hievon war, daß der Preis desselben auf das Doppelte stieg, und der Schmuggelhandel mit diesem Stoffe sehr überhand nahm. Die ostindische Compagnie suchte nun, da die Gewinnste so bedeutend waren, sich dieses vortheilhaften Handels zu bemächtigen, und im Jahre 1773 sandte sie, wie gesagt, auf eigene Rechnung einige hundert Kisten mit Opium nach China, die sich bald bis auf viele Tausende vermehrten.

Gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts verbreitete sich die Sitte des Opiumrauchens, oder, wie die Chinesen es nennen, des Opiumtrinkens vom Süden aus schnell über alle Länder und Provinzen des großen Reiches, und in demselben Grade stieg der Contrebandhandel, so daß im Jahre 1837 auf 1838 nicht weniger als 34,000 Kisten, wovon eine jede 80 englische Pfund enthielt, zu einem Werthe von ungefähr 20,000,000 spanischer Piaster oder bayerischer Thaler eingeführt wurden, die großentheils mit baarem Gelde bezahlt wurden. Die chinesische Regierung bot alle ihre Kräfte auf, um die Einfuhr dieses in commercieller, wie in moralischer Beziehung für sie so höchst nachtheiligen Stoffes zu verhindern. Man erließ mehreremal im Jahre die schärfsten Verbote gegen den Gebrauch des Opiums; man erklärte jeden Unterthanen des Himmelssohnes, der auf heimliche Weise dieses Product in das Land bringe, für einen Verräther; man forderte die barbarischen Kaufleute auf, sich doch endlich den Gesetzen des Mittelreiches zu fügen und von diesem Handel abzustehen; man beschwor sie bei den Gesetzen der Moral und Tugend, daß sie doch die Wohlthaten, welche ihnen China durch die Erlaubniß eines freien gewinnreichen Handels erzeige, nicht durch die heimliche Einfuhr eines so verderblichen Giftes vergelten möchten. Vergebens! Es wurden an den vorzüglichsten Punkten der südöstlichen Küste chinesische Kriegsschiffe beordert, um die Barbaren von diesem unerlaubten Handel und von jeder andern heimlichen Verbindung mit den Unterthanen des Reiches abzuhalten; aber auch diese Vorkehrungen waren vergebens. Die gewinnsüchtigen chinesischen und englischen Schmuggler fragten nichts nach den Edicten des Mittelreiches; ja sie lächelten über die Einfalt der chinesischen Regierung, welche glauben konnte, daß Aufforderungen im Namen der Moral, Tugend und Gerechtigkeit bei solchen Leuten noch einigen Werth haben könnten. Man sandte jährlich nur eine größere Anzahl Kisten von Indien nach China, und die einheimischen Schmuggler verführten sie nachher wie vorher in ihren bewaffneten Fahrzeugen nach dem Innern des Landes; ja es versammelte sich zu Linting, zehn bis zwölf englische Meilen von Macao entfernt, eine ganze Flotte von Opiumschiffen, welche im Stande war, der ganzen Marine des Mittelreiches die Spitze zu bieten. Von hier aus wurden dann in den letzten Jahren regelmäßig einzelne mit Opium befrachtete Schiffe nach den nordöstlichen Küsten des Reiches ausgesandt, um, wie es in den chinesischen Edicten heißt, mit den einheimischen Verräthern Verbindungen anzuknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Stuhl Karls I von England. Unter andern merkwürdigen Gegenständen, welche demnächst im Conservatorium der Künste und Gewerbe zu Birmingham werden ausgestellt werden, befindet sich auch der Stuhl, auf dem Karl I nicht nur während seines ganzen Processes, sondern sogar auf dem Schaffot zu Whitehall saß. Die Lehne ist sehr hoch und der Sitz sehr nieder; der Stuhl ist mit rothem Sammt bedeckt und ein Auftritt daran angebracht. Der Bischof Juxon, welcher bei der Hinrichtung zugegen war, hat diesen Stuhl seinen Erben hinterlassen. (Engl. Bl.)

Neue Theaterstücke in Paris. Im verflossenen Monat November wurden an den 25 Theatern der Hauptstadt 42 neue Stücke aufgeführt, darunter 1 Komödie, 1 komische Oper, 9 Dramen oder Melodramen, 28 Vaudevilles und 3 Pantomimen. (Voleur. 5 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Pfennig-Ausgabe
von Bulwers sämmtlichen Romanen.

Devereux.

Ein Roman

vom Verfasser des „Eugen Aram", „Pelham" ꝛc.

Aus dem Englischen
von Dr. G. N. **Bärmann.**

Vier Theile
in acht Lieferungen.

Subscriptions-Preis für die Lieferung
18 Pfennige.

Bloß durch die große Theilnahme, welcher sich diese Ausgabe zu erfreuen hat, ist es der unterzeichneten Verlagshandlung möglich, einen so höchst wohlfeilen Preis stellen zu können.

Fünftausend Subscribenten

haben sich bereits gemeldet. Da nur wenig Exemplare über diese Anzahl gedruckt sind, und eine neue Auflage, welche circa 20,000 Rthlr. zu stehen kommen würde, nicht erscheinen kann, so rathen wir jedem Freunde der Bulwer'schen Muse, baldigst zu subscribiren, indem er sonst um diesen Preis diese so beliebte Lecture nicht mehr bekommen kann.

Bulwer ist gegenwärtig der Lieblingsschriftsteller aller Gebildeten, und hat sich in Deutschland einen solchen Namen erworben, daß es höchst überflüssig wäre, hierüber etwas Lobendes noch besonders hinzuzufügen.

Die Ausgabe selbst erhält nicht nur durch elegante Ausstattung, sondern auch dadurch einen vorzüglichen Werth, daß sämmtliche Romane von Dr. G. N. Bärmann, als einem anerkannt guten Uebersetzer, verdeutscht worden sind.

Alle 14 Tage erscheinen zwei Lieferungen; die erste und zweite Lieferung ist bereits an alle Buchhandlungen versendet worden. Bestellungen hierauf nehmen alle Buchhandlungen in Deutschland und des Auslandes an.

Zwickau, im October 1839. **Gebr. Schumann.**

Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber.

Nachstehend anerkannt classische Werke über das Jagdwesen sind sämmtlich in meinem Verlage erschienen, und nur der hohe Preis derselben, der freilich bei ihrem bedeutenden Umfang immer billig genannt werden mußte, hat ihnen noch nicht den allgemeinen Eingang verschafft, den sie verdienen. Ich habe mich daher durch vielfache Wünsche bestimmen lassen, den Preis derselben bedeutend zu ermäßigen, und sie können von jetzt an zu den bemerkten Preisen von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpractica. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Planen und Vignetten. (82 Bog.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**

Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**

Man kann diese drei Werke als eine **vollständige Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber** bezeichnen, und wer sich zur Anschaffung aller **auf einmal** entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Leipzig, im September 1839. **F. A. Brockhaus.**

So eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2tes Bändchen: **Georg Farquhars dramatische Werke,** deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von **Siegm. Frankenberg.** Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. 8. 1839. Velinpapier. 16 Bog. geh. 18 gr.

Das 1ste, vor 4 Monaten erschienene Bändchen enthält: Sheridans Nebenbuhler und St. Patrickstag. 21 gr.

Die Klage über den Mangel deutscher ächter Lustspiele hat mehrere geschickte Uebersetzer veranlaßt, die kernigen englischen Komödien möglichst treu zu übertragen. Bald sollen Foote, Garrick, Sheridan-Knowles u. A. in gleich guter Ausstattung erscheinen.

Schulatlas
der
neueren Erdkunde

für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichts bearbeitet und zusammengestellt von Dr. **C. Vogel,** Directer der vereinigten Bürgerschulen zu Leipzig. kl. Fol. 15 col. Blätter. cart. 1 Thlr. 8 Gr.

ist so eben in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen, nachdem derselbe sogleich beim ersten Erscheinen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden war. Die ihm zu Grunde liegende Idee: die Verbindung der Geographie mit der Geschichte der Natur und Menschheit in ihrer Nothwendigkeit zu veranschaulichen — hat die Beistimmung aller stimmberechtigten Männer vom Fache, so wie der erleuchtetsten Unterrichtsbehörden Deutschlands erfahren. Namentlich hat dieselbe in Preußen Anerkennung und Anklang gefunden, weßhalb sich auch der Herausgeber in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung für verpflichtet achtete, die neue Auflage mit der „Karte der preuß. Monarchie" zu vermehren, ohne den Preis des Ganzen zu erhöhen. — Den Gebrauch des „neuen Schulatlas" aber zu erleichtern, hat der Herausgeber in demselben Verlage ein besonderes „Hülfsbuch" erscheinen lassen (geb. 8 gr.), welches unter Andern auch „Winke zur Benutzung der Schulatlas" und eine genauere Erklärung der Randzeichnungen enthält.

Leipzig im September 1839.
Hinrichs'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Die Geschichte
des
Europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft
bearbeitet von
Professor **Friedrich Bülau.**
Dritter Theil.
Bis auf die neuesten Zeiten.
gr. 8. 39 Bog. Preis 2 Thlr. 18 gr.

Der geistreiche Verfasser dieses, von den competentesten Richtern mit hohem Lobe begrüßten Werkes hat darin gezeigt, wie die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen unserer Staaten für den Staatsmann zu behandeln, wie sie für jeden wahrhaft fruchtbar zu machen ist, der mit denkendem Geiste den Bewegungen der Staatenwelt folgt. Wir lernen die Gründe des Geschehenden kennen und die Gesetze die es beherrschen.

Die Begebenheiten, welche den Gegenstand des Schlußbandes bilden: die Ereignisse seit der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, können das Interesse an dem Werke nur steigern, und wir machen auf die Charakteristik Napoleons, die Beleuchtung des Continentalsystems, die Polemik gegen Bignon, die Geschichte der preußischen Politik bis 1806, die Würdigung des Wiener Congresses, die der Quadrupelallianz, die orientalische Frage u. A. aufmerksam.

Preis des vollständigen Werkes in drei Bänden (104 Bogen) 7 Thlr. 12 gGr.

Leipzig, den 20 October 1839.

G. J. Göschens Verlags-Buchhandlung.

In meinem Verlage ist jetzt *vollständig* erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.

Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.
Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt,*
besorgt und herausgegeben
von
Dr. FRIEDRICH JAKOB BEHREND.
Sechs Lieferungen.
Tafel I—XXX und **Text Bogen 1—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.**

Grofs-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.
Leipzig, im September 1839.

F. A. BROCKHAUS.

Im Verlage der **Voss**'schen Buchhandlung zu **Berlin** erschien so eben:

F. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von *G. Engelhardt,* Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von *C. Ritter,* Dr. und Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile gr. 8. Preis 5 Thlr.

Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede: „nur Einiges der Wrangel'schen physikalischen Beobachtungen über die Eismassenbildung, das Nordlicht, die arktischen Temperaturverhältnisse u. s. w. jener Polarregion wurde von dem berühmten Physiker *Parrot* zu seiner Zeit veröffentlicht, der *vollständige*, höchst lehrreiche *Reisebericht* selbst, *erscheint* aber hier *zum ersten Male, da selbst der russische bisher noch nicht veröffentlicht worden ist.*

Vorstehendes Werk ist auch unter folgendem Titel erschienen:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. *R. Forster* und anderen Gelehrten. 38. u. 39. Bd.

Für Leihbibliotheken!!!
So eben erschien:

Kiau's
lustige Streiche
und
tolle Schwänke.

Velinpap. 8. brosch. 12 Gr.

Sämmtliche bis Anfang d. J. erschienene **Romane** meines **Verlages** (**19 Bände**, welche **40 Thlr. 8 Gr.** kosten) gebe ich zusammen jetzt für **8 Thlr.**, und habe auch jeden Roman einzeln im Preise **bedeutend herabgesetzt.** Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

In der **Litter.-artist. Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annalen
der
protestantischen Kirche
im Königreich Bayern.

Von
Karl Fuchs,
Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath ꝛc.
Erstes Heft.
8. geh. 1 fl. 36 kr. rhein. od. 1 Rthlr.

Der Verfasser gibt als Zweck dieses Unternehmens an: das noch bei vielen schlummernde Interesse an den Verhältnissen der Kirche, der sie angehören, durch treue Darstellung des Bestehenden zu wecken und zu beleben. Diese Aufgabe auf gründliche Weise zu lösen, war dem Verfasser durch seine Stellung und die ihm dadurch berufsmäßig zustehende Einsicht in die Acten seiner Kirche vor allen andern möglich.

Das vorliegende Heft behandelt folgende Gegenstände: 1) Das theologische Ephorat, dessen Instruction. 2) Die Consistorial-Bezirke. 3) Der protestantische Hofgottesdienst in Athen. 4) Die vereinigte protestantische Kirche in dem bayerischen Rheinlande. a) Einleitung und Vollziehung der Kirchen-Vereinigung. b) Die Bekenntnißschriften. c) Der Katechismus. d) Die Presbyterien. e) Die Diöcesan-Synoden. f) Die Amtstracht. 5) Der Katechismus der evangelisch-lutherischen Kirche. 6) Die protestantische Pfarrei in München, Oberallershausen, Kemmoden, Feldkirchen. 7) Nekrolog.

In der **litterar. artist. Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen am Kamine
von
Albert Grafen von Pappenheim.

Drittes Bändchen.
8. geh. 2 fl. rhn. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Der Verfasser hat bereits schon in den erschienenen ersten beiden Bänden das Talent einer geistreichen und heiteren litterarischen Unterhaltungsgabe hinreichend dargethan. Wir können daher mit Recht auf den Erfolg dieser bereits in den Händen des Publicums sich befindenden Bände hinweisen, um auch dem vorliegenden neuen Band eine freundliche Aufnahme zu sichern.

In meinem Verlage erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eduard Elsen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. 2 Bde. 8. geh. Preis 2 Rthlr.

Smidt, Heinr., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. Preis 16 gGr.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837 von Fr. Tietz. 8. geh. Preis 16 gGr.

Berlin, den 1 September 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albrecht Thaer.

Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth.

Aus Thaers Werken und litterarischem Nachlasse dargestellt

von

Wilhelm Körte.

Mit dem Bildnisse Thaers.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Journal

für

Leihbibliothekare und Buchbinder.

Preis des Quartals 4 Gr.

Monatlich erscheint eine Nummer in 4. Die bereits erschienenen Nummern sind in jeder Buchhandlung einzusehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein

Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorläufige
Anzeige einer illustrirten Ausgabe
des
Nibelungen-Liedes.

Die unterzeichnete Verlagshandlung, welche sich seit mehr als zwei Jahren mit einer **illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes** beschäftigt, glaubt eine vorläufige Nachricht davon sowohl dem Publicum, als auch dem Bearbeiter des Textes und den Künstlern schuldig zu seyn, welche dieser würdigen Aufgabe ihr Talent und ihren Fleiß zu widmen unternommen, und darum mit dem Nachfolgenden Einiges über den Plan vorausschicken zu müssen.

Das Ende des vierten Jahrhunderts seit Erfindung der Buchdruckerei bezeichnet sich durch einen eigenthümlichen Aufschwung dieser Kunst, durch die wichtigsten Verbesserungen und neue Wirkungsmittel. Zu den bedeutendsten derselben gehört die Verzierung der Drucke mit Bildern, welche, dem Texte beigedruckt, diesen heiter oder ernst erläutern und gleichsam den Geist desselben verkörpern. Dieß wurde aber nur durch den Holzstich möglich; denn unter allen Vervielfältigungsmitteln ist nur der Holzstock nach demselben Princip wie die beweglichen Lettern gebildet. Die Typographie ging, indem sie diese Richtung einschlug, an ihre Quelle zurück; sie suchte in der Holzschneiderei, der Mutter des Bücherdrucks, neue Kraft, sie nahm diese so lange ganz vernachlässigte Kunst mit Ernst und Liebe wieder auf, und steigerte sie rasch zu einer sehr bedeutenden Höhe. Die Holzschneidekunst ist jetzt im Stande, selbst die feinsten und ausgeführtesten Conceptionen des Zeichners wieder zu geben, sie hat dabei ganz eigenthümliche Vorzüge und Wirkungen vor dem Kupfer- und Stahlstich voraus, und somit ist die unmittelbare Verbindung zwischen Typographie und zeichnender Kunst, der wir bei den Anfängen des Bücherdrucks begegnen, auf einer höhern Stufe der Entwicklung wieder hergestellt. — Bereits haben Engländer und Franzosen Meisterwerke ihrer Litteratur oder populäre Schriften auf diese Weise verziert. Auch das Vaterland der Buchdruckerkunst ist nicht zurückgeblieben. Die unterzeichnete Buchhandlung hat durch die von Neureuther ausgeführten Illustrationen des Cid von Herder bewiesen, was deutscher Fleiß und deutsche Kunst jetzt schon in diesem Fache vermögen, und wenn sie zunächst das erste große Dichtwerk unseres Volkes, das **Nibelungenlied**, in ähnlicher Weise behandeln zu lassen bemüht ist, so darf sie bei dieser Wahl des allgemeinen Beifalls gewiß seyn. Die älteste deutsche Epopöe, das gewaltige Gemälde, in dem uns in verschwimmenden Bildern die frühen Geschicke unseres Volkes, aber in desto festeren Umrissen die großartigen Züge seines Charakters entgegentreten, verdient es unter den ersten, durch die neue Blüthe einer deutschen Kunst verherrlicht zu werden.

Der Bearbeiter des Textes hat sich die Aufgabe gestellt, die Sprache des 12ten oder 13ten Jahrhunderts dem Verständniß der Gegenwart anzunähern, durch Anwendung der jetzigen Orthographie, durch Vertauschung der jetzt nicht mehr oder in einem andern Sinn gebrauchten, mithin für den Laien unverständlichen Wörter und Ausdrücke mit den ihnen, nach dem heutigen Sprachgebrauch, gleichbedeutenden oder entsprechenden, ohne doch dem ehrwürdigen Gedicht das Gepräge der Alterthümlichkeit und Naivetät durch überflüssige und willkürliche Aenderungen an den Wörtern und Constructionen und durch störende moderne oder gar sentimentale Ausdrücke zu rauben. Kurz, er beabsichtigt **keine Uebersetzung** zu liefern, sondern sein Bestreben ist darauf gerichtet, dem Gedicht annähernd eine solche Gestalt zu geben, wie es sie jetzt etwa haben möchte, wenn es seit seiner Entstehung in der Nation stets lebendig geblieben wäre. Die Freunde deutscher National-Poesie werden es nicht mißbilligen, wenn hiemit ein neuer Versuch gemacht wird, eines ihrer edelsten Denkmale durch die schonendste Veränderung in der äußern Form bei gewissenhafter Achtung des Kerns und des tiefern Gepräges, einem größern Theile der Nation zugänglich zu machen, als derjenige ist, der sich desselben in seiner ursprünglichen Gestalt zu erfreuen vermag, — ein Dichtwerk, das an Großartigkeit und Zartheit, an Tiefe und Kraft wohl den gefeierten epischen Gedichten der Griechen sich vergleichen darf. Eine zweckmäßige Bearbeitung der äußern Form, deren wirkliche und scheinbare Fremdheit im Original Viele abschreckte, dient vielleicht, dem Geist und Charakter der edlen Dichtung eine noch ausgedehntere Anerkennung zu verschaffen, und Viele, auch außer dem Kreise der Gelehrteren, zu überzeugen, daß es weder den kühnen, trotzigen Recken, welche das Nibelungenlied uns vorführt, an tiefer, ächt menschlicher Empfindung, noch den beschriebenen Thaten und Ereignissen am mannichfaltigsten Interesse, noch dem Dichter, der die vorhandenen Elemente abschließend zur Einheit verband, an Kunst und Begeisterung fehlt. Sie werden die ungekünstelte und doch so scharfe Zeichnung, den Reichthum und die Contraste der Charaktere, die einfache Großartigkeit der Motive, die gemessene Entwicklung der Ereignisse, die ahnungsvolle Vorbereitung und die erschütternde Erfüllung der Katastrophe bewundern; sie werden in einem Zeitalter, wo die deutsche Kunstpoesie in den großen Genien, die auf unser Jahrhundert ihren Glanz warfen, vielleicht auf längere Zeit ihren Gipfelpunkt erreicht hat, sich aufgefordert fühlen.

ihre Blicke auf die schönste, vollendetste Blüthe der Volkspoesie zu richten, welche vor sechs Jahrhunderten schon in unserm Vaterland aufging, und mit freudigem Stolze sich aufs neue des Reichthums bewußt werden, welchen der Genius der deutschen Poesie in so weit aus einander liegenden Zeiten entfaltete, und das noch halb im Mythus wurzelnde, halb in die Morgenröthe der Historie hineinragende Gedicht wird eben so die Freude an ächter, gediegener, gesunder Poesie, als die Liebe zur vaterländischen Geschichte, zu deutscher Geisteseigenthümlichkeit, den nationalen Sinn zu allen Zeiten kräftigen und beleben.

Wenn nun der mittelalterliche Dichter sich der bedeutsamen Sage einer ihm fernen Zeit künstlerisch bemächtigt und sie seinen Zeitgenossen in den lebendigsten, ausgeprägtesten Gebilden näher gerückt hat, so soll fast nach gleicher Periode nunmehr die zeichnende Kunst unserer Zeit das große Werk des Dichters ergreifen, und, ihm nachbildend, seine mannichfachen Gestalten in der freien Bewegung des Lebens hinstellen. Der Genuß dessen, der schon gewohnt ist, sich dem Zauber der alten Poesie hinzugeben, wird dadurch vielfach erhöht; wem aber bis jetzt über den Forderungen moderner Bildung das Nibelungenlied unbekannt geblieben ist, der wird vom Künstler auf diesen Schauplatz der wildesten Leidenschaften und der zartesten Gefühle, übermüthiger Lebenslust und kecker Todesverachtung, schlichter Derbheit und edler Sitte, hohen, stolzen Männersinns und holdseliger Weiblichkeit aufs anmuthigste hineingezogen werden.

Die Ausführung ist den ersten Künstlern Münchens anvertraut, und bei den raschen Fortschritten der Holzschneidekunst und der Typographie werden wir im Stande seyn, noch ungleich mehr zu leisten, als durch Herders Cid bereits geleistet worden ist.

Stuttgart, im Sept. 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der

allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte

von **K. Förtsch.**

October bis December. Jetzt vollständig in 2 Bänden. Preis 4 Thlr.

Wegen des interessanten Inhalts wolle man die ausführliche Anzeige, welche von jeder Buchhandlung gratis ausgegeben wird, einer gefälligen Durchsicht würdigen.

Goethe's sämmtliche Werke,

vollständige Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden.

gr. 8. Preis 60 fl. oder 34 Rthlr. 16 gr.

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit acht Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.
Format wie Schiller in Einem Bande.

Ladenpreis für beide Bände 32 fl. oder 18 Rthlr. 12 gr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Format ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und ist überdieß durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen frühern:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich **Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter** und der **Pandora;** ein Lustspiel: die **Wette;** endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Stuttgart und Tübingen, October 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

Novellen

von

A. Frhrn. v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpapier. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 12 gr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile:

1r Theil: **Die Zerrissenen.** 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

2r Theil: **Eduard.** Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

3r Theil: **Lessing.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

4r Theil 1ste Abtheil.: **Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler.** 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

4r Theil 2te Abthl.: **Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein.** 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

5r Theil: **Molière.** Ein Seitenstück zu Lessing. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galatee.

Ein Roman.

8. Velinp. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dieß ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabaulermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Hr. Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und litterarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen, October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1839.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Australien.

Die Engländer haben in der australischen Welt vorzugsweise Posto gefaßt, und zwar auf eine Art, daß sie gar keine Wahl mehr haben, sondern in der weiteren Besetzung der verschiedenen Inseln immer weiter schreiten müssen, eben so wie sie gezwungen sind, von Indien immer weiter gegen Osten und gegen Westen um sich zu greifen. Hierin liegt freilich, in Indien wie in Australien, das Gefährliche ihrer Stellung, denn am Ende wird auch gegen sie das Naturgesetz erwachen, das „Alles Maaßlose zum eigenen Selbstmord treibt.“ Ihre Herrschaft in Australien macht es zu einer Sache der Nothwendigkeit, daß sie sich auch Neuseelands versichern, so wie sie auch in den Inselgruppen, die von Neuguinea sich ostwärts ziehen, manche Punkte zu ihrer eigenen Sicherheit werden besetzen müssen. Wir haben in diesem Jahre Australien einen größeren Artikel gewidmet (s. Nr. 129—131, 135—140, 148—150), und die neueste Karte des Landes von Arrowsmith in verkleinertem Maaßstabe beigelegt. Solche allgemeine Orientirungen, wie sie dieser Artikel bietet, sind zum Verständniß der mannichfachen einzelnen Nachrichten nothwendig, und die erste Abtheilung gibt eine Uebersicht der geographischen Forschung, der zweite handelt von den Verbrechercolonien, der dritte von der Colonisation überhaupt. Was den ersten Punkt betrifft, so muß man gestehen, daß, so Manches auch schon geschah, doch noch unendlich viel mehr zu thun übrig ist, wenn wir auch nur einigermaßen aufgeklärt seyn wollen über das Innere eines Landes, zu welchem, so viel wir jetzt wissen, kein großer Fluß mit bedeutender Mündung den Zugang eröffnet. Unsere Landeskenntniß beschränkt sich jetzt auf zwei Punkte, nämlich auf die südöstliche und südwestliche Ecke. Die erstere umfaßt das eigentliche Neusüdwales, Port Philipp, Australia Felix und die Colonie Südaustralien, welche sämmtlich das Gebiet des großen Darlingstromes und den Küstenstrich einnehmen; es ist dieß ein mäßiger Kreisausschnitt, dessen Spitze das Cap Howe und dessen Bogen der Darling bildet, ein in sich abgeschlossener Strich, welcher keinen Schluß auf das weiter gegen Nordwesten liegende Land zuläßt. In der südwestlichen Ecke, welche die beiden Colonien vom Schwanenfluß und König Georgssund umfaßt, ist unsere Kenntniß noch schwächer, denn selbst über die nächsten Gebirge, von denen man erst ins Innere des Landes niedersteigen müßte, haben wir noch eine so unvollständige Nachricht, daß man noch nicht einmal mit Sicherheit weiß, ob dieselben von Süden nach Norden, oder von Osten nach Westen streichen. Weiter im Norden, oder eigentlich im Nordwesten, von der Hannover Bay aus, hat man das Land kaum betreten.

Wir haben in dem oben angegebenen Artikel die Ansicht ausgesprochen, daß die Eingebornen von Norden nach Süden gewandert, und durch diese Uebersiedlung in ein kälteres, ihrer Natur nicht zusagendes Klima an Körper und Geist heruntergekommen seyen. Veranlassung zu dieser Ansicht gab der Umstand, daß man im Norden Australiens, am Melville-Sund u. dgl. ein kraftvolleres, kriegerischeres und intelligenteres Geschlecht gefunden hatte. Auch will man in neuerer Zeit von Neusüdwales aus (s. Nr. 221) auf Eingeborne gestoßen seyn, die keineswegs auf einer so tiefen Stufe stehen sollen, wie diejenigen, deren Bekanntschaft bisher gemacht wurde. Leider wird es diesen Eingebornen ergehen, wie denen in andern Welttheilen: sie werden vor der eindringenden Civilisation dahinschwinden. Die kläglichen Reste der Einwohner von Vandiemensland, welche man auf einer kleinen Insel in der Baß-Straße gesammelt hat, um sie dem Contact, ja man kann wohl sagen, den Verfolgungen der englischen Bewohner zu entziehen, schwinden dahin, und mit Mühe sammelt man von dem einen oder dem andern Stamme einige Hundert Wörter (s. Nr. 8), künftigen Forschern ein Merkzeichen ihres Daseyns, und vielleicht ein Fingerzeig, woher sie gekommen und zu welchem Stamm sie gehörten. Unglücklicher Weise scheint bei weitem die Mehrzahl der Bewohner Australiens der unseligen Negritorace anzugehören, welche in der ganzen Südsee von Madagascar (s. die Ureinwohner von Madagascar Nr. 248) bis zu den Philippinen und den Gesellschaftsinseln dem kräftigen malayischen Stamm unterliegt; dieser scheint bestimmt, seinen Stempel dieser ganzen Inselwelt auf-

zudrücken (s. die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans Nr. 60 ff.), so weit er nicht selbst dem Alles überwältigen Andrang der nordeuropäischen Race unterliegen muß.

Diese hat sich, namentlich in der südöstlichen Ecke des Continents eingebürgert, aber in einer wenig Gutes versprechenden Weise. Hier herrscht die Verbrecherbevölkerung vor, unter welcher, so wie unter ihren Nachkömmlingen, den Emancipisten, alle Laster heimisch sind, und ihre verderbliche Wirkung selbst unter den dortigen Truppen äußern (s. Nr. 56). Ein Bild des dortigen Zustandes mag man sich aus dem entwerfen, was wir in Nr. 164 und 165 über den neuesten Zustand Australiens zusammengestellt haben, ferner aus einzelnen Scenen und Bemerkungen (s. Ermordung der Eingebornen Nr. 210. Eine Scene in Sydney Nr. 171; Meineide in Sydney Nr. 20; Maaßregeln gegen die Branntweinpest Nr. 97). Das fortdauernde Zuströmen von Tausenden von Verbrechern mußte diesen Zustand nur immer hoffnungsloser machen, und so soll denn die englische Regierung, in gerechter Besorgniß über die drohende Zukunft eines so bevölkerten Landes, den lang erwarteten Entschluß, die Deportation nach Neusüdwales völlig aufzugeben, endlich gefaßt haben. Wie aber diese zum Theil durch die Branntweinpest verkrüppelte, andrerseits gänzlich verwilderte Bevölkerung sich emporarbeiten soll zu einem bessern Daseyn, das ist bis jetzt noch ein Räthsel, dessen fortschreitende Lösung noch mehr als einmal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird. Auch hier hat sich allmählich eine Bevölkerung gebildet, ähnlich der des fernen amerikanischen Westens, welche nur den materiellen Theil der europäischen Civilisation kennt, aber nicht den intellectuellen, jedoch ohne Vergleich verworfener wie die des amerikanischen Westens, als Bushrangers, Viehhirten und Squatters ein halb nomadisches, halb räuberisches Leben führt.

Man hat die neuen Colonien von Port Philipp, Südaustralien und Australia Felix außerordentlich gepriesen, und namentlich das unglaubliche Steigen des Werthes der Ländereien als einen Beweis ihrer Fortschritte angeführt, allein dieß ist ein sehr verdächtiger Umstand, denn einerseits ist es erwiesen, daß diese ungeheure Steigerung hauptsächlich eine Schwindelei war, welche den einen Vortheil, den andern Schaden brachte, dem Fortschritt der Colonien selbst aber wenig nützte, oder vielmehr nur nachtheilig seyn konnte, andrerseits gehören alle diese Colonien noch in den Bereich der alten großen Colonie Neusüdwales, und ihre Bemühungen, die Verbrecher von sich abzuhalten, werden darum ohne eigentlichen Erfolg seyn. Die Stadt Adelaide, von welcher man eine Zeitlang so viel Aufhebens machte, ist größtentheils noch gar nicht gebaut, und noch dazu ziemlich ungünstig gelegen (s. die Lage der Stadt Adelaide Nr. 189); ferner deutet Alles darauf hin, daß hier, wie in Port Philipp (s. Nr. 182), nicht sowohl Handel und Ackerbau, als Viehzucht und Schäfereien am meisten gelingen werden. Beides aber führt zu einer inneren Landverbindung mit Neusüdwales, zu einem nomadischen Leben, was zu einer größeren Verwilderung um so sicherer Veranlassung gibt, weil die Heerden wegen der fast periodisch eintretenden Dürren oft Hunderte von Stunden weit getrieben werden müssen. Es wird demnach hier gehen, wie in Nordamerika: im Innern des Landes wird sich ein eigenthümliches, weder europäisches, noch eigentlich wildes Leben gestalten, und wenig zahlreiche, meist schlecht bevölkerte, Städte werden den auswärtigen Handel betreiben. Die jetzige bedeutende Bevölkerung von Sydney ist nur künstlich hervorgerufen durch die großen Anstalten der Regierung und die bedeutende Anzahl von Verbrechern, welche dort noch immer vereinigt ist. Was die Parteien betrifft, in welche die dortige Gesellschaft sich spaltet, so wie die beginnenden Anklänge einer künftigen Emancipation, so wirkt hier das erstere dem zweiten geradezu entgegen, denn die Kluft zwischen den respectable classes, um den englischen Ausdruck beizubehalten, und den Emancipisten, d. h. freigelassenen Verbrechern und ihren Nachkömmlingen, ist viel zu groß, als daß ein Zusammenwirken stattfinden könnte. Es wäre geradezu unmöglich, die Emancipisten von allem politischen Einflusse auszuschließen, und die höhern Classen würden einem solchen Einflusse widerstreben, so lange es in ihrer Macht steht, d. h. sie werden die Gewalt des Mutterlandes unterstützen, so weit sie immer können, um über die Militärmacht desselben gegen die Verbrecher und Emancipisten verfügen zu können. Gleiche Verhältnisse, doch minder schroff (weil sich die vornehmern Beamten und die reichern Colonisten von jeher in Neusüdwals befanden), walten in Vandiemensland vor, und alle Vorschläge und Petitionen um eine repräsentative Verfassung der Colonie sind bis jetzt weit weniger an dem Wiederstreben des Mutterlandes, als an dem aus der Zusammensetzung der Gesellschaft hervorgehenden Widerstreit gescheitert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bazars von Bombay.

(Schluß.)

Dem Auge des Fremden bietet gewiß der Zitbazar den interessantesten Anblick; der Weg begränzt jenen besondern Theil der Bucht, der den Schiffen der Eingebornen geöffnet und ausschließlich den Handelsinteressen gewidmet ist. Hier ist wirklich „ein Markt von Nationen," wo siegreich der Geist des Handels herrscht und die Waaren und Erzeugnisse aller Nationen des Ostens in einer gemeinsamen Niederlage aufgehäuft sind, und das Verschiffen nach den Ländern erwarten, wo die Künste und Fabriken des civilisirten Lebens den Werth der Geschenke der Natur erhöhen sollen. Massen von feinem Gummi und aromatischen Gewürzen, Fässer voll Oel und Rosenwasser, reines Elfenbein aus den Wäldern von Ceylon, Rhinoceroshäute von der glühenden Küste von Zanzibar, die reichsten Producte Afrika's, Indiens, Persiens und Arabiens sind hier in großen Massen aufgehäuft, vermischt mit Ankertauen von Coir, ungeheuren Blöcken und schweren Ankern, dem nothwendigen Material der Ausfuhr.

Auf der Straße schwanken Träger, gebeugt unter den viereckigen Ballen fest zusammengepreßter Baumwolle, hin und her,

als würden sie von ihrer Last erdrückt; träge schleichen Araber mit ihren schweren Turbanen von fein verziertem Zeug und dem weiten, wehenden Aabat herum; Perser erheben sich in ihren seidenen Jacken und den aus schwarzen Schaffellen gefertigten Mützen, dem reichsten Product Bokhara's, über die Menge; Banianen, schmutzig und lärmend, stoßen in ihren rothen, von Schreibfedern und Gedenkzeichen starrenden Turbanen rechts und links ungestüm um sich herum; Bandschies mit aufgehängten Ballen und wohlgefüllten Wasserkrügen; Fakirs aus jedem Theile Indiens; Dschains in ihren schneeweißen Gewändern, mit Stab und Fahne, gleich Pilgern der alten Zeit; Padres, mit runden schwarzen Hüten und pelzverbrämten Mänteln; Juden vom Stamme der Beni-Israel, Alles geht bunt durch einander, während dann und wann ein Ochsenzug gegen die Masse kämpft, oder der Parsi in seinen buntgefärbten Buggy sich hindurch drängend, einen Augenblick lang eine Gasse bildet; doch schnell schließt sich die geschäftige Menge hinten wieder an und strömt wie vorher, ein unwiderstehlicher Strom, weiter.

Die arabischen Ställe, die einen bedeutenden Raum im großen Bazar einnehmen, füllen sich meist mit Füllen, die von dem Meerbusen hergebracht worden. Beim Mangel an frischer Luft und Bewegung, dem Schmutz und dem engen Raum in den arabischen Booten, fallen sie so vom Fleisch, daß sie bei ihrer Ankunft ziemlich der Beschreibung des Rosses entsprechen, das der Ritter von La Mancha bestieg. In diesem Zustand kaufen die Engländer der Präsidentschaft die Pferde, die andern werden in den Ställen aufgezogen, um später verkauft zu werden. Ein guter Paßgänger kostet gegen 50 Pfd., doch 150 werden für ein Füllen gegeben, das etwas zu werden verspricht.

Die kleinen gedrungenen (sturdy) Thiere, unter dem Namen Pegue-Zelter bekannt, sind nicht immer zu haben und stets in ziemlichem Preis. Die Gestalt dieser nützlichen Thiere erinnert an die des griechischen Pferdes, wie man es auf Gemmen und Fresken der antiken Schule sieht. Mit kurzem Hals, breiter Brust und großem Hufe, mit besonders dickem Fell, scheint das Pegue-Pferd zum Ertragen harter Arbeit bestimmt zu seyn. In Gebirgsgegenden werden sie unschätzbar; da sie zu einem schwankenden Lauf (shuffling run) aufgezogen werden, steigen sie in diesem Schritte die felsigsten und gefährlichsten Pfade auf und ab, und zwar mit einer Eilfertigkeit, daß man einen langen Weg zurücklegt in derselben Zeit, wie auf einem Pferde auf gewöhnlichem Wege. Auf den Nilgherri- und Mahabuleschwar-Gebirgen werden die Pegue-Pferde sehr geschätzt und gute mit 50 bis 60 Pfund gewöhnlich bezahlt.

Man weiß, daß die Gewerbe der Gerber und Schuhmacher nur von den untersten Classen des Hindu-Volks ausgeübt werden. Daher findet man in den Gewölben des Bazar wenig Schuhe vorräthig. Stiefel kann man zwar in erträglicher Form von herumziehenden Bengalis zum Preis von 12 Shilling erhalten, doch die Frauen der Präsidentschaft müssen sich mit den schlecht geschnittenen Pantoffeln begnügen, die aus den Händen eines Chinesen hervorgehen. Diesen würdigen Mann, der auf sein Schild den englischen Namen Jackson zu setzen für gut befunden hat, kann man täglich, im schmutzigen, leinenen Kittel, Strohhut und drathartigem Haar, das in dreifachen Stricken bis zu seinen Fersen herabhängt, herumlaufen und sein Musterbuch von halbgegerbten Fellen der schlechtesten Art entfalten sehen.

Die interessantesten Arbeiten in Bombay sind die Mosaikarbeiten aus Elfenbein. Manchmal ist die ganze Oberfläche eines Dinges mit eingelegter Arbeit bedeckt, zuweilen ist es nur die Einfassung, die, mit Cedernholz oder Elfenbein verziert und häufig mit Silber reich geschmückt, die mannichfachen und schönen Farben der Mosaik hervorhebt. Die Kunst stammt ursprünglich aus Sindh, wird aber jetzt in Bombay in großer Ausdehnung getrieben. In Sindh scheint die Kunst, in Mosaik zu arbeiten, von den Furnierarbeiten verdrängt worden zu seyn, die die Drechsler in Heiderabad anwenden, um ihre feinen, seltsam geformten runden oder länglich runden Kästchen zu verzieren. Die erste Form wird von außerordentlich dünnem, feinkörnigem Holze gemacht, und dann mehrere Furnierhölzer darüber gelegt, meist von glänzendem Orange, Blau und Roth.

Der einträglichste Handel, der in den Burrah Bazars getrieben wird, ist der Verkauf von Palmenwein; denn der Gebrauch dieses berauschenden Getränks hat sich so verbreitet, daß die Regierung sich genöthigt gesehen hat, zu verbieten, daß die Palmweinläden zu nahe an einander gebaut werden. In einer mäßigen Berechnung ist jeder sechste Kaufladen ein Weinladen. Die bösen Wirkungen, die dieses Unwesen auf die Bevölkerung in einem so heißen Klima macht, ist in der sichtbaren Zunahme von Verbrechen aller Art erkennbar.

Fund von Alterthümern in der Walachei.

Ein Steinhauer fand im Laufe dieses Jahres im Districte Bouzéo auf einem kleinen Berg unter einem Felsen mehrere Vasen und andere Gegenstände von massivem Gold, die zusammen über 40 Pfund wogen. Eine Vase von der Form und Größe eines tiefen Tellers ist im Innern mit mythologischen Figuren en relief bedeckt, die Außenseite aber glatt. Die Figuren stellen fast den ganzen Parnaß vor, der um eine kleine Statue gereiht ist, die in der Mitte der Vase auf einem Stuhle sitzt und ein Glas in der Hand hält. Ferner fand man zwei Vasen in Form von Suppenschüsseln, mit Krystall u. dgl. geziert, längliche Urnen, zwei Vasen in Ibisgestalt, ein künstlich gearbeitetes Diadem mit zahlreichen Steinen besetzt, endlich zwei Halsringe, auf deren einem eine Inschrift sich befindet, deren Buchstaben etruskisch scheinen, die aber bis jetzt noch nicht entziffert worden. Auf den andern Gegenständen ist keine Inschrift. Der Ort, wo alles dieß gefunden wurde, hat durchaus nichts Merkwürdiges, in dem Dorfe aber unten am Berge sieht man die Spuren einer Veste, welche die Sage den Tataren zuschreibt. Der Finder hat unglücklicherweise den Einfall gehabt, alle diese Gefäße zu zerschlagen, um sie einschmelzen zu lassen, man ist aber dem letztern zuvorgekommen, und sucht ihnen jetzt ihre ursprüngliche Form wiederzugeben. (Echo du Monde Savant. 7 December.)

Zur Geschichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

(Fortsetzung.)

Die chinesischen Beamten baten wiederholt die Vorsteher des englischen Handels in China, sie möchten doch ihren Landsleuten diesen Handel untersagen. Man gab der Regierung des Mittelreiches einmal wie allemal zur Antwort: dieses läge weder in der Macht des Ausschusses, noch des Oberaufsehers des englischen Handels; nach den Gesetzen Großbritanniens habe jeder seiner Unterthanen das Recht, mit diesem oder jenem Stoffe Handel zu treiben, und man könne sie nicht zwingen, sich den willkürlichen Verfügungen eines fremden Staates zu fügen. Die chinesische Regierung drohte den Engländern mehreremal, daß, wenn sie noch länger ein so ungesetzliches widerspänstiges Benehmen befolgen, man in die Nothwendigkeit versetzt würde, ihnen den Zutritt in China ganz und gar zu untersagen; ja man könnte die Kaufleute einsperren und sie als Landesverräther vor Gericht ziehen. Die Engländer in Canton lächelten über diese, wie man glaubte, eiteln Drohungen, denn man wußte seit vielen Jahren, daß die Gesetze und Edicte des Kaisers nur ausnahmsweise in Vollzug gesetzt wurden. Siehe, man hatte sich aber dießmal gewaltig getäuscht. Unvermuthet erschien ein kaiserlicher Abgeordneter (Kin tschai) in Canton; seine Maaßregeln waren klug berechnet, und sie wurden so schnell wie unerbittlich ausgeführt. Vor den Augen der Engländer ward ein Opiumschmuggler hingerichtet, um ihnen zu zeigen, welches Loos sie eigentlich verdient hätten; sie wurden hierauf sämmtlich, der erste, wie der letzte, eingesperrt, und durch Hunger gezwungen, ihr in China vorräthiges Opium an den kaiserlichen Abgeordneten auszuliefern, der es alsbald vernichten ließ. Die englischen Kaufleute mußten überdieß ihr Ehrenwort geben, künftig keines mehr einzuführen; wer sein Ehrenwort bräche, der solle als Verräther nach den Gesetzen des Mittelreiches gerichtet werden, d. h. durch die furchtbarsten Peinigungen sein Leben verlieren. Auch dieser Bedingung mußten sich, wie es heißt, die englischen Kaufherren fügen. Die Kaufleute übergaben ihren Opium aber nicht eher den chinesischen Beamten, bis der Oberaufseher des Handels der Unterthanen des vereinigten Reiches Großbritannien, Capitän Elliot, versprochen hatte, daß ihnen der Schaden, welchen sie erleiden, ersetzt werden sollte. Jetzt, und nur jetzt erst ward die Aufmerksamkeit des englischen Volkes und des Parlaments auf diesen schändlichen Handel gerichtet, über welchen die Missionäre aller Confessionen sich seit langer Zeit beklagten, dessen nachtheilige Folgen für eine große Anzahl der Bewohner des Ostens alle menschenfreundlichen Reisenden längst schon dargethan hatten. John Bull sollte in seine Taschen greifen und einige seiner Landsleute für ihren Verlust in China entschädigen, und er wollte nun doch zuvörderst wissen, was es mit dem Opiumhandel in China für ein Bewandtniß habe, auf welche Weise er betrieben werde, und warum endlich die Chinesen so unmanierlich mit seinen Landsleuten verfahren wären. Es sind nun über diesen Gegenstand schon mehrere Artikel in Zeitschriften, so wie einige Broschüren erschienen, unter welchen das Werkchen des Hrn. Thelwall bei weitem das vorzüglichste ist. Hr. Thelwall sammelte alle Actenstücke, die er über diesen Handel auffinden konnte, und beschreibt uns ausführlich den nachtheiligen Einfluß des Opiumverschluckens und Rauchens auf den menschlichen Körper, ein Nachtheil, der sich gleich bleibt in allen Gegenden der Erde.

In der Gegend von Malva, Benares und Patna in Indien wird der meiste Mohn gebaut, und nach diesen Localitäten wird er auch in Canton benannt. Das Opium steigt und fällt hier im Werthe, je nachdem in einer bestimmten Zeit mehr oder weniger Dschonken aus dem Innern des Reiches ankommen, die unter andern Artikeln auch Opium als Rückfahrt mit nach Hause führen. Kommen viele Schiffe auf einmal an, dann steigt der Schmutz, so nennen die gemeinen Chinesen in Canton dieß Product, hoch im Preise. Die Opiumhändler und Mäkler laufen freudig vor den Factoreien auf und ab, und wie auf den europäischen Börsen nach dem Curse der Staatspapiere, fragt man sich gegenseitig: Wie steht Malva, wie steht Benares und Patna? Die englisch-ostindische Compagnie ließ ihr Opiumgeschäft in China durch besondere Agenten betreiben. Die Beamten der Factorei hatten hiemit nichts zu thun; man buhlte nämlich zu gleicher Zeit um die Vortheile des Lasters und um die Ehre der Tugend. Beklagte sich die chinesische Regierung bei den Beamten der Compagnie, den einzigen, mit welchen sie in einer gewissen diplomatischen Verbindung stand, wegen dieses schmachvollen, die Gesetze der Menschlichkeit und des Reichs zugleich verletzenden Schmuggelhandels, so erwiederten diese, und dieß konnten sie auch der Wahrheit gemäß, daß sie bei diesem Verkehr gar nicht betheiligt wären, und daß sie für die gute Aufführung der andern Engländer in China nicht verantwortlich seyn könnten. Die indische Regierung zog jährlich mehr denn zwei Millionen Pfund Sterling aus diesem Handel; sie suchte deßhalb den Anbau des Mohns jährlich zu vermehren, und seine Qualität so viel als möglich zu verbessern. Es wurden in Bengalen und in mehreren andern Provinzen Indiens zu diesem Endzwecke eigene Anstalten errichtet, Agentschaften genannt, bei welchen gewöhnlich Aerzte als Opiumbeschauer (Opium examiner) angestellt wurden. Ein gewisser Doctor Butler, Opiumbeschauer der Benares Agentur, schrieb eine eigene Abhandlung, welche in dem fünften Bande des Journals der asiatischen Gesellschaft von Bengalen abgedruckt wurde, worin ausführlich alle Vorkehrungen aufgezählt wurden, wie das Opium von seinem ersten Anbau bis zu der Verpackung in Kisten behandelt werden müsse, damit man auf dem Markt in Canton den höchsten Preis erzielen könne. „Die Bevölkerung China's," sagt dieser Doctor, „schätzt das Opium desto höher, je mehr Extract vermittelst des Auflösens in heißem Wasser aus einer bestimmten Quantität gewonnen, und je reinern und durchdringernden Geschmackes dieser Extract ist, wenn er getrocknet und zum Rauchen vermittelst einer Pfeife zubereitet wird. In Benares versteht man dieß vortrefflich, und dieß ist der einzige Grund, warum das Opium dieser Gegend viel höher steht im Preise, als das von Bahar, von Malva und der Türkei."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Dürre in Neusüdwales. Das Asiatic Journal vom November bringt eine Menge Auszüge aus den Sydney Journalen, welche die Dürre dieses Jahres als die furchtbarste beschreiben, welche die Europäer je in diesem Lande erlebten. Die Dürre dauerte bis in den April, zum Theil bis ans Ende dieses Monates; erst dann begannen die Regen wieder zu fallen. Nach einigen Nachrichten soll an mehreren Orten der Viehstand auf ein Drittheil, ja auf die Hälfte sich verringert haben.

Die Einkünfte des Pendschab. Beim Tode Randschit Singhs berechnete man die Einkünfte seines Landes auf 2 Crore (20 Millionen) Rupien. (Asiatic Journal. November.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1839.

Flüchtige Reise durch Kleinrußland.

(Aus Wsewoloshski's Reise durch Südrußland, die Krim u. s. w.)

Eines Morgens kam ich von Kursk nach Bjelgorod, wechselte hier die Pferde, und fort ging's wieder in scharfem Trabe; hier fühlt man auf einmal eine ganz andere Natur: man hat Kleinrußland betreten. Das Volk ist nicht dasselbe, die Gesichtszüge sind anders, und der Boden selbst bietet einen andern Anblick dar; die Weiber sind nicht gerade schöner, aber munterer, und über alles ist eine gewisse Weichheit, eine Trägheit ausgebreitet: man beginnt den Einfluß eines gemäßigten Klima's zu fühlen. Ich wäre gern früh nach Charkow gekommen, aber, wie ich auch die Leute trieb, ich kam erst in tiefer Nacht dahin. Ich hatte im Sinne, hier zu übernachten, und am andern Tage bei dem Gouverneur, dem Fürsten P. T. Trubezkoi, zu speisen, aber es kam ganz anders. Mein Wagen versank hart am Posthof mitten auf der Straße so tief in den Koth, daß vier tüchtige Pferde nicht im Stande waren, mich aus dem stinkenden Schmutzloche herauszuziehen. Fortzukommen war nicht möglich; ich hielt mir die Nase zu, und wußte nicht, was ich machen sollte. Hinter mir kam jetzt ein Beamter in seinem Wagen, den die Regierung in Dienstangelegenheiten nach dem Donez schickte; er versank nicht im Koth, verließ seine Chaise, und kam auf mich zu. „Steigen Sie heraus, ich will Sie halten," sagte er, „die Pferde bringen den Wagen nicht heraus." Das war leicht gesagt, aber wie sollte ich springen?*) Auf der andern Seite konnte ich vor Gestank fast nicht athmen, ein Entschluß mußte also gefaßt werden, und so entschloß ich mich endlich zum Springen. — Der Posthof war nur dreißig Schritte entfernt, aber — neues Kreuz, er war verschlossen. Wir pochten lange an die Thüre, und ich fing endlich an zu glauben, wir seyen irre, und klopften an der Thüre eines unbewohnten Hauses, aber der Postknecht versicherte, dieß sey der Posthof, und die Postknechte mußten die Sache doch wissen. Endlich schlug mein Bedienter voll Zorn die Thüre ein: allmählich regte sich etwas Lebendiges und kam im Hemde herbei, ohne Licht, und erklärte uns, der Schreiber sey fortgegangen, um für jemand Podoroschna's (Paß zu Postpferden) zu schreiben, im Hause wohne Niemand, und wir sollten am Morgen wieder kommen. Mich hatte schon das stinkende Loch mitten in der Stadt aufgebracht; die Unordnung auf der Post und die Unmöglichkeit, mitten in der Nacht ein Quartier zu finden, brachte mich völlig in Wuth, und ich beschloß, bald möglichst fortzugehen, ohne auch nur auszuruhen und ohne Jemand zu sehen. Zum Glück konnte das Dreigespann des Beamten meinen Pferden helfen den Wagen herauszuziehen; man spannte frische Pferde vor, und ich jagte in meinem stinkenden Wagen, ohne mir eine Podoroschna schreiben zu lassen, wieder aus Charkow hinaus. Die Nacht war warm, der Mond erhellte den Weg und allenthalben sangen Nachtigallen. Ich hatte in meinem Leben keine solche Anzahl dieser nächtlichen Sänger zumal gehört. Ihre lauten Triller erklangen in allen Gärten und Wäldchen und an allen Bächen; diese nächtliche, genußvolle Musik tröstete mich über meinen Unfall in Charkow, ich verfiel in Träumereien, durchlief in Gedanken mein Leben, und versank endlich in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst in Konstantinograd erwachte, nachdem ich mehrere Stationen durch ohne Unterbrechung geschlafen hatte. Von da kam ich durch schöne Gegenden mitten unter Birnen- und Kirschenbäumen, die in voller Blüthe standen, und über Nowomoskowsk nach Jekaterinoslaw.

Diese Stadt wurde von Katharina der Großen gebaut: sie legte selbst den ersten Stein zur Kathedrale im Beiseyn Kaiser Josephs II im Jahre 1787. Sie steht auf dem rechten Dnieprufer, einige Werste oberhalb der ersten Fälle. Mir scheint, daß sie nie ihres hochklingenden Namens (Katharinenruhm) würdig werden wird; jetzt sind die Gränzen des Reichs nach allen Seiten hin vorgeschoben, und trotz der fünf daselbst festgesetzten Jahrmärkte enthält die Stadt nichts, was zur Ansiedelung daselbst locken könnte. Als Mittelpunkt des Gouvernements enthält sie die Gerichtshöfe u. s. w.; es wohnen viel Beamte daselbst, und die Angelegenheiten der Umwohner locken manche Personen und Handelsleute dahin; der jetzige Generalgouverneur, Graf

*) Der Verfasser war nämlich, als er die Reise machte, ein Mann von 64 Jahren.

Woronzow, hat sich hier ein ziemlich hübsches und großes Haus bauen lassen, aber sonst fand ich nichts Bemerkenswerthes. Nachdem ich bei einem Traiteur ziemlich schlecht gegessen, setzte ich meine Reise am Dniepr hinab nach Nikopol fort. Der Weg führt durch die Steppe: die fetten Weiden und das hohe Gras zeigen genügend den Reichthum des Bodens. Trappen gingen ruhig fort am Wege hin, und fürchteten sich nicht vor uns. Nachdem wir noch spät Abends die Pferde gewechselt, überfiel uns plötzlich ein furchtbares Gewitter. Die Schläge folgten sich ununterbrochen, der Regen ergoß sich in Strömen, und um unsere Noth zu vollenden, war die Finsterniß so groß daß man kaum die Pferde sehen konnte.

Wir kamen vom Wege ab, und waren schon 10 Werste weit statt auf der Straße nach Perekop auf der nach Cherson gefahren; zum Glück bemerkte es der Postknecht bei Zeiten, und schlug mir vor, nach Cherson zu gehen; dieß paßte aber gar nicht in meinen Plan, denn es veranlaßte mich, 80 überflüssige Werste zu machen. Ich ließ anhalten, und zum größten Erstaunen meiner Leute und des Postknechts die Pferde ausspannen. Ich erwog nämlich, daß bei dieser Finsterniß es keine Möglichkeit sey, den Weg zu unterscheiden, und wenn wir einmal vom Wege abkämen, so könnten wir leicht in eine der Schluchten fallen, deren es auf dieser Steppe in Menge gibt; ich hielt es also für besser, den Tag abzuwarten. Der Kutscher und einer meiner Leute setzten sich unter den Wagen, um sich doch einigermaaßen gegen den Regen zu schützen, ich mit den andern schloß mich völlig in demselben ein. So schliefen wir ruhig bis an den Morgen; der Regen hörte allmählich auf, die Pferde wurden angespannt, umgewendet, und suchten sich aufs schnellste ihren Weg zurück nach Nikopol.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der Besitz und das Wachsthum von Neusüdwales hat auch über das Schicksal von Neuseeland entschieden, von welchem die englische Regierung gegenwärtig Besitz nehmen läßt. Auch diesem Lande haben wir einen besondern Artikel gewidmet (s. Nr. 66—69), er ist aber sehr unvollständig, weil die Folgen des dort geschilderten Zustandes erst im Laufe dieses Jahres zu den Maaßregeln der englischen Regierung geführt haben, und die ganze Sache näher aufgeklärt worden ist. Die Geschichte Neuseelands, so wie die Lage seiner höchst bildungsfähigen Einwohner, ist in hohem Grade interessant. In der Mitte des Seestrichs gelegen, wo der Wallfischfang am vortheilhaftesten ist, seit 1775 öfters, von dem Jahre 1794 an aber von den Wallfischfängern jährlich besucht, danken diese Inseln dem eben genannten Handelszweige ihre neue Bedeutung. Im J. 1814 erhielten sie zuerst bleibende europäische Bewohner, nämlich drei englische Missionarien, außer denen sich nur noch einige aus Neusüdwales entflohene Verbrecher auf den Inseln befanden. Letztere bildeten lange Zeit mit entlaufenen englischen und amerikanischen Matrosen den bedeutendsten Theil der europäischen Bevölkerung, vielleicht selbst jetzt noch. Da solche Entweichungen von Verbrechern gar nicht selten waren, so ertheilte der Gouverneur von Neusüdwales, der General Macquarie, im Jahre 1815 oder 1816 einem der in Neuseeland sich aufhaltenden Missionäre friedensrichterliche Gewalt, theils um die entflohenen Verbrecher und entlaufenen Matrosen gefangen nehmen, theils um allenfallsige Verbrechen englischer Schiffscapitäne gegen die Eingebornen (welche nicht selten vorkamen) untersuchen zu können. Dieß war der erste englische Souveränetätsact. Indeß wuchs die europäische Bevölkerung, die gute wie die schlechte, fortdauernd an, und nahm die Aufmerksamkeit der englischen Behörden mehr und mehr in Anspruch. Diese unregelmäßige Colonisation eines so nahen Landes, dessen Lage für den Handel und die Schifffahrt der Südsee die größten Vortheile gewährt, diese entlaufenen Matrosen und flüchtigen Verbrecher, welche jeden Augenblick sich zu einer Seeräubergenossenschaft umbilden konnten, die Eingebornen Neuseelands selbst, welche für die Künste Europa's und die Schifffahrt namentlich eine so ungemeine Tauglichkeit und Anstelligkeit entfalteten, alles dieß, und der nicht unbedeutende Umstand, daß immer mehr Nordamerikaner, vielleicht nicht ganz absichtslos, nach Neuseeland strömten, machten allmählich einen Entschluß der englischen Regierung zu einer Sache dringender Nothwendigkeit, denn es konnte sich hier leicht ein ihr völlig fremdes, ja feindseliges Gemeinwesen bilden, welches alle flüchtigen Verbrecher mit Begierde bei sich aufnahm, nur um seine Zahl zu vermehren. Indeß scheint die englische Regierung doch nicht sehr eilig gewesen zu seyn, die ohnehin schon allzugroße Zahl seiner Colonien noch um eine weitere, und zwar keine unbedeutende, zu vermehren, und die Hinsendung eines Residenten, welcher eigentlich bei Niemand beglaubigt war noch beglaubigt werden konnte, und auch in der That sich so gut wie völlig unthätig verhielt, beweist am besten, daß es ihr eben nicht um Ausdehnung ihrer Herrschaft zu thun war.

An die Stelle der Regierung, welche fortdauernd zögerte, wollte endlich eine englische Colonisationsgesellschaft treten, und die Verwaltung der Inseln unter der Suzeränetät der englischen Regierung übernehmen. Männer, wie Lord Durham, Sir Fr. Baring, Sir G. Sinclair u. dgl. standen an der Spitze, und eine „Bill für die provisorische Verwaltung der brittischen Niederlassungen in Neuseeland" wurde im Jahre 1838 ins Parlament gebracht, fiel aber durch. Drei Gründe trugen hauptsächlich zu diesem Resultate bei: fürs erste war kein genügender Grund vorhanden, weßhalb die Regierung ihre Rechte einer Compagnie abtreten sollte, wenn sie dennoch stets die Aufsicht darüber zu führen, und sie gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen hatte. Fürs zweite forderte die Regierung, und vielleicht nicht ganz unbillig, daß die Compagnie, welche keine andern Grundlagen als die persönliche Ehrenhaftigkeit ihrer Vorstände hatte, sich als Actiencompagnie mit einem bestimmten Capital constituire, was sie anfangs nicht wollte. Zum Scheitern des ganzen Plans hatten indeß auch die Missionäre, deren Abgeordnete vor einer Committee des Lords vernommen

worden waren, nicht wenig beigetragen: sie waren einer Uebertragung der Regierungsgewalt an eine Compagnie, vielleicht überhaupt jeder Aenderung entschieden entgegen, aus Gründen, welche wohl nicht ganz die reinsten waren: die Furcht, daß der demoralisirende Einfluß einer bedeutenden europäischen Colonie auf die Eingebornen von sehr ungünstiger Wirkung seyn, und die Ausbreitung einer solchen Colonie die allmähliche Vernichtung der Eingebornen zur Folge haben werde, konnte sie unmöglich allein leiten, denn die europäische Bevölkerung nahm auch ohne eine solche leitende Compagnie mit schnellen Schritten zu, und zwar eine Bevölkerung der schlechtesten Art; sie fürchteten wohl hauptsächlich die Zerstörung ihres Einflusses und ihrer Macht, welche sie so fest zu begründen hofften, wie die amerikanischen Missionäre in einigen der größern Inseln des stillen Oceans. Wir haben oben schon Dr. Langs Briefe über Neuseeland (welche an Lord Durham, den Präsidenten der New Zealand Land Company, gerichtet waren) angeführt, welche über sehr selbstsüchtige und herrschbegierige Zwecke der Missionarien keinem Zweifel Raum lassen. Die Frage über die Rechtmäßigkeit der Landankäufe von den Eingebornen ist auch hier mit erneutem Eifer wieder angeregt worden; wir halten diese Frage, so sehr sie auch denen, die sie wieder zur Sprache brachten, Ehre machen mag, für ziemlich müßig, denn trotz aller schönen Worte, die schon so oft bei derlei Fällen erklungen sind, hat man bis jetzt doch noch immer den Eingebornen ihre Ländereien entweder mit Gewalt oder unter für sie unverständlichen Rechtsformen entrissen, so daß sie, wenn nicht gerade im Augenblicke, doch in der nächsten Zukunft darüber Klage führten. Wir wollen uns mit der Bemerkung begnügen, daß die neuseeländische Landcompagnie wenigstens darauf bedacht scheint, für die Eingebornen möglichst Sorge zu tragen. Bekanntlich ist sie in diesem Jahre mit ihren Anträgen bei der Regierung glücklicher gewesen, sie hat sich als Actiencompagnie constituirt mit einem bestimmten Capital, erhielt nun die Sanction der Regierung, und wird bald ans Werk schreiten. Ihr Plan ist, 110,000 Acres Land anzukaufen, und dieß in 1100 Sectionen zu theilen; der zehnte Theil derselben soll für die Eingebornen aufbewahrt werden, um sie, sobald sie es wünschen, regelmäßig darauf anzusiedeln, die übrigen 990 Sectionen sollen an Emigranten verkauft werden, zum Preise von Ein Pfd. Sterl. für den Acre, wovon jedoch nur ein Viertheil an die Compagnie für ihre Kosten fallen, das übrige aber im Interesse der Colonisten theils zu ihrem Transporte, theils zu ihrem ersten Unterhalte verwendet werden soll. Der Aufruf, welchen die Compagnie erließ, hat Anklang gefunden, und bald wird nun der Strom der Auswanderung dahin seine Richtung nehmen.

In Folge dieser Schritte beauftragte die englische Regierung den Capitän Hobson, welcher schon im Jahre 1833 von Neusüdwales aus dahin geschickt worden war, im Namen der Königin von England von Neuseeland Besitz zu nehmen, und hauptsächlich die Häuptlinge aufzufordern, künftig an Niemand als an die Krone von Großbritannien Land zu verkaufen; auch scheint es, daß man die früheren betrügerischen Landverkäufe einer Revision unterwerfen will. Wie die Verhältnisse der Eingebornen zu einander unter dem Schutze der Engländer sich gestalten werden, ob man ihnen erlauben wird, Krieg unter einander zu führen, wie man sich gegen fremde Schiffe benehmen wird, welche bisher die Inseln ganz frei und ungezwungen besuchten, namentlich die zahlreichen nordamerikanischen Wallfischfänger, das sind Fragen, welche erst später sich lösen werden, und welche um so wichtiger sind, als es kaum zu bezweifeln ist, daß die Rücksicht auf Nordamerika die Besitznahme beschleunigt hat, denn länger konnte die englische Regierung wohl nicht die bereits auf 2000 Menschen gestiegene europäische Bevölkerung sich selbst überlassen, da ein republicanisches Princip sich bald unter derselben entwickeln mußte, theils durch die Macht der der Umstände selbst, indem sie für ihre eigene Sicherheit und für innere Ordnung zu sorgen hatte (s. Nr. 189), theils aber auch durch die steigende Zahl der Amerikaner.

Noch erhebt sich in Betreff Neuseelands eine nicht ganz unwichtige Frage, nämlich die: wo wird die große englische Compagnie ihre Ansiedlungen hauptsächlich beginnen? An der Inselbay, wo jetzt die stärkste europäische Bevölkerung ist, oder gegenüber am Hokianga, welches die beiden von Schiffen am meisten besuchten Häfen sind? Die Franzosen, denen bei der Nachricht von einer Besitzergreifung in Neuseeland gleichfalls einige Colonialgelüste aufgestiegen sind, scheinen sich fast Hoffnung zu machen, die Engländer würden ihre Besitzergreifung auf die nördliche Insel beschränken, und es könnte ihnen gelingen, auf der südlichen Ansiedlungen zu machen. Allein abgesehen von dem Umstande, daß an der Südspitze der südlichen Insel, an der Duskybay, sich gleichfalls schon ein Kern europäischer Bevölkerung angesiedelt hat, und zwar eine noch zügellosere wie die an der Inselbay, dürfte diese Hoffnung wohl kaum in Erfüllung gehen, denn Ein Umstand läßt vermuthen, daß die Hauptansiedlung auf der bis jetzt wenig besuchten südlichen Insel geschehen wird. Die Cooks-Straße, welche beide Inseln, die nördliche und die südliche trennt, ist ein zu wichtiger Punkt, als daß man nicht ihn hauptsächlich als Ansiedlungsplatz wählen sollte. Durch diese Straße führt die directe Fahrt zwischen den australischen Colonien und den Westküsten Südamerika's, so wie nach dem Cap Horn. Die Straße hat zahlreiche Bayen und Einfahrten, und zu allem Ueberfluß hat man auch an derselben kürzlich einen ziemlich bedeutenden Fluß entdeckt (s. Nr. 342), welcher tiefer in das Land hinein leitet, als man bisher irgend einen auf den neuseeländischen Inseln kennt.

(Fortsetzung folgt.)

Die europäischen Thiere in Columbien.

(Aus Wrights meteorologischen Beobachtungen über Columbien.)

Die wichtigsten Geschenke, welche die alte Welt der neuen gemacht hat, sind Vieh und Cerealien. Das einzige, den Indianern bekannte vierfüßige Hausthier war das Llama, welches gleich dem Schaf eine dicke Wolle hat, und ungern in die feuchtheißen Ebenen herabsteigt. Das Hornvieh Europa's hat sich dagegen fast gleichmäßig in den Ebenen und in den Paramos vermehrt. Auf einem Pachthofe des Antisana z. B., auf einer Höhe von 12 bis 16,000 Fuß, finden sich nicht weniger als 4000 Stück. Die Heerden auf den Ebenen von Venezuela, wie

auf den Pampas von Buenos-Ayres sind oder waren vor der Revolution fast zahllos.*) Das Pferd hat in den politischen Veränderungen der neuen Welt eine bedeutende Rolle gespielt. Sie haben sich in allen Theilen der neuen Welt, besonders aber in den Ebenen von Venezuela ins Unglaubliche vermehrt. Hier trozten während des Unabhängigkeitskrieges Paez und andere Guerillaführer an der Spitze einer irregulären Reiterei, und genährt durch die Hornviehheerden, allen Anstrengungen der spanischen Infanterie. Die besten Pferde sind die, welche in den Niederungen gezogen und in einem Alter von vier Jahren nach den Bergen gebracht werden, wo sie durch den Einfluß des kältern Klima's abgehärtet werden, und ihre nur an weiche Weiden gewöhnten Hufe auf dem steinigen Boden eine große Härte erlangen. — Die Schafzucht beschränkt sich, wie die Llamazucht, auf die höhern Gegenden der Cordilleren, während die Ziegen leichter auf denjenigen Theilen des niedern Landes fortkommen, welche heiß und dürr sind, wie in der Provinz Coro, wo sie den Hauptreichthum der Einwohner bilden. — Dagegen scheint dem Fortkommen anderer Thiere eine unübersteigliche Schranke gesezt. Der Hund theilt das Schicksal seines europäischen Herrn; seine Spürkraft und seine Stärke nehmen in einem heißen Klima ab, und die Zucht schwindet rasch dahin zu einem in seinen Anlagen und seiner Organisation ganz untergeordneten Thiere. Die Waldleute und die Indianer der Niederungen, welche an die Jagd des wilden Schweines gewöhnt sind, holen zu dem Endzweck Hunde aus den Gebirgen, wo, obgleich die Spanier nicht besonders darauf Acht haben, eine mehr oder minder entartete Gattung Jagdhunde sich findet, und in den Hochlanden zur Hirschjagd benuzt wird.

*) Sie sollen sich in den leztern neuerdings wieder ungeheuer vermehrt haben, namentlich durch den Verfall des Handels mit Häuten. A. d. U.

Zur Geschichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

(Fortsetzung.)

Obgleich Malva unter dem sogenannten Schutze der indischen Regierung steht, so haben doch die verschiedenen mediatisirten Häuptlinge und Grundbesitzer dieser großen und berühmten Provinz Indiens das Recht in ihrem Lande, auf ihrem Grund und Boden zu bauen, was ihnen beliebt, nur müssen sie sehr hohe Durchgangszölle davon entrichten; dieß ist aber keineswegs der Fall in Benares, in Bahar und in allen andern der Compagnie unmittelbar unterworfenen Ländern. Hier trat die Compagnie ganz an die Stelle der ehemaligen mohammedanischen Herren des Landes; sie hielt alle die vorhandenen Mißbräuche aufrecht, alle vortheilhaften Fiscalgesetze und Monopole, worunter auch der Salz- und Opiumhandel. Würde hier Jemand es sich herausnehmen, Mohn anzubauen, ohne zuvor mit der Regierung einen Contract zu schließen, in welchem er sich verpflichtet, ihr die ganze Ernte für einen bestimmten Preis zu überlassen, so würde alsbald sein ganzes Besitzthum mit Beschlag belegt werden, bis der arme Bauer entweder die Mohnstängel ausreißt, oder verspricht, sich dem Willen seines Herrn zu fügen. Ja der Bauer wird nicht selten zum Anbau des Mohns im eigentlichen Sinne des Wortes gezwungen. Die Regierung macht nämlich vermittelst ihrer einheimischen Beamten den Grundbesitzern gewöhnlich Vorschüsse auf die künftige Ernte. Wünscht sie, daß ein Landmann Mohn anbaue und er weigert sich dessen, so wird ihm eine Summe Geldes in das Haus gelegt, und dieß dann als ein gültiger Contract zwischen ihm und der Regierung betrachtet, den er bei Strafe vollziehen muß. Auf diese Weise brachte es die ostindische Compagnie dahin, daß jezt in Indien große Strecken Landes mit Mohn angebaut sind, und zwar gerade die fruchtbarsten, indem der Mohn von guter Qualität einen trefflichen Boden erheischt. In dem Jahre 1837 auf 1838 wurde, wie bereits erwähnt, die außerordentliche Masse von 34,000 Kisten Opium in China eingeführt, welche nach der Berechnung des Hrn. Th. hinreichten, die Gesundheit von 2,978,000 Individuen zu untergraben und ihr Leben zu verkürzen. Jemand, der in seinem zwanzigsten Jahre anfängt, Opium zu rauchen, erreicht nämlich, vermöge einer allgemeinen Erfahrung, selten sein vierzigstes. Nach der gewöhnlichen statistischen Annahme stirbt von 60 gesunden Personen in dem Alter von zwanzig Jahren jährlich eine. Die erwähnten 2,978,000 würden demnach in dem ordentlichen Laufe der Dinge erst in 60 Jahren sämmtlich verstorben seyn. Durch den Gebrauch des Opiums wird aber die Sterblichkeit verdreifacht, und es werden demnach innerhalb 20 Jahren nicht weniger denn 1,986,000 durch den Gebrauch dieses tödtlichen Saftes hingerafft, oder 99,300 jährlich!

Wenn Jemand, heißt es in einer Denkschrift eines Censors, welche in der täglich zu Peking erscheinenden Staatszeitung abgedruckt wurde, einige Zeit lang gewöhnt ist, Opium zu rauchen, so ist es unmöglich, daß er sich desselben, obgleich er den schädlichen Einfluß wohl kennt, in Zukunft ganz enthalte. Seine körperlichen Kräfte schwinden dahin, der Athem wird schwach, das Gesicht gelblich, die Zähne schwarz, und die Person eilt dem Grabe zu vor ihrer Zeit. Wahrlich, es schweben jezt die Seelen unserer Landsleute, fügt dieser ächte Sohn des Yao und Schun hinzu, im ganzen Reiche in großer Gefahr! Die Thörichten werden durch die Lehre einer falschen Religion verführt, und versinken in Aberglauben allerlei Art, aus welchem sie nur mit Mühe errettet werden können! Andere werden durch Opium vergiftet, und wie durch einen Wirbelwind hin in ihr Verderben geschleudert. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie diese verschiedenen Individuen aus dem Abgrunde errettet werden möchten. Mein Nachdenken war aber leider vergebens. Hewkieou, Censor im Kriegsministerium, kniet deßhalb nieder und überreicht Sr. Majestät diese Denkschrift, worin auseinandergesetzt wird, wie sich die Hinterlist und Gewinnsucht der Fremden jenseits der Meere täglich vermehrt, und wie dadurch die Hülfsquellen des Reiches erschöpft werden. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, ist der Verkauf des Opiums das Hauptmittel, wodurch das Geld Geld außerhalb des Landes und jenseits der Meere verführt wird. In dem ersten Jahre Kia kings (1796) wurden bloß einige hundert Kisten in Kuang tong eingeführt, jezt beläuft sich deren Anzahl jährlich auf mehr denn 50,000, wofür sie gegen das ausdrückliche Verbot der Taitsing oder überaus reinen Dynastie feines Silber aus dem Lande führen.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 141 u. 142** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Hugo Capet von Capefigue. — Giovanni da Procida. (Fortsetzung.) Sismondi's Abriß der französischen Geschichte. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141 u. 142.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 December 1839.

Hugo Capet von Capefigue.

Ein neues, vierbändiges, historisches Werk ist kürzlich erschienen von dem oben genannten überaus fruchtbaren Schriftsteller, dessen Verdienste jedoch von unserm Schlosser einmal in strenger Wage gewogen und viel zu leicht befunden wurden, und gegen welchen jetzt auch die französische Kritik eine scharfe Sprache führt, wie nachstehende Auszüge aus einem größern Artikel über das genannte Buch zeigen, dessen Verfasser Labitte ist.

„Während die industriösen Romanschreiber sich allen Extravaganzen einer von Gewinnsucht erhitzten Einbildungskraft hingeben, scheint es, daß wenigstens die ernsteren Studien eben durch ihren Ernst und die Schwierigkeiten, welche sie darbieten, dagegen geschützt seyen; daß die Geschichte namentlich, in unserer Zeit durch so viele schöne Arbeiten und einige wahre dauernde Meisterstücke geehrt, dieser Art von Verschleuderung und Auflösung entgangen sey, welche die leichteren Gattungen der Literatur erfahren haben. Dieß bleibt auch im Allgemeinen wahr und gültig; selbst unter der Linie der ausgezeichneten Werke, die ihren Verfassern einen Ruhm begründet haben, machen sich achtungswerthe historische Compilationen durch Forschung, Sorgfalt und Achtung vor der Wahrheit der Thatsachen bemerklich. Indessen müssen wir doch auf der Hut seyn. Die ernste Würde dieser Gattung der Literatur verbirgt manchmal ziemlich lange die Leichtfertigkeit des Autors; wenn es nicht möglich ist in geschichtlichen Arbeiten die Gelehrten zu täuschen, so ist doch nichts leichter, als das Publicum auf falsche Spuren zu führen. Vermöge der Nichtbeachtung der Fachmänner, vermöge der Gefälligkeit und Leichtgläubigkeit der Andern gelingt es diesem und jenem, sich, indem er ältere Epochen handhabt, eine Art von Ruf und Autorität zu verschaffen; zumal wenn man den Schwächen und Eitelkeiten einer Partei schmeichelt, gewinnt man Leser. So lange diese Art von Erfolg bescheiden bleibt, ist sie vielleicht harmlos genug, daß man sie leben lassen mag; aber wenn sie diese Gränzen überschreitet, wenn Keckheit und Ehrgeiz sich dazu gesellen, wenn sie ihren Platz und ihre Ordnung verkennt, so muß man sie daran mahnen. Dem allzulauten Schreier muß man mit lauter Stimme antworten.

Capefigue hat lange Zeit sein gelehrt scheinendes Treiben in ziemlich harmloser Weise fortgesetzt, außer etwa daß dabei die Wahrheit der Thatsachen beeinträchtigt wurde. Gleich bei seinem Auftreten geehrt durch einen akademischen Preis, oder gar durch zwei, zu einer Zeit freilich, wo die Akademie der Inschriften ganz einer politischen Coterie überliefert schien, hat er ziemlich bald diese etwas trockne Bahn verlassen, um mannichfache lustigere Ausflüge zu machen. Während er sich mehrere Jahre in die Polemik und so zu sagen in das tägliche Geplänkel verschiedner Journale mischte, muß man ihm, der Billigkeit gemäß, nachrühmen, daß er sich einer gewissen Unparteilichkeit, eines gewissen versöhnlichen Tons befliß, und während des allzu kurzen Ministeriums Martignac erinnert man sich ihn gesehen zu haben, wie er mit großer Thätigkeit dessen Absichten zu einer Annäherung, mindestens der Personen, unterstützte. So weit also nichts als ganz Erlaubtes und selbst Löbliches, obwohl es nicht den Anschein hatte, daß ein Gelehrter zum Vorschein kommen werde. Die Juliusrevolution gab Capefigue alle Muße wieder, und setzte ihn zugleich in Stand, ein von ihm vernachlässigtes Gebiet wieder anzubauen. Die Geschichte der Restauration beschäftigte ihn zuerst; er veröffentlichte sie anfangs unter dem einfachen, aber ziemlich anmaßenden pseudonymen Titel: Von einem Staatsmann. Mittheilungen, die er wirklichen Staatsmännern verdankte, Conversations-Ansichten von socialer und gouvernementaler Ordnung, die noch nicht zu Gemeinplätzen geworden waren, konnten als Vorwand oder Entschuldigung des Titels gelten, den sich der Verfasser gab; er hatte, das bemerkte man wohl, mit Martignac, mit Pasquier, mit Monier geplaudert. Diese Conversationen indeß waren nur mittelmäßig verarbeitet; kein anschauliches Gesammtbild der Thatsachen; unstet hüpfende Reflexionen, anspruchsvolle und übel durchgeführte Redensarten; das Wort hoch zum Beispiel (eine hohe Capacität, eine hohe Ansicht, eine hohe

Politik) bis zum Ueberdruß vorkommend auf Blättern von ganz trivialem Inhalt und Ton. Trotz dieser Mängel las sich das Buch ziemlich bequem, als eine vorläufige Geschichte, welche noch der Behandlung eines eigentlichen Historikers wartete.

Aber Capefigue hat sich nicht beschränkt auf diese Art Compilation, hervorgegangen aus den Journalen des vorigen Tages und den Conversationen des Morgens; seine ersten glücklichen Erfolge als Gelehrter und seine neue Muße führten ihn zurück zum Geschmack an alten Chroniken, und er begann kreuz und quer herumzureiten in unserer ältern Geschichte, der Reihe nach wieder erobernd all die großen Epochen bis auf Philipp August und sogar noch weiter zurückgreifend. Die Zahl von Bänden, welche er hierüber binnen sehr wenigen Jahren seiner Feder entfließen ließ, abgesehen von seinen andern Gelegenheitsschriften, beträgt schon etwa vierzig, und er scheint seiner Fruchtbarkeit noch gar nicht Einhalt thun zu wollen. Sein Ehrgeiz nimmt jetzt gleichen Schritt an mit so vielen raschen Eigenschaften; auf seinen vielfachen Streifzügen beinahe allen berühmten Namen unter den Zeitgenossen begegnend, ist er der Concurrenz müde geworden, und heute in seinem Buch über Hugo Capet stimmt er keck den feudalen Ton an und fragt Jeden kühn: wer hat dich zum König gemacht?

Hier muß man ihm nun Einhalt thun. Ich habe mit Unrecht neulich aus Veranlassung von Capefigue den Namen Varillas genannt. Varillas hat zwar unzählige, unbedeutende Geschichtbücher hinterlassen, die heute vergessen sind; aber dieß ist auch seine einzige Aehnlichkeit, für Gegenwart und Zukunft, mit dem Verfasser von Hugo Capet. Chapelain erklärte seinen Styl für gesund und seinen Geist für reich an Kenntnissen; Huet fand in seinen Schriften viel Belehrendes. Ferner schmähte Varillas nicht in jeder Zeile auf die bestbegründeten Reputationen seiner Zeit; seine Urtheile mögen alltäglich seyn, aber wenigstens haben sie nicht die Leichtfertigkeit, die stolze Zuversicht von ich weiß nicht welchen Ansprüchen auf diplomatische Tiefe, welche durch die Mäßigung des Tons nicht mehr zugedeckt werden. Mehrere unsrer ehrenwerthesten Mitarbeiter und die wissenschaftlich geachtetsten Männer unsrer Zeit haben in den vier vor einigen Wochen erschienenen Bänden über Hugo Capet das Feuer der mehr oder minder höflichen Widersprüche von Seiten Herrn Capefigues auszuhalten gehabt. Ich werde einige anführen, damit das wahre Publicum, dasjenige, welches nicht alle Arten von Pamphlets liest, eingeweiht werde in so viele kostbare Entdeckungen, in so viele geschichtliche Neuigkeiten. Es handelt sich, man beachte es wohl, um nichts Geringeres, als um ein neues System hinsichtlich der Legenden, des Lehenwesens, der Communen, der Kreuzzüge, der Scholastik u. s. w. Wie man sich leicht denken kann, hat Guizot nichts verstanden von den politischen Institutionen, Thierry nichts von der Entwicklung der Municipalverfassungen, Fauriel von den epischen Gedichten, Cousin von der Philosophie des Mittelalters; was Michaud betrifft, so ist klar, daß sein Gottfried von Bouillon nur eine Parodie des Tasso'schen ist und daß dieser Schriftsteller von den großen Zügen in dem Orient nichts begriffen und verstanden hat. Descartes ging vom Zweifel, Capefigue geht von der Verneinung aus. Das ist noch einfacher und die Folge einer bewundernswerthen Einbildungskraft; es ist, auf die Geschichte angewendet, der Satz der Philosophen von der tabula rasa. Das Buch Capefigue's beginnt mit Hugo Capet und schließt mit Philipp August; es umfaßt mithin die Entwicklung der französischen Civilisation vom zehnten bis zwölften Jahrhundert. Indem wir uns an die allgemeinen Züge halten, sehen wir zuerst, welche Elemente diese vier Bände für unsre Nationalgeschichte zu liefern sich die Miene geben.

Die beiden Vorreden haben das Verdienst, die eine von Verona, die andre von Saint-Denis en France datirt zu seyn, was natürlich den Leser sehr entzücken muß. Ich zweifle nicht, die nächsten Einleitungen werden von Metz en Lorraine und von Lille en Flandre datirt seyn, oder gar von Paris en l'Ile, wie Capefigue gar artig schreibt. Hat das nicht einen Anstrich von Alterthümlichkeit ganz nach dem allerneuesten Geschmack? Das hat Herr Capefigue vollkommen begriffen und sein ganzes Buch ist in dieser Manier geschrieben. Jetzt begreift man, warum Guizot kein Wort vom feudalen Leben, vom Schloßleben im 10ten Jahrhundert begriffen hat. Der Baron bei Guizot ist ohne Frage ein armer Mann; erstlich nennt ihn Guizot nicht Monseigneur, und dann hat er nicht immer auf seiner Faust den Falken mit dem Feuerauge; er hält nicht immer seine glänzenden Jagdhunde an der Koppel, sein Panzerhemd ist nicht wie die Schuppen einer Schlange, er hat keine gewaltige Schwerter, eiserne Visiere, polirte Waffen, tönende Hörner, Schlachtrosse von prächtiger Farbe, edle Kinder der Stutereien, die, mit Eisen gepanzert, die Erde unter ihrem flüchtigen Huf zittern machen; er ist endlich nicht der trotzige Paladin, der nur erscheint, um fürchterliche Blicke auf die unglücklichen Besiegten zu schleudern. Guizot hat offenbar nicht eingesehen, daß Perrault den Typus des Ogers im kleinen Däumling von einem Baron des Mittelalters entlehnt hat, und er begeht den noch ärgern Fehler, nicht alle Feudalherren nach dem Muster des Herrn des Ebers der Ardennen im Quentin Durward zuzuschneiden.

Das Mittelalter war doch eine glückliche Zeit! alle Schiffe hatten tausend Ruder; die Kleider der Edelfrauen flossen in langen Falten herunter, wie bei den alten Druidinnen; die Bischöfe, in seidnen Handschuhen, hatten immer das goldne Kreuz und den Hirtenring in der Hand, mochten sie nun die Abteien mit den viereckichten Thürmen besuchen, oder an der Procession Theil nehmen, welche wie ein Bach von Gold und Rubinen sich dahinschlängelte; mochten sie die Armensünderglocke läuten hören, oder in den kalten Grüften der Ritter auf den Knieen liegen. Dann kamen die Contraste: die Mönche, mit dem rothen Pausbackengesicht, den Wein des Rheines trinkend, die Franken, die nicht auf weichlichen Pfühlen schlafen wollten, die Concubinen mit dem rosenfarbnen Teint und mit den gestutzten Gewändern, und auch die Einsiedler, die aufstanden von ihren harten Lagern, wenn die Mitternachtsglocke schlug, um zu beten und den Himmel funkeln zu sehen von Feuern, die sich am gerötheten Horizont durchkreuzten. Wenn man zu diesen

Wundern hinzunimmt die goldnen Epopöen, die Hermelinmäntel, die Heldenthaten der Feudalbarone, den Kaiser von Deutschland, ich wollte sagen den goldnen Reichsapfel, die mit Fischen besetzten Weiher, die öden Hügel, von Tannen beschattet, so wird man wohl überzeugt seyn, daß die Geschichte des dritten Königsgeschlechts vor Philipp August gänzlich unbekannt war, wie dieß Herr Capefigue versichert. In der That, das poetische Gallien von Marchangy erreicht weit nicht diese Höhe, und um so phantastische Farben zu finden, müßte man zu Anna Radcliff seine Zuflucht nehmen. Herr Capefigue hat ferner den Vortheil eines gewissenhaften Studiums der Chroniken und der wunderbaren Epopöen des Mittelalters; er hat lebhafte Beklemmungen verspürt als er die Chartre las, welche in den Archiven in Fetzen zerfällt, indem er erzählte, was ihm die heiligen Mönche und die Ritter in ihren besiegelten Pergamenten anvertrauten. Man sieht, Capefigue hat Entdeckungen von der äußersten Wichtigkeit gemacht. Warum citirt er aber nicht ein einzigesmal die Originaltexte, die chartes aus dem 10ten Jahrhundert, die man bisher für sehr selten hielt? Mabillon hatte keine Ahnung davon gehabt, und siehe da, auf einmal sind die diplomatischen Abhandlungen und Sammlungen unvollständig!

Hat Herr Capefigue aus diesen besiegelten Charten die kostbaren und charakteristischen Erzählungen geschöpft, die er uns gibt? Hat er dort gesehen „die Städte mit blauen Farben, mit Mauern von Sapphiren und Karfunkeln, in tausend Feuern schimmernd, welche sich in purpurnem Gewölk darstellen, wenn der Geist sich in die Verzückung der Betrachtung versenkt?“ Wir befinden uns in der Tausend und einen Nacht; auch die Mährchen fehlen nicht. Will man vielleicht das von der Geburt Hugo Capets? Da sieht man zuerst „den Schnee in großen Flocken auf dem Berg fallen,“ und dann hört man das Gewimmer bei der Geburt das alte Schloß der Grafen von Paris durchtönen. Ohne Zweifel hat Capefigue diese interessanten Details von einem Augenzeugen, oder ist ihm gar selbst ein Einladungsschreiben zugekommen. Verlangt man Liebesgeschichten? Nun, da ist die Geschichte von Beatrix, der ihr Vater, der Fleischer, den hübschen Namen der Jungfrau nicht wollte nehmen lassen; aber diese Epopöe von Hues Capet, geschrieben von einem Trouvere aus der Zeit Philipps des Kühnen, ist hier reducirt auf eine spaßhafte Erzählung im Geschmack des Herrn von Balzac. Die Abenteuer Tristans und der schönen Isolde geben Herrn Capefigue Anlaß zu erotischen Reflexionen von ausnehmend zartem Platonismus: „Trauert Ihr alle über diese Erzählungen,“ ruft er am Ende den Liebenden zu; „wie viele Mißgeschicke, wie viel Jammer, wie viel Thränen, ehe man zum Triumph der Liebe gelangt, den ich Euch wünsche!“

Was ist ein solcher Ton in der Geschichte? Wie ihn sich erklären? Herr Capefigue ist auf ganz einfache Art dazu gekommen; er ist nicht Schriftsteller, er ist nichts weniger als Maler; er hat doch wollen keck beide Rollen spielen. Wie er in seiner Geschichte der Restauration, als angeblicher Tory, nur von hohen Ansichten, von hoher Mäßigung sprach, und wie er sich gefiel in der Anonymität als Ehren-Staatsminister, der seine Erinnerungen sammelt, so hat er hier, wo er sich ans Mittelalter machte, sich einen feudalen Anstrich geben, den kleinen Leuten ihren tiers-état, den politischen Räsonneurs ihre Parlamente lassen, und seinestheils eine originelle historische Person spielen wollen. Ein Saint-Simon, ein Boulainvilliers hätten sich auf eine ganz gute und natürliche Art aus der Sache gezogen; er aber mußte da und dort Farben, Bruchstücke von Rüstungen, eitle zusammengeraffte Worte suchen und zur Schau tragen, um daran glauben zu machen. Da er kein tüchtiger Schriftsteller ist, hat er alles durcheinandergeworfen; er hat es nur zu einem Jargon gebracht. Dennoch hat er ehrbare Edelleute, edle Damen gefunden, welche diese vorgeblichen Geschichten alter Zeiten lesen, welche daran eine Freude haben, wegen des Reflexes den sie darbieten; unter der legitimistischen Partei ist man nicht überstreng in der Geschichte; Alles was Einem ein wenig schmeichelt, das glaubt man, ja man kauft es sogar. Daher eine Art von Succeß. Er selbst hat vielleicht am Ende an seine Behauptungen geglaubt; es sollte mich nicht wundern. So ist bei Herrn Capefigue das Mittelalter. Was die Aufschlüsse Guizots über die politischen Institutionen und den dritten Stand betrifft, so versteht es sich, daß wir um diese uns nichts kümmern; sie werden verwiesen unter die Zahl „jener kindischen Träumereien, die einen Tag leben, bis wieder neue Schulen kommen, welche in der unaufhörlichen Bewegung der blauen, rothen und weißen Wolken versinken.“ Dieß ist Wort für Wort aus Capefigue's Buch, und ich lege ihm keine Sätze unter, wie gewisse Historiker den Päpsten Bullen, den Historikern Texte und den Manuscripten Behauptungen unterschieben. — — Es dürfte scheinen, wenn man so schnell mit den unerläßlichsten Begriffen und Kenntnissen, mit der Grammatik, der Sprache, dem Studium der Thatsachen sich abgefunden, wenn man in einigen Monaten ohne viele Umstände von der Geschichte der Restauration zur Geschichte der Reformation, von der Geschichte der Regentschaft zur Geschichte Hugo Capets übergeht, wenn man in hastiger Eile Bände auf Bände erscheinen läßt, wie Andre Feuilletons; es dürfte scheinen, daß man dann von den Meistern mit einiger Achtung sprechen, und nicht in Anmerkungen in geringschätzigem Ton über sie aburtheilen sollte. Nun aber ist kaum Ein berühmter Name auf dem Gebiet der historischen Wissenschaft, dem das letzte Buch Capefigue's den geringsten Werth zuerkennen will.

Unter unsern Zeitgenossen kommt Augustin Thierry am schlimmsten weg. Ueber die Gemeindeverfassungen hat Thierry, nach Capefigue „nicht Eine Thatsache, nicht Eine Idee“ den frühern Arbeiten und Forschungen hinzugefügt, und er hat „viel Charlatanismus“ gezeigt. Seine Bücher, „vom Gesichtspunkt Dulaure's und des Abbé de Montgaillard“ geschrieben, sind beseelt von dem schlechten Geist Voltaire's; sie haben den Charakter von Pamphlets, von Journalartikeln; sie sind verfaßt im Styl der Adresse der 221; es sey leicht die „anmaßliche Kinderei dieser kleinen Gelehrsamkeit“ zu bemerken, welche die fränkischen Namen wieder herstellen wolle.

(Schluß folgt.)

Giovanni da Procida.

(Fortsetzung.)

Vierter Act. Procida und Gualtiero machen weitere Anstalten zum Ausbruch der Verschwörung; Palmiero, Alimo und andre Verschworene treten auf und Palmiero entflammt durch Schilderung der an seiner Familie verübten Gräuelthaten den Haß gegen die Franzosen, welchen sämmtlich, ohne Ausnahme, der Tod geschworen wird. Procida macht den Vorschlag, die Verschwornen sollen, um das Volk zur Wuth zu entzünden, das Gerücht aussprengen, daß er von den Franzosen ermordet worden sey, und um dieß durch den Augenschein zu bewähren, ihn selbst umbringen, seinen Kopf auf eine Lanze stecken und als Fahne vortragen. Dieß wird jedoch natürlich verworfen, da er lebend dem Vaterland mehr nützen könne als durch seinen Tod. Als Zeit wird die Stunde festgesetzt, wo die Glocke das Zeichen zum Abendgebet gebe. Procida entläßt dann die Verschwornen und empfängt seine unglückliche Tochter in finsterm Zorn mit den Worten: „Schwiegertochter meines Todfeindes!" Imelda fordert ihn auf sie zu tödten; Procida überhäuft sie mit den bittersten Vorwürfen, als Verrätherin an ihrem Vater, ihrem Bruder, ihrem Vaterland. Imelda bittet ihn, ihre Entschuldigungen anzuhören; sie habe Tancredi nicht als Sohn Eriberto's, nicht als Franzosen erkannt; gegen den Vorwurf: wie sie einen Guelfen habe lieben können? macht sie seine persönlichen Verdienste um sie, daß er sie gerettet und beschützt, so wie seine liebenswürdigen Eigenschaften, seinen edeln Charakter geltend. Sie ruft das Andenken ihrer Mutter an; bei diesem Namen knirscht Procida mit den Zähnen und geräth in Wuth; er ruft im Ton des zornigen Vorwurfs aus: seine Gattin habe nicht durch den Tod der Schuld sich zu entziehen gewußt und erzählt dann Folgendes: als der König, der ehemalige Graf von Anjou, das Reich erobert, habe er, unrechter Weise, die Sache des Vaterlandes aufgegeben und sich seiner Herrschaft, als etwas Unvermeidlichem, unterworfen. Der Franzose Eriberto habe seine Gattin, welche am Hofe Carlo's Verzeihung für Procida erfleht, gesehen, und eine Neigung für sie gefaßt. Unter der Maske eines Freundes habe er dann einen Besuch auf der Insel Procida, wo sie lebten, gemacht, und, von Procida mit Güte und Freundlichkeit überhäuft, ihm seine Gattin gewaltsam entführt. Nach Jahren entkam die Unglückliche ihrem Verführer und wurde von ihrem Gatten gefunden — als kranke Bettlerin. Obgleich sie dem Willen nach unschuldig war, hielt sich doch der Gatte ihr ferne, und bald starb sie im Kummer. Der Sohn, der nachmals seine Mutter an Eriberto rächen sollte, ward von diesem erschlagen. Das Grab der Mutter, erfährt die entsetzte Imelda, welche sich auf ihrem Grab umbringen will, sey in einem Tempel in Messina. Wenn alle Franzosen ermordet seyen, dann, sagt Procida, solle seiner Gattin die Grabesehre gezollt werden. Jetzt tritt Irene mit dem Kinde Imelda's ein, von welchem Procida noch nichts weiß, und dessen Anblick ihm die ersten Worte gerührten Mitleids mit seiner Tochter abpreßt. Als sein Zorn von neuem erwachen will, bringt ein Diener ein Blatt von Eriberto für Tancredi. Dieser hat seinen Vater um die Einwilligung zu seiner Vermählung mit Imelda gebeten; darauf schreibt ihm nun Eriberto: „O mein Sohn! wen verlangst du zur Gattin! einen schweren Fehltritt verheimlichte in der Stunde der Reue dem Sohn das Schamerröthen des Vaters; deine Neigung zwingt mich es zu offenbaren: du hast eine Mutter mit Imelda!" Imelda verliert beinahe die Besinnung, Procida aber, entsetzt über diese grause Kunde, fühlt sich doch weit milder gegen seine Tochter gestimmt, weil sie in Tancredi nicht den Ausländer, sondern das verwandte Blut geliebt habe. Dabei aber bleibt sein Zorn gegen die Franzosen unvermindert, und er verspricht seiner Tochter erst dann, Tancredi, mit welchem sie zu sterben droht, zu retten, nachdem sie ihm geschworen, selbst beim Anblick von Gefahr und Tod Niemanden zu offenbaren, welches Band sie mit dem Sohn Eriberto's verknüpfe. Auf dieß hin umarmt er seine Tochter, welche er mit einem Getreuen, Ubaldo, zu flüchten gedenkt, und reißt sich, da ihn der Ruf der Glocke abfordert, von ihr los.

Fünfter Act. Verschworene sind auf dem freien Platz versammelt; es ist ein Festtag; vieles Volk drängt sich um sie. Sie besprechen sich über die Stimmung der Sicilianer. Alimo kommt herbei und bringt die Kunde von Tumult und Blutvergießen. Ubaldo habe mit einer Frau zu Schiff gehen wollen; die Franzosen haben es ihm gewehrt; Ubaldo habe Widerstand geleistet und sey getödtet worden. Die französischen Krieger Drovetto und Sigiero treten auf; jener verachtet das Volk Siciliens und spricht allen Warnungen des letztern Hohn. Nachdem sie vorübergegangen, fordert Alimo die sicilischen Dichter zu einem Gesang auf, wodurch die Gefühle des Volks aufgeregt und entflammt werden sollen. Dann wendet er sich selbst mit einer Anrede an das Volk; er mahnt an Manfred und Conradin, er vergleicht das Volk mit einem Kamel, das sich vor seinem Herrn auf die Kniee niederlasse. Das Volk ruft aus: wenn nur Procida noch lebte! Da tritt der todtgeglaubte Procida selbst auf, und das Volk erklärt sich bereit, sich von ihm zum Werk der Befreiung und Rache führen zu lassen. Jetzt meldet Palmiero dem Procida den Vorfall mit Ubald, und Drovetto führt Imelda herbei, von der er zu wissen verlangt, warum sie die Insel habe verlassen wollen. Er ist jetzt überzeugt, daß Procida noch lebe. Zugleich bringt Sigiero den aus Procida's Haus befreiten Tancredi herbei. Imelda will sprechen, aber die Mahnung Procida's an ihren Schwur schließt ihr den Mund. Drovetto befragt den Tancredi, wie er in die Gefangenschaft des Procida gekommen; Tancredi bekennt sich als Imelda's Gatten. Drovetto vermuthet, er habe den Procida, als Vater seiner Gattin, dem Tode entziehen wollen; Imelda läugnet, daß Procida in der Nähe, läugnet daß Tancredi ihr Gatte sey. Dieser macht ihr zärtlich-bittre Vorwürfe. Die Verschwornen erklären seine Behauptung für eine Lüge. Drovetto fordert den Tancredi auf, ihm den Procida zu bezeichnen; Tancredi schweigt; Procida aber stürzt hervor und erschlägt den Drovetto, Palmiero den Tancredi, als einen Feind und Lügner. Zu spät wirft sich Imelda dazwischen, ausrufend: nur

zu sehr sey er der Ihrige! Tancredi bittet Imelda, für die er sterbe und die so grausam ihn verläugnet, ihm den letzten Kuß der Liebe zu geben. Sterbend erfährt er noch von ihr, daß er ihr Bruder sey. Imelda sinkt ohnmächtig nieder. Procida erklärt dem Volke, das von Entsetzen und Schauder wie gelähmt ist, daß dieß alles das Werk eines Franzosen, die Frucht einer treulosen Entführung und Verrathes sey; er dürfe jetzt nicht weinen über seine Tochter, aber er hebe sein Schwert empor; sie sollen die heilige Glockenstimme hören; er rufe zuerst: es sterben die Franzosen! — Zu den Waffen! zu den Waffen! widerhallt es, und die blutige sicilianische Vesper beginnt. Damit schließt das Stück.

Wir lassen jetzt einige Proben in Uebersetzungen folgen.

Im ersten Act fragt Imelda den Tancredi, wie Eriberto dazu gekommen sey, ihm das Geheimniß zu entdecken, daß er seyn Sohn sey. Darauf antwortet

Tancredi.

Jetzt, wo er erreicht
Das Alter der Gewissensangst, des Zagens,
Das traur'ge Greisenalter, wo die Brust,
Die kranke, durch kein Schmeicheln wird beruhigt,
Wandt' er zu Gott sich; sein verwandelt Herz
That auf sich allen Tugenden des Reuigen,
Und über's Ird'sche hob sich sein Gedanke.
Doch im Gedanken an die ernste Zukunft
Verliert sich seine matte Seel' und fühlt
Den Schauer des Unendlichen; dann sucht
Mich Eriberto auf; bald heftet er
Den Blick auf meine Züge, bald zur Erde
Schlägt er ihn nieder, mit Erröthen, wie
Wenn ihm ein Vorwurf wär' der stumme Anblick.
Schon wollt' er reden, aber zitternd, blaß
That sich die Lippe, lang im Zweifel zuckend,
Doch nicht zur Rede wirklich auf; das Wort,
Umsonst gedacht, ward nur zu einem Seufzer.
Und ich, ob's Mitleid war mit seinem Gram,
Oder des Bluts mir unbewußte Macht,
Ich folgte gern ihm, ehrfurchtsvoll und traurig,
Mocht' er nachdenklich auf den öden Feldern
Herum sich treiben, oder an Altären
Die reuvolle Stirn demüthig beugen.
Im größten Tempel von Messina ist
Ein Kreuzgang mit viel Gräbern; dahin führte
Uns beide einmal Absicht oder Zufall.
Die Stunde war es wo die Glocke mahnt
An die verstorbnen Lieben, auf die Lippe
Des Frommen das Gebet tritt und der Seufzer
Der zärtlichen Erinnerung; da sah ich
Still Eriberto stehn bei einem Stein,
Der keine Inschrift hatte, gleich als trüg'
Er Scheu, darauf zu treten; nieder dann
Warf er sich auf den Stein, den Mund drauf pressend,
Und schluchzend murmelte er einen Namen,
Verzeihung flehend, den ich nicht verstand.
Dann plötzlich stand er auf, umschlang den Hals
Mir mit den Armen, badete die Brust
Mir mit den Thränen, die vom Aug' ihm strömten,
Und rief mir zu: mein Sohn! Ich weinte mit ihm
Nachdem das heftigste Gefühl in beiden
Nachließ, so weit, daß Raum die Sprache fand,
Fragt' ich ihn: unter diesem Steine liegt
Wohl meine Mutter, deine Gattin? Er
Floh bei dem letzten Worte schaudernd unter
Die öden Säulengänge, und ich sah ihn
Das Angesicht verhüllen, sah ihn schütteln
Das Haupt, als könnt' er schütteln von der Seele
Den schrecklichen Gedanken, der sie quälte.
Nicht weiter fragt' ich dann.

Tancredi erinnert dann Imelda, wie er sie kennen und lieben gelernt.

Und könntest du
Zweifeln an meiner Treu'? Der Himmel bindet
Ein edles Herz mit süßen, starken Banden.
Noch ist die Zeit, die glückliche, nicht um,
Wo jeglicher Gedanke spricht von Liebe;
Auch ward ich nicht so wie der große Haufe
Der Liebenden, von dir entzückt, gefesselt;
Süß bleibt und heilig immer wie der Ort
Wo es erwacht, dieß mächtige Gefühl.
Im Tempel lag auf einer Todtenbahre
Ein zartes Mädchen, welches Gott berufen
Aus der Verbannung Land zu seinem Frieden.
Zu weinen wagte Niemand; um sie standen
In einem Schweigen voll holdsel'ger Wehmuth
Mädchen von gleichem Alter, fromm versammelt.
Verloren hatt' an diesem holden Kind
Der Tod all seine Schrecken, wie lebendig
War um den Mund das Lächeln, gleich als hätte
Der Müden Aug' ein süßer Traum geschlossen.
Ich sah die Rosen ihres Kranzes freudig
Sich legen auf die marmorweiße Stirne,
Wie über eine reine weiße Lilie.
Die reinste Liebe, die kein irdisch Wünschen
Gestattet, hätte man der schönen Todten
Geschworen, welche triumphirend noch
Zum Tode sagt: sie bleibet doch die Meine!

Imelda.

Die Glückliche! sie starb.

Tancredi.

Zum Tempel kam
Dann ihre Mutter, und ein Seufzen hob sich
Unter den frommen Frau'n, und du liefst hin
Zu küssen die Betrübte, und süß wie
Ein Strahl des Mondes der die Wolken theilt,

Erschien unter den schwarzen Binden plötzlich
Dein sittsames und trauervolles Antlitz.
Bleich sah ich's werden, und doch war's so schön
Von deinem ächten Schmerz. Besiegt war da ich,
Und in der kühnen Brust verstummte mir
Der Wunsch nach Ruhm; verziehen hätt' ich da
Jede Beleidigung, gelächelt meinem
Tödtlichsten Feinde, und auf jede Frage
Hätt' ich gehabt die Eine Antwort: Liebe!

Imelda schildert die Beängstigung ihrer Seele so:

Mein Kind weck' auf ich
Mit meinem Seufzen, mit Umarmungen,
Die andern Müttern fremd sind. Immer seh' ich
Im Traum Palermo aufstehn in den Waffen.
Wild tobt der Aufruhr; um als Held zu sterben
Wohin die Hoffnung und der Zorn dich ruft,
Reiß'st du dich los von dieser Brust, und kehrst
Mit blut'ger Hand zurück; dich zu befragen
Wag' ich nicht, sehe dich nur an und zittre,
Und möchte dich umarmen: eine Stimme,
Mir wohlbekannt, eine entsetzliche,
Ruft dann: was thust du, Frevlerin? dieß Blut
Ist meines! Der siegreiche Pöbel dringt
Herein dann und sein Führer ist der Vater,
Der Sterbende; im Tode noch verflucht
Er seine Tochter; tausend Waffen dann,
Auf von der Wuth gerafft, seh' über deinem
Geliebten Haupt ich schweben; du fliegst hin
Zum Kampf mit diesen Wilden; mir zerreißt
Den ungewissen Geist verschiedne Pflicht:
Dir folgen will ich, doch ich strauchl' und falle
Ueber des Vaters Leichnam; wieder kehren
Fühl' ich das Leben in die starren Glieder;
Auf thun sich die verehrten Augen, voll
Der alten Drohungen, und zu mir spricht er:
Elende, tritt auf mich! als Schemel diene
Zu den Umarmungen eines Franzosen
Dir diese Brust ... dann schließt den Mund er wieder
In Todesschweigen. Ringsum Alles dröhnt
Von wildem Brüllen; in Siciliens Sprache
Und Frankreichs untermischt hört immer man
Des Zornes und des Schmerzes wilde Rufe,
Die im Getös' der Waffen sich verlieren.
Bei jedem zittre ich; da schlägt ins Ohr
Und trifft ins Herz mir eine Frauenklage:
„Erbarmen mit den Kindern nur!“ O dieß
Ist eine Mutter! ruf' ich aus und fliehe
Und irre durch die leeren Zimmer, suchend
Mein Kind, und im unsel'gen Eh'gemach
Find' ich es endlich; um es zu verbergen
Geh' ich hinaus und dort in jener Gruft...
Die Waffen schüttern, die drin aufgehängt,
Als rührte sie ein Körper, und des Bruders
Stimme vernehm' ich, welche ruft: zurück!
Der Enkel Eriberto's ist es! dann
Erwach' ich und schau' weinend an mein Kind. — —

Procida ist zurückgekehrt in die Hauscapelle, wo das Grab seines Sohnes ist:

Procida.

O mein Sohn!
Jetzt da ich, dich zu rächen, ganz Europa
Durcheilt, erfüllt mit meinem Haß Europa:
Sey meine Ruhestatt an deinem Grab!
Hier sitz' ich, doch nicht wein' ich. O wie viel,
Mein Vaterland, bist diesem Grab du schuldig!
Es gab mir die Beharrlichkeit des Willens,
Des trotzigen, der sich durch Hindernisse
Den Weg bahnt, froh sich in Gefahren stürzt,
Und niemals sich versteht zu einem Rückzug.
Des Patrioten Zorn, des Vaters Liebe,
Des unterdrückten Italiens heiße Wünsche
Führt Procida mit sich; sein Herz entflammt sich
Bei der Erinnerung an ein altes Unrecht,
Und ein so grausames, daß es, gerochen,
Dennoch verschwiegen bleiben muß... wenn es
In Sinn mir kommt, dann bleibt mir nichts vom Leben
Als ein Gedanke, der von ihr mir spricht.

(Schluß folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Schluß.)

Louis XIV regierte nach Mazarins Tod noch 54 Jahre selbstständig (1661—1715); und er verfolgte mit Beharrlichkeit und Geschicklichkeit die Plane der Minister, die ihm vorangegangen, um in seiner Person allein alle Autorität zu concentriren, um in Frankreich nicht nur jede Macht zum Widerstand, sondern auch alles Gefühl der Unabhängigkeit zu vertilgen. Richelieu hatte die großen Herren gedemüthigt, Mazarin die Parlamente; es blieb Louis XIV nur noch übrig den Adel und die Geistlichkeit zum Gehorsam zu beugen, und er suchte dieß zu bewirken, nicht dadurch daß er sie demüthigte, sondern daß er sie durch ihre Eitelkeit an seine Monarchie fesselte. Seine Ermuthigungen, verbunden mit einem glücklichen Zusammentreffen von Umständen, erhoben Frankreich während des glänzendsten Theils seiner Herrschaft bis zu dem Nymweger Frieden 1678, zum höchsten Ruhm, den es je gewonnen. So lang es in allen Kämpfen siegreich war, so lang es in allen Friedensschlüssen Europa Gesetze vorschrieb, zeichnete es sich auch in den Wissenschaften, in der Diplomatie, in der Jurisprudenz, in den schönen Künsten, in den Manufacturen und im Handel aus; und Louis XIV besaß das Talent sich mitten in diese Herrlichkeit, diesen Glanz

hineinzusetzen, sich mit dem französischen Ruhme zu identificiren und als der Spender aller Auszeichnung zu erscheinen. Begabt mit einem feinen Tact, einer großen Würde in seinem Benehmen, war er ganz dazu gemacht, unaufhörlich zu repräsentiren und diese Repräsentation von dem Volke bewundern zu lassen. Er brauchte dem Adel nicht zu drohen, ihm keine Gewalt anzuthun, um ihn aus seinen festen Plätzen heraus zu ziehen, ihn von seinen Vasallen abzulösen; es genügte, daß er ihm seine Vorzimmer öffnete, und all diese stolzen Barone verwandelten sich in Höflinge, ohne zu bemerken, daß sie von ihrer Bedeutung verloren hatten; im Gegentheil, sie glaubten aus einem Zustand nicht seltner Rohheit und Plumpheit zur Feinheit und Eleganz sich erhoben zu haben.

Indessen selbst in dieser glorreichen Periode der großen Monarchie, wo jeder Franzose seinen Ruhm mit dem des großen Königs identificirte, wo ihm keine Ehrenauszeichnung möglich schien, als die durch den Hof sanctionirte, war die Politik Louis' XIV ohne Treu und Glauben, ohne Achtung für die Rechte andrer oder für Verträge; seine Kriege waren ungerecht, grausam, verderblich für seine Nachbarn, verderblich für Frankreich, das sich darin erschöpfte. Seine Herrschaft in religiöser Beziehung war intolerant und drückend selbst für die Katholiken; aber die Franzosen erlaubten sich nicht, über ihren König zu urtheilen; sie setzten ihren Ruhm und ihr Bewußtseyn in den Gehorsam, und die rechtlichsten Leute empfanden weder eine Bedenklichkeit noch Reue, wenn sie Befehle vollstreckten, welche durch die Einsicht des Jahrhunderts klärlich verdammt wurden. Aber der Friede von Nymwegen, welcher Louis XIV auf den Gipfel seiner Macht erhob, war auch die Quelle seines Unglücks, indem er ihn gewöhnte, Alles zu wagen, Alles zu verachten; von der Zeit an forderte er unaufhörlich die Eifersucht, die Erbitterung und den Haß Europa's heraus.

Achtzehntes Jahrhundert. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wagte Louis den andern Mächten dadurch zu trotzen, daß er die Erbschaft Karls II, Königs von Spanien, der am 1 November 1700 gestorben war, annahm; aber ganz Europa verbündete sich, um seinen Ehrgeiz zu demüthigen. Frankreich verlor im spanischen Erbfolgekrieg alle Früchte einer glücklichen und oft geschickten Verwaltung. Die Noth des Volkes wurde entsetzlich; der Enthusiasmus jedoch für den großen König, die Bewunderung und der gewissenhafteste Gehorsam erhielten sich trotz allem Unglück, und Louis XIV verdankte diesen großherzigen Anstrengungen den Frieden von Utrecht 1713, welcher vortheilhafter war, als man nach so vielen Mißgeschicken hätte hoffen dürfen. Allerdings aber hätte sich diese Exaltation nicht länger erhalten können, und Frankreich betrachtete den Tod des alten Königs, 1 September 1715, und die Auflösung des alten Hofs als die Befreiung von einer schweren Last.

Von da an und während des übrigen achtzehnten Jahrhunderts eilte Frankreich mit raschen Schritten der sich vorbereitenden Revolution entgegen. Louis XV, Urenkel des letzten Königs, war erst fünf Jahre alt; die scandalöse Immoralität des Herzogs von Orleans, Regenten und ersten Prinzen vom Geblüt (1715—1722), die Unfähigkeit des Herzogs von Bourbon, der nachmals erster Minister wurde, die tugendhafte aber schwache Verwaltung des Cardinals von Fleury, der Einfluß der Maitressen des Königs, als er 1743 anfing sich ihnen hinzugeben, das immer steigende Aergerniß seiner Sittenlosigkeit und seiner kläglichen Schwäche bis zu seinem 10 Mai 1774 erfolgten Tode, zerstörten täglich mehr den Zauber des Königthums, jenen Zauber, der die Hauptstärke Louis' XIV gewesen war. Der letzte König des Jahrhunderts, Louis XVI (1775—1792), Enkel Louis' XV, besaß, bei vielen Tugenden, weder das Imposante, noch die Talente, noch die Festigkeit, welche erforderlich gewesen wären, um von neuem die Gunst des Volks zu gewinnen. Trotz seines guten Willens stiegen die Finanzunordnung und die Mißbräuche aller Art während seiner Regierung immerfort, und die häufigen Minister- und Systemswechsel bezeugten wirklich, daß der Staat in Auflösung verfiel.

Dieß Ungemach der Gegenwart und die drohenden Gefahren der Zukunft drängten mit Gewalt alle Geister in Frankreich zu den politischen und socialen Wissenschaften. Sie konnten weder das Bestehende betrachten, noch auf die Principien dessen was da werden sollte, zurückgehen, ohne sich mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß der ganze Staat der Reform bedürftig sey. Das Wort Reform selbst aber weis't hin auf die Rückkehr zu gewissen alten Institutionen, zu gewissen heiligen Principien, zu einem dem Andenken theuern Zustand, den man wieder herbeiführen will. Frankreich sah sich um, und in der Gegenwart wie in der Vergangenheit fand es nirgends jene Basis, auf welche sie sich stützen konnte, nirgends jene Verfassung, die es mit freudigem Herzen hätte glorreich nennen und wieder in Kraft setzen können, nirgends jene Institutionen, welche es hätte lieben und achten können, aus Dankbarkeit für das Gute, das es ihnen verdankte.

Es richtete seine Blicke auf den Thron; er war weder von Achtung noch von Liebe umgeben. Sah man rückwärts, so entsetzte man sich über die Menge von Verbrechen, Fehlern, Unklugheiten, die man dem Königthum schuld geben mußte, und unter den Fürsten (die französischen Historiker zählen ihrer fünfundsechzig), welche in vierzehn Jahrhunderten geherrscht hatten, fand man nur fünf, Karl den Großen, Louis den Heiligen, Louis XII, Heinrich IV und Louis XIV, welche verdienten, daß die Anerkennung einiger Tugenden oder Talente den Tadel, der sie traf, überwog.

Sodann kam die Geistlichkeit; sie behauptete der erste Stand des Königreichs zu seyn; aber sie entsprach nicht den Gesinnungen der Nation, sie drückte ihre Gefühle nicht aus. Man beschuldigte den hohen Clerus, gebildet unter dem Einflusse des Hofes, einer großen Verdorbenheit und argen Unglaubens; den niedern Clerus der Unwissenheit; die Mönchsorden der Intoleranz und den ganzen Stand einer systematischen Widersetzlichkeit gegen den Geist der Forschung, der Prüfung und Kritik, welcher damals die Nation beseelte.

Der Adel behauptete die ganze Vergangenheit zu repräsentiren, bewahrte aber keinen der charakteristischen Züge, die ihn hätten Frankreich theuer machen können. Beinah alle große historische Namen, die die Nation lebhaft an ihren frühern Ruhm gemahnt hätten, waren erloschen; der Einfluß des Landbesitzes war verschwunden; die meisten Schloßherren hatten sich beeilt, ihre stolze Unabhängigkeit mit der Gunst Louis' XIV zu vertauschen; die Andern hatten nicht verstanden, sich durch Wohlwollen die Liebe ihrer Vasallen zu sichern; im Gegentheil, man beschuldigte die Meisten, mit Habgier die Feudalrechte einzutreiben, die ihnen gebührten, und sich von den emporgekommnen Bürgerlichen mit um so größerem Uebermuth abzusondern, je weniger ihr Vermögen sie über jene stellte. Jeden Tag stieg die Zahl der Geadelten, welche mit den Altadeligen die völlige Steuerfreiheit theilten, was die Bürde für das Volk noch erschwerte, und welche es durch ihren Hochmuth um so mehr erbitterten, je mehr sie Mühe hatten, sich bei ihm Ansehen zu verschaffen. Der Adel behauptete noch immer der wesentlich kriegerische Stand zu seyn; aber seit der Krieg unendlich zahlreichere Heere erheischte, hatte man wohl das Volk zur Theilnahme an den Gefahren und Kämpfen beirufen müssen; die Edeln hatten sich nur das ausschließliche Recht auf die Ehrenstellen und Belohnungen vorbehalten.

Die Magistratur ihrerseits nahm die öffentliche Achtung in Anspruch in Kraft ihrer althergebrachten Tugenden, die sie bewahrt, und der Kämpfe, die sie für die Freiheit und die Gesetze bestanden hatte; aber Frankreich konnte seine Achtung einer Corporation nicht zollen, in die man sich mit Geld die Aufnahme verschaffte. Die Käuflichkeit der Stellen erzeugte gegen die Parlamente ein Vorurtheil, das die feinsten Räsonnements nicht zerstören konnten. Und überdieß was hatten sie aus der Gerechtigkeit gemacht, deren Depositäre sie sich nannten? Der criminalistische Theil war ein gräßliches Gemenge von geheimen Instructionen, Torturen und Strafen; der civilistische Theil, zwar mehr vervollkommnet, machte den Kläger sich verirren in einem unauflöslichen Irrgewinde von Verzögerungen Kosten, widersprechenden Entscheidungen; und endlich war die distributive Gerechtigkeit allzuoft der Politik untergeordnet worden.

Unter diesen Allen stand das Volk, von dem ein Fünftheil die Städte und vier Fünftheil das Land bewohnten; dieß sey der dritte Stand (tiers état), sagte man; aber vielmehr war es die Masse der Franzosen, die durch die Tugenden, die Einsicht, den Muth, welche sie in sich schloß, weit über dem Platz stand, den man ihm einzunehmen gestattete. Mehrere Städte hatten Municipalitäten, Gemeinderechte, theils mit dem Schwert erkämpft, theils um Geld erkauft, was aber nicht hinderte, daß die Krone Eingriffe that und jene Rechte illusorisch machte oder sie in Unterdrückungsmaaßregeln verwandelte. Auf dem Land wurden die Steuern und Lasten aller Art, von Kirche und Feudalherren, mit einer Härte und Ungleichheit eingetrieben, welche alle Gemüther empörte. Die Soldatenaushebungen und Frohndienste erschwerten noch die Bürde, die auf dem Volke lastete, von dem man Alles forderte, und das man als entwürdigt betrachtete, weil man es zwang, Alles herzugeben.

Was blieb nun noch an den Institutionen Frankreichs, was das Volk hätte lieben, auf was es hätte stolz seyn können? Nichts. Frankreich konnte nur sich selbst lieben, nur auf sich selbst stolz seyn. Und wirklich ist auch noch heutiges Tages der einzige Ausruf, welcher in allen Herzen Anklang findet, der: Franzose zu seyn, sich als Franzose zu zeigen. In diesem einen Gefühl haben sich alle patriotischen Gesinnungen concentrirt, sind alle Unterschiede vergessen. Dieß Gefühl, gerade weil es allein besteht, bildet das Band zwischen allen Provinzen wie zwischen allen Ständen. Man hat hin und wieder einen künstlichen Enthusiasmus wieder erwecken wollen für die alten Rechte der Franzosen, für die alte Constitution des Königreichs; aber wo diese alte Constitution finden? Was Anderes zeigte die Geschichte als einen beständigen Wechsel? welche Periode war wahrhaft glücklich, wahrhaft geschützt gewesen durch die Gesetze? welches Jahrhundert hatte das Vorrecht, das gute zu heißen, dasjenige, nach welchem Frankreich organisirt werden mußte? Nicht durch Geschmack an Abstractionen, nicht durch die Verirrung eines allzu philosophischen Geistes wurden die Franzosen als sie ihre Rechte suchten, genöthigt, auf die Menschenrechte zurückzugehen; vielmehr durch ihre Armuth an bessern Erinnerungen, durch eine Aufeinanderfolge von vierzehn Jahrhunderten schlechter Regierungen, von welchen keines verdiente, wieder ins Daseyn gerufen zu werden. Das Bestreben zu einem bessern Zustand zu gelangen, zeigte sich nur glühender, leidenschaftlicher, unwiderstehlicher; denn von allen Seiten begegneten sich in der Nation eine hohe Einsicht, um das Gute zu wünschen und es zu würdigen, und eine Erfahrung, welche in der Vergangenheit das Uebel, ein Uebel ohne Heilung zeigte. Die Nation sah sich nach allen Seiten um; sie fand nichts Beständiges, nichts was sie achten, dessen Erhaltung sie sich zur Aufgabe machen konnte. Sie lenkte ihren Blick wieder auf sich, sie fühlte, daß sie allein das Vaterland ausmache, daß Alles um sie her fallen könne (und wirklich fiel auch Alles!), aber daß ihre Einheit ihr einziges Lebensprincip sey! — —

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1839.

Wirkungen eines Tornado.

(Aus Sillimans' Journal of Science. Julius 1839.)

Wir haben im vorigen Jahre der Theorie Reids über die Stürme erwähnt, und bemerkt, daß ein Amerikaner, Namens Redfield aus New-York, schon vorher auf eine ganz ähnliche Ansicht gekommen, daß nämlich der Sturm ein fortschreitender Wirbelwind sey. Das oben genannte Journal, das namentlich die Rechte Hrn. Redfields auf die erste Entdeckung dieser Idee vindicirte, theilt wiederholt Schilderungen einiger solchen Naturerscheinungen mit, welche für diese Ansicht sprechen, und in dem neuesten an uns gelangten Hefte finden wir nachstehende interessante Darstellung der Wirkungen eines Tornado.

Am Nachmittag des 25 Julius 1838 zog ein heftiger Tornado über einen Theil der Grafschaft Alleghanny (New-York) hin, der in seinen zerstörenden Wirkungen kaum seinesgleichen hatte, und einen höchst auffallenden Beweis der eigenthümlichen Bewegungen des Windes in diesen Luftströmungen bietet. Das erste Anzeichen von heftigem Wind bemerkte man in der Stadt Rushford, etwa 15 (engl.) Meilen an dem eigentlichen Orte seiner zerstörenden Wirkungen. Der Tag war heiß und dumpf, und der Zug des Windes ging von Nordwesten nach Südosten. Bei seinem Anfang zu Rushford war er nur ein heftiger Gewittersturm, wuchs aber bald so an, daß er Alles vor sich niederriß. Indeß übte er nicht allenthalben dieselbe Kraft aus: einige Stellen wurden ganz übersprungen, während in derselben Richtung und nur in geringer Entfernung ganze Wälder zerstört wurden. Mit Einem Worte, er schien gleichsam in Sprüngen fortzurücken. Er zog über den Genesee-Fluß, in der Stadt Belfast, und übte hier seine Wuth an einer Strecke aus, die vielleicht eine bis anderthalb Meilen breit war. In dem Raume, den der mittlere Theil des Tornado einnahm, und der etwa drei Viertelmeilen betrug, konnte seiner Wuth nichts widerstehen. Stark gebaute Häuser und Scheunen wurden in einem Augenblick niedergerissen, und ihre Bruchstücke nach allen Richtungen des Compasses zerstreut, während außerhalb der directen Linie nur die Dächer abgehoben oder sonst mehr oder minder Schaden angerichtet wurde. Große Eichen und Ulmen wurden ganz wörtlich abgedreht, oder wie Rohr geknickt. Im Waldlande waren alle Bäume in der Höhe von 20 bis 30 Fuß abgebrochen, und nur zahllose Stumpen standen da. Drang man jedoch durch einen mühselig eröffneten Gang etwas tiefer ein, so fand man, daß bei weitem die Mehrzahl der Bäume mit den Wurzeln ausgerissen worden waren, und in der größten anscheinenden Verwirrung durch einander lagen. Man hatte einige Tage, ehe wir die Stelle besichtigten, Feuer angelegt, und bei dem ausnehmend trockenen Wetter war alles kleinere Holz rein ausgebrannt, so daß nur noch die geschwärzten Baumstämme dalagen, und man ihre Richtung ganz deutlich erkennen konnte. Dieses beweist aufs einleuchtendste die Thatsache, daß der Tornado eine Rotationsbewegung gegen die Sonne hatte.

Der erste Baum, den wir trafen, eine große Fichte, lag mit dem Gipfel genau gegen Nordwest, also völlig gegen den allgemeinen Gang des Sturms. Hunderte von andern lagen am äußern Theil des Wirbels so ziemlich in derselben Richtung, aber kurz nachdem man den niedergerissenen Waldstrich betreten hatte, nahmen die Wipfel der Bäume eine Richtung gegen den Mittelpunkt der niedergerissenen Waldfläche; südlich davon war die Richtung völlig die entgegengesetzte, bis man die Außenseite des Waldes erreichte, wo sie alle mit dem Wipfel gegen Osten lagen. Diese fast regelmäßige Lagerung des gefallenen Holzes war namentlich in den niedern Strichen, oder denen, welche zuerst niedergerissen wurden, sehr deutlich; die welche am längsten widerstanden, waren natürlich in allen möglichen Richtungen hingestreckt. Daß auch eine aufwärts gehende Spiralbewegung herrschte, wird aus dem Umstande klar, daß Bruchstücke von Häusern hoch in die Luft geführt, und dann, wie es scheint, aus dem Wirbel hinaus in die gewöhnliche Strömung geschleudert wurden, so wie aus der Thatsache, daß die große Mehrzahl der Bäume südlich und nördlich von dem Mittelpunkte des Sturmes, mit den Wipfeln nach dieser Richtung hinlagen, während in der Mitte die größte denkbare Verwirrung herrschte. Ein Diagramm aus einer Reihenfolge von Kreisen, die sich von Rechts nach Links bewegen, würde die Lage der zuerst entwurzelten Bäume am besten deutlich machen.

Flüchtige Reise durch Kleinrußland.

(Schluß.)

In Nikopol ward ich unwillkürlich an die Saporoger Kasaken erinnert; dieß Städtchen gehörte zu ihrer Ssetsch, und hieß damals „Nikitin rog" (Nikitashorn); hier unterhielten sie eine Fähre. In den unglücklichen Zeiten Rußlands von ihrem eigentlichen Vaterlande getrennt, gründeten sie hier eine besondere Regierung; wir sehen sie bald unter dem Schutze der polnischen Könige, bald als Verbündete der Khane der Krim, der Hospodare der Moldau und der Fürsten von Siebenbürgen, bald von den türkischen Sultanen geschmeichelt und unterstützt, aber stets blieb ihre Anhänglichkeit an die griechische Kirche, an ihr Heimathland und an ihre Freiheit unerschütterlich. Sie erfuhren unerhörte Bedrückungen von Seite Polens, und dennoch dienten sie ihm lange treu, bis endlich die Verfolgung ihres Glaubens und die Vernichtung ihrer Freiheit ihre Geduld erschöpfte. Es könnte seltsam scheinen, daß ein kleines, mitten in den Steppen lebendes, und auf allen Seiten von bedeutenden Mächten umgebenes Volk, in ewigem Kampfe bald mit dieser, bald mit jener Macht, sich halten konnte, und nicht völlig vernichtet wurde; aber zwischen Polen und die Krim gestellt, diente es dem ersteren als Schutzwehr und Vorhut gegen die letztere, und wenn es von seinen Gebietern allzu hart gedrückt wurde, stand es auf, und brach mit den Tataren in Polen ein, um es zu verheeren. Ihre Anführer hielten sich bald auf diese, bald auf jene Seite, sicher, immer Bundesgenossen zu finden; furchtlos schifften sie in ihren kleinen Fahrzeugen ins schwarze Meer hinab, verheerten Anatolien, nahmen und plünderten mehrmals Trapezunt, Sinope, sie schlugen sich sogar gegen die türkischen Schiffe, und wenn die Ueberlegenheit des Feindes sie zum Weichen zwang, kehrten sie an ihre Dnieprfälle zurück, wohin größere Schiffe ihnen nur schwer oder gar nicht folgen konnten. Eben diese Inseln dienten ihnen auch als Zufluchtsort gegen die Tataren. Jetzt sind um Nikopol und Berislaw sehr reiche Dörfer, von denen viele dem Fürsten Potemkin gehören, andere dem reichen Banquier Stieglitz. Von Nikopol kommt man nach Berislaw. Hier ist die Kathedrale bemerkenswerth: sie stand einst in der Ssetsch der Saporoger, und war ganz aus dicken Eichenbalken aufgeschlagen. Fürst Potemkin ließ sie abtragen und nach Berislaw bringen.

Berislaw hieß früher Milletopol, die Russen verwandelten den Namen in Bjela Wiesha (Weißenthurm), die Tataren nannten es Kisikermen. Es steht auf dem steilen, rechten Ufer des Dnieprs, und gehörte den Saporogern; einige Schriftsteller glauben, die Stadt sey von den Milesiern gegründet worden und habe daher ihren Namen erhalten. Die Lage ist schön. Hier setzte ich über den Dniepr, ging durch Kachowka und schleppte mich auf einem sandigen, langweiligen Weg bis nach Perekop. Ueber die ganze Steppe von Jekaterinoslaw, Cherson und der Krim sind Kurgane zerstreut. Viele Schriftsteller nehmen an, sie seyen, wie die bei Kertsch, und diejenigen, welche sich in ziemlicher Anzahl in Kleinasien finden, nichts Anderes als Grabaufwürfe, andere halten sie für Warten; dieser letztern Meinung ist auch der Herzog von Ragusa. Ich kann indeß weder der einen noch der andern beistimmen. Auf Befehl des Fürsten Potemkin, und später von einigen Neugierigen, wurden mehrere dieser Kurgane aufgegraben, andere in die Kreuz und in die Quere durchschnitten, aber auch nicht in Einem fand man ein Grabmal und keine Spur, daß etwas darin verscharrt gewesen sey: weder Gebeine, noch Asche, noch sonst die mindeste Spur eines Begräbnisses. Man darf nur die unveränderlich gleiche Anlage dieser Kurgane betrachten, die immer zu drei stehen: zwei befinden sich in Einer Reihe, und die dritte bildet damit das Dreieck. Einer von den Dreien, und zwar einer der beiden, die in Einer Reihe stehen, ist immer größer und höher als die andern. Dieß scheint mir zu beweisen, daß diese Erdaufwürfe eine dauernde und stets gleichförmige Bestimmung hatten. Wären es Gräber gewesen, so würden sie manchmal in größerer Zahl, manchmal einzeln dastehen. Wozu hätte ihre dreieckige Anordnung gedient? Warum einer immer größer und höher als die andern? Auch für Warten kann man sie nicht wohl ausgeben, denn sie haben oft gar keine Beziehung zu einander. Warten müssen in einer fortlaufenden Kette angelegt seyn und von einem bestimmten Punkte zum andern sich erstrecken, was hier gar nicht der Fall ist. Uebrigens zeigen die ungestalteten, steinernen Götzenbilder, die auf fast allen Kurganen sich finden, und zum Theil ganz erhalten sind, trotz ihrer rohen, schlechten Arbeit, wobei man kaum den Willen des Künstlers, einen Menschen darzustellen, erkennen kann, doch die Gesichtszüge der wandernden skythischen Völker, oder ihrer Nachkommen der Polowzer und Petscheneger. Aber warum fand sich auf dem großen Kurgan immer ein männliches, auf dem zweiten in Einer Reihe mit dem größern stehenden ein weibliches, auf dem dritten durchaus nie ein Götzenbild? Ich vermuthe nach dem Wenigen, was uns von den Gewohnheiten der Skythen und Polowzen bekannt ist, daß die Kurgane diesen Nomadenstämmen als Standlager dienten, daß die Kibitken des Fürsten oder Khans auf dem großen aufgestellt waren, so daß derselbe mit Einem Blicke das umhergelagerte Volk übersehen konnte; auf dem zweiten Kurgan war seine Frau oder Frauen, auf dem dritten der Geistliche oder Oberpriester. Auf dem zwischenliegenden Platze trieb sich das Volk umher. Wenn die Horde von einem Platze zum andern zog, fand sie allenthalben Kurgane. Noch ist zu bemerken, daß sie stets, wenn irgend die Oertlichkeit es gestattete, am Wasser angelegt waren.

In der Steppe, ehe man nach Perekop kommt, bemerkte ich auch zum erstenmal in meinem Leben die Luftspiegelung. Früh Morgens, als die Sonnenstrahlen noch fast horizontal sich ergossen, sah ich scheinbar eine halbe Werst vor mir einen breiten Fluß. Meine geographischen Kenntnisse gingen mir im Kopfe herum, und ich begriff nicht, was dieß für ein Fluß seyn könne. Je mehr ich nachsann, desto mehr verwirrte ich mich. „Was ist das für ein Fluß?" fragte ich endlich. „Hier ist kein Fluß," antwortete kaltblütig der Postknecht. „Das ist ja wahrhaftig ein See!" „Es ist auch kein See hier." „Bist du blind? siehst du denn nicht das Wasser?" „Das ist die Einbildung, gnädiger Herr, das sehen wir oft." Wir fahren

darauf los, und hätten das Wasser schon lange erreichen müssen, aber es blieb immer in derselben Entfernung. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von dem Phänomen, aber die Sonne stieg höher, und Fluß, Wasser und meine Einbildung verschwanden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn die Besitzergreifung von Neuseeland sich gewissermaßen den Engländern von selbst anbot, und so zu sagen nothwendig für ihre Sicherheit wurde, so zeigt ihr Benehmen doch anderwärts, daß sie auch bei ungünstigen Conjuncturen so leicht keine Gelegenheit vorbeilassen, wo es die Ausdehnung ihres Handels und ihres Einflusses gilt. In dieser Hinsicht ist ein Punkt des australischen Continents merkwürdig, nämlich die Halbinsel Coburg, welche einen der ersten Häfen der Welt darbietet, und für die südliche malavische Inselwelt das werden kann, oder wenigstens werden soll, was Singapur für die nördliche ist. Wir haben schon in Nr. 149 dieses Punktes und der wiederholten Bemühungen der Engländer gedacht, daselbst eine Niederlassung zu gründen. Jetzt ist es endlich, wie es scheint, so ziemlich gelungen (s. Nr. 336); man hofft, daß die Niederlassung, welche nach dem Hafen von Essington genannt ist, bald durch Zuströmen von Leuten aus dem indischen Archipel eine Menge freier Arbeiter erhalten wird, weil dieselben nämlich, wenn sie durch Unglück oder Unterdrückung ihrer Häuptlinge aus ihrer Heimath vertrieben werden, nirgends ein Asyl finden, als wenn sie die Sklaven derjenigen werden, welche ihnen eine Zuflucht gewähren. Wie nun manche Leute dieser Art nach Singapur kommen, so hofft man, daß auch viele sich nach der Niederlassung im Hafen von Essington wenden werden, um dort unter den Engländern Schutz zu finden. Man behauptet, daß die Zuflucht, welche viele Menschen schon in Singapur gefunden, bereits die benachbarten Häuptlinge veranlaßt habe, ihre Unterthanen mit etwas mehr Milde zu behandeln.

Engländer und Holländer sind, wie natürlich, gegenseitig bemüht, den Handel des indischen Archipels in ihre Hände zu bekommen; beide haben es hier indeß mit einem kräftigen, wilden Volke, mit den malayischen Stämmen, zu thun, welche, obwohl mannichfach unter sich verschieden und im Kriege, dennoch gegen die Europäer eine gemeinsame Abneigung zu hegen scheinen. Wie es gegenwärtig mit den Molukken und ihrem Handel steht, davon haben wir eine sehr unklare Kenntniß; bekannt sind die Kämpfe zwischen Holland und Portugal um die Molukken, so wie die Eifersucht, womit ersteres in späterer Zeit die Molukken bewacht haben. Aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war die Wichtigkeit der Molukken so gesunken, daß die Holländer ihre Besatzungen und Factoreien aus den südlichen Inseln ganz zurückzogen, und als die Engländer Java und Banda eroberten, schenkten sie diesen entlegenen Besitzungen so wenig Aufmerksamkeit, daß manche Inseln gar nicht wußten, daß sie ihre Herren gewechselt hätten. Später, als England Java und die unabhängigen Besitzungen an die Holländer zurückgab, suchte es durch die Gründung des Freihafens von Singapur den Handel des Archipels dahin zu ziehen, und durch die Niederlassung auf der Melville-Insel und an der Raffles-Bay mit den südlichen Molukken einen Verkehr zu eröffnen. Diese Versuche veranlaßten die holländische Regierung, einen Hrn. Kolff in den Jahren 1825 und 1826 in der Brick Dourga abzusenden, und die lange unterbrochene Verbindung mit den Molukken wieder anzuknüpfen. Aber die Haupthandelsleute sind und bleiben die Malaien selbst, namentlich die Ceramesen, welche den Handel mit Neuguinea z. B. wahrhaft monopolisirt haben; sie sind die Hauptsklavenhändler im östlichen Archipel, und haben schlau genug den Papuas, den Bewohnern von Neuguinea, einen fanatischen Haß gegen alle Fremden eingepflanzt, aus guten Gründen, denn Neuguinea liefert die bekannte Massoy-Rinde, Muskatnüsse, Tripang, Schildkrötenschalen, Perlen, eßbare Vogelnester und andere werthvolle Waaren in Menge; die Ceramesen erhalten sie um einen Spottpreis und liefern sie nach Bali und Singapur. Die Bewohner der Arru-Inseln treiben namentlich die für den chinesischen Handel so wichtige Tripangfischerei, und verkaufen diese Waare meist an die Bugis von Celebes, welche sie gleichfalls nach Singapur und andern Sammelplätzen der chinesischen Dschonken führen. Welcher Art diese Völker seyen, können wir unter Anderm aus der kurzen Skizze eines französischen Verfassers (s. die Westküste von Sumatra Nr. 301, 303, 308) entnehmen. Die Bewohner, namentlich der kleinen Inseln, sind meist geborne Seeleute, treiben den wichtigsten Handel selbst, und jedenfalls mit geringern Kosten, als ihn die Europäer treiben können, und somit wird der größte Theil des Handels immer in ihren Händen bleiben. Zudem ist weder die Natur des Menschen noch das Klima sonderlich geeignet, die Europäer anzulocken. Beispiele verrätherischer Ermordungen der Schiffsmannschaften sind nicht selten, Seeräuberei ist ein gewöhnlich mit dem Handel verbundenes Gewerbe, und die Räuber in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen, hält schwer.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

(Schluß.)

Ein chinesischer Maler in Kanton stellte in sechs, auf sogenanntem Reispapier ausgeführten Gemälden die Geschichte und das unvermeidliche Elend eines Opiumrauchers dar, welche ein würdiges Seitenstück bilden zu dem berühmten Stufengang eines Wüstlings (Rake's Progress) von Hogarth. Der Maler Sunqua, den der Schreiber dieses selbst in Kanton kennen lernte, lieferte hieron, nach der Darstellung im chinesischen Archiv (April 1837), folgende Beschreibung, die ursprünglich wohl in chinesischer Sprache abgefaßt war.

Der Sohn eines reichen Mannes kommt nach dem Tode seines Vaters in jungen Jahren zu großem Vermögen. Der Jüngling hatte weder Neigung für ein Geschäft, noch für die Wissenschaften, und ergibt sich aus Müßiggang dem Opiumrauchen und, in Folge davon,

Digitized by Google

einem liederlichen Leben. In kurzer Zeit ist sein ganzes Vermögen dahin; er ist elend und schwach. Frau und Kinder müssen ihn durch ihre Händearbeit ernähren. Der Maler hat nun den Uebergang von Reichthum zu Armuth, von Wohlleben zu Elend auf folgende Weise aufgefaßt und dargestellt.

1. Zeigt uns den jungen Mann in seinem Hause in reicher Kleidung, in vollkommener Gesundheit und Kraft der Jugend. Hinter ihm steht ein Tisch von Marmor, auf welchem eine prächtige englische Uhr sich befindet. Zu seiner Rechten sieht man eine Kiste voll Gold und Silber; an seiner Linken nahe bei ihm steht der Kammerdiener, und in einer kleinen Entfernung ein Mann, dessen beständige Beschäftigung es ist, den Mohnsaft zum Rauchen zuzubereiten.

2. Hier liegt er auf einem prächtigen Sopha mit einer Pfeife im Munde, von Tänzerinnen und Sängerinnen umgeben, wovon zwei sehr schön sind. Das Geld wird in Masse verschwendet.

3. Es ist keine geraume Zeit vergangen, so ist die Leidenschaft des Opiumrauchens unersättlich; der Mann ist hager und blaßgelber Farbe. Die Schultern ragen hoch hervor; das Zahnfleisch ist abgefallen; die Zähne stehen nackt heraus; der Blick ist gläsern, und vom Morgen bis Abends liegt der Raucher da zwischen Wachen und Schlafen, und ist vollkommen unfähig etwas zu thun. Das prächtige Sopha ist verschwunden; er befindet sich auf einem gewöhnlichen Lager, neben ihm mehrere Pfeifen und der ganze Rauchapparat. Es treten zwei Frauen herein; die Hauptfrau und die Nebenfrau. *) Die erste sieht hin auf die Geldkiste, und wirft ihrem Manne, da sie sie leer findet, einen Blick zu, in welchem sich Zorn und Erstaunen malen; die andere sieht mit Verwunderung und Mitleiden auf den Mann, der auf dem Lager ausgestreckt da liegt.

4. All sein Besitzthum, die Ländereien, die Häuser und die fahrende Habe sind dahin; sein Lager besteht in einigen ungehobelten Brettern und in einer zerrissenen Matratze. Der Raucher ist vorwärts gebückt, athmet sehr schwer, hat verzerrte Gesichtszüge und keine Schuhe an den Füßen. Weib und Kind stehen hungernd vor ihm in ärmlicher Kleidung — ein Bild des Jammers. Die Frau nimmt in dem größten Zorn den ganzen Rauchapparat, wirft ihn auf den Boden, so daß er in Trümmer zerspringt. Der kleine Knabe, ohne zu ahnen, was hier vorgeht, klatscht in die Hände, freut sich und lacht über den Spaß. Der Raucher nimmt aber weder an der Frau, noch an dem Kinde den geringsten Antheil.

5. Armuth und Elend sind jetzt auf den höchsten Punkt gestiegen, und die Sehnsucht des Mannes nach Opium ist stärker denn jemals. Er rafft einiges Kupfergeld zusammen, läuft hin in eines der Rauchhäuser, um einige Ueberbleibsel aus der Pfeife eines andern zu kaufen, um nur einigermaßen seine unersättliche Begierde zu stillen. Man sieht ihn, wie er in einem Rauchhause die Ueberbleibsel aus fremden Pfeifen zusammenträgt.

6. Es geht mit dem Raucher zu Ende; er ist vollkommen geistesschwach. Auf einem Bambusstuhle sitzend, verschluckt er unaufhörlich die schmutzigen und stinkenden Ueberbleibsel des Mohnsaftes, und nimmt von Zeit zu Zeit Thee, um sie nur hinunterzuschwemmen. Weib und Kind sitzen zur Seite, und haspeln Cocons ab, um sein und ihr Leben zu fristen.

Zu diesen Gemälden ward von einem unbekannten Dichter ein Lied gedichtet, worin die unglückliche Frau ihren Mann ermahnt und bittet, von dem heillosen Opiumrauchen abzustehen. Dieses Gedicht, welches auf allen Straßen Cantons ausgerufen und um einige Heller verkauft wurde, war überschrieben: Sin pen kien jong jen, d. h.: Ein neues Lied (wörtlich Schrift), um vom Opiumrauchen abzumahnen, und ist folgenden Inhalts: Das jetzige Zeitalter, sagt der Dichter, kann nicht verglichen werden mit den Zeiten, welche dahin sind! Woher kommt es, daß vor kurzem das Opiumrauchen so allgemein wurde? Es ist dieß ein schreckliches Unglück, das die Fremden uns brachten. Hingeopfert wurden die Söhne des Blumenlandes, tausend und zehn tausend! Theuerer Mann, warum fällst du, heute noch so rüstig und heiter, in diese Schlinge, die man dir legte? Einige sagen dir, daß es nun einmal so Sitte ist, und daß man heimlicherweise in lustiger Gesellschaft sich damit ergötzen könne. Wohlan, andere, die Freunde, sagen dir, daß dieser Saft das feinste Gift ist, bestehend aus dem Mist der Vögel und vierfüßigen Thiere, mit Arsenik untermischt. Diese Mischung geschieht in weiter Ferne, in einer andern Welt; ich sah es nicht mit eigenen Augen. Ich weiß aber, daß es die Gesundheit untergräbt und das Geld dir entlockt. Viele haben all ihre Habe damit vergeudet, und ihr Aussehen dadurch so verändert, daß, bevor sie noch diesen irdischen Leib ablegten, sie dem Geiste Li glichen mit dem Eisenstabe. Da sieht man sie einhergehen, das blasse Gesicht voller Bläschen, als wenn sie Moskitos gestochen hätten. Vergebens blicken Freunde und Verwandte zu ihnen empor; nur mit Anstrengung können sie sich bewegen. Auf dich, mein theuerer Gemahl, setzten Vater und Mutter alle ihre Hoffnungen; Weib und Kinder blicken, um Hülfe bittend, zu dir empor! Kannst du das Opiumrauchen nicht ganz lassen, so rauche doch wenigstens seltener! Ach! es wird das Herz mir brechen! Könnte ich dadurch aus dem Laster dich erlösen, so würde ich, dein Weib, es mit Vergnügen sehen, wenn mein Lebenslauf zu einer bloßen Spanne weit zusammenschwände.

Miscellen.

Der Alexandrine-See. Dieser an der Mündung des großen Darlingstromes befindliche See ist bekanntlich nicht ohne Ausfluß ins Meer, allein es findet sich eine solche Brandung und zwischen den Meereswogen und dem tiefen Wasser des Sees ein so langer Strich von Untiefen, daß es ganz hoffnungslos seyn soll, daß Segel- oder Dampfschiffe einen Eingang in den Alexandrine-See erzwingen. Ein neuerer, von einem Hrn. M'Ghie geleiteter Versuch ist abermals verunglückt, und somit der große Darlingstrom einer directen Verbindung mit dem Meere beraubt. (Asiatic Journal. November.)

Zoologie Australiens. Ein Hr. Gould, der nach Australien kam, um die Zoologie des Landes zu studiren, hat etwa 600 Species Vögel, 70 Arten vierfüßiger Thiere, worunter mehrere neue, gesammelt; über 100 Species sind ganz in Spiritus aufbewahrt zur Section, eben so die Nester und Eier von mehr als 70 Vogelarten nebst Skeletten von allen Hauptformen. (ibid.)

Die Ureinwohner auf Flinders Insel. Die aus Vandiemensland auf dieser Insel gesammelten Ureinwohner schwinden rasch dahin, so daß diese Race bald ausgestorben seyn wird. Die Influenza wüthet dort auf eine furchtbare Weise. (ibid.)

*) Jeder Chinese darf so viele Frauen heurathen, als er zu ernähren vermag; nur eine ist aber die Hauptfrau, ihre Kinder sind die einzigen Erben, und sie gebietet, dem Rechte und der althergebrachten Sitte nach, über die andern Frauen, wie eine Herrin über ihre Mägde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1839.

Ueber die Spaltung unter den Bewohnern Columbia's.

(Aus Wrights meteorologischen Beobachtungen.)

Das Klima übt auf die Fortpflanzung der menschlichen Race den mächtigsten Einfluß aus, bald als ein wohlthätiger Leiter, bald als eine feindliche Schranke, die durch Wissenschaft und Betriebsamkeit selten überstiegen wird. Die Spanier, welche diesen Theil Südamerika's bevölkerten, scheinen, sobald sie die zur Erhaltung ihrer Verbindung mit dem Mutterlande nöthigen Niederlassungen an der Küste gebildet hatten, rasch die fruchtbaren, aber ungesunden Niederungen durchzogen zu haben, um an den Cordilleren eine ihren Gewohnheiten und ihrer Constitution angemessene Temperatur zu finden. Die Herrschaft der Incas hatte sich aus gleichen Gründen längs dieser unermeßlichen Kette ausgedehnt, und die Abkömmlinge der Sieger und Besiegten finden sich bis auf diesen Tag auf denselben Höhen beisammen, von denen die Bevölkerung allmählich bis in die Ebene herabstieg, was noch viel langsamer geschehen wäre ohne die Einfuhr von Negern, welche auf der sandigen Küste und der feuchtheißen Savanne ein ihrer Constitution angemessenes Klima fanden. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß derjenige Theil der broncefarbigen Race, welcher das Reich der Incas und Zipas bildete, sich in seiner körperlichen Constitution stets so sehr von den Stämmen derselben Race unterschied, welche jetzt dünn durch die Ebenen und Thäler zerstreut sind. Man kann kaum sagen, daß die Herrschaft der Incas sich je in den Niederungen festsetzte. Mit Ausnahme des dürren schmalen Strichs an der peruanischen Küste, war ihr Reich ausschließlich in den Gebirgen, und Indianer, welche die Quichua- oder allgemeine Sprache der Incas reden, hegen noch dieselbe Vorliebe für kalte und hohe Gegenden, und zeigen eine unüberwindliche Abneigung, in das heiße Land herabzusteigen, wo sie noch rascher als selbst die Europäer dem Klima zum Opfer fallen. Die letzteren wurden zwar durch ihre Handelsinteressen veranlaßt, Niederlassungen an der Küste, und namentlich an den großen Flüssen, zu bilden, man kann aber sagen, daß sie in ewigem Kampfe mit dem Klima leben. Ihre Gesichtsfarbe wird schmutzig, ihr Körper schwach, und obwohl sie an Orten, wo die Hitze mit großer Feuchtigkeit verbunden ist, wie Cumaná, Coro und Maracaybo, weniger heftigen Krankheiten unterworfen sind, so wird ihre Kraft doch allmählich untergraben. Die afrikanische Race allein, welche über Kälte klagt, wenn die mittlere jährliche Temperatur nur 75° F. (19° R.) ist, entwickelt in den heißen Niederungen der Küste und des Innern allein ihre ganze physische Stärke und die Energie ihres Wesens. Bei der gemischten Race oder den Farbigen findet sich mit der Körperkraft auch Unerschrockenheit, Ehrgeiz und ein tödtlicher Haß gegen die weißen Abkömmlinge der Spanier vereinigt; auch bilden sie, eine Mischung von Afrikanern mit Weißen und Indianern, auf den Ebenen den kräftigsten und kriegerischsten Theil der Bevölkerung.

Auf den Bergabhängen von 3000 bis 7000 Fuß finden wir das unsern Begriffen von Gesundheit am meisten entsprechende Klima. Erhaben über die schädlichen Miasmen der Küste lebt man in ewigem Sommer mitten unter den reichsten Erzeugnissen der Natur; nur in den unbetretenen Wäldern, namentlich am Westabhange der Anden, wo die Bevölkerung noch schwach ist, wird der Boden oft von anhaltendem Regen überschwemmt. Man sollte glauben, hier werde der Europäer seine ganze Kraft und Stärke wieder finden: dieß ist jedoch nicht ganz der Fall. Allerdings entgeht er den gallichten und Wechselfiebern, die in den Niederungen herrschen, aber er ist dem Typhus, der Wassersucht, dem Kropfe und andern Krankheiten, die eine allgemeine Schwäche des Körpers erzeugt, ausgesetzt, und man findet bei ihm weder die Muskelkraft, noch das lange Leben der Indianer und Neger. Sind vielleicht die täglichen Abwechselungen der Temperatur der Gesundheit nachtheilig, oder liegt der Fehler in seinen häuslichen Gewohnheiten, welche eine seltsame Mischung von Verweichlichung und Entbehrungen darbieten?

Betrachtet man die gesellschaftlichen und politischen Wirkungen von Klima und Localität, so werden wir betroffen durch ihren mächtigen Einfluß auf frühere Kämpfe und den gegenwärtigen Zustand des Landes. Durch die Städte an der Küste dringen europäische Producte und Ideen ein, und die letztern haben sich verbreitet im Verhältniß zu den Localhindernissen,

Digitized by Google

d. h. je nach der größeren oder geringeren Leichtigkeit des Verkehrs. Dieser Umstand bezeichnet die Verschiedenheit zwischen Venezuela, dem Süden und dem mittleren Theil von Columbia. Der Zug der Anden, der Venezuela durchzieht, ist weit minder hoch, als die Ketten von Quito und Neugranada: sie gehören ganz zum heißen Lande oder zur gemäßigten Bergzone. Klima und Producte sind wenig verschieden, und bilden also zwischen den verschiedenen Theilen des Landes, zwischen der Küste und dem Innern, keine Schranke des gemeinsamen Verkehrs. Darum herrscht auch eine gewisse Amalgamation der Ideen, und eine Homogeneität der Gesinnungen und Ansichten, die in der Mitte und im Süden fehlen. Die Hauptkette der Anden steigt von den Gränzen Venezuela's an rasch empor, und entfernt durch seine Richtung von Norden nach Süden die Bevölkerung immer mehr von den atlantischen Seehäfen, während ihre größere Höhe ein anderes Klima und eine andere Temperatur erzeugt, und neue Gewohnheiten und eine gesonderte Nationalität hervorruft. Von diesen Höhen nach der Küste hinabzusteigen ist gefährlich und schwierig.

Die Linie zwischen den Llaneros und Serranos ist scharf gezogen, und der Unterschied des Charakters sehr markirt. Das Land von Cucuta bis Bogota über Pamplona und Tunja hat eine mittlere Höhe von 8 bis 10,000 Fuß, und eine mittlere Temperatur von etwa 59° F. (12° R.). Allerdings steht Bogota durch das Magdalenathal mit Europa in Verbindung, aber die Länge und die Unbequemlichkeit dieser Straße macht sie weniger zugänglich. Daher der Meinungskampf in Neugrenada, wo die Civilisation der höhern Classe mit der der Masse des Volks in keinem Verhältniß steht.

Mit den Anden von Quito ist es dasselbe; der Pässe, die nach der Küste der Südsee hinabführen, sind wenige, und diese sind fast ungangbar, und führen auch mit Ausnahme von Guayaquil zu keinem Seehafen von Bedeutung. Reisen dahin werden nur mit Besorgniß und Widerwillen unternommen, und der Charakter der Serranos zeigt daher alle die Züge der aus der Lage ihres Landes hervorgehenden Isolirung.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der einzige europäische Staat, welcher in diesen Strichen eine bedeutende Macht besitzt, ist Holland. Wir haben über diese Besitzungen glücklicherweise dieses Jahr mehr Mittheilungen zu machen Gelegenheit gehabt, als sonst. Die Medicin auf der Insel Java (Nr. 46 bis 50), Wanderungen in Batavia (Nr. 78 bis 81), Ausflug von Surabaya nach Madura (Nr. 179 bis 182) sind Mittheilungen von einem Deutschen, welcher sich längere Jahre in Java aufhielt. Besonders interessant ist aber der schon früher erwähnte Artikel über die Colonialpolitik der Holländer auf Java (Nr. 276 bis 280), ein Auszug aus einem größern Werke, welches in kurzem erscheinen soll, und hauptsächlich die verschiedenen Systeme schildert, welche von Seite der Holländer nach und nach auf Java in Anwendung kamen. Die Ergebnisse des zuletzt eingeführten Agricultur-Systems sind bekannt und haben alle Erwartungen weit übertroffen. Auch die Javanen selbst scheinen sich dabei sehr gut zu stehen, und die Regierung beabsichtigt auch noch die letzten Schranken, welche von der alten Sperre der Molukken übrig geblieben sind, nämlich das Verbot des freien Anbaues der Gewürze in Java, aufzuheben, was ein wahrer Todesstreich für die Anstalten der Engländer auf Penang seyn wird, wo die Gewürze gleichfalls in größerem Umfang gezogen werden sollten. Man glaubt, wenn der Anbau der Gewürze in Java wieder einmal recht Wurzel gefaßt habe, so werde der Preis derselben wieder auf denselben Standpunkt herabsinken, wie er zur Zeit der ersten Reisen der Holländer zu Banda und Amboina stand, nämlich auf 8 bis 12 Piaster der Picol (125 Pf.) Auch die andern Erzeugnisse, namentlich Zucker und Kaffee, nehmen in einem unglaublichen Grade zu: wir verweisen unsere Leser in dieser Beziehung auf die Mittheilungen Nr. 280, wo die Angaben über den Ertrag in den Jahren 1830 und 1836 angegeben sind, aber in dem gegenwärtigen Jahre ist derselbe noch ungeheuer gestiegen. Wir führen in dieser Beziehung eine Stelle aus der Singapore Free Preß an, wo es in einem Schreiben aus Batavia also heißt: „die Aussicht auf alle Erzeugnisse ist im höchsten Grade günstig; der Gesammtertrag an Zucker wird in diesem Jahre auf eine Million Picols, und der an Kaffee auf 750,000 Picols geschätzt (der Kaffeeertrag ist also um die Hälfte, der Zuckerertrag doppelt so groß als im Jahre 1836). Hierin ist der Ertrag der Regierungs- und Privatpflanzungen zugleich mit inbegriffen; aber die Regierung soll die Absicht haben, ihren eigenen Ertrag an Zucker und Kaffee je auf eine Million Picols zu bringen, und man zweifelt nicht im geringsten, daß sie dieses Ziel erreichen werde, obwohl der Privatanbau sich nach allen Richtungen hin ausbreitet. Auch die Zimmtpflanzungen der Regierung haben einen guten Fortgang, man glaubt, daß sie dieses Jahr 40,000 Pf. gewinnen werde, und hofft den Ertrag im nächsten Jahre auf 300,000 Pf. zu bringen. Der Indigoertrag beläuft sich bereits auf 12,000 Maunds, *) und man denkt in allem Ernste an die Beförderung des Theebaues. Kurz Java braucht nur von den Fesseln eines drückenden Handelsmonopols befreit zu werden, um die Bahn zu einem fast unbeschränkten, auf Handel und Ackerbau gegründeten Reichthum zu eröffnen."

Diese in ungeheurer Progression steigende Erzeugung von Colonialwaaren durch die Holländer, oder doch wenigstens auf holländischem Gebiet, ist a ch von großer Bedeutung für unsere europäischen Verhältnisse, und muß auf den Handel eine mächtige Rückwirkung äußern. Holland hat in seiner ostindischen Colonialpolitik einen großen Vortheil vor England voraus; es hat zwar an eben diesem England, so wie an den den Malayen selbst, einen Handels-, aber keinen politischen Rivalen; es hat sich oft mit widerspänstigen Häuptlingen, aber nie mit großen Reichen herum zu schlagen, wie England in Indien, und ein wichtiger Umstand erleichtert ihm seine Herr-

*) Wenigstens zu 80 Pf., also etwa eine Million Pfund, was dritthalbmal so viel ist, als der Indigoertrag im J. 1836 war.

schaft, nämlich die Anwesenheit von zahlreichen chinesischen Colonien in fast allen seinen Besitzungen. Diese, selbst Fremdlinge auf dem Boden welchen sie bewohnen, ohne politische Bestrebungen, arbeitsam, an eine regelmäßige Regierung und Unterordnung gewöhnt, und von den Eingebornen durch eine weite Kluft, ja oft durch entschiedenen Haß getrennt, sind für die holländische Herrschaft vortheilhafte Bundesgenossen. Die Holländer stehen an manchen Orten mehr wie die Schiedsrichter verschiedenartiger Bevölkerungen da, welche sich wahrscheinlich unter einander bekämpfen und unterdrücken würden, wenn keine richtende Macht über ihnen stünde. China aber bekümmert sich fortwährend um seine ausgewanderten Söhne gar nicht, so leicht es auch einer ehrgeizigen Regierung werden könnte, ihre Herrschaft über einen großen Theil des indischen Archipels auszudehnen, was einigen dunklen Andeutungen zufolge in früherer Zeit der Fall gewesen zu seyn scheint. Aber die gegenwärtige Regierung China's, eifersüchtig und schwach, weil sie in ihrem eigenen Lande fremd ist, hat dazu weder den Muth, noch die Kraft: sie hat nur den Willen, die Fremden von sich abzuhalten, welche immer heftiger an den Thoren ihres Reiches pochen, und gerade jetzt ist durch die gewaltsame Unterbrechung des Opiumhandels ein höchst kritischer Augenblick für sie eingetreten.

Wir haben diesem Gegenstand mehrere Artikel gewidmet (siehe Nr. 226, 282, 353—356); der erste betrifft die Wirkung der Unterbrechung dieses Handels auf Indien und England, der zweite enthält die Ansicht eines Weltmannes über den Gebrauch des Opiums, der dritte die rigoristische Ansicht eines Missionärs, welcher völlig den Stab über Opiumgebrauch und Opiumhandel bricht. Die Regierungen von England und China stehen sich in dieser Sache auf eine wunderliche Weise gegenüber. Die chinesische hat den Opiumhandel zwar lange Zeit offen verboten, aber stillschweigend geduldet, und niemand versah sich einer solchen plötzlich ausbrausenden Strenge, wie sie sich in der Verhaftung der Opiumkaufleute und der Vernichtung des Opiums kund gab. Die englische Regierung kann nicht wohl einschreiten, weil sie sonst den Vorwurf auf sich ladet, sie beschütze einen offenbar von der chinesischen Regierung verbotenen und mit starken Strafen belegten Schmuggelhandel: soll sie aber ihre eigenen Unterthanen und selbst Bürger fremder Staaten, welche auf das Wort des englischen Handelsaufsehers ihr Opium auslieferten, unentschädigt lassen? Der Fall ist schwierig. In China selbst sind hinsichtlich des Opiumgebrauchs zwei Parteien: eine, welche streng gegen allen Gebrauch eifert, und denselben mit Feuer und Schwert auszurotten wünscht, und eine andere, welche die Nutzlosigkeit eines solchen Verfahrens einsieht und seit mehreren Jahren darauf hinwirkt, daß die Einfuhr des Opiums unter gewissen Beschränkungen gestattet, und somit auch der Gebrauch desselben stillschweigend erlaubt werde. Steht vielleicht hinter der ersteren Partei eine dritte politische, welche aus Eifersucht über die umsichgreifende Macht der Engländer in Asien handelt, und darin von einem europäischen Gegner Englands, von Rußland, unterstützt wird, wie schon offen in englischen Zeitschriften behauptet wurde? Die Sache ist, wie wir weiter unten sehen werden, nicht ganz unwahrscheinlich und muß den Streit mit England nothwendig noch mehr verwirren. Daß derselbe seine sehr politische Seite habe, geht auch aus dem Umstande hervor, daß selbst Siam seinen höchst unbedeutenden Opiumhandel eben so gewaltsam unterdrückt hat, und wenn wir recht unterrichtet sind, so geschahen in Tonkin und Cochinchina ähnliche Schritte; auch hat in diesen beiden Ländern eine bisher unerhörte Christenverfolgung gewüthet (s. Nr. 56, 213), was, so unähnlich auch eine Christenverfolgung und die Unterdrückung des Opiumhandels einander seyn mögen, doch so ziemlich aus Einer Quelle fließt, nämlich aus dem Wunsche, sich die Ausländer, d. h. die Europäer, vom Halse zu schaffen. Diese Ausländer sind nun, wenigstens in China, namentlich die Engländer, und wenn diese nicht jetzt mit den Chinesen auf der See zusammenstoßen, das heißt, die chinesischen Küsten blokiren, und so den Krieg offen gegen China beginnen, so wird in nicht sehr ferner Zeit ein Zusammenstoß in der hinterindischen Halbinsel stattfinden. Das Schicksal China's ist somit besiegelt: es wird in den Wirbel der europäischen Bewegung hinein gerissen.

Daß dem so sey, wird noch einleuchtender, wenn wir unsere Blicke nach dem Norden wenden, wo Rußland geschäftig bemüht ist, sich einen Zugang zu dem alten Reiche zu eröffnen. Wir sind, wie sich erwarten läßt, über die Verhandlungen zwischen Rußland und China gar nicht unterrichtet; gehen wir aber hier, wie anderwärts, von der Ansicht aus, daß das wohl- oder übelverstandene Interesse die Menschen leitet, so werden wir kaum irre gehen. Der Handel zwischen Rußland und China geschieht hauptsächlich in Kiachta und Maimatschin, und scheint allen Angaben nach sehr bedeutend; aber den russischen Besitzungen fehlt es an einer bequemen Verbindung mit den östlichen Meeren, Ochotsk und Kamtschatka sind zu entlegen, zu sehr durch Gebirge von dem reichsten Theile Sibiriens, von dem Lande zwischen Jeniseisk und Jakutsk getrennt, als daß dorthin ein bedeutender Handel sich bilden könnte. Nur der Handel mit Pelzwerk geht nicht bloß über Kiachta, sondern auch über Ochotsk und Kamtschatka, weil dorthin das Pelzwerk der Tschuktschen und der kurilischen Inseln zusammenströmt, allein die Bemühungen der russischen Regierung gingen dahin, den Norden von China, nämlich die Mongolei, Mandschurei, und Korea, mit ihren Fabrikerzeugnissen zu versehen, wie die Engländer und Amerikaner den Süden des Landes von Canton aus versorgen. Sollte aber dieß gelingen, so mußte noch ein anderer Handelsweg eröffnet werden, und diesen konnte nur der Amurstrom bieten, welchen die Russen schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts besetzt, aber, durch die Chinesen genöthigt, auch wieder verlassen hatten. Wenn man einigen abgebrochenen Nachrichten trauen darf, so ist es Rußland gelungen, durch Unterhandlungen mit China die Erlaubniß zur Beschiffung dieses Stromes zu bewirken. Diese Erlaubniß, welche fast so viel heißt, als daß man es Rußland überläßt, die Mandschurei und Korea, so wie das nördliche China mit allen Waaren, welche Rußland nur irgend liefern kann, zum Nachtheil Englands zu versorgen, würde ein bedeutendes Einverständniß zwischen der

russischen und chinesischen Regierung, wie ein solches in frühern Zeiten nie bestand, voraussetzen, und die Ansicht wahrscheinlich machen, daß Rußland und China nach einem gemeinsamen Plane gegen den englischen Einfluß in Asien handeln.

Dieß zeigt aufs deutlichste, wie sehr China bereits in die europäischen Verwicklungen verflochten ist, und es fragt sich nur, ob es mit seinen verknöcherten Einrichtungen eine solche Bewegung ertragen kann. Was wir über chinesische Verwaltung mitgetheilt (s. Nr. 19, 22, 56, 59, 92), spricht von keiner großen Lebenskraft, und die Regierung wird augenscheinlich von zwei Parteien hin und her gezerrt, deren oben schon gedacht wurde; in dem Werke des Hrn. Thelwall, aus welchem wir in Nr. 353—356 Einiges entnommen, finden sich zwei wichtige chinesische Actenstücke veröffentlicht, nämlich die Abhandlungen zweier Wortführer der beiden Parteien für und gegen den Opiumhandel; die erstere zeigt einen Grad von staatswirthschaftlichen Kenntnissen, wie man ihn kaum in China gesucht hätte, beide aber setzen den Streit über den Opiumhandel, in soweit er China selbst betrifft, völlig ins Klare. Man kann diese beiden Parteien auch, wenn man will, die englische und die russische nennen, oder noch richtiger, die erstere als diejenige bezeichnen, welche die Nothwendigkeit erkennt, allmählich in den allgemeinen Weltverkehr einzutreten, während die andere das starre Ausschließungssystem der frühern Zeit nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch verschärfen will. Im jetzigen Augenblick hat die letztere Partei entschieden die Oberhand, und bei dem mächtigen Einfluß, welchen China auf alle indo-chinesischen Nationen ausübt, muß dieß von großer Bedeutung seyn und über das künftige Schicksal Hinterindiens entscheiden. Ueber dieses Land haben wir im letzten Jahre so gut wie gar nichts mitgetheilt, und müssen uns vorbehalten, die einzelnen Nachrichten, welche in ihrer Isolirtheit kaum verständlich sind, später mehr im Zusammenhange darzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Erziehung und Schulen für die Eingebornen im westlichen Indien.

(Aus Mrs. Postans Western India. 1838)

Die Einrichtungen von Seite der Engländer für Erziehung und Unterricht der Eingebornen des westlichen Ostindiens sind noch in ihrer Kindheit. Das Gymnasium (College), das von Hrn. Elphinstone eingerichtet wurde, scheint durch die Uneinigkeit der Professoren in seiner Wirksamkeit aufgehalten worden zu seyn, da diese Herren sämmtlich die ersten seyn wollten. Daher sind die Lehrgegenstände, die in der ersten Classe Mathematik und Physik, in der zweiten Philosophie und Literatur umfassen sollten, noch nicht gehörig gelehrt worden. Diese höhere Lehranstalt ist jetzt getheilt worden in das eigentliche College und die Vorbereitungsschule (junior college school), welche letztere man einem Braminen, Bal-Schestri, einem sehr talentvollen Mann, anvertraut hat, und man erwartet jetzt bessere Früchte.

Obgleich in diesen genannten Anstalten auch viele Eingeborne ihre Bildung erhalten, so sind es doch die Schulen der Gesellschaft zur Erziehung der Eingebornen (Native Education Society's Schools), welche besonders für diesen Zweck errichtet wurden.

Die Zahl der Knaben, die in diesen Schulen unterrichtet werden beträgt 400, wozu noch 1500 in den von diesen abhängigen Neben- und Kleinkinderschulen (infant schools) kommen; die einzige Bedingung der Zulassung ist Kenntniß der Muttersprache. Die Gesellschaft vergibt eilf Freistellen, und jeder Knabe, der diese Auszeichnung genießt, erhält monatlich 10 Rupien auf eine Dauer von drei Jahren; doch kann die Zeit auch verlängert werden, oder die Schüler werden als Lehrer angestellt. Nach den Gesetzen treten jährlich vier Schüler aus und zwei werden neu aufgenommen.

Bei den jährlichen Prüfungen werden zwei goldene und sechs silberne Medaillen als Preise ausgetheilt, die erstern meistens nur für vorzügliche Kenntnisse in der Mathematik. Die Schüler, die vorzüglich aus Hindu- und Parsi-Knaben von 7 bis 20 Jahren bestehen, gehören den höhern Kasten an, die Söhne der Handwerker und Kaufleute sind nicht zulässig, da man fürchtet, die vornehmern und einflußreichern Kasten zurückzuscheuchen, wenn sie Befleckung ihres Standes fürchten müßten.

Sicherlich bestanden schon in den frühesten Zeiten von Hindustans Geschichte Seminarien und höhere Schulen zur Erziehung der Jugend. Die Viharas der Buddhisten waren ohne Zweifel mit diesen Zwecken verbunden, und die Braminen von Centralindien unterstützten gewiß alle Maaßregeln, die jüngern Mitglieder der Priesterkaste in eine Gelehrsamkeit einzuführen, die damals nur wenigen zugänglich war. Auch in den Schulen der Gesellschaft befinden sich viele aus der Kaste der Braminen, Abkömmlinge von Männern, deren Lehren, Religion und Moral die Unduldsamkeit predigte, und die sich für befleckt gehalten haben würden, wäre nur der Schatten eines Europäers auf ihren Pfad gefallen. Noch immer trägt der junge Bramine die dreifache Schnur, seine Kleider haben die Form, die seine Ahnen seit Jahrhunderten trugen, doch mit gefalteten Armen und mit vor Lernbegierde blitzenden Augen hört er auf seinen europäischen Lehrer, der ihn in die Geheimnisse der Wissenschaft einführt, an die seine Väter nicht im Traume dachten.

Der vorige Gouverneur, Sir Robert Grant, hat auch eine medicinische Schule in Bombay gestiftet, die sich sehr nützlich für die Eingebornen erweisen wird. Vorträge über Anatomie werden fleißig von den Eingebornen besucht; sie sind am besten geeignet, ihre Vorurtheile zu bekämpfen, womit sie z. B. mit Entsetzen schon vor dem Gedanken zurückschaudern, mit Todten in Berührung zu kommen.

Miscellen.

Der Obelisk von Luxor zu Paris. Das feuchte Klima Frankreichs scheint diesem an die trockene Luft Aegyptens gewöhnten Denkmale nicht sehr zu behagen: kaum steht der Obelisk seit 8 Jahren auf seinem Platze und schon zeigen sich zahlreiche Spuren des Verfalles; außer dem Dahinschwinden seiner frühern frischen Farbe bemerkt man auch einen Riß, der sich von der Grundlage bis zu einem Drittel der Höhe erstreckt. (Voleur vom 10 December.)

Processe in Paris. Die statistische Uebersicht der Arbeiten des Tribunals erster Instanz während des Gerichtsjahres 1838/39 ist erschienen, und zählt nicht weniger als 10,454 Urtheile in Civilsachen und 91,517 correctionelle Urtheile auf. Dieß sind von den erstern 1311, und von den letztern 1294 mehr als im vorhergehenden Jahre. (Par. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1839.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Indien.

Das abgelaufene Jahr war für die Herrschaft der Engländer in Indien von der größten Bedeutung: der lange verschobene Plan, an den Indus vorzurücken, mußte in einem größern Umfange, als man selbst Willens gewesen war, ausgeführt werden, und da nun einmal diese Gränze überschritten worden, so ist gar kein Ziel abzusehen, wo die Bewegung wieder aufhören soll. Wir haben in mehrern Mittheilungen (siehe den Feldzug gegen Afghanistan Nr. 246—251, Randschit Singhs Tod Nr. 278, Einnahme von Kabul Nr. 333) die Lage der Dinge zu schildern gesucht; sie läßt sich in wenigen Worten folgendermaßen charakterisiren. Seit dem ersten großen Mahrattenkriege, 1803 bis 1806, war die nordwestliche Gränze der englischen Besitzungen in Indien dieselbe geblieben; das Ende jenes großen Krieges, welcher zuerst die Verbindung der englischen Besitzungen in Bengalen und auf der Westküste herstellte, d. h. von welcher Zeit sich die Ausdehnung ihrer Herrschaft über die ganze Halbinsel datirt, fällt gerade mit den bedeutenderen Unruhen im Königreiche Afghanistan zusammen, in deren Folge die Einfälle der Afghanen in Indien aufhörten, da diese mit sich selbst hinreichend beschäftigt waren. In dieser Zeit begann auch der Sikh-Häuptling, Randschit Singh, sein Reich zu gründen, und zwar auf den Trümmern der östlichen Besitzungen der Afghanen, somit in einer feindseligen Haltung gegen diese, mit deren Stämmen sich auch alsbald eine Religionsfehde entspann. Die anglo-indische Regierung, welche seit dem Jahre 1790 die Einfälle der Afghanen in Indien mit steigendem Mißtrauen betrachtet, und endlich mit Persien einen Vertrag geschlossen hatte, kraft dessen letzteres Afghanistan im Falle eines neuen Einbruches in Indien angreifen sollte, sah mit Vergnügen ein den Afghanen feindseliges Reich an ihren Gränzen sich erheben, und darum standen auch Randschit Singh und die Engländer stets in gutem Einverständniß. So blieb die Sache im Wesentlichen 30 Jahre lang sich gleich, während welcher Zeit die Herrschaft der Engländer in Indien sich bedeutend befestigte. Diese erkannten auch wohl die innere Haltlosigkeit des Reichs der Sikhs, welches für den Augenblick durch die Kraft Randschit Singhs zusammengehalten wurde, nach seinem Tode aber schwächer werden mußte, und ihres Beistandes nicht entbehren konnte. Nun aber drohte mit einemmale Rußland seinen Einfluß über Persien und Afghanistan auszudehnen; Herat war dem Falle nah, und von Herat aus stand es immer in der Macht Persiens und Rußlands, die Engländer in Indien, wenn auch nicht durch europäische Heere, doch durch Schaaren von wilden Reiterschwärmen zu beunruhigen, und den mohammedanischen Fanatismus gegen die Engländer in Bewegung zu setzen. Zu zögern war jetzt nicht mehr für diese, denn fiel Herat, so war dieß eine eiternde Wunde, welche ihnen in Indien keine ruhige Stunde mehr ließ.

Rasch wurde also ans Werk geschritten. Schah Schudscha, der vertriebene König von Afghanistan, hatte schon im J. 1832, als der verstorbene Abbas Mirza in Khorassan stand, den Plan der Russen und Perser gegen Herat gewittert, sich an Lord Bentinck, den damaligen Generalgouverneur, gewendet, und diesen gebeten, ihn im Interesse des angloindischen Reiches bei seinem Zuge zur Wiedererlangung seiner Krone zu unterstützen. Als jeder Beistand von diesem kurzsichtigen Staatsmann abgeschlagen worden war, unternahm Schah Schudscha den Zug mit seinen eigenen schwachen Kräften, aber mit schlechtem Erfolge, denn er kehrte im Jahre 1834 geschlagen und flüchtig in sein Asyl nach Ludianah zurück. Seit jener Zeit haben namentlich durch den Tod Abbas Mirza's und Feth Ali Schahs die Angelegenheiten Persiens geruht, aber sobald Mohammed Mirza fest auf dem persischen Thron saß, wurde der frühere Plan gegen Afghanistan wieder aufgenommen. Jetzt sahen die Englander deutlich, daß schon der Zug Abbas Mirza's gegen Khorasan und Herat nicht zufällig gewesen sey; sie erkannten die ganze Größe der Gefahr, und nun war Schah Schudscha ein willkommenes Werkzeug; jetzt belohnte sich die vorschauende Politik, welche ihm und seinem Bruder Zeman, dem ehemaligen wilden Plünderer Hindostans, seit Jahren einen reichlichen Unterhalt ausgesetzt hatte, denn Schah Schudscha

wurde jetzt der legitime Vorwand, um dem nöthig gewordenen Angriffskriege einen guten Anstrich zu geben.

An der Nordwestgränze wurde ein Heer von Bengalen aus zusammengezogen, und von Bombay ein zweites nach den Mündungen des Indus entsendet; der mißtrauische Randschit Singh verweigerte zwar den Durchmarsch durch seine Staaten, verpflichtete sich aber, selbst ein Heer in Begleitung von Schah Schudscha's Sohn gegen Kabul zu senden. Ein geheimer Vertrag, welcher dem schwachen Sohne Randschit Singhs den Thron sicherte, scheint das Mittel gewesen zu seyn, um den „Löwen des Pendschab" ganz in das englische Interesse zu ziehen. Die Armee aus Bengalen marschirte am Setledsch hinab, und gelangte ohne Gefährde über den Indus und nach Schikarpur; aber die Bombayarmee sah sich durch die Amirs von Sind bedroht, mußte in schlimmer Lage Halt machen, bis Verstärkungen herangezogen waren, und erst dann erschien das englische Heer vor Heiderabad, um den Amirs die Bedingungen mit dem Schwerte vorzuzeichnen. Kein Theil wollte es indeß aufs Aeußerste ankommen lassen; die Amirs nicht, weil ihr lange gesammelter Schatz dann gewiß verloren war, und die englischen Befehlshaber nicht, weil sie dann diesen Schatz, statt einen Theil davon für die Regierung zu gewinnen, dem Heere als Prisengeld hätten überlassen müssen. So kam man endlich zu einer Uebereinkunft, welche der anglo-indischen Regierung einige Millionen Rupien Kriegskostenersatz und das Besatzungsrecht in Sind verschaffte. Aber dieser Widerstand, welcher durch die schwache Zahl der am Indus gelandeten Truppen hervorgerufen worden war, hatte die üble Folge, den Marsch der ganzen Armee um mehrere Wochen zu verzögern, so daß das Heer statt am ersten Februar, wie der Plan gewesen war, erst in der Mitte März von Schikarpur wieder aufbrechen konnte. Diese Verzögerung kostete bei der bereits großen Hitze der Armee die Hälfte ihres Gepäckes nebst einer Menge Menschen, und nur nach unerhörten Anstrengungen gelangte sie, obwohl von keinem Feinde, als von räuberischen Belutschen belästigt, endlich nach Kandahar, von wo der Barekzihäuptling mit seinen Brüdern entflohen war. Schah Schudscha wurde hier gekrönt, nach zweimonatlicher Rast der weitere Marsch angetreten, Ghisni, die starke Veste, erstürmt, und endlich Kabul besetzt, nachdem Dost Mohammed von seinen durch den Fall Ghisni's erschreckten Truppen größtentheils verlassen worden war. Schon von Kandahar aus gingen Officiere mit einiger Mannschaft nach Herat ab, um diese Stadt besser zu befestigen, und sie zu einem Bollwerk gegen Perser und Russen umzuschaffen; andere wollten sogar wissen, daß von Kabul aus anglo-indische Truppen in größerer Zahl nach Herat aufgebrochen seyen, doch ist dieß noch nicht durch bestimmte Nachrichten aus Indien bestätigt.

Der Sieg mit den Waffen war erfochten, allein ein glücklicher Feldzug gegen Feinde, die sich noch nicht mit europäischen Truppen gemessen haben, ist noch kein Unterpfand gänzlichen Siegs; bereits haben sich fatale Symptome ergeben, daß die Afghanen durch einzelne Mordthaten und hinterlistige Anschläge ihnen so viel möglich Abbruch thun werden; ihr Schützling Schah Schudscha, dessen Unfähigkeit und Aufgeblasenheit Burnes schon als den Grund seines frühern Unglücks bezeichnet hatte, scheint bereits diese Eigenschaften wieder in ziemlichem Umfang an den Tag gelegt zu haben. Das Schlimmste ist und bleibt aber, daß die militärische Gränzlinie jetzt nicht mehr, wie vor einem Jahre am Setledsch ist, sondern über diesen und den Indus hinaus bis gegen Herat hin reicht, daß der Pendschab jetzt auch nichts mehr als ein Tributärstaat der Engländer ist, und daß zur Sicherung dieses Landes zum mindesten eine kleine Armee, wenn auch nicht eine große, erfordert wird.

Die Engländer hatten indeß von Glück zu sagen, daß sie auf keine besser gerüsteten und entschlossenern Feinde stießen, und einen so raschen und unerwarteten Erfolg errangen, denn in den Radschputenstaaten Centralindiens und den ehemaligen Mahrattenstaaten war der Boden hohl unter ihnen, allenthalben ergaben sich Anzeichen von kleinern und größern Verschwörungen, die beim glücklichen Ausgang des Kampfes in Afghanistan so gut wie in Nichts sich auflösten, bei dem geringsten Unfall aber von großer Bedeutung geworden wären. Die Bombay-Zeitung vom 10 Junius enthält darüber folgende merkwürdige Aeußerung: „Obwohl wir vollkommen überzeugt sind, daß im ganzen Dekkan viel Unzufriedenheit herrscht und viele Intriguen und heimliche Cabalen angesponnen werden, so mag man doch die Befürchtungen übertrieben haben; indeß ist so viel sicher, daß die hie und da herumschweifenden Räuberschaaren von angesehenen, der englischen Herrschaft feindlich gesinnten Leuten gemiethet waren, und (unter andern Umständen) nur die Vorläufer einer großen Mahratta-Conföderation gewesen wären." Diese Besorgniß war bei dem allgemeinen Herabkommen des mahrattischen Adels (s. Nr. 130) gar nicht unbegründet, und leicht mochte sich einer dazu hergeben, mit dem Widerstand gegen die englische Macht den Anfang und gleichsam die Probe zu machen. Bei dem kleinen Fürsten von Kurnul, welche Veste am obern Kistnah liegt, fand man im Fort mehrere hundert Kanonen und eine solche Masse Kriegsvorräthe, daß sie augenscheinlich nicht aus seiner Casse allein hatten bestritten werden können; kur eine Menge einzelner Umstände bewies, daß ein einziger Unfall, in einem auswärtigen Kriege erlitten, ganz Centralindien und Dekkan in Flammen gesetzt hätte. Wir machen in dieser Beziehung auf zwei Mittheilungen in diesem Jahre aufmerksam, nämlich auf den Artikel: „die einheimischen Fürsten Indiens und die angloindische Regierung" (s. Nr. 80—90) und auf die „neuesten Kriege der Engländer in Indien (Nr. 24. 26. 29. 31 u. 75) Es sollte darin die Lage der Engländer im Innern Indiens geschildert, und an einigen praktischen Beispielen gezeigt werden, welche Schwierigkeiten sich ihnen allmählich entgegen stellen. Sie haben es jetzt nicht mehr mit einzelnen großen Staaten, deren Beherrscher sich meist unpopulär machten, sondern recht eigentlich mit einem ihnen feindlich gesinnten Volksgeiste zu thun.

Wir haben schon im vorigen Jahre bemerkt, daß häufig die Ansicht vorherrscht, die Engländer hätten sich wenigstens durch ihre Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, und durch die Befreiung vom Druck der einheimischen Fürsten den Dank der

Massen in Indien erworben, aber dieß ist keineswegs der Fall, und Engländer selbst (s. die Folgen der englischen Herrschaft in Indien Nr. 63) haben den Schleier weggezogen. Es wäre freilich ungerecht, wenn man behaupten wollte, Indien habe von der Herrschaft der Engländer gar keine Vortheile geerntet: schon die gewaltsam aufgenöthigte Ruhe ist für viele Gegenden, welche in Folge der entsetzlichen Mahrattenkriege so verheert waren, daß mehr wilde Thiere als Menschen darin hausten, von unermeßlichem Vortheile gewesen. Aber man muß hier unterscheiden zwischen den stets nur zahlenden Provinzen Bengalen und Behar, und den wilden Landstrichen Mittelindiens: in den ersteren ist die Compagnie eine harte Herrin gewesen, sie hat keines der alten Herrscherrechte der Mogolkaiser aufgegeben, vielmehr dieselben durch die in ihrer Verwaltung herrschende Ordnung verschärft; auch die Mogolkaiser behandelten gewisse Erzeugnisse, wie Salz und Opium, als Monopol, aber sie zwangen wenigstens die armen Bauern nicht, den Mohn gegen ihren Willen anzubauen, wie es die Compagnie bis zur Unterbrechung des Opiumhandels gethan hat, gleichsam um den Beweis zu liefern, daß sie den engherzigen Kaufmann noch nicht ausgezogen habe. Aber die Vergeltung wird nicht ausbleiben: die Compagnie, bisher immer glücklich in ihren Kriegen, wird endlich unter der Last ihrer Siege und Eroberungen unterliegen, und im innern Indien keinen festen Halt finden. Dem Siege in Afghanistan dürfte wohl ein zweiter über Nepal und ein dritter über Birma folgen, aber der Hauptvortheil, welchen die Compagnie ernten wird, werden vermehrte Ausgaben und ein zerrüttetes Finanzsystem seyn. Auch darf sie solcher Schläge, wie die Unterbrechung des Opiumhandels (s. Nr. 236) nicht viele erleiden; schon dieser traf sie empfindlich genug.

Für die Kenntniß des innern Indiens haben wir in diesem Jahre wenig Mittheilungen gemacht: Scheikh Dallu (siehe Nr. 1) mag als eine Probe des Freibeuterlebens dienen; die neue Art von Thags (s. Nr. 122 und 244) kann einen Blick in die Verworfenheit der niederen Stände thun lassen, und charakteristisch ist in dieser Beziehung auch ein kleiner Vorfall in der Nähe von Calcutta (s. kecke Rauberei Nr. 24), welche auf den Zustand des niederen Volkes in solcher Nähe der Hauptstadt ein schlimmes Licht wirft: der aristokratische Hochmuth der Engländer, welcher noch durch den indischen Kastengeist genährt wird, trägt auch hier in der Verwilderung der niederen Classe seine Früchte.

Noch haben wir zweier geschichtlich und geographisch merkwürdigen Umstände zu erwähnen: der eine ist das Vorhandenseyn von Mönchsorden in Cutsch nebst Ueberresten von Dschains (Nr. 3 u. 7); der zweite sind die Kriege der Engländer gegen die Khunds und Bhils. Daß in Cutsch sich noch Mönchsorden finden, bestätigt eine früher geäußerte Ansicht, daß die Buddhisten nicht bloß südlich nach Ceylon und östlich nach Birma verjagt, sondern auch westwärts gedrängt wurden und zum Theil in Cutsch sich behaupteten, denn buddhistisch ist gewiß der Ursprung dieser Klöster, da nur Buddhisten Klöster hatten, die Braminen aber ein eheloses Leben als sündhaft betrachteten. Diese Klöster beweisen auch, daß der Sieg des Bramanismus nicht so vollständig war, um so mehr als die Dschains selbst wohl nichts anders als buddhistische Ueberbleibsel sind. Noch in eine ältere Zeit verweisen die Bhils und Khunds. Die Bhils sind eines der ältesten Völker Indiens, und wohl mit ihnen verwandt sind die Khunds oder Goands, beides Stämme, welche sich von der nordindischen und wohl auch von der südindischen Race gänzlich unterscheiden. Das Land der Bhils, im Westen auf dem Wege von Centralindien gegen die großen Häfen gelegen, ist mehr von Fremden durchzogen, auch bis zu einem gewissen Grade unterworfen worden, aber an den Khunds oder Goands ist die Eroberung des Braminenstammes wie die der Mohammedaner spurlos vorübergegangen. Die Engländer sind jetzt gleichsam durch alle überlagernden Völkerschichten hindurch auf die Urstämme des Landes gestoßen, und mit diesen in Kampf verwickelt worden. Werden sie bessere Lorbeeren dabei ernten als ihre Vorgänger, der Braminenstamm und die Mohammedaner?

(Fortsetzung folgt.)

Agamemnons Grab.

(Aus Thomas Knights Oriental Outlines.)

Als Arion von dem musikliebenden Delphin sicher nach Tänaros getragen wurde, kann er kaum mehr Freude empfunden haben, als wir beim Anblick des Vorgebirges Matapan fühlten, da wir es von dem Verdeck der kleinen Brigg, auf der wir uns nach Griechenland eingeschifft hatten, zuerst erblickten. Ich sehnte mich nach dem Anbruch des Tages mit aller Heftigkeit eines jungen Reisenden, um die classischen Gebirge Morea's zu erblicken. Endlich traten die kolossalen Formen in der dunkeln Ferne heraus, und enthüllten mit dem nach und nach schwindenden Dunkel der Nacht die ernste Majestät ihrer Umgebung in aller ihrer großartigen Schönheit. Griechenland lag vor uns. Navarin war zwar noch zu fern, um sichtbar zu seyn, aber der Golf von Koron, auch Golf von Kalamata genannt, erinnerte uns an Byrons Corsaren, als den Ort, wo von Konrads Begleitern die Galeere des Pascha's vernichtet wird. Doch mit diesem Anblick des Landes schien uns auch ein Ziel gesetzt; der Wind, der uns bisher günstig gewesen, schlug plötzlich um; und wurde so heftig, daß wir in die Straße von Cerigo einlaufen mußten.

Ein kindisches Spiel vertrieb uns hier die Zeit, die wir müßig zubringen mußten. Drei Krähen waren durch den heftigen Windstoß vom Lande entfernt worden, und arbeiteten sich in vergeblichem Kampf ab, dasselbe wieder zu gewinnen. Endlich flogen sie auf die Brigg zu, doch waren sie so ermattet, daß nur die eine ihr Ziel erreichte, die andern beiden fielen ins Meer, wurden aber durch das Geschrei ihrer sicher geborgenen Gefährtin so ermuthigt, daß auch sie endlich an Bord kamen, wo sogleich die Schiffsjungen Jagd auf sie machten, und sie nach kurzem Sträuben in einen leeren Hühnerkorb sperrten, wo die drei schwarzen Burschen eine ungeheure Menge Schweinefett und Zwieback verschlangen. Wir hielten ihr Erscheinen, nach altrömischer Weise, für ein gutes Zeichen, und hofften, ein günstiger Wind würde ihnen bald folgen; doch dieß war erst nach zwei Tagen der Fall. Indessen banden wir einen Streifen Pergament um den Hals unserer Gefangenen, worauf wir den Namen der Brigg und andere Bemerkungen geschrieben hatten, und gaben ihnen die Freiheit. Zwei eilten nach der lakonischen Küste,

die dritte aber blieb auf dem Schiff unbeweglich sitzen, bis ein Schuß sie todt ins Meer sandte, nicht weit von dem Punkte, wo, nach Hesiod, Venus den schäumenden Wellen entstieg.

Cerigo gehört zu den jonischen Inseln, scheint aber wenig auf diesen Bund zu geben, und ihre Bewohner sind seit lange ihrer Seeräuberei wegen berüchtigt. Nur wenige Monate zuvor, ehe ich diese Meere besuchte, ereignete sich ein solcher Fall. Am 31 August 1837 segelte eine Saccoleva, von Stamati Corchina befehligt, von Canea in Candia ab, wo sie ihre hauptsächlich in Oel und Pech bestehende Ladung für die Summe von 20,000 Dollars verkauft hatte. Die nächste Bestimmung des Schiffes war Spezzia, zwischen Napoli di Romania und Hydra gelegen, und nach diesem Ort schifften sich in Canea fünf Passagiere ein. Als sie kurze Zeit in See gewesen, sagte einer von ihnen zu Corchina, es würde aus dem Hafen, den sie eben verlassen hätten, bald ein Boot kommen, von dem er etwas Seide als Contrebande mitnehmen möchte. Anfangs weigerte sich der Capitän, doch willigte er endlich ein, beizulegen, um die Waaren aufzunehmen. Mit Tagesanbruch rief ihn ein Boot mit vier bewaffneten Männern an, die, zu seinem großen Erstaunen, sich nicht Schmuggler, sondern Zollbeamte nannten. Sie an Bord zu lassen, konnte nicht verweigert werden, denn die Mannschaft der Saccoleva bestand nur aus vier Händen, die von den „Zollbeamten," ohne sich dessen zu versehen, plötzlich angegriffen und leicht überwältigt wurden.

Der Capitän und die fünf Passagiere wurden, wie die Mannschaft, gebunden und in den Schiffsraum gebracht, die 20,000 Dollars gefunden und getheilt, die Ruder über Bord geworfen, die Segel und das Takelwerk zerschnitten, die Luken vernagelt und das Schiff durchlöchert. Einer der Leute am Bord war von den Piraten fürchterlich geschlagen worden, und während er bewußtlos da lag, verließen die Räuber das Schiff. Bald darauf kam er zu sich und bemerkte, daß die Saccoleva sank. In dieser verzweifelten Lage vergaß er seine Schwäche, und mit der äußersten Thätigkeit gelang es ihm glücklich die Stricke zu lösen, mit denen der Capitän und einige der Mannschaft geknebelt waren. Doch ehe Alle erledigt waren, ging das Fahrzeug unter, und der arme Mann, alle Passagiere und die Mannschaft, den Capitän und einen Matrosen ausgenommen, ertranken oder wurden von den Klephten ermordet, die sogleich zurückkamen, als sie sie mit den Wellen kämpfen sahen. Corchina und ein Matrose entkamen ihren Händen, erreichten das Ufer von Cerigo, das nicht weit entfernt war, und als der Vorfall einigen Consuln in Canea bekannt wurde, stellte man genaue Untersuchungen an, und entdeckte die Schuldigen in Cerigo; der eine war als Sanitätsbeamter an Bord der Saccoleva während ihres Aufenthaltes bei Canea geschickt worden. Sie wurden in Zante verurtheilt und am 27 November 1838 daselbst hingerichtet.

Mit günstigem Winde, den wir endlich erhielten, kamen wir bald nach Nauplia, der frühern Residenz des Königs, wo ich in dem sogenannten Cassino für die kurze Dauer meines Aufenthaltes meine Wohnung nahm.

Die interessantesten Gegenstände für den Reisenden in der unmittelbaren Nähe von Nauplia sind Argos und das immer noch erhaltene Grab des Agamemnon bei Mycenä. Die Entfernung zwischen Nauplia und Argos legt man zu Pferde oder Wagen bequem in einer Stunde zurück, von Argos sind dann noch zwei Stunden bis an das Grabmal. Gewöhnlich besucht man die Umgebungen Mycenä's zuerst und kehrt über Argos nach Nauplia zurück, da man so die ganze Reise in einem Tage machen kann. Man miethet sich dazu gewöhnlich Baroutschen, für die man 20 Drachmen für einen Tag bezahlt, und die vier Personen im Wagen fassen; eine Person findet auch neben dem Kutscher noch Platz.

Auf solche Weise verließen wir nach 8 Uhr des Morgens die Porta di Terra, kamen an dem Hause vorbei, wo der vormalige Präsident Kapodistrias ermordet wurde, ließen links Neu-Tiryns liegen, das von bayerischen Soldaten errichtet wurde, und stiegen endlich bei einer einsamen Hütte, die unser Führer zum Gasthof erhob, aus dem Wagen, um zu Fuß zu dem alterthümlichen Denkmal zu pilgern.

Das Grabmal selbst liegt so im Gebirge, daß man es nicht eher sieht, als bis man davor steht. Ein weiter unbedeckter Gang führt zu dem eigentlichen Eingang, der $2\frac{1}{2}$ Schritte breit und 6 Schritte lang und von zwei Marmorblöcken bedeckt ist, von denen der eine 5 Schritte maß. Zuerst kommt man in ein vollkommen kreisrundes Gemach von 14 Schritten im Durchmesser. Es besteht nur aus ungeheuren Marmorblöcken, und das ganze Gebäude ist noch trefflich erhalten. Seine Form ist kreisförmig, und nimmt stufenweise an Umfang ab, wie es an Höhe zunimmt. Das Licht erhält es bloß vom Eingang und einer kleinen Oeffnung in der Decke. Auf dem Boden, gleich unter dieser Oeffnung, wird stets von Bewohnern von Hahvali, dem nächsten Dorfe in der Gegend, ein Haufen Haidekraut gehalten, welchen der Führer, wenn Fremde den Ort besuchen, anzündet. Bei den auflodernden Flammen sieht man, daß die Wände nicht allein fürchterlich geschwärzt sind von frühern Feuern, sondern auch mit den Namen von Hunderten von Besuchern bedeckt, so daß es jetzt schwierig seyn möchte, einen leeren Fleck zu finden, um ihrem Beispiele zu folgen. Rechts vom Eingange befindet sich im ersten Gemache eine Thüröffnung, die in ein zweites, kleineres Gemach führt, unter dessen Boden Agamemnon begraben seyn soll. Hier wird ein zweites Feuer angezündet, und während es prasselt und verlöscht, wendet sich der Reisende, um in die frische Luft wieder hinauszukommen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Schloß von Rubens. Man stellt gegenwärtig Nachgrabungen zu Eeckeren in Flandern an, welche eine Menge Menschen herbeilocken. Es soll nämlich an jener Stelle ein Rubens gehöriges Schloß gestanden haben, und man fand auch Grundmauern, welche mit den alten Beschreibungen sehr gut übereinstimmen. Die ausgegrabenen Grundmauern deuten auf ein viereckiges, von vier Thürmen flankirtes Schloß mit ungeheuren Souterrains, in denen sich manches Merkwürdige gefunden haben soll. (Belg. Bl.)

Ueber das Bändigen wilder Thiere. Ein Pariser Arzt will das Geheimniß dieser Thierbändigung gefunden haben: er glaubt nämlich, es werde eine chirurgische Operation an der Wirbelsäule der Thiere vorgenommen, welche sie allmählich entnerve, und namentlich den Rückgrat und die Hinterbeine schwäche. Auch glaubt man wirklich zu bemerken, daß die Thiere, wie Martin, Van Amburgh und Carter sie zeigten, stets, wenn sie nicht ausgestreckt dalagen, einen Anlehnungspunkt suchten. Die Operation soll in der frühesten Jugend der Thiere vorgenommen werden, und diese in Folge davon nie lange leben. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1839.

Ueber den Tauschhandel zu Wardehuus in Norwegen.

Die Anwohner des weißen Meeres im Gouvernement Archangel stehen schon seit alter Zeit in Handelsverkehr mit den benachbarten Norwegern, und besuchen namentlich jeden Sommer die am Ufer des Eismeeres gelegenen Städte und Dörfer. Bis jetzt hatte man nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von diesem Handelsverkehr, aber ein unterrichteter Kaufmann, Namens Flegont Wainew, theilte der archangel'schen Gouvernementszeitung seine Beobachtungen über die von den Russen besuchten Orte mit, namentlich über Wardehuus, wo der Tauschhandel hauptsächlich von Kleinbürgern und Bauern betrieben wird. Wardehuus ist der erste norwegische Ort jenseits der Gränze des Kreises von Kola. Im Vergleich mit den Städten des Gouvernements Archangel könnte man Wardehuus nur ein Dorf nennen, obwohl es eine Stadt heißt, wahrscheinlich wegen der darin befindlichen Festung. Diese Stadt liegt 5 Werste vom festen Lande entfernt auf einer Insel, deren Ufer durch zwei noch etwas weiter vorliegende kleinere Inseln gegen den Andrang der stürmischen Wellen des Eismeeres geschützt wird. Der Raum zwischen den Inseln dient als Ankerplatz für die Schiffe, welche hier gegen widrige Winde Schutz suchen. Auf der Höhe der großen Insel ist die Festung angelegt; der etwa vierthalb Klafter hohe Wall ist aus Kieselerde aufgeführt und mit Rasen belegt, auf dem Wall befinden sich 17 Kanonen und die Garnison besteht aus 150 Mann; von den Gebäuden der Festung ist das Haus des Commandanten und die Caserne von Holz aufgeführt, und nur die kleine Kirche ist von Stein.

Südlich von der Veste ist an einem 30 Klafter weit ins Meer vorspringenden Damm ein ganz ordentlicher Hafen angelegt, in den die Schiffe hineinfahren und alle, größern Umfang einnehmenden Waaren ausladen können. Auf der Ostseite der Insel, in der Tiefe einer kleinen Bucht, ist am Meeresufer eine Anzahl Gebäude zerstreut, welche man wegen ihrer geringen Größe kaum Häuser nennen kann; nur zwei darunter zeichnen sich durch größern Umfang vor den übrigen aus, und diese gehören den beiden einzigen Kaufleuten von Wardehuus. Diese, die ersten Capitalisten in der Stadt, haben Handelshäuser in Wardehuus und in Drontheim, von welch letzterem Orte ihnen jeden Sommer gegen 20 Schaluppen und Yachten zukommen, meist mit starken Getränken, Roggen, Gerste, Zucker, Kaffee, Manufacturwaaren und Kartoffeln beladen. Die letztern gedeihen auch ziemlich gut in Wardehuus, wo sonst gar keine Früchte gezogen werden. Die eigentlichen Einwohner von Wardehuus betragen nicht viel über 100 Personen, aber im Sommer ist das Zuströmen aus den umliegenden Gegenden bedeutend. Die Hauptnahrung der Wardehuuser sind Kartoffeln, gesotten und gebraten. Aus dem Mehl, das aus Rußland herbeigeführt wird, backen sie kein Brod, sondern genießen es nach landesüblicher Weise, indem sie es mit Wasser vermischen, in Fladen auskneten und diese auf eisernen Platten erhitzen; denn sie lassen solche nicht ganz ausbacken, und nehmen sie fast noch roh wieder herunter, legen dann eine Schichte frischer, mit Fett gekochter Fische dazwischen, und dieses schnell zubereitete Gericht bildet das Mahl des Wardehuusers, dem ein Glas Branntwein oder Rum vorangeht.

Die, welche schon seit längerer Zeit in Handelsverhältnissen mit den Russen stehen, haben bei ihren Häusern eine Art Kramladen, der auch zugleich Wirthshaus und Schenke ist: hier kann man Handel treiben und trinken; in einer Ecke steht das Buffet, in der andern verkauft man Thee, Kaffee, Zucker u. dgl.; hier mißt man Zitze und Tücher aus, schneidet Halstücher herunter, und die welche dem Käufer nicht gefallen, wirft man in eine Ecke des Zimmers auf den Boden, schleppt dann neue Waaren herbei, und legt dem Käufer zerknitterte, oft zerrissene und beschmutzte Sachen vor. Auch theure Waaren werden ebenfalls so nachlässig behandelt, und sind darum nur von mittelmäßigem Werthe. Beim Anfang des Handels um irgend eine Waare, deren Einfuhr in Rußland nicht verboten ist, bemüht sich der Norweger die Bedingung einzuschließen, daß irgend eine Waare, wie Thee, Zucker, Kaffee, Rum u. dgl., deren Einfuhr in Rußland nicht gestattet ist, zugleich genommen werden müsse. Der reichere Russe verwirft die Bedingung als den Ansichten eines ehrlichen Kaufmanns widersprechend, der Arme oder Minderbegüterte aber unterwirft sich ihr und nimmt zu wohlfeilem Preise Contrebandwaaren mit, ohne an die Folgen

zu denken. Namentlich wurde vor dem Jahre 1835 Pelzwerk wohlfeil eingetauscht, aber in den letzten Jahren, wo die Einfuhr gestattet wurde, ist dasselbe bedeutend im Preise gestiegen; große Mühe kostet es, solches gegen Getreide aus erster Hand einzutauschen. Die Norweger spioniren, so zu sagen, die Russen aus: kaum erscheint ein Schiff, wirft auf der Rhede Anker, und die Mannschaft nimmt den Weg nach irgend einem benachbarten Dörfchen, so sucht der kluge Norweger alsbald den Russen zuvorzukommen; ehe diese landen, befindet sich fast immer alles dem Russen nöthige Pelzwerk bereits in den Händen des Norwegers.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mit dem Schicksal Indiens mannichfach verflochten ist der Zustand Persiens und die neuere Lage Arabiens. Ueber das erstere Land haben wir dieses Jahr weit mehr und umfassendere Mittheilungen, wie sonst, aufzuweisen. Abgesehen von dem Artikel Iran (s. Nr. 199—203 und 205—209), worin wir hauptsächlich darauf aufmerksam machten, wie alle die furchtbaren Umwandlungen, welche Persien seit dem Sturze der Sassaniden durch die mohammedanischen Araber erfahren, ihm doch seinen uralten Charakter nicht ganz entreißen konnten, wie es, fast auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen, welche von lauter ächt persischen Stämmen bewohnt sind, immer von Neuem wieder an dem Amalgamationsprocesse arbeitet, und die eingedrungenen fremden Stämme zu assimiliren strebt. Noch zwar ziehen in einigen Strichen Persiens Araber als Nomaden umher, aber mehr und mehr entsagen sie ihrer Sprache, und werden zu Persern. Eine gleiche Umwandlung geht nach und nach mit den türkischen Stämmen vor, das persische Element ist sichtlich im Steigen, und wenn auch der Uebergang eine schlimme Periode von Schwäche für den persischen Staat ist, so wird das Reich im Ganzen an Einheit wieder gewinnen, was es jetzt an künstlicher Macht verliert. Noch ist es nicht viel über 300 Jahre, daß Ismail Sophi mit Hülfe turkomanischer Stämme den persischen Thron bestieg, und alle Gewalt längere Zeit in den Händen turkomanischer Häuptlinge war. Die Kluft zwischen Schiiten und Sunniten, welche Ismail Sophi erweiterte, und gewissermaßen zur Grundlage seines Staates machte, diente dazu, die Perser als Nation von den übrigen mohammedanischen Völkern zu scheiden, und wenn auch Westpersien dadurch schärfer von den sunnitisch gebliebenen ostpersischen Stämmen getrennt wurde, so ergab sich doch der Gewinn, daß in Westpersien Sunniten und Schiiten neben einander lebten, und die verschiedenen Religionsparteien sich nach und nach mit größerer Duldung behandeln lernten. Die natürliche Folge davon war eine gewisse Schlaffheit der Religionsansichten, welche von Vielen als ein Zeichen der Entkräftung des Staates genommen wird, in der That aber durch die daraus hervorgehende Toleranz das Mittel geworden ist, dereinst sämmtliche persische Stämme wieder unter Einem Haupte zu vereinigen.

In Persien muß man in allen Beziehungen einen Unterschied zwischen den ansässigen Bewohnern und den Wanderstämmen machen. Bei den ersteren hauptsächlich, welche von jeher das Opfer aller Tyranneien geworden sind, findet man jene Abgeriebenheit, jene Geschliffenheit, welche man so oft als einen Hauptzug im persischen Charakter angeführt hat. Die Gebirgs- und Nomadenstämme aber haben den alten persischen Charakter und ihre Eigenthümlichkeit viel treuer bewahrt. Was man von Religionsspaltungen sagt, gilt im Grunde nur von den ansässigen Persern, denn die Kurden, einer der trotzigsten persischen Stämme, waren stets wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das mohammedanische Gesetz bekannt; von den Luren (s. Nr. 350 f.) behauptet man, daß sie sehr wenig von Mohammed wüßten. In dem ganzen westlichen Theil der Persien rings umgebenden Gebirge ist also der Islam nur in sehr schwachem Maße eingedrungen, eine Erscheinung, welche keineswegs sonderlich verwundern darf, wenn man hört, daß selbst in der Nähe von Yemen, in geringer Entfernung von den heiligen Städten Mecca und Medina, der Stamm der Assir wohnt, welcher mit dem Islam, und zwar nur mit dem wahabitischen, erst seit 50 Jahren mehr bekannt wurde, und überhaupt muß man auch hier bemerken, daß die scheinbare Gleichförmigkeit, welche der Islam in den Augen des unkundigen Europäers über die Völker des Orients hin verbreitet hat, eine arge Täuschung ist. Im Gegensatze gegen die Luren und Kurden sollen die Beludschen sich als eifrige Mohammedaner zeigen, aber es liegt hierin bei weitem mehr Provincialhaß gegen die Westperser, als eigentlicher Religionseifer. In der Mitte Persiens, in der Oase Yezd und vielleicht auch noch an einigen andern Orten finden sich sogar noch Feueranbeter, zum sichern Zeichen, daß noch nicht alles alte Leben aus dem einst so mächtigen Reich entflohen ist.

Die neueren Verhältnisse Persiens, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die neue Idee einer persischen Herrschaft, schreibt sich von Nadir Schah her. Er, ein Khorasaner, aufgewachsen in den ewigen Fehden dieser Provinz, erkannte die ganze Nothwendigkeit, Persien im Osten zu sichern; er erkannte, daß Persien, und namentlich Khorasan, nie vor den Einfällen der Turkomanen am Oxus sicher seyn würde, so lange nicht auch Afghanistan damit verbunden sey. Aber der wichtigste Theil Afghanistans war zu seiner Zeit in den Händen des Mogolkaisers von Indien; Ghisni und Kabul waren die erste Eroberung des großen Babers, des Stifters der neuen Mogolendynastie in Indien, gewesen; diese beiden Städte galten als die Vorhut seines Reiches gegen Westen, und wurden eifersüchtig bewacht, aber die Kraft der Mogolkaiser erschlaffte, und als Nadir Schah, der Sohn des Schwertes und der Enkel des Schwertes, sich gegen Afghanistan aufmachte, fiel das Land schnell in seine Gewalt, und Nadir Schah drang in Indien ein, wiewohl nicht aus blinder Eroberungslust. Bei seinem Zuge nach Indien war es ihm um Beute, nicht um Landerwerb zu thun: er plünderte den Mogolkaiser aus, aber er wollte keineswegs seine

politische Macht vernichten, und ertheilte ihm die weisesten Rathschläge über die zu beobachtende Politik, Rathschläge, zu deren Befolgung die Mogolkaiser freilich zu schwach und zu entnervt waren. Im Gefolge Nadir Schahs befand sich der Afghane Ahmed, aus dem Stamme der Duranier, welcher sich vor dem gewaltigen Geiste Nadirs gebeugt hatte, aber nach dessen Tode von dem zerrissenen Persien unabhängig machte, und die Duranidynastie in Afghanistan gründete. Er wiederholte mit seinen afghanischen Reiterschaaren mehrmals den Zug Nadirs nach Indien, er schlug die Mahratten im Jahre 1761 in jener bekannten Entscheidungsschlacht auf den Feldern von Panniput, und hätte er länger gelebt, so würde er sich, wie mancher Afghane vor ihm, den Weg zum Throne von Delhi gebahnt haben, aber der Tod übereilte ihn; sein Sohn Timur erbte nicht seinen Geist, und auf seinen Enkel Zeman, Schah Schudschahs Bruder, scheint nur sein kriegerischer Sinn, aber nicht seine Herrscherkraft übergegangen zu seyn. Mit Zeman und Schudscha zerfiel das afghanische Reich, im Jahre 1820 war die Dynastie der Duranier ganz vertrieben, und nur Mahmud, des bekannten Kamrans Vater, herrschte noch in Herat. Seit dem Beginne der Unruhen in diesem Staate erwachten wieder die Plane der Perser auf dieses Land, aber erst von Abbas Mirza an erhielten diese Ideen eine sichrere Gestaltung. Das Weitere ist bekannt. Die von den Engländern jetzt verjagten afghanischen Häuptlinge haben keine andere Wahl, als ruhig nach Bukhara zu gehen, oder sich Persien in die Arme zu werfen. Sind freilich die Nachrichten von den Zerrüttungen, welche in Persien ausgebrochen seyn sollen, richtig, so möchten sie wohl von dieser Seite wenig zu hoffen haben.

Allerdings steht Mohammed Schahs Thron nichts weniger als fest. Wir haben eine durch ihre Details höchst interessante Schilderung des letzten persischen Thronwechsels nach Baron Korffs Schrift mitgetheilt (s. Nr. 288 — 298, 312 — 319, 328 — 331), da sie einen sehr anschaulichen Blick in das dortige Treiben thun läßt. An Mitteln, Widerstand gegen den Schah zu erwecken, kann es nicht fehlen, und ein mächtiger Hebel gegen ihn liegt in den ächt persischen Wanderstämmen. Wilbraham, aus dessen Reise wir gleichfalls mehrere Auszüge gegeben haben (s. Nr. 252, 254, 302 u. s. w.), macht die scheinbar unbedeutende Bemerkung, daß die Truppen aus dem Norden und aus dem Süden in sehr schlechtem Vernehmen mit einander lebten. Der Grund dieser Erscheinung ist kein anderer, als der Stammeshaß der eigentlichen persischen Truppen gegen die Turkomanen, und wohl wahrscheinlich auch gegen den König, der selbst ein Turkomane ist. Wir wissen aus andern Quellen, namentlich aus Frasers Mittheilungen, daß die Häuptlinge der Bakhtijaris, also der lurischen Stämme, den Prinzen, welche vor dem anrückenden Heere des Schahs aus Schiras flohen, ihre Hülfe anboten; der jetzige Häuptling der Bakhtijaris, Mohammed Taki Khan, ist der Nachkomme eines Mannes, welcher, gleichfalls von den persischen Stämmen der Luren und der Zends unterstützt, eine Zeitlang über einen großen Theil Persiens herrschte. Die Saat des Unfriedens ist also, ganz abgesehen von der zahlreichen königlichen Familie, in reichlichem Maaße vorhanden, und kann leicht aufgehen. Die Engländer haben ein Interesse, die Saat zum Reifen zu bringen: Mohammed Schah hat sich als ein sehr williges Werkzeug in den Händen Rußlands bewiesen, und kann, von Rußland unterstützt, ein mächtiges Heer, je nach Rußlands Wünschen, entweder ostwärts senden, um Herat aufs neue zu bedrohen, oder westwärts, um in dem Streite zwischen Mehemed Ali und der Pforte auf irgend eine Weise zu interveniren. Das Gerücht hat beides verkündigt, bis jetzt aber hat weder der Zug nach Mesopotamien, noch der gegen Herat, eine sichere Bestätigung erhalten.

Nicht minder wichtig und ereignißreich hat sich dieses Jahr für Arabien bewiesen, und eine große Veränderung ist daselbst vorgegangen: was Mehemed Ali durch mehr als zwanzigjährige Bemühungen und unsägliche Opfer an Menschen und Geld nicht erreichte, das hat die Besetzung von Aden durch die Engländer mit einem Male für ihn zuwege gebracht. Der Imam von Sana hat sich ihm unterworfen, der Imam von Jabzeb, welcher sich immer noch gegen Mehemed Ali, den Vertheidiger des Islam, stemmte, unterlag mit einem Male seiner Macht, und Mehemed Ali ist nun der Nachbar der Engländer in Aden geworden; ob der kürzliche Angriff gegen diese Stadt auf seinen Befehl geschehen, ist unbekannt, doch nicht unwahrscheinlich. Aber noch weit wichtiger sind die Erfolge auf einer andern Seite. Von Mekka aus waren Mehemed Ali's Truppen ostwärts vorgedrungen gegen Derrayeh, die alte Wahabiten-Hauptstadt, aber, obwohl Sieger im offenen Felde, konnten sie doch nicht vorwärts kommen. Fresnel erklärt uns diesen Umstand in einem seiner Briefe (s. „Einige Stämme Arabiens" Nr. 348): die Bewohner des Landes wollten Mehemed Ali's Heerführern nicht die nöthigen Transportmittel an Kamelen und dergleichen geben, und so sahen diese sich stets gefesselt. Allen Umständen zufolge hat die Eroberung von Aden auch diese Schwierigkeit gelöst, denn in diesem Jahre ist Kurschid Pascha an dem persischen Golf erschienen, war also durch eben jene Stämme endlich in den Stand gesetzt worden, den Zug zu unternehmen. Mehemed Ali ist jetzt, so viel dieß überhaupt möglich ist, Herr Arabiens, nicht durch Waffengewalt, welche hier nicht ausreichen würde, sondern weil die Stämme aus Haß gegen die Fremden, die Ungläubigen, sich an ihn, den mächtigen Beschützer von Mekka und Medina angeschlossen haben. Erhandelt und besetzt haben die Engländer Aden allerdings, aber ob es ihnen sehr zum Frommen gereichen wird, ist zu bezweifeln: sie werden gezwungen seyn, eine ziemlich starke Besatzung in jenem keineswegs angenehmen und gesunden Orte (s. Nr. 285) zu unterhalten, und können nicht daran denken, sich den Weg ins innere Land zu eröffnen. Als Station für die Dampfschiffe und als Kohlendepot mag ihnen Aden dienen, aber die Hoffnung, an diesem Punkte die Kaffeeausfuhr Arabiens und den Handel von der Somaliküste herüber zu vereinigen (s. die Schilderung von Aden Nr. 118 f.), ist wie ein trügerisches Irrlicht verschwunden, und es ist sehr zweifelhaft, ob dieselbe sich je verwirklichen wird. (Fortsetzung folgt.)

Die Steppen von Orenburg, Simbirsk und Saratow.

In der russischen Zeitschrift „Sohn des Vaterlandes" findet sich eine Arbeit von einem Hrn. Anorow über diese Steppen, worin er namentlich die Frage zu lösen sucht, ob diese Steppen immer so holzlos gewesen seyen, wie sie jetzt sind, und wenn sich nachweisen läßt, daß sie es keineswegs zu allen Zeiten gewesen, warum diese Wälder verschwunden sind? Wälder waren vorhanden, wie sich aus der eine halbe Arschine und darüber tiefen Dammerde entnehmen läßt, die nicht bloß von vermodertem Grase herrühren kann; ferner sieht man noch an mehreren Stellen, namentlich auf dem linken Ufer des Ural, Reste von Wäldern, auch finden sich an mehreren Orten dieser drei Gouvernements noch wirkliche Wälder, die auf einem ganz ähnlichen Boden wachsen, wie der der waldlosen Steppe ist. Wer verheerte nun diese Wälder? Der Verfasser antwortet: die Mongolen, welche nur Einen Weg nach Europa, nämlich durch die orenburgische Steppe nach der Wolga, hatten, und mehr Weiden als Wälder bedurften, brannten diese aus. Die Wälderreste, die auch für die nomadischen Völker unentbehrlich waren, gingen endlich durch die barbarische, zum Theil auch jetzt noch herrschende Sitte zu Grunde, das Gras abzubrennen, um neues hervorzulocken. Mit den Wäldern verschwand auch die Feuchtigkeit, die Steppen wurden trocken und wasserlos, zum Anbau, ja theilweise selbst zur Viehzucht untauglich. Die Regen, früher durch die Wälder angezogen, sind jetzt seltener, und ein oder zwei trockene Sommer veranlassen Hungersnoth und Viehfall, weil die auf dem trockenen Boden wachsenden Kräuter durch die Sonnengluth leicht ausbrennen.

Agamemnons Grab.

(Schluß.)

Ehe wir dem Führer zu andern Gegenständen der Neugier in der Nähe folgten, konnten wir nicht umhin, einen Blick seewärts zu werfen. Zu unsern Füßen lag Nauplia, und seine Burg, Pronea, das Castell St. Theodor, Argos mit seiner Akropolis und die Ebene, die sich von der See bis zu dem Thale erstreckt, das der Reisende eben verlassen hat, und bieten vereinigt einen Anblick, der es wohl werth ist, seinetwegen zu verweilen. Der Führer leitete uns jetzt zu einem Punkte, wo mehrere Ueberreste von Mauern, Steinhaufen, eilfertig aufeinandergehäuft, um Brustwehren und Wohnungen für den Augenblick zu bilden, die Stelle zeigten, wo in dem letzten Revolutionskriege 200 Griechen drei Tage lang sich gegen eine bedeutende Anzahl Türken hielten. Ueber diesem Fleck ist eine kleine steinerne Kirche, der Santa Maria geweiht, und ein wenig weiter davon das Grabmal, in dem, wie man glaubt, der Leichnam der Klytemnestra beigesetzt wurde, da ihre Ueberreste nicht für würdig gehalten wurden, im Grabe Agamemnons zu ruhen, sondern sie, wie Aegisthus, außerhalb der Mauern von Mycenä beerdigt wurden. Wenn das Klytemnestra's Grab ist, so ist es fast selbst begraben, denn der Eingang, der in einem Halbkreis aus Marmor gebaut ist, wird fast von der Erde, die hineingefallen und um ihn sich aufgehäuft hat, verborgen. Es ist zu hoffen, daß das Gestrüpp jetzt entfernt werden wird. Rechts von diesem Grabe sind die Ruinen des Schlosses von Mycenä. Zwei kriechende Löwen ohne Kopf sind immer noch über dem Thore zu sehen, und über ihnen ist ein Stein, der einige griechische Buchstaben enthält, die ich unglücklicherweise vergessen habe. Die ganze Höhe, auf der diese Ruinen stehen, ist fast mit Tabakspflanzen bedeckt. Noch deutete unser Führer auf unserem Rückwege ins Dorf auf manche entlegenere Ruinen links vom Wege ab, die wir aber nicht näher untersuchten.

Nach einigen kleinen Erfrischungen aus unserem in Nauplia gefüllten Provisionskorbe, der gar nicht überflüssig war, die wir vor der Hütte im Schatten eines Baumes einnahmen, und wobei uns bald die Laute eines reisenden Musikers, bald verschiedene Demonstrationen zweier lärmender feigherziger Schäfer, die sich zum Faustkampfe herausforderten, unterhielten, bestiegen wir unsere Barutsche wieder, um uns nach Argos zu begeben. Die Straße war, wie man uns schon vorausgesagt hatte, unbeschreiblich schlecht, und drohte uns und unserem leichtgebauten Fuhrwerk mehr als einmal den Untergang. Wir kamen über eine kleine Brücke mit einem Bogen, wenige Minuten darauf mußten wir durch das trockene Bett eines andern Flusses fahren, während zur Rechten ein Dorf sichtbar wurde (die beiden Ströme, meinte unser Führer, ständen mit dem Lykus und Inachus, hier zuweilen Enako genannt, in Verbindung), und erreichten nach Verlauf einer Stunde die Kirche des heiligen Nikolas, zwischen welcher und einem Cafeneh und Windmühlen auf der rechten Seite der Weg sich hinzieht, und von hier an sichtbar besser wird.

In Argos besuchten wir das alte Theater der Argiver, das in einiger Entfernung von der Cavallerie-Caserne auf dem Gipfel eines Berges liegt und augenscheinlich in ein Marmorgebirge gehauen ist. Ehe wir noch hinkamen, bemerkte ich auf dem Abhange des Berges einen Stein, der die Eindrücke dreier Figuren, einer Schlange, die zwischen einer Vase zur Linken und einem Mann zu Pferde zur Rechten hinkroch, trug. Die Figuren waren etwas verwischt, und ich konnte keine Inschrift bemerken. Unserem Führer war er vorher nicht bekannt gewesen. Das Theater ist im Halbkreise gebaut, und enthält gegen 120 Sitzreihen, die sich übereinander erheben, fast vollkommen noch erhalten.

Während wir noch auf den Steinbänken saßen, ging unten auf der Straße langsam ein Leichenzug vorbei nach der Kirche St. Nikolas. Der Leichnam war der eines Kindes. Sein sanftes, schönes Gesicht, der freien Luft ausgesetzt, war mit Blumenkränzen umgeben; der leise Lufthauch trug die Gesänge der Priester laut und lauter zu uns herauf, bis sie wieder abnehmend in der Ferne verhallten. Nach einer Weile kehrten wir nach Argos zurück, stärkten uns mit einer Schale Kaffee à la turque und eilten Nauplia zu erreichen, ehe die Thore geschlossen wurden. Der Weg war trefflich, Dörfer und Landhäuser wechselten mit wohlbebauten Feldern, und nachdem wir den Inachus an zwei Stellen überschritten hatten, erreichten wir die Porta di Terra, über der immer noch der geflügelte Löwe des heiligen Markus zu sehen ist

---

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 143 u. 144** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos.** Zweiter Artikel. — **Hugo Capet von Capefigue.** (Schluß.) — **Giovanni da Procida.** (Schluß.) — **Chor aus Alessandro Manzoni's Tragödie: Der Graf von Carmagnola.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 2 fl., halbjährlich 1 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 143 u. 144.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 December 1839.

Ernst, das Chartisten-Epos.

Zweiter Artikel.

Zunächst ist nun der Charakter des Friedrich Heß zu betrachten. In seiner Jugend ein Verschwender, fing er bald an, die Folgen der Thorheit zu empfinden, wozu noch kam, daß das Gesetz unbarmherzig mit ihm verfuhr. Das Pachtgut, das er baute, war ein väterliches Erbe und in reizender Nähe von der Pfarre gelegen, deren Inhaber so besorgt war für ihre Verbesserung, daß er dem alten Grundstück gewisse andre Felder hinzufügte, durch welche ein öffentlicher Pfad führte, welchen nun der Geistliche mit Zäunen und Thoren zu vermachen sich herausnahm. All dieß war sehr ungerecht und Friedrich Heß widersetzte sich:

Ich stand an der Spitze,
Stand, — ja vielmehr, ich spornte mich, wahrhaftig,
Und auch die Andern, bis ihr heißer Eifer
Hoch überschäumte. Nieder goß er sich
In Strömen, so gewaltig, daß er ganz
Ersäufte das was ihn erweckt, — und wieder
Stand offen weit, wie jedem freien Segel
Die See, der Pfad wie er auch bleiben soll,
Den Wandrer grüßend. Das war tücht'ges Werk,
Und um so rühmlicher, als die Gefahr
Nicht klein war, schlimm dafür bezahlt zu werden.
Das Pachtgut, das ich baute, war durch altes
Herkommen von der Zehentlast befreit, —
Der Steuer die fürwahr dem Antichrist
Entrichtet wird, obwohl für Gott bestimmt,
Worin der Erzfeind (ein höchst schlangentück'scher
Und boshafter Vertrag!) dem Pfarrer läßt
Seinen heillosen Mammon, und dafür
Für sich nimmt Frieden, Liebe, Freundlichkeit,
Die für die Menschheit sollten seyn ein Segen,
Kurzweil damit zu treiben. Und die Kirche
Bleibt dann ein Steinhaus, seel- und gnadenlos,
Ein Fluch dem seufzenden, gedrückten Land
Das sie erhält. Ein kränkend Uebel ist's
Für Viele, und mich hat es ganz zermalmt;
Denn kein bequemres Rachemittel fand
Er, mein geistlicher Vater, kein so sichres
Für seine Bosheit; des Gesetzes Feder
Berührt' er nur, und setzte die Maschine,
Die ganze, so auf einmal in Bewegung,
Die, wie der grause Götzenwagen Indiens,
Nur über die Elenden hingeht, die
Blinde Sinnlosigkeit in ihre Bahn
Geworfen hat. Ganz kurz ist die Geschichte.
Er focht mir meine Zehentfreiheit an,
Verlangte den Beweis von mir, und ich,
Der keinen andern Titel wußt' und hatte
Als altes Herkommen, seit ferner Zeit
Vom Vater auf den Sohn herab vererbt,
Und guten Glauben, daß das Privilegium
Zu seinem vollen Werth erkauft sey worden,
Ich armer, guter Tropf, ich war so toll
Auch beim Gesetze Sicherheit zu suchen,
Gnad' in der Höll', und gegen seinen schweren
Angriff solch schwache Rüstung anzulegen,
Die mich nur lähmte; bis mir im seltsamen
Kampfe verging das Hören und das Sehen
Von harten Schlägen, und ich gern mich meiner
Unnützen Rüstung hätte ganz entledigt,
Aber, o Tod und Höll'! an meinem Wesen
Klebte sie wie ein giftiges Gewand,
Und nahm beim Ausziehn alles Fleisch mit weg,
Und ließ mich nackt bis auf die Knochen stehn;
Mein Wohlstand war zerstört, der Winde Raub
Mein Daseyn war von diesem schönen Gut
Hinweggerissen, wo ich war geboren;

Ich selber war ein Bettler und in Lumpen;
Verwüstet war mein Haus; und wenn mein Schicksal
So fort verlief wie es sein Bett zu graben
Begonnen: wurden meine Söhne — Diebe,
Und wurden feile Dirnen meine Töchter.
Oh! wenn ein Herz ihr habt für Mitgefühl,
Ich bitt' euch, lacht mit mir, wie's thut der Feind,
Ob solchen lust'gen Stückchen! solchem Streich
Des frommen Schäfers, am eignen Schaf verübt!

Später wurde er dann eingekerkert, und als er entlassen wurde, waren seine Aussichten ebenso wie seine Gesundheit zerstört; sein Leben war unstet und sein Geist nährte sich von aufrührerischen Büchern. Folgendes läßt sich nicht wohl anders als durch Auszüge veranschaulichen:

Das Schicksal hat bis hier zu diesem letzten.
Armen Versteck gehetzt mich — zu dem Herzen
Meines Familienlebens, und mich hier
Erdolcht. Schau' um dich! sieh, was es für Freuden
Mir noch gelassen! komme was da will,
Es bleibt mein Feind; sein gift'ger Haß nährt sich
Und lebt von meinem Tod. Doch Hermann, merk' dir's:
Es findet mich nicht mehr daheim! so helfe
Der Himmel mir! Den Ratten will ich lassen
Mein Haus, und rüstig auszieh'n, ihm entgegen,
Soldatenhaft auf einen fernen Punkt,
An den es wenig denkt. Denn, merk' es wohl:
Ich rang mit dem Gesetz, und das Gesetz
Hat schlau zu Fall gebracht mich, doch nicht so
Wie bei dem Ringen Jakobs mit dem Engel,
Daß mir erschlafft die Sehnen wären; — nein!
Der Schlauheit Kraft hat mich zu Fall gebracht,
Und durch der Schlauheit Kraft gedenk' ich wieder
Mich zu erheben. Sieh! ich stehe da,
Entflammte Zornkraft ganz! wenn auch der Hauch
Des Schicksals nicht mehr meinen Segeln kost;
Der Sturm der Leidenschaft, des wilden Hasses
Kann mich gleich rasch forttreiben, kann so hoch
Die Fluthen peitschen in die Höh', daß sie
Mein Unternehmen tragen über'n Sand,
Ueber Untiefen, welche das Herkommen
Und alte träge Säumniß angelegt,
Die freie Bahn zu sperren, Hemmnisse
Aufhäufend, die Gesetz man nennt.

So ergreifend dieß Alles geschildert ist, möchten wir doch dem Verfasser zu bedenken geben, daß dieß ein extremer Fall ist, und daß eine gute Sache nicht auf extreme Ausnahmsfälle gebaut zu werden braucht. Es sind nicht die Regeln, sondern die Ausnahmen von den Regeln, und wie schmerzlich sie auch von einzelnen Individuen empfunden werden mögen, sind es doch keine stichhaltigen Gründe zur Empörung. Sie haben in Wahrheit ihre Entstehung nicht in den Institutionen, sondern in der Natur einzelner Menschen. So lange die Menschen sündhaft bleiben, werden wir Alle viel zu tragen und zu dulden haben, und müssen uns eben in das allgemeine Menschenloos schicken so gut wir können. Keine Regierung und keine Regierungslosigkeit kann die anererbte Sündhaftigkeit des Menschen heilen. Bei allen solchen Gelegenheiten möge der Mensch sich an Gott und nicht an die Volksrache wenden; und dann wird er gewiß Hülfe finden, die ihm bei Anwendung andrer Mittel sicherlich entgeht. Da unser Dichter ein frommer Mann ist und seine Chartistischen Genossen auch religiöse Männer zu seyn scheinen, empfehlen wir ihnen vertrauensvoll diese gewiß nicht unwichtigen Betrachtungen.

Die Art wie das Gespräch und der Umgang von Friedrich Heß auf Arthurs Gemüth wirkt, so wie der Kampf der Liebe und der Vernunft in seiner Brust, sind dargestellt mit dem Talent eines Mannes, der die Quellen menschlicher Empfindungen und Charaktere trefflich kennt. Selbst Shakspeare ist in dieser Hinsicht nicht größer als unser vorliegender Dichter.

Schau' wie die Wolken kämpfen droben!
Hör' auf des Sturmes Kriegsposaun'!
Abkehr' dich von der Fluthen Toben,
Dein Leiden hinter dir zu schau'n!
Schau' in die Tiefe, die unten brüllt,
Bis schwindelnd trüb dein Auge kreist;
Dir und den Deinen dieß Toben gilt!
Schau' hin und weise werd' dein Geist!
Das Gewölk zieht vorbei;
Glaub', daß himmlische Bläue,
Von Umhüllungen frei,
Dein Aug' bald erfreue!
Und die Fluth, droh du jagst,
Leiht dir selbst ihre Kraft;
Wohin steu'rn du auch magst,
Deiner Eile theilhaft.

Was für eine Art Mensch der Vater Arthur Hermanns gewesen, und wie er aus einem mystischen Schulmeister ein Ungläubiger und Verräther wurde, ist mit Talent dargestellt. Zu dem letztern Wechsel ward er hauptsächlich veranlaßt durch die Entdeckung, daß sein Sohn einen Nebenbuhler in seiner Bewerbung um die Neigung von Lucie Heß habe — und dieser Nebenbuhler, Graf Linsingen, trägt am Ende den Sieg davon. Die Art und Weise, wie ein Mann von seinem Rang und Stand in Verkehr und Verbindung kam mit Leuten von so zerrütteten Glücksumständen, wird natürlich erklärt:

Zwar war er
Ein Mann von hohem Adel, doch trotz dem
Einfach, wie der einfachste Hirtenknabe,
Und völlig anspruchslos, so wenig pochend
Auf seine stolzen Ahnen, als um ihn
Sie sich in Gypst und Moder kümmerten;
Er häufte Ehre auf sein hohes Haus,
Entlehnte aber von ihm keine, denn
Er stellte sich in jenes reine Licht,

Das allen falschen Glanz beschämt. So stand er,
Verachtend ferngeholter Namen Schimmer
Und Stolz, der Anderer Verdienst sich anmaßt,
Ein anspruchsloser Mann, und dadurch groß,
Nur stolzer ohne seine Reiherfeder.
Wohl hatt' er einst gefühlt der Armuth Faust,
Und die, so ihm zu Hülf' und Freundlichkeit
Verpflichtet waren, hatten ihn verlassen,
Daß er allein mit seiner nackten Hand
Sich mußt' erwehren ihrer ehrnen Klauen,
Als wäre ihr gemeinsam Blut nur wie
Das Wasser aus dem Teich, der Aller Gut ist,
Verwandtschaft nur ein Nam', den kalten Hauchs
Sie von sich bliesen, nicht mehr darnach fragend.
So waren sie ihm und er ihnen — nichts;
Und oft in seines Herzens Bitterkeit
Gelüstet' ihn: in aller Welt den Adel
Zu machen zu dem leeren, weißen Blatt,
Das er in seinen Augen war. Indessen
Haß und Verachtung, nähren sie sich gleich
Vortrefflich von dem Innersten des Herzens,
Halten den Leib nicht warm, scheuchen den Wolf
Nicht von dem Thor — nein, schärfen ihm die Klauen
Und wetzen seine Wuth. So, als er all
Sein Hab' und Gut verzehrt, bis auf ein armes
Brett, um drauf aus dem Schiffbruch sich zu retten,
Vertraute diesem Brett sich selbst er an,
Zu sinken oder schwimmend ihn zu tragen;
Hinter sich ließ er nichts, als leere Armuth
Für den der nach ihm kam, und Flüche für
Seine Verwandten — so schied er, und wünschte
Nichts weiter zwischen sich und zwischen denen
Die er verließ, als — einen großen Raum.
Auf einem Gütchen, das ob seiner Kleinheit
Man übersehen, als das Uebrige
Fort der Ruin riß, nahm er seinen Wohnsitz,
Gleichgültig, dem verbannten Diebe gleich,
Gegen die Welt, die er verließ. — Dann warf
Er von sich gänzlich die Erinnerung
An das, was er vor kurzem noch gewesen,
Wie wenn er nur von Adel hätt' geträumt;
Und seinen Geist zwang er herunter sich
Zu seiner Stellung Anspruch zu bequemen;
Und, weggeschleudert allen eiteln Wahn,
Stand, statt des aufgeblähten und mit Federn
Geputzten Wesens, das vordem er war,
Er da, gerüstet in der Mannheit Waffen;
Bis er, erlöst vom schnöden Bettlerthum
Des Müßiggangs, und von der ärmlichen
Abhängigkeit von Andrer Hand bei Diensten,
Die für sich selbst er wohl erfüllen konnte,
Fand im Verlust den reichlichsten Gewinn,
Mehr werth als all sein ehemal'ger Reichthum;
Auch mangelte ihm nichts, nicht Feld, noch Garten,
Noch Baumgut, nur daß er jetzt mehr genoß,
Was er besaß, — im Schweiß des Angesichts.
Auch die Lustübungen und Zeitvertreibe
Von sonst gab er nicht auf; nur darin trat
Ein Wechsel ein, daß er die Mittel, die
Ihm sonst gedient nur todtzuschlagen seine
Müßigen Stunden, die Nachzüglerinnen
Bei dem verdross'nen Marsch der trägen Zeit,
Den alten Feind durch steten Abbruch schwächend:
Daß er dieselben Waffen jetzt benützte
Nicht zu verzehren, nein! fruchtbar zu machen
Sein Leben, daß es Kraft gewann und Nahrung;
So wußt' er Lust der Arbeit zu vermählen,
Und bald erwuchsen und gediehen trefflich
Gesundheit, Fülle und Zufriedenheit,
Und was noch sonst von jenen Eltern stammt;
Mit seinem Hund, seinem Gewehr allein
Durchstreift' er so die Wildniß, welche sonst
Nur eine leere Wüste war gewesen,
Und machte sie fruchtbar an Nahrungsmitteln,
Ausstreuend blei'rnen Samen; so durchzog er,
Unangefochten seine Bahn verfolgend,
Gegenden, welche, wüst und öde, nirgends
Des Anbau's oder des Besitzes Spuren trugen;
Bis einst an unheilvollem Tag daher
Ein fremder Mann entlang den Bergen kam,
Behauptend daß sein Eigenthum dieß sey,
So wie ein Kind nach seinem Spielzeug schreit,
So ganz und wahrhaft seyn, wie es im Anfang
Gottes, des Schöpfers, Eigenthum gewesen.
Befragt ward er, mit welchem Recht denn sein
Er diese Berge nenne, mehr als See
Und Himmel, da er sie doch nie bebaut,
Ja nicht einmal betreten; und da zeigt' er
Statt aller Antwort ein alt Pergament,
Beschrieben mit seltsamen Worten, die,
So sagt' er, kräftig seyen gegen alle
Vernunft und Regeln, gegen die Natur
Und Menschenrecht, ihm zuzueignen das,
Was sie ihm wiesen an; spräch' einer: nein!
Uebel bekäm' es dem, wenn er zum Wort
Fügte die That. — All dieß kam Linsingen
Gar seltsam vor, wie etwa dem Erwachten
Sein Traum, nicht weiteren Bedenkens werth. —
So ließ er sich nicht irre machen, mehr nicht
Beachtend jene Einsprach', als wenn ihm
Seinen gewohnten Weg hätt' eine Hexe
Verlegt mit einem Strohhalm und gesperrt;
Doch wenn am wenigsten man ahnt Gefahr,
Naht oft sie mit den tödtlichschärfsten Waffen
In läppischer Maske. Jene bösen Worte
Zeugten noch schlimmre Thaten; Eigensinn,
Der viel thut seiner Laune zu genügen,
Muß noch mehr dulden; das Gesetz, so fein

Und scharf wie eine Drathschling', überrascht' ihn
Auf frischer That und hielt ihn fest, obgleich
Er sich mit Händen und mit Zähnen wehrte,
Bis seinem härt'sten Ausspruch er genügt;
Noch schwerer war jetzt eine schwere Last
Geworden, durch den Kampf sie abzuwerfen.

So werden alle Genossen, von welchem Stand und Abkunft sie seyn mögen, auf den gleichen Boden demokratischer Gesinnungen gestellt; alle sind sie Feinde des Gesetzes, wie es ist, Feinde des dermaligen Zustands der Dinge, alle gleich beflissen, das Ideal einer Welt zu gestalten, wie sie seyn sollte, aber dabei selbst als Verbrecher figurirend bei der jetzigen Einrichtung der Dinge unter dem Monde. Das Glück wird indessen Linsingen wieder günstig, es überschüttet ihn wieder mit Reichthum, ohne daß jedoch seine Ansichten von unserm socialen Zustand geändert würden. Ein Tag ländlicher Ergötzung von Linsingen, Arthur Hermann, Lucy, ihren Eltern und einem alten Harfner ist im fünften und sechsten Buch köstlich geschildert, so wie auch der Besuch in der Hütte eines alten Fischers, welcher jedoch damit schließt, daß ein alter Schäfer herbeieilt mit der Nachricht von der Verrätherei des alten Hermann. Der Eindruck, den dieß auf Arthurs Gemüth macht, ist entsetzlich; der milde, mädchenhafte Jüngling wird auf einmal heftig und ungestüm. Linsingen hegt eine Weile Zweifel gegen ihn und besteht darauf, daß er die oberste Leitung des Unternehmens behalten müsse — aber der Funke, einmal entzündet, muß zur Flamme auflodern. Die philosophische Schärfe, womit dieser Theil des Gedichts abgefaßt ist, nöthigt uns Bewunderung ab. Zum Beispiel: Linsingen hat an den mißvergnügten Haufen eine Rede gehalten über das Unrecht der Menschen.

Er redete zum Volk, doch seine Rede,
Gebrochen vorgetragen — in der Luft
Erstarb sie, suchend ein erwiedernd Echo
Und keines findend in dem großen Schwarm;
Erloschen halb, wie des Minirers Lauffeu'r
Bevor das drohnde Magazin ergriffen
Die Flamme und mit einem Donnerknall
Alles ringsum zerschmettert; und doch war
Nicht unbekannt und war nicht ungenehm
Das Ziel auf das er losging, und sie wünschten
Kein andres. Doch die Menge ist wie eine
Masse von Zunder, Feuer fangend wohl
Wenn rasch und stark von oben fällt der Schlag
Und Funken niedersprühn; sonst trüb und dunkel,
Nicht Licht noch Hitze tragend in sich selbst,
Sondern von außen borgend; und der Zunge
Schwerfälligkeit besitzt den Zauber nicht,
Gefühle zu beflügeln, fortzureißen,
Sondern starr läßt und todt sie das Gemüth,
Stumpfend, statt daß sie schärfte, die Empfindung.
Die kecke Kunst, welche mit Worten spielt
Und sie wie Waffen schleudert nach Gefallen —
Nie hatte Linsingen sich drum bemüht,
Jetzt ließ sie ihn im Stich im Fall der Noth;
Und die Beredsamkeit, die sich ergießen
In Einem Athem sollte — stoßweis' nur
Ließ er sie wirken, nur für eine Weile
Den Eifer weckend, daß aufbrausend er
Rings um sich schaute, — dann erlahmte wieder.
Oh Worte, nicht'ge Worte! wie viel mächt'ger
Seyd ihr doch als die Dinge die ihr anzeigt!
Wer sich erheben will, der achte wohl
Auf euch, zu seiner Größe ihm zu helfen.
Linsingen trat zurück, und Hermann jetzt
Begann mit kühner Stirn und feur'gem Muth.

Arthurs Gewohnheit zu predigen kommt ihm jetzt gut zu statten, und es gelingt ihm, allgemeine Begeisterung zu erwecken. Er räth zur physischen Gewalt (physical force).

Rohe Gewalt, sagst du? Ja, schwacher Freund,
Ja wohl! zu fürchten ist sie, doch für wen?
Gewiß nicht für den Starken, nein! den Schwachen!
Furchtbar für sie, deren schuldvolle Schwäche
Sich unsre angebornen Rechte anmaßt
Gegenüber unserer gerechten Stärke.
Auf unsre Väter schaut! sie stritten lang
Umsonst mit Worten, bis die Waffen sie
Ergriffen; so ist's auch bei uns; zwar ist
Es eine Masse, schwer empor zu heben —
Das Volk in diesem Land; doch setzet nur
Auf festem Boden einmal an den Hebel,
So heben wir es hoch genug!

Darauf schlägt er eine Reihe Resolutionen vor: 1. Das souveräne Volk soll die Regierung an sich nehmen. 2. Die Ländereien sollen den Ackerleuten und Bauern unter gewissen Bedingungen gegeben werden. 3. Der Staat solle an die Stelle des Pachtherrn treten, und es solle keinen Landbesitz geben als denjenigen, den Einer mit seinem eigenen Anbau und seiner Betriebsamkeit umfaßt. 4. Es solle für Muße und Ergötzung für den Landmann gesorgt werden, mittelst öffentlicher Spaziergänge, Gärten, schattiger Plätze, Orte zum Zeitvertreib u. s. w. 5. Es solle für öffentliche Schulen, Bibliotheken und Lesezimmer gesorgt werden. 6. Die Kirche solle gestürzt und dann „in apostolischer Gestalt" und in der Art der Independenten wieder organisirt werden. 7. Alle Männer sollen in den Waffen geübt werden. 8. Ausländisches Korn solle frei eingeführt werden, bis auf die nöthigen Abgaben. 9. Die Gesetze sollen vervollkommnet werden. 10. Das politische Stimmrecht solle allgemein und geheim abgestimmt werden. 11. Diese Forderungen sollen durch physische Gewalt durchgesetzt werden. Jetzt nähern sich die Magistratsperson und seine Truppe der Scene, werden aber zerstreut und in die Flucht geschlagen, indem ihr Anführer mit einem schweren Knüttel vom Pferde geschlagen wird durch Linsingens Hand, den eben dieser Beamte früher mißhandelt hatte. Der offene Aufruhr hat jetzt begonnen und die dabei Betheiligten müssen um ihrer eignen Sicherheit willen ihr Werk ver-

folgen. Ein Gewitter bricht aus, das sie nach Hause treibt — es ist dieß ein Glück für sie, denn es zerstreut auch das Militär, das gegen sie aufgeboten worden, und eben in diesem Augenblick des Triumphs macht Arthur Hermann die Entdeckung, daß seine lange Bewerbung um Lucy Heß vereitelt ist. Trotz der Demonstration, die er so ganz vor kurzem gemacht, spricht sie doch von ihm als einem Verdächtigen. Hier ist, dünkt uns, einige menschliche Verdorbenheit und Corruption, die in einer neu nach Chartisten-Grundsätzen eingerichteten Gesellschaft zu einer bedauerlichen Höhe sich steigern dürfte, welche Mühe sie sich auch geben möchten, ihr entgegen zu arbeiten. Die Art und Weise wie die alte Frau Heß dem Arthur Hermann seinen Abschied gibt, ist höchst charakteristisch und amusant.

(Fortsetzung folgt.)

Hugo Capet von Capefigue.

(Schluß.)

In Betreff der Zöglinge der Ecole des Chartes sagt Capefigue: „Zwei bis drei gefällige Gelehrte lassen sie für sich arbeiten, und machen sich ihre eifrigen und ernsten Studien zu nutze." Dieß trifft die Herren Fauriel und Guerard, Mitglieder des Instituts, und Champollion-Figeac, Conservateur der Manuscripte der königlichen Bibliothek. Ueber Fauriels Geschichte des südlichen Galliens liest man: „Dieß ist eine schwerfällige und ekle Arbeit, die nicht Eine neue Thatsache lehrt." — Michelet hat in seiner „Phantasiearbeit über Frankreich und seine Geschichte den katholischen Gedanken" nicht begriffen. Wie Thierry hat er auch immer geglaubt, Artikel für Journale und Revuen zu schreiben. Und warum ist Michelet in diese Fehler verfallen: „Weil er es vorgezogen hat in den Wolken zu leben, als die Charten und Urkunden der alten Jahrhunderte zu Rathe zu ziehen." Auch Michaud wird mißhandelt, obwohl nicht genannt. „Der Historiker der Kreuzzüge hat eine epische Haltung angenommen, und indem er Tasso nachahmen wollte, hat er eingebildete Helden geschaffen, in welchen, gefirnißt und polirt, wie sie sind, man die feudalistische Wildheit nicht erkennt.

Die Philosophen werden ebenso übel behandelt, wie die Historiker, von Herrn Capefigue, der über die scholastische Bewegung des zwölften Jahrhunderts ein ganz unglaubliches Capitel geschrieben hat. Abälard ist kein Conceptualist, wie man bisher geglaubt, und Realismus und Nominalismus sind Worte ohne Bedeutung und Wichtigkeit. Man erfahre, daß der h. Bernhard die Orthodoxie repräsentirte durch seinen hohen Geist, und Abälard die Universitäts-Scholastik. Nun heißt zwar an einem andern Ort Bernhard der Typus der Scholastik; aber dergleichen Widersprüche haben nichts zu bedeuten. Wenn über Abälard sich viele sinnlose Phrasen über Spitzfindigkeiten und Scharfsinnigkeiten finden, so findet sich dagegen kein Wort, das die mindeste Bekanntschaft mit dem Gegenstand verriethe. Abälard heißt: „ein eingeschränkter und phantastischer Kopf, Fleisch und Blut, ein Leben voll Sinnlichkeit und Beweglichkeit." Man darf keck versichern, nach dem Capitel zu urtheilen, welches von der geistigen Bewegung im zwölften Jahrhundert handelt, daß Capefigue von den ersten und einfachsten Ausdrücken der philosophischen Sprache nichts versteht.

Die Herren Thiers und Mignet trifft folgende Stelle, die zwar nur auf dem Umschlag steht und beim Einbinden wegfällt: „Noch kein Mensch hat sich in der Geschichtschreibung der Revolution über das Geschwätz der Versammlungen, über die kleinen Polizeibulletins und über die Trivialitäten der Straße erhoben." Ferner: „Es ist beklagenswerth zu sehen, wie die Geschichte des Kaiserreichs geschrieben worden ist; nichts hat man zu Rathe gezogen, weder die Archive der fremden Cabinette, noch die Acten der Diplomatie, noch den Geist der Zeit." Da hat Bignon seinen Theil!

Ich habe beinahe zu viel Worte gemacht. Aber wenn es Zeiten gibt, wo man die Augen schließen muß, so gibt es auch Fälle, wo man scharf auftreten muß. Eine gewisse Frechheit, die selbst den ernsten Ton des Richters anstimmen will, verdient und fordert die Zurechtweisung heraus. Man mag immerhin sagen, gewisse Bücher und gewisse Autoren richten sich selbst, und es gebe einen Grad von Leichtfertigkeit, Frechheit und Haltlosigkeit, wornach man am besten gar nicht sich umsehe. In unsern Tagen hat alles Mögliche die Aussicht, sich in Credit zu setzen. Wenn nicht von Zeit zu Zeit eine kräftige und motivirte Reclamation käme, wer weiß, ob man nicht dafür angesehen würde, als habe man alle Abgeschmacktheiten bewundert oder doch sich gefallen lassen." — —

Giovanni da Procida.

(Schluß.)

Im folgenden Act spricht Procida so zu seiner Tochter:

Plötzlich erheben mußt' ich mich
In dunkler Nacht und unverhofft, geheim
Wie meine Rache. Doch das kranke Herz,
Im Haß ermattet, fühl' ich weicher werden
Beim süßen Anblick meines Vaterhauses;
Und weinend sah die Sonn' ich wieder aufgehn,
Die Thürme meiner Vaterstadt beleuchtend,
Verklärend ganz Palermo. Ach, du weißt nicht
Wie groß des Heimathbodens Süßigkeit,
Wie groß die Sehnsucht der Verbannung ist,
Wie schwer der Gang in Häuser, worin Niemand
Einen erwartet. Wohl verlassen kannst du
Das Vaterland, Imelda, doch du kannst es
Vergessen nicht; als Pilger sah ich viele
Verschiedne Städte, allen aber fehlte
Erinn'rung die ans Herz gesprochen hätte;
Und schöner kam mir vor als jeder Ort
Das Land, zu welchem all mein Denken strebte. — —

Procida und Gualtiero besprechen sich über den König und über die Stimmung des Volkes.

Procida.

Der Tag ist da, wo ich ihn niedertrete
Und an der Schlange Haupt der furchtbare
Vollstrecker des Gerichtes Gottes werde. —
Und auf die Großen dieses Reiches dürfen
Wir Hoffnung setzen?

Gualtiero.

Zur Gewohnheit ist
Die bittre Knechtschaft ihnen worden; nicht
Bewegt sie edler Schmerz; es weint der Feige,
Der sich Rebellenmuths gerühmt; umsonst
Daß über aller Haupt das Eisen hängt,
Das Konradin abhieb das heil'ge Haupt,
Umsonst daß eine Schaar von Provenzalen,
Von keiner Scham, von keiner Scheu' gezügelt
(Die aus dem Koth der heimischen Geburt
Empor zum Glanz der Herrschaft streben), Hohn
Zur Plünd'rung fügt, und durch Verachtung härter
Noch die Unbilden macht; dumpfe Erstarrung,
Welche gemischt mit Angst ist und die Seele
Gleichgültig macht für fremdes Leid und eignes,
Lähmt jedes Herz und hat daraus verbannt
Den süßen Austausch menschlicher Gefühle.
Der Schrecken herrscht, es gilt das Wort als Schuld,
Das Schweigen fürchtet man, und strafbar wird
Wer nicht anzeigt verbotene Gedanken.

Procida.

Doch in die Unterdrückten kehrt die Mannheit,
Geweckt vom rauhen Stoß feindlicher Schwerter,
Wie aus dem kalten Steine blitzt der Funken;
Rath schaffen wird die Zeit; jetzt freu' es uns
Daß der entmenschte Carlo und der von Tours,
Deß Seele schnöder als die andern alle,
So sicher sind. Dem eiteln Volk von Frankreich
Gehören sie; vermessenes Vertrauen
Zu ihrer Macht, und übermüthige
Verachtung unsers Volks muß stürzen sie
In großes Unglück. Dir bekannt ist, daß ich
Hab' aufgerüttelt in Byzanz den Kaiser,
Der eingeschlummert war auf seinem Thron;
Von seinen Schätzen spendet er mir reichlich.
Mit seinen Waffen füllt der Aragonier
Die Küsten Afrika's; mich wähnt jetzt todt
Der Franke, der verhaßte; eh' hieher
Den Fuß ich setzte, hab' ich ganz Sicilien
Durchwandert als ein ungekannter Pilger;
Die Berge erstieg ich, das Asyl der Freiheit,
Und auf die unterjochten Thäler warf
Einen mitleid'gen Blick der mächt'ge Herrscher;
Durchstöberte die Wälder und hervor
Zog ich die Feigen, machte sie erröthen,
Dann an die Stelle trat von Scham die Wuth.
Dem Landmann rief ich zu auf freiem Feld,
Der unter grausamen Tributes Bürde
Vor Hunger umfällt auf fruchtbarer Furche
Mit seiner Kinder Schaar: reiß' den Franzosen
Die Brust auf mit dem Eisen! nicht mehr trage
Tyrannen Frucht der Boden. — In Paläste,
In Hütten trat ich, wie es mir gefiel,
Und in der Ruhe Maske hab' ich Hohe
Und Niedere trunken gemacht von Zorn;
Grausame Thränen wußt' ich zu entlocken
Jedwedem Aug', und in den Herzen weckt' ich
Die Lust zum Kampf, unbändiges Bewußtseyn
Von einer blutigen Nothwendigkeit;
In tausend Händen glänzen schon die Waffen,
Von mir geliefert, Lanzen viel und Schwerter
Und Bogen, sichern Tod mit Pfeilen schleudernd.

Gualtiero.

Und die Complotte, Herr?

Procida.

Nichts von Complotten!
Ein Volk verschwört sich nicht; Jeder versteht
Ohne Verabredung und Plan den Andern.

Gualtiero.

Doch sprich: für das unsel'ge Vaterland,
Das du so innig liebst, das du beweinst,
Wird eines minder traurigen Geschicks
Anfang und Keim das Blut der Franken seyn,
Oder wird es nur wechseln die Tyrannen?
Du weißt es, Procida, der Fremde kämpft
Hier mit dem Fremden; unterm neuen Joch,
Dem kaum empfangnen, sehnt man nach dem alten
Sich wieder, das ein Anderer zerbrach;
Wir zeigen sklav'sche Niederträchtigkeit,
Dann des Rebell'n Treulosigkeit; wir haben
Kurz nur Tyrannen, aber ew'ge Knechtschaft.

Procida.

Groß wie du bist, sprichst du dich aus, und kannst
Zu meines Sinnes Höhe dich erheben,
Wenn Weichheit dich nicht übermannt, wenn du
Erkennst das Gute, das sich in dem Schooße
Des Unglücks birgt. Der Freund Manfredi's war ich;
Er wollte groß sein Vaterland und einig
Es machen; darum raubte ihm der Gwelfe
Ruhm, Leben, Grab. Mein Streben geht dahin,
Daß seines großen Planes Erbe werde
Costanza's Gatte.

Gualtiero.

Könnte zum Tyrannen
Nicht Pietro werden?

Procida.

Gleiche Rechte haben
In Aragonien König und Magnaten;
Im Blut muß in Sicilien er die Krone
Aufheben und das Schwert, das die Franzosen
Vertilgt, bedroht ihn und die Seinigen.

Gualtiero.

Auf Hohes geht dein Sinn; die Freiheit könnten
Wir haben und daneben einen König.

Procida.

Bedenk', Gualtiero, was Italien ist!
Zu sagen brauch' ich nicht dem Ghibellinen,
Wie feindlich stets der Größe bleibt die Freiheit;
Mir scheint ein mächt'ger König noth zu thun;
Das Scepter dieses Königs sey das Schwert,
Der Helm sey seine Krone. Die getheilten
Willen soll er zur Eintracht wieder binden,
Italiens Sklavenwunden soll er heilen,
Es stärken und erquicken; nicht mehr sey
Das Land, dessen Provinz einst war die Welt,
Andrer Provinz, und aller fremden Völker
Beute und Grab. Die Kriege sollen enden
Die nur zu schändlichen Triumphen führen;
Und jener Mächt'ge wird der Sonne gleichen,
So lang sie mit den dichten Dunkeln kämpft,
Worunter blinde Brüder sich befehden;
Doch wenn zuletzt besiegt die graue Nacht,
Umarmen sie sich, weinend, sich erkennend.

Hiemit schließen wir für dießmal die Proben, welche den Leser überzeugen werden, daß dem Dichter schöne und edle Gedanken und Empfindungen zu Gebote stehen. Auch ließen sich aus diesem Drama noch manche, vielleicht selbst noch prägnantere Stellen ausheben. Aber wenn uns der Dichter allerdings Anerkennung abgewinnt, so reißt er uns doch nirgends zur Bewunderung hin. Die besten Stellen scheinen uns doch mehr declamatorisch und pathetisch als natürlich-poetisch; die Personen sind mehr allgemeine Charaktere, als scharf ausgeprägte Individuen, und in der Anlage des Ganzen finden wir eine gewisse Magerkeit. Ob die Steigerung der historischen Wahrheit von der Grausamkeit und Zügellosigkeit der Franzosen durch die Fiction: daß die Folge eines solchen Frevels die Heirath von Geschwistern gewesen, eine glückliche und poetische sey, möchten wir bezweifeln. Ueberhaupt läßt der Dichter den Aufstand zu sehr aus der Rache eines Einzelnen entkeimen, statt ihn als Gesammtthat des Volks darzustellen. Das Familien-Interesse verschlingt das nationale. Niccolini verdient übrigens, während er dem Patriotismus eine würdige und begeisterte Sprache zu leihen versteht, das Lob der Unparteilichkeit, indem Tancredi die Sache der Franzosen würdig vertritt und Procida's Argumente und Hoffnungen mit nicht untriftigen Gründen bestreitet.

Chor aus Alessandro Manzoni's Tragödie: Der Graf von Carmagnola. *)

(Act II. Scene 6.)

Horch, zur Rechten ein Klang von Trompeten!
Antwort gibt ihm ein Schmettern zur Linken!
Dumpf, von Rossen und Fußvolk zertreten,
Dröhnt auf jeglicher Seite das Feld!
Siehst du flatternd das Banner dort blinken?
Siehst du dieß hier die Ford'rung erwidern?
Sieh', ein Heer in geschlossenen Gliedern
Naht! — sieh', wie sich ein andres ihm stellt!

Sieh', der Raum, der sie schied, ist verschwunden!
Schon begegnet der Degen dem Degen;
Jeder sucht eine Brust; — aus den Wunden
Rinnt das Blut; mit dem Blut wächst die Wuth.
Sprich', wer sind sie? Zog dieser entgegen
Fernher dem, daß sein Land er verheere?
Ist's nicht jener, der flammend: „Ich schwöre!"
Rief, und: „Heimath, dir opfr' ich mein Blut!" —

Brüder nennt sie der Fremdling; sie reden
Eine Sprache; sie säugte die gleiche
Mutter; — siehst im Gesicht eines jeden
Nicht das Mal der Verwandtschaft du glühn?
All' gebar sie dieß herrliche, reiche
Land, das, jetzo mit Blute begossen,
Allen übrigen Ländern verschlossen,
Rings das Meer und die Alpen umziehn.

O, wer zuckte zuerst das verruchte
Schwert, den leiblichen Bruder zu fällen?
Des fluchwürdigen Streites verfluchte
Ursach', kennst du sie? nenne sie mir! —
Weh', sie kennen sie selbst nicht! sie stellen
Ohne Zorn sich, zu tödten, zu sterben;
Feil, ließ jeder mit Gelde sich werben,
Kämpft, — und fragt nicht warum und wofür.

Wehe, Weh' den Verblendeten! — Haben
Sie nicht ängstliche Mütter? was fliegen
Nicht die Weiber herbei mit den Knaben,
Sie zu ziehn aus der ruhmlosen Schlacht?
Und die Greise, die ernst und gediegen
Reden können, was sind die Cohorten,
Die entflammten, mit kräftigen Worten
Sie nicht weise zu trennen bedacht?

---

*) Ueber Alessandro Manzoni und seine Tragödie: „Der Graf von Carmagnola," vergleiche: Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands, 1837, Nro. 47 ff. Außerdem: O. L. B. Wolff, die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit. S. 496.

Wie zuweilen der rastende Schnitter
Auf des Hüttenthors friedlicher Schwelle
Sieht, wie donnernd ein fernes Gewitter
Ein Gefild, das nicht sein ist, verheert:
So wird, wer sie auf sicherer Stelle
Kämpfen sieht, dir gelassen mit kühlen
Worten sagen, wie Tausende fielen,
Wie man Städte verbrannt und zerstört.

Sieh', dort spricht eine Mutter zum Sohne;
Vor ihr sizt er mit flammenden Wangen,
Denn sie lehrt ihn, zu nennen mit Hohne
Jene, die er einst schlägt auf das Haupt.
Siehst die Bräute der Sieger du prangen
In Geschmeiden, in Gürteln und Ketten,
Die das Heer in eroberten Städten
Den verlassenen Mädchen geraubt?

Wehe, Wehe! bedeckt das Gefilde
Mit erschlagenen Kriegern! die Fläche
Wird zum blutigen Meere! der wilde
Ruf der Streiter verdoppelt die Wuth.
Ha! schon lösen die Glieder sich! — Schwäche
Lähmt den Schritt der ermatteten Züge!
Jedem wieder, verzweifelnd am Siege,
Scheint das Leben das köstlichste Gut.

Wie Getreide, geschleudert aus voller
Schaufel, weit durch die Luft sich verbreitet,
So zerstreu'n die Geschlag'nen in toller
Flucht sich weit durch das rauchende Feld.
Sieh', ein Schwarm von Verfolgenden reitet
Ihnen nach; — an den ehernen Hauben
Der verwundeten Flüchtlinge schnauben
Schon die Rosse; schon sind sie umstellt.

Zu den Füßen der feindlichen Krieger
Stürzt, wegwerfend das Schwert, die bedrohte
Schaar; — erstickt von dem Jubel der Sieger,
Hört der Sterbenden Winseln man nicht.
In den Sattel wirft schnell sich ein Bote,
Nimmt ein Blatt, es der Ferne zu bringen,
Spornt, sprengt fort; seht den Weg ihn verschlingen!
Durch die Städte schallt dumpf das Gerücht.

Warum eilt ihr hinaus aller Orten
Auf den Herweg aus Häusern und Hütten?
Warum fragt ihr mit hastigen Worten,
Was für fröhliche Botschaft er bringt?

Ha, ihr wißt es, von wo er geritten
Kommt, und Fröhliches soll er euch sagen?
Brüder wurden von Brüdern erschlagen!
Das die Kunde! Nun jauchzet und singt!

Ringsum festliche Töne! Die Kerzen
Glühn im Tempel! vernimmst du die Lieder?
Auf zum Himmel aus mörderischen Herzen
Steigt, ein Gräuel ihm, frevelnder Dank. —
Von den Zinnen der Alpen hernieder
Blickt der Fremdling, begierig nach Raube;
Lächelnd sieht er die Starken im Staube
Liegen; jeglichen zählt er, der sank.

Eilt euch! Tretet zurück in die Glieder!
Haltet ein mit Triumphen und Festen!
Schaart um eure Standarten euch wieder!
Vom Gebirg steigt der Fremdlinge Macht.
Sieger, mißt ihr die Kühnsten und Besten? —
Drum jezt naht euch der Feind von den Höhen!
Lüstern seht auf den Fluren ihn stehen,
Wo ihr Brüder erwürgt in der Schlacht!

Du, das eng deinen Söhnen geschienen,
Das im Frieden sie nicht zu ernähren
Weiß — die Zeit des Gerichts ist erschienen!
Fremde nahn dir, unseliges Land!
Deinen Tischen und deinen Altären
Naht der Räuber, theilt unter die Seinen
Aus die Beute der Thoren, schlägt deinen
Kön'gen höhnend das Schwert aus der Hand.

Er ein Thor auch! kein Volk noch beglückten
Blut und Plünd'rung! der Fluch fällt entsetzlich
Auf den mächtigen, lorbeergeschmückten
Sieger von dem Besiegten zurück!
Wohl ergreift den Bethörten nicht plötzlich
h'rnen Armes die ewige Rache,
Doch sie wartet, sie folgt, sie hält Wache,
Sie tritt ernst vor des Sterbenden Blick.

Eines Glaubens, geschaffen zum Bilde
Eines Einz'gen — zu jeglicher Stunde
Eures Lebens, auf jedem Gefilde,
Wo auch immer: vereinigt euch! liebt
Euch als Brüder! die Hand reicht zum Bunde!
Fluch dem, der ihn verletzt, dem Meineid'gen!
Der den Weinenden wagt zu beleid'gen,
Der unsterbliche Geister betrübt!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1839.

Reise des Grafen v. Marmora in Sardinien.

(Aus dem Journal des Savans. October.)

Der Verfasser dieser Reise, von der bis jetzt ein Band erschienen ist, hat eine Art Encyklopädie über Sardinien unternommen, welche alles Mögliche umfassen soll, was auf diese so interessante und doch so wenig bekannte Insel Bezug hat. Mitten unter der Masse von Werken, an denen unsere Zeit so reich ist, wo Reisende den Charakter einer Nation, und die Natur eines Landes nach einigen Blicken aus der Postchaise zu kennen vermeinen, ist es erfreulich, einen wahren Beobachter zu finden, der das Land, über welches er schreiben will, gewissenhaft studiert, und erst nach langen Arbeiten seine Beobachtungen bekannt macht. Während zwanzig Jahren hat der Graf v. Marmora sich ausschließlich mit Sardinien beschäftigt, und neunzehn Reisen nach einander dahin gemacht. Alle Jahre entriß er sich zu derselben Zeit den Genüssen des Lebens, um sechs Monate lang in einem Lande zu leben, wo er oft auf dem Boden schlafen und die Mahlzeit der Bauern theilen mußte. Anfangs beschäftigten ihn Geschichte und Statistik, die Einwohner und ihre Sitten, hierauf studirte er mit großem Erfolge die Naturgeschichte und Geologie Sardiniens. Während er diese Insel in allen Richtungen durchzog, um ihre Erzeugnisse kennen zu lernen, stieß er natürlicherweise häufig auf die Nuraghi, jene geheimnißvollen Denkmäler, die man bis jetzt vergebens zu enträthseln suchte, und fühlte das Bedürfniß, den Boden eines Landes zu durchsuchen, auf dem sich in alter Zeit die Carthager und Römer folgten. Diese Nachforschungen waren glücklich, und lieferten eine außerordentlich merkwürdige Sammlung phönicischer Alterthümer. Endlich hat Hr. v. Marmora auf seine Kosten und fast allein eine ungeheure Arbeit unternommen und ausgeführt, nämlich die vollständige Triangulirung Sardiniens, und es ist ihm gelungen, zum erstenmal eine genaue geographische Karte dieser Insel zu liefern. Uebrigens haben ihn diese verschiedenen Arbeiten öfters genöthigt, über Sardinien hinauszugehen, und fast das ganze Bassin des Mittelmeeres zu untersuchen, um den Zusammenhang dieses Landes mit den benachbarten Küsten und Inseln nachzuweisen.

Der erste bis jetzt erschienene Band enthält die Statistik Sardiniens, eine Notiz über seine geodäsischen Arbeiten und einen Atlas. Die Statistik ist hier freilich im ausgedehntesten Sinne genommen, denn der Verfasser hat nach einander in verschiedenen Büchern die Geschichte, die physische Geographie, die Naturgeschichte, die Bevölkerung, Ackerbau, Industrie und Handel, und endlich auch die Verwaltung der Insel abgehandelt. Er gibt nur, was er selbst gesehen hat, und es ist fast unglaublich, welche Masse von wichtigen Thatsachen er zusammenbrachte.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Arabien ist nicht der einzige Punkt, wo sich die Interessen der Engländer und Mehemed Ali's begegnen: es ist Mehemed Ali's ganze Existenz als unabhängiger Fürst, welche den Engländern lästig und hinderlich ist. Hier liegt der Grund der halben, ja in gewisser Hinsicht sogar der ganzen orientalischen Frage, welche die politische Welt im verlaufenen Jahre so vielfach beschäftigt hat, und worüber so unendlich viel, und zum Theil so unverständiges Zeug geschwatzt worden ist. Noch immer ist die Frage im Wesentlichen asiatisch, und lange ist es der Diplomatie gelungen, ihr diesen Charakter zu bewahren, obwohl manches Eingreifen in dieselbe sehr geeignet war, sie zur europäischen zu machen. Wir haben nicht umhin gekonnt, dieser Frage einige Artikel zu widmen (s. die „Aphorismen über den Orient" Nr. 217, 219, 222, 224, 234, 241), und sehen uns deßhalb mit Rücksichtnahme auf dasjenige, was wir schon in den Rückblicken des vorigen Jahres bemerkt haben, veranlaßt, den Gang des Streites, wie er uns erscheint, in wenigen Zügen zu zeichnen.

Ursprünglich, nämlich bis gegen das Ende des Jahres 1830, war der Streit fast nur europäisch: Rußland und England stritten sich um ihren Einfluß in Konstantinopel, ersteres, um stets die Durchfahrt durch die Dardanellen sich offen zu halten und seinen Feinden verschließen zu können, da seine südlichen

Gränzen manchen angreifbaren Punkt darboten; England hauptsächlich, um seinen Handel über Trapezunt nach Persien zu sichern. Mit dem Zuge der Perser gegen Herat, nahm die Sache eine andere Wendung: man schrieb diesen Zug den Aufreizungen Rußlands zu, und von welcher Bedeutung Herat für die Engländer sey, haben wir oben schon bei Indien erwähnt. Diese Bewegungen in Persien machten es den Engländern zur dringendsten Nothwendigkeit, freien Weg nach Indien über Aegypten zu haben, weil, im Fall eines ernstlichen Angriffes gegen Indien, Truppen, welche man ums Cap der guten Hoffnung geschickt hätte, viel zu spät angelangt wären. Der Pascha von Aegypten scheint schon damals, wahrscheinlich bereits von Frankreich aufgemuntert, jedem Ansinnen, welches die Engländer an ihn stellten, widerstrebt zu haben, und daher der Entschluß, ihn zu stürzen oder wenigstens zu demüthigen. England war es, welches den gegen Mehemed Ali feindlichen Handelsvertrag aufs eifrigste betrieb und den Sultan zum Kampfe gegen Aegypten aufmunterte. Der Kampf brach aus, und die Türkei unterlag, Ibrahim aber rückte dießmal nicht gegen Konstantinopel an, weil dieß eine augenblickliche Einmischung europäischer Mächte zur Folge gehabt haben würde, und alle Mächte, auch das mit dem Pascha von Aegypten in so engem Einverständniß handelnde Frankreich, darauf bedacht waren, eine solche Einmischung, welche einen Bruch des allgemeinen Friedens zur Folge gehabt haben würde, so lange wie möglich zu verschieben. Man hatte den frühern Fehler erkannt, Mehemed Ali allzu mächtig werden zu lassen, wollte ihn wieder schwächen, und auf ein geringeres Gebiet beschränken, als er vor der Schlacht von Nisib besessen hatte, aber Frankreich gelang es, erst durch langsames Hinhalten, dann durch eine offene Erklärung Mehemed Ali zu schützen. Man wollte ihn anfangs auf Aegypten beschränken, nachher aber gab England zu, daß er das Paschalik von St. Jean d'Acre erhalte, jedoch ohne die Festung (weßhalb diese kürzlich in aller Eile in einen vertheidigungsfähigen Zustand versetzt wurde), und jetzt wo der Winter herangekommen und die günstige Zeit zu Operationen vorüber ist, steht Mehemed Ali so mächtig da, als je; die Engländer, welche seit drei Jahren an seinem Sturze arbeiteten, sind um keinen Schritt weiter gerückt, und das verlaufene Jahr ist, obwohl der Streit noch nicht mit Kanonen geführt wurde, für sie so gut wie ein verlorener Feldzug. Sie haben in Afghanistan Lorberren errungen, aber was helfen diese weitschichtigen, schwer zu behauptenden Eroberungen, wenn die Schwierigkeit, ihnen nöthigen, falls zu Hülfe zu kommen, mit jedem Tage steigt. Gewonnen ist nur, daß die Verhältnisse sich viel deutlicher gestaltet haben, und kein Theil mehr über die Bestrebungen des andern irgend im Dunkel seyn kann.

Ueber dem eigenen Interesse hat man indeß das der Türkei gänzlich hintangesetzt: die Erklärung der Mächte, daß die Pforte keinen Separatfrieden mit Mehemed Ali schließen solle, da ein solcher ihr nur verderbliche Opfer auflegen könne, mochte zwar einerseits sehr nöthig seyn, um überspannte Forderungen und allzu rasches Nachgeben zu verhindern, andrerseits aber enthielt sie das Todesurtheil der Türkei, denn es war thatsächlich darin ausgesprochen, daß sie sich nicht mehr selbst helfen könne, sondern sich auf die christlichen Mächte verlassen müsse, was ihr in den Augen aller wahren Gläubigen mehr schadete, als der schlimmste Vertrag mit Mehemed Ali, der doch immer ein Türke war und um seines eigenen Vortheiles willen das Reich nicht ganz sinken lassen konnte. Wäre die Erklärung der Mächte nicht erfolgt, so war der Kampf zwischen der Pforte und Mehemed Ali ein Familienstreit, wie ihrer das türkische Reich schon viele gesehen. Jetzt ist der Streit ein europäischer geworden, dessen Ende noch in keiner Weise abzusehen ist. Es wäre ebenso nutzlos als unmöglich, den Schlangenkrümmungen der europäischen Diplomatie folgen zu wollen, so viel aber scheint kaum zu bezweifeln, daß England noch wie vor einem Jahre die Demüthigung Mehemed Ali's will, welcher ihm in Mesopotamien und Arabien, hauptsächlich aber in Aegypten selbst, im Wege steht; daß Frankreich dagegen Mehemed Ali auf alle Weise zu stärken sucht, um an ihm einen Bundesgenossen im Mittelmeere zu haben, vielleicht gar um ihn unter günstigen Umständen dereinst zu beerben, worauf auch einige Vorgänge in Abyssinien hindeuten, und daß endlich Rußland diesem Treiben mit großer Seelenruhe zusieht, da, wie es auch im Uebrigen gehen mag, eine gänzliche Zersetzung und Auflösung des türkischen Reiches die nothwendige Folge davon ist. Eine der Hauptsorgen Mehemed Ali's scheint gegenwärtig darauf zu gehen, seinen Einfluß in Kurdistan möglichst zu befestigen, da die Lage dieses noch von keinem Eroberer ganz bezwungenen Landes der Art ist, daß er von dort aus nicht nur Syrien wirksam schützen und Mesopotamien ohne allen Widerstand besetzen, sondern auch gegen Persien und das russische Asien, wie gegen die Türkei Fronte machen kann.

Nicht minder hoffnungslos als in Asien steht es in der europäischen Türkei aus. Hier stehen zwei Völker, welche einst zuletzt noch von allen Bewohnern des byzantinischen Reichs die Fahne des Kreuzes mit den Waffen schirmten, und zuerst wieder die sinkende Türkei ihre Kraft fühlen ließen, die Serben und die Albanesen. Einst standen diese Völker, beide als Christen, den eindringenden Türken entgegen, jetzt ist Albanien zwar großentheils mohammedanisch geworden, aber dieß bedeutet nur so viel, daß sich der Religionsfanatismus der Masse nicht gegen die Türken aufreizen läßt; unabhängig in gewissem Sinn ist Albanien so gut wie Serbien (s. Serbien Nr. 1—4, Albanien und die Albanesen Nr. 268—273). Wie die Albanesen seit Jahrhunderten über Griechenland hin sich ausgebreitet, wie sie allmählich immer tiefer in Macedonien eindringen, in welchem Zusammenhange sie mit den wandernden Wlachen stehen, das haben wir in dem letzten Artikel, wenn auch nicht ausgeführt, doch angedeutet, und verweisen hier darauf; wichtiger aber für den Augenblick ist der Zusammenhang des Zustandes von Albanien mit der Lage des türkischen Reichs überhaupt. Die albanesischen Häuptlinge und Söldner haben in dem griechischen Unabhängigkeitskampfe, dem sie mehr als einmal ein Ende hätten machen können, die Pforte recht bis aufs Blut ausgesogen, und als kein Geld mehr von ihr zu erholen war, sie im Stich gelassen, um ihre eigenen Unabhängigkeits-

und Eroberungsplane zu verfolgen. Ali Pascha von Janina, der einst so ziemlich Mehemed Ali's Rolle spielte, war todt, aber seine Plane und sein Werk nicht mit ihm gestorben: es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verzweigungen des albanesischen Aufstandes im Anfange dieses Jahrzehents weit über Macedonien hinaus bis nach Thracien hin sich ausdehnten, und daß Mehemed Ali hiebei nicht unthätig war. Da gelang es Reschid Pascha, durch Muth, Klugheit, Hinterlist und Grausamkeit, die Albanesen wieder zu unterwerfen, und aus ihrem Lande, welches seit so langer Zeit den bedeutendsten Theil des türkischen Heeres geliefert hatte, wieder Truppen zu ziehen, um sich zu dem unvermeidlichen Kampfe gegen Mehemed Ali zu rüsten. Dieser aber erkannte den drohenden Sturm, kam ihm zuvor, und fiel in Syrien ein. So entwickelte sich aus dem griechischen und albanesischen Aufstand mit innerer Nothwendigkeit die Uebermacht Mehemed Ali's und die gänzliche Hülflosigkeit der Pforte, und diese Hülflosigkeit rief dann den albanesischen Aufstand wieder ins Leben. Noch ist kein offener Schritt gegen die Pforte geschehen, aber sie ist machtlos, und muß die albanesischen Häuptlinge gewähren lassen. In Prisrend sitzt der Rath der Verschwornen versammelt, und alle Umstände lassen vermuthen, daß die durch den Sieg Reschid Paschas gestörten Plane wieder aufgenommen worden sind: in einem Augenblick kann sich das Feuer des Aufruhrs von der albanesischen Küste im Westen bis zum thracischen Golfe ausbreiten, und dann ist das türkische Reich dieselbe Ruine, wie es das griechische vor 400 Jahren war.

Was können unter solchen Umständen, wo das Reich am Abgrunde des Verderbens steht, Reformen helfen! Wir sehen aus den Bemerkungen des sonst unwissenden, aber aufmerksamen d'Aubignosc (s. Nr. 228—230), daß sie, mit geringen Ausnahmen, ein eitler Wortschwall sind, und das in dem neuen Hatti-Scherif verkündigte Heil kann keinen blenden, welcher sehen will. Höchstens ist es eine Art Drohung, welche man Mehemed Ali hinwirft; aber auch diese Wirkung des europäisch-orientalischen Machwerks wird in kurzem spurlos vorübergehen. Wer, wie die Türkei, mit der Noth des täglichen Lebens kämpft, hat zu solchen weitaussehenden Planen und Einrichtungen keine Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Tauschhandel zu Wardehuus in Norwegen.

(Schluß.)

Von den beiden kleinen, völlig unbewohnten Inseln dient die eine den Fischern als temporärer Landungsplatz, die andere ist nicht bloß den Russen, sondern auch dem Norweger verboten: Niemand darf sich dem Ufer nähern, noch viel weniger etwas von der Insel nehmen; der aufmerksame Blick der Schildwache von dem Festungswall herab hütet den wichtigen Artikel des Einkommens, das ausschließlich dem Commandanten gehört, der Eiderdunen und Wallroßzähne (morosha) von dieser Insel bezieht. Auf der Festungsinsel hält man Schafe, Ziegen, Schweine und hornlose Kühe, jedoch in geringer Menge; diese nähren sich im Sommer von dem ärmlichen Gras, im Winter von Moos. Auf dieser Insel wächst nicht einmal Holz, so daß die Wohlhabendern das Klafter zu zehn Rubel von den Russen kaufen müssen, die Aermern brennen Mist, den sie für den Winter sorgsam in Backsteinform trocknen, und unter einem Schuppen in Haufen setzen.

Endlich muß auch noch des Tauschhandels und der Industrie der Russen gedacht werden. Wenn die Anwohner des weißen Meeres kommen, haben die Norweger bereits einen bedeutenden Vorrath von trockenen Stockfischen. Diese werden im April und bis zum 11 Mai hin gefangen, in Haufen gelegt und an freier Luft getrocknet; vom Junius an ist diese Art von Trocknung nicht mehr möglich, weil es zu warm wird, und die Insecten kommen; deßhalb wird der Fisch dann gesalzen. Im verflossenen Jahre (1838) tauschte man gegen ein Pud Mehl drei Pud frischen oder zwei Pud gesalzenen Stockfisch ein, von frischen Steinbutten Pud gegen Pud. Die beste Sorte getrockneten, runden Stockfisch, der an Ort und Stelle 12 Rubel B. das Pud kostet, behalten die Wardehuuser entweder selbst für ihren Jahresbedarf, oder schicken ihn nach Drontheim, von wo er nach dem Mittelmeere versendet und mit Vortheil verkauft wird. Die Russen tauschen den trockenen, runden Stockfisch nicht gern ein, weil er zu theuer ist, und sie ihn darum in Rußland nicht verkaufen zu können hoffen. Sie begnügen sich deßhalb mit den mittleren und geringeren Sorten dieses Fisches, den sie namentlich in Archangel und in Wologda absetzen. Einige Russen beschäftigen sich selbst mit dem Fange der verschiedenen Stockfischarten und der Steinbutten in der Nähe von Wardehuus, indem sie den Besitzern der Fischzugorte das Recht dazu mit dem von ihnen mitgebrachten Mehle bezahlen, und einen Sack Mehl von 10 Pud zu 20 Rubel B. rechnen. Etwa 50 Werste von Wardehuus gegen Norden werden diese Fische in bedeutender Menge durch Seilnetze gefangen, die sie auf eine Tiefe von 150 Klaftern ins Meer hinablassen, und welche eine Fläche von 480 Quadratklaftern einnehmen.

In den Jahren 1835 und 1837 trieb der russische Schiffer Iwan Paschin in der Nähe von Kola mit Erfolg den Fang von Haifischen, welche die Einwohner von Kola nie als Nahrungsmittel nehmen, obgleich sie manchmal an die Angel beißen; aber Paschin setzte sie mit Vortheil nach Petersburg ab, wohin er sie gesalzen oder frisch und gefroren sandte. Die Haifische sind zum Essen nur bei mittlerer Größe zu gebrauchen; größere fängt man selten bei Kola, aber an den Ufern von Wardehuus findet man sie von einer Größe, daß man von einem einzigen Haifisch gegen 20 Pud Fett erhält; bei solcher Größe aber haben die Haifische einen widerlichen Geschmack. Dem Erscheinen der Haifische geht ein Schwarm Dorsche (Saida) voraus, der sich augenscheinlich vor ihrem Heißhunger zu retten sucht. Bei stillem und hellem Wetter schwimmt der Dorsch auf eine bedeutende Strecke auf der Oberfläche des Meeres, dreht sich im Kreise und schnellt sich über das Wasser hervor. Die Fischer, welche aus Erfahrung die Eigenschaften dieses

Fisches kennen, der sich durch seine Dummheit auszeichnet, ersannen vor einigen Jahren eine besondere Fangweise, welche die auf den Fischfang verwendete Mühe und Kosten reichlich belohnte. Sobald die Fischer den Juro *) des Dorsch bemerkten, fahren sie in vier kleinen Schiffen hinaus ins Meer mit einem viereckigen Netze; zwei der Schiffe lassen zwei Enden davon ins Meer hinab, welche durch die Schwere des daran befestigten Senkbleies bald den Boden erreichen, über den das Netz hingleitet, da es durch Stricke in Bewegung gesetzt wird, welche am Hintertheil der beiden mit Hülfe der Ruder forteilenden Schiffe befestigt sind. Die zwei übrigen Schiffe lassen das Netz zu gleicher Zeit mit den ersten ins Meer, und folgen ihnen in der Entfernung, wie sie die Länge der an die zwei übrigen Enden des Netzes geknüpften Seile zuläßt. Der Erfolg des Fangs hängt von der Einheit der Bewegungen in allen vier Schiffen ab, so wie von der Beobachtung der Ruhe und Ordnung unter den Fischern, von denen der erfahrenste aus aufmerksamer Beobachtung leicht erkennt, ob das Netz gerade unter dem Mittelpunkt des Juro ist. In diesem Augenblick gibt er das verabredete Zeichen, das Netz empor zu ziehen: wenn man sich gehörig still verhalten hat, so stürzt der erschreckte Dorsch sich ins Netz, im entgegengesetzten Falle wirft man von allen Schiffen aus nach den Enden des Netzes hin Steine, wodurch die Fische gegen die Mitte desselben hingedrängt werden und sich ins Meer versenken; hierauf werden die Enden des Netzes emporgezogen. Ein solcher Fang, wobei man den Dorsch mit Haken besonderer Art in die Schiffe hereinzieht, beträgt oft 1000 Pud und darüber. Diese Art des Fanges, welche anfangs durch die Russen in Gebrauch kam, nahmen auch die Norweger an, gaben sie aber später wieder auf, weil sie ihnen nicht die vortheilhaften Resultate gewährte, wie den Russen, welche dazu besondere, in Rußland verfertigte Netze haben, die den Norwegern zu hoch kommen, weßhalb diese sich an die alte Methode halten.

Die chinesischen Gefäße in den ägyptischen Gräbern und das Porcellan.

Deguignes, der Verfasser der Geschichte der Hunnen, unstreitig der größte Kenner der chinesischen Sprache in Europa, kam in einer unglücklichen Stunde auf den Gedanken, daß die Chinesen eine Colonie der Aegyptier seyen. Von diesem Moment an schien er nur einzig und allein für diesen Gedanken oder besser Einfall zu leben. Alle die mannichfachen, während seines langen, arbeitsamen Lebens erworbenen Kenntnisse wurden dazu angewendet, um dieß Unerweisliche zu erweisen. Bevor dieser Einfall seinen klaren Sinn trübte, war Deguignes der ruhigste, der wahrheitliebendste, der besonnenste, von aller Systemsucht entfernte Forscher. Er hatte zwar auch früher neue, unhaltbare Meinungen aufgestellt, wie daß die tungusischen Jeoujen des nordwestlichen Asiens, von ihm Geougen genannt, die Avaren des Abendlandes wären; er hatte die von andern Gelehrten ausgesprochenen Behauptungen verfochten, wie die von Gaubil und Visdelou aufgestellte, daß die Hiong nu des Ostens die Hunnen seyen des Westens — was auch wirklich trotz der Widersprüche von Rößler und Klaproth der Fall ist —; niemals suchte er aber deßhalb irgend eine Thatsache zu verdrehen, oder gar gegen besseres Wissen ganze Perioden der Geschichte falsch darzustellen. Leider kann man dieß seinen Arbeiten seit dem Jahre 1758, wo er zuerst mit dieser neuen unerhörten Behauptung hervorgetreten ist, daß nämlich die Chinesen eine verhältnißmäßig ziemlich späte Colonie Aegyptens, daß die chinesischen Charaktere Monogramme ägyptischer und phönicischer Buchstaben, und daß endlich die ersten sogenannten Kaiser China's die alten Könige Thebens seyen, nicht mehr nachrühmen. Die Weltgeschichte sollte sich nun nach Hrn. Deguignes umgestalten. Die Chinesen mußten viel jünger seyn, als sie in der That sind; erst im Jahre 841 oder noch später beginne ihre beglaubigte Geschichte, während doch Deguignes selbst, in seiner Geschichte der Hunnen, einen chronologischen Abriß der chinesischen Geschichte seit dem 23sten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mittheilt. Sollte doch das älteste geographische Document der Weltgeschichte, die Beschreibung des chinesischen Reiches zu den Zeiten der Yu (Yu kong) sich nicht auf China beziehen, sondern auf Aegypten! Und so ward Alles aufgeboten, um die in ihrer äußerlichen Gestalt, in Sprache und Schrift, in Religion und Staatsverfassung ganz eigenthümlichen, von den Aegyptiern durchaus verschiedenen Chinesen in eine ägyptische Colonie zu verwandeln. Die Chinesen kannten niemals die Beschneidung — dieß allein hätte Deguignes von seinem Irrthume zurückbringen sollen.

Die gelehrte Welt hatte der Hypothese des französischen Sinologen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie ganz vergessen. Siehe, da werden vor einigen Jahren mehrere chinesische Porcellanvasen in Aegypten gefunden; selbst in alten ägyptischen Gräbern, die seit den Tagen der Pharaonen nicht geöffnet wurden, so erzählte man nämlich, sollten dergleichen nach der Aussage unverdächtiger Zeugen gefunden worden seyn. Nun tauchte mit Einemmale die alte verschollene Meinung des französischen Akademikers wieder auf. Man beschrieb diese Vasen in das kleinste Detail, ließ eine derselben abbilden, und glaubte, daß die in Aegypten gefundenen chinesischen Porcellangeschirre Stoff zu endlosen Untersuchungen darbieten möchten. Dem ist aber keineswegs so. Es wird zuvörderst bestimmt widersprochen, daß diese porcellanenen Riechfläschchen in alten Gräbern, die wenigstens bis zu den Zeiten Psammetichs hinaufreichen, gefunden worden seyen. Ein reisender Engländer kaufte sie zu Koptos von einem Fellah. Wäre dieß aber auch nicht mit Sicherheit hergestellt, so könnten wir doch sowohl aus dem Inhalte der Inschrift, die sich auf einer dieser Vasen befindet, als auch aus der Form der Schrift selbst, in welcher die Inschrift geschrieben ist, die Unmöglichkeit dieses hohen Alterthums der Gefäße nachweisen. Die Charaktere sind nämlich in der Tsao- oder Grasschrift, die von dreien Gelehrten, Tschang tschi, Tu su und Tschui juen zu den Zeiten der Han-Dynastie erdacht wurde, und erst unter den Tsin, im dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Die Gefäße können also über diese Zeit nicht hinaufreichen. Aber auch der Inhalt dieser Inschriften spricht gegen das hohe Alterthum dieser Gefäße.

(Fortsetzung folgt.)

*) Juro ist das technische Wort der Fischer, womit sie eine Masse von Fischen bezeichnen, die sich auf irgend einer Strecke des Meeres sammelt, was man anderswo eine „Bank" nennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1839.

Einige Bemerkungen über das Eis in dem Polarmeere.

(Aus Wrangels Reise längs der Nordküste Sibiriens und auf dem Eismeere, bearbeitet von G. Engelhardt.)

Die Fischer und Jäger, welche alljährlich nach den Inseln Neu-Sibirien und Kotel'noj fahren und dort den Sommer verbringen, haben beobachtet, daß das Meer zwischen diesen Inseln und dem Festlande nie vor den letzten Tagen des Octobers völlig zufriert, obgleich es an den Küsten schon viel früher sich mit festem, stehendem Eise belegt. Dahingegen sind die Küsten im Frühling schon zu Ende des Junius ganz frei von Eis,*) während es auf dem Meere selbst noch einen ganzen Monat hält und vielleicht noch länger stehen würde, wenn es nicht durch die Menge von Spalten und Rissen geschwächt wäre, die sich dort im Frühling und selbst im Winter bilden. Aber das Aufgehen des Eises bringt nur eine geringe Verminderung desselben hervor, denn selbst im vollen hiesigen Sommer ist das Meer immer mit großen und kleinen Eisschollen bedeckt, die durch Winde und Strömungen hin- und hergetrieben werden, und bei etwas stärkern Stürmen ein Schauspiel geben, welches eigentlich nicht zu beschreiben ist. Man muß den ungeheuren Aufruhr des tobenden Elements, die durch dasselbe hoch in die Höhe geschleuderten riesigen Eismassen und die Schaumberge gesehen, man muß das donnerartige Getöse der aneinanderschlagenden Eisberge, das furchtbare Zischen derselben bei ihrem Sturze gehört haben, um sich einen Begriff von dem Ganzen machen zu können.

Das aus den großen Strömen jährlich ins Meer hinabkommende Eis schmilzt nie ganz, weder durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen, noch auch durch das Salz im Meerwasser, wahrscheinlich, da bei der Verwandlung des Eises in Wasser ein großer Theil Wärmestoff wieder verschluckt und dadurch die Temperatur des Wassers sowohl als der Luft bedeutend erkältet wird. Durch dieß alljährlich hinzukommende Flußeis muß die Quantität des Meereises immer vergrößert werden. Dieß bestätigen auch die Aussagen der Küstenbewohner am Nordcap, welche uns versicherten, daß vormals das Meer im Sommer frei von Eis gewesen sey, welches aber jetzt schon seit langer Zeit nicht mehr der Fall ist, außer im Jahre 1820, das aber als eine Seltenheit und Ausnahme bezeichnet wird.

Doch nicht allein das Flußeis ist es, das eine solche Vermehrung des Eises im Meere bewirkt; auch das sich in letzterem jährlich neu bildende Meereis, welches mit Salztheilen geschwängert ist, und also dadurch noch eher sich erhält als das Flußeis, trägt gewiß zu jener Vermehrung bei.

Im Winter gleicht das Eismeer, freilich in kleinem Maaßstabe, jenen unabsehbaren, waldleeren Schneesteppen, den Tundras der nördlichen Region Sibiriens. So wie diese von hohen Bergen begränzt sind, ebenso ziehen sich auch auf dem gefrorenen Meere berghohe Eisrücken dahin, welche große Thäler bilden, die mit wellenförmig festgefrorenem Schnee bedeckt sind. Die Stelle der Landseen und Bäche nehmen hier die breiten, offenen Stellen, Polynji, und die Eisspalten ein.

Die Refraction der Lichtstrahlen ist auf diesen Eisflächen ganz ungeheuer, sowohl im eigentlichen Winter durch die vom Frost verdickte Luft, als auch im März und April durch die aus dem Schnee aufsteigenden Dünste. Letztere besonders sind es, die jene Trugbilder hervorbringen, welche den Reisenden oft irre führen und zu manchen falschen Angaben von gesehenen Gegenständen Anlaß geben. Auch wir sind mehrfach durch diese nordischen Fata Morgana verleitet worden, da Land oder Felsen zu sehen, wo bei näherer Untersuchung nichts als Dampf und Strahlenbrechung war. Zuweilen nehmen diese Trugbilder ganz abenteuerliche Gestalten an, man sieht hoch in der Luft schwebende Felsenmassen, Waldpartien u. dgl. Eigentlich müßte diese Dunststrahlenbrechung die entferntesten Gegenstände dem Auge nähern, aber dieß wird wiederum durch das endlose, einförmige Weiß aufgehoben, welches über die ganze Natur ausgebreitet ist und durchaus alle Gegenstände so zu sagen ihrer Umrisse beraubt.

*) Hievon machen nur die seitwärts von den Mündungen größerer Ströme im Meere befindlichen Untiefen eine Ausnahme. Auf diesen steht das Eis auch in der Nähe der Küste unbeweglich, und es gibt Jahre, wo diese Massen bis zum nächsten Winter an ihrer Stelle bleiben.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Am tiefsten bei dem Schicksal des Orients betheiligt ist Rußland: von den Mündungen der Donau an bis zu denen des Arares ist auch keine Stelle, wo das Schicksal der Türkei nicht ein gespanntes Interesse erweckte. Käme die Türkei wieder zu Kraft und Ansehen, oder setzte sich eine fremde, Rußland feindselige Macht an ihre Stelle, so würde der ganze Süden Rußlands in der bezeichneten Ausdehnung die Folgen augenblicklich fühlen: an eine Bezwingung der Tscherkessen wäre dann nicht mehr zu denken, die lesghischen Stämme würden in erneuter Wuth sich erheben, ganz Transkaukasien in kurzer Zeit für Rußland verloren, und wohl auch die Tataren im Aufstande seyn. Ein thätiger, namentlich mohammedanischer Feind könnte diese Folgen schnell herbeiführen, darum bewacht Rußland seinen Süden mit solcher Eifersucht. Einheit im Innern und möglichste Kraftentwicklung nach außen sind die Hauptmittel zu diesem Zwecke, und diese Mittel, eben weil sie für die Entwicklung Rußlands, besonders gegen Süden, unerläßlich sind, werden wieder selbst Zweck für die Regierung, welche sie mit einer außerordentlichen Consequenz verfolgt.

Was jene Einheit im Innern sagen will, ersehen wir aus dem ohne Umschweif dargelegten Unterrichtssystem (s. Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren Nr. 155—160). Das Streben geht dahin, alle im weiten Umkreise des Reiches wohnenden Stämme in Glauben, Sitten und Sprache zu Einem Volke zusammenzuschmelzen. Dieß ist in jenem Artikel mit den Worten ausgedrückt, daß das Unterrichtswesen im Geiste der Monarchie, der griechisch-russischen Kirche und der Nationalität geleitet werde. In den altrussischen Provinzen herrscht ohnehin, bis auf einige unbedeutende Secten, Einheit des Glaubens und der Einrichtungen; jene Worte beziehen sich also theils auf die deutschen und finnischen Völker im Umkreise des Reiches, theils aber und hauptsächlich auf die ehemals polnischen. Die Reiseskizzen aus Rußland von Glagoliew (s. den Monat Februar) können uns hier den richtigsten Fingerzeig geben, namentlich die Abhandlung über die Bewohner von Wolhynien und Podolien; das Volk jener Provinzen ist trotz aller Verfolgungen der frühern polnischen Regierung und der römischen Geistlichkeit in Glauben und Sprache russisch geblieben, der alte Adel aber ist polnisch und katholisch geworden, darum muß die Regierung jetzt das griechisch-russische Glaubensbekenntniß, welches während der polnischen Regierung in Armuth und Dürftigkeit versunken war, mit neuem Glanze umgeben, und darauf hinarbeiten, den Adel wieder russisch zu machen und zur griechischen Kirche zu bekehren. Die Mittel hiezu sind in jener Auseinandersetzung über die Grundsätze des Unterrichts offen dargelegt; man errichtet allenthalben Pensionen für adelige Jünglinge und Mädchen, worin diese, neben den andern Unterrichtsgegenständen, namentlich in der russischen Sprache und in dem Geiste der russisch-griechischen Kirche unterrichtet werden. Wie ehemals die Söhne des russischen Adels, in Podolien, Wolhynien und Weißrußland aus den Unterrichtsanstalten der Jesuiten, welche nach Vernichtung der russisch-griechischen allein noch übrig geblieben waren, als Polen und Katholiken hervorgingen, so sollen sie jetzt aus den neuern Anstalten, als Russen und Bekenner der russisch-griechischen Kirche hervorgehen, was allerdings, da die Volksmasse jener Länder russisch geblieben ist, leichter seyn mag, als es vor hundertfünfzig und zweihundert Jahren war, sie zu Polen und Katholiken umzugestalten.

In kirchlicher Beziehung hat Rußland in diesem Jahre ganz geräuschlos einen Schritt gethan, welcher zu den folgereichsten dieses Jahrhunderts gehört: die Union, welche einst die russisch-polnischen Provinzen ganz von dem alten Rußland losreißen sollte, ist aufgehoben worden, und die Heerde hat sich wiederum mit der alten griechisch-orientalischen Kirche vereinigt. Wir sind in Deutschland nur zu geneigt, solchen kirchlichen Erscheinungen eine zu geringe Bedeutung beizulegen, weil wir, durch blutige und harte Erfahrungen in unserer Geschichte belehrt, ein größeres Gewicht auf das Wesen als auf die Form der Religion zu legen gewohnt sind, und kirchliche Toleranz zu einer Art von Nothwendigkeit geworden ist. Der ganze romanische Süden ist wesentlich katholisch geblieben, in dem germanischen Norden hat sich eine reformirte Kirche an die Stelle der katholischen gesetzt, und nur in Deutschland stehen beide gleich berechtigt und fast in gleicher Zahl neben einander; weder im romanischen Süden, noch im protestantisch reformirten Norden hat kirchliche Spaltung die Einheit des Staates aufgehoben, weil immer auf einer Seite eine überwiegende Macht war und der andere Theil gewaltsam unterdrückt wurde. In Deutschland vollendete der Protestantismus die Auflösung des Reichs, aber die einzelnen Theile waren noch stark und lebenskräftig genug, um sich zu erhalten. Nicht so in Polen. Die Idee, daß die Einheit des Staates eine kirchliche Einheit zur Grundlage haben müsse, war hier noch zu stark. Das ganze eigentliche Polen war katholisch, und da man die östliche Hälfte des Reiches nicht mit einemmale katholisch machen konnte, und doch eine gewisse Einheit herstellen wollte, so verfiel man auf das Mittel der Union, welches mit Belassung der kirchlichen Ceremonien die Bekenner der griechischen Kirche gleichfalls dem Papste unterwarf. Diese Union sollte indeß nur zur Brücke dienen, um die Anhänger der griechischen Kirche nach und nach zur römischen herüberzuziehen. Dieser Plan stieß auf blutigen Widerstand, und wer die Geschichte der polnischen Republik in den letzten drei Jahrhunderten überblickt, wird finden, daß Polen an dem unseligen kirchlichen Streite, wie an einer ewig eiternden Wunde, verschieden ist. Einem solchen Schicksal will Rußland entgehen: noch stehen seine Völker zu tief, um den offenen Kampf widerstreitender Lehrsätze zu ertragen, und es sucht die äußere Einheit als ein Pfand der innern Ruhe des Staates. Die Wunden des zweihundertjährigen Kampfes mit Polen sind noch keineswegs vernarbt, und damit sie nicht wieder aufgerissen werden, ergreift Rußland umfassende, zum Theil sehr harte Maaßregeln; aber Maaßregeln, die wenigstens bis jetzt zum Ziele geführt haben, und vielleicht weit über die Gränzen des Reiches hinaus ihre Wirkung äußern.

Wie der Katholicismus im tiefern, romanischen Süden, so hat die griechisch-russische Kirche im Norden eine ganz eigenthümlich nationale und locale Färbung angenommen, Moskau mit seinen wunderlichen Kirchen (s. Nr. 152 f. 163 — 169. 172. 178. 298 ff.) so wie Kiew (Nr. 17) gelten den Russen als Heiligthümer, und die griechische Kirche ist mit der Nationalität aufs engste verschmolzen. Neben diesem eigenthümlichen kirchlichen Sinne nimmt sich freilich die europäische moderne Bildung höchst sonderbar aus, und ein Widerstreit zwischen beiden ist unvermeidlich. Bis jetzt hält die Oberflächlichkeit der letztern einen offenen Ausbruch zurück, eine Oberflächlichkeit, welche schon viel Stoff zu tadelnden Bemerkungen gegeben hat; wenn man indeß erwägt, daß es noch kaum 150 Jahre ist, daß Peter der Große anfing sein Volk aus der halbasiatischen Rohheit — dieß ist der eigene Ausdruck russischer Schriftsteller — herauszureißen, so läßt sich erwarten, daß die hineingebrachte Bildung trotz aller Bemühungen der Regierung noch nicht sehr tief gegriffen haben kann: man vergleiche nur z. B. den Artikel Charkoff und die Ukraine (s. Nr. 335—343); aber selbst diese Oberflächlichkeit verräth die Achtung vor der wirklichen Bildung, und der Schein wird endlich zur That werden. Alle Verhältnisse weisen indeß Rußland auf einen andern Bildungsgang hin, als Deutschland ihn eingeschlagen hat. Zwar nimmt man sich letzteres vielfach zum Vorbild, die von der Regierung unterstützten wissenschaftlichen Anstalten arbeiten in deutscher Weise, die Sitzungen der Akademien, die geschichtlichen Forschungen, wie sie aus den Protokollen der verschiedenen Anstalten im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung mitgetheilt werden, alles dieses ist mehr nach westeuropäischem Zuschnitt, aber doch möchten wir, trotz der unbestreitbaren Gründlichkeit Einzelner, alles dieß mehr ein Tünche nennen. Peters Reformen waren hauptsächlich auf praktische und materielle Dinge gerichtet: der Zweck war, die Macht und Stärke des Staates gegen außen zu vergrößern, und dieser Richtung ist Rußland hauptsächlich treu geblieben. Es scheint den Russen vorbehalten, an Zahl und Mannichfaltigkeit zu gewinnen, was ihnen an Tiefe abgeht, und dazu bietet ihnen das weite Reich ein ungeheures Feld. Ueber das Land der Baschkiren (s. Nr. 14), über Sibirien (s. Nr. 127 f., 150 f.), über die Kalmücken an der Wolga (s. Nr. 230 — 235) haben wir Mittheilungen aus russischen Quellen; auch die Erinnerungen aus Eriwan (siehe Nr. 116 f.) und aus Armenien (s. Nr. 238 f., 242 f.) sind von russischen Schriftstellern. Das Feld der Länderkunde wird mehr und mehr angebaut, und über manche Gegenden sind Russen die einzige, oder fast die einzige Quelle. Wahrscheinlich wird diese Bahn sie früher zu einer allgemeineren gründlichen Bildung leiten, als die von außen hereingetragenen Formen des Wissens.

Mächtig wird diese Erweiterung der Kenntnisse d rch die Stellung Rußlands in Asien unterstützt, welche mit seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung eng zusammenhängt. Der eigentliche Sitz und Mittelpunkt Rußlands war in frühern Zeiten Kiew, weiter gegen Norden waren Nowgorod, Pskow, Isborsk und andere Städte nur slawische Colonien; alles Land vom 53° gegen Norden und vom 55° gegen Osten kann als Eroberung über finnische Völker betrachtet werden, und eben diese eroberten und von Russen colonisirten Länder wurden später der Hauptsitz der Herrschaft, welche erst seit zweihundert Jahren sich wieder mehr gegen Süden auszubreiten anfängt. Diese Ausbreitung wurde in den letzten vier Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts über das ganze Nordufer des schwarzen Meeres ausgedehnt. Nicht ohne Grund nannte die große Katharina dieses Land Neurußland: hier bildet sich allerdings ein neues Rußland, und die Hauptkraft des Reiches dürfte sich leicht, wie in den ersten Jahrhunderten seines Daseyns, in dem Dniepergebiet concentriren. Die Bedeutung, welcher dieser Landstrich bereits errungen hat, nöthigt Rußland, an den Ereignissen der Türkei den innigsten Antheil zu nehmen. Rußland sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, alle die alten Reste tatarischer Völker, welche einst Rußland beherrscht und ausgeplündert hatten, seiner Herrschaft zu unterwerfen, und dieß führte Rußland frühzeitig nach Astrachan, brachte es in Verbindung mit Persien und den Völkerschaften des Kaukasus, und verwickelte es aufs tiefste in alle Angelegenheiten der Türkei. Wir haben dieser Verhältnisse bereits gedacht, und mag man nun annehmen, daß Rußland auf die Türkei wie auf eine Beute laure, oder daß ihm bloß darum zu thun sey, seinen Einfluß in jenen Ländern dergestalt zu sichern, daß der Besitzer von Konstantinopel factisch nichts mehr als sein Vasall sey; immerhin ist das Streben da, sich direct oder indirect über die europäische und asiatische Türkei hin gegen das Mittelmeer auszubreiten. Hier steht es in einer höchst sonderbaren Stellung: wie in dem asiatischen Streite zwischen Rußland und England Frankreich als unberufene dritte Macht dazwischen tritt, um die Rolle des Vermittlers zu spielen, so scheint Rußland sich dieselbe Rolle in dem Streite zwischen England und Frankreich um die Herrschaft im Mittelmeere vorzubehalten. Auch gegen Mehemed Ali ist seine Stellung eine gedoppelte: so lange Mehemed Ali der Feind der Türkei ist und ihre Kräfte lähmt, so lange ist Rußland sein Freund, sobald aber Mehemed Ali der Emir Al Omrah des türkischen Reichs werden will, wodurch dieses wieder zur Kraft gelangen könnte, dann ist Rußland sein entschiedener Gegner. Wie dieser verwirrte Knoten sich lösen soll, ist einer wohl nicht sehr fernen Zukunft vorbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Insectenpflanze.

Der Dumfries Courier (s. Galignani's Observer. 5 Dec.) enthält ohne Quellenangabe Folgendes: Hr. Mackay, Mitglied des brittischen Consulats zu Maracaibo, beschreibt eine Pflanze, die im Lande den Namen Protojoy führe und durch die seltsame Metamorphose eines Insectes zur Pflanze werde. An dem beschriebenen Insecte hatten sich schon einige der Beine in Wurzeln verwandelt, und in diesem Zustand erhielt sie Hr. Mackay. Ein ähnliches Insect soll kürzlich in Nordcarolina entdeckt worden seyn. Wenn das Geschöpf die Form eines Insectes annimmt, ist es etwa einen Zoll lang und gleicht so ziemlich einer Wespe. Wenn das Insect seine volle Länge erreicht hat, ver-

schwindet es unter dem Boden und stirbt; bald darauf sprießen die beiden Vorderfüße hervor, die Schößlinge steigen aufwärts, und bald hat die Pflanze die Höhe von 6 Zoll erreicht. Die Zweige und Blätter gleichen dem Klee, und an den Spitzen der erstern sind Knöpfe, die weder Blätter noch Blumen enthalten, sondern ein Insect, das, wie es herangewachsen ist, auf den Boden fällt oder auch auf der Pflanze bleibt, und von den Blättern sich nährt, bis die Pflanze erschöpft ist, wo das Insect in die Erde zurückkehrt, und wieder als Pflanze aufsprießt.

Die chinesischen Gefäße in den ägyptischen Gräbern und das Porcellan.

(Fortsetzung.)

Bekannte Stellen der heiligen Schriften, liebliche und sinnreiche Sätze der Dichter und Geschichtschreiber werden in China, wie in allen civilisirten Ländern der Erde, zu Inschriften an öffentlichen Gebäuden, an Thüren und Wänden, am Hausgeräthe und Gefäßen verwendet. Der Kundige wird deßhalb mit leichter Mühe solche Inschriften verstehen und ihre Quellen, woraus sie geschöpft sind, nachweisen können. Der protestantische Missionär Medhurst, ein großer Kenner der chinesischen Literatur, erhielt zu Canton ein Facsimile der Inschrift, welche sich auf einem der in Aegypten gefundenen Porcellangefäße befindet, und erkannte alsbald, daß ein Theil derselben aus einem von Su tong po verbesserten oder richtiger verdorbenen Distichon eines berühmten Staatsmannes, Gelehrten und Dichters zu den Zeiten der großen Song-Dynastie, bestünde. Wang ngan schi, so hieß dieser in vielfacher Beziehung ausgezeichnete Mann, war eine Zeit lang allgewaltiger Minister unter dem Kaiser Schin tsong (regierte von 1067 bis 1085). Er suchte durch weise Anordnungen dem gemeinen Wesen aufzuhelfen, und so der Hab- und Herrschsucht der Großen entgegenzuarbeiten. Deßhalb zerfiel er mit den meisten Gelehrten und einflußreichen Männern seiner Zeit, ward durch ihre Intriguen abgesetzt und starb in der Verbannung. Die Geschichte der Song wurde von seinen Feinden, den orthodoxen Gelehrten, geschrieben, und sie haben Alles aufgeboten, um das Andenken dieses trefflichen Staatsmannes bei der Nachwelt anzuschwärzen. Aber die Thatsachen, welche sie selbst von Wang berichten, sprechen deutlich für diesen verfolgten Neuerer.

Unter den vermischten Gedichten des Wang ngan schi befindet sich nun ein Distichon, worin von dem Vogel Ming jue und dem Wurme Wang kiuen es heißt:

Ming jue song *kien* kiao
Wang kiuen hoa *sin* schui.

Ming jue singt zwischen den Tannen,
Wang kiuen schläft im Herz der Blume.

Su tong po, ein Literator und Kritiker, der einige Jahrzehnte nach Wang ngan schi blühte, wußte nicht, daß Ming jue (leuchtender Mond) und Wang kiuen (königlicher Hund) eigene Namen sind; er faßte die Worte dem Sinn nach auf, und konnte demnach natürlich nicht begreifen, wie „der leuchtende Mond zwischen den Tannen singen und der königliche Hund im Herzen der Blume schlafen könne." Su tong po war von seinen Kenntnissen und seiner Einsicht so sehr überzeugt, daß er sicher glaubte, etwas, was er nicht verstünde, könnte überhaupt keinen Sinn haben. Der Kritiker half nun auf seine Weise dem Dichter nach, und schrieb bloß mit Veränderung zweier Charaktere, die, so dachte er, höchst wahrscheinlich von einem Abschreiber oder Holzschneider — der sterotype Holzdruck war ja schon seit einem Jahrhundert allgemein im Gebrauche — herrühren möchten.

Ming jue song *tschong* kiao
Wang kiao hoa *jin* schui.

Der leuchtende Mond scheint zwischen den Tannen,
Der königliche Hund schläft im Schatten der Blume.

Nachdem der Kritiker diese sinnreichen Emendationen vorgenommen hatte, bereiste er die südlichen Provinzen des Reiches, und erfuhr zu seinem Verdrusse, daß es hier Vögel gebe, die Ming jue, und Würmer, die Wang kiuen heißen. Su tong po war redlich genug zu gestehen, daß er sich geirrt habe; doch war sein Irrthum nicht mehr gut zu machen. Schon hatte ein Porcellanfabricant das so emendirte Distichon auf Riech- und Tabaksflaschen eingebrannt, die auf der großen Handelsstraße zwischen Indien, dem rothen Meere und Cairo bereits ihren Weg nach Aegypten gefunden hatten. Denn wir lesen auf dem einen in Koptos angekauften Gefäße nicht, wie der Dichter schrieb:

Ming jue song *kien* kiao,

Ming jue singt zwischen den Tannen,

sondern wie der Kritiker in seiner vermeintlichen Weisheit es verbesserte:

Ming jue song *tschong* kiao.

Der leuchtende Mond scheint zwischen den Tannen.

Es ist wohl möglich, daß sich selbst in Europa, noch aus den Zeiten des Mittelalters her, namentlich in Venedig, Genua und Florenz, Gefäße dieser Art mit denselben Inschriften vorfinden. Die Araber, welche seit den Zeiten des achten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit China trieben — in Canton war schon im neunten Jahrhundert eine sehr zahlreiche muselmännische Gemeinde — haben neben andern chinesischen Waaren auch viel Porcellan nach Aegypten gebracht, was der sogenannte nubische Geograph, Edrisi, der im zwölften Jahrhundert blühte, ausdrücklich bemerkt. Es traf sich hie und da auch, daß die Chinesen selbst, sowohl Porcellan als andere natürliche und künstliche Erzeugnisse ihres Landes, bis hin nach Aegypten verführten. Dieß geschah namentlich nach einer Nachricht des Makrizi im Jahre 1431. In diesem Jahre kamen mehrere Dschonken von China nach den Küsten Indiens, um daselbst Handel zu treiben; zwei derselben, welche Porcellan, Seide, Moschus und andere kostbare Gegenstände führten, segelten nach Aden oder Adana, dem berühmten Emporium an der Südwestküste Arabiens. Da sie aber hier wegen der vielfachen Wirren, die damals in der Landschaft Yemen stattfanden, ihre Waaren nicht verkaufen konnten, so wendete sich der Befehlshaber der chinesischen Schiffe an den Emir von Mecca und an den Hafenaufseher von Dschiddah, um Erlaubniß bittend, dorthin segeln zu dürfen. Der Sultan von Aegypten gab alsbald den Befehl, daß die Chinesen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen werden sollen. Man hoffte, es würden in Zukunft mehrere Schiffe des Mittelreiches nach Dschiddah kommen, wodurch dann die Hafenzölle eine bedeutende Vermehrung erfahren könnten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1839.

Die asiatische Gesellschaft von Madras.

London, den 8ten Dec.

Vor etwa zehn Jahren vereinigten sich auf den Vorschlag von Sir Alexander Johnstone die früher unabhängigen asiatischen Gesellschaften von Madras und Bombay unter dem Titel von Hülfsgesellschaften mit der von London. Es war ein absurder Plan, der auch bald seine natürlichen Früchte trug. Die asiatische Gesellschaft in London gewann nichts dabei, indem die Hülfsgesellschaften in Indien ihr kein Geld schickten, da sie ihre Einkünfte zur Erhaltung ihres Locals und ihrer Bibliotheken brauchten, ebenso schickten sie keine oder wenig literarische Arbeiten, weil sich Niemand gerne Mühe gibt, in der Ungewißheit, ob ein Comité, das bei den Antipoden residirt, die Arbeiten drucken würde, und da die Memoiren der beiden indischen Gesellschaften aufhörten zu erscheinen, so wurde aus diesen nichts als eine Art von Lesegesellschaften, welche ihre Annehmlichkeiten für die residirenden Mitglieder haben mochten, von denen aber die gelehrte Welt nichts hörte. So ist es mit der Gesellschaft in Bombay geblieben, und sie hat so gut als aufgehört zu existiren. Die Gesellschaft in Madras war in Folge dieser Einrichtung ebenfalls eingeschlafen, bis sie nach einigen Jahren einen thätigen Secretär bekam, der versuchte, sie wieder zu erwecken, und unter dem Titel Madras Journal of Literature and Science, ein Journal gründete. Anfangs trug es alle Spuren des gänzlichen Mangels an literarischem Leben an sich, der damals in Madras herrschte, und bestand aus wenig mehr als Nachdrucken von Aufsätzen aus indischen und europäischen Journalen, aber nach und nach hat es sich sehr erweitert und gebessert, und bildet jetzt nach mannichfachen Aenderungen eine vierteljährige Zeitschrift, welche ausschließlich aus Originalaufsätzen besteht, und das Organ der noch immer geringen literarischen Thätigkeit der Präsidentschaft Madras bildet. Das letzte Heft, das in Europa angekommen ist, erschien im März des laufenden Jahres, und trägt die Nummer 22. Das Journal fängt an, für europäische Bibliotheken von Interesse zu werden, aber die Schwierigkeit es zu bekommen, ist sehr groß, da man nach indischem Gebrauch nicht auf den Verkauf in Europa gerechnet hat, und es in so kleiner Zahl abzieht, daß mehrere Nummern vergriffen sind; auch ist der Preis viel zu hoch, drei Rupien das Heft, und ist so berechnet, daß 125 Exemplare die Kosten decken. Man findet in ihm keine Arbeiten, wie die, welche im Asiatischen Journal von Calcutta erscheinen, und dieses unentbehrlich für den Historiker und Naturhistoriker machen; aber dennoch kann, wer sich mit Indien beschäftigt, es kaum entbehren, da es doch eine Menge von Data über Südindien enthält, welche sich sonst nirgends finden. Die Finanzen der Gesellschaft sind in guten Umständen, wie folgende Analyse ihrer Einnahmen und Ausgaben vom letzten Jahre zeigt: ihre Einnahmen betrugen 9186 Rupien, ihre Ausgaben 7790, wovon 4800 für Bücher und Journale ausgegeben wurden; der Druck des Journals kostete 1365 Rupien, die Ausgaben der Administration 2900, und in der Casse blieben 1595 Rupien. Der Ertrag der (außerhalb der Gesellschaft) verkauften Exemplare des Journals trug 1265 R. ein, deckte also die Ausgaben fast vollständig, ungerechnet, daß jedes Mitglied der Gesellschaft das Journal gratis erhält. Aus diesem geht hervor, daß die Gesellschaft nach europäischen Begriffen viel zu viel Lesegesellschaft und Bibliothek ist, und zu wenig auf Publicationen verwendet; dieß erklärt sich zwar aus dem Mangel einer öffentlichen Bibliothek in Madras, und aus der Schwierigkeit, welche der Einzelne findet, sich neue europäische Werke zu verschaffen, allein es bleibt doch immer auffallend, wie wenig von jeher in Südindien von den Engländern für Wissenschaft geschehen ist, im Verhältniß von dem, was in Bengalen und selbst in dem kleinern Bombay geschieht. Die wenigen ausgezeichneten Männer, welche der Dienst der Compagnie in Madras gebildet hat, waren Militärs, wie Malcolm, Munro, Wilkes und Briggs; der einzige Civilist von Auszeichnung war Ellis, der aber zu früh starb, um seine großen Arbeiten über das indische Recht zu vollenden. Der Grund dieses Unterschieds liegt wohl darin, daß die Administration von Madras mit weniger gebildeten Eingebornen zu thun hat, als die in den nördlichen Provinzen, wo die großen Centralpunkte sowohl indischer als mohammedanischer Gelehrsamkeit liegen, und ein thätiger Geist, wie der von Jones, Colebrooke, Wilkins,

Wilson, Prinsep, Elphinstone, Fell u. s. w. seine Neugierde mehr angeregt und leichter befriedigt findet, als in den ungelehrten Provinzen von Canara und Mysore. Dieser Zustand ist jedoch ein großes Unglück für Südindien, und das Land leidet bei diesem Mangel an Geistesthätigkeit der regierenden Kaste sehr; nirgends ist so wenig für Ackerbau und Handel geschehen, als in Madras, nirgends sind die Transportmittel so schlecht, die Producte so unbekannt und so im Werth herabgedrückt, und nirgends ist das Steuerwesen so erbärmlich eingerichtet wie dort; es ist ein mit Blindheit geschlagenes Land, in dem das Talent nicht aufkommen kann.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir haben von dem Stande der Dinge im Orient eine kurze Digression nach Rußland gemacht, als nach demjenigen Lande, welches durch seine Nähe und mannichfachen Interessen bei dieser Frage am nächsten betheiligt ist, ja dessen Schicksal in großem Maaße davon abhängt, denn es handelt sich für Rußland darum, entweder ungeheuer an Macht und Einfluß zu gewinnen, und seine directe oder indirecte Herrschaft über ganz Vorderasien und über das südöstliche Europa, wo es Stammes- und Religionsgenossen in großer Anzahl findet, auszubreiten, oder aber auf fünfzig und mehrere Jahre zurückgeworfen zu werden, so wie es einer feindlichen Macht gelingt, sich in Konstantinopel festzusetzen. Eine größere Entscheidung stand seit dem Hereinbrechen der Türken in das östliche Europa nie mehr vor Augen: es handelt sich zum mindesten um das Schicksal aller Länder vom adriatischen bis zum caspischen Meere, und von den Südküsten Rußlands bis zu den Katarakten des Nils, ja noch tiefer hinein nach Afrika, und wie im 15ten Jahrhundert fast die ganze europäische Welt durch das Eindringen der Türken erschüttert wurde, so wird es wieder geschehen, wenn es sich darum handelt, ob sie den Platz, und wem sie ihn räumen sollen. Auch das Schicksal des Islams ist damit gewissermaßen verflochten, denn es fragt sich, ob der seit zwei Jahrzehnden ungeheuer gestiegene Einfluß der Europäer und europäischer Ideen im Orient noch immer zunehmen, oder durch einen Ausbruch moslemitischen Zornes für den Augenblick wieder vernichtet werden soll. Doch lassen wir die Speculation über die Zukunft, und wenden wir uns zu zwei andern, mit diesem Gegenstande in Verbindung stehenden Punkten, nach Nordafrika und Abyssinien.

Unsere Mittheilungen über Nordafrika sind in diesem Jahr auffallend sparsam gewesen; es hat sich aber auch bis gegen Ende desselben nichts besonders Merkwürdiges ereignet, und die Verhältnisse sind bis vor kurzem so ziemlich dieselben geblieben. Tripoli (s. Stand der Dinge daselbst Nr. 11) befand sich noch in den Händen der Türken, aber das offene Land gehört ihnen nicht, und hier werden die Araber mehr und mehr Meister. Der Bey von Tunis, offenbar zwischen zwei feindselige Interessen geklemmt, war ziemlich rathlos, doch ließ die Aufnahme des englischen Obristen Considine zur Disciplinirung seiner Truppen allmählich ahnen, auf welche Seite er sich schlagen würde, um so mehr, als eine Zeit lang davon die Rede war, daß die Franzosen von Constantine aus eine Expedition nach Keff in dem Beylik Tunis unternehmen wollten. Zwischen Abdel-Kader und den Franzosen dauerte das alte Spiel fort, und es ist wirklich unbegreiflich, mit welcher Blindheit Frankreich in seinen nordafrikanischen Besitzungen gehandelt hat. Nachdem es in dem Vertrag von der Tafna Abdel-Kadern zum Oberhaupt der arabischen Nationalität gemacht, versah es ihn auch noch mit Waffen, mit Handwerksleuten, mit Instrumenten aller Art, was nur irgend die materiellen Fortschritte der Araber in den Künsten Europa's vermehren konnte, gleich als ahne es gar nicht, daß Abdel-Kader der natürliche Feind der Franzosen sey; zum Schlusse noch ließen sie sich von ihm so völlig überfallen, daß nach den neuesten Nachrichten alle Niederlassungen in der Ebene Metitscha verloren, und die Franzosen nahezu auf das Gebiet der Stadt Algier beschränkt sind. Was in Constantine und Oran geschehen wird, steht noch dahin. Man hat immer den Franzosen vorgeworfen, daß sie nicht zu colonisiren verstünden, dieß Wort jedoch nur auf ihre Ansiedelungen als Ackerbauer bezogen; daß sie sich aber in dem Maaße, als es hier geschah, von einem arabischen Emir würden übertölpeln lassen, — man kann kaum einen mildern Ausdruck gebrauchen — das hat Niemand erwartet. Es ist, als hätten sie in ihrem Eifer, sich in die orientalische Sache zu mengen, alles Andere aus den Augen verloren, und nicht beachtet, daß die Engländer, denen man diesen Ausbruch hauptsächlich Schuld gibt, ihnen hier eine schlimme Diversion machen könnten. Wie jetzt die Sachen stehen, haben die Franzosen gar keine Wahl mehr: sie müssen alle ihre Eroberungs- und Colonisationsplane aufgeben, was ihr Stolz nicht ertragen wird, oder sie müssen in römischer Weise militärisch colonisiren, Städte gründen, und diese Städte durch Postenlinien verbinden, wie dieß die Römer selbst noch nach zweihundertjähriger Herrschaft gethan zu haben scheinen, und wovon das Land tief hinein nach Süden und Westen die Spuren trägt (s. Ruinen in Nordafrika Nr. 337). Wird aber diese Colonisation nicht mit großer Methode und eiserner Consequenz durchgeführt, so ist Nordafrika ein Abgrund, in welchen Frankreich sein Gold und seine Menschen nutzlos hineinwirft; überhaupt wird aber eine solche Colonisation nicht gelingen können, als bis Frankreich sich an die Spitze der romanischen Nationen stellt, und, mit Italien und Spanien im Bunde, das ganze Küstenland, von der großen Syrte an bis zum atlantischen Meere, der europäischen Herrschaft unterwirft. Ein solcher Plan kann allein im Mittelmeere das Leben wieder hervorrufen, wie es zu Zeiten der Römer und im Mittelalter war.

Während die Franzosen mit ihrer nun bereits mehr als neunjährigen Eroberung so schweren Stand haben, suchen sie ihren Einfluß auch auf andere Punkte Afrika's auszudehnen. Seit einiger Zeit erscheinen sehr viele französische Reisende in Abyssinien. Den HH. Combes und Tamisier, von welchen der erstere neuerdings wieder die Reise dahin unternimmt, folgte

ein Hr. Lefebre, welchem Generalstabsofficiere nachgeschickt wurden, und die beiden HH. Abbadie, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen zu haben scheinen. Die Reisenden, welche überhaupt in der letzten Zeit nach Abyssinien kamen, sind in Nr. 320 f. aufgezählt, und eben daselbst auch angegeben, wie es den HH. Abbadie gelungen ist, sich von dem Verbannungsspruche, welcher die übrigen Europäer traf, auszuschließen. Es liegt dem Abgange so vieler Franzosen nach Abyssinien offenbar ein besonderer Zweck zum Grunde, der indeß unschwer zu errathen ist. Man möchte gerne einen bleibenden Einfluß in Abyssinien gewinnen, um von dort aus die Engländer im indischen Meere zu beobachten, um dem Schauplatz ihrer neuesten politisch-commerciellen Bestrebungen nahe zu seyn. Ob eine Absicht auf Aegypten im Hintergrunde liegt für den Fall, daß Mehemed Ali stirbt, und seine Söhne sich nicht halten können, müßte erst der Verfolg zeigen; jedenfalls wäre die Position in Abyssinien, wo man einerseits auf Aegypten und das Mittelmeer, andrerseits auf den indischen Ocean und Arabien einwirken könnte, vortrefflich gewählt, und der Versuch allerdings einiger Mühe und Opfer werth. Auffallend ist es, wie alles wiederkehrt: vor dreihundert Jahren war es Portugal, das, als es seine Herrschaft im indischen Meere angegriffen sah, Einfluß in Habesch suchte, um seinen Besitzungen in Ostindien und an der afrikanischen Küste einen Halt zu geben; jetzt sucht Frankreich dort sich festzusetzen, um neuerdings Fuß in jenen Meeren zu fassen, wo ihm von seinen früheren zahlreichen Besitzungen so wenig übrig geblieben ist. Man kann es wohl kaum einen Zufall nennen, daß Frankreich und England sich mit Einemmal an so vielen Orten feindlich begegnen. Wie das Streben nach einer Festsetzung in Abyssinien hauptsächlich nur gegen die Engländer gerichtet seyn kann, so gibt sich auch in den Besitzungen am Senegal ein feindseliger Geist gegen die Engländer kund. Die Streitigkeiten über den dortigen Gummihandel sind in diesem Jahre sehr lebhaft geworden, und die Engländer haben in sofern den Kürzeren gezogen, als die Franzosen den Platz behaupteten. Dagegen scheinen die ersten bemüht, auf einer andern Seite sich zu entschädigen, denn einer Nachricht zufolge soll eine neue Nigerfahrt im Werke seyn, wobei vielleicht der alte Plan, den Niger aufwärts bis Rabba vier oder fünf englische Handelsposten anzulegen, wieder in Anregung und in Ausführung kommt. Der Sklavenhandel dauert zwar immer noch in einem sehr bedeutenden Umfange fort (s. Nr. 154), doch macht sich in dem Zustande der Westküste in sofern eine bedeutende Besserung bemerklich, als der Gummihandel (s. Nr. 129) eben so wie der Handel mit Palmöl ungemein steigt, zum Zeichen, daß eine friedlichere Industrie als die Sklavenjagd allmählich Platz greift; im Sennaar sollen, wie behauptet wird, auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten, die dortigen Sklavenjagden ganz eingestellt worden seyn (siehe Nr. 62). Indeß ist der Zustand in manchen Negerländern doch der Art (s. Fort St. George d'Elmina Nr. 223 — 227, 251 — 265, 343 — 348, Unternehmung gegen den Häuptling von Hauta Nr. 305 — 310, 316 — 324), daß für viele Afrikaner die Fortschaffung aus ihrem Vaterlande wirklich ein Glück zu nennen ist. Die Art, wie die Holländer, deren Herrschaft dort am sichersten gegründet scheint, aus dem Innern von Guinea Sklaven aufkaufen, und als Soldaten nach Java führen, kann man gewiß nicht tadeln, wenn man weiß, daß diese armen Geschöpfe bei der unbedeutendsten Gelegenheit den Fetischen geopfert werden.

Ueber die südlichern Theile Afrika's haben wir wenig mitzutheilen: eine umfassendere Zusammenstellung des Neuesten, was die portugiesische Literatur über Angola und Mozambique liefert (s. Nr. 54 — 58, 182 — 187, 195 — 212, 219 — 224), ist das einzige Interessante; sind die freilich etwas verwirrten und unvollständigen Angaben über einige Reisen quer durch Afrika hindurch im Ganzen genommen richtig, so erhalten wir über das Land zwischen Angola und Mozambique doch wenigstens einigen Aufschluß (s. Nr. 61).

Noch beschränkter sind unsere Mittheilungen über die Südspitze. Das wichtigste Ereigniß ist immer noch die Auswanderung der Boers; die von englischen Blättern gegebene Nachricht (s. Nr. 73), daß die Boers mit den englischen Truppen in Port Natal handgemein worden seyen, hat sich später als unrichtig bewiesen, dagegen ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Boers durchaus nichts von den Engländern und englischer Herrschaft hören wollen, obwohl der englische Gouverneur auf dem Cap Truppen nach Port Natal geschickt hat, gleichsam um von dem Lande Besitz zu nehmen. Bis jetzt scheint man nicht ohne guten Grund Anstand genommen zu haben, gegen die Boers Gewalt zu brauchen, da aber diese entschieden alle Unterwürfigkeit unter England durch eine offenkundige Erklärung von sich gewiesen haben, so können feindselige Berührungen allerdings in die Länge nicht ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Gefäße in den ägyptischen Gräbern und das Porcellan.

(Schluß.)

Das Porcellan ward durch diese vielfachen Verbindungen im fünfzehnten Jahrhundert in Aegypten so häufig, daß die Gebieter dieses Landes nicht selten porcellane Gefäße den europäischen Fürsten zum Geschenke machten. So sandte ein Sultan an den berühmten Mediceer Lorenzo unter andern Geschenken auch so schöne porcellane Gefäße, wie man deren in Italien früher nicht gesehen hatte. Diese Gesandtschaft des ägyptischen Sultans malte Andrea del Sarto. Man nannte aber diese seltenen Geschirre Porcellan, weil man nicht wußte, daß sie aus einer Art Thon bestünden, sondern glaubte, sie würden aus Schalen der Konchylien, welche man in Italien Porcelletas nannte, verfertigt. Eine Stelle in der Reisebeschreibung des Marco Polo soll diesen Irrthum veranlaßt haben. Nach andern Angaben nannte man diese Geschirre deßhalb Porcellan, weil man wähnte, sie erhielten ihren Glanz durch die Konchylien-Schalen, oder auch weil sie wie diese glänzen. Es ist dieß aber dieselbe Gattung der Konchylien, die in Italien Porcelletas genannt wird, welche in Indien, namentlich auf den Maldiven, ehemals auch in China, als Scheidemünze diente; sie

heißt in Indien Kori und in China Pei. In Europa ward sie deßhalb Porcellana oder Porcelleta genannt, weil sie gekrümmt ist, gleich wie der Rücken eines jungen Schweines (Porcella).

Die Chinesen nennen das Porcellan Tsseki, d. h. Thon- oder Steingeschirre — der Charakter Tsse wird bald mit dem Zeichen Thon, bald mit Stein zur Seite geschrieben — und berichten, daß man hiesigen Landes seit den Zeiten der Han-Dynastie Porcellan verfertigt habe. Doch scheint dem nicht so zu seyn, denn der älteste Lexikograph China's, Hiu schin, der zu den Zeiten dieser Dynastie sein Werk verfaßte, unterscheidet noch nicht zwischen Porcellan und Thongeschirre überhaupt. Der Name Tsseki erscheint erst zu den Zeiten der Tang-Dynastie, und mit dem Namen bekommen wir zugleich auch Kunde von der Sache selbst. Der erste Brenn- und Schmelzofen war zu Nan tschang, nicht Tschang nan, wie Morrison und Medhurst schreiben, in der Provinz Kiang si errichtet, und von hier aus ward zur Zeit des zweiten Kaisers der Tang-Dynastie gegen das Jahr 630 unserer Zeitrechnung das erste Porcellan als Abgabe an den Hof gesandt. Damit kein Unterschleif stattfände, waren hier immer zwei kaiserliche Beamte anwesend, welche die Aufsicht hatten und die Arbeiten controlirten. In dem trefflichen Berichte über das chinesische Porcellan des französischen Jesuiten P. d'Entrecolles, der am 2 Julius 1741 im 79sten Jahre seines Alters zu Peking gestorben ist, heißt es irrthümlicher Weise, es wären bereits im Jahre 442 Porcellangeschirre an den Hof gesandt worden — ein Versehen, das seitdem unzählige Mal wiederholt wurde. Die berühmtesten Porcellan-Manufacturen befinden sich heutigen Tages zu King te Tschin, oder in dem Orte glänzender Tugend, dreißig chinesische Li, d. i. zwei starke Stunden in südwestlicher Richtung von der Stadt dritten Ranges Feou leang entfernt, welche zum zweiten Bezirke Jao tscheou des Kreises Kiang si gehört. Dieser Flecken ward während der Regierung des Tschin Tsong (reg. 997 — 1022), östlich des lieblichen Sees Po jang, in den Jahren 1004 — 1008 angelegt. In Korea wird, nach chinesischen Angaben, beinahe eben so gutes Porcellan fabricirt, als in King te Tschin. King te Tschin hatte zu den Zeiten des P. d'Entrecolles eine Bevölkerung von einer Million Seelen, die großentheils bei den Manufacturen beschäftigt sind, denn man kann sich leicht denken, welch eine Masse Porcellan daselbst fabricirt werden muß, indem von hier aus der größte Theil des Reiches und die meisten Länder und Inseln Asiens mit Geschirren versehen werden.

Es gibt zwar in den andern Theilen des Reiches, namentlich in Kuang tong und Fo kien, andere Porcellan-Manufacturen, ihre Waare steht aber hinter der von King te Tschin weit zurück. Die beste Erde wird in Hoei tscheou des Kreises Kiang nan gewonnen; sie ist von schwärzlichen Streifen durchzogen. Sie wird vermittelst des klaren Wassers der Bergströme rein gewaschen und in Backsteinform gebracht. In diesem Zustande heißt sie Pe tun tze, d. h. weiße Porcellanerde. Dieß ist gemeinhin auch der allgemeine Name für alle Gattungen von Erden, aus welchen Porcellan fabricirt wird. Es gibt aber deren mehrere Gattungen in dem Bezirke von Jao tscheou, welche noch besondere Namen führen, wie Kao ling (hohe Bergkette), von dem Bergrücken bei King te Tschin, wo sie gewonnen wird, so genannt; Ju hong (kostbares Roth); Tsien tan (schnelles Flüßchen) u. s. w. Man bereitet diese Erden ganz so zu, wie das Pe tun; sie werden aber entweder nur zur Mischung mit Pe tun tse oder allein zur Verfertigung groben Geschirres gebraucht.

Es gibt Alterthumsforscher, welche annehmen, daß die murrhinischen Gefäße der Alten aus chinesischem Porcellan bestanden; andere glauben, daß die ächten aus anderem Stoffe waren; nur die falschen murrhinischen Gefäße, welche von dem Verfasser des Periplus des erythräischen Meeres erwähnt werden, seyen von Porcellan gewesen. Ehe man aber hierüber überhaupt eine Untersuchung anstellt und Meinungen ausspricht, müßte man erst nachweisen, daß die Erfindung des Porcellans bei den Chinesen wirklich so hoch hinaufreiche, was, wie wir gesehen haben, sowohl nach P. d'Entrecolles, als nach unsern chinesischen Quellen nicht der Fall ist. Marco Polo ist der erste Europäer, welcher nicht bloß das chinesische Porcellan erwähnt, sondern auch die Art und Weise, wie zu seiner Zeit fabricirt wurde, genau beschreibt. Die Orientalen, so wie heutiges Tages noch die Russen, nennen es Fakfuri oder Forfor, nach dem Titel des Beherrschers des Mittelreiches, welcher eine wörtliche Uebersetzung ist des chinesischen Tien tse, und Himmelssohn bedeutet. In Europa hat man bereits in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu Florenz unter dem Großherzog Franz von Toscana das Geheimniß gefunden, ziemlich gutes Porcellan zu machen.

Miscellen.

Die Bewohner der nordwestlichen Ufer Amerika's. Unter diesem Titel theilte Baron Wrangell, welcher früher Gouverneur der russisch-amerikanischen Colonien gewesen war, einer russischen Zeitschrift, dem „Sohne des Vaterlandes,“ seine gesammelten Nachrichten über die Ugalinzen, Kolschanen, Kenaizen, Tschugatschen, Kadiaken und andere Völker mit, welche eine gemeinsame, der kadiak'schen sehr ähnliche Sprache reden; die Nachrichten sind an Ort und Stelle gesammelt, und bei den bekannten Kenntnissen des Verfassers von nicht geringem Werthe. (Russisches Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Junius.)

•

Geschenke an die Gesellschaft der Alterthumsforscher in der Picardie. Der Abbé Solente, von St. Acheul, schenkte ihr einen bleiernen Sarg aus der galloromischen Epoche, der neuerdings in der Nähe der Kirche entdeckt wurde. Er enthält das wohlerhaltene Skelett einer Frau, zwei Glasurnen, mehrere Nadeln von Holz und einige Reste von einem gestrickten Stoff. Ein Hr. Rose, Pfarrer von Tilloy-les-Conty, schenkte eine Medaille, welche die Stadt Konstantinopel zur Zeit Konstantins darstellt; sie wurde in einem Sumpf auf dem Gebiete dieser Gemeinde gefunden. (Echo du M. S. 14 Dec.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 145 u. 146** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Alchymist.** Metrisch bearbeitet nach A. Dumas. — **Ernst, das Chartisten-Epos.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145 u. 146.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 December 1839.

Der Alchymist.

(Fortsetzung zu Nro. 88.)

Zur besseren Verständniß des fünften Actes ist es nöthig den Verlauf des Drama's in kurzen Zügen darzustellen.

Don Grimaldi wird von seinem Neffen Lelio erschlagen. Fasio ist ungesehen Zeuge dieser Mordthat. Graf Lelio nimmt von dem Schatze seines Oheims das ihm zukommende Vermögen, und überläßt das Uebrige dem Alchymisten. Beide schworen einander nicht zu verrathen, im Falle der Mord entdeckt würde. Fasio gibt ein glänzendes Fest, zu welchem auch die Maddalena geladen wird. Fasio läßt sich in den Netzen der Buhlerin fangen, und geleitet sie des Nachts nach Hause. In der Verzweiflung entdeckt Francesca dem Podestat, ihr Mann habe einen Schatz entdeckt und geleitet ihn ins Gewölbe: von der Ermordung des alten Grimaldi weiß sie nichts. Man entdeckt dessen Leiche. Fasio wird festgenommen, verhört und verurtheilt. Hier fängt der fünfte Act an.

Fünfter Aufzug.

Eine Straße in Florenz, welche zum Platz Palazzo Vecchio führt. Rechts im Vordergrunde eine Straße; etwas tiefer die Thüre eines von innen beleuchteten Hauses. Links im Vordergrunde eine Madonna, im zweiten und dritten Plan der Palast der Maddalena mit einer Treppe von sechs Stufen. Es ist vier Uhr des Morgens.

Erster Auftritt.

(Francesca sitzend, den Kopf rückwärts zu den Füßen der Madonna lehnend. Albini, Spada und Rafaello kommen aus dem Hause rechts.)

Spada.

Das heißt als Narr sein Geld verspielt, bei Gott!

Albini.

Verspielt, sagst du? eh' sag' daß man's ihm stiehlt.
Auch will ich nicht der Diebsgenosse seyn
Und länger in der Räuberhöhle weilen.

Rafaello.

Was macht er aber, ist sein Geld verloren?

Albini.

Er macht, wie du, Sonette an den Mond.

Rafaello.

Der arme Lelio!

(Francesca klopft an die Thüre.)

Spada.

Wie, du beklagst ihn?
Wie gern, weiß Gott, wär' ich an seiner Stelle!
Glück hat er hundertmal mehr als Verdienst.
Fällt Fasio's Haupt, wird Lelio sein Erbe,
Und dreimal reicher ist er dann als je
Francesco's herzogliche Durchlaucht war.

(Francesca klopft.)

Ein Page (öffnet).

Donna ist auf dem Ball.

Francesca.

Wann kehrt sie heim?

Page.

Ich weiß nicht.

Francesca.

O Gott!

Spada (sie anhaltend).

Nicht weiter, meine Schönste.

Francesca.

Laßt mich!

Albini.

Vorerst, was macht Ihr, Reizendste,
An solchem Ort, zu solcher Zeit?

Francesca.

Ich warte.

Albini (ihr die Kapuze abreißend),

Vielleicht auf einen lieben Sündenpartner?

Francesca.

Auf meinen Mann, den zum Schaffot man führt.

Rafaello.

Das ist Francesca.

Aldini.

Wohl, die Frau des Diebes.

Spada.

Des Mörders!

Rafaello.

Spada!

Francesca.

Gott, vergib es Ihnen!

Aldini.

Sein Mittel Gold zu machen war bequem,
Und wäre in der Mode wohl schon längst,
Käm's nicht so hoch zu stehn!

Rafaello.

Ihr Herren seyd
Bei Gott zu grausam.

Spada.

Wir?

Rafaello.

Ja, so ist's genug.

Aldini.

Welch Teufels hohen Ton nimmst du mit uns?

Rafaello.

Nur, den ich muß: kaum vor drei Tagen erst
Gab Fasio dieß goldne Halsband mir,
Und wißt, so lang' ich's trage, soll vor mir,
Bei meiner Seele, Niemand in der Welt
Den Fasio und seine Frau beschimpfen.

Spada.

Wir werden Eure Worte Euch gedenken.

Rafaello.

So sprechen morgen wieder wir davon.
(Aldini und Spada ab.)

Zweiter Auftritt.

Francesca. Rafaello.

Francesca.

O Ihr seyd gut! Auf meinem Schmerzenspfad
Schickt Gott durch Euch mir neue Hoffnung zu.
Ein Engel aus dem Himmel kommt Ihr mir:
O sagt mir Herr, o sagt, könnt Ihr ihn retten?

Rafaello.

Ich leider bin ein armer Dichter nur,
Um den im Staat sich keine Seele kümmert.
Eh'r seht Ihr den Palast hinweg mich tragen,
Als Eures Gatten Loos ich ändern könnt!
Doch wenn bis zu der letzten bittren Stunde
Bei ihm zu bleiben und mit Freundeshand
Ihn auf dem ganzen Leidensgang zu stützen,
Wenn dieß den Tod ihm süßer machen kann,
So sprecht, und Leib und Seel' ist Euch zu Diensten.

Francesca.

Habt Dank! es sey! so geht, sagt ihm
Wo Ihr vor Gott mich knieend angetroffen;
Sagt ihm, mir bleibe noch ein Strahl von Hoffnung,
Und wenn das Mitleid todt sey in Florenz,
Wollt' ich so laut an seinem Grabe klagen,
Daß es für mich dem Sarg entsteigen müsse.

Rafaello.

Ich gehe Alles treulich auszurichten:
Geb' Gott Euch bis zu Ende Kraft und Muth.
Lebt wohl. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Francesca (allein).

Lebt wohl, ein goldnes Hoffnungswort.
O noch gehört nicht jedes Herz der Höll' an,
So brünstig will ich beide, sie und ihn
Anflehn, daß wenn Gott, als er sie schuf,
Die Seele nicht vergaß, sie thränenschluchzend
Mit mir sich ihm zu Füßen werfen sollen,
Von dem ein Wort mein Leid beschwichtigen kann.
Sie müssen beide hier durch diese Straße.
Da naht der erste schon.

Vierter Auftritt.

(Ernste, düstre Musik in schwer-gehaltenen Tönen.)

(Francesca. Der Podestat zu Pferde, voran zwei Männer, von denen einer das Banner, der andre das Schwert trägt. Hinter ihnen Leibwache.)

Francesca (sich dem Pferde in die Zügel werfend).

O Gnade, Gnade!

Podestat.

Wer seyd Ihr?

Francesca.

Wer ich bin? gerechter Himmel!
Und wer denn sonst als ich, in dieser Stunde,
An diesem Orte, wer als ich, 'ne arme,
Verzweiflungsvolle Gattin wartete
Auf Euch, hier, auf der Straße, in der Nacht!...
Ihr habt so schnell das Urtheil ihm gesprochen,
Daß selbst Ihr noch im Zweifel schweben müßt.
Und ich, ich sage Euch, er war nicht schuldig.
Obgleich, ich weiß es, ihn der Schein verdammt.
Doch wär' er denn der erste Märtyrer,
Der, weil er ohne Schuld für schuldig galt,
Das Blutgerüste zum Altar verklärt?
Mein Gott, wie oft! und fällt dann nicht die Last
Des Frevels auf das Haupt des Richters?

Podestat.

Donna,
Thatsachen lassen keinen Zweifel mehr.

Francesca.

Wer sah sie denn! Ihr — mit des Menschen Augen,
Wenn Gottes Blick selbst oft umsonst sich abmüht

Des Herzens list'ge Falten zu durchschauen.
Ihr zweifelt nicht, nun denn, ich sag' Euch,
Wer nimmer zweifelt ist voraus verdammt!
Denn er nimmt Theil an jenem sünd'gen Hochmuth,
Der Satan aus des Himmels Reich gestürzt.
Kennt Ihr denn Fasio nur dem Namen nach?
Er einen Mord, er, der so mild, so gut!
Bedenkt es doch, er einen Mord begehen!
Die Engelsseele mit der Frauenhand,
Es ist unmöglich. Ihr, Ihr dürft zumal,
Ihr gnäd'ger Herr, dürft' ihn nicht sterben lassen,
Wenn ich, die Füß' Euch küssend, schrei' und flehe,
Gebt Gnade, Herr Podestat, Gnade, Gnade!

Podestat.

Und wenn von Euch sein Leben abhängt, wenn — —

Francesca.

Von mir! von mir! sein Leben, sprecht, o sprecht,
Ich fass' Euch nimmer — löset mir das Räthsel,
Sagt mir's, Ihr sollt mein Gott auf Erden seyn.
Uns ward ein Himmelsschatz geschenkt, ein Kind,
Das mit dem süßen Zauber seiner Stimme
Noch nicht mein Mutterherz erbeben ließ.
Sprecht und die arme, zarte Frühlingsblume,
Sie, die im bittren Thränenboden sproßt,
Das Kind, deß Herz schon meinen Namen weiß,
Es soll den Euren mit dem meinen nennen.

Podestat.

Ihr rathet's nicht? Fürwahr ich glaube kaum,
Daß was geschehn Ihr ganz vergessen könnt.
Wenn hundertmal zu Euren Knien ich schwur,
Daß für ein Wort mein Leben Euch gehöre;
Denkt Ihr denn nicht, daß um das süße Wort
Ein fremdes Leben ich noch lieber schenkte?

Francesca (zurückbebend).

Still, gnäd'ger Herr, es ist genug, lebt wohl.

(Sich an das Madonnabild stützend).

Du hast's gehört, o heil'ge Mutter Gottes,
Du, die du deines Leibes theure Frucht
Mit deinen Augen an dem Kreuze sahst:
Du hast's gehört, wie dieser freche Buhle
Sich das Schaffot zum Kuppler auserwählet.
Doch hat dein Sohn, beim Lobgesang der Engel
Des Frevlers Stimme sicher überhöret,
Es hätte sonst sein Donner ihn getroffen!...
Nun denn vollendet Euer gräßlich Werk,
Den Block bestellt, die Mordart scharf gewetzt,
Wißt, daß Francesca wohl um ihren Mann,
Doch nicht um ihre Ehre trauern kann.

Podestat.

Eu'r letztes Wort?

Francesca.

O Gott! er zweifelt noch!

Podestat.

Wohl! meine Herren, so gehn wir unsres Wegs!

Fünfter Auftritt.

Francesca (allein)

Ach! es war Lüge, was man mir als Kind
Von Zügen schöner Menschlichkeit erzählt!
Ein Männerherz, es ist von kaltem Stein,
Für Thränen fühllos und für Bitten taub.
So sind wir nicht, Gottlob, so sind wir nicht!
Leicht schmilzt des Weibes Herz, geformt aus Liebe;
Ein Weib gewähret was ein Mann versagt,
Und endlich wird Barmherzigkeit mir werden,
Denn da kommt sie... Gott! laß mich vergessen,
Damit mein Bitten um so kräft'ger sey.

Sechster Auftritt.

(Francesca, Maddalena in einer Sänfte, voran Diener mit Fackeln. Die Sänftträger stellen sie auf die Erde nieder, die Fackelträger steigen die Stufen hinan und öffnen die Thüre des Palastes.)

Maddalena

(aussteigend und den Sänftträgern durch ein Zeichen bedeutend).

Gut, gut!

(Die Sänftträger ab.)

Maddalena

(thut einen Schritt und stößt auf Francesca auf der ersten Stufe. Sie ansehend).

Ist's ein Gespenst? ist's ein Weib?
Her, meine Diener!

Francesca (auf sie zugehend).

Fürchtet nichts, Madonna.

Maddalena.

Soll ich nichts fürchten, nun so stehe nicht
Stumm, eine Statue mit erhobenem Arme.
Sprich, nun, so sprich doch!

Francesca.

O vergebt, entschuldigt,
Ich möchte sprechen, aber meine Stimme
Versagt mir: scheltet mich nicht drum, Signora,
Weh! ich ersterbe!

Maddalena.

Nun, so geh' ich.

Francesca (sie aufhaltend).

Bleibt,
Bleibt, o schon ist mir besser; ach! ich war
Wahnsinnig, doch die Sinne kehren mir
Zurück, und geben mir die Sprache wieder.
Ihr wißt es also nicht?

Maddalena.

Was soll ich wissen?

Francesca.

Heut führt man ihn zum Tode.

Maddalena.

Wen?

Francesca.

Ihn, ihn.

Maddalena.

Und was hofft Ihr noch, wenn er ist verurtheilt?

Francesca.

Ihr seyd, durch Schönheit, Königin von Florenz,
Kein hoher Herr, der nicht zu Euren Knieen,
Auf einen Blick, ein Wort, ein Lächeln harrte!
Ihr ruft durch Eure Stimme sie zu Haufen,
Denn ach! aus Eurer Brust tönt solcher Wohllaut,
Daß wenn Ihr einmal allzustrenge schweigt,
Uns Euer Schweigen fast zur Wehmuth stimmt.

Maddalena.

Und was soll dieser Schwall von eitlem Lobe?

Francesca.

Euch sagen, Donna, Euch, der Engel Schwester,
Daß wenn für ihn ein einzig bittend Wort
Mit Eurer himmlisch zauberischen Stimme
Ihr sprechen wolltet, er gerettet wäre.

Maddalena.

Ihr seyd von Sinnen, könntet Ihr sonst glauben,
Daß ich so viel vermöge!

Francesca.

Denket doch,
In dem Palast hierneben wohnt ein Mann,
Dem Alles unterthan, dem Alles möglich ist.
Der von dem Himmel uns zum Herrscher eingesetzt,
In seinen Händen Leben oder Tod wiegt.
Ein Mann, der nur zu nicken braucht, um Freude
In Leid zu wandeln und das Fest in Trauer.
Mit diesem Gott auf Erden, dem gewaltigen,
Sah eines Tags ich wie Ihr lächelnd spracht;
Ja, lächelnd, Donna, kos'tet Ihr mit ihm!
Ganz gut erinnr' ich mich: 's war auf dem Domplatz,
Und er, ein Leu, von Kindeshand gezähmt,
Er ließ mit seiner Majestät Euch spielen.
So geht denn zu dem Herzog, sagt ihm, Donna,
Sagt, daß ein Mann, der ach! ein Weib, ein Kind hat,
Mit seinem Blute heut ein Blut bezahlen soll,
Von dem auch nicht ein Tropfe auf ihm laste,
Sagt ihm, daß von den edlen Rechten allen,
Die er mit seinem hohen Rang geerbt,
Das edelste, das göttlichste, das Recht ist,
Unschuldige dem Henker zu entreißen,
Um dann mit stolzer Seelenruh zu sagen,
„Nur Gott und ich vermochten das zu thun."

Maddalena.

Weib, du betrügst dich, denn an mir ist's nicht
Zu ringen gegen des Gesetzes Macht.
Bin ich's, die auf sein Haupt den Tod herabrief?
Bin ich's, die mitten in dem Feste fortging,
Um in dem Durst nach Rache das Geständniß
Zu thun, das heute zum Schaffot ihn führt?
Die ihn verdarb, sie rette ihn, sie wende
Den Todesstreich von ihm; so ist es billig.

Francesca.

O Ihr sprecht wahr, ich habe ihn verderbt!
Auch will im voraus ich, wenn Ihr ihn rettet,
Auf alle Rechte an sein Herz verzichten,
Er sey nicht mehr der meine, nur der Eure.
Von seiner Liebe ford'r ich künftig nichts.
Ihr rettet ihn, er ist Eu'r Eigenthum,
Er liebe Euch, ich bin nicht eifersüchtig!
Ich sey die Fremde, Ihr die Gattin ihm!
Nur laßt aus Mitleid mich in dem Palast,
In einem Winkel mit den Mägden leben,
Damit durch Thränen ich ihn noch ansehe,
Wenn beide Ihr entzückt vorübergeht.

Maddalena.

Was sagt Ihr? Ihr beschimpft mich: wie? ich soll
Auf dem Schaffot mir einen Buhlen holen?
Ich, Maddalena, der der Herzog huldigt?
Und die mit ihm als Ihresgleichen spricht?
Pfui! Pfui!

Francesca.

Und gestern noch... o zittert nicht!
Ich denk' mir's wohl... ich will ganz leise sprechen,
Noch gestern führt' er Euch nach Hause,
Zur gleichen Stunde nahmt Ihr ihn hier auf.
Er saß auf seidnem Divan neben Euch,
Und Euer Blick schwamm in der Gluth des seinen.
Gott! welcher grause Wechsel! Heute liegt er
In tiefem Kerker, auf elendem Lager,
Und wenn nach traur'ger Nacht der Tag erscheint,
So wird, statt Eurer Stirn, die liebend sich
Auf ihn herunterbog, auf der er froh
Vorboten neuen Glücks zu lesen glaubte,
Er einen Mann mit ehernem Gesicht
Das bloße Schwert in seiner Rechten sehn,
Und dieser Mann — o Gott! — er ist der Henker!

Maddalena (wüthend).

Zum letztenmale denn, Ihr seyd von Sinnen
Und was Ihr sagen wollt, begreif' ich nicht.
Den Mann, den Ihr mir da zum Buhlen gebt,
Ich kenn' ihn nicht, laßt mich.

(Sie steigt die Stufen ihres Palastes hinan.)

Francesca.

Wahrhaftig, Weib,
So bitt' ich dich auf den Balcon herauszutreten schnell.
Du wirst ihn gleich zum Tode schreiten sehen,
Vielleicht daß du ihn dann erkennen magst.

(Maddalena ab.)

Siebenter Auftritt.

Francesca.

Nun ist's vorbei: die letzte Hoffnung raubt
Mir diese Frau, die ihre Thüre schließt.
Ich kann ihm nur noch ewigen Abschied sagen.
O habe Mitleid, Gott, o habe Mitleid!

(Schluß folgt.)

Ernst,
das Chartisten-Epos.

(Fortsetzung folgt.)

So sind wir bis zum Ende des achten Buchs gekommen. Jetzt finden wir einen neuen Charakter in der Hütte des alten Schäfers, dessen schon kurz Erwähnung geschah, wohin Arthur Hermann sich begeben hat. Dort trifft er Brüder, Vertraute, Freunde versammelt, welche ihn in Sicherheit willkommen heißen. Die Gesellschaft besteht aus dem Schäfer und seinem Weibe, einem schmutziggelben, triefäugigen Schuhflicker, einem stämmigen Bauernkerl und einem Mann mit Namen Christoph Ernst.

Ein breiter, knochiger Mann, von derbem Körper,
Eine Masse mächt'ger, ungefüger Glieder,
Doch ohne Ebenmaaß und Einstimmung;
Dessen gespreizter Gang des Leibs Verheißung
Von ungemeiner Stärke Lügen strafte;
Und sein Gesicht — voll war es, doch sehr blaß,
Weil nie das Lebensblut darin einkehrte —
Aus Lehm gebildet von des Töpfers Hand —
Eine feuchte Maske ohne eine Seele;
Da saß er, keine Spur des Geistes zeigend,
Gleichwie ein Mensch erdrückt von eigner Last,
Die ihm zu schwer geworden, sie zu heben —
Versunken in sein Fleisch, erstarrt, begraben;
Denn alles Licht und Leben in ihm war
In Einen Punkt versammelt und gedrängt,
Sein Aug' entflammend. Und fürwahr! dieß Auge
War anzusehen ganz wie eine Lampe
In trübem Nebel strahlend wunderhell.
Auf seinem Rücken hing sein Rock so lose,
Wie auf der Mutter ein Zigeunerkind;
Unordentlich, wüst waren seine Kleider,
Buschig sein Haar, verworren ganz und wild,
Wie das Gebüsch auf einer Oede. So
War Christoph Ernst — der eh'dem sich beworben
Im Dienst der Kirche um ein Predigtamt;
Und seine Gaben wahrlich waren nicht
Zu karg ihm zugemessen, daß er nicht
So hoch hätt' streben mögen; viele glaubten
Gott selbst geb' ein ihm seine brünst'gsten Reden.
Aber er folgte nur dem eignen Trieb,
Sich dem gemeinen Maaße nicht bequemend;
Daher versagten ihm die Mehreren, was
Er bat, und hielten ihn für toll. O Tollheit!
Du bist ein Name, den am meisten die
Verdienen, die einen so krummen Stab
Wie menschliches Herkommen sich erwählen
Zum Maaßstab für das Rechte, und darnach
Urtheilen über Alles; doch wer klug ist,
Und tiefer Weisheit voll: bewährt's am besten
Wenn er sie tief verbirgt! das thu' er ja!
Sonst halten ihn für einen Narr'n die Leute!

Wir zweifeln nicht, daß der angebliche Wahnsinnige, Thoms, der sich selbst Sir William Courtenay nannte, und den neulichen Aufruhr in Kent, der in gutem Gedächtniß ist, anstiftete, zu dieser Schilderung gesessen ist. Sein Dichter nennt ihn einen „finstern Enthusiasten," und spricht von seinem „wilden und geisterhaften Blick," dabei aber weis't er doch die Behauptung von seiner Geistesverwirrung zurück. Außer Zweifel ist, daß man Enthusiasmus oft mit Wahnsinn verwechselt hat, und in gewissen Verbindungen werden beide Worte synonym gebraucht, indem man dem Wort Wahnsinn eine gute, und dem Wort Enthusiasmus (Schwärmerei) eine schlimme Bedeutung gibt. Wir sprechen von dem „schönen Wahnsinn" des Dichters und des Weisen; und Shakspeare schreibt dem Mondsüchtigen, dem Verliebten und dem Dichter die gleiche Beschaffenheit der Imagination zu. Enthusiasmus, im eigentlichen Sinn, ist eine von Gott verliehene Kraft, und das bloße Vorgeben davon ist Heuchelei. Alle Frömmigkeit ist Enthusiasmus — aber das Uebermaaß ist Wahnsinn. Aber was ist das Uebermaaß? Das Maaß davon, welches Paulus besaß, erschien dem Festus als Wahnsinn, und er schrieb diesen auf Rechnung zu großer Gelehrsamkeit. Und doch war es Inspiration! In allen Zeitaltern sind Begeisterung und Wahnsinn in den Urtheilen der Zeitgenossen mit einander verwechselt worden. Was man nun religiöse Schwärmerei nennt, steht im Zusammenhang mit höherer Begeisterung oder nicht, je nach Maaßgabe davon, ob der Enthusiasmus ächter Art ist oder nicht. Ein Unterschied muß gemacht werden zwischen dem Enthusiasten, der wahnsinnig geworden, und zwischen dem Heuchler, der wahnsinnig geworden. Ist das letztere, so gehört der Fall eigentlich gar nicht in die religiöse Sphäre; es ist nur ein Fall gewöhnlicher Verrücktheit und ist dem weltlichen Arm zu überlassen. Wenn aber ersteres, so ist es ein Fall, welcher vor die Untersuchung der Kirche gehört, und nur ihre Autorität hat darüber zu erkennen; die protestantische Kirche übt jedoch diese Autorität nicht aus, obwohl sie allen Kirchen beiwohnen sollte. Hier würde denn die Frage wiederkehren: was ist Enthusiasmus im Uebermaaß? Rechter Enthusiasmus ist nicht mehr und nicht weniger als ein geistliches Ergriffenseyn und ist das Licht und Leben des geistlichen Menschen. Und was sind die Gränzen dieses Ergriffenseyns? Keine andern, als eben die Sphäre des Geistigen und Geistlichen. Hiemit ist eine schärfere, eine lebhaftere Auffassung moralischer Wahrheiten und Grundsätze der Seele des Frommen zugestanden, zur Regelung

seiner Moral, seines wahren Wesens. Von diesen Wahrheiten, diesen Grundsätzen mag er sich unterhalten, mag er predigen seinen Mitmenschen, um in ihnen ähnliche Ansichten zu erwecken, bestärkt und bekräftigt durch das Factum, daß durch solche Mittheilungen die verborgne Begeisterung im Geiste seines Mitmenschen möglicherweise auch entzündet werden könne. Wir sind geneigt dieß Recht zuzugestehen, selbst wenn es bis zum ärgsten Fanatismus getrieben wird, ja bis zum feindseligen Fanatismus, der einen besondern Glauben mit Feuer und Schwert ausbreiten möchte. Ein solcher hat existirt — doch noch weit entfernt vom Wahnsinn — der Fanatismus Mahomeds und der Inquisition; weil das angestrebte Ziel geistliche Herrschaft war, wofür physische Gewalt nur als Mittel diente. Aber wenn diese erhabnen Grundsätze, wie die Chartisten sie jetzt haben, und wie Thoms sie veranschaulichte, nur um physischer Zwecke willen mit physischen Mitteln aufgestellt werden: so werden die Gränzen ihres Wirkens überschritten und die gewaltigsten Anstrengungen werden vereitelt durch die falsche Anwendung. Die große Idee menschlicher Vervollkommnung wird vertauscht gegen einen magern Begriff von einem neuen verbesserten Gesellschaftszustand, wie ihn die Phantasie seiner Schöpfer am leichtesten ausdenkt und das Gemüth des großen Haufens ihn am raschesten auffaßt. Das, dessen Gegenstand ein hoher moralischer Zweck seyn sollte, wird verkehrt in ein vermeintliches physisches Gut. Eine neue Gattung von Einrichtungen soll das wirken, was nur durch eine Wiedergeburt des Wesens derjenigen erreicht werden könnte, welche jene zu schaffen sich anmaßen. Und wer sollen die Gründer solcher Institutionen seyn? Die Enthusiasten der neuen Aera! Und waren nicht die Gründer der Staaten, die bisher geblüht haben, ächte Enthusiasten, die nach dem Zeugniß ihres Zeitalters und laut dem Bericht der Geschichte einer anerkannten Begeisterung sich erfreuten? Es braucht einen Enthusiasten, freilich keinen verworrenen, sondern einen einsichtsvollen, um eine Institution tüchtig zu begründen; eine solche Institution wird dann aber von der Zeit ihrer Gründung bis zu ihrem Ende besser seyn, als die Menschen, für welche sie bestimmt ist. Die Juden erreichten nicht die von ihrem Gesetz geforderte Vollkommenheit, und die Christen bleiben zurück hinter dem Maaßstab von Tugend, welchen die Kirche aufstellt. Die Kirche wie sie ist, der Staat wie er ist, wären, nach unserm vorliegenden anonymen Dichter, corrupt. Inwiefern? In concreto, d. h. in den Menschen, aus welchen sie bestehen und die darin thätig sind. Aber doch gewiß nicht in der Idee? nicht im Grundprincip beider? Dieß bleibt immer rein; es liegt allen Speculationen über Staat und Kirche zu Grund, und am meisten bei demjenigen, der am heftigsten über die Unangemessenheit und Mangelhaftigkeit der äußern Erscheinung klagt. Nun denn, so möge der murrende Unzufriedne seine neue Charte, seinen neuen Plan und Riß machen, verkörpert in einer Reihe von Resolutionen. Menschen haben Beschlüsse gefaßt — in Worten — aber sie müssen ihre Entschlüsse ausführen mit der That. Die Charte sollte nicht nur auf dem Papier vorhanden seyn, sie muß sich auch abspiegeln in dem Thun und Handeln lebendiger Menschen. Mit welchem Grund hoffen die neuen Chartisten, daß ihr Ideal bei und durch die Masse der Menschen werde besser in Erfüllung gehen, als das Ideal von wohl weiseren Männern vor ihnen? Oder wenn sie dazu Grund haben, wie wollen sie beweisen, daß physische Gewalt die beste Art sey, diese Erfüllung herbeizuführen?

Die Schwierigkeit wird nicht vermindert, sondern unermeßlich vermehrt dadurch, daß alle jetzigen socialen Institutionen von Grund aus zerstört werden müssen, ehe der Chartist das Werk, das er im Sinn hat, beginnen kann. Nicht nur den König und den Priester will er wegräumen, sondern auch den Gutsherrn; dieß ist der Auftrag, der dem Christoph Ernst durch einen Engel des Herrn in einem Gesicht gegeben wird.

„Er sprach nicht in mein Ohr,
Unmittelbar berührt' er meine Seele,
Nicht sinnlich: „Ich bin der lebend'ge Gott,
Und dich hab' ich erwählt zu meiner Stimme;
Sprich du zu denen, die im Bund mit dir,
So wie Gott spricht zu dir: die da geherrscht, —
Geduldet hab' ich lang sie, doch nicht fürder!
Gefüllt ist jetzt die Schale ihrer Sünden,
Und bis zur Hefe sollen sie sie leeren.
Eine Zeit der Gnade war — die ließen sie
Verstreichen; — der Barmherzigkeit, — sie hatten,
Darauf nicht Acht; jetzt ist des Zornes Stunde!
Hin geb' ich sie, daß mit dem Schwert sie werden
Zerschlagen, und verbrannt mit Feu'r, daß sie
Sey'n eine Warnung allen künft'gen Zeiten;
Denn zu nichts Anderm sind sie tüchtig mehr,
Weil sie so tief in Sünden; haut sie ab.
Denn sie sind meinem Angesicht ein Gräuel
Ob dem was Uebles sie gethan; ihr Blut
Ist faul, vergießt ihr es! und wenn ihr alles
Gereinigt: dann ein reines Priesterthum
Baut auf von neuem. Doch wenn eure Herrn
Ihr einmal habt gestürzt: dann keine neue
Setzt mehr an ihre Statt — denn ich allein
Bin Herr und Gott, und Vorrecht unter Menschen,
An Land, an Ehren, oder sonst etwas
Ist nur die Wurzel jeglicher Verkehrtheit.
So thut, und nimmer kehr' eu'r Fuß zurück,
Bis Alles ihr vollbracht, damit nicht, was
Ihr gegen sie habt unterlassen, ziehe
Die Rache einst herab auf eure Häupter!
Geht hin, und wie ich euch gesagt, so thut!"
Brüder, das ist der Herr, das seine Worte.
Sie haben uns, die Leute haben uns
Halb unsers Brods beraubt, anstatt zwei Laiben
Nur einen einz'gen, dürftigen, uns bietend;
Aus unsrer Kirche haben eine Höhle
Für Diebe und noch schnödre Miethlinge
Gemacht sie; das Gesetz — das haben sie
So mörderisch zugerichtet, daß, wie eine
Kugel mit Stacheln dessen Hand, der es
Anspricht um Hülfe, schlimmer es verwundet

Als das ihm angethane Unrecht; drum
Ruf' ich euch auf: geht, zwingt die Schurken, daß sie
Auswürgen unsern Raub, und käm' er auch
Mit ihrem Herzblut nur! und dann erwürgt sie,
Auf einen Haufen sie und ihre Kinder;
Aus ihren Knochen thürmt auf einen Berg
Hoch wie die Pyramiden, als ein Zeichen
Und grause Warnung. Also rath' ich euch
Um Gottes und noch mehr um euretwillen;
Daß ihr sein Wort erfüllt, spart nicht das Würgen!
Nein! würgt und schont nicht! und oh! bitter sey
Verflucht, wer nicht zu Hülfe kommt dem Herrn
Gegen die Mächt'gen. Treulich warnt' ich euch,
Wie mich mein Gott und mein Gewissen warnten;
Das Uebrige ist eure Sache.

Man betrachte nun die Männer, die eine solche Mission auf sich nehmen, die Charaktere, aus welchen das Gedicht besteht. Sind es nicht zugestandnermaßen Männer, welche durch ihre eigne Thorheit oder Unwissenheit sich zur Unzufriedenheit gestimmt, und dadurch in Kampf mit der Welt verwickelt haben? Was für lebendige Steine sollten nun diese seyn, um das neue Gebäude der Gesellschaft aufzurichten? Wir finden, daß in dem Verhältniß zwischen Arthur Hermann und Lucy Heß die alten menschlichen Leidenschaften thätig waren. Wir glauben, der verschmähte Liebhaber sey arg — arg mißhandelt worden; — und wir sind der Ansicht, daß es ein Glück für ihn ist am Schluß des Gedichts, wo die Sache der Chartisten triumphirt, daß er nicht aufgefunden werden kann, um zum König gemacht zu werden. Wahrlich! ein hartnäckiges Geschlecht hätte er zu regieren bekommen!

Der Dichter des Ernst betet Milton an? Warum aber lernte er nicht Weisheit aus der selbsteingestandenen Thorheit dieses großen Mannes? Milton ward alt genug, um die göttlichen schönen Vollkommenheitsideen, welche das Gemüth des Sängers und des Weisen besuchen, in die ihnen zukommende Sphäre, in die ideale Welt der Seele zu verweisen. Wenn man sie einführen will und anwenden auf die impraktikable Wirklichkeit, lassen sie uns im Stich, wie Täuschungen, und sie sind daher „erhabene Illusionen" genannt worden von dem weltlichen Experimentator; aber wenn man sie auf dem geistigen Gebiet wirken läßt, nehmen sie eine Realität an, welche keiner Nachweisung bedarf. Milton hat ein urkundliches Zeugniß über seine Enttäuschung im spätern Leben hinterlassen, im Anfang des dritten Buchs seiner Geschichte Englands, wo er eine Abschweifung macht, um einige beredte „Betrachtungen über die letzten Bürgerkriege in England vom Jahr 1640—1660" zu geben. So schreibt er:

„Ueber diejenigen, welche in den letzten Unruhen am meisten schalteten und walteten, dürften wenige Worte genügen. Sie hatten Waffen, Anführer und Siege nach ihren Wünschen, aber das Geschick, so große Vortheile zu benutzen, besaßen sie nicht.

Andern Ursachen, nicht dem Mangel an Tapferkeit oder kriegerischer Mannhaftigkeit bei den Britten, der frühern sowohl als der neuesten Zeit, ist es zuzuschreiben, daß diese schönen Gelegenheiten, welche, dem Anschein nach, die langersehnte Freiheit wie eine Braut uns hätten in die Arme liefern sollen, so übel benützt und ausgebeutet wurden. Diese andern Ursachen betrafen gleicherweise Herrscher, Priester und Volk; und wie sie den alten Landeseinwohnern Elend und Verderben brachten durch die Freiheit, welche, recht gebraucht, sie hätte glücklich machen können, so führten sie für unsere Zeitgenossen nach vielen Mühen und Drangsalen, Kosten und Blutvergießen nur ein lächerliches Fehlschlagen ihrer Hoffnungen herbei, wobei die gleichen Wirkungen, die gleichen Mißgriffe neben nicht minder hassenswerthen oder unentschuldbaren Sünden augenscheinlich hervortraten.

Sofort beschreibt er das lange Parlament, wie „Manche, welche von Läden und Waarenmagazinen, ohne irgend andre Verdienste, berufen worden waren zum Sitz in den höchsten Rathsversammlungen und Ausschüssen, eben, wie es ihr Stand und ihre Bildung mit sich brachte, krämermäßig mit dem Staat und seiner Verwaltung verfuhren;" und am Ende war keiner von diesen Emporkömmlingen darauf vorbereitet, nach Miltons schönem Ausdruck, „dem gefürchteten Namen einer wahren Verantwortlichkeit ins Angesicht zu schauen."

„Und wenn (fährt er fort) der Staat in solchem Zustand war, so war die Religion in einem nicht viel besseren; sie zu reformiren, wurde eine Anzahl von Geistlichen berufen, die weder nach kirchlichem Herkommen und Brauch gewählt, noch durch Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit vor andern, übergangnen, ausgezeichnet waren; sondern nur wie es der Willkür und dem Belieben der einzelnen Parlamentsglieder gefiel, so wurden sie nach einander ernannt. Die meisten von ihnen waren Männer, die mit großen Aufwand von Eifer gegen die Habsucht und die Pfründenhäufung der Bischöfe und Prälaten gepredigt und geschrien hatten, behauptend: eine Seelenheilung und Besorgung sey Amtes genug für einen, wenn auch noch so tüchtigen geistlichen Hirten, und gehe eigentlich schon über die menschliche Kraft. Aber diesen gewissenhaften Männern fehlte es, zur Schande und Aergerniß ihres geistlichen Berufs und besonders ihrer gepriesenen Reformation, nicht an der Kühnheit, bevor noch irgend etwas von dem Werk vollbracht war, wegen dessen sie, vom Staate besoldet, zusammengekommen, neben einer, zwei und mehr der besten Pfründen, Lehrstellen an den Universitäten und reich dotirte Lectorsstellen in der Hauptstadt an sich zu reißen, oder doch ohne Widerstreben anzunehmen, indem sie die Segel für alle Winde aufzogen, welche ihrem habgierigen Herzen Gewinn versprachen; und so schämten sich diese gewaltigen Tadler der Nichtresidenz nicht, selbst alsbald sich als Nichtresidenten und Pfründenpluralisten darzustellen, ohne Zweifel zu arger Verdammung durch ihren eignen Mund. Und doch war die Hauptlehre, für welche sie sich so bezahlen ließen, und auf die sie mit größerer Heftigkeit drangen, als auf das Evangelium selbst, in der That nur die, daß sie uns sagten: ihre Lehre sey nichts werth, und die geistliche Gewalt ihres Amts richte weniger aus als physischer Zwang; denn sie beredeten die weltlichen Behörden diesen anzuwenden, als ein kräftigeres Mittel das Gewissen zu unterwerfen und zu beherrschen, als evangelische Ueberzeugung; sie mißtrauten der

Kraft ihrer eigenen geistlichen Waffen, die ihnen, wenn sie wirklich und mit Recht berufen waren, übergeben worden waren mit der Zusicherung, daß sie vollkommen hinreichen würden, alle Gedanken und Einbildungen niederzuschlagen, die sich wider Gott empörten. Aber weil sie Zwang ohne Ueberzeugung gebrauchten, worüber sie sich noch vor kurzem als über ein unchristliches Verfahren, gegen sie selbst geübt, beklagt hatten, so ist klar, daß ihr Benehmen nicht besser als ein unchristliches war; denn sie stürzten eine geistliche Tyrannei mit weltlicher Gewalt, um ihre eigene Autorität über die der weltlichen Behörden zu erhöhen, die sie gern zu ihren Urtheilsvollstreckern gemacht hätten, um Kirchenvergehungen zu strafen, über welche das bürgerliche Gesetz nicht erkennt.

Und zur Genüge zeigten ihre Schüler, daß sie keine bessern Grundsätze hatten als ihre Lehrer, welche mit Ausschußstellen und andern reichbesoldeten Aemtern betraut wurden, auf die Empfehlung der letztern als eifrige und gottwohlgefällige Männer; aber ihre Aemter versahen sie dann wie Kinder des Teufels, unglaubig, ungerecht, unbarmherzig, und wenn nicht geradezu bestechlich und böswillig, waren sie wie mit Blindheit geschlagen. So daß seit der ersten Predigt der Reformation keine schmachvollere und tödtlichere Wunde dem Glauben, der Frömmigkeit, dem Reformationswerk geschlagen, und den Feinden Gottes und der Wahrheit kein scheinbarerer Grund zu Lästerungen gegeben worden ist, als von diesen Lehrern und Schülern.

Das Volk, jetzt auf die Staatsmänner schauend, welche ohne Beharrlichkeit und Festigkeit waren, schwankend und sich abquälend unter der Last ihrer eignen, allzuhoch greifenden Unternehmungen, geschäftig im Kleinen und kleinlich im Großen, — das Volk, hintergangen und entfremdet, zeigte auf verschiedene Weise seinen Verdruß; die einen verachteten jetzt die Personen, welche man zuvor hoch geehrt hatte; die andern fielen von ihnen ab, schmähten sie, oder verschworen sich gegen sie. Und dann auf die Kirchenmänner schauend, sah es, wie diese unter dem Deckmantel einer feinen Heuchelei ihre eignen Thorheiten predigten, und nicht das Evangelium, wie sie Miethlinge, habsüchtig, ungelehrt, verfolgungssüchtig, keine Freunde der Wahrheit, und ihren Vorgängern in den meisten an ihnen verdammten Lastern ganz ähnlich waren — und so wurde das Volk, welches eine Zeitlang durch den erheuchelten Eifer der Kanzelredner war warm gehalten worden, nach einer verfliegenden Hitze kälter und verhärteter als zuvor; die einen wandten sich zur Liederlichkeit, andere zu einem seichten Atheismus, setzten die alte Religion bei Seite und ärgerten sich an der gehofften neuen.

So machten diejenigen, welche noch kürzlich als unsere größten Befreier gepriesen worden waren, und die Gunst und das Vertrauen des ganzen Volks besaßen, dadurch, daß sie sich ihrer Aufgaben so unwürdig entledigten, ihre Stellung wankend, und sich selbst unfähig, Verwalter und Schirmherren der von ihnen verkündeten Freiheit zu seyn, aber sie machten auch das jetzt noch schlimmer und zügelloser gewordne Volk unfähig, jetzt überhaupt irgend eine Freiheit zu ertragen. Denn die Geschichte lehrt uns, daß die Freiheit, wenn man sie zur Unzeit, in einem verdorbenen und entarteten Zeitalter zu erlangen trachtet, Rom selbst nur noch härtere Sklaverei brachte; denn die Freiheit ist wie ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und kann nur von gerechten und tugendhaften Männern gehandhabt werden; für die Schlechten und Zügellosen wird sie zum Verderben und Unheil in ihrer eignen Hand; und sie wird auch in vollem Maaß nur gegeben von solchen, welche das seltne und glückliche Talent haben, zu erkennen, was für ein Volk beschwerlich und ungerecht ist, und wie solche Uebelstände weislich zu entfernen sind; welche gute Gesetze noth thun, und wie man sie tüchtig und heilsam abfassen muß, damit die Guten der Freiheit sich erfreuen, die sie verdienen, und die Bösen den Zaum fühlen, der ihnen noth ist. Aber um dieß zu erkennen und zu leisten — die heroische Weisheit, welche dazu erforderlich ist — überstieg bei weitem die Grundsätze dieser seichten Politiker; was Wunder daher, wenn sie, erdrückt von der zu schweren Aufgabe, untersanken? Denn Britannien, um eine selten gehörte Wahrheit auszusprechen, ist zwar ein an tüchtigen und kriegsmuthigen Männern fruchtbares Land, aber es ist von Natur nicht allzufruchtbar an Männern, die tüchtig wären, im Frieden gerecht und klug, nur den Eingebungen ihres Mutterwitzes vertrauend, zu regieren. Man erwägt nicht gehörig, daß Artigkeit, Klugheit, Liebe zum öffentlichen Besten mehr als Trachten nach Geld oder eitler Ehre, unserem Boden gewissermaßen ausländische Gewächse sind, daß sie hier nur wachsen und gedeihen in Geistern, welche wohl angebaut werden und erfüllt mit tüchtiger und fleißiger Bildung und Unterweisung; sonst aber sind sie zu unpolitisch und zu grob, oder ungestüm und unempfänglich für die Kunst und Tugend, eine wahrhaft bürgerliche innere Regierung zu verstehen oder zu führen. Tapfer sind sie und wohl gemacht eine Schlacht zu gewinnen; aber um Ziel und Zweck des Gewinnens zu begreifen und zu erfassen, uneinsichtig und unklug; in Glück und Unglück gleich unempfänglich für Belehrung. Denn die Sonne, die uns fehlt, reift die Einsichten wie die Früchte, und wie Wein und Oel bei uns vom Ausland eingeführt werden, so müssen reife Einsicht und viele bürgerliche Tugenden in unsere Seelen eingeführt werden durch ausländische Schriften und durch Muster aus den besten Zeitaltern; sonst werden wir immer irre gehen und unsere Versuche großer Unternehmungen werden fehlschlagen. Daher waren ihre Siege ebenso fruchtlos als ihre Verluste gefährlich, und ließen sie, obgleich immer siegreich, unter solchen Beschwerden und Uebelständen schmachten, unter welchen sonst die Besiegten leiden u. s. w." —

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1839.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika.

Je weiter man in der Kenntniß Amerika's fortschreitet, destomehr findet man, daß einst das ganze Land eine andere Gestalt und andere Bewohner hatte. Die wenigen Bemerkungen, welche wir jetzt schon aus Darwins Forschungen kennen, geben uns einen annahernden Begriff von den unermeßlichen Revolutionen, welche einst in den Cordilleren vor sich gingen (s. Nr. 184); das ganze ungeheure Landergebiet zwischen den Cordilleren und dem atlantischen Ocean muß in einer vergleichungsweise neueren Epoche, nachdem es zuvor über dem Meeresniveau stand, wieder unter dasselbe versenkt worden seyen, eine Umwälzung, worin seine zahlreichen und merkwürdigen Thiergeschlechter untergingen (s. Nr. 134. 180). Welche Katastrophe hat aber Nordamerika betroffen? wo sind die zahlreichen Bewohner hingekommen, welche einst das Thal des Mississippi und der darein mündenden Flüsse bewohnt haben müssen (s. Alterthümer in Nordamerika Nr. 46)? Mancher ist wahrscheinlich schnell fertig mit der Antwort: sie seyen im Laufe der letzten drei Jahrhunderte von den Europäern nach und nach ausgetilgt worden, aber dieß ist gänzlich unrichtig, denn die Thäler des Mississippi und seiner Nebenflüsse sind erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in größerem Umfange betreten worden, die erwähnten Alterthümer aber weisen auf eine zahlreiche Bevölkerung zurück, welche vor mehr als tausend Jahren daselbst wohnte, und von denen die jetzige indianische Bevölkerung auch nicht eine Sage hat. Mit Einem Wort, das alte Amerika mit seiner untergegangenen Thier- und Menschenwelt ist uns noch ein Buch mit sieben Siegeln, und lange werden die Forscher, Ameisen gleich, die naheren Data zusammensuchen müssen, ehe wir einigermaßen darüber zu einer klaren Ansicht werden kommen können. Daß Südamerika die neuesten und furchtbarsten Umwälzungen erlitten hat, ist kein Zweifel, und beachtungswerth ist der wohl nicht allein dem Klima zuzuschreibende Umstand, wie scharf, schon in älterer, wie wiederum in neuerer Zeit, der Cordilleren-Bewohner sich von den Bewohnern der Ebenen scheidet. Wir haben in einer kürzlichen Mittheilung (s. die Spaltung der Bewohner Columbia's Nr. 353) bemerkt, daß das Reich der Inca's und Lipa's sich im Wesentlichen streng auf die Cordillerenkette beschränkt, die politische Macht der Inca's sich allerdings auch auf einige Niederungen, namentlich auf die Westküste, hin ausgedehnt habe, daß aber jetzt, wo keine politischen Verhältnisse dieser Art mehr einwirken, der Quichua-Indianer in der Regel die Berge nicht verläßt. Auch kann es nicht fehlen, daß, da die Zahl der Spanier, selbst im Gebirge, keineswegs zu-, sondern eher abnimmt, im Laufe einiger Jahrhunderte der Quichuastamm in den Anden entschieden wieder vorherrschen wird, vielleicht in einer nominellen Abhängigkeit von dieser oder jener halbeuropäischen Hauptstadt, aber im Wesentlichen durchaus frei und ungefesselt.

Dieß führt uns auf die alte, stets wiederholte Bemerkung, daß Amerika noch immer mit der Bildung seiner Racen und Stämme beschäftigt ist, und nach der furchtbaren Erschütterung, welche die Eroberung durch die Europäer und die Einfuhr der Neger veranlaßt hat, sich wieder neu zu gestalten beginnt. Die Symptome dieser fortschreitenden Racenbildung sind nicht leicht zusammenzustellen, und man muß sich gewissermaßen an Aeußerlichkeiten als an die Repräsentanten des innern Zustandes halten. In der Ebene von Venezuela hat die aus Negern, Indianern und Europäern gemischte gelbe Race sich schon ziemlich constituirt (s. Nr. 25), dasselbe ist bekanntlich auch im Innern der argentinischen Republik der Fall, wo zwar die weiße Race vorherrscht, doch immer mit starker Beimischung von Neger- und Indianerblut. In Paraguay scheint der Guarani-Stamm zu überwiegen (s. das neue Guaranireich Nr. 38), wie im Nordwesten der Quichua-Indianer, denn das Spanische verschwindet mehr und mehr, und die Häuser, selbst in der Hauptstadt, lassen sich zählen, wo die Frauen ein auch nur erträgliches Spanisch sprechen; das Guarani wird sich hier ohne allen Zweifel zur herrschenden Sprache erheben, eine Erscheinung, welche man, wie es scheint, einzig dem Bekehrungs- und Regierungssystem der Jesuiten und dem Isolirungssystem Francia's dankt, ohne welche die Guaranis während der Revolution vermuthlich ganz vernichtet worden wären.

Was weiter im Norden im Innern Brasiliens vor sich geht, davon wissen wir so gut wie nichts, obgleich die fortdauernden Nachrichten von Eroberung und Plünderung einzelner Städte in den nördlichen Provinzen Brasiliens, also zunächst an der Linie, den Beweis liefern, daß dort nicht bloß weiße Herren und schwarze Sklaven den Boden bebauen: es scheint namentlich im Gebiete des Tocantin-Flusses ein Gemenge von Negern, Mulatten und Indianern zu hausen, welche da und dort in die Städte einbrechen, aber ohne einen andern Zweck als zu plündern, weßhalb, wenn endlich die Truppen der Regierung anlangen, diese immer wieder mit großer Tapferkeit die Städte erobern, besonders wenn die rohen Räuberschaaren sie schon geräumt haben. Gegen die noch immer im Aufstand befindlichen Bewohner von Rio Grande do Sul, welche meist weißer Abkunft sind, fallen freilich die Lorbeeren sehr mager aus, so nahe auch diese Provinz der Hauptstadt liegt. Alles dieses bietet nur weitere Symptome der Auflösung des so pomphaft angekündigten brasilianischen Kaiserreichs dar. Es ist auffallend, daß man in Zeitschriften so gar wenig über Brasilien findet; daß die brasilianische Litteratur selbst im höchsten Grade unbedeutend ist (s. Nr. 214, 215), das darf freilich Niemand sehr Wunder nehmen; in der Nähe der Linie sind die Geistesproductionen von jeher weder an Umfang, noch an Tiefe von Bedeutung gewesen, und die Denksprüche des Marquis v. Marica, die in der eben citirten Mittheilung geschildert sind, darf man eher als ein europäisches Erzeugniß betrachten. Aber eine leichte, tändelnde Poesie sollte man wenigstens erwarten, wenn sie auch unsern Begriffen von Anstand und Züchtigkeit nicht sonderlich entsprechen sollte; indeß auch hievon findet sich wenig. Die Weißen scheinen zu zügellos auf der einen, zu entnervt auf der andern Seite, und Mulatten und Neger sind zu roh. Aber nicht bloß das geistige Leben der Brasilianer scheint erschlafft, auch das industrielle und commercielle scheint immer tiefer zu sinken, und allen Andeutungen zufolge werden die Küstenstädte bald wenig anders mehr seyn, als englische Factoreien.

Ueber Westindien und Guiana haben wir fast nichts mehr beizufügen; der Emancipation ist schon im Eingang gedacht worden, und wir haben dort bereits die Mittheilungen über den Fortgang derselben (s. Neger auf Jamaica Nr. 156 f., Emancipation im englischen Guiana Nr. 295) angeführt, und hier nur noch nachträglich zu bemerken, daß die Pflanzer auf Jamaica, welche sich noch vor einem Jahre so überlegt böswillig gegen die Neger (s. Nr. 29) und so ungebärdig gegen die Regierung benommen haben, nach den neuesten Nachrichten viel gelindere Saiten aufzuziehen anfangen, daß sie endlich einzusehen scheinen, daß die Hoffnungen, welche sie auf die Vereinigten Staaten gesetzt hatten, sich nicht wohl verwirklichen werden. Eine gereizte Stimmung gegen die Emancipation war diesen Leuten freilich nicht zu verargen, denn die alten Culturmethoden lassen sich bei freier Negerarbeit trotz aller darauf verwendeten Mühe und Kosten vorerst nicht fortsetzen. Die englischen Blätter der letzten Tage haben wieder von einem abgeschlossenen Contract über die Stellung von einigen Hundert deutschen Arbeitern gesprochen, von welchen ein Theil schon nach Demarara unter Segel gegangen seyn soll. Es wäre an der Zeit, diesem schändlichen Menschenhandel, welcher ärger als die ehemalige Seelenverkäuferei ist, einmal Einhalt zu thun: europäische Constitutionen können unter dem Himmel Guiana's die anstrengende Arbeit des Landbaues nicht ertragen, und bekanntlich ist der Versuch, selbst Malteser und Portugiesen daselbst als Arbeiter anzusiedeln, bereits mißglückt, und muß, wie ein französischer Officier, welcher besonders zur Berichterstattung über diese Gegenstände nach Demarara geschickt wurde, ausdrücklich bemerkt, immer wieder und am meisten mit Nordeuropäern mißglücken. Aber die geldstolze Habsucht der Pflanzer kennt keine Rücksicht, und die englische Regierung kümmert sich nicht um den Handel, da es ja nur Deutsche sind, welche man verschachert. Dieselbe freundliche Gesinnung gegen unser Volk haben in neuerer Zeit auch die Nordamerikaner an den Tag gelegt, indem sie deutsche Truppen anwerben wollten, um den nie endenden Seminolenkrieg auszufechten, und in den ungesunden Sümpfen Florida's ein ruhmloses Grab zu finden.

Die Indianerbevölkerung von Nordamerika hat in neuerer Zeit wieder ein Lebenszeichen gegeben, und ein allgemeiner Indianerkrieg steht vielleicht nahe bevor. Bekanntlich hatte sich in einem Theile von Georgia und Alabama eine Anzahl Tschirokesen angesiedelt, civilisirte sich immer mehr, ein Mann ihres Stammes erfand ein Alphabet, und es erschien eine Zeitschrift in tschirokesischer Sprache: sie besaßen Sklaven zum Anbau ihrer Ländereien, lebten aber mit ihnen auf einem freundlichen Fuß, und ihre Anzahl, Sklaven, reine Indianer und Mischlinge von Weißen und Indianern, so wie von Indianern und Negern zusammengerechnet, stieg allmählich auf etwa 30,000 Köpfe. Die Habsucht der Weißen wollte sie ihres Besitzthums berauben, und die allgemeine Anordnung in Betreff der nur vom Ertrage der Jagd und des Fischfanges lebenden Indianer, daß sie nämlich jenseits des Missisippi entfernt werden sollten, wollte man auch auf sie anwenden. Lange widerstand die Centralregierung, endlich aber mußte sie nachgeben, und so wurde ein betrügerischer Vertrag über die Abtretung ihrer sehr werthvollen Ländereien abgeschlossen, kraft dessen sie das Land verlassen, und über den Missisippi wandern mußten. Widerstand war umsonst, und die Gewaltthat wurde ausgeführt; aber sobald sie außer dem Bereiche der Macht der Weißen waren, wurden die Unterhändler, welche ihre eigenen Landsleute verrathen und verkauft hatten, von dem erbitterten Volke ermordet, wie man sagt, auf Veranlassung eines gewissen Roß, eines halbblütigen Indianers. Man scheint nun die Absicht zu haben, diesen Roß vor Gericht zu ziehen, da der Mord noch auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten geschehen sey; allein Roß soll keineswegs gesonnen seyn, sich einem solchen Gerichte zu unterwerfen, und hinreichende Fähigkeiten und Ansehen besitzen, um nöthigenfalls sämmtliche über den Missisippi verjagte Indianerstämme zum gemeinsamen Kampfe gegen die „großen Messer" zu führen. Aber alles dieß hemmt nicht den Fortschritt des Handels und der „Civilisation," und somit kümmern sich auch die wenigsten Nordamerikaner darum.

Ein anderer Gegenstand aber, die ewig wiederkehrende Sklavenfrage, geht ihnen mehr zu Herzen, weil sie eine Lebensfrage für die Union, eine wahre „question brulante" geworden ist, welche Niemand anfassen mag, und von der man sich kaum recht zu reden getraut. Sind indeß die Angaben eines Amerikaners über die Fortschritte der Abolitionistenpartei gegründet (s. die Gesellschaft für die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Nr. 198), dann kann die letzte Stunde für die Union bald schlagen. In jener Mittheilung, welche einem Briefe aus New-York entnommen ist, heißt es wörtlich: „Diese Frage beherrscht alle andern, aber die Leidenschaften, welche sie in Bewegung setzt, sind so furchtbar, daß man öffentlich weit weniger davon hört, als von einer Menge Fragen, welche ein nur sehr oberflächliches Interesse erregen, während diese die Eingeweide der Republik zernagt." Die ganze jetzige Gesellschaftsverfassung der südlichen Sklavenstaaten ist von Grund aus vernichtet, sobald man das Princip der Emancipation zuläßt; alles Besitzthum ist mit einemmal in Frage gestellt, die Amalgamation, welche bisher die Weißen mit instinctivem Abscheu zurückwiesen, ist dann eine nothwendige Folge, und die Bevölkerung erfährt eine gänzliche Umwandlung. Diesen mit vollkommener Klarheit erkannten Folgen wollen die Sklavenbesitzer entgehen, aber das auflösende, nivellirende Princip der modernen europäischen Bildung macht sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend. Die Abschaffung der Sklaverei ist zugleich ein frommes Werk, welches John Bull freudig zu fördern bereit ist, um so mehr, als ihm Bruder Jonathan hinsichtlich seiner Besitzungen in Canada, wo auch noch eine alt eingebürgerte Nationalität dem neueindringenden sächsischen Stamm zum Opfer fallen soll (s. die Franzosen und Engländer in Canada Nr. 57), sehr viel Sorgen und Kosten verursacht hat.

Sollen wir noch eines andern Umstandes, nämlich der Anlehen der Nordamerikaner (s. Nr. 261) in Europa erwähnen? Es ist augenscheinlich, daß eine ächt amerikanische Partei es mit Vergnügen sehen würde, und so viel an ihr ist darauf hinarbeitet, daß diese Anlehen nie zurückgezahlt und davon Anlaß genommen wird, jede innigere Verbindung mit Europa abzubrechen, denn jene Partei erklärt geradezu, wenn es mit den Anlehen in Europa so fortgehe und alles gezahlt werden solle, so werde ganz Amerika an einige europäische Capitalisten verpfändet. Diese Worte, welche einer amerikanischen Zeitschrift entlehnt sind, deuten darauf hin, wie sehr man selbst in Nordamerika die commercielle Abhängigkeit von dem creditreichen Europa fühlt, und wie sehr sich ein gewisser Trotz dagegen sträubt. Es ist dieß in Nordamerika dieselbe Erscheinung, wie in Mexico und in Buenos-Ayres: die erstarkte Bevölkerung des Innern kümmert sich um die Verbindung mit dem alten Europa wenig, und wie die Gauchos mit Rosas an der Spitze dem Untergang des Handels von Buenos-Ayres mit Ruhe zusehen (s. Blokade von Buenos-Ayres Nr. 299), so betrachten die ächten Demokraten Nordamerika's den Sturz der Vereinigten-Staaten-Bank, welche diese innige Verbindung mit Europa in ihrer Weise repräsentirte, mit mehr als Schadenfreude, mit sichtlichem Vergnügen. Ob sie nicht in ihrer Art Recht haben, ist eine nicht hieher gehörige Frage, aber der Umstand ist zu beachten, daß allenthalben in Amerika, nur an verschiedenen Orten unter verschiedenen Formen, im Innern des Landes eine Partei existirt, welche die reichen Handelsstädte der Küste und die commercielle Abhängigkeit von Europa, deren Vermittlerinnen sie sind, von Herzen haßt, sich das Joch europäischer Credit- und Schuldengesetze nicht auflegen lassen will, und die Unsicherheit des Handels in den Seestädten vermehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Tino.

(Bruchstück aus Thomas Knights Oriental Outlines.)

Die Tscherník, die mich nach den Cykladen bringen sollte, segelte, wie die meisten Schiffe in Nauplia, in der Nacht ab, um den Landwind, der sich nach Sonnenuntergang erhebt, zu benutzen. Um Mitternacht kam ich auf dem Schiff an, und sogleich lichteten wir die Anker. Ein günstiger Wind begleitete uns aus dem Hafen, hörte aber schon nach einer Stunde wieder auf, und nöthigte die Schiffer zu den Rudern ihre Zuflucht zu nehmen, und so langsam ging die Fahrt, daß statt in 4 bis 5 Stunden, wie es gewöhnlich der Fall ist, wir erst am Abend des folgenden Tages Spezzia erreichten. Schneller kamen wir nach Hydra, dieser unerschöpflichen Quelle der neuern griechischen Seemacht, und wenn wir auch zwischen Poros, dem alten Kalanzia, und St. Georg wieder von Windstille litten, so trieb uns doch zwischen Thermia und Zea ein heftiger, fast sturmähnlicher Wind weiter, und rechtfertigte so den alten Seemannsspruch:

Ein Regenbogen am Morgen,
Macht dem Schiffer Sorgen;
Ein Regenbogen bei Nacht,
Ihm Freude macht.

Denn wir hatten wirklich am Morgen einen Regenbogen gesehen. Zea war einst so unfruchtbar, daß ein Gesetz auf der Insel bestand, das allen Bewohnern über 60 Jahren auferlegte, sich mit Gift zu tödten, damit sie den jüngern Leuten nicht im Wege stehen und die Lebensmittel dürftiger machen möchten. Seine jetzige Bevölkerung soll sich auf 3 bis 4000 Menschen belaufen, und bei der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Reichthum an Wasser und seinem guten Hafen wird es wahrscheinlich an Wichtigkeit gewinnen.

Nach Syra war die Tscherník bestimmt, das aber für den Fremden, wenn er nicht Kaufmann ist, keine Annehmlichkeit bietet, und nichts Merkwürdiges hat, als einen Wahnsinnigen, der, 1837 wenigstens, unbelästigt auf dem Hafendamm zu sehen war, wo er von den Fremden mit dem Ausrufe in englischer Sprache: „Helft mir, ich bin ein König!" sich sein kümmerliches Leben fristet. Er glaubte, von Constantin dem Großen abzustammen, und sprach stets davon, Stambul von den Türken wieder zu erobern. Unterdeß aber bettelte er, obgleich sein Bruder, wie mir gesagt wurde, ein wohlhabender Mann seyn soll. Von St. Georg, dem Hauptort der Insel, geht jeden Morgen ein Boot nach der nur 10 Meilen entfernten gegenüberliegenden Stadt St. Nikolas, der Hauptstadt von Tino. Ich verschaffte mir daher einen Paß, denn man ist sehr streng in dieser Hinsicht, wenn es auch am Ende nur Formalitäten sind, und ließ mich übersetzen, um die Insel zu besuchen. Der Preis der Ueberfahrt wechselt von 1 zu 2 Drachmen.

Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so legte sich der Wind und die Schiffer mußten zu den Rudern greifen, wobei wir den Weg, den ich auf meiner Rückreise in fünf Viertelstunden zurücklegte, erst nach fünf Stunden beendigten. Die Aussicht, die sich mitten auf dem Meere bietet, ist entzückend. Die nächsten Inseln, die man erblickt, sind, links von Tino, Andros, rechts Mykoni und Delos, dazwischen die „fröhlichen Wasser der tiefblauen See" mit manchem schönem Fahrzeug, das kräftig die anstürmenden Wellen durchschneidet, oder mühsam und träg sich in der Windstille dahin schleppt. Delos ist nur eine Masse nackter Felsen; um so fruchtbarer ist Andros, einst wegen seines Tempels des Bacchus berühmt, wo am 7 Januar das Wasser wie Wein schmeckte. Vielleicht haben von dieser Zeit her die Einwohner ihre entschiedene Vorliebe für den Wein, denn obgleich die Insel viel dieses edeln Getränkes hervorbringt, so ist doch fast der ganze Ertrag zum eigenen Verbrauche bestimmt.

So wie wir in der Nähe von Tino angekommen waren, wurde ein Anker ausgeworfen, und der Capitän begab sich ans Land, um die gewöhnlichen Paßformalitäten zu bestehen. Der Capitän des Bootes nämlich erhält einen Zettel, worauf die Zahl seiner Passagiere verzeichnet ist. Trifft diese mit der Zahl der wirklich Anwesenden überein, so findet keine fernere Bedenklichkeit statt, das Schiff in den Hafen und die Reisenden ans Land zu lassen, doch variirt die Zahl auf dem Papiere mit dem im Boote, so ist es schwierig Zutritt zu erhalten. In einem Falle wurden die unglücklichen Reisenden einen ganzen Tag und eine Nacht im Boote zurückgehalten, ehe der Irrthum aufgeklärt war. Deßhalb hielten die Passagiere eines andern Bootes, worauf ich mich auch befand, und welches zufällig drei Passagiere mehr hatte, als in dem Verzeichnisse stand, diese drei versteckt, bis die Zählung vorüber war, und erklärt wurde, es sey tout en regle, worauf wir sämmtlich ungehindert ans Land kamen.

Dießmal fand kein Hinderniß statt, und einer aus der Menge, der müßig auf dem Landungsplatze stand, nahm meinen Mantelsack auf die Schulter und führte mich durch das drängende Gewühl in eine kleine Straße links vom Hafen, wo das Haus des Dr. Ernst Geßl lag, an welchen ich einen Brief hatte, und durch dessen Hülfe ich mir bald Maulthiere und einen Führer verschaffte, um einen Ausflug über die Berge nach dem andern Ende der Insel zu machen. Ohne diesen Brief hätte ich gewiß größere Schwierigkeiten gefunden, und wegen der hereinbrechenden Nacht erst am folgenden Morgen St. Nikolas verlassen können. Auch eilte ich sehr, die Stadt hinter mir zu haben, und, nachdem ich von des Doctors Tochter Kaffee und eingemachte Früchte angenommen hatte, bestieg ich mein Maulthier, dessen Sattel nicht sehr einladend war, und verließ mit meinen Begleitern, deren Zahl durch die Eigenthümer der drei Maulthiere noch vergrößert wurde, die Stadt.

Eine kurze Strecke gingen wir am Ufer hin, dann bestiegen wir die Berge gerade als die Sonne sich ins Meer senkte, und nach kurzer Dämmerung folgte eine Nacht, dunkler als ich je eine in Griechenland sah. Doch die Männer kannten die Berge recht gut, und wie eng, steil und felsig auch die Steige waren, so strauchelten die Maulthiere doch während des ganzen Weges nur einmal, bei welchem Zufall mein Knie auf das heftigste gegen eine der steinernen Mauern geklemmt wurde, durch welche die Felder auf dieser Insel abgetheilt sind. Unglücklicher waren unsere Führer, die fast alle zehn Minuten hinfielen. Doch trugen sie alle Stöße mit Geduld und guter Laune. Auf diesen rauhen Bergpfaden kamen wir früher an den Ort unserer Bestimmung, als es möglich gewesen wäre, wenn wir durch die Dörfer gegangen wären. Freilich hinderte die tiefe Finsterniß weiter als einige Schritte vor uns zu sehen. Nur zuweilen erblickte ich den Leuchtthurm in Syra, wenn der Weg sich über die steinigen Höhen hinzog, und dann und wann einen Schimmer von den Lampen aus einigen Hütten in den Dörfern über und unter uns. Niemand begegnete uns auf unserem ganzen Wege: Alles, was ich mich während des vierstündigen Rittes gesehen zu haben erinnere, sind steinerne Mauern, eine einsame Kirche, ein Wasserfall, vier bis fünf Windmühlen auf den mit Ginster bewachsenen Höhen, und eine Masse Hütten, Wohnungen und Häuser, als wir in Okomaria eintritten.

Der Steig, der in das Dorf, das auch Pyrgo heißt, führt, ist bei Nacht etwas schwierig. Endlich kamen wir in die engen Straßen, und in zehn Minuten war ich bei Mavromara, dem geachtetsten Popen des Kirchspiels, der mir bald eine Wohnung ausfindig machte und ein Nachtessen bereiten ließ, zu dem ich trefflichen Appetit mitbrachte. Auch die Treiber und ihre Thiere wurden nicht vergessen. Gegen Mitternacht zahlte ich ihnen drei Dollars für ihre Dienste und begab mich zur Ruhe.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Segelschifffahrt der Dampfboote. Die neulich zu Toulon auf dem Dampfboote der Styx angestellten Proben sind vollkommen gelungen; wenn man die Räder außer der Verbindung mit der Maschinerie setzt, drehen sie sich durch den Anstoß des Wassers, während der Wind das Schiff vorwärts treibt, und setzen der Strömung durchaus keinen Widerstand entgegen. Die Dampfboote können also, wenn ihnen der Wind günstig ist, vermittelst der Segel gehen, ohne durch den Widerstand der Räder aufgehalten zu seyn. (Das Obige ist aus dem Echo du Monde Savant vom 14 December entnommen. Der Toulonnais vom 15 December aber enthält noch einige andere Angaben, aus denen hervorgeht, daß diese Proben auf Kriegsmanövres berechnet sind; es handelt sich nämlich darum, das eine oder das andere Rad, oder beide auf einmal, nach Commando, von dem Wellbaum loszumachen und wieder anzuhängen. Bisher war dieß auf den englischen Schiffen, namentlich auf der Medea, wo dieß System der Segelfahrt zuerst in Anwendung gekommen zu seyn scheint, eine sehr langsame und gefährliche Arbeit, hier wurde sie mit einer überraschenden Schnelligkeit ausgeführt.)

Saurierknochen in Frankreich. Man hat im Nièvre-Departement beim Durchstechen des Hügels von Pouilly in einer noch nicht bestimmten Formation mehrere Wirbelknochen, so wie den Hüftknochen eines Thieres gefunden, das man für den Plesiosaurus hält. (Echo du Monde Savant vom 14 December.)

Das Dampfboot der Präsident. Im Anfange dieses Monats ließ man zu London dieses Dampfboot von 2556 Tonnen vom Stapel laufen; seine Maschinen sollen von 600 Pferdekraft seyn. Es ist etwas weniger lang als die British Queen, aber größer, da letztere nur 2015 Tonnen hat. Es ist zur Fahrt zwischen London und New-York bestimmt. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1839.

Die Melonengärten der Tataren und Kleinrussen.

In dem ganzen Steppen-Süden Rußlands, von der Ukraine bis zum Pontus, findet man bei allen dortigen Bewohnern, Tataren, Kleinrussen und Moldauern, eine eigenthümliche Art von Gärten verbreitet, welche die Landeskinder „Baschtans" *) nennen. Es sind die Producte dieser Baschtans theils so innig mit dem Leben aller jener Völker verwebt, theils sind sie der Natur der Steppen so angemessen, und überhaupt so sehr das in seiner Art Vollkommenste, was die Steppen liefern, daß eine Darstellung ihrer Cultur und ihrer Benutzungsweise als ein kleiner Beitrag für die Kenntniß der Natur und Bevölkerung jener Gegenden betrachtet werden mag.

Die Hauptgewächse, die man in jenen Gärten pflegt, sind Pflanzen, die zu den Cucurbitaceen gehören, Melonen, Arbusen (Wassermelonen), Gurken u. s. w., und auf ihre Erzielung, insbesondere aber auf die der Wassermelonen, die Lieblingsfrucht Süd-Rußlands, ist es bei ihrer Anlage vorzugsweise abgesehen, daher wir sie denn auch Melonengärten nennen können. Außer ihnen erscheinen aber in den Baschtans auch noch folgende für einen Steppenhaushalt außerordentlich wichtige Pflanzen: Paradiesäpfel, Kürbisse, Pfeffer, Baklasban, Türkische Hirse, Mais, Sonnenblumen, Zwiebeln, Rettig u. s. w.

Vor allen Dingen zunächst von den Arbusen (Wassermelonen). Diese treffliche, saftreiche Frucht scheint die Natur fast mit besonderer Bezugnahme auf die Steppen geschaffen zu haben. Denn, wie die Aloes in den Sandwüsten Afrika's und einige Cactusarten in den Llanos Südamerika's, welche sorgsam kostbares Naß für die dortigen Wesen hegen, so gedeihen die Arbusen vorzugsweise schön in den wüsten trockenen Steppen, und ziehen gerade in den trockensten Jahren vermittelst ihrer magern und dünnen Stiele und Wurzeln ihre süßesten und erquicklichsten Säfte zusammen. Sie werden hier so groß, saftreich und süß, daß sie als eine wahre Wohlthat für das Land betrachtet werden und als ein vortrefflicher Ersatz für gutes Quellwasser gelten können. Daß sie auch vorzugsweise als Durstlöscher im Lande angesehen werden, zeigt schon die Redensart der Tataren und Kleinrussen, wenn sie eine Arbuse essen wollen. „Ach, ich bin erstaunlich durstig," sagen sie und verspeisen eine Arbuse. Bei allen Frühstücken und Mittagsessen steht ihnen daher auch statt der Wasserflasche eine Arbuse zur Seite, deren kremeartig geronnenen Saft sie zum Brode schlürfen. Sie haben eine eigene Weise, die Frucht anzuschneiden, die ich beschreiben würde, wenn es ohne Weitläufigkeit anginge. — Jedermann liebt und ißt diese erfrischende Frucht, und sie erscheint regelmäßig auf der Tafel der Vornehmen, wie der Geringen. Viele Leute trinken so des Morgens Arbusen, wie bei uns den Kaffee, und wenn Jemand über Land fährt, wird er gewiß nicht vergessen, sich ein Paar Arbusen in den Wagen werfen zu lassen, die das vor den gläsernen Weinflaschen voraus haben, daß sie nie zerbrechen. Es gibt mehrere Orte in den Steppen, die ihrer guten Arbusen wegen berühmt sind, so in der Ukraine Tichwin, im Süden Akjerman u. a. Interessant ist es, den Kennern beim Einkaufe auf dem Markte zuzusehen. Sie wissen theils nach dem Aeußern jeder Frucht auf ihr Inneres zu schließen, theils nach dem Ton, welchen sie gibt, wenn man mit dem Finger anklopft. Sie pochen daher überall an dem Haufen herum, bis sie den rechten Klang treffen. Weil die Frucht zart ist und leicht verdirbt, hat man natürlich auf Methoden gedacht, sie zu conserviren. Das Beste soll seyn, sie mit Thon zu umhüllen, und so im Keller aufzuspeichern. Man kann sie so bis in den Winter hinein frisch erhalten. Es gibt natürlich sehr verschiedene Arten von Arbusen. Einige haben ein ganz weißes Fleisch, einige ein gelbliches, einige ein rosenrothes.

Neben den süßen Saftquellen der Arbusen sind zunächst die Melonen zu nennen, die auch in einer bei uns unerhörten Menge in den Steppengärten gezogen werden. Doch scheint es wohl, daß diese Frucht eine speciellere Fürsorge und Pflege von Seiten des Gärtners verlangt, als ihr hier zu Theil wird, um einen gewissen Grad von Feinheit und Zartheit zu erlangen. Denn sie gedeihen hier nicht zu der Güte, wie die Arbusen.

Zahllos in den Baschtans sind die Varietäten der Kürbisse (tickwi). Nirgends sieht man sie weder von solcher Größe, noch

*) Wohl das verdorbene persische „Bostan."

von so sonderbaren Formen. Einige sind aschgrau und so groß wie Mehlsäcke. Einige haben bei einem Durchmesser von 1 bis 2 Zoll eine Länge von 2 Schuh. Einige zeichnen sich durch ihre Kleinheit aus, haben dabei ganz die Gestalt einer aus Holz gedrechselten Birne, andere sind rund und polirt wie Billardkugeln. Wieder andere, als wollte die Natur den Menschen zum Besten haben, haben aufs Härchen die Größe, Gestalt und Farbe der Apfelsinen. Die wunderbarste aber ist der Flaschen-Kürbiß, der in allen seinen Früchten die völlig genaue Nachahmung, oder besser gesagt, Vorbildung, eines gläsernen Riechfläschchens mit Stöpsel, Deckel, geschliffenen Buckeln, Fuß und sonstigem Zubehör zeigt. Die kleinen Spielarten der Kürbisse haben ein trockenes und holziges Fleisch, das nicht gegessen wird, und sie dienen daher nur zum Zierrath und Spielzeug. Die Apfelsinen-Kürbisse sieht man überall bei den geringen Leuten auf den Schränken zwischen Gläsern und Tassen stehen, wie in Holland die Meer-Konchylien. Die Flaschen-Kürbisse braucht man hie und da, wie die Kokosnüsse zu kleinen Geräthschaften.

Nach den Kürbissen kann man die Gurken nennen, die ebenfalls in den Steppenhaushaltungen, überhaupt in allen russischen Kellern und Küchen eine so bedeutende Rolle spielen, wie wir sie nicht kennen. Nichts ist der Russe lieber, als Gurken, und selbst bei den Vornehmen wird häufig nichts als Gurken zum Braten präsentirt. Man sieht häufig Frauen und Mädchen, von welchem Stande es sey, im Garten Gurken pflücken und mit Lust wie Aepfel verspeisen. Wie sonderbar, daß solche specielle Neigungen und Vorlieben sich oft so entschieden und constant zeigen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die hieraus entspringenden Geld- und Handelsfragen, so wichtig sie immerhin für den Einzelnen und für den Augenblick seyn mögen, haben in Vergleich mit den großen Fragen, welche unaufhörlich durch das Gegeneinanderstoßen der verschiedenartigen Bevölkerungen in Anregung gebracht werden, eine untergeordnete Bedeutung, und es ist nur merkwürdig, zu sehen, wie wenig Menschen die Bedeutung dieser Racenverhältnisse erkennen. Zwar in Nordamerika drängen sie sich mit jedem Augenblick auf, denn sie sind bereits zu praktisch geworden; aber auch hier fertigt man sie häufig mit vornehmem Wesen ab, und will mathematisch berechnet haben, daß die schwarze Bevölkerung Sklave und dienstbar bleiben müsse (s. Nr. 91), obwohl der Krieg in Florida, über welchen man durchaus keine Einzelnheiten, als hie und da eine blutige Mordgeschichte, mehr hört, die Furchtbarkeit der bevorstehenden Zukunft deutlich zeigen könnte. Dieser Krieg nimmt augenscheinlich den Charakter an, welchen auf Jamaica der Krieg der Engländer gegen die Marrons hatte: die Indianer und die zu ihnen geflüchteten Neger ziehen sich in unzugängliche Sümpfe und Wälder zurück, wohin die weißen Truppen, welche man gegen sie schickt, ihnen nicht folgen können. Die Amerikaner werden endlich genöthigt seyn, mit ihnen, wie die Engländer mit den Marrons, einen Frieden abzuschließen, und es kann eine freie, wilde Völkerschaft sich bilden, welche so leicht nicht durch die Ansiedlungen der Weißen ausgetilgt werden wird, weil hier die Weißen das Land nicht bauen können, die Verwendung der Neger aber, eben wegen der gefährlichen Nachbarschaft, sehr prekär bleiben muß. Werden die Bewohner der nördlichen Staaten stets gesonnen seyn, die Gefahren und Kosten welche der Zustand der Sklaverei in den südlichen Staaten hervorruft, fort und fort mitzutragen? Hier liegt die große Frage, an welcher die Union endlich scheitern kann, vielleicht scheitern muß. Die im Südwesten, jenseits des Mississippi in größerer Anzahl befindlichen Indianer, die zahlreichen Mischlinge, namentlich auch aus französischem und indischem Blut, die Mulatten und Neger des Süden, und endlich der Kern zu einer Marronbevölkerung im Südosten, in Florida, sind Symptome, welche wohl geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu erwecken und den Glauben zu erschüttern, daß eine und dieselbe gleichartige Bevölkerung im Laufe des Jahrhunderts von der Hudsons-Bay bis zum mexicanischen Golf und vom atlantischen bis zum stillen Ocean sich ausdehnen werde.

Eine andere Stelle, wo die Indianer in neuer Kraft aufzutauchen scheinen, ist Mittelamerika (s. Nr. 177): wir haben aus der Reise eines Hrn. Montgomery (Nr. 312 f.) einige Nachrichten über den oft erwähnten Carrera gegeben. Es ist ein Indianer, welcher im Dienste des Staats die Waffen führen lernte, und sie jetzt gegen den Staat selbst, im Interesse seines Stammes, freilich vor Allem im eigenen Plünderungsinteresse führt. Während des Revolutionskampfes sah man sich genöthigt, den Indianern die Waffen in die Hand zu geben, und gebrauchte sie gegen die Spanier; nun der Revolutionskampf vorüber ist, wollen die Creolen nach wie vor die mächtigen Herren spielen, und die Indianer in Unterwürfigkeit, ja zum Theil in Dienstbarkeit halten, ein Verfahren, dessen Lohn nicht ausbleiben kann. Vor einigen Jahren, als der Kampf zwischen den Centralisten und Föderalisten in Mexico auf seiner Höhe stand, stellte der Staat von Zacatecas ein Heer von 6000 Mann, fast lauter Indianer, auf: sie zerstiebten vor der drei- oder vierfach schwächern Creolenarmee — aber hat die mexicanische Revolution im Grito de Dolores einen andern Anfang genommen? Hat nicht damals auch das indianisch-kreolische Heer auf eine nur durch den Einfluß der Priester erklärbare Weise sich zerstreut, und doch haben am Ende die Spanier den Kürzeren gezogen. Wenn wir die etwas weitschweifige Reise nach der Südsee lesen (s. Ausflug nach der Südsee Nr. 91—95. 155—162. 169—173), so finden wir, wie dünn im Westen die Creolenbevölkerung ist, und wie die Indianer an Zahl und Bedeutung zunehmen. Dieses Mißverhältniß muß der Natur der Dinge nach steigen, und wenn gleich die reinen Indianer nicht so zahlreich wie die andern Racen sich fortpflanzen, so scheinen dagegen die Mischlingsracen desto lebenskräftiger.

Die Ansichten, wie wir sie hier über Amerika ausgesprochen, entscheiden großentheils über die Auswahl in den Mit-

theilungen, welche wir über die verschiedenen Theile zu machen haben. Von der eigentlich politischen Seite aufgefaßt, können nur die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, und vielleicht noch Mexico, in den andern überragt das Racenverhältniß den Staatsverband, und sie verdienen mehr nur in geselliger Beziehung unsere Beachtung. Ja es möchte selbst hinsichtlich Nordamerika's keine so arge Ketzerei seyn, das Racenverhältniß über den Staatsverband zu setzen, denn, wenn in den Staaten südlich vom Potomak die Emancipation, unter was immer für einer Form sie wolle, Wurzel faßt, so haben in kurzer Zeit die Staaten nördlich von Potomak mehr Affinität mit den brittischen Colonien, als mit den Sklavenstaaten. Marryat spricht dieß sehr klar aus, wenn er die Unnationalität der Amerikaner (siehe Nr. 246) hervorhebt. Die verschiedenen Theile des Volks sind bekanntlich selbst in denjenigen Strichen, wo von Sklaven durchaus keine Rede ist, noch keineswegs zusammengeschmolzen, und man erkennt noch leicht den Holländer, den Deutschen, den Rundkopf und den Cavalier; der Grund ist einfach, die Menschen sind noch auf einem zu weiten Raume zerstreut, um sich gehörig an einander abzureiben und abzuschleifen. Diese Unnationalität thut natürlich auch der Einheit des Staates Eintrag, und wenn in einer vielleicht nicht allzufernen Zukunft die Sklavenfrage zur Entscheidung kommt, so wäre ein Anschließen der nördlichen Staaten an die brittischen Besitzungen, freilich nicht an den brittischen Scepter, im Gegensatze gegen die von Negern und Farbigen bewohnten Staaten, ein gar nicht so unwahrscheinliches Ereigniß, als es jetzt auf den ersten Anblick scheinen möchte.

Noch müssen wir des „fernen Westens" gedenken, der nach dem Ausspruch eines Amerikaners bald nicht mehr „ferne" seyn wird, und eines, wie die Amerikaner sagen, „riesenhaften Planes" zu einer kürzern und sichern Landverbindung mit Astoria, vermittelst des Missouri- und Columbiastromes, und einer Eisenbahn von etwa 100 (engl.) Meilen (s. Yankeebetriebsamkeit Nr. 168). Dieser „riesenhafte" Plan erscheint uns aber ein wenig chimärisch, denn abgesehen von der Schifffahrt, die auf den zahlreichen Fällen des Columbia etwas schwierig ausfallen möchte, müßte die Eisenbahn durch ein fast gänzlich unbewohntes, und zum größten Theil gar keines Anbaues fähiges Land geführt werden. Solche riesenhafte Unternehmungen mit der ungewissen Aussicht, den Chinesen — denn auf den Chinahandel ist es abgesehen — Baumwollenwaaren und dergl. für die 180,000 Kisten Thee und eben so viel Seide, die man von ihnen bezieht, zu liefern, möchten wohl ins Stocken kommen, ehe sie recht begonnen würden, um so mehr, als die Europäer keine Narren mehr seyn werden, den Amerikanern auf solche fabelhafte Unternehmungen hin noch 150 Millionen Dollars vorzuschießen. Die Phantasie der „Western-Men" hat bereits den weiten Raum der Prairieen mit Phantomen bevölkert (s. die gespenstischen Reiter Nr. 32—37), ob aber auch dieser glühende Trieb hinreichen wird, den Weg von Astoria nach dem obern Missouri mit solchen greifbaren Dingen, wie Eisenbahnen und chinesische Waarenladungen, zu versorgen, ist sehr ungewiß. Die Engländer scheinen eine solidere Bahn eingeschlagen zu haben mit ihrer Hudsonsbaygesellschaft, die inzwischen im Besitze von Astoria ist, und der es erst abgenommen werden müßte. Immer tiefer dringen die Niederlassungen und Factoreien dieser unternehmenden Gesellschaft in die Wälder Nordamerika's ein, und scheinen sich um die imaginäre Gränzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und dem englischen Gebiete sehr wenig zu kümmern. Wir haben ein Bild von dem Leben und Treiben in jenen Factoreien und Ansiedlungen mitgetheilt (s. Jagdausflug in den fernen Westen Nr. 279—285), und wenn man gleich das Verfahren der Hudsonsbaycompagnie im tiefen Norden, wo sie die armen Indianer am Ende ihres mühseligen Jagdlebens in Hunger und Elend hinsiechen läßt, bitter tadeln muß, so sind sie doch weiter im Süden, wo die Natur ein reicheres Leben spendet, so gut „Pioneers" der Civilisation, als nur irgend die nach Westen vordringenden Yankee's. Letztere stehen gegen die Engländer in einem fühlbaren Nachtheil, denn auf dem zum Gebiete der Vereinigten Staaten gehörigen Theil der Felsengebirge ist ein breiter, ganz unfruchtbarer Gürtel, was weiter im Norden gar nicht, oder in viel minderem Grade der Fall zu seyn scheint: denn die Verbindung zwischen Astoria und Canada ist vergleichungsweise leicht, während alle uns bis jetzt zu Gesicht gekommenen Schilderungen des Wegs, den man von den Vereinigten Staaten nach dem Laufe des Columbia zurückzulegen hat, von sehr bedeutenden Schwierigkeiten reden, die jedenfalls zwischen den Ansiedlungen der Amerikaner diesseits und jenseits der Gebirge eine sehr große Kluft lassen, und letztere somit in hohem Grade isoliren müßten.

(Schluß folgt.)

Tino.

(Schluß.)

In geringer Entfernung vom Dorfe Pyrgo liegen in den Gebirgen einander gegenüber zwei Klöster. Das eine war 1837 ohne Bewohner, das andere, der heiligen Jungfrau geweiht, enthielt damals vier Nonnen, von denen zwei, Türkinnen aus Anatoli, die vor kurzem Christinnen geworden, im Begriffe standen, mit Erlaubniß des Patriarchen zu Konstantinopel das Kloster zu verlassen, um in den heiligen Ehestand zu treten; die dritte war alt und schwach, die vierte aber, Schwester Christina, von mittlerem Alter und recht hübsch. Ich besuchte das Kloster am Morgen nach meiner Ankunft im Dorfe in Gesellschaft des Michael Ekonomo Marcomara, den ich schon erwähnte, und der eine Taufhandlung vollziehen wollte, die erste, die ich in Griechenland sah.

Sobald die Gesellschaft ankam, fing die Ceremonie an. Ehe man die Capelle erreichte, wurde der Talisman, den das Kind bisher getragen hatte, nach dem Volksgebrauche von seinem Halse geschnitten. Die Taufpathe nahm dann das Kind in ihre Arme und blieb an der Thüre der Capelle stehen, indeß der Priester, der in der Kirche wenig Schritte vom Eingange entfernt stand, einige kurze Gebete las. Darauf trat er herzu, hauchte das Kind an und machte mit dem Daumen und zwei Fingern seiner rechten Hand, die er fest zusammendrückte, mehrmals das Zeichen des Kreuzes auf seinen Körper, nahm es dann in seine Arme und trug es an den Altar, wo, vielleicht erschrocken über seinen großen grauen Bart, das Kleine laut zu schreien anfing. Unter

fortdauerndem Gebete wurden dem Kinde seine Kleider ausgezogen, ein Gefäß war mit warmem Wasser angefüllt worden, und der Priester wusch es mit Seife von Kopf zu Fuß. Darauf machte er wieder mit einer Wachskerze das Zeichen des Kreuzes über den Körper des kleinen Mädchens, legte ihm wieder die Kleider an, schnitt ihm einige Haare ab und trug es drei verschiedene Male um den Taufstein, begleitet von der Taufzeugin, die zwei brennende Wachskerzen von ungeheurer Größe trug, und dem Taufzeugen, der eine dritte in der Hand hielt. Als dieß geschehen, wurden die Lippen des Kindes auf die Bildnisse des Heilandes und der Jungfrau gedrückt, und die Handlung war geschehen. Während der Ceremonien war der Vater nach dem Namen des Kindes befragt worden, und er hatte einen so langen genannt, daß er für eine Kaiserin gepaßt hätte; da die gewöhnliche Benennung Duda, Papagai, ihm nicht anstand. Als die Versammlung die Capelle verließ, gingen sämmtliche Anwesende in ein oberes Zimmer des Klosters, um Kaffee zu trinken, den die Nonnen für uns gemacht hatten, und die Taufzeugin gab jedem der armen Weiber des Dorfes, die der Taufe beigewohnt hatten, 10 Leptas.

Am Abend gaben die Eltern einen Tanz in Okomaria, d. h. sie gaben das Zimmer her und hatten Spielleute bestellt, die von den Tänzern bezahlt wurden, wie denn auch jeder der Anwesenden sich mit den nöthigen Lebensmitteln versehen hatte. Die Nichttanzenden fahen anfangs zu, schliefen aber endlich ein trotz des Tumultes, der sie umgab, bis die Tänzer ihre Lust gebüßt hatten und sich zum Fortgehen rüsteten, worauf Kaffee gemacht wurde, und die Gesellschaft sich trennte.

Am Tage nach der Taufe durchstreifte ich ein wenig die Gegend, und trat in die kleine Kirche St. George, die einen Blick auf die Meerenge zwischen Tino und Andros eröffnet. Ich fand eine Gesellschaft Holzschlägerinnen darin, die eben eine Kerze vor dem Bilde des Schutzheiligen angezündet hatten. In den Bergen trifft man viele dieser kleinen Kirchen an, die stets offen stehen, doch nie beraubt werden. Oel und Lichter findet man in ihnen stets vorräthig, damit Niemand die Gelegenheit entschlüpfen zu lassen braucht, seinen Heiligen zu verehren, denn die Kirchen liegen oft weit von den Dörfern entfernt und werden nicht oft von den Priestern besucht. Als die Holzschlägerinnen (denn die Männer sind nur mit der Zucht der Heerden, oder als Kärrner, oder außer dem Hause als Handwerker und Handelsleute beschäftigt, und lassen die Sorge für die Wirthschaft in und außer dem Hause den Weibern) ihre Andacht verrichtet hatten, ging auch ich aus der Kirche, und als ich neben ihnen herschritt, riethen sie mir ab, in die Berge zu gehen, da jetzt eine ungeheure Schlange sie unsicher mache, die sie mir als höchst furchtbar beschrieben. Daß viele Schlangen in Tino sind und waren, kann nicht geläugnet werden; sie hieß ja eben deßhalb früher Ophiussa. Dessen ungeachtet ließ ich mich nicht abschrecken, und verfolgte meinen Weg nach der Quelle Kali Skala, obgleich mir gesagt wurde, daß namentlich in der Nähe derselben die Riesenschlange häufig gesehen werde. Ich traf sie nicht. Unter den zahlreichen Quellen, die ihrer heilenden Kraft wegen in Tino berühmt sind, ist diese die berühmteste. Sie entspringt auf einer ziemlichen Anhöhe, eine Wegstunde von Pyrgo entfernt, wo sie aus einem Felsen hervorsprudelt. Doch braucht man ihr Wasser, außer in Krankheitsfällen, nur selten, da, wie schon gesagt, an trefflichem Wasser die Insel großen Reichthum hat.

Die Mädchen des Dorfes Pyrgo sind sehr thätig. Gewöhnlich stehen sie schon um 4 Uhr des Morgens auf, wo sie sich mit Handschuh- und Strümpffertigen beschäftigen, wenn sie aus der Kirche kommen; um 7 Uhr wird gefrühstückt; um 8 Uhr gehen sie aus Holz oder Wasser zu holen, und helfen, wenn sie zurückkommen, bei der Bereitung des Mittagessens, das gewöhnlich um 12 Uhr stattfindet. Nachmittags verrichten sie einige Geschäfte in der Wirthschaft, oder gehen mit der Wäsche des Hauses an die Waschplätze hinab, und kommen zeitig zum Nachtessen wieder, worauf getanzt oder zu einer Nachbarin gegangen wird, um zu schwatzen, und ehe sie sich niederlegen, wird Kaffee gebrannt und gemahlen, Brod gebacken und Anderes für den Morgen vorbereitet. Die Männer sind stets in den Werkstätten, oder arbeiten in den Gärten oder Steinbrüchen. Um Holz herbeizuschaffen, müssen sie in die Berge gehen, das meist drei Stunden erfordert. Gewöhnlich versammeln sich in dieser Absicht Gesellschaften von 8 bis 10 Mädchen, die zu ihrer Erquickung einige getrocknete Feigen hart wie Wallnüsse, zu sich stecken und ein wenig Brod, nur sehr selten Fleisch. Das Holz wird nur zum Kochen verbraucht, zum Heizen der Zimmer braucht man Holzkohlen in irdenen oder kupfernen Mangals.

Wegen der großen Menge von Fasttagen, die von den Griechen sehr strenge gehalten werden, trifft der Fremde höchst selten Fleischspeisen an, und hat er Appetit danach, so ist das einzige Mittel, sich ein ganzes Schaf zu kaufen und es schlachten zu lassen. Der Preis ist äußerst gering, denn ich bezahlte für eines von 12 Pfund Gewicht 10 Pence (30 Kreuzer); theurer waren die Seekrebse, trotz der Nähe der See. Wein ist sehr wohlfeil, doch trifft man selten Betrunkene an; Brod aber wird gar nicht öffentlich verkauft, obgleich Pyrgo 1837 3000 Einwohner zählte, weil jede Familie ihren Bedarf selbst bäckt, und zwar von trefflichem Geschmack. Butter und Käse sind herzlich schlecht, doch der Honig besser als irgendwo im Archipelagus.

Okomaria oder Pyrgo hat 15 Kirchen, doch nur eine hat einen Begräbnißplatz, die Kirche der Verklärung Christi am einen Ende des Dorfes, dicht bei dem großen Schulhause, worin nach dem Lancaster'schen System 150 Knaben und 20 Mädchen unterrichtet werden. Sie lernen nur Alt- und Neugriechisch, Schreiben und Rechnen. Die beiden Lehrer, welche diese Anstalt leiten, erhalten monatlich 80 Drachmen aus den Kirchenfonds, und von jedem Schüler 10, 15, auch 20 Leptas, je nach dem Vermögen der Eltern.

Die Marmorbrüche, die fast eben so geschätzt sind als die von Paros, liefern treffliche Grabsteine, auf denen gewöhnlich das Gewerbe des Todten in Figuren, die damit in Verbindung stehen, angezeigt wird. Nur eines ist verletzend für das Gefühl. Nahe beim Eingange in den Kirchhof sieht man zwei Gruben voll Gebeine von Männern, Weibern und Kindern bunt durcheinander geworfen. Denn alle 25 Jahre werden die Gräber geöffnet, und was man darinnen findet, in jene Gruben geworfen, das Grab aber für andere Todte verbraucht — ein Gebrauch, der nur in Neapel noch gefunden wird.

Seeliger. Ein ganz ungewöhnlicher Fisch wurde in der Nähe von Havre gefangen. Er hatte die Gestalt eines Seelöwen, die Haut hatte aber regelmäßige Flecken wie ein Tigerfell, weßhalb einige Personen ihn Seeliger nannten. Er wurde am 4 December nach Paris gesandt, um daselbst näher untersucht zu werden.

(Echo du M. 8. 18 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1839.

Rückblicke.

(Schluß.)

Unsere Mittheilungen über Europa haben immer einen höchst fragmentarischen Charakter getragen: wo das Leben einerseits in so mannichfachen Richtungen sich äußert, und doch wieder ein gemeinsamer Grundzug der Bildung durch alle westeuropäischen Völker hindurch geht, andrerseits aber eine Menge Gegenstände dem Gebiete der Tagespolitik zufallen, da ist die Auswahl dessen, was mitgetheilt werden soll, ziemlich schwer, und wird es in immer höherem Grade, da eine Fluth von Zeitschriften und Büchern heißhungrig über jeden auftauchenden Gegenstand herfällt. Die gemeinsame Grundlage der westeuropäischen Bildung hat das Verführerische, daß man allenthalben Aehnlichkeiten und Anklänge findet oder zu finden glaubt, und die noch aus dem 18ten Jahrhunderte herüberwirkende Philosophie, welche den Menschen zu einem Caput mortuum macht, das sich in alle Formen gießen lasse, hat zu jener Verkennung der nationellen Unterschiede und zu der Systemsucht geführt, welche die Kraft alter Sitten und die eingebornen Stammeseigenthümlichkeiten verkennt. Daran leidet bekanntlich Frankreich am meisten, und die dort herrschende Uniformitätssucht hat sein Staatsleben trotz aller Preßfreiheit zu einer todten Maschinerie gemacht. Indeß ist doch auch Frankreich auf dem Wege, diesem seelenlosen Treiben zu entsagen. Unsere Mittheilung über die Racenverschiedenheit in Frankreich ist einer französischen Schrift entnommen, und was wir über die Departementalpresse (s. Nr. 213–220), so wie über Literatur und Kunst in den Provinzen (s. Nr. 280–288) mitgetheilt, zeigt doch wenigstens wieder einen erneuten Anfang des fast erstorbenen Provinciallebens. Dieses ist jedoch nur in den höheren und mittleren Classen in dieser Art erloschen, in den untern ist noch mancher alte Rest rege, wie die Skizzen aus den Pyrenäen (s. Nr. 4–9, 10, 38 f., 50–53, 60–63), Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes (s. Nr. 20, 21), die Reisen in der Bretagne (s. die Monate März und April) und die Briefe über die heutige Provence (s. Nr. 221 ff.) zeigen. Aber nur schwach sind die Anfänge, um sie zu einem Leben der neueren Zeit, zur Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst emporzubringen, und so lange dieß nicht geschehen ist, darf man sich über das Herabkommen der Literatur (s. Buchhandel und Literatur in Frankreich Nr. 245 f.) nicht wundern.

Zudem geht in Frankreich allmählich eine eigenthümliche Veränderung vor. Wir haben oben der Racenverschiedenheit gedacht, und in jenem Aufsatze erwähnt, daß der einheimische Stamm den eingedrungenen, wenn auch erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte, absorbire, und dann fast in seiner ursprünglichen Gestalt wieder erscheine; sollte das mannichfach bemerkte Kleinerwerden der Race (s. Nr. 94) zum Theil auch darin seinen Grund haben, daß das gallo-römische Element das germanische mehr und mehr wieder ausmerzt? In anderer Beziehung ist dieß entschieden der Fall: die germanischen Einrichtungen begünstigen mehr den Ackerbau und die Ackerbaubevölkerung, die gallo-römischen in weit höherem Grade das städtische Leben und diese erringen das Uebergewicht. Indeß fängt man in Frankreich an, das Nachtheilige dieses Uebergewichts zu fühlen; so sagt der Schriftsteller Gueroult: „die Anhäufung der Manufacturbevölkerung in den Städten ist gegenwärtig die Quelle großer Nachtheile, abgesehen von den Stadtauflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse, welche die Folgen haben, dem Arbeiter den Lebensunterhalt zu vertheuern und zu verschlechtern, oder ohne Nutzen für ihn den Arbeitslohn zu erhöhen, was geschieht dann, wenn eine unerwartete Krise plötzlich zu einer Suspendirung der Arbeiten nöthigt? Wie kann man 20, 30, 40,000 Menschen plötzlich eine andere Arbeit verschaffen? in rein menschlicher und politischer Hinsicht ist dieß ein arger Uebelstand und eine Gefahr für die Gesellschaft.“ In Frankreich ist es nicht, wie in England, die Uebervölkerung, welche die Arbeiter vom Lande in die Stadt treibt, sondern Verhältnisse, welche dem Landmann das Leben in der Stadt vortheilhafter und angenehmer erscheinen lassen. In den Briefen über die heutige Provence (s. Nr. 221) heißt es ausdrücklich: „gegenwärtig wird der Ackerbau immer mehr vernachlässigt; manche halten ihn für die niederste aller Beschäftigungen, und sehen ihn über die Achseln an.“ Auch der Finanzminister von Frankreich hat dieß offen auf der Tribune anerkannt. Wie ganz

anders ist dieß in England, und wie sehr muß diese Grundverschiedenheit auf das gesellschaftliche und auf das politische Leben einwirken.

Die Achtung, in welcher der Ackerbau in England steht, ist ein Hauptgrund, weßhalb dort die Centralisation nie in dem Maaße um sich greifen kann; man drängt sich nicht in gleichem Maaße zu dem Städteleben, also auch nicht zum Leben in der Hauptstadt, und England hat sich darum nicht bloß in weit höherem Grade seine Provincialeigenthümlichkeiten gerettet, sondern es herrscht auch ein ganz anderes wissenschaftliches und intellectuelles Leben daselbst. Versammlungen, wie die der Naturforscher in England, verdienen in der That die Bewunderung der Mitwelt, denn es ist wirklich erstaunlich, wie hier aus allen Theilen Englands sich wissenschaftliche Männer zusammen finden, und ihren Antheil zu dem großen Zwecke beitragen, alle intellectuellen Kräfte zur Vermehrung des Nationalreichthums und der Nationalmacht, so wie zur Förderung rein wissenschaftlicher Zwecke anzustrengen. Wir konnten uns nicht enthalten, aus den Verhandlungen dieser Gesellschaft (s. Nr. 264. 266 ff. 287. 292 f.) einzelne allgemeiner interessante Gegenstände mitzutheilen, um den Geist der Forschung und des materiellen wie geistigen Fortschritts zu zeigen, der sie belebt. Anerkennung verdient auch, daß sie — was in England nicht wenig sagen will — den Verketzerungen engherziger Frömmelei sich entgegen zu stellen wagt.

England ist es auch hauptsächlich, welches die Fortschritte der Dampfschifffahrt in größerem Maaßstabe in Anwendung bringt. Wir haben in diesem Jahre zwar keinen solchen Fortschritt anzuführen, wie ihn die Dampfschifffahrt im vorigen Jahre gethan, da sie zum erstenmal das atlantische Meer durchschnitt; aber doch ist Manches geschehen, was sie fördern muß. Die Regierung hat, aufmerksam durch die zahlreichen Unfälle (s. Nr. 18, 196), eine Commission niedergesetzt, um die Ursachen derselben zu untersuchen, und diese hat (s. Nr. 322) bis zur Evidenz herausgestellt, daß dieselben nicht in der Anwendung der Dampfkraft überhaupt ihren Grund haben, sondern fast allein aus Nachlässigkeit entspringen. Ueber die Mittel zur Abhülfe ist man freilich noch nicht einig, aber es wird wohl darauf hinauskommen, daß man Inspectoren anstellt, um jedes neue Dampfboot vor dem ersten Gebrauche, und überhaupt alle Dampfboote in gewissen Zwischenräumen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Dieß wird um so nöthiger, als die Anwendung des Dampfes mit jedem Tage steigt. Abgesehen von den ungeheuren Dampfbooten, die brittische Königin (siehe Nr. 190) und der Präsident (s. Nr. 363), werden jetzt auch wieder eiserne Dampfboote (s. Nr. 53. 240) in größerem Maaßstabe gebaut: man ist auf die Idee gekommen, statt der Räder eine in der Nähe des Steuerruders angebrachte mächtige Schraube (s. Nr. 302) anzuwenden, und geht stark mit dem Plane um, Dampfkraft und Segelkraft theils zugleich, theils abwechselnd zu gebrauchen, wovon namentlich die Absendung des Schiffes Vernon nach Indien (s. Nr. 266) ein merkwürdiges Beispiel liefert, indem hier die Dampfkraft nur zur Aushülfe bei Windstille oder conträrem Winde in Anwendung kommen soll, nicht aber continuirlich, da eine fortdauernde Anwendung desselben weit mehr Raum für Maschinen und Kohlen erfordert, als bei gewöhnlicher Ladung sich nutzbringend erweisen kann. Eine solche theilweise Anwendung der Dampfkraft beabsichtigt man auch bei Linienschiffen (s. Nr. 299), wie man denn überhaupt Anstalt macht, die Dampfkraft im nächsten Kriege in möglichstem Umfange anzuwenden (s. Nr. 91). Hieher gehört auch eine schon bei dem großen englischen Kriegsdampfboot Medea versuchte Einrichtung, die Räder wegheben zu können, und das Dampfboot als Segelschiff einzurichten; diese Einrichtung soll aber mit großer Mühe und Gefahr verbunden gewesen, auch nur sehr langsam vor sich gegangen seyn; jetzt aber hat ein französischer Marinelieutenant, Namens Janvier, eine andere Methode (s. Nr. 363) erfunden, wo sich das Abheben der Räder (und wahrscheinlich auch das Vertauschen mit andern, im Falle das eine zusammengeschossen würde) mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit nach dem Commando bewerkstelligen lasse; die Franzosen scheinen überhaupt äußerst bemüht, den Engländern es in der Dampfschifffahrt wo möglich gleich zu thun, da sie wohl erkennen, welch eine Ueberlegenheit eine Dampfflotte im nächsten Kriege haben wird. Merkwürdig ist, daß man bei allen ungemeinen Fortschritten der Dampfschifffahrt noch immer nicht im Klaren ist, welches Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt am meisten Vortheile bietet, und in welchem Verhältnisse der Kohlenverbrauch zur größern oder geringern Geschwindigkeit des Dampfschiffes steht (s. Nr. 273).

Dem Streben der Engländer nach außen sind wir auf unserer Wanderung durch die verschiedenen Welttheile allenthalben begegnet, allenthalben haben sie Verbindungen angeknüpft, und ein unermeßlicher Handel ist ihnen zum Bedürfniß geworden. Nachdem sie fast überall, wohin sie mit ihren Schiffen dringen konnten, ihrem Einfluß nach und nach Zugang verschafft, hören wir in neuern Zeiten wieder mehr von Reisen im Innern der Länder; außer Vigne, der tief in Tibet eingedrungen (s. Nr. 331), Todd Holroyd, der in Sennaar einige Zeit sich aufhielt (s. Nr. 32), scheint in neuester Zeit namentlich Kleinasien und Kurdistan ein Hauptziel der Bestrebungen geworden zu seyn. Außer Ch. Fellowes (s. Nr. 118) und Hamilton, dessen wir schon im vorigen Jahre gedacht, hat nun auch die Gesellschaft der HH. Ainsworth, Russell und Rassam (s. Nr. 162) sich nach Kurdistan aufgemacht, Wilbraham hat einen Theil des Landes durchzogen (s. Nr. 309), Rawlinson hat die Zagroskette durchwandert (s. Nr. 57. 118), James Brant hat mehrere noch unerforschte Gebirgsstriche untersucht (s. Nr. 35), und der Besuch der Sindscharberge von Mesopotamien her (s. Nr. 197) führte in dasselbe Gebiet. Der Grund aller dieser Reisen liegt nahe: man will das Gebiet kennen lernen, wo sich in einer nicht fernen Zukunft das Schicksal des Orients entscheiden muß. Man hat schon oft, und nicht ohne Grund, England mit Phönicien zur Zeit seiner größten Handelsmacht verglichen: Phönicien war allem Anschein nach übervölkert, wie England, und diese Uebervölkerung führte zu den zahllosen Unternehmungen in die Ferne, nur steht England gegen Phönicien in Einer Beziehung im Nachtheil, daß nämlich die benach-

barten Nationen zu fest constituirt sind, um Colonien zu dulden. England muß sie in weiter Ferne suchen.

Von den übrigen Nationen, die hier noch in Betracht kommen, haben wir ungemein wenig mitzutheilen. Reichlicher als sonst wohl ist Italien bedacht: die Schilderungen aus Sicilien (s. Nr. 9—13. 18—20, 27 f.) von Capri (Nr. 121 f.) und die Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Herniker-Gebirge (s. Nr. 258—263) rühren von einem bekannten Schriftsteller her, und namentlich die letztere bietet zugleich einen Beweis für die Wichtigkeit der Racenunterschiede in Italien (s. Nr. 337 f.), besonders für die dort ausgesprochene Ansicht, daß sich von den ligurischen Gebirgen durch die Apenninen hinab seit den ältesten Zeiten ein durch die mannichfachen Revolutionen wenig berührter Aboriginerstamm erhalten habe. Aber man beachtet denselben viel zu wenig, denn Italien ist das Land der Städte, wie denn auch von ihm aus das oben erwähnte Ueberwiegen des städtischen Lebens nach Frankreich hinüber verpflanzt wurde; indeß ist nicht zu verkennen, daß die geographische Gestaltung Italiens an und für sich die Städte begünstigt, denn einerseits lud die weite lombardische Ebene dazu ein, und andrerseits die geringe Breite des in das Mittelmeer hinein vorspringenden Italiens, was zum Handel in die Ost- und Westhälfte des Mittelmeers ermunterte, und die Städte hervorrief, deren an Zahl und Bildung wachsende Bevölkerung die Bewohner des schmalen zwischenliegenden Landes in den Hintergrund drängte. Diese Bemerkung ist nie aus der Acht zu lassen, weil, wie schon oben bei Frankreich gelegentlich bemerkt wurde, die Formen des gesellschaftlichen wie des politischen Lebens eine ganz andere Gestalt annehmen, je nachdem der „Cittadino" oder die „Gentry" vorwiegt. Es äußert dieß seinen Einfluß auf Kunst und Literatur, und ist nächst dem Klima und der geographischen Beschaffenheit das Hauptelement für die Bildung des Charakters und der Lebensansichten bei den Nationen.

Schwierig ist es allerdings, die verschiedenen Erscheinungen des Lebens aus diesen verschiedenen Quellen abzuleiten und darauf zurückzuführen, aber solche Dinge sind die Grundlage für das Studium des Charakters der neuern gebildeten Nationen, während die Kennzeichen des Charakters roher Völker weit mehr in physischen Verhältnissen zu suchen sind.

Die Melonengärten der Tataren und Kleinrussen.

(Schluß.)

Wenn das Paradies da zu suchen wäre, wo die besten Paradiesäpfel wachsen, so müßte es in den Steppen seyn. Man sieht sie besonders in Odessa des Sommers in großen Massen auf den Märkten, und zwar alle untadelig, purpurroth und faustdick. Es ist eine säuerliche, sehr angenehme Frucht, und Vornehm und Gering ißt sie als Purée, oder in Butter gebacken, in den Suppen, in Saucen u. s. w. Die Tataren nennen sie „applitschane," die Russen „pommador," wahrscheinlich corrumpirt von „pommes d'amour." Der botanische Name ist *Solanum lycopersicum*.

Die Hauptsauce des Kochbuchs der Tataren, Kleinrussen und Kosaken besteht aus zerlassenem Fett, gequetschten Zwiebeln und Knoblauch, welches Amalgam sie über alle Speise gießen, die von Natur trocken ist. Außerdem aber noch genießen sie die Zwiebeln in bedeutenden Quantitäten, und sie bilden daher wiederum ein wichtiges Product der Baschtans. Man findet in Odessa einige Großhändler für die Zwiebeln und ganze Reihen von Magazinen sind bloß für sie bestimmt. Auch die Großrussen sind bekanntlich große Liebhaber von Zwiebeln, doch ist zwischen ihnen und den Kleinrussen der charakteristische Unterschied, daß diese beim Verspeisen die Zwiebeln auf dem Brode zerreiben, während jene sie wie Aepfel zum Brode abbeißen. Wenn man die Völker in ihren Sitten genau beobachtet, so glaubt man oft ein Naturforscher zu seyn, denn Alles ist bei ihnen durch Gewohnheit und durch den jedem Volke eigenthümlichen und wie ein Naturgesetz aus ihm herauswirkenden Charakter so fest und unabänderlich bestimmt, wie die charakteristischen Merkmale, die der Botaniker oder Zoologe an den Pflanzen und Thieren entdeckt.

Zu diesem Allem kommen dann noch die Baklashan, eine Frucht von violetter Farbe, die in Gestalt und Größe der Gurke ähnlich ist. Man speist sie gebacken, mit einer Fleischfarce gefüllt. Sie sind so Gemüse und Fleisch zu gleicher Zeit und vertreten gewissermaßen die Stelle der großrussischen Pirogen (Fleisch-Pasteten).

Von den samentragenden Gewächsen der Baschtans sind entschieden die vornehmsten die Sonnenblumen, die bei uns nur als eine — freilich nicht eben sehr ästhetische — Art von Zierpflanze erscheinen, hier aber eine nicht unbedeutende Rolle in der Oekonomie der Steppen-Bewohner spielen. Die Russen, die überhaupt eine gewisse nervöse Unruhe in den Zähnen zu haben scheinen, so daß sie immer etwas zu beißen und zu knacken haben müssen, bei denen daher auch Nüsse, Johannisbrod und dergleichen Sachen bedeutende Handelsartikel geworden sind, produciren in ihrem Lande eine Menge Kerne, die sie allenfalls tändelnd zerbeißen könnten. Dahin gehören nun auch die Kerne der Sonnenblume, die so wie die Kerne der Arbusen, Melonen, Kürbisse u. s. w. auf allen Straßenecken verhandelt werden. Wenn die Kleinrussen am Sonntage spazieren oder über Land gehen, nehmen sie gewöhnlich eine große Sonnenblumen-Scheibe unter den Arm, einen Kern nach dem andern daraus hervorholend, und zeigen eine solche Gewandtheit in ihrer Behandlung, daß dem, der an die Seelenwanderung glaubt, klar werden möchte, daß sie entweder aus dem Geschlechte der kernbeißenden Vögel hervorgingen oder noch einmal in die Hüllen dieser Thiere einfahren werden. Es gedeihen diese Pflanzen hier bis zu einer außerordentlichen Größe. Die Stämme entwickeln sich mit einer großen Verästelung wie kleine Bäume und tragen je 20 bis 30 Scheiben, manche darunter zu 4 Fuß im Umfange. Man erkennt die Baschtans von weitem an den Sonnenblumen, die das Höchste sind, was darin vorkommt.

Türkische Hirse, Mais, Pfeffer u. s. w. erscheinen in den Baschtans nur gleichsam zur Verbrämung, Einfassung und Umzäunung. Denn für ihre Anpflanzungen hat man natürlich auch eigene große Felder.

Google

Da in diesen Gärten kein perennirendes Gewächs vorkommt, sondern Alles darin nur vom Frühlinge bis zum Herbst dauert, so werden sie alle Jahre von neuem angelegt. Gewöhnlich bereitet sich jeder Steppenbewohner in der Nähe seines Hauses oder auch im Felde seinen eigenen kleinen Baschtan, in welchem er sich seine genannten Lieblingsfrüchte zieht. In der Nähe der Stadt aber macht das Anlegen dieser Gärten und die Cultur ihrer Gewächse ein eig nes nicht unbedeutendes Gewerbe aus, mit dem sich bei Odessa namentlich die Bulgaren *) befassen. Diese Leute miethen ein Stück Landes von 6 bis 10 Morgen Größe, versehen sich mit den nöthigen Sämereien, bauen sich in der Nähe ihres Gartens eine Sommerhütte, und beginnen im Anfange Aprils ihre Arbeiten. Sie wählen gewöhnlich altes hartes Steppenland, weil in dem weichen mehr Unkraut wächst, brennen das Gras ab, außer dessen Asche aber sonst kein Dünger nöthig ist, und setzen die verschiedenen Samen einen jeden zu seiner Zeit ein. Das Ganze ist gewöhnlich nicht in Felder und Beete abgetheilt, daher denn ein Baschtan der bunteste Gemüsegarten von der Welt. Im Frühling umstellen sie das Ganze mit Fallen, der überall in den Steppen so häufigen Erdhäschen (Susslik; Citillus vulgaris) wegen, welche die Melonenkerne sehr lieben, bitten den Himmel anfangs um einen Regen, und nachher um andauernde Trockenheit. Der Arbeiten sind dabei sehr wenige, und wenn sie in ihren Hütten nicht schlafen, so umwandeln die Baschtaniks (so nennt man diese Art von Gärtnern) ihre Gärten bloß zur Bewachung. Im Spätsommer beim Reifen der Melonen haben sie dieselben besonders g gen die überall in den Steppen herumstreifenden Hunde zu schützen, welche die Melonen mit Begierde fressen. Anfangs October ist Alles abgeerntet und dann geht schon wieder das Vieh auf dem Gartenboden. In guten Jahren, die im Ganzen trocken und zur rechten Zeit feucht sind, lohnt sich das Geschäft der Baschtaniks bedeutend. Doch geht es ihnen zuweilen auch schlimm, wenn die Ernte mißräth, weil ihre Auslagen für die Sämereien groß sind. Die Miethe des Landes kommt dabei weniger in Betracht, weil ihr Betrag äußerst gering ist. Selbst in der Nähe von Odessa pachtet man noch für einige wenige Rubel eine ganze Partie Morgen des besten Landes. — Natürlich erscheinen hie und da je nach der geographischen Lage und je nach den Sitten der Gegend noch einige Besonderheiten in der Cultur des Baschtans. Hier bleiben einige Pflanzen weg, dort werden einige hinzugefügt, allein im Ganzen kann man annehmen, daß von den Gränzen des chinesischen Reiches bis zu denen Oesterreichs, bis zu den Karpathenländern im Wesentlichen diese Art von Gemüsegärten dieselbe bleibt.

(Berghaus Annalen. Oct. 1839.)

*) Es gibt im südlichen Rußland mehrere bulgarische Colonien.

Allan Cunningham.

Briefe von Australien melden den Tod des Hrn. Allan Cunninghams am 27 Junius d. J. Er wurde durch fortdauernde Erkältungen in der Regenzeit während seiner letzten unglücklichen Reisen in Neuseeland herbeigeführt. Allan Cunningham stand in seinem 48sten Jahre, und hatte 25 Jahre in wissenschaftlichen Untersuchungen in Brasilien, Neuholland und den benachbarten Inseln zugebracht. Im Jahre 1814 erhielt er den Auftrag, für die königlichen botanischen Gärten in Kew zu sammeln, und verließ in Gesellschaft des Hrn. Bowin England, um sich nach Rio zu begeben, nachdem er durch den verstorbenen Sir Joseph Banks vom portugiesischen Gouvernement die Erlaubniß erlangt hatte, das Innere zu bereisen. Unterwegs hielten sich die Reisenden in St. Paul einige Zeit auf, und brachten schätzbare Sammlungen zusammen, die nach Kew überschickt wurden. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren in Brasilien trennte sich Cunningham von seinem Gefährten und schiffte sich nach Sydney ein, wo er 1817 ankam. Bald nachher schloß er sich dem Generallandmesser Hrn. Orley auf seiner Reise nach dem Fluß Lachlan an, und bei seiner Rückkehr begleitete er den Capitän Philipp Parker King auf seinen vier Inspectionsreisen an den nördlichen und nordwestlichen Küsten von Neuholland. Diese Reisen dauerten bis 1822, worauf Hr. Cunningham eine Reihe von Reisen ins Innere unternahm, auf denen er reiche Sammlungen von Pflanzen machte. Später besuchte er Neuseeland, Vandiemensland und die Insel Norfolk, unternahm mehrere Reisen durch den District Liverpool Plains und das Land an der Moreton Bay, eben so fruchtbar für Botanik als Geographie, denn er entdeckte zuerst den Paß in die Liverpool Plains und den Zusammenhang der Moreton-Bay mit der Colonie Sydney.

Im Jahre 1830 kehrte Hr. Cunningham nach England zurück; als aber sein Bruder R. Cunningham von den Eingebornen erschlagen worden, während er den Major Sir T. L. Mitchell auf seinem Zuge nach dem Flusse Darling begleitete, erhielt er die Stelle eines Colonialbotanikers, die jener gehabt hatte, und kehrte 1837 nach Australien zurück. Da diese Stellung ihm in seinen Untersuchungen nicht günstig war, gab er sie noch in demselben Jahre auf, und schiffte sich im Mai 1838 nach Neuseeland ein, wo er bis zum October blieb, und mit einer zerrütteten Gesundheit nach Sydney zurückkehrte. Wenig Männer haben mehr für Botanik und Geographie gethan, und sein Verlust wird von Allen, die ihn kannten, schmerzlich betrauert werden.

Christenverfolgung in Cochinchina. Das Asiatic Journal vom November bringt den Auszug eines Briefes aus Ober-Cochinchina vom 5 Januar 1839, welcher nachfolgende Aufzählung der Opfer macht: 2 italienische Bischöfe, 5 Dominicaner-Priester und 7 eingeborne Priester wurden im Julius 1838 hingerichtet. Am 21 September 1838 wurden ein französischer Priester und ein cochinchinesischer Schüler strangulirt; am 24 November wurde ein französischer Priester in Tonkin enthauptet und zwei tonkinesische strangulirt; ein französischer Bischof starb vor Elend, und ein anderer verhungerte in den Gebirgen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 147 u. 148** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Der Alchymist.** (Schluß.) — **Ernst, das Chartisten-Epos.** (Schluß.) — **Der Regenbogen.** Von Campbell. — **Schottisches Lied.** Von einem 20jährigen Bauernburschen, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Umschlag zum Monat December und Jahresregister.)

Nr. 147 u. 148.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 December 1839.

Der Regenbogen.

Von Campbell.

Triumphthor, das aus Wolken bricht,
  Wann weicht der Stürme Zwist,
Ich forsch' bei stolzen Weisen nicht
  Um Antwort, was du bist.

Noch stets, wie in der Kinderzeit,
  Sey, Lichtbild, mir die Bahn,
Drauf Geister zu der Seligkeit
  Des Himmels steigen an.

Auch ist es ja kein Traum, kein Tand,
  Es ist des Höchsten Schwur,
Was kündet deiner Strahlen Band,
  Sey heiliger Natur.

Als über'm Grün du stiegst hervor
  Des flutenrissnen Lands,
Wie staunt' der Greise Aug empor
  Zum nie geseh'nen Glanz!

Und wie du trat'st der Berge Joch,
  Voran dem Pilgerfuß,
Hob's Kindlein jede Mutter hoch,
  Dem Gottesgurt zum Gruß.

Wohl glaublich, daß aus Menschenmund
  Das erste Lied jetzt drang,
Daß auf dem meerbefreiten Grund
  Der erste Dichter sang.

Und jeder spätre wonnerfüllt
  Begrüße so dein Licht,
Der ältesten Verheißung Bild
  Werd' ihm auch zum Gedicht!

Der Erde Weihrauch zu dir quillt,
  Die Lerche Dank dir singt,
Wann aus dem perlenden Gefild
  Der weiße Erdschwamm springt.

Wie über Thurm und Berg und Thal
  Dein Gürtel glorreich steht,
Und sendet seinen Widerstrahl,
  Tief, tief in Meeres Beet!

Noch glänzt auf dunkler Wolken Zug
  So morgenfrisch dein Sieg,
Wie damals wo des Adlers Flug
  Aus dumpfer Arche stieg.

Denn frisch stets, seinem Worte treu,
  Baut dich des Meisters Hand,
Und ewig strahlt in Jugend neu
  Des Friedens ältstes Pfand!

Schottisches Lied.

Von einem zwanzigjährigen Bauernburschen, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

Sie singen von Melly, sie singen von Nelly,
  Und Manchem gibt Susie viel schmerzliche Pein;
Die Einen mehr freudvoll, die Andern mehr leidvoll
  Und Andere singen: „in süßem Verein;"
Doch unter den Mädchen gefällt mir nur Käthchen,
  Und sprech' ich mein Herz aus, sey's dieses allein:
Ich frag' nicht nach Schätzen, es kann mich nichts letzen
  Als du nur, mein Käthchen: ach wärest du mein!

Mich labt ihre Schönheit, ihr Aug' gibt mir Kühnheit,
  Ihr freundlich Benehmen ist lauter und rein;
Drum du, mir im Herzen, o mach' mir nicht Schmerzen,
  Ergib dich mein Käthchen und werde du mein!

Wie mild ihr Betragen! Kann Jedem was sagen!
Ihr Anzug wie sittig, wie zierlich und fein!
Die Wangen wie sonnig! die Züge wie wonnig
O lieblichstes Käthchen, o werde du mein!

Wie Strahlen im Frühen das Hochroth durchglühen
Strahlt ihr aus den Brauen des Augenlichts Schein;
Die Locken so helle in reizender Welle!
Mein lieblichstes Käthchen willst werden du mein?
Ihr Antlitz so glänzig, so mädchenhaft lenzig,
Glich schüchternen Rosen dort drüben am Rain!
Wie schlank und wie flüchtig, wie zart und wie züchtig!
Mein lieblichstes Käthchen, o wärest du mein!

Wollt' mir auf den Auen ein Häuslein erschauen,
Da schlöss' ich, wenn's kalt würd', mein Holdchen recht ein,
Ihm singend und saitend manch Kurzweil bereitend,
O lieblichstes Käthchen, o wärest du mein!
Wollt' pflügen und mähen, das Haus zu versehen
Mit allem was Noth thut für Kasten und Schrein.
Nie mangl' es dem Liebchen! es wärm' sich im Stübchen!
Wie wollt' ich dich pflegen, wärst, Käthchen, du mein!

Es soll mich die Treue stets lehren aufs neue
Zu lieben so lang uns das Leben gemein;
Die Jugend mag gehen, doch Lieb wird bestehen,
O lieblichstes Käthchen, o wärst du erst mein!
Doch sollte das Mädchen umdrehen das Fädchen
Und Andere locken wagherzig zu seyn,
Will ich's nicht bestreiten, nur still es bedenken:
„Geh hin, falsches Käthchen, nie wirst du ja mein!“

Fr. Notter.

Der Alchymist.

(Schluß.)

Achter Auftritt.

(Francesca beinahe ohnmächtig. Lelio aus dem Spielhause kommend.)

Lelio.

So, so, jetzt endlich, jetzt ist's abgethan.
Ich habe brav gefochten, doch vergebens.
Es war ein Kampf wie bei den Thermopylen,
Kein einz'ger Thaler als unwürd'ger Sparter,
Blieb übrig um der andern Fall zu melden.
So wär' ich denn des schnöden Goldes los,
Bereit mit Gott die Rechnung abzuschließen.

(Francesca bemerkend.)

Wie? eine Frau? vielleicht daß mir die Liebe
Vor meinem Ende ein Almosen reicht.

(Auf sie zugehend.)

Donna!

(Pause.)

Kein Laut!

(Sich über Francesca neigend.)

Sie liegt in Ohnmacht, kalt
Die Hand, die Stirn — doch welche Aehnlichkeit!
Wie wenn's Francesca — doch, weiß Gott, sie ist's.

Francesca.

Ihr täuscht Euch nicht, ja, gnäd'ger Herr, ich bin's.

Lelio.

Was wollt Ihr hier, auf dieser Schwell' Euch windend?

Francesca.

Ihr wißt nicht, daß in einer Stunde man
Zum Tod ihn führt?

Lelio.

Wen?

Francesca.

Fasio!

Lelio.

Ihn? warum?

Francesca.

Sie haben ihn verklagt, gerichtet, weiß ich's?
Gerichtet, wie man richtet in Florenz.
In einer Nacht, ganz still und ohne Zeugen
Wie anderwärts man mordet.

Lelio.

Doch weßhalb?
Weß soll er schuldig seyn?

Francesca.

Des Gräßlichsten;
Ich sag's Euch, und indem ich's sage, zweifl' ich.
Ob denn nicht ich Grimaldi's Mörd'rin sey.

Lelio.

Was? ich begreif's nicht; Fasio verurtheilt
Weil, sagt Ihr, wie? — er meinen Onkel
Grimaldi todtgeschlagen, Fasio, er?

Francesca.

Er selbst! Ihr glaubt's nicht? o wie gut Ihr seyd!
Doch wie, Ihr waret hier, und wußtet nicht
Was, großer Gott, sich seit zwei Tagen zutrug?

Lelio.

Weil seither, Donna, ich zu meiner Schande
Hier die verruchte Höhle nicht verließ.
Weil, Leib und Seele ganz beim Höllenspiel,
Ich nichts von allem hörte, was man sagte.

Francesca.

Herr, gnäd'ger Herr, o hört, die Stunde schlägt

(Sie zählt leise, dann laut.)

Fünf, sechs (es schlägt sechs Uhr, Chor in der Ferne).

Lelio.

Hat Fasio jemand angegeben?

Francesca.

Nicht eine Seele....

Lelio.

Kann gewiß ich's glauben?

Francesca.

Gewiß! ... o Gott!

Lelio.

Was ist Euch?

Francesca.

O da kommt er!

(Die Hand ausstreckend.)

Soldaten, Priester, mein Herz wie schauderst du!

Lelio (nachdenkend, oben an der Treppe).

Soll Fasio sterben, der Niemand verrieth.

(Hüllt sich in den Mantel und lehnt sich an die Thore des Palastes.)

Neunter Auftritt.

(Soldaten, Mönche mit Fackeln und der Muttergottesfahne. Der Chor singt. Fasio, hinter den Nachrichtern, zwischen einem Priester und Rafaello. Lelio oben an der Treppe, Francesca unten, der Chor schweigt.)

Fasio (stille stehend).

Dank Rafaello, schon ist's allzuviel,
Glaubt mir, jetzt ist es Zeit, verlaßt mich,
Ich will, ich darf Euch länger nicht beschweren,

(Auf den Priester deutend.)

Da ist der Mann, der mich dem Streiche beugt.
Leb', Dichter, wohl, nun Priester ist's an dir,
Vom Heiland mir und seiner Lieb' zu sprechen.

(Gedämpfte Musik.)

Francesca (mit bittender Stimme).

Mein Fasio!

Fasio.

Francesca!

Francesca (in seine Arme stürzend).

Fasio! Fasio!

Fasio (sie an sein Herz drückend).

O arme Frau! ich hoffte deiner Seele
Den bitteren Kelch des Abschieds zu ersparen
Und mir den Schmerz noch einmal dich zu sehen,
Eh' auf das Blutgerüst ich stiege!
Allein der Herr, er will der Opfer zwei,
Da er dich zu dem blut'gen Feste lud.
Sein Will' gescheh', auf Erden wie im Himmel.

Francesca.

Ach! diese Nacht versucht' ich für dich Alles,
Doch traf ich nichts als Herzen ohne Mitleid,
Und vor den Menschen wie vor Gott beugt' ich
Umsonst die Knie' in unsres Jammers Fülle.
Da Gott und Menschen Hülfe uns versagen,
So bleibt uns nichts mehr übrig als zu sterben.

Fasio.

Francesca, still, laß in der letzten Stunde
Den Zweifel, der wie Gotteslästrung klingt.
Bedenk' ergeben, daß nur mich allein
Das blut'ge Leichentuch umfangen soll,
Bedenke, daß dich heil'ge Bande noch
Ans Leben knüpfen durch des Lebens Knospe.
Daß, wenn für mich zum Opfer du dich bringst,
Du in der Wiege unser Kind verwaist läß'st.
Das arme Kind, das keine Mutter hätte,
Deß Thränen seines Vaters Schmach abwaschen!
Wohl weiß ich, daß es süßer für uns wäre,
Vom gleichen Schlag getroffen, Herz an Herz,
Des Auferstehens Stunde zu erwarten.
Doch ach! der Herr in seiner Strenge will
Es mit uns anders, beten wir ihn an.

Francesca (in die Kniee fallend).

O Fasio!

Fasio.

Nachrichter, binde mir
Die Hände los, daß ich sie segnen möge.

(Der Nachrichter bindet ihm die Hände los.)

Dank Bruder.

Nachrichter.

Eilt Euch!

Fasio (gen Himmel blickend, der sich röthet).

Ich versteh' — es tagt!

(Die Hände über Francesca haltend.)

O Jungfrau, Gattin, Mutter, in der Liebe
Dreieinigkeit, du dreifach heilig Herz,
In eine einz'ge Seele hingeschmolzen,
Mit einem Fuß schon auf dem Blutgerüst,
Und vor dem Himmel, der uns bald vereint,
Segn' ich dich, Weib, im Namen des Allmächt'gen,
Steh' auf, es winkt der Tod, die Stunde schlägt.

Francesca.

Noch nicht, noch nicht, nein, bleibe Fasio.

Fasio.

Hörst du's, der Himmel selbst gebietet uns
Zu eilen.

Francesca.

Ach!

(Die Musik schweigt.)

Fasio.

Ich bin bereit.

Lelio

(von der Treppe herab, die Arme ausstreckend).

Haltet ein!

Rafaello.

Habt Ihr gehört, was dieser Mann da sagt?

Lelio.

Ich sag', ihr Herren, euch ins Herzogs Namen,
Nicht weiter einen Schritt zu thun.

Francesca.

Gott!

Lelio.

Ich sag' euch, daß ihr ein unschuldig Opfer
Geschlachtet hättet, wenn nicht der gerechte Gott
Zur rechten Zeit auf euren Weg mich führte.
Das sag' ich, und wenn einer daran zweifelt,
So hört zwei Worte als den kräftigsten Beweis:
Den Mörder kenn' ich — denn ich, ich bin der Mörder.

(Er steigt die Treppe herab.)

Fasio.

O Himmel, Lelio.

Francesca.

O Gott, mir schwindelt.

Lelio (Faño die Hand reichend).

Man darf sich, Fasio, auf dein Wort verlassen.
Hab' Dank, doch will auch dir ich jetzt beweisen,
Daß deines Opfers ich nicht unwürdig war,
Und kommt nur endlich der ersehnte Tod,
So sey für's Kopfabschneiden meine Wahl.

(Sich fassend.)

Ich hab' es Euch gesagt, ich bin ein Mörder,
Ihr dürft sogleich es allwärts wieder sagen,
Nicht er, nein, ich bin nun der arme Sünder,
Und der Proceß fängt ganz von vornen an.
So führt mich dann statt seiner ins Gefängniß.

Fasio (halb laut).

Ihr, Ihr auf das Schaffot!

Lelio (zieht ein Fläschchen aus der Tasche).

Ich habe Gift.

Francesca (wirft sich in Faño's Arme.)

Mein Fasio.

Fasio.

O Gott, ich danke Dir!
Das Geld, das ich so lange suchte, hast
Du mir versagt, doch an des Goldes Statt
Wie in dem Tiegel nach der Feuerprobe
Fand ich, o Gott, in meines Unglücks Tiefe
Die warme Seele, hoch- und demuthsvoll
Das himmlische Juwel aus deiner Krone.

Ernst,

das Chartisten-Epos.

(Schluß.)

Daher, als Milton sich an die Abfassung seines Verlornen Paradieses machte, finden wir, daß er der Monarchie des Himmels das Wort redete gegen Satans Rebellion, und in der Person des letztern die scheinbaren Lehren revolutionärer Unzufriedenheit und demokratischen Ehrgeizes verdammt.

Welche Hoffnung hegen die Chartisten, daß aus einer neuen Revolution im demokratischen Sinn bessere Ergebnisse entspringen werden, als die, worüber Milton klagt? Haben sie bessere Materialien, um damit zu arbeiten? Wir nehmen an daß sie dieß glauben, denn eine ihrer Resolutionen und der Grund dafür lautet so:

Gut ist es, daß die allgemeine Stimme
Ueber das allgemeine Wohl entscheide,
Denn Unterricht hat Einsicht weit verbreitet
Und mit der Gabe des Gebrauches Recht.

Nun denn! solche Resultate sind erzielt worden entweder mittelst der bisherigen Institutionen, oder trotz denselben. Die eine Annahme wie die andere ist uns genehm und zu unsern Gunsten. Wenn letzteres, so kann die Kraft, welche schon so weit triumphirt hat im Gegensatz gegen sie, noch größere Triumphe erringen, verbunden mit ihnen. Wenn ersteres: wie ungerecht und gefährlich zugleich, solche Wohlthaten mit Vernichtung zu vergelten! Von beiden Annahmen ist diese auch die wahrscheinlichere. Ehe man von Reform in Kirche oder Staat reden kann, müssen diese Institutionen existiren, um reformirt zu werden, und ihre Nützlichkeit muß ihrer Corruption vorangegangen seyn. Daher hüte man sich, daß man nicht, um zu reformiren, zerstöre, damit man nicht gar das Holz umhaue, aus dem man den Stab machen will. Jetzt hab' ihr eine Kirche und einen Staat; aber nicht eben so gewiß ist, ob, wenn diese weggeräumt sind, ihr noch Materialien haben werdet, um eine neue Kirche und einen neuen Staat besser oder schlechter, zu bauen. Das ist der Punkt! und es ist gerade derjenige, wo das Princip der physischen Gewalt sich als irrig zeigt!

Die erste und die letzte Berufung soll und muß an die moralische Kraft gemacht werden. Shelley hatte hievon die klarste Einsicht; er begehrte keine andre, um seine visionären Entwürfe auszuführen. Es ist charakteristisch an den beiden Dichtern, daß Shelley ganz ideell war in seinen Stoffen, und bis zum Uebermaß phantastisch in der Composition seiner Gedichte, während der vorliegende Poet seine Charaktere und Begebenheiten bei den Männern und Weibern der Wirklichkeit gesucht und gefunden hat, und in seinem Styl streng und bündig ist wie Dante. Die Strenge und Einfachheit seines Styls ist bewundernswerth — er ist würdevoll zugleich und verständlich; die künstlerische Geschicklichkeit, welche sich darin offenbart, setzt uns in Erstaunen. Die schon mitgetheilte Schilderung Christoph Ernsts und die Rede des Engels sind ebenso großartig als passend. Jetzt die Vision selbst:

Gesichte sah ich sonst schon, Träume träumt' ich,
Und das lebhafte — und hielt sie für wahr. —
Sie gleichen so der Wahrheit — jetzt nicht mehr!
Nein! wie die Hölle falsch sind sie gewesen,
Ich weiß, daß falsch sie waren, so gewiß
Als das: daß diese Lampe nicht die Sonne,
Nachdem ich beide hab' gesehn. Ein Engel
Kam zu mir gestern Nacht, ein Engel des Herrn —
Nein, fahrt nicht auf! hier setz' ich meine Seele
Zum Pfand, und wenn ich eine Lüge sage,
So fasse mich der Erzfeind selbst (und ihr
Seyd Zeugen dieses Pacts!) zur Stelle gleich
Und halte ewig mich in seinen Qualen.
Ja wahrlich nichts Gering'res war es, als
Ein Herrlicher des Himmels, ein Engel Gottes,
Wohl kannt' ich ihn, nicht daß ich ihn gesehn
Mit Augen, — mit der Seele fühlt' ich ihn;
So war es. Schon zu Bette war mein Weib
Und meine Kinder all, nur ich saß da

Brütend ob meinen dämmernden Gedanken,
Schwach wie die Asche dem Erlöschen nah.
Plötzlich durchblitzt' ein heftig Licht das Zimmer,
Als flammten tausend Sonnen auf mit einmal,
So hell daß es auslöschte alles Andre,
Und nichts vor seinem Glanze sichtbar blieb.
Ich sah mich um, doch es versagten mir
Die Augen, des Gesichts war ich beraubt;
Doch war bewußt mir ein Anwesendes —
Der Geist, der dieses Lichtes Wesen war,
In seinen Glanz gehüllt; ein seltsames
Bewußtseyn, dieser Erde nicht gehörend;
Nicht läßt es sich erzählen, hören, wissen.
Wie angedonnert stand ich da, hinaus
Ueber's Erstaunen, und es drängte mir
Sich diese Wahrheit auf; es war kein Ton,
War keine Stimme, die durchs Wort sich aussprach,
Die Wahrheit selbst war's; nicht zum Ohr sprach sie,
Unmittelbar berührte sie die Seele,
Unsinnlich.

Eine ebenso schöne Probe von passender Angemessenheit ist gegeben in der Rede eines Zweiflers und Spötters, welche von Arthur Hermann dahin beantwortet wird: es sey jetzt die Zeit gekommen zu gemeinsamem Handeln und nicht zu separatistischem Grübeln. Die Moral der oben citirten Visionen scheint in Folgendem enthalten. Religion, sagt der Dichter:

Ist eine frische Seele, eingehaucht
Dem alten Menschen, so gewaltig und
So alldurchdringend, daß sie Alles an ihm,
Sogar sein träges Fleisch, macht neugeboren
Im Geist; so daß, auf welchem Weg er wandelt,
In wildester Gefahr und Noth er fühlt
Die Gegenwart, den Schutz von seinem Gott,
Und wunderbar, in dieser Kraft, Trotz bietet
Der ganzen Welt. Oh! wenn du sinnst auf große,
Gefährliche und kühne Unternehmung:
Sey fromm! damit du werdest stark an Kraft
Und alle Hemmungen besiegst! Schau' auf
Zu Gott, und auf die Menschen nieder; bist du
So voll inbrünstigen Vertrauens, daß es
Wie Feuer alle Furcht verzehrt, vernichtet:
So wandelt deine Stirn in Diamant sich
Gegen der Feinde Drohn; kein Zweifel quält,
Keine Besorgniß schreckt dich; alles thust du,
Als hätt' dein Ohr vernommen Gottes Stimme:
Geh hin und thu's! Nur das ist unsre Größe
Und unsre stolze Ahnenschaft: daß wir
Stammen von Gott! Denn was als Kleinheit kann
Vom Menschen kommen, von dem Wurm des Staubes?
Er muß abthun sich selbst, — ein neu Geschöpf
Werden dem Herrn: dann wird die Kraft er fühlen
Um Welten zu versetzen. Dann, wie hoch
Der Himmel ist über der Erde, wird
Sein Muth sich heben über seine Furcht,
Bis klein erscheint das riesenhaft'ste Schreckbild
Wie ein entfernter dunkler Fleck; dann mag
Gefahr mit ärgsten Stürmen ihn umbrausen:
Er wird sein Haupt, wird seine Brust entblößen,
Zu stählen seine Nerven in dem Toben;
„Komm, komm Gefahr! ein Sturm nur bist du! bald
Fährst du vorüber, ich — ich stehe fest
Und spotte deiner! Solch ein Geist war es,
Welcher ergriff des jungen Hermanns Seele.

Wir beklagen die Verirrung des Dichters in dieser Beziehung um so mehr, als er in dem Charakter Arthur Hermanns ein Talent in Schilderung von Gemüthszuständen und Entwicklungen gezeigt hat, welches ihm hätte trefflich zu Statten kommen können. Er wird geschildert als Mitglied einer organisirten Verbrüderung:

Wo jeder eifrig war, nicht nur vom eignen
Eifer beseelt, sondern auch von der Inbrunst
Der ganzen Schaar. Sie waren längst verbündet,
Doch so, daß von des Lands Beherrschern sie
Erachtet wurden nur, so wie sie schienen,
Als strenge Prediger und fromme Hörer,
Nur trachtend nach dem Himmel, wenig sorgend
Um diese Welt, und wie sie sey regiert,
Und nicht gesonnen ihre Ruh' zu stören.
Sie nahmen zu — die Andern trauten ihnen.
Vertrau'n! fürwahr du bist ein guter Fechter,
Aber untüchtig ganz den Schild zu halten.
Täglich und stündlich nahm nun zu die Schaar,
An Stamm und Zweigen, rings über die Gegend
Ausbreitend sich, wie ein noch junger Ruhm;
Die von den Armen, welche nicht zu ihnen
Gehörten, lebten wie Pestangesteckte —
Man floh sie, deutete auf sie mit Fingern.
Sie hatten eine gute Sache, die sie,
Was mehr ist, besser machten noch durch ihr
Verfahren. Denn ein Thor ist, wer da denkt
Nieder den Staat zu schrei'n mit einer andern
Losung und Feldgeschrei als: Religion!
Heiß schmeckt der Hochverrath, und heiß muß seyn
Der Hunger, welcher ihn hinunterschlingt —
Ein schwärmend enthusiastischer Heißhunger;
Und dieser Enthusiasmus ist ein Feuer,
Vom eignen Rauch sich nährend; — leicht erhalten,
Wenn man ihm nur abschneidet fest're Nahrung
Und es mit Dünsten füttert. Wer klar sieht,
Ist kein Zelot; die Wahrheit reinigt ihm
Die träumerischen Dunstgebilde; nur
Wo keiner Einsicht hat und jeder glaubt
Was er nur hört, da ist der Schwärmer König
Und hat ein weitgedehntes Königreich!
Drum Heil dir, o Religion! du Mutter,
Nährende, dieses Feuers, das bestimmt ist

Des Menschen Fesseln zu verzehren, leicht
Wie mürbe Stricke!

Beherrscher des Landes! hier ist auf eure Unwissenheit und die specifische Seite derselben scharf und klar hingewiesen! Ueberlegt euch dieses, so gewiß euch die Wohlfahrt des Königreichs am Herzen liegt! Die Männer, die sich gegen euch aufgestellt haben, sind, wie sie sich selbst nennen: „Heilige," sind Leute, die „immer das Lob Gottes in ihrem Munde führen, und in ihren nervigen Händen ein zweischneidiges Schwert, scharfe Rache zu üben — um Könige niederzuschlagen und die Niedergeschlagenen in Bande zu werfen, sie und ihre Edeln." Das Gedicht beschreibt dann noch andere Mittel, ihre Zahl zu vergrößern, und die Disciplin unter den Genossen zu verbessern.

Um in Eins zu fassen Alles:
Sie waren eine Masse, stark genug
Um zu gefährden einen stärkern Staat,
Und alle so compact in Eins verschmolzen,
Daß unausbleiblich aus der drohenden
Gefahr der sichre Umsturz mußte keimen.

Wir glauben, daß in all diesen Beschreibungen durchaus keine poetische Uebertreibung ist. Nachdem nun alles so vorbereitet ist, wird ein Jahrmarkt benützt, um in furchtbaren Haufen sich herbeizudrängen; die anwesende Yeomanry (die berittene Miliz) verlangt die Auslieferung von Heß, Hermann und Linsingen; dieß wird abgeschlagen. Christoph Ernst ist der Vorderste in dem nun folgenden Gefecht und wird getödtet —

Sein Hirn, zerschmettert von Pistolenschuß,
Bespritzte den Soldaten, dem der Nebel
Des Todes nicht so sehr das sichre Auge
Verdunkelte, als er aufs Korn ihn nahm.

Der alte Harsner betheuert, er habe die Seelen Ernsts und andrer, die in dem Kampf gefallen,

„gesehen sich erheben,
In Glorie zum Himmel schweben;"

und ermuthigt durch seine wilden Töne und Weisen, greift sofort die Schaar das Schloß des Grafen Stolberg an, dessen Leichnam auf dem Felde liegt. Der Leser sieht, daß, um die unmittelbare Bedeutung des Gedichts zu maskiren, Personen und Orten, die offenbar englisch sind, deutsche Namen gegeben werden.

Das eilfte Buch beginnt mit einer kraftvollen Apostrophe an die Verwegenheit, „die Hände nur, und keine Zunge hat." Die Besatzung von Schloß Stolberg wird durch den Grimm des Volkes vernichtet; dann berathen sich die Verschwörer und fassen den Beschluß, für ihre Sache den Beistand der Schmuggler auf der Küste zu gewinnen. Dieß geschieht — und die Angabe der Mittel zeigt die Bekanntschaft des Dichters mit der bezeichneten Lebensweise. Der Auftrag wird Linsingen angeboten, der aber, als das Haupt, sich weigert der Fuß zu seyn, und daher unterzieht sich demselben der großmüthigere Hermann, der, wie sich am Ende zeigt, nicht der Sohn des alten Verräthers ist, sondern ein Findling aus der königlichen Familie Ernst. Linsingen, Lucy und ihr Vater fallen als Opfer der Insurrection. Aber doch ist es mehr als eine Revolte — es ist eine Revolution. Die Volkssache siegt, und das Gedicht schließt so:

Doch, Hermann? Wo bleibt der?
Wo ist der König? Komm' und zeige dich,
Daß dir Ergebenheit pflichtmäßig huld'ge,
Dich kröne mit der freien Kron', um die
Lorbeeren wand der Sieg. O komm! es ruft
Nach dir dein treues Volk. O zeige dich,
Ein festlich Schauspiel, ihrem frohen Auge,
Und sey so königlich in deiner Gnade,
Als sie in ihrer Liebe treu und eifrig.
Nach dir fragen sie Alle — dumpf pflanzt sich
Die Frage fort, jetzt wird sie stürmisch laut —
Doch Niemand weiß Antwort. Ha, das ist seltsam!
Seltsam, daß Rumpf und Glieder stehn allein,
Und weg das Haupt ist. Wann ward das erhört!
Verschwunden ein König und verschollen ganz
Wie ein Zigeunerbub! Verrath, gesteh's:
Erschlugst du ihn? wenn dieß, so wirst du's büßen,
Fürchterlich büßen einem Zorn, deßgleichen
Man niemals wüthen noch gesehn, dem Zorn
Eines wahnsinn'gen Volks. Doch wer sah ihn
Zuletzt, zu welcher Zeit? an welchem Ort?
Da sprachen viele, doch nur Einer ward
Gehört, denn seines Ansehns ernste Würde
Wog auf den Werth von vielen andern Zeugen;
Er war's — der ehrliche Schäfer; der trat vor
Und sprach: „ich liebte sehr und ehrte ihn,
Drum während der Gefahr des Tags hatt' ich
Ein scharfes Aug' auf ihn; als wir aufbrachen
Zuletzt, stand er, ermunternd, an der Spitze,
Der erste selbst im Zug. Ich folgte ihm
Furchtlos, denn etwas Uebermenschliches
Hatt' er in seinem Wesen; so schien's mir,
Und ward in seiner Haltung offenbar.
Gradaus ritt über Stock und Stein und Hügel,
Ritt über Sumpf und Dickicht er, hinein
Mitten in die Gefahr und in die Feinde,
Gefaßt von panischem Schrecken; forderte
Heraus den Tod auf sich, doch gab ihn keinem;
Er führte keinen Schlag, that keinen Schuß,
Sondern, sein Schwert schwer an des Pferdes Seite
Herniederhängend in der Hand, als wäre
Sein Arm zerschmettert — so ritt er dahin,
Und also folgt' ich ihm bis an den Fluß
Oder ganz nah' dabei; doch als dem Ufer
Wir nahe kamen, strauchelte mein Pferd
Im dicken Röhricht, stürzte, und ich drunter —
Besinnungslos, betäubt, sah ich nichts mehr;
Bald aber wieder mich vom Sturz erhebend,

Sah ich mich um, und nichts mehr vor mir sah ich;
Doch hinter mir floß still der rasche Fluß;
Das Krigsgetöse lärmt' auf beiden Seiten,
Wie ihr es Alle höret. Ich bin fertig.
Der Himmel gönn' uns bessere Gewißheit
Als ich kann bieten." Groß Gemurmel hob sich,
Weil diese ganze Kunde gab kein Licht,
Nur dunklern Zweifel. Dann mit Stangen ward
Der Fluß durchforscht und allen Mitteln, ihm
Die Wahrheit abzudringen, doch vergebens;
Denn war's auch so: wenn solch ein königlicher
Gewinn ihm einmal zugefallen war,
So ließ sich hoffen kaum, daß er zurück
Ihn geben würde; und nach aller Mittel
Erschöpfung stand da die Rathlosigkeit,
Gekreuzt die Arme. Doch gleichgültig floß
Die Zeit dahin; die Tage häuften sich
Zu einem vollen Monat; und inzwischen
Besann das Volk sich und bekannte: klar
Habe gezeigt sich hierin Gottes Finger;
Beruhigt, heiter wurden die Gemüther.
Drum, als sie nach dem Brauch zusammenkamen,
Um festzusetzen Regiment und Ordnung,
Und nun die Frage war, wer sie beherrschen
Sollte an des verschollnen Königs Statt,
Da schrie das ganze Volk aus Einer Seele:
„Nein keinen Herrscher, keinen andern wollen
Wir haben; sein Gedächtniß — das Gesetz,
Das er uns gab — die seyen unsre Herrscher!
Auf seinem leeren Thron soll keiner sitzen,
Bis er zurückkehrt — denn nur seine Zeit
Wartet er ab, so wie die Vorsehung
In grauen Zeiten es zu ordnen pflegte,
Und wie in jüngern Zeiten man's erlebt.
Er naht uns wieder in der Zeit der Noth,
Hat stets ein wachsam Aug' auf uns. Inzwischen
Wollen wir unsern Heldenpatrioten
Ehren, nächst Gott zumeist, mit Festesfeiern,
Ermangelnd keines Schmucks und Gepränges,
Mit jährlicher Begehung seiner Tage,
Und mit der Herzensanbetung, die heil'ger
Und tiefer ist als Alles, daß niemals
Die Wohlfahrt dieses Lands vergessen möge,
Woher sie stamme, und nicht ihn, den Quell
Von Allem und den Gründern; daß wetteifre
Sein immer wachsendes Gedeihen mit
Gleichmäß'gem Wachsthum vollster Dankbarkeit —
So sey's — und wie du, Ernst, kommst je du wieder,
Uns finden möchtest, woll'n zu seyn wir streben!

Dieß erinnert einen an des Sophokles Oedipus auf Kolonos.

Wir haben jetzt hinlängliche Proben mitgetheilt, um den Geist zu zeigen, in welchem das Princip der physischen Gewalt aufgefaßt, und die poetische und religiöse Intelligenz, womit es durchgeführt ist. Sonderbar daß die Sache der Chartisten in ihrer Wiege schon einen Dichter besitzen sollte, der sie auf einmal unsterblich macht. Dieß ist wirklich so; denn dieß Werk, einmal dem Publicum bekannt geworden, kann nicht mehr untergehen. Es kann nicht untergehen, denn es ist ein Werk des Genius. Wir erröthen nicht darüber, daß wir im Zusammenhang damit die Werke Miltons und Dante's genannt haben. Aber hätte doch der Dichter aus ihrer Erfahrung Weisheit gelernt! Er weiß nicht, was er dadurch, daß er es nicht that, verloren hat. Er hätte aus diesem Gedicht das Epos des Zeitalters machen können, entsprechend seinen Bedürfnissen und seinem Charakter; aber dieß ist ihm fehlgeschlagen wegen seiner Einseitigkeit. Homer verherrlicht den Hektor ganz ebenso wie den Achilles — er läßt beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren. Aber der Dichter des Ernst ist blind gegen die Vorzüge der bestehenden Institutionen und gegen die Verdienste der Beamten und Diener derselben. Er hat sich darauf beschränkt, der Dichter einer Partei zu seyn, während er hätte der Dichter seiner Zeit seyn können. Wir sind nicht gefühllos gegen die Ansprüche der arbeitenden Classen, und in unsrem Gedicht: die Sündfluth*) haben wir ihre Rechte geltend gemacht in den Theilen des Gedichts, welche sich auf das Geschlecht Kains beziehen, welches die Arbeiter der vorsündfluthlichen Zeit in sich begreift; aber wir zeigten auch, welche Rechte den Stämmen und Geschlechtern Abels und Seths gebühren; und kein Gedicht, das dieß große Thema aufnimmt, sollte es unter weniger als diesen drei Gesichtspunkten behandeln. Schade daß bei den Vortheilen eines heutzutage alle Geister und Gemüther interessirenden Gegenstandes ein Dichter von solcher Begabung, wie der vorliegende, nur einen Theil der socialen Interessen berücksichtigt, und das in einer Weise, welche alles Gute der Gegenwart umzustürzen trachtet, ohne für die Zukunst einen Ersatz zu bieten.

Es wäre leicht zu zeigen, daß sein Plan einer politischen Regeneration ein bloßes Hirngespinst ist; daß er Meinungen an die Stelle von Grundsätzen setzt, und daß die beigebrachten Principien auf wohlthätigere Weise ausgeführt werden durch die bestehenden Einrichtungen, als durch die von ihm vorgeschlagnen möglich wäre.

Wir haben davon gesprochen, daß der Gegenstand zum Epos der Zeit tauglich gewesen wäre, wenn ein solches gedichtet werden sollte; und bei einsichtsvollerer Behandlung hätte das besprochene Werk selbst dieß Epos werden können. Wir erinnern uns, daß wir mit Mr. Thomas Carlyle Regent-Street hinabgingen, als er die Bemerkung machte, daß wir Dichter insgesammt fehlgriffen in dem Stoff, den wir behandeln sollten. „Die Vergangenheit," sagte er, „ist viel zu alt für dieß Zeitalter des Fortschritts. Sehen Sie dieß Gedränge von Wagen, diese Menge von Männern und Rossen, von Weibern und Kindern. Diese alle haben ihre guten Gründe, warum sie gerade diesen Weg

*) Der Beurtheiler ist J. A. Heraud, Verfasser des obengenannten Gedichts und eines jüngst erschienenen „Pleasures of Genius," worauf wir zurückkommen werden.

und nicht einen andern einschlagen. Könnten wir in ihren Seelen ihre Beweggründe lesen, so würde sich sogleich ein episches Gedicht darbieten, schildernd die Geschäftigkeit und das Treiben des Lebens, wie es wirklich ist, mit all seinen Leidenschaften und Interessen, seinen Hoffnungen und Aengsten. Ein Gedicht, in Prosa oder in Versen, in diesem Geiste aufgefaßt und unparteiisch ausgeführt, würde das Epos unsers Zeitalters seyn." Und in diesem Geist entwarf er den Plan zu seiner: Französischen Revolution.

In Betracht der politischen Gesinnung und Tendenz dieses Gedichts entschlossen wir uns nicht ohne Widerstreben und nicht ohne den Rath gewichtiger Autoritäten, ihm diese auszeichnende Beachtung zu widmen. Man rieth uns einerseits, es mit Verachtung zu behandeln, es mit Spott zu überhäufen wegen seines Inhalts und seiner Tendenz. Aber wir bedachten, daß nichts lächerlicher und verächtlicher seyn könnte, als ein solches Verfahren. Andrerseits empfahl man uns (und wir dürfen hier als gewichtige Autorität William Wordsworth nennen), dem Verfasser alles ihm gebührende Lob zu zollen, und hierin lieber zu viel als zu wenig zu thun; und dann dem Geist der Staatsmänner nahe zu legen, welche Aufmerksamkeit und Rücksicht ein solches Phänomen verdiene und fordere. Denn ist nicht das Erscheinen eines solchen Gedichts unter solchen Umständen beinahe ein Wunder? Und zudem, spricht es nicht die Seufzer und die angeblichen Beeinträchtigungen von Millionen unsrer Landsleute aus? Sollten wir darauf nicht achten? Wenn die untern Classen der Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit auf die ersten Principien richten, welche der Gesellschaft zu Grund liegen: rührt dieß nicht von der Art und Weise her, wie man in neuern Zeiten mit ihnen, um Parteizwecke, gespielt hat? Haben nicht das neue Armengesetz und die Kritiken für und wider in den leitenden Artikeln einflußreicher Zeitungen einen großen und tiefen Einfluß geübt auf den aufgeregten Geist der Zeit, der jetzt immer geschäftig ist, jede neue Maaßregel auszubeuten? Ist nicht auch die Reformfrage noch so entfernt von ruhigem Abschluß als je? Ehmals pflegte der Kampf vor den Außenwerken der Constitution zu toben. Diese sind niedergerissen, und die Insurrection greift jetzt die Citadelle an. Es ist nicht mehr als Gebot der Klugheit, daß wir uns bekannt machen mit den moralischen, intellectuellen und physischen Mitteln, über welche sie gebieten, um sie wegzunehmen. Ein Gedicht ist die höchste Manifestation menschlicher Weisheit und menschlichen Genius; ein solches haben wir vor uns. Es ist eine Verkündigung größerer Gefahr. Kein Mensch von gewöhnlicher Einsicht sollte in Unkenntniß davon bleiben, daß Gefahr um den Weg ist, nicht in gewöhnlicher Tracht, sondern geschmückt mit dem Gewande des Sängers und gesalbt mit Weihe — Prophet zugleich und Priester! —

So weit der englische Beurtheiler, der dann nur noch eine philosophisch-religiöse Ermahnung und Warnung beifügt, daß der Mensch nicht über seine nothwendige Beschränktheit und Unvollkommenheit, welche durch Sünde noch vermehrt werde, vermessen hinausstreben, sondern sich dem Gesetze der Nothwendigkeit fügen und in seiner Sphäre Jeder durch Streben nach Tugend und Gottähnlichkeit das Wohl des Ganzen zu fördern sich bemühen solle. Wir haben manche seiner Bemerkungen und Betrachtungen auch darum mitaufgenommen, weil man daraus erkennen kann, was die politischen, die religiösen und philosophischen Ansichten eines Theils der gebildeteren Engländer sind, desjenigen, der politisch gemäßigte Torygrundsätze festhält, dabei aber für eine freiere Betrachtungsweise nicht unzugänglich ist, und was er praktisch verwirft, doch vom ästhetischen Gesichtspunkt aus wohl zu schätzen und zu würdigen weiß. Auch die angeführten Fragmente aus Milton werden unsern Lesern nicht uninteressant seyn, und die geringe Meinung, welche vor zweihundert Jahren der Dichter des verlornen Paradieses von den politischen Anlagen und Talenten seiner Landsleute hegte, wird Manchen überraschen.

Ueber das Gedicht selbst, welches wir in seinem ganzen Umfang kennen zu lernen durch die mitgetheilten Proben sehr begierig gemacht werden, das aber nur als Manuscript gedruckt und daher schwer zu bekommen ist, wollen wir nichts weiter beifügen. Der englische Beurtheiler scheint uns seinen poetischen Werth im Ganzen sehr richtig bezeichnet zu haben, und wir bewundern mit ihm die Kraft und Einfachheit der Sprache, welche an Energie die Wordsworths häufig übertrifft, jedoch hinter der classischen Vollendung Miltons zurückbleibt. Manchmal ist die Sprache rauh und ungeglättet, aber dann auch wieder höchst zart, und ebenso schmiegsam den weicheren Gefühlen, wie den feurigsten Leidenschaften dienstbar. Ueber die Charaktere können wir aus den Proben noch nicht gehörig urtheilen; doch scheint uns Arthur Hermann sehr gut gezeichnet; und die Schilderungen des Dichters lassen ihn ebenso feinsinnig im Detail als meisterhaft in großen Zügen erscheinen. Was endlich dieß Gedicht als sociales Phänomen betrifft, so wollen wir nur noch auf den Unterschied aufmerksam machen, welcher in dieser Beziehung zwischen dem Charakter der Engländer und der Franzosen sich offenbart; während die französischen Republicaner zum größten Theil dem Unglauben und dem Materialismus huldigen, sind die englischen Chartisten, wenigstens wie sie uns dieß Epos zeigt, nichts weniger als irreligiös, vielmehr für Fanatismus sehr empfänglich, und der Dichter, der so vieles aus der Wirklichkeit geschöpft, wird wohl auch in dieser Beziehung sich nicht wissentlich von der Wahrheit entfernt haben. Durch die neue Chartistenbewegung dürfte auch dieß Gedicht eine größere Bedeutung gewinnen und mögen die hier gebotnen Proben in Folge hievon ein vielseitigeres Interesse erregen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

AP30
A88
v.12
[ ]
no.274-3
1839
Oct.-Dec.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google